21481

Deutsches Leben.

I.

Deutsches Leben.

Novellen, Erzählungen und Skizzen.

Herausgegeben

von

Heinrich Pröhle.

I.

Der Oberamtmann und der Amtsrichter. Von Jeremias Gotthelf
Dorfchronik eines deutschen Schulmeisters in Ungarn. Von Gottfried Schröer

Leipzig,
Avenarius & Mendelssohn.

1853.

Kgl. Prov. Bibl.
Berlin

Vorwort.

In der vorliegenden Schrift übergeben wir der Lesewelt das erste Bändchen eines Werkes, das von dem Herausgeber in Verbindung mit der Verlagshandlung schon seit längerer Zeit vorbereitet ist, und zu dem sehr namhafte Schriftsteller ihre Betheiligung zugesagt haben. Wir beabsichtigen in demselben eine Reihe von Erzählungen zu liefern, welche das deutsche Leben schildern, und seine Erscheinungen in einer Reihe von Bildern dem Auge des Lesers vorzuführen.

Wir werden dahin streben, daß den Le-

fern durch die verschiedenen Erzählungen, welche wir veröffentlichen werden, zugleich ein Bild des deutschen Volkslebens nach seinen landschaftlichen Verschiedenheiten vorgeführt wird. Der Schweizer wie der Deutschungar, der Schwabe wie der Märker u. s. w. sollen in unsern Erzählungen nebeneinander auftreten und nach den innersten Eigenheiten ihres Wesens, wie sie in Haus und Hof, im Verkehr mit Weib und Kind, bei ernster Beschäftigung und auf der fröhlichen Kirchweih sich zeigen. Mit diesem Wechsel des Inhalts der Erzählungen nach den verschiedenen Landschaften gedenken wir es jedoch keineswegs so genau zu nehmen, daß in irgend einer Weise das ganze Werk, welches als Unterhaltungsschrift dem Publicum lieb werden möchte, darunter leiden könnte. Wir werden daher theils mit einem guten Erzähler zu den nämlichen Gegenden gern mehr als einmal zurückkehren, theils auch überhaupt den landschaftlichen Charakter des Wer-

kes immer nur als etwas Untergeordnetes betrachten, sodaß er immerhin verschwinden mag, wo nur überhaupt deutsches Leben und Sittenschilderungen aus demselben gegeben werden. Demnach bedarf es auch kaum der Erwähnung, daß in der Reihe von Erzählungen, welche wir liefern wollen, nicht etwa nur dieser oder jener Stand hervortreten wird, sondern daß alle hier gezeichnet werden sollen und namentlich mit dem vorzugsweise sogenannten Volke auch der sogenannte Mittelstand, das Bürgerthum im umfassendsten Sinne des Worts, auf dem die Kraft der deutschen Nation beruht, geschildert werden wird.

Es ist schon gesagt, daß wir dabei lediglich den Zweck verfolgen, der Lesewelt ein Unterhaltungswerk zu liefern; sollte der Leser außerdem aus unsern Worten schließen, daß es vielleicht von einer gewissen patriotischen Wärme durchdrungen sein wird, so wird dies

hoffentlich in seinen Augen dem Unternehmen nicht zum Nachtheil gereichen. Im Uebrigen zeigt, wie wir glauben, das erste Bändchen, welches ebensowol dem Volke vollkommen verständlich sein wird, als es zur Unterhaltung des Gebildeten dienen kann, deutlich genug, für welchen Leserkreis das Werk bestimmt ist. Wir werden danach streben, diesen Charakter des Unternehmens auch für die Folge festzuhalten, und empfehlen es damit dem Wohlwollen des Publicums.

Heinrich Pröhle.

Inhalt.

Seite

Der Oberamtmann und der Amtsrichter. Von **Jeremias Gotthelf** 1

Hauschronik eines deutschen Schulmeisters in Ungarn. Novelle von **Gottfried Schröer** 115

Der Oberamtmann und der Amtsrichter.

Von

Jeremias Gotthelf.

Es war ein schöner Herbsttag; der rothe Apfel im grünen Laube, die langen Reihen auf großen Aeckern, wahre Schatzgräber, die aus dem Boden schlugen die rauhen Kartoffeln, wichtiger der Menschheit als Silber und Gold, der Sämann, der mit ernstem Gesichte und langen gemessenen Schritten den Samen strömen läßt aus kundiger Hand, bezeugen es, daß man in die dritte Zeit des Jahres gekommen. Wer mit rechtem Auge einen Sämann schreiten sieht über den dunkeln Acker, dem rieselt Ehrfurcht in die Seele, mahnt sie ans Beten, weil nahe sei das unsichtbare Wesen, zu dem man in allen Zungen betet und mit keinem Auge es sieht. Der Sämann mahnt nicht blos an das Evangelium und den Sämann, der das ewige Wort aussät, das in gutem Grunde hundertfältig Frucht trägt, Frucht, die zum ewigen Leben die Seelen speiset: der Sämann ist ein Gehülfe Gottes, und neben ihm wandelt Gott. Der Handwerksmann kauft sich den

Stoff zu einem Geräthe, schafft daran, bis er fertig ist, oft mit selbstgemachtem Werkzeuge, und was seine Hand gemacht, verkauft er wieder oder liefert dem Besteller es ab, zur bestimmten Zeit, d. h. je nachdem er sein Wort gab oder nicht. Der Schuhmacher nimmt vom Gerber das Leder, setzt sich in seine Werkstatt unabhängig von Wind und Wetter; scheint ihm die Sonne nicht, zündet er die Lampe an: und das Paar Schuhe, welches er am Morgen angefangen, ist, wenn er's kann, am Abend fertig. Er ist gewissermaßen Herr seiner Arbeit von Anfang an bis ans Ende. So nicht der Sämann, er ist nur Gottes Ackerknecht und thut am großen Werke das Geringste. Den Samen hat Gott geschaffen, fruchtbaren Boden hat Gott gemacht, den Samen sammelt der Mensch, bereitet den Acker zum Empfang des Samens und bringt ihn in den Boden. Jetzt aber ist der Sämann einstweilen fertig, jetzt nimmt ihn Gott in seine Hand und thut das Wichtigste, was kein Sämann, rechne er nach einfacher oder doppelter Buchhaltung, säe er mit der Hand oder der Maschine, vermag: er weckt den Lebenskeim im Samenkorn, läßt ihn sprengen den Grabesdeckel, durchbrechen der Erde harte Kruste und in hoffnungsreichem Grün die Felder schmücken. Er behütet die grüne Saat, hüllt sie in die warme weiße Decke, hebt diese wieder zu seiner Zeit, gießt Regen nieder und läßt die Sonne brennen, bis endlich weiß zur Ernte die Felder werden, und dem Knecht, der

am fleißigsten den Acker ihm bestellte, am sorgfältigsten säete und eggte, während er neben ihm wandelte, der beste Gehülfe ihm war, lohnt er mit dem besten Segen. Darum ist auch der gute Landmann so fromm, er hat das sicherste Maß für Das, was er thut und was Gott thut, das Gefühl seiner Ohnmacht ohne Gottes Hülfe wird ihm alle Tage neu, aber auch die Freudigkeit im Bewußtsein: mit mir ist Gott, und wenn er mit mir ist, was vermag, wer wider mich ist?

Auf einem Hügel umkränzt von weiten Aeckern, auf denen viele Sämänner gingen, stand ein Schloß, kein modernes oder verschnörkeltes, sondern ein einfaches, ehrenfestes, in das man mit getrostem Muthe trat, man wußte des Halts. Aus dem Thore kamen zwei gaukelnde Hühnerhunde, hintendrein Kinder, nach ihnen Damen von einem schlanken Mannsbild begleitet, den Zug schlossen zwei stattliche Herren. Der Eine war der Stellvertreter der gnädigen Obrigkeit in einem gewissen Bezirk, ehedem Landvogt, dann Oberamtmann, jetzt Regierungsstatthalter geheißen. Das gehört auch unter die Landplagen unserer Zeit und zum entschiedenen Fortschritt, daß fast mit jedem Mondwechsel Moden, Gesetze und Titel ändern, was die Leute fort und fort stürmer und dümmer macht, Autorität und Zucht immer mehr zersetzt, den Leuten das Geld wegbeißt wie Heuschrecken das Gras. Der andere Herr war des Ersten Bruder und Vater des Jungen bei den Damen, der in fremdem Dienst und

in Krieg war. Es war eine echt patrizische Familie, noble Leute, gerecht, praktisch, kühn, nicht ohne Grund voll Selbstbewußtsein, daher keinem Adel nachstehend. Fürst Windischgrätz soll in jüngern Jahren einmal diesen Adel bloßen Bauernadel genannt und deswegen mit einem bernerischen Rittmeister, der diesem Adel angehörte und mit Windischgrätz diente, ein Duell gehabt haben. — Sie zogen aus, einen Amtsrichter, der ein reicher Bauer war, zu besuchen, es war nicht zum ersten Mal. Der Herr Landvogt oder Oberamtmann war Vorsitzer des Amtsgerichts, lud nach abgethanen Geschäften in der Regel die Amtsrichter zum Essen ein, was ein trauliches, aber durchaus kein abhängiges Verhältniß erhielt. Die Amtsrichter, gewöhnlich die angesehensten Bauern im Bezirk, luden dagegen auch den Herrn Oberamtmann ein sammt Familie, was für diese gewöhnlich ein Fest war und mit Recht, denn es ging stattlich zu, und die ländlichen Weisen behagten ihnen besser als die köstlichste Aufwartung. Amtsrichter, welche nicht rechte Bäuerinnen daheim hatten, thaten mit den Einladungen nicht nöthlich, und wenn sie übergangen wurden, nahmen sie es nicht übel. Zu einem rechten Bauernhof gehört eine rechte Bäuerin; fehlt diese, haben Bauer und Hof den Glanz verloren. Eine Bäuerin kann weder durch eine Köchin noch eine Haushälterin und am allerwenigsten durch ein Gesellschaftsfräulein, welches anständig den Thee servirt, ersetzt werden, es muß halt eine Bäuerin sein, es thut's

nicht anders. Der Besuch galt dem reichen Amtsrichter Grün auf der Säublume. Die Säublume war weit und breit der schönste Hof, und so geheißen wegen des fetten Grases, der sonnigen Lage, daher dort immer die ersten gelben Säublumen zu sehen waren. Der Oberamtmann und der Amtsrichter hatten sich eben nicht am liebsten, aber sie achteten einander und trugen Sorge zu einander, wegen des allgemeinen Besten. Es waren zwei stolze Männer, Beide ihres Einflusses und ihres guten Willens sich bewußt, daher Keiner geneigt dem Andern weiter nachzustehen, als es gerade das Amt erforderte. Der Oberamtmann war nicht unkundig auf dem Lande. Seine Familie hatte ihre schönen Bauergüter nicht verhändelt, um höhere Einkünfte zu gewinnen, brachte auf denselben ihre meiste Zeit zu, daher der Oberamtmann im Landleben heimisch war. Aber die Gesetze kannte der Amtsrichter besser, das trieb dem Oberamtmann oft das Blut zu Haupt. Damals hatte man eine ehrenfeste Gerichtssatzung, die änderte nicht alle Tage, war Vater und Sohn bekannt von Jugend auf, Jeder wußte was Trumpf war, konnte sich mehr oder weniger selbst helfen, wußte was muthwillig Stören war, konnte immer verlorenen Handel von einem sichern unterscheiden. Darum waren damals auch weniger Processe, und wo jetzt zehn Fürsprecher reichlich schneiden, fand damals kaum Einer sein mäßig Brot. Der Landmann behielt sein Geld im Sack und Friede war im

Leuten und unter den Nachbarn. Der Oberamtmann hatte einen gerechten Sinn aber heißes Blut, da geschah denn zuweilen, daß er sich verfing, daß er, wenn es zuweilen über die Schnur ging, den Amtsrichter als Widersacher fand, und zwar als einen, der Recht hatte. Himmel, wie ginge es einem Oberamtmann jetzt, wo hinter einem jeden Regierungsstatthalter her wenigstens zwei Fürsprecher und ein Agent sind, der eine Fürsprecher eine Beschwerdeschrift macht, wenn er links steht, der Andere eine administrative Klage ausspielt, wenn er rechts steht, während der Agent auf der Lauer steht und Jeden aufhetzt, der zum Schloßthor aus- und eingeht, wenn der Regierungsstatthalter nicht reine Sache hat. Es sind grundarme Bursche, die nämlich, welche regieren sollen, sie dürfen nicht, wenn sie schon möchten, man findet daher selten einen rechten Mann am Brett.

Es wurde ehedem viel besser regiert, wohlfeiler, das Volk war zufriedener. Ein christlich Regiment wird durch nichts mehr verhunzt als durch zu viel sogenannte Justiz. Der Amtsrichter hatte auch seine Schwächen, er war unbestechlich, aber über Sympathie und Antipathie soll er sich bei aller Gesetzeskunde nicht immer erhoben haben. Dann klopfte ihm der Oberamtmann mit großem Behagen auf die Finger. Beide wirkten wohlthätig in der Gegend, Beide waren so ehrenfeste Männer, daß die Menge Glauben hatte an sie; das ist eine seltene Sache und viel werth. Die

Menge hat sonst in der Regel mehr Glauben zu schlechten Rathgebern als zu den ehrenfesten, dieweil jene nach Gunst reden, diese nach ihrem Besten. Sie lebten in anständigem Verhältniß, schnitten sich nicht hinterrücks die Ehre ab; aber Freunde, wie man sie dafür hielt, waren sie nicht. Ja es war in der letzten Zeit eine Wolke zwischen ihnen gewesen, welche der Oberamtmann vertreiben wollte. Er hatte wegen einer blutigen Schlägerei, bei welcher Verwandte des Amtsrichters betheiligt waren, sehr harte Bußen veranlaßt, was dem Amtsrichter ins Fleisch ging, die er aber diesmal nicht wenden konnte, denn der Oberamtmann stand auf gesetzlichem Boden. Solche Besuche machte der Oberamtmann gern, wenn Verwandte oder Bekannte bei ihm waren. Er verschaffte mit solchen Partien seinen Gästen Vergnügen, denn der Weg zur Säublume war schön und die Aufwartung mit echter Landeskraft ausgezeichnet. Er zeigte aber auch gern und mit Stolz den Reichthum der Bauern, und wenn er sie auch in einzelnen Fällen unterthäniger wünschte, so hatte er doch im Allgemeinen auch Freude an ihrem Stolz. Denn wo reiche und stolze Bauern sind, da muß die Regierung, auch wenn sie eine aristokratische ist, doch nicht ganz schlecht, selbstsüchtig oder despotisch sein, sondern sich ums Wohl des Landes wirklich kümmern. Und was hat eine Regierung in einem stolzen und reichen Lande für Kräfte gegenüber einer Regierung in einem armen und gebeugten Lande?

Der Bruder des Oberamtmanns, Oberst in fremden Diensten, wollte dies durchaus nicht begreifen; der meinte, man müsse die Bauern unter der Scheere halten, sonst wüchsen die Bauern unversehens dem Herrn über den Kopf aus. Dagegen erzählte der Oberst mit glänzenden Augen von seinen herrlichen Burschen im Regiment, wie sie dem Teufel Zahn um Zahn aus dem Maul brechen würden, wenn sie ihn einmal hätten, und wie er mit seinem Regimente stehen bleiben wolle und wenn die ganze Armee davonliefe, kein Kopf sollte sich rückwärts wenden geschweige ein Fuß. Mit sichtbarem Behagen erzählte er Exempel von den mannhaftesten Burschen, die Niemanden fürchteten, selbst die Offiziere nicht, wenn sie im Recht waren, doch Alles in den vorgeschriebenen Schranken der Subordination. Der gute Oberst begriff nicht, daß nur in einem Lande, wie der Oberamtmann regieren half, Bursche wachsen konnten, wie er zu commandiren das Glück hatte. Es ging ihm halt so wie noch höher Gestellten, wie mancher Regierung, er begriff den Zusammenhang zwischen Hinten und Vornen nicht. Der Herren lebhafter werdendes Gespräch unterbrach die Frau Oberamtmännin mit der Frage: „Du hast es doch dem Amtsrichter sagen lassen?" — „Habe nicht Kummer, ich ließ es ihm durch einen Landjäger, der dort vorbei ging, melden", antwortete ihr Herr.

Die Frau Oberamtmännin hatte die Frage eigentlich nur gethan, um die Brüder zu unterbrechen. Sie

kannte die Hitzköpfe, und wie der Jäger die verschiedenen Töne in den Stimmen seiner Hunde kennt, so wußte die Frau Oberamtmännin ganz genau aus der Stimme ihres Eheherrn, ob er einem harten Zanken, entgegenging oder nicht. Die beiden Brüder zankten oft gewaltig, daß weithin ihre Stimmen schollen; ihrer Einigkeit that es aber keinen Eintrag, ließ nicht einmal Bitterkeit zurück; sie trotzten niemals, sie waren es von Jugend auf gewohnt, aber da in freier Luft hätte es die Frau Oberamtmännin doch ungern gehabt. Die Brüder hätten dann freilich französisch geredet, aber Brüllen ist Brüllen, sei es französisch oder deutsch, und französisches Gebrüll oder deutsches verstanden die Bauern aufs Haar gleich gut.

„Du wirst ihm ein Billet geschrieben haben?" frug die Dame weiter.

„Warum nicht gar!" antwortete der Oberamtmann heftig. „Er versteht besser mündlich als schriftlich!" — „Es gibt noch mehr Leute, die es so haben", lachte der Oberst; „kein Wunder, daß ihr euch so gut zu einander schickt." Allerdings nahm der Oberamtmann fast ebenso ungern eine Feder als ein Nadel zur Hand. Er war früher auch Militär gewesen; auf dem Lande erwachsen, sollte er von Präceptoren (Hofmeistern) geschult werden, hielt sie zum Besten, ärgerte sie, bis sie fortliefen, und strich Eichhörnchen und anderm Hochwild nach. „Da hörst meine Frau", sagte der Oberamtmann, „die meint es erst gut mit den Bauern, und

wenn du sie mit dem Amtsrichter zusammen siehst, so wirst du finden, daß ich Ursache hätte eifersüchtig zu sein." Nun erhob sich ein anmuthig Wortgeplauder zwischen den Herren und Damen: denn des Obersten Frau, eine Fremde, war auch dabei. Die Frau Oberamtmännin war eine gute, aber verdammt kluge Dame. Sie liebte ihren biedern Mann von ganzem Herzen, aber sie kannte ihn auch durch und durch. Mit der zärtlichsten Aemsigkeit räumte sie ihm alle Steine aus dem Wege, suchte allenthalben gut Wetter zu machen, und wußte dazu die Stimmungen seiner Seele zu beherrschen wunderbar, das ist eine unendlich größere Kunst als Clavierspielen oder Geigen auf einer Geige. Wer ein Clavier oder eine Geige handhabt, kann darauf herumfahren nach Belieben und Verstand, es ist ihm Niemand im Weg, pfuscht ihm Niemand darein; wer aber auf einem Herzen spielen will, dem will die ganze Welt und alle Menschen mit helfen, bald von rechts, bald von links, trampeln auf den Tasten herum, greifen in die Saiten hinein. Da gilt es die Töne, die Andere greifen, zu meistern, daß sie klingen schön und fein, wie der Meister oder die Meisterin wollen, daß ein lieblich und wohllautend Spiel ertönet immer und immer von dem geliebten Herzen her. Diese Kunst ist nur ähnlich der großen Kunst Gottes, der jedem Esel seinen Willen läßt und jeden Menschen machen was er will, und doch es macht, daß Alles seinem Willen dienet und Alles kömmt, wie er will.

Diese wunderbare große Kunst, die heilig ist und teuflisch, je nachdem sie mit heiligem oder teuflischem Sinn getrieben wird, diese Kunst ist hauptsächlich des Weibes Gabe, liegt bei ihm wenigstens mehr im Vordergrund als bei dem Manne, kömmt bei ihm zu größerer Vollkommenheit, wenigstens in Anwendung auf den Einzelnen, wenn auch nicht auf die Massen.

Ach, wenn die Mütter, beide die Damen und die Käs- und die Kabisweiber, ihre Mädel diese Kunst lehrten oder lehren ließen, statt die des Clavirens, und das christliche Musikgehör ihnen ausbildeten, ach da würde es schön auf Erden und die verklungene Sphärenmusik klänge wieder in jede Hütte hinein, und wo sie klingt, da weht der Friede Gottes. Man klagt, der liebe Gott schicke keine Engel mehr auf Erden. Wißt ihr warum, lieben Leute? Das ist wegen des entsetzlichen Clavirens, das zu Stadt und Land fast in jedem Hause in Schwung gekommen, davon alle Wände zittern, wie die Mauern von Jericho vor den Posaunen. Dieses Claviren, so entsetzlich und jammersüchtig, mögen die Engel nicht ertragen, haben es Gott geklagt, sie kämen total ums Gehör, wenn sie viel danieden sein müßten. Entweder sollte er doch das Claviren abstellen oder sie verschonen mit Sendungen u. s. w. Da soll Gott gesagt haben, er begreife sie vollkommen, hätte es selber so, aber einstweilen könne er selbst es nicht abstellen, denn womit die Evatöchter einmal besessen seien, seien sie besessen. Aber er wolle

die Engel von der Erde dispensiren, solange dieses Besessensein dauere, ohnehin hörte man nicht, was sie auszurichten hätten, vor diesem gräßlichen Gequieke und Gequake.

Die Frau Oberamtmännin war eine wahrhaft fein gebildete Frau; das Neueste hatte sie zwar nicht gelesen, war auch nicht in allen freien Künsten bewandert, aber sie besaß das richtigste Gefühl für Alles, was Andern angenehm oder unangenehm war, wußte genug, um einen angenehmen Sprechstoff bei der Hand zu haben, hatte also das Wichtigste zu der wahren Höflichkeit für alle Leute, und wandte diese Höflichkeit eben auch auf alle Leute an, auf Ebenbürtige und nicht Ebenbürtige; und soll das etwa eine Christin nicht?

Daneben war sie eine recht gute Hausfrau, nicht von denen Eine, welche meinten, der Grasacker müsse grün sein, und für Küchlein kein Futter geben wollten, weil sie saugen sollten wie andere Thiere, oder für ihre Plätte Tannzapfen bestellten, aber ausdrücklich hinzusetzten, sie wollten buchene u. s. w., nie wußten, was auf den Tisch kam, und über die Köchin schimpften, wenn nicht das Rechte kam, oder es sonst schlecht ging.

Sie hielt den Faden der Unterhaltung fest und behielt doch die junge Welt im Auge. Ihren beiden Töchtern, welche mit dem Vetter wandelten, sparte sie ihre Bemerkungen auf bis auf den Abend, wo sie wol ein paar Capitel über ihr sehr ungenirtes Wesen wer-

den erhalten haben. Den Kindern dagegen sparte sie die Bemerkungen nicht so lange, sie wären zu spät gekommen. Es war ihr daran gelegen, sie mit ganzen und trockenen Kleidern auf die Säublume zu bringen; das hätte ihr wegen ihrer eigenen Kinder nicht Kummer gemacht, aber des Obersten Kinder waren Stadtkinder und die haben bekanntlich ein eigenes Geschick, entweder in Gräben und Bäche zu fallen oder in Dornhecken hängen zu bleiben. Ueber Alle hin tönte Zureden, ein scharfer Pfiff, der den Hunden galt, welche meinten, sie hätten auch das Recht sich ungebunden lustig zu machen, und nicht großen Respect zeigten vor den Pflanzungen, die noch hier und da im Felde standen. Der Oberamtmann war nun nicht Einer von Denen, welche entweder kein Gefühl haben für Pflanzungen, weder um Schädigung noch Gedeihen derselben sich kümmern, oder auch meinen, der Bauer habe gar kein Recht etwas übel zu nehmen, sondern müsse sich gefallen lassen, was über ihn komme aus irgend eines Herrn Hand oder durch dessen Zulassung. Er war eben auch Bauer und hatte ein Herz für Gras und Vieh. Seine Frau warf ihm scherzend oft vor, seine Kleeäcker gingen ihm über seine Familie. — Man sah auch deutlich, daß er beliebt war. Wer ihnen begegnete, grüßte freundlich, sagte wol auch: Geht's über Feld? es macht schön warm. Sie erhielten aber auch freundliche Antworten. Bauern, die weit im Alter standen, lüfteten ihre Kappen. Wenn es der Ober-

amtmann merkte, that er mit der seinen gleich, rief auch wol ein freundlich Wort hin. Der Oberst machte es schon kürzer, während sein Sohn von alledem keine Notiz nahm. Stark rückten sie nicht vorwärts, aber es war ein gar lieblicher Weg mit vielem Schatten, schönen Bächen, daß es ihnen weder lange noch beschwerlich vorkam, und lange, ehe sie es erwartet, der Oberamtmann sagte: „Seht, dort ist sie schon, kaum zwei Scheibenschüsse weit."

Es war ein großes stattliches Haus, mit vielen Fenstern, von gewaltigen Bäumen beschattet. Wenn es auch nur von Holz war, so wohnte doch sicher mancher polnische oder ungarische Edelmann schlechter, unbehaglicher, und wäre froh gewesen, seinen Edelsitz mit diesem Bauernsitz zu vertauschen. Namentlich was Vorräthe betraf, hätte er keinen schlechten Tausch gemacht. Vielleicht auf einem Dutzend Edelsitzen zusammengenommen hätte man nicht soviel Hemden, Bettzeug, flächsernes Tuch und Garn gefunden, als in diesem einzigen Bauernhause und dessen Spycher.

Der Landjäger hatte dort seinen Auftrag ausgerichtet und damit die Frau Amtsrichterin gar mächtiglich erschreckt. Nicht weil Landvogts kamen, das war ihr an sich ganz recht, denn die Landvögtin war ihr eine gar anständige, liebe Frau; das ist Eine, mit der man doch ein vernünftig Wort reden kann, die hat Verstand, daß man sich ganz verwundern muß, fast so viel als unser Gatte, pflegte die Frau Amtsrichterin zu

ſagen. Sie ward erſchreckt, weil die Botſchaft ſo ſpät kam, nicht wenigſtens einen oder zwei Tage zuvor. „Wenn man ſchon meint", ſagte ſie vor dem Landjäger, „ſelbige Leute hätten Verſtand, ſie haben dennoch keinen; meinen, einen Schinken koche man gleich geſchwind wie ihre Schneſeli Fleiſch, wo 27 auf ein Viertelpfund gehen."

„Soll ich etwa abſagen? der Oberamtmann hat geſagt, wenn's nicht anſtändig ſei, ſo ſollte man abſagen laſſen." — „Warum nicht gar abſagen", zürnte die Amtsrichterin, „daß ſie meinen, wir hätten nichts z' eſſen im Haus, für ein Dutzend oder zwei und dazu Lüt, wo ſie vom Schmöcken halb genug haben; wir müßten erſt in alle Himmelsgegenden ausſchicken und zuſammenbetteln, wenn uns ein Menſch ungeſinnet ins Haus läuft, wie es die armen Leute machen. Babi, gib dem Landjäger ein Kirſchenwaſſer. Wo iſt der Vater?" — „Hinter dem Spycher bricht er Korn", lautete die Antwort. Dorthin lief die Amtsrichterin, in vollem Harniſch die Kunde bringend. Der Amtsrichter nahm dieſelbe ganz kaltblütig auf: „Gib, was du haſt, und zum Reſte laß ſie einen Recken ſtecken." — „Flauſen, ja wol", ſagte die Frau, „es muß eine Henne ſein, es muß Fleiſch ſein, wie ſoll das Alles lind und gut ſein bis Nachmittag?" — „Warum nicht", ſagte der Mann, „nimm von der letzten Henne und dem letzten Fleiſch, laß feuern im Ofenhaus, daß man eine Her braten könnte, brauch all Wörtel; bis um 4 oder 5 Uhr Abends

geht's noch lang und was sie dann noch nicht beißen können, das können sie ungegessen lassen." — „Wenn du nichts Besseres weißt, so hätte ich das auch gewußt und meine Zeit besser brauchen können. Aber so ist das Mannsvolk, will Alles regieren und wenn es am Nothknopf kömmt, so ist die dümmste Frau gescheiter. Komme, hau mir Fleisch herunter!" So brummte die Frau Amtsrichterin und doch hatten ihr des Amtsrichters Winke den ganzen Schlachtplan in die Hand gegeben, den sie jetzt mit aller Sicherheit verfolgte. Die Frau Amtsrichterin war ein großes, wohlbeleibtes, schönes Weib, stark im Arm, weisen Sinnes, guten Herzens, aber eine Löwin an Zorn und Kraft, wenn es an sie kam. Ehe sie den Hof hier geerbt, hatten sie in einem Dorfe gewohnt. Da waren einmal in einer Samstagnacht fremde Nachtbuben ins Dorf gekommen, eine große wilde Rotte, hatte groben Spectakel verübt, die Mädchen gequält, muthwillig Schaden angerichtet. Männer und von Buben was daheim war, wollten mahnen, wehren, jagten von den Häusern weg, bis endlich Alles zu einem Knäuel ward, in der Gosse, in Mitte der Straße eine blutige Schlacht auf- und niederwogte. Der Amtsrichter war auch dabei und mitten drin, die Amtsrichterin stand vor dem Hause, die aufgejagte Magd neben ihr. Als sie das Toben und Fluchen hörte, das Krachen und Schmettern der fallenden Stöcke, da ergriff es sie, sie wußte nicht wie: Komm Lisabeth, rief sie, nahm in der Küche vom Herde eine

kurze Kelle vornen mit einem ſchweren eiſernen Haken, Liſabeth ein anderes kurzes ſchweres Inſtrument und Beide hinten ins Gewühle und ſchlugen rechts, und ſchlugen links und auf jeden Streich einen Nachtbuben, an den bedeckten Köpfen leicht kenntlich, nieder, daß im Umſehen die halbe Kelle am Boden lag, die andere halbe auf der Flucht. Was dieſe zwei Weiber verrichtet, ward nicht vergeſſen bis auf dieſen Tag. So ein handlich Weib iſt denn doch ein kitzlich Ding und paßt nur zu einem tüchtigen, handfeſten Mann, einem Andern möchte ich keins rathen von dieſer Sorte. Uebrigens ſind Exemplare von dieſer Sorte rar, was den Männern wirklich wohl kömmt, denn die mannhaften Männer ſind wirklich auch nicht überdicht geſäet. — Nun ging es wirklich los auf der Säublume, als ob ſieben Hexen ſollten gebraten werden, nicht blos eine. Töchter und Mägde wurden tribulirt, noch ganz anders als Kanoniere einer Batterie, die alle fünf Minuten Poſition ändert im Galopp.

Als der Ruf erſcholl: Landvogts kommen, war aber auch die Sache in Ordnung, der Stand der Dinge durchaus befriedigend, die Frau Amtsrichterin angezogen, und brauchte ſcheinbar um nichts mehr ſich zu kümmern, es ſollte als gleichſam von ſelbſt gehen, als brächten es die Engel des Himmels daher. Geputzt war die Frau Amtsrichterin ſcheinbar gar nicht, ihre Kleider ſchienen Werktagskleider, waren aber durchaus rein, von feinem Stoff, und blendend das weiße Hemd.

Sie waren auch die Töchter angezogen. Man sollte glauben, sie wären eigentlich immer so.

Der Amtsrichter empfing die Gäste einige Schritte vor dem Hause, ohne besondere Ceremonien mit natürlicher Höflichkeit, die Kappe in der linken Hand, bis er Allen die Rechte gegeben, nachher setzte er sie wieder auf, als ob sich das von selbst verstehe. Es war auch ein schöner Mann, seine Gesichtsbildung nobel, und wenn er Herrentracht getragen, so hätte man ihn auch für einen Herrn gehalten, so frei war seine Haltung. Als er mit Begrüßen fertig war, kam die Frau Amtsrichterin, nach ihr schüchterne Kinder, Jagdhunde, welche die Wachtelhunde knurrend und scherzend begrüßten. Umsonst sah der Lieutenant nach den Töchtern sich um, von denen ihm seine Cousinen viel erzählt, und diese, sein Visiren wohl merkend, lachten ihn weidlich aus. Vor allem mußte die ganze Gesellschaft bis an die eigenen Hunde in die Stube gehen. Herr Landvogts hätten's warm, sagte die Amtsrichterin, und da oben sei immer Zug, sie könnten sich erkälten. Es sei nicht warm drinnen und vor Fliegen sollten sie sich nicht fürchten, sie hätte dieselben so viel wie möglich hinaus gemustert. Die Stube hatte nichts Besonderes als einen schönen Glasschrank und einen mächtigen Eichentisch nebst gehörigem Geräthe zum Sitzen, einem Ruhebett, damals noch eine Seltenheit auf dem Lande. Bald darauf kam der Amtsrichter mit zwei großen schön geschliffenen Flaschen voll gol-

denen Weines, und hinter ihm zwei Töchter mit Gläsern, weißem Brot und Käs. Der Amtsrichter machte den Wirth, schenkte ein, servirte mit Hülfe der Töchter, die Frau Amtsrichterin nahm sich der Sache sehr wenig an, schickte blos ein Kind nach Wasser, als sie die Frau Oberstin darnach seufzen hörte, und sprach der Frau Oberamtmännin zu, als sie den Kinder keinen Wein zulassen oder ihn mit Wasser ertränken wollte; redete zu, statt des dünnen Wassers den in den Städten unbekannten, auf dem Lande so beliebten mit Zucker und Zimmt angemachten süßen Thee zu gebrauchen, der in den Wein gegossen wirklich sehr angenehm und durstlöschend ist. Wirklich ward er auch probat gefunden, nur die Frau Oberstin rümpfte ein wenig das Näschen, denn begreiflich war der Thee nicht von der feinsten Sorte. Der Herr Lieutenant wollte mit den Töchtern anbinden, fand aber den Ton nicht, erhielt sehr kurzen Bescheid, was seine Cousinen ihm nicht schlecht gönnen mochten und es den Mädchen durch doppelte Freundlichkeit vergalten. Die Herren lobten des Amtsrichters Wein als kräftig und rein mit lieblicher Blume. Dem that das wohl und er erzählte, wie er fast alle Jahre an den kleinen See fahre und Wein hole für seine Leute, nur leichten, und wenn er schon sauer sei, so sei er ihnen um desto lieber, weil er ihnen den Durst desto besser lösche. In ganz guten Jahrgängen fahre er dann ins Wälschland und hole dort ein Faß oder zwei, je nachdem Jemand

mit ihm einstehe oder nicht. Man sei froh einen Tropfen guten Wein im Keller zu haben, es könne Einem zuweilen begegnen, daß man müsse Kindbett halten, und wenn nicht, so sei man so zu sagen auch ein Mensch und ein Glas guter Wein thue allezeit wohl. Bei dieser Erfrischung blieb man nicht lange sitzen, es strebte Alles ins Freie. Ein Bauernhof ist eine wahre Raritätenkammer für Stadtleute, und wenn man die rechte Begleitung hat, kann man in einem halben Tage mehr Landwirthschaft lernen als auf einer Universität in einem halben Jahre. Natürlich fand alsbald in der Gesellschaft eine große Spaltung statt, die große und kleine Jugend strebte nach den Bäumen, die Damen ins Grüne, die Herren in die Ställe, besichtigten Misthaufen und Heustock und versenkten sich dann in die Landwirthschaft überhaupt, welcher auch der Oberst nicht fremd war und nach einigen Jahren mit derselben noch näher bekannt zu werden gedachte. Der echte Berner hat einen Zug zur Landwirthschaft. Der Handwerksmann, sobald es ihm irgendwie möglich ist, kauft ein Stücklein Land, sein höchstes Streben geht dahin, Bauer zu werden. Der Edelmann, wenn er es immer kann, hat auf dem Lande seinen Besitz und bauert wie ein hell Teufel, wie man zu sagen pflegt. Das ist Naturzwang. Es ist aber auch der Canton Bern ein klein Ländchen Gosen. Der Boden fordert freilich sehr harte Arbeit, liefert dann aber auch sehr kräftige Producte. Und wenn nicht Landwirth, so ist der Ber-

ner am liebsten Soldat, zum Kaufmann ist er nicht geboren. Wie echte Landwirthe liebt er auch Vorräthe, fragt nicht nach dem Capital, welches darin steckt und keinen Zins trägt. Die Frau Oberamtmännin war nicht blos eine vornehme Dame, sondern, wie oben schon angedeutet worden, auch eine gute Hausmutter und Bernerin. Sie hatte auch gerne Vorräthe und besonders von Leinen, Leibwäsche, Bett- und Tischzeug konnte sie nie genug haben. Doch trieb sie es mit Verstand und nicht wie jene Wirthin, die es auf hundert Dutzend Hemden für ihre eigene Person brachte.

Sie hatte auch holländisches Tischzeug, aber doch hielt sie am meisten auf Das, welches sie selbst spinnen und tuchen ließ. Das war ein Punkt, wo die Frau Amtsrichterin und die Frau Oberamtmännin sich fanden, die Frau Oberstin dagegen dabei ein Gesicht machte ungefähr wie eine Schneegans. Als nun aber die Frau Amtsrichterin ihre Vorrathskammer aufschloß, wo sie das gebleichte und das ungebleichte Tuch hatte, das ungenähte und das verarbeitete, da machte die Frau Oberamtmännin auch fast solche Augen und ward ganz neidisch in ihrem Herzen, denn so reich war sie nicht an solchen Dingen. Sie vertieften sich in die Geheimnisse des Spinnens, Webens, der Schelmerei der Weber und wie man ihnen auf die Finger sehen müsse, sodaß sie vielleicht heute noch dort ständen, wenn nicht eine Tochter der Mutter sich von weitem gezeigt und wieder verschwunden wäre. Die

Mutter wußte die Erscheinung zu deuten und lenkte allgemach die Schritte der Damen gegen einen großen Nußbaum hin, wo ein Tisch gedeckt stand. Es ist sonst auf dem Lande nicht Sitte, die Gäste außerhalb des Hauses zu bewirthen, aber die Oberamtmanns waren nicht zum ersten mal hier, und der Amtsrichter kannte ihre Sitte, nach dem Freien zu schreien, und fügte sich hinein. Die Jugend flatterte alsbald herbei, denn wo die was zu essen und zu trinken riecht, ist sie nicht säumig. Länger ließen die Herren auf sich warten. Sie erörterten einen Wässerungsproceß, waren nicht in Allem gleicher Meinung; ein Nachbar sollte dem andern das Abwasser zukommen lassen, aber seit der Sohn des Einen den Hof übernommen, erhielt der Andere nur halb so viel Abwasser als früher. Darüber entstand der Streit und drehte sich um den Beweis, daß nur noch die Hälfte dem Andern zufließe, und über die Art des Beweises waren Oberamtmann und Amtsrichter nicht einig.

Man ging vom Grundsatz aus, der Eine sei dem Andern das gleiche Wasser schuldig. Der Oberst hatte lange zugehört, endlich sagte er: „Ihr seid auf dem Holzweg. Wie mir scheint, handelt es sich nicht um ein bestimmtes Quantum Wasser, sondern um das Ueberflüssige, um das Abwasser, das kann ja mehr oder minder sein nach der Jahreszeit und dem Gebrauch, wenn das Wasser nur nicht anders wohin genommen wird.“ Der Oberamtmann und der Amtsrichter sahen

einander ganz verwundert an, wanden sich mit Mühe unter allen juristischen Vor- und Darstellungen aus den Schneckengängen des Rechts heraus und endlich sagte der Oberamtmann: „Ich glaub beim — du habest Recht.“ — „Ja er hat Recht“, sagte der Amtsrichter, „er hat Recht, daß unser Einem so was nicht in Sinn kömmt!“ — „Ja, so geht es, wo die Juristen was weggerückt und hingestellt, meint man, man müsse es von der Seite ansehen, die sie Einem zugekehrt, und fährt so krumm ums Recht herum, sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht“, sagte der Oberst. — „Die werden Maul und Nase aufsperren, wenn die Sache, nachdem zwei Jahre procedirt wurde, Augenscheine und Eide gingen, auf einmal die natürliche Wendung nimmt, an die Niemand gedacht“, sagte der Oberamtmann. — „Ja und der Obere muß gwinnen, denn er braucht das Wasser in den alten Gräben und nur auf dem Lande, welches in den Briefen verzeichnet steht“, sagte der Amtsrichter. „Aber wie machen, daß die Wendung in die Sache kömmt, die Richter sind ja an die Schlüsse der Partien gebunden?“ Ueber dieser Berathung säumten sie sich und leisteten erst wiederholten ernstlichen Botschaften Folge. Als sie um das Haus bogen, lag vor ihnen eine prächtige Aussicht, unter dem gewaltigen Nußbaum war getischt, auf den blendenden Tischtüchern standen mächtige Kaffeekannen, große Häfen voll gelber Nidel, Schüsseln mit hochaufgethürmten Küchlene von allen Sorten, die schönen braunen Strübli sandten ihre-

köstlichen Duft weit hin, hatten die Kinder förmlich bezaubert, sie bissen hinein, als ob sie ihr Lebtag nie mehr so was kriegten. Selbst die Frau Oberstin die etwas zimpfer that, und mit großen nährhaften Speisen ihrer Taille wegen sich nicht gern befaßte, konnte ihr Behagen nicht verbergen und griff zum zweiten mal zu, was ihr sonst selten begegnete. Entsetzte sich aber dennoch über den Appetit des Lieutenants, der wirklich fütterte, als ob es nie mehr gut wäre, sodaß selbst die Amtsrichterin, die doch schon manchen tapfern Hunger gesehen, sich wunderte, wie das Alles in dem dünnen Leibchen, der einer Wespe glich, Platz haben könnte. Jetzt servirte die Frau Amtsrichterin mit großer Eindringlichkeit und handhabte die große Kaffeekanne mit einer Leichtigkeit, die überall Respect vor ihrem Arm einflößte, und einige Scherze über die Gefährlichkeit solcher Arme für die Ehemänner veranlaßten den Amtsrichter zu sagen, sie zu fürchten habe er offenbar noch nie Ursache gehabt, dagegen seien sie ihm schon wohlgekannt, worauf hin er den vorhin erwähnten Strauß zum Besten geben mußte. Geb' was, die Amtsrichterin sagte, sie hätte das bald genug gehört, am liebsten wär' es ihr, sie hörte gar nichts mehr davon. Indessen erzählte der Amtsrichter das Gefecht recht schön, wie das täscht und prätschet hätte, jeder Streich einen Mann gefällt, daß er geglaubt, es seien wenigstens ein halb Dutzend todt, und am Ende hätte es nicht einmal viel gemacht, von wegen es sei

Alles auf die Köpfe gegangen und da möge man was ertragen.

Als endlich von all den Herrlichkeiten nichts mehr an Mann zu bringen war, ließ die Amtsrichterin abräumen bis auf die Küchlein, welche stehen blieben. Nun hätte nach Landesbrauch wieder eine Pause gemacht werden sollen, um dem Genossenen Zeit zu lassen sich zu setzen und andern Herrlichkeiten Platz zu machen, davon ward wieder eine Ausnahme gemacht. Amtsrichters hatten es nicht wie die Wirthsleute bei Post und andern Stationen, die es so einrichten, daß die Leute nicht Zeit finden zum Essen, halb genug kriegen, aber ganz zahlen müssen: sie gönnten's den Leuten. Aber die Zeit war ziemlich um, wo Landvogts blieben, denn sie liebten die Nachtluft nicht, sie pressirte daher mit der Aufwart, damit Allem sein Recht geschehe. „Wir hoffen doch, Frau Amtsrichterin", sagte die Frau Oberamtmännin, „Ihr lasset es jetzt gut sein, Brot und mehr wär' überflüssig. Wir aßen Alle mehr als uns gut ist und müssen jetzt ans Aufbrechen denken." Als Antwort darauf erschien die älteste Tochter, welche noch nicht dagewesen war, mit einem prachtvollen Schinken. Der Lieutenant machte Augen, daß das ganze Gesicht nur ein gwunderig Loch schien, aber nicht über den Schinken, sondern über das Mädchen, so eins hatte er wahrscheinlich noch keins gesehen. Es war der Mutter Ebenbild, fein und stark, wie sie vor 25 Jahren gewesen sein mußte. Als Königin des Herdes, wo die Hexe

gebraten worden, funkelte sie in voller Farbenpracht und ihre Augen waren Feuer, an denen man noch ganz was Anderes braten konnte als Hexen.

Die Frau Oberstin dagegen erschrak bedenklich, ob über den Schinken oder über das Mädchen wissen wir nicht, sie zog den Shwal über die Schultern und wollte alsbald aufbrechen. Wahrscheinlich zuppte sie die Frau Oberamtmännin am Kleide; denn nach einigen halblauten wahrscheinlich wälschen Worten setzte sie sich wieder, konnte sich aber nicht enthalten: „Mais Louis, que peu tu fais attention!" zu sagen. Sie saß glücklicherweise auf der Seite, auf welcher auch der Oberst saß, was sie diesem sonst zugerufen haben würde, wissen wir nicht. Stoff dazu wäre vorhanden gewesen, so gut als beim Lieutenant. Der Lieutenant erschrak durch den Ruf der Mutter und im ersten Augenblick nicht recht wissend, was sie meine, fuhr er mit dem Kopf herum, aber gerade in eine Schüssel gedörrter Kannenbirnenschnitze hinein, und hätte sie dem Mädchen aus der Hand geschlagen, wenn dasselbe nicht so handfest gewesen wäre; ein großes Stück Schinken rollte ihm dabei fast auf den Schoß, Alles zur großen Freude seiner Cousinen, die dem Cousin diesen Spuk auf seine verzückte Nase wahrscheinlich noch heutzutage nicht vergessen haben werden. Es wurden nämlich noch von den andern Töchtern grüne und dürre Birnenschnitze, Speck, Schweinskinnbacken, gesalzenes Fleisch, Salat, Wein, Thee gebracht.

Nun ging's eine Weile mit Entschuldigen, daß es nicht besser sei und wenn man es sicher gewußt, man doch wenigstens für ein Plättlein Fische gesorgt haben würde, und mit Protestiren, daß das Alles ganz überflüssig sei, daß man kein Stücklein über die Zunge bringe, daß man krank würde, und gar nichts anschneiden solle. Aber der Amtsrichter ließ reden, schnitt in den Schinken tapfer hinein, die Amtsrichterin überredete die Frau Oberamtmännin zu einigen Schnitzen und nicht lange ging's, so ging noch über jede Zunge etwas, und über des Lieutenants Zunge besonders viel Wein, da die älteste Tochter die Hebe vorstellte und mit dem Einschenken sich abgab. Beide erhielten Blicke von ihren Müttern, die Frau Oberstin fand, ihr Sohn sei wohl durstig, und wenn er auch trinken wolle, brauche er doch von der Schenkin nicht halb so viel Notiz zu nehmen. Die Frau Amtsrichterin deutete, das Mädchen sei wohl fleißig mit der Flasche hinter dem Lieutenant, und wenn es auch meine, einschenken zu müssen, so brauche es doch nicht halb so lange daran zu machen. Die Herrschaften blieben wirklich länger als sie gedacht. Die Männer waren cordial geworden, hatten der Frauen Mahnung aufzubrechen mehrfach überhört, merkten erst was Trumpf war, als dieselben zur Abreise gerüstet vor ihnen standen. Es war kühl geworden, der Mond ging bereits auf am wolkenlosen Himmel. Der Oberst meinte, da sei es doch schön, es sei ihm recht leid, jetzt aufbrechen zu müssen, er

bliebe gerne noch ein paar Stunden da, jetzt sei es gerade am schönsten. Um der Oberstin mit einer Antwort zuvorzukommen, schäkerte die Frau Oberamtmännin, sie hätte nicht geglaubt, daß ihr Schwager so viel romantisches Gefühl hätte und so viel Anlage zu einem Seladon. Aber sie könne ihn versichern, es sei noch viel schöner, im Mondschein spazieren zu gehen, als im Mondschein zu sitzen, da lese man gar zu leicht was Schlimmes auf. Der Mahnung war nicht zu widerstehen, es ward aufgebrochen unter vielem Gerede durcheinander, wie üblich bei solchen Gelegenheiten. Der Lieutenant hätte gern ohne Mondschein Abschied genommen, aber in seinen Bestrebungen war er durchaus unglücklich, die Töchter wollten nicht unter den Flügeln der Mutter weg, die fatalen Cousinen nicht von seiner Seite. Der Amtsrichter begleitete sie. Bekanntlich schlagen die Hunde gern an, wenn es spazieren geht; so thaten auch des Amtsrichters Hunde, als sie merkten, ihr Herr wolle begleiten gehen. „Prächtige Laute das", sagte der Oberst. „Wenn sie so gut sind, wie ihre Laute schön, so sind's vortreffliche Hunde." Das war ein Capitel, welches zwischen dem Oberamtmann und dem Amtsrichter nie berührt wurde, Jeder ignorirte des Andern Hunde, des Andern Jagen. Der Edelmann betrachtete jeden Hasen, den der Bauer schoß, als einen Diebstahl an seinem Eigenthum; der Bauer gehöre an den Pflug, nicht auf die Jagd, meinte er. Der Bauer meinte, was das Gesetz erlaube, erlaube

es Bauer oder Edelmann in den Schranken des Gesetzes, und wenn der Amtsrichter sagen wolle unter den Fittigen seines Patents, gehe es den Edelmann nichts an. Der Oberst war ein stolzer Mann, aber ein loyaler Mann, er sah hoch herab auf das Bauernvolk, aber er hatte beim Amtsrichter Gastfreundschaft genossen, gut gegessen, ebenso gut getrunken, in ihm einen recht wackern Mann gefunden, da war ihm auch das Herz aufgegangen, er behandelte ihn fast wie Seinesgleichen, diesen Abend nämlich. So brachte er das Gespräch auf die Jagd, der Amtsrichter wich nicht aus, so entspann sich ein äußerst interessantes Gespräch, ob welchem der Amtsrichter ganz vergaß, wie weit er sie begleitete und welches mit der Abrede einer gemeinsamen Jagd schloß. Es war spät, als man nach Hause kam, und natürlich war der durchlebte Nachmittag der Gegenstand der Unterhaltung bei der Abendmahlzeit, deren Stoffen jedoch eben nicht besonders zugesprochen wurde.

Die Damen rühmten, und selbst die Frau Oberstin mußte gestehen, daß die Speisen gut geschmeckt hätten, nur schade sei es, daß sie so schwer und nahrhaft seien, entweder müsse man dabei arbeiten wie ein Roß, oder man würde in wenig Tagen dick wie ein Elefant. Uebrigens sehe man es der Taille von Mutter und Töchtern an, denn trotz der Arbeit sei es unmöglich bei solcher Speise bonne façon zu bekommen. Hier mischte sich der Lieutenant ins Gespräch, lobte die

Mädchen auf der Säublume sehr und wie ihm ihre Gestalten weit besser gefielen als die schmächtigen Gerippe, welche so dünn seien, daß der Wind sie nicht einmal nehmen könnte, wenn er schon wollte. Die Mutter warf mit si dove um sich, wurde hässig, der Sohn disputirte ungezogen fort, wie solche Jungens dem Bengel oft bis weit in die zwanziger Jahre hinein nicht Meister werden. Da tönte das Gespräch der Männer in das unnütze giftiger werdende Getätsch hinein: der Oberst frug laut: „Aber warum soll ich nicht mit ihm jagen? Da gehen wir zum Besuch, essen und trinken, und ma soi nicht schlecht, und jetzt soll ich nicht mit ihm jagen, das findest du unanständig und zu familiär. Es nimmt mich doch Wunder, was anständiger oder unanständiger ist, mich von einem Menschen bewirthen zu lassen, oder mit ihm zu jagen?“ „Das verstehst du nicht“, sagte der Oberamtmann. — „Was Papa“, fuhr der Lieutenant dazwischen, „mit dem Amtsrichter jagen! Dabei werde ich auch sein dürfen, nicht wahr, Papa? Abends nehmen wir früh ab, gehen über die Säublume heim. Da gibt's einen charmanten Halt und die beste Gelegenheit, die stattlichen Figuren näher zu betrachten.“ Ja jetzt war der Frau Oberstin nicht mehr zu helfen; in der großen Welt aufgewachsen wußte sie gar zu viele Exempel, zu was Allem die Jagd Vorwand und Gelegenheit bietet, und Mann und Sohn beide auf solchen Wegen! Jetzt war ein fürchterlich Gewitter in Anzug, aus allen Löchern brausten

Winde, die Frau Oberſtin ſchwankte noch zwiſchen einem ſchrecklichen Platzregen und einem ſchrecklichen Sturm, da fiel plötzlich ein Nidelhäfeli um, man wußte nicht wie, der ſchöne Rahm ſpritzte über den Tiſch, die Damen ſprangen auf, ihre Röcke zu ſalviren, die Herren kamen zu Hülfe, der Zofe wurde geſchellt und als aller Schaden geheilt oder verhütet war, ſorgte die Frau Oberamtmännin dafür, daß das Gewitter ſich nicht wiederfände, ſie arrangirte eine Whiſtpartie, woran ſie die drei Herren und die Frau Oberſtin ſetzte. Der Oberſt war ein ſehr exacter Spieler und wehe dem Partner, der ein Böcklein ſchoß: da wußte man, daß man aufzupaſſen hatte, und vergaß das Disputiren.

Die Beſchreibung einer Jagd im Canton Bern iſt ein ſehr einfach Ding, braucht wenig Papier und gar keinen Aufwand von Darſtellungskunſt, es ſei denn, man wolle eine Gemsjagd beſchreiben und noch brav dazu lügen. In der Gegend, wo wir ſind, gab es Wachteln und Schnepfen, ſelten Hühner, Haſen und Füchſe. Der Oberamtmann verſuchte Rehe zu pflanzen, da aber Niemand als er Rehe für ein mit Vortheil einzuführendes Product hielt, ſo ſchienen ſie nicht beſonders gedeihen zu wollen. Alle halb Dutzend Jahre verirrte ſich ein Wildſchwein in die Gegend von den Vogeſen oder dem Schwarzwald her. Da gab es dann großen Spectakel mit Treiben und Brüllen, wobei zumeiſt kein Leben ſicherer war als das der gejagten Sau. Bei den andern Jagden ging's ganz einfach

zu. Ein Piqueur führt die Jagdhunde, eins, zwei, selten mehr als drei Koppel, die Herren gehen zu Fuß, manchmal den Hühnerhund an der Schnur bei sich. So marschirt man aus ohne Sang und Klang. Früher hörte man zuweilen noch hier und da ein vertrocknetes Waldhorn das à la mort blasen, jetzt scheint ihm der Athem ganz vergangen zu sein.

Omnia mea mecum porto kann Jeder sagen, denn Jeder trägt seinen Proviant in seiner Tasche mit sich. Sehr selten sind die Partien, wo ein Träger mit einer Hucke einen tüchtigen Halt an einen bestimmten Ort trägt, wo man zu tafeln beschlossen. Seitdem die Herren ihren Hausfrauen ihre monatlichen Haushaltungsgelder so karg zumessen, lieben diese splendide Extraspenden für die Jagd nicht. Man denke wie viel Pfund Fleisch und andere gute Sachen bei einem Halt eigentlich nutzlos consumirt werden!

Noch einfacher wanderten der Oberst und sein Sohn aus, sie hatten nicht einmal einen Piqueur, sie nahmen des Oberamtmanns Hunde nicht mit, weil sie mit denen des Amtsrichters nicht gleichen Fußes waren, sie hatten ein Stelldichein verabredet, zu dem sie des Oberamtmanns Jäger führte. Der Herr selbst kam nicht mit, er jagte nicht mit dem Amtsrichter, der noch dazu die bessern Hunde haben sollte, wie sein Jäger selbst in vertrauten Stunden ihm klagte.

Es war ein dunkler Nebelmorgen, aus denen oft die schönsten Tage kommen, zuweilen aber auch ein

bedenklich Regnen. Auch Nebel nützt, und des Oberamtmanns Jäger meinte, es sei comod, daß sie heute mit dem Amtsrichter jagten; an solchem Morgen, wo der ganze Wald tropfe, könne er mit ihren schweren Hunden, die nicht ins Dickicht wollten, nicht aufstechen. Da werde dann der Herr Junker Landvogt böse, wenn er sich auch alle Mühe gebe, so könne er doch nicht selbsten Hund sein. Er habe dem Herrn Landvogt schon oft angerathen, er solle zu seiner Meute einen recht guten Sperzer kaufen. Ehe das Thier auf sei, höre man jagen. Aber der Herr meine, das verstöre die Jagd; wenn man beim Aufgehen des Thieres nicht alle Hunde beisammen habe, jage es nie schön. Aber jage man schön, wenn man kein Thier auf die Beine bringe? Sie fanden den Amtsrichter bereits ihrer harren, mit vier Hunden, die sehr geistreich aussahen, und den Amtsrichter fast umrissen vor Ungeduld. Dieser schüttelte den Kopf und sagte, sie hätten nicht gut ausgelesen, das Wetter sei im Aendern, er zweifle, daß sie den ganzen Tag jagen könnten. Wenn es nur aufzustehen sei, sagte der Oberst. Für das habe er nicht Kummer, von wegen seine Hunde scheuten die dichten Stauden nicht, selbst nicht die Brombeerstauden, aber wenn es regne, sei keine Freude dabei zu sein, erwiderte der Amtsrichter. Er führte sie nun eine ziemliche Strecke weit, sagte dem Jäger, er solle die Herren anstellen, wenn es geschehen, ihm ein Zeichen geben, früher lasse er die Hunde nicht ab. Der Jäger

that's, stellte die Herren an und mahnte sie, nur ruhig zu bleiben, entweder werde man sie rufen oder holen. Es sei schüssig hier, aber auch verirrlich, darum sollten sie mit unnöthigem Laufen sich nicht Mühe geben. Der Lieutenant ward zuerst angestellt, mit dem Oberst ging der Jäger weiter.

Der Lieutenant hörte bald das Zeichen des Jägers, nicht lange darauf einen Hund anschlagen, vorlauten, dann mehrere, dann ward es wieder still, dann einige raschere Töne, dann wieder still, dann brach's los auf einmal, als ob der ganze Wald voll Hunde wäre, in wüthendem Geheul kam's heran, in Anschlag zitternd erwartete er den Hasen, aber eine kurze Strecke von ihm weg stoben die Hunde über eine lichte Stelle, die er nicht beachtet hatte, und weiter ging's, wie die wilde Jagd. Es war wahr, des Amtsrichters Hunde jagten schön, aber als leichte Cavalerie, und einer unter ihnen hatte eine Stimme, es war ordentlich, als ob er damit orgelte; man hörte ihn über Berg und Thal.

Der Lieutenant meinte, es fehle nicht, der Hase kehre alsbald und laufe ihm ins Rohr. Aber der Hase band die Strümpfe, sah einstweilen sich nicht um, und mehr und mehr verlor sich die Jagd, und hier und da kamen einzelne verlorene Töne durch die Bäume. Es begann der Nebel stärker zu tropfen, das Tropfen ward Regen; fernhin glaubte er einen Schuß zu hören, sonst war's stille im Walde und blieb stille, und regnete stärker. Da kam ihm ein Einfall: du warteſt

nicht länger, dachte er, warum naß werden, um nichts und wieder nichts, der Jagd gehst nicht nach, verirrlich sei's, hat der Jäger gesagt, du gehst gerade nach der Säublume, setzest dich dort wie der Vogel ins Haus und sagst der Mama, du hättest gedacht, dort am sichersten auf den Papa zu warten. Er wußte, wie er meinte, ganz sicher, wo die Säublume lag, in einer Viertelstunde gedachte er dort zu sein. Er hing das Gewehr am Rücken, verließ seinen Posten und ging voll Lachens der Säublume zu. Er ging und ging, ging eine Viertelstunde, zwei, drei, vier, aber auf die Säublume kam er nicht, sondern in einen tiefen Grund. Er klomm an einer Seite empor, da kam eine große Waldmatte, es kam ein Möslein, kam wieder Wald, und regnen that's dazu und die Nebel hingen auf den Wipfeln der Bäume, daß es ein Elend war. Der Lieutenant hatte sich rechts, hatte sich links gewandt, hatte keine Richtung mehr, kein Merkmal, sich zurecht zu finden, am Himmel keins, auf Erden keins, er besaß keine Localkenntniß, wußte nichts von Schluchten, Waldmatten oder Möslein. Nun es waren nicht Urwälder, Prairien, unendliche Sandwüsten; an einem Orte werde ein Ende sein, dachte er, wenn er gerade laufe; umkommen werde er wol nicht. Aber verdammt unangenehm war es ihm doch einstweilen, er begann immer auf der Haut naß zu werden, statt auf der Säublume zu sitzen, wie in Abraham's Schooße, er gedachte es so gut zu machen, und wie hatte er es ge-

macht! So hat man es mit den genialen Einfällen, man meint oft, was damit herauskomme, und hintendrein sieht man, wie Alles ganz krumm gekommen. Bis dahin war er in Hast gelaufen, als ob er was erjagen wollte, jetzt stellte er sich unter eine große Tanne, etwas ins Trockene, und horchte, horchte lange, aber nichts hörte er, gar nichts als das Rieseln des Regens auf den Blättern der Bäume, es war wie ausgestorben in Moos und Wald. Er schoß sein Gewehr los, legte seine Jagdtasche ab, packte seinen Proviant aus, schoß, aß, horchte auf Antwort, auf Töne irgend welcher Art, aber nichts, gar nichts wollte tönen, nicht eine Glocke, keine Flinte, kein Vogel that den Schnabel auf, geschweige daß eine Kuh sich hören ließ. Sein Proviant war aufgegessen, sein Pulver wollte er nicht alle verschießen, hier bleiben half nichts, es schien ihm eine Einsamkeit, in die seit der Sündflut noch kein Mensch gekommen, er mußte also weiter, aber in welcher Richtung? Er hatte von den Wilden gehört, daß das Moos an den Waldstämmen ihnen die Himmelsgegenden anzeigt, aber was half ihm die Himmelsgegend, da er nicht wußte, wo er war, also auch nicht wußte, nach welcher Seite hin Schloß oder Säublume war. Und als er doch die Bäume untersuchte, fand er sie rundum gleich, rundum naß. Er marschirte also naturgemäß, nämlich da hinaus, wo das Marschiren am leichtesten war. Gradaus konnte er aber doch nicht wandern, es kamen Hindernisse, Dickichte, Schluchten

u. ſ. w. die er umgehen mußte, die ihn in eine Richtung brachten, er wußte durchaus nicht in welche, dann ward es wol licht hinter den Bäumen; jetzt ſei es gewonnen, meinte er, einmal im Freien fehle es nicht. Aber dann war's nur eine Lichtung im Walde, oder wenn's Feld war, wie er glaubte, ſo war er doch handkehrum wieder im Walde und wußte ebenſo wenig, wo er war, als früher, denn nie ſah er hundert Schritte weit. Es wurde ihm nachgerade doch unheimlich, denn es ging tiefer in den Nachmittag hinein und er begann müde zu werden; er dachte, ob er wol verheret ſei und gebannt in einen gewiſſen Bezirk, und ob ihm wol beim Feierabendläuten der Bann aufgelöſt werde, wie er gehört, daß es gewöhnlich geſchehe, oder wie das gehen ſolle die Nacht über, wenn er verheret bleiben ſollte?

Zum Feueranmachen hatte er nichts bei ſich, und wenn er auch keine wilden Thiere zu fürchten hatte, ſo iſt's immer ein fatal Uebernachten im Naſſen, ohne Feuer, ohne Mantel. Feldzug hatte der Lieutenant noch keinen gemacht; weder Spaniens Glut noch Rußlands Schnee hatten ihn abgehärtet, eine Nacht im Naſſen kam ihm als eine gar zu ſtrenge Sache vor. Da hörte er etwas, er wußte nicht brach ein Thier durch Unterholz, oder war was los oben in den Bäumen, jedenfalls war es Etwas, etwas Lebendiges in der todten Oede. Er ging am Rande eines Eichwaldes und immer ſtärker ward das Geräuſch, blieb jedoch

an gleicher Stelle, er konnte es gar nicht heimwiſen. Er marſchirte Gewehr im Arm vorſichtig dagegen zu, ſah Vögel ſtreichen am Rande, in kurzem, raſchem Fluge, ſah ſtarke Bewegung in den Wipfeln der Bäume, kam endlich darüber, daß es ein wildes Taubenheer ſei, welches an den reifen Eicheln ſich gütlich that. Der Fund vertrieb ihm die Gedanken, er ward wieder Jäger, ſchoß, wo er glaubte es ſei am beſten angebracht.

Für das Ohr des Jägers gibt es nicht bald einen beſſern Klang, als wenn ein ſchwerer Vogel von hohem Baume tätſcht, einen beſonders ſchönen Tätſch gaben die großen, im Herbſt fetten, wilden Tauben, zwei, dreimal hörte ihn der Lieutenant, ward davon ganz begeiſtert; ſah nur immer dem unermeßlichen Heer von Tauben nach, das nach jedem Schuß wohl aufflatterte, aber bald wieder zu ſeinem actus d. h. zu ſeinem Abendfraß ſich ſetzte. Eben hatte er wieder geladen und hob die Flinte, da legte ſich eine ſchwere Hand auf ſeine Schulter, und ein Mund frug von hinten her: „Um Vergebung z' frage, habt Ihr eine Patente?“ Man kann denken, wie der Junker erſchrak. Früher hätte er geſagt ein Königreich, wenn er nämlich eins gehabt, für einen menſchlichen Laut, jetzt fuhr ihm ein ſolcher ſchauerlich durch die Seele, als ob er käme vom König der Waldteufel, der gekommen, den Eindringling beim Nacken zu faſſen. Er ſchüttelte mit dem Kopf, hob die Flinte, ſchoß, und zwei Tauben tätſchten prächtig nieder. „Um Vergebung z' frage,

habt Ihr eine Patente", fragte ein langer Mann, mit einem breiten Wallerhut auf dem Kopf und einem ſtarken Prügel in der Hand. „Was Teufels geht das Euch an", ſchnauzte der Lieutenant, und machte ſich wieder an ſeine Flinte. „Ich meine wohl", antwortete der Mann ruhig, griff in die Taſche und wies den Bären vor, ſeinen blechernen Schild mit einem darauf gedruckten Bären, dem berneriſchen Wappen, wie ihn die Jagdaufſeher zu tragen pflegten, der Kürze halber aber gewöhnlich blos in der Taſche, ſtatt angeheftet. „Habe keine Patente, und brauche keine", ſagte der Lieutenant unwillig. „Selb wäre curios", ſagte der Mann, „ſelb nähme mich Wunder, Ihr werdet nicht mehr Recht haben als andere Leute?" — „Ich bin beim Oberamtmann zur Viſite", ſchnauzte der Lieutenant, und ſchlich den Tauben wieder nach, der Aufſeher ſachte hintendrein, ließ ihn ſchießen, ſagte dann: „He nun, ſo wird er Euch eine Bewilligung gegeben haben, ſo zeiget die!" — „Warum nicht gar, ich ging mit Andern auf die Jagd, mit dem Amtsrichter auf der Säublume und dem Jäger, verirrte mich." — „Das könnte mir ein Jeder ſagen, und ich kann es glauben oder nicht, wie ich will, es wird am beſten ſein, wir gehen gleich miteinander aufs Oberamt, es wird ſich dort ſchon ergeben, wer Ihr ſeid." — „Mein Vater iſt der Bruder vom Herrn Oberamtmann", antwortete der Lieutenant. „Ja ja, das wird ſich dann erzeigen, wenn's wahr iſt, aber jetzt helf' ich gehen, es wird ſonſt Nacht,

ehe wir dort sind, und dann habe ich noch weit heim."

Das capirte unser Lieutenant, daß er nicht wisse, wo er sei, und froh sein müsse, wenn ihm Jemand den Weg zeige. Ohnehin waren die Tauben erschreckt, und das Beschleichen schwierig geworden. Er ließ sich also willig finden, im Begleit des Aufsehers dem Schlosse zuzuwandern, von welchem sie fast zwei Stunden entfernt waren, und zwar von der entgegengesetzten Seite her, als sie am Morgen ausgezogen. Der Aufseher lachte sehr über die Kreuz- und Querzüge des Lieutenants, die er leicht an den Matten und Möslein erkannte, welche derselbe beschrieb! Es war nicht halb so öde gewesen um ihn, als er gedacht; er war nahe an Häusern vorübergestreift, aber er war in der Macht des Nebels gefangen, und die hat starke Bande. Es amüsirte anfänglich den Lieutenant, zu denken, was der Jagdaufseher für ein Gesicht machen werde, wenn es sich ausweise, daß er wirklich des Oberamtmanns Neffe sei. Der werde verlegen sein und nicht wissen, wohin kriechen aus Angst. Bald darauf dachte er aber an die Gesichter der Cousinen, welche die machen werden, wenn er in solcher Bewachung einziehe, einem Vagabunden gleich, und wie lange er es werde hören müssen, wie man ihn eingebracht, und was für ein ehrlich Aussehen er haben müsse. Als nun sein Begleiter ihm endlich sagte, wenn es nicht so nebelte, so könnte man dort das Schloß sehen, sie seien

keine halbe Stunde mehr davon, so reckte der Lieutenant in die Tasche und sagte: „So mein guter Freund, jetzt finde ich den Weg schon, danke für das Geleit, und da habt Ihr was für Eure Mühe.“ Der Jagdaufseher nahm das Stück schweigend, und ging mit dem Junker weiter. Der Junker verwundert frug: „Ist das auch Euer Weg nach Hause?“—„Nein z' conträr“, meinte der Mann. „Aber warum kommt Ihr dann noch weiter“, frug der Junker. „Warum sollte ich nicht weiter kommen“? frug der Mann. „Ha, ich finde jetzt den Weg ganz allein“, antwortete der Lieutenant. „Ha Bürschliste, hab' dich jetzt, wo ich will, gelt, wo es gegen den Oberamtmann geht, spaziert dir das Herz den Hosen zu. A nei, so geht das nicht, ich bin z' alte geworden dazu, der Oberamtmann würde offe lache und z' letzt mich noch absetzen, wenn ich so dumm wäre.“—„Aber warum nimmst dann das Geld“? frug der Junker ärgerlich. „Ha“, sagte der Aufseher kaltblütig: „ich dachte, ich hätte einmal etwas, und etwas ist besser als nichts, vielleicht gebe es noch mehr, vielleicht auch nicht, und allweg könne ich es dem Junker Landvogt zeigen, der könne dann daraus schon abnehmen, was Ihr für ein Kunde seid.“

Der Lieutenant hatte gewaltige Lust, recht zornig zu werden, begehrte mit dem Aufseher fürchterlich auf, that als ob er denselben mit Gewalt abtreiben wollte. Der Aufseher, statt sich einschüchtern zu lassen, ward dadurch nur hartnäckiger und gröber. Den Lieutenant

fürchtete er nicht, war ihm körperlich überlegen und daß er sich beim Oberamt nicht verfehle, wenn er einen Jagdfrevler einbringe, sei es wer es wolle, das wußte er auch. Einen Kameraden hätte er vielleicht laufen lassen, aber der fremde Herr da, der blos z' Visite war, was konnte der ihm schaden? Der Junker mußte marschiren, trotz dem gemeinsten Soldaten seiner Compagnie, nach der Pfeife des Befehlenden. Im Schloß ging der Aufseher voran, und befahl einem begegnenden Knechte, dem Oberamtmann zu sagen, er solle hinunterkommen, er hätte Einen. Der Junker dagegen wollte die Treppe auf, sich trennen von seinem Begleiter, salviren vor den Augen seiner Cousinen, er glaubte auf sicherm Boden zu sein. Aber so hatte es der Andere nicht gemeint; am Ziele wollte er sich seine Lorbeeren nicht entreißen, den Junker nicht ziehen lassen, lieber wollte er Gewalt brauchen, was einen mächtigen Spectakel gab.

Droben im Schloß saß die Familie beim Thee, als der Kammerdiener den vom Knecht erhaltenen Auftrag meldete: Unten sei der Jagdaufseher aus der Oeti und lasse sagen, der Oberamtmann söll fürecho, er heyg ihm Einen. Der Knecht habe hinzugesetzt, er glaube es sei der Herr Lieutenant. Er glaube, sie hätten gute Lust einander zu prügeln, unten im Hofe. Die Cousinen schrien laut auf vor Lust und Bosheit, sprangen hinaus einem Fenster zu, welches auf den Hof ging, schmunzelnd die beiden Herren, der Oberst war längst wiedergekehrt, hintendrein. Die Frau Ober-

amtmännin wäre wahrscheinlich auch gegangen, wenn sie nicht mit der Frau Oberstin zu thun gehabt, die den ganzen Tag in Fiebern zugebracht, und Seufzer, und mon dieu abgelassen hatte, mehr als bei der Schlacht von Leipzig Schüsse gethan worden. Erst hatte sie über das Wetter gejammert, denn wenn der Oberst naß werde, sei er krank, und Louis bekomme Zahnweh, und was das für eine Unvernunft sei, bei solchem Wetter auszugehen, und wenn sie nur den Verstand hätten, direct heimzukehren, und nicht unterwegs sich aufzuhalten. Sie stichelte auf die Säublume und weder Mann noch Sohn traute sie überflüssig.

Sie redete viel von Nachsenden, Heimholen, vielleicht hätte die Frau Oberamtmännin willfahrt, aber der Herr wollte nicht. Er meinte, sie seien alt genug, heimzukommen, wenn sie es für gut fänden, einen Knecht nachzusenden sei gut für Kinder. Die Frau Oberstin hätte von ihrem Manne eine solche Antwort nicht hingenommen, aber den Schwager fürchtete sie, sie schmollte nicht einmal mit ihm, seufzte blos desto strenger. Endlich kam der Oberst heim, übellaunig erst, dann lustig, als er in trockenen Kleidern behaglich an der Tafel saß. Es gibt wol kein behaglicheres Gefühl als das des Jägers, der nach harten Mühen und wildem Wetter daheim behaglich sitzt und sich gütlich thut. Jetzt hatte auch die Oberstin weder Mitleid mit ihm noch Kummer seinetwegen, desto mehr plagte sie ihn mit Vorwürfen wegen Louis, daß er

den armen Jungen bei ſolchem Wetter im Stich gelaſſen. Sie entwickelte an dieſem Exempel ſehr gründlich den Unterſchied zwiſchen einer Mutter und einem Vater. Wie wäre es einer Mutter möglich geweſen, bei ſolchem Wetter ohne Kind zurückzukehren, es ſtecken zu laſſen, und wo? in einem Walde, man denke. Man wollte ihr den Unterſchied begreiflich machen zwiſchen einem Kinde und einem Lieutenant, aber ſie ging nicht darauf ein, Kind ſei Kind, ſagte ſie, und einer rechten Mutter werde ein Kind je länger je lieber; das ſei ja thieriſch. Katzen thäten es, und die abſcheulichen Hunde, daß ſie ihren erwachſenen Kindern nichts mehr nachtrügen. Unglücklicherweiſe ſagte eine der Couſinen: „Aber Tante, wolle doch nicht ſo Angſt haben um Louis. Was gilt's, der ſitzt auf der Säublume und macht ſich luſtig mit des Amtsrichters Töchtern.“ Die Mutter Oberamtmännin warf der vorlauten Tochter einen ſcharfen Blick zu, aber leider zu ſpät, der Funke war am rechten Orte gefallen, der Frau Oberſtin war erſt jetzt nicht mehr zu helfen, was die jetzt für mon dieu fliegen ließ! Der arme Louis unter den frechen Mädchen, unter Bauernmenſchern! Da war ja mehr als Lebensgefahr, und noch dazu war der Oberſt ſo boshaft zu ſagen, daran hätte er nicht gedacht, ſonſt wäre er ſicher auch hingegangen, entweder hätte er ihn dort gefunden, oder ihn dort erwarten können, dann wären ſie Beide zuſammen heimgekommen. Die Frau Oberſtin jagte ihm einen Blick zu, daß es dem

Oberſten wohl kam, daß derſelbe weder Pfeil noch Kugel war.

Des armen Lieutenants Lage auf der Säublume kam ihr ſo ſchrecklich und gefahrdrohend vor, daß ſie nicht ruhte, bis endlich der Jäger ablaufen mußte, das arme Kind dort zu ſuchen und heimzuholen. Wenn ſich nicht die Frau Schwägerin ihrer erbarmt hätte, ſo iſt's zweifelhaft, ob die Herren eine ſolche Expedition zugelaſſen. Aber was half ſie? nichts. Der Jäger brachte die Nachricht, man hätte den Lieutenant dort nicht geſehen, aber man wolle auf ihn achten; die Frau Amtsrichterin hatte ſagen laſſen wollen, man ſchicke Knechte aus, ihn zu ſuchen. Aber der Amtsrichter hatte geſagt: „Flauſen, nie z' nöthlich thun, der Oberamtmann hat mehr Leute, die er ausſenden kann, als ich. Daneben wird der ſchon wiederkommen, wenn ihn der Hunger plagt.“ Jetzt war der guten Frau Oberſtin erſt nicht zu helfen, ſie ſah ihren Louis verſchmachtet, verriſſen, verfreſſen von wilden Thieren, verſoffen im Waſſer, verloren für Zeit und Ewigkeit. Sie gab nicht hintenum zu verſtehen, wenn der Oberamtmann Verſtand hätte, ſo böte er den Landſturm auf, den Louis zu ſuchen, zu retten. Aber je anzüglicher ſie that, deſto holzböckiger that der Oberamtmann. Er hatte Manieren, er war ſogar ein galanter Herr, aber auf Erden haßte er nichts ſo ſehr als Dummthun, beſonders Dummthun der Seinigen. Es iſt ſehr möglich, daß er Frau und Töchtern Ohrfeigen ausgetheilt

hätte, wenn sie sich gebehrdet hätten wie seine geliebte Frau Schwägerin, aber die wußten wol woran sie waren, so was fiel ihnen daher auch im Traum nicht ein. Der Oberamtmann dachte auch nicht von ferne daran, Mannschaft aufzubieten, sondern versuchte, sich mit seinem Bruder in gelehrte Gespräche über das französische und deutsche Commando zu vertiefen, wobei sich der Oberst sehr dienstfertig zeigte, die Frau Oberstin dagegen fast aus der Haut fuhr und, sehr gereizt, ernstliche Maßregeln zur Rettung des verlorenen Sohnes aufs Tapet brachte. Es war eben die Rede davon, als die Nachricht kam, Einer sei eingebracht, wahrscheinlich der Herr Lieutenant. Das schlug der Frau Oberstin wieder in die Glieder, sie fiel fast in Ohnmacht, aber eigentlich nicht aus Freude, sondern aus Angst, man habe den pauvre garçon mishandelt, und aus Entrüstung über ein Land, wo man einen vom Adel, einen Lieutenant einbringe, als sei er ein Verbrecher, oder gar ein gemeiner Mensch.

Während unten der Lieutenant mit dem Aufseher heftig sich zankte, erscholl über ihnen ein hell Gelächter. Unter offenem Fenster sahen die Streitenden die zwei lachenden Töchterlein, und hinter diesen die mächtigen Gestalten der zwei Herren, mit lustigen Gesichtern. Ehe die unten zur Rede gekommen, aber Jeder bemüht, den Andern beim Kragen zu nehmen und zu präsentiren, beugte sich der Oberamtmann vor, und sagte lachend: Brav, Kaspar, brav, daß ihr mir wieder Einen

bringt, den will ich lieb haben! Jetzt laßt ihn laufen, der entrinnt nicht, und geht hinein, sie sollen Euch zu essen und zu trinken geben, ich komme dann hinunter." Kaspar suchte wohl, gemüthlich schmunzelnd, die wohlbekannte Stube, während der Lieutenant, nicht sehr erbaut über den Empfang, die Treppe aufstieg. Es fehlte nicht viel, er hätte im Abgehen dem Aufseher noch eine brave Ohrfeige abgestreckt. Oben wurde er von den Cousinen mit einem Kreuzfeuer von Witzen empfangen, in welchem seine ganze Person jämmerlich hergenommen wurde, ehe er zu Worten kommen konnte. Cousin Louis hatte Manieren, kam nicht gleich aus der Position, zog aus der reich gefüllten Jagdtasche zwei Tauben, hielt sie als Schild vor, hätte sie vielleicht als Angriffswaffe gebraucht, wenn nicht aus einer Thür sein Name gerufen worden wäre. Seine Mutter wollte ihn sehen, sich überzeugen, daß er noch ganz sei. Als ihn seine Mutter sah, so naß, und mit den blutigen Tauben in der Hand, da hielt sie die Hand vor, prallte weit zurück, rief zornig: Fi donc, va-t'en, patron! wollte nichts von ihm sehen, nichts von ihm hören, zappelte ordentlich, bis er verschwunden war. Unten erzählte der Kaspar mit großem Behagen, wie er den jungen Herrn eingefangen, wie der es ihm habe machen wollen, wie aber Kaspar Kaspar sei. Wenn er die berühmte Seeschlange eingefangen, er hätte nicht glücklicher leben können im Gemüthe, an seinem dargelegten Heldenmuthe. Die Dienerschaft, namentlich

die Kammerjungfer der Frau Oberstin, wollten dem Kaspar Angst machen. Sie sagten ihm, das sei wirklich des Oberamtmanns Neffe, und sein Vater sei auch da, und der sei Oberst, und wenn der Junker oben erzähle, wie er behandelt worden, so werde er schön Feuer geben. Kaspar komme ins Zuchthaus, oder wenn er mit 25 aus dem Pfeffer und 100 mal 24 Stunden hinten bei Wasser und Brot davonkomme, so solle er Gott danken.

Unheimlich regte es sich freilich in Kaspar's Gemüth, daß der Eingebrachte wirklich des Oberamtmanns Neffe war, aber Kaspar hatte als Jäger zu viel von den Füchsen gelernt, um irgend was merken zu lassen. Er sagte, ja wenn der Oberamtmann eine hübsche Jungfer wäre wie sie, dann wollte er machen, daß er fortkäme, während es noch Zeit sei, aber zwischen einem Oberamtmann und einer schönen Kammerjungfer sei allweg ein Unterschied. Der Oberamtmann sehe aufs Recht, und nit uf d' Hübschi, wie so es Jüngferli, das oft den größten Spitzbuben am liebsten hätte. Kaspar focht blindlings, aber ungefähr trifft man manchmal am schärfsten. Er begriff es gleich, warum die Andern lachten, ward wieder stark an seinem Inwendigen, und als der Oberamtmann mitten im Gelächter eintrat, stand Kaspar auf, und brachte in gehöriger Deferenz vor, daß es ihm leid sei, wenn er gefehlt, aber er sehe den Leuten nicht an der Nase an, wem sie seien. Er fahre nach seiner Instruction, und wenn

das nicht recht sei, könne er in Gottes Namen nichts dafür. Daneben sei der Herr selbst schuld, wenn er rauh mit ihm umgegangen. Wo sie gegen das Schloß gekommen, habe derselbe ihm eine Franke gegeben, wenn er ihn laufen lasse. Er habe die Franke genommen und gesagt, jetzt erst mußt warten Bürschli. Da sei sie; sagte er, und streckte sie dem Oberamtmann dar. „Behaltet sie und da habt Ihr noch was dazu", sagte der Oberamtmann. „Ihr habt Eure Sache recht gemacht, Kaspar, es wäre wol gut, es wären Alle wie Ihr, dann könnte man dabei sein. Ich bin selbst im Fehler, ich hätte Jedem eine Bewilligung ausstellen sollen, aber ich dachte nicht daran, weil sie mit dem Amtsrichter gingen. Macht es immer so, Kaspar, und wenn ich mehr Einen beeidige, so will ich ihm sagen: mach's wie Kaspar." Man kann denken, wie hoch das Kaspar nahm und wie stolz es ihn machte. Nun war er auch Einer der Glücklichen, die eine Heldenthat in ihrem Leben haben. Eine Heldenthat in seinem Leben ist eine unerschöpfliche Büchse voll Lust und Wonne, sie erheitert die Seele in trüben, einsamen Stunden, sie gießt dem Menschen unter Menschen ein mächtiges Selbstbewußtsein ein, das strahlend leuchtet, wenn Zwei oder Drei beisammen sind, oder wenn unter Hunderten der Mensch sitzet; sie ist ein warmer Ofen, an welchem der Mensch sein alle Jahre kälter werdendes Blut Tag und Nacht zu erwärmen vermag, auch wenn er kein Scheit Holz und keinen Tropfen

Warmes im Hause hat, sie ist ein Demant, welcher dem Besitzer, je mehr er ihn braucht, um so unvergänglicher und merkwürdiger zu werden scheint.

Während der Verhandlungen da unten gab der Lieutenant seine Tauben in der Küche ab und machte die Köchin glücklich mit dieser Aufmerksamkeit, bis die Kammerjungfer von Kaspar weg hinaufschoß, und mit den Worten: Der Herr Lieutenant wird wollen z' koche lern, z' rupfe wird er wol schon können, wieder wegschoß. Wie es scheine, dachte der Junker, sei es heute nicht richtig, sondern neble überall, und machte, daß er in sein Zimmer kam. Er war hungrig und durstig, man wird es begreifen; doch machte er sorgfältig Toilette, warf sich in die Brust und erschien wie ein Halbgott im Salon, er stellte sich außerhalb der Gränzen des Ausgelachtwerdens. Das ist schon viel gemacht, wenn das Einer kann. Im Salon war er wirklich Allen eine willkommene Erscheinung, hauptsächlich als Blitzableiter für die Frau Oberstin, die heute voll Nebel und elektrischen Stoffes war, sodaß sie, wo man sie auch berühren mochte, ringsum Funken stob. Damen von dieser Sorte sind die interessantesten bildendsten Persönlichkeiten, ganz besonders in Beziehung auf feinen Ton und Takt. Bekanntlich sollen die Gauner in London zur Dressur angehender Spitzbuben eine Figur an einem Drahte hängen haben, über und über mit Schellen gespickt. Nun soll der Lehrling die Taschen leeren, ohne daß die Schellen Laute

geben, die Perſon ſich bewegt; gibt's einen Laut, regnet es Schläge. Accurat ſolche Figuren hat man in der ſchönen Welt, um Takt und Ton zu lernen. Voll Schellen ſind ſie, Capricen nennt man ſie auf wälſch oder l'humeur. Wunderliche oder Teufelſüchtige auf deutſch, ein Blick, ein Wort, ein Tritt; hat es gefehlt, wird die Naſe gerümpft, das Maul viereckig oder krumm gezogen, wie ein alter Huſarenſchnauz, das Schnupftuch fährt im Geſicht herum, es gibt Blicke, es fahren Worte in der Luft herum; es wird lancirt, links und rechts, ja es werden ſogar sorties gemacht in alle Ecken hinein. Mit ſolchen Figuren Stunden umzugehen, ohne ſie zu touchiren daß ſie tönen, ihnen das Herz aus dem Leibe zu nehmen, daß es keinen Guk gibt, heißen's zärtliche Blicke, die Niemand merken ſoll, das iſt die Spitze dieſer Kunſt. Glücklich ſind die Söhne, welche ſolche Mütter haben, ſie lernen die ſo ſchwere Kunſt gratis. Man wird bemerken, daß hübſche Söhne mit ſolchen Müttern wunderbar umzugehen wiſſen, und nicht ſelten ſie furchtbar tyranniſiren, ihnen zehnfach eintreiben alle ihre Sünden gegen ihre Mitmenſchen. Töchter dagegen ſind zu bedauern, ſie ſchaffen mit ſolchen Müttern nichts, lernen von ſolchen Müttern wenig, haben ihnen aber hier und da einen Mann zu verdanken, den die Mutter über Hals und Kopf aufgetrieben, um die Tochter aus dem Hauſe zu bringen.

Als der Lieutenant nun ſo friſch und ſchön her-

eintrat, wurde die mütterliche Eitelkeit wach, sie freute sich seiner bonne façon und der feinen Art, mit welcher er sich gegen die Tante betrug, die recht mütterlich für seinen Hunger und Durst sorgte. Sie betrachtete ihn ganz als ihr Product, sowol die Schönheit als die Manieren anbelangend. Wirklich machte er sich diesen Abend auch sehr liebenswürdig. Er erzählte auf eine Weise, welche bedeutende Anlagen verrieth, sein Abenteuer, ergriff alle weiblichen Herzen mit den Schilderungen seines Verlassenseins, in dieser nassen Schauerlichkeit eines nebelvollen Tages, in düsterm Moos und Wald. Er interessirte die Herren mit seiner Taubenjagd, ihnen war nie eine solche Taubenarmee vor den Schuß gekommen. So sehr die Frau Oberstin Freude hatte, konnte sie sich doch nicht enthalten, die Herren zu trumpfen, namentlich ihren Mann, der früher über die Unerfahrenheit des Junkers gespottet, während derselbe reiche Jagdbeute gemacht, und sie keine. In dieser Beziehung glich die Oberstin auffallend einem Dampfkessel. Wie man bei diesem von Zeit zu Zeit unbrauchbaren Dampf auslassen muß, so mußte die Oberstin immer von Zeit zu Zeit den Kyb loslassen, der sich fort und fort bei ihr sammelte.

Schließlich ergötzte er Alle mit der Beschreibung seines Zusammentreffens mit Kaspar, dem Aufseher. Er stellte ihn dar als einen Waldteufel, einen aufrechtgehenden Bären, beschrieb, wie er ihm langsam nachgetrappt, er immerzu geschossen habe, was sie auf

dem Heimweg gesprochen, wie Einer den Andern zu überlisten gesucht, wobei der Junker sich selbst gar nicht schonte, und drollig genug die Freude des Aufsehers schilderte, der gestrenge Herr Oberamtmann werde dem Säubub, der unbefugt ihm die Tauben tödte, fünfundzwanzig aufmessen lassen. Hier geriethen die Oberstin und der Herr Schwager wieder hart aneinander.

Die Frau Oberstin schauderte bei dem bloßen Gedanken, nicht an die Möglichkeit, daß ihr Söhnlein sie je erhalten könnte, das gehörte weit außerhalb ihres Gedankenkreises; sondern daß ein solcher Kerl an so was nur denken dürfe. Sie warf dem Oberamtmann vor, daran sei er schuld, so komme es, wenn man die Leute behandle wie er, daß sie sich einbilden müßten, es sei fast kein Unterschied zwischen ihm und ihnen. Wenn er die Leute recht zu behandeln wüßte so hätte er den Flegel drei mal 24 Stunden hinten thun lassen. Mit solcher Humanität richte man nichts aus, mache die Leute nur unverschämt. Es werde die Zeit kommen, wo man die Unvernunft einsehen werde. Dann könne man die Finger abbeißen vor Verdruß, aber das könne man lange, die Sache sei doch wie sie sei. Der Oberamtmann gab zu bedenken, daß in solchen Dingen die Frauen kein Urtheil, keinen Verstand hätten, wo Ordnung sein solle, müsse Disciplin sein, die sei aber nur möglich, wo Gerechtigkeit sei, Jeder seine Pflicht thue, danach belohnt oder bestraft würde. So sei es hier, so sei es in einem Regiment,

dafür könne sein Bruder Zeugniß geben. Der Oberst möge sein wie er wolle, wenn er nicht gute Ober- und Unteroffiziere habe, so laufe es nicht, und die erhalte man nur bei gerechter Strenge. Weit entfernt den Kaspar zu strafen, habe er ihm ein schönes Trinkgeld gegeben. Es werde ihm kaum mehr ein Lieutenant in die Hände laufen, dagegen aber bringe er ihm zehn Andere ein. Hätte er ihn gestraft, oder nur böse Worte gegeben, so wäre er verhunzt gewesen und hätte sein Lebtag nie mehr zu etwas getaugt. Die Frau Oberstin war nicht von denen Eine, welche abbrechen können zu rechter Zeit, und der Oberamtmann stand bei einem Capitel, wo ihm die Galanterie ausging. Er begann vom Weiberregiment zu reden, und wie, wenn so eines lange dauere, in einem Hause man es dahin bringe, daß man zuletzt nichts mehr darin habe, als Muheime und Wanzen, nicht einmal mehr Mäuse, weil die das ewige Tschäder auch nicht vertragen möchten. Die Frau Oberamtmännin konnte nicht ablenken, die Räder waren zu stark im Zug, da zündete der Lieutenant ruhig, fast wie im Traume, eine Cigarre an, und blies nach einigen starken Zügen Wolken Rauchs um sich. Da fuhr die Frau Oberstin auf, wie von einem Skorpion gestochen, schmiß Louis einige wälsche Ehrentitel zu, und schwankte, von einer Nichte unterstützt, aus dem Zimmer. Der leiseste Tabacksgeruch machte ihr Ohnmachten und Krämpfe, wie sie sagte. Ueber Louis' etwas groben Witz ward stillschweigend

weggegangen; man fand, es sei schicklicher. Hätte man darüber Louis was sagen wollen, so hätte der die liebe Mutter ins Gespräch gezogen, und was trug das ab. Es begriff das Niemand besser als der Oberst, der griff daher auch das Capitel von der Disciplin auf, erzählte eine Menge Exempel darüber und machte damit den Rest des Abends recht kurz und vergnügt.

Besucher gleichen den Streifwachteln, sie sitzen während ein paar schönen Tagen ab, dann streifen sie weiter, wenn dann die trüben Tage kommen, kann man zusehen, wie man es macht ohne sie. So waren auch Oberstis fortgezogen und Oberamtmanns allein im Schlosse. Der Frau Oberamtmännin war das so unlieb nicht: sie konnte dann das Einherbsten ungestört besorgen und die Töchter dabei brauchen. Sie meinte nicht, sie hätte sie blos für den Sonntag bekommen, sodaß sie alle Tage Sonntag haben könnten, sie meinte, sie seien auch Werktagskinder und müßten auch sechs Tage arbeiten und schaffen alle ihre Werke. Sie meinte nämlich, die Gebote Gottes seien für alle Leute und absonderlich für die Vornehmern, die sollten das Beispiel geben, und namentlich gerade die sollten sechs Tage arbeiten und den Sonntag heiligen, erstlich wegen Exempel und zweitens wegen Nutzen, denn Müssiggang ist aller Laster Anfang absonderlich bei den Reichen, die ohne Arbeit ja ganz natürlich geil und üppig werden müssen und voll Bosheit.

Wir wollen nicht behaupten, daß die Fräulein

den Kabis selbst hobeln und die Stauden stampfen mußten, aber sie mußten doch dabei sein, mußten zusehen wie man es macht, wie es geht, mußten wie man zu sagen pflegt Verstand von Allem zu kriegen suchen. Herr und Frau waren hierbei durchaus einig, daher gingen die Fräulein der Mutter willig an die Hand, sie meinten, es müsse so sein. Wenn Freundinnen zum Besuch kamen, besonders aus der Stadt, und die Nase rümpften über solche Zumuthungen, graueten über eine ländliche Lebweise, wo dem weiblichen Geschlechte noch etwas mehr zugemuthet wurde als die Puppe spielen, ja manchmal sogar einen Korb oder sonst was auf ganz gemeine Weise anzurühren, und sogar zu tragen: Mach nur, daß der Papa es nicht sieht oder hört, wie du das anstehst, sonst nimmt er dich aufs Korn und du mußt es büßen, warnten die Töchter ihre Freundinnen. Nun es gab schnippische, naseweise Dinger, welchen das Gesicht des Herrn Oberamtmanns nicht so imponirte, wie Allen, welche in seiner Nähe lebten, sondern den Kitzel fühlten, mit ihm anzubinden, sich ausließen über die Zumuthungen, welche an Fräulein gestellt wurden, als ob sie unter die arbeitende Classe gehörten, als ob sie ihr Brot verdienen müßten. Wohl, die rannten schön an, die thaten es nie mehr zum zweiten Mal, der Oberamtmann vertrieb mit seinem Schlachtengesichte ihnen die Lust beim ersten Mal, und zumeist noch ziemlich höflich. Er frug, was sie meinten, wofür sie eigentlich in der

Welt ſeien? Solche unverblümte Fragen ſetzten die keckſten Leute zuweilen in Verlegenheit. Er frug weiter, ob ſie nicht ein Buch kennten, in welchem ſchwarz auf weiß ſtehe, wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen? Und in dem gleichen Buche heiße es auch, es habe Jedermann ſein Pfund erhalten und das Pfund ſolle er anwenden, und je nach der Anwendung werde einſt der Menſch belohnt oder beſtraft. Der Oberamtmann war ein ſehr ehrenfeſter Mann, aber zur Steuer der Wahrheit müſſen wir ſagen, daß er aus der Bibel hauptſächlich die Sprüche kannte, welche er auf Andere ſchlagend anwenden konnte, und wirklich auch anzuwenden wußte. Wenn er nun mit ſolchen Fragen einem Fräulein auf den Leib rückte, ſo fragen wir, ob es nicht natürlich war, daß ſie in Verlegenheit gerieth. Wenn man ſo unvermuthet kommt und ſagt: Seh mal, laß ſehen, wo haſt dein Pfund, gib füre! wo iſt das Fräulein zu Stadt und Land, welches nicht einigermaßen in Verlegenheit gerathen würde? Soll ſie ſagen, ich bin ſchön, ich kann claviren, beſſer als König David harfen, tanzen ebenfalls beſſer als er, zeichnen wie ein Blitz und ſchön daneben, les honneurs machen auf deutſch und wälſch und ganz artig, daneben habe ich viel Converſation, und das Mundſtück ſteht mir nie, als wenn ich ſchlafe: wir fragen, kann ein Fräulein wol ſo antworten, und wenn ſie nicht ſo antworten kann, was ſoll ſie dann antworten? Ja ſo kann man in Verlegenheit kommen, wenn Jemand das Fra-

gen nicht ſcheut, und was eine Perſon ſo gleichſam vergeſſen hat, ſich ſelbſt zu fragen, für was iſt eine vernünftige Perſon auf der Welt und geſetzt der Fall, ich ſei eine vernünftige Perſon, welches iſt mein Pfund, mit dem ich was Vernünftiges anfangen und damit gewinnen ſoll andere Pfund? Wer einmal in dieſer Fragen Klemme geweſen war, der hütete ſich vor dem zweiten Mal, und that wohl daran. Beſonders in dem Herbſte, von welchem wir erzählen, hatte man ſich zu hüten, das ſchwere Geſchütz des Oberamtmanns nicht ſich zuzuziehen; er war ſo übellaunig, daß die Frau Oberamtmännin ihre ganze Kunſt aufbieten mußte, um leidlich Wetter zu machen. Es war ein prächtiger Herbſt, ein unvergleichlich Jagdwetter, und eine Maſſe von Geſchäften lag vor dem Oberamtmann, namentlich Unterſuchungen, Verhöre muthmaßlicher Diebe, wirklicher Vagabundirer, welche das ſchöne Wetter zum Spazieren auffallenderweiſe benutzten. Da mußte nun unſer Oberamtmann hinter dem Fenſter ſitzen, Spitzbuben verhören, verſchmitzte Kerls, deren größter Spaß es war, Richter anzulügen und an der Naſe herumzuführen Tage lang, und draußen das prächtigſte Wetter von der Welt. Man begriff, daß es dem Oberamtmann in allen Gliedern grauſeln mußte, wenn ein Gauner mit ſeinem Schelmengeſicht durch ſeine Antworten ihn muthwillig herumzerrte und fitzte, wie man zuweilen ſich den Spaß mit jungen Hunden macht, und wie er ſo Einem unwillkürlich funfzehn bis zwanzig

dictiren mußte, und zwar aus dem Salz. Und wenn dann obere Behörden ſich veranlaßt fanden, den Herrn Oberamtmann ernſtlich zu erſuchen, in ſeinem Eifer ſich zu mäßigen, ſo war das ebenfalls kein geeignetes Mittel ihn beſſerer Laune zu machen.

Einmal war auch ſo ein prächtiger Tag, weder Reif noch Nebel waren in der Nacht geweſen, ein ſchöner Thau hatte den Boden eben recht angefeuchtet, ein feiner duftiger Schleier gab der Erde ihren Schmelz. Vor dem Schloſſe hatte der Herr ſeine Pfeife geraucht, war endlich voll Zorn in ſein Audienzzimmer hinaufgeſtiegen und hatte ſich Zwei vorführen laſſen, einen Mann und ein Weib, die ſich offenbar kennen mußten und doch nichts voneinander kennen wollten. Der Oberamtmann inquirirte ſich bald in Feuer, der Mann ſpielte den Heuchler, das Weib that ſchnippiſch und jagte dem Herrn das Blut in Kopf, und arg mußte es damit werden, denn er drehte denſelben immer, ſchnellte ihn förmlich einige Male dem Fenſter zu, blieb ſtecken mitten in einer Frage, fragte endlich den Schreiber: Still doch, was hört man? „Ich glaube ein Gjag", ſagte dieſer kaltblütig. Der Herr ſprang auf, riß das Fenſter auf, da kam es ſchön und voll zum Fenſter herein, das Getöne einer wilden Jagd. Noch ſcholl es von ferne her, aber eine prächtige orgelnde Stimme hob ſich vor den andern heraus, wie der erſte Tenor aus einem wirbelnden Chor. „Wer zum — jagt da"? frug der Herr zornig. — „Es wird wahr-

scheinlich der Amtsrichter sein", sagte der Landjäger. „Es dünkt mich, ich kenne die Hunde, besonders der eine, er hat die schönste Laute weit und breit." — „So, der Amtsrichter, so, der wird meinen, er müsse mir die Langeweile vertreiben", sagte der Herr. „Der könnte auch was Besseres thun, als z' jagen." — Er trat zurück und begann wieder zu fragen Da brachen die Hunde aus dem Walde ins Feld hinaus, näher dem Schlosse zu. „Ja, es sind des Amtsrichters Hunde", sagte der Landjäger, „ich kenne sie jetzt. Es sollen bsunderbare Hunde sein; man sagt, der Amtsrichter thäte sie nicht geben um vier schwarze Stiere. Mit Schein haben sie verloren, der Hase wird sich versteckt haben."— „Nun jetzt wird er Verstand haben und abrufen, er wird mir doch nicht da unter der Nase jagen wollen", dachte der Herr, drehte sich wieder der Arbeit zu, inquirirte, daß Funken stoben. Da klopfte es unten im Thale, neu brachen die Hunde los. Er wollte, rief der Oberamtmann, den Rest vernahm man nicht, lief zum Fenster, sah wie ein Jäger einen Hasen weiter trug und dennoch die Hunde fortjagten, dem Schlosse zu, im Schloßberg einen Lärm verführten, daß man kaum sein eigen Wort vernahm, als ob sie den Oberamtmann mit Gewalt ins Freie heulen wollten. Der schloß im Zorn die Fenster, befahl dem Landjäger, er solle mit dem Jäger hinuntergehen und die Hunde erschießen, es nehme ihn doch Wunder, ob er nicht sicher sein könne im Schlosse. Solch Trotz und Bosheit

habe er nicht erlebt, da könne er in der Stube bleiben, derweile jage der Bauer ihm unter den Fenstern, daß man das eigene Wort nicht mehr verstehe; so könne es nicht länger gehen, man müsse dafür sorgen, daß man wieder wisse, wer Meister sei im Lande. Man sei billig: es war wirklich strenger Tubak für den Oberamtmann. Der Amtsrichter war freilich in seinem Recht, dieses Recht kostete sechs Thaler, erstreckte sich über den ganzen Canton, das Hochwild ausgenommen, und dieses Recht konnte von Jedem erkauft werden, der ehrenfähig, oder Offizier, obrigkeitlicher Beamter war, oder ein gewisses Vermögen bescheinigen konnte. Nebenbei hatten die Oberamtmänner das wenig beschränkte Recht, Bewilligungen, gültig in ihrem Kreise, zu ertheilen. Indessen wenn die Jäger unter sich Friede haben wollten, so kam Einer dem Andern nicht zu nahe, jagte dem Andern nicht bis vor die Küchenthüre. Es war von je so, und wird so bleiben: man hat gern so ein eigen Gehege, und wer dem Andern ins Gehege kömmt, werde nun darin gehegt, was da will, wird nicht mit liebenswürdigen Augen angesehen. Nun denke man sich zu diesem noch das. Da im Zimmer saß ein alter Edelmann von gutem Blute, nicht Hofadel sondern Bauernadel, d. h. Adel im Lande entsprossen, und fragen thut es sich, welches der wirklich vornehmere sei, und dieser alte Edelmann mußte mit zwei Gaunern die Zeit verbrauchen im Zimmer, unterdessen jagte ihm der Bauer ums Schloß herum, schoß vor

seinen Fenstern einen Hasen, forcirte möglicherweise einen zweiten in seinem Garten — und er saß da, zwei Gauner hielten ihn zum Besten, er hatte ernste Befehle, die Untersuchung so schnell als möglich zu beendigen, weil sie mit andern zusammenhing; und er konnte nicht vorwärts kommen, mußte die lustige Jagd draußen hören und drinnen die verschmitzten Gesichter sehen! Wir fragen, ob man darob nicht fast zum Narren werden mußte, ob da nicht ein Zorn zu verwerchen war, daß es fast über menschliche Kräfte ging.

Auch gelang es unserm Oberamtmann wirklich nicht. Der Gauner sollte ausgeschmiert werden und er hatte den Landjäger nicht, der Landjäger sollte draußen die Hunde erschießen und er schoß nicht, der Oberamtmann rief nach ihm, und er kam nicht, er schickte den Schreiber aus, der blieb aus. Der Oberamtmann war drauf und dran, dem Schreiber die Gaunerin, der Gaunerin den Gauner nachzusenden, und zu allem dem jagte es draußen so lustig und wild, daß lustiger nichts gestützt hätte. Die Frau Oberamtmännin schwitzte fast Blut. Begreiflich ärgerte sie die Unbescheidenheit oder vielmehr der boshafte Hohn des Amtsrichters sehr. Sie könne es vom Amtsrichter nicht begreifen, sagte sie, er habe sonst ihren Herrn in dieser Sache sehr geschont. Entweder müsse es etwas Ungerades zwischen ihnen gegeben haben, oder sie verstehe sich nicht mehr auf die Leute. Indessen das dürfte sie einstweilen ihrem Herrn noch nicht sagen, denn, wie es allgemein ist,

wäre ein Entschuldigen von Menschen, über die der Herr im Zorn war, Oel in Feuer gegossen gewesen. Es ging draußen kein Schuß, es jagte lustig fort, der Herr war im Begriff, Gauner Gauner sein zu lassen und selbst zur Flinte zu greifen, da endlich knallte es nicht weit hinter dem Schloß, die Hunde verstummten, der Herr dachte, nun endlich! Es wird dem Amtsrichter wol erleiden, mir die Hasen zum Fenster einzujagen, es nimmt mich Wunder, ob es der mit der verfluchten Laute ist? Aber lange wollte Niemand kommen, Bericht zu geben. Endlich zeigte sich der Schreiber, der wollte nichts wissen, er hatte die Andern nicht antreffen können, aber es hätte ihm geschienen, er höre à la mort rufen. Wenn man einen Hund erschießt, so kann man auch so rufen, sagte der Oberamtmann, es ist nirgends geschrieben, daß man es nur bei einem Hasen thun kann. Darauf kam der Landjäger, wollte auch nichts Bestimmtes wissen, nur schien ihm, daß nicht der Jakob (der Jäger) geschossen, dessen Flinte kläffe anders. Der kriegte einen tüchtigen Putzer, denn er hätte Zeit genug gehabt, genau zu erkunden, was geschehen. Endlich erschien der Jakob selbst mit einem prächtigen Hasen in der Hand, und wurde, ehe er zu Worte kam, angefahren, es hätte ihn Niemand heißen Hasen schießen, sondern die Hunde.

„Verzeiht Junker Landvogt", sagte der Jäger, „ich habe gar nicht geschossen. Ich konnte nicht eher dazu kommen, als bis eben z' Dragoners Sohn im Schnitz

haben (man sagt, er gehe zu einer von Amtsrichters Töchtern und werde wol einen Tochtermann geben) den Hasen geschossen. Wol, dem sagte ich, ob das Manier sei, dem Junker Landvogt die Hasen um das Schloß herum zu jagen. Da entschuldigte er sich sehr, es sei nicht expreß geschehen, die Hunde seien halt dem Hasen nach, und dem Hasen hätten sie nicht befehlen können, wodurch er soll. Er lasse dem Herrn Oberamtmann sein Compliment machen, und schicke ihm den Hasen zum Präsent." — „Und du bist Esel genug und nimmst den Hasen! Auf der Stelle mach dich ihm nach, und sage ihm, ich brauche keinen Hasen von ihm, er solle ihn selbsten fressen. Wenn ich Hasen wolle, könne ich sie selbsten schießen. Der Lumpenhund! jetzt noch das Gespött mit mir treiben zu wollen!" Da Jakob zaudernd dastand und sagte: „Ja ich weiß nicht, wo ihn finden, er sagte mir nicht, wohin er gehe", so machte der Herr eine Bewegung, welche Jakob kannte, daher so schnell als möglich die Thüre zwischen sich und den Herrn zu bringen suchte. Sowie der Herr es auffaßte, war dies wirklich das Düpflein auf den I und wenn dies ungefähr 500 Jahre vorher geschehen, so wäre nach einer Stunde eine schnaubende Schar aus dem Thore geritten, hätte die Säublume niedergebrannt, den Amtsrichter sammt Weib und Kindern an dem Nußbaume aufgehängt. Was eigentlich den gnädigen Herrn am taubsten machte, war das Gefühl seiner Machtlosigkeit gegen solche blutige Beleidigung. Das

Geſetz gab ihm keinen Griff und er wußte, daß er mit Eigenmächtigkeiten bei ſeinen gnädigen Herren und Obern nicht wohl ankam. Sie waren zwar ſeine Standesgenoſſen, Vettern und Rathsverwandten, nach alter Redweiſe, aber mehr als Einer hatte ihm ſchon geſagt: Fritz, Fritz nimm dich in Acht, in allen ſolchen Dingen kriegſt gewiß Unrecht, denke wie unangenehm es dir dann ſein muß, das Urtheil den Betreffenden ſelbſt eröffnen zu müſſen. Das hatte er ſchon mehr als einmal erfahren und es war wirklich auch das Bitterſte in ſeinem Leben. Die Herren von Bern waren im Ganzen genommen und namentlich im Verhältniß zur Zeit und ihrer Macht ſehr gerecht und namentlich unbeſtechlich, und von der Regel waren die Ausnahmen ſelten. Herausfordern konnte der Oberamtmann auch nicht, Säbel und Degen lagen zwar gut in deſſelben Hand, und Muth ſie zu gebrauchen hatte er auch mehr als genug, aber was konnte er machen damit gegen einen Bauern? Aber ſeine hauptſächlichſte Machtloſigkeit, der er eigentlich nicht einmal Namen geben konnte, beſtand darin, daß Niemand ſeinen Zorn theilte, Niemand ausführte, was er befahl, und doch Niemand eigentlich ungehorſam ſchien. Er befahl donnernd, und Männiglich lief, zappelte, flog manchmal ſogar und kam endlich mit einer guten Ausrede wieder, warum er beim beſten Willen das Befohlene nicht habe ausführen können. Es war, als ob eine unſichtbare Macht den Takt ſchlüge der Dienerſchaft, was zu thun,

was zu unterlassen sei. Und wer recht gute Augen hatte und recht gut im Schlosse bekannt war, sah, daß diese Macht in den Augen der Frau Oberamtmännin saß. Aber mit dem Munde sprach sie dieselbe nie aus, nie gab sie irgendwie Gegenbefehle, höchst selten erlaubte sie sich in Gegenwart eines Dieners eine bescheidene Einrede. Der Landjäger freilich mußte gehorchen, mußte dem Gauner und Manchem aufmessen, das brachte der Oberamtmann schließlich in Ausführung. Der Gauner hatte sie allerdings verdient, aber da es dem Landjäger schien, als hätte der Zorn an der Zahl einigen Einfluß gehabt, so zog er die Menge an der Strenge ab.

Die Oberamtmännin schwieg von der Geschichte und wenn der Herr immer wieder darauf zurückkam, so redete sie dazu, denn schweigen hätte der Herr übel genommen, aber ohne zu blasen, ohne zu löschen, und das ist eine schwere Kunst. Ihre Fräuleins verstanden sehr wenig davon, und wie die Mutter auch kanzelte, die Mädchen vergaßen immer Alles wieder, es war einstweilen noch nicht in ihrem Blute. In große Verlegenheit brachte es sie, daß nächstens Amtsgericht war, die Beiden sich sehen mußten und der Amtsrichter bei ihnen essen sollte. Lud man nicht ein, so zeigte es Feindschaft von ihrer Seite, kam er auf die Einladung nicht, so war es Feindschaft auf seiner Seite, und kam er, so waren Händel zu erwarten, so gewiß zwei mal zwei vier macht. Was nun? quid nunc?

Nach einigen Tagen, sagte die Frau Oberamtmännin, so gleichsam wie verloren, sie hätte gehört der Amtsrichter sei nicht bei der Jagd gewesen. Aber potz Wetter, das war ein Funken in ein Pulverfaß. „Ja wol nicht dabei gewesen", sagte der Herr Oberamtmann. „Wenn er nicht dabei war, wer war dann dabei und jagte mit seinen Hunden? Wenn er nicht dabei gewesen, der wäre schon gekommen und hätte seine Entschuldigungen gemacht, aber der wird sich hüten sich sobald hier zu zeigen." — „Enfin", sagte die Frau Oberamtmännin, „ich gab es, wie ich es hörte, du kannst wol Recht haben; z' Kammermeitli hat es gesagt, von wem es es hatte, weiß ich nicht." Lisette mußte vor, aber nicht zum ersten Mal in diesem Sale berief es sich auf eine Brommbeerenfrau, welche es der Köchin gesagt. Die derbe Köchin antwortete, sie hätte viel zu thun, wenn sie Alles im Kopf behalten wollte, was die vielen Weiber, welche ins Schloß kämen, berichteten, da würde sie sturm nicht blos im Kopf, sondern an der Leber, und der Herr Landvogt werde die Sachen lieber nicht angebrannt oder versalzen wollen. „Mach, daß das Mensch fortkommt", sagte der Herr, „ich kann es gar nicht mehr sehen." — „Gern wenn ich eine bessere Köchin wüßte, gern", sagte die Frau. „Aber du issest gern gut, und treffen wie die konnte es dir noch keine; daneben wie du willst. Aber wenn man sie in der Küche läßt, so kommt sie dir nicht vor das Gesicht." — „Wegen Kochen ist seit

einiger Zeit hundsschlecht, alles Fleisch zu weich und das Gemüse läßt sie halb roh, wir hatten ja lezthin Bohnen, man konnte damit einander erstechen, und keine hätte sich gekrümmt", polterte der Oberamtmann. Da fielen die Töchter ein, und das Wetter war vorüber.

Der Amtsrichter war wirklich nicht bei der Jagd gewesen und hatte gar nicht daran gedacht, daß die Jagd nach dem Schlosse hin sich ziehen könnte. Er hatte allerdings mit dem jungen Menschen und noch einem Freunde auf die Jagd gehen wollen. Wie er aufbrechen wollte, kam ein Mann und holte ihn zu einem kranken Verwandten, der testiren wollte, da galt weder Aufschub noch Ausrede. Damit die Andern nicht um die Freude kämen, gab er ihnen den Knecht mit, den er auch als Jäger gebrauchte und in seiner Patente hatte. Er bezeichnete ihnen ihr Revier und gab dem Knecht genau an, wo er die Hunde ablassen solle und das war wol anderthalb Stund vom Schloß entfernt und noch kein Hase hatte in dessen Richtung Reißaus genommen von jener Gegend her.

Doch nicht umsonst haben die Jäger den Glauben, man finde Hasen, die eigentlich nicht Hasen seien, sondern Hexen, oder sonst neidische böse Menschen gewesen, welche nach ihrem Tode in Hasen verwandelt worden, um ihr Handwerk fortzusetzen und Jäger zu quälen und zu narren. Es gibt aber auch wirklich Hasen, die voll Tücke sind, die man immer im gleichen Revier findet, die der Jäger alsbald an ihren Ränken erkennt

und ausruft: O watsch, haben wir aber den, wenn wir nur die Hunde wieder hätten, der verderbt uns allemal den Tag. So eine alte Her oder vielleicht auch ein alt Böcklein war aufgegangen, hatte alsbald die Strümpfe gebunden und riß aus, dem Schlosse zu, als ob der Oberamtmann sein Vetter wäre, und er dort z' Visite wolle. Wäre der Amtsrichter dabei gewesen, so hätte er dem Jäger gesagt: Mach dich nach, so stark du kannst, mach, daß du die Hunde wiederkriegst, wir warten dir hier. Denn der Amtsrichter hütete sich sehr den Oberamtmann zu beleidigen, denn er achtete ihn wirklich, er verkannte das viele Gute, welches von ihm ausging, nicht. Unsere Jäger aber bedachten dieses nicht, standen mit dem Oberamtmann in keinem Verhältniß, hatten ihre Freude dran, wie die Hunde so prächtig unverloren jagten, ließen es tschädern und machten sich, als sie merkten, daß es daraus ging, spornstreichs nach, schossen einen Hasen im Felde, einen vor den Hunden, beides vor den Fenstern des Schlosses und merkten nicht, daß sie gefehlt, bis der Jäger des Oberamtmanns dazukam. Als sie merkten, was Trumpf war, that es ihnen alsbald leid, und um gut zu machen in aller ehrlichen Absicht, sandten sie den Hasen zum Präsent, und machten sich schnurstraks mit gekoppelten Hunden aus dem Bereiche des Schlosses. Als der Amtsrichter zu ihnen kam und hörte, was vorgegangen, erschrak er alsbald. Er wollte eine Dublone geben aus seinem Sack, wäre das nicht begegnet, sagte

er. Indessen fand er es doch nicht nöthig sich soweit zu unterziehen, daß er expresse aufs Schloß ging, um sich zu entschuldigen, war doch kein Gesetz übertreten worden, hatte er sich doch das Recht erkauft, im ganzen Canton zu jagen, wo er wollte, insofern er keinen Schaden anrichtete. Es sei nächstens Amtsgericht, dachte er, da schicke es sich am besten dem Oberamtmann zu erzählen, wie es zu- und hergegangen, wenn er den Verstand brauchen wolle, so sehe er dann schon, daß er sich dessen nichts vermöge und daß es jedenfalls nicht mit Fleiß und Absicht geschehen sei. Das war nicht unverständig gedacht, aber man kann halt verschiedener Ansicht sein über die gleiche Sache, so gut als über die Verhältnisse der Menschen zueinander, und in der That gingen hier des Amtsrichters und des Oberamtmanns Ansichten bedenklich weit auseinander.

Gewöhnlich fanden an den Gerichtstagen die Amtsrichter den Herrn Oberamtmann bereits im Audienzzimmer. Darauf bauend ging der Amtsrichter zeitlich, um der Erste zu sein und seine Erklärung ungestört anbringen zu können. Aber er fand den Herrn nicht, nur den Schreiber, der war für sein Leben gern gut Freund mit den sämmtlichen Amtsrichtern. Er aß für sein Leben gern was Gutes, und ebenso hatte er es mit dem Trinken, aber nicht viel oder gar nichts sollte ihn das Ding kosten. Nun war er bei jedem Besuch bei einem Amtsrichter der besten Aufwart sicher,

und wenn er beim Koſten des Weins ſagte: e wahre Balſam, Herr Amtsrichter, e wahre Balſam, wie bei Euch trinkt man ihn nirgends, ſo konnte er ſicher ſein, daß der Amtsrichter ihm in einer zweiten Flaſche noch beſſern brachte und ſagte: Verſucht den, Herr, was ſagt Ihr zu dem? Zugleich hatte er dabei den Schein eines Protectors und konnte gut Wetter verſprechen oder mit böſem drohen, je nachdem. Ein ſolcher Schreiber kann eine ſehr bedeutſame Perſon vorſtellen, wenn die Natur des Obern danach iſt. Dieſem Schreiber hätten wir nicht rathen wollen ſich wichtig zu machen, ſodaß es der Oberamtmann gemerkt. Begreiflich, was er nicht merkte, das konnte er nicht hindern, er mußte es ſich gefallen laſſen. Dieſer Schreiber that gegen den Amtsrichter ſehr freundlich und ſagte: „Herr Amtsrichter, Herr Amtsrichter, ſeht Euch vor, der Herr iſt ſehr böſe über Euch, Ihr hättet es hören und ſehen ſollen, wie zornig er war, und wie wüſt er that, man war faſt ſeines Lebens nicht ſicher um ihn, mit nichts hätte man ihn böſer machen können als mit dem Jagen.“ Der Amtsrichter entſchuldigte ſich. Es ſei ihm leid, ſagte er; wenn er dabei geweſen wäre, es wäre nicht begegnet. Deswegen ſei er auch ſo früh gekommen, um dem Herrn Oberamtmann zu erzählen, wie es gegangen, und ihm zu ſagen, er ſolle ihm nicht zürnen, er vermöge ſich deſſen nichts. „Es wird bös gehen, ehe er Euch hört“, ſagte der; „ich wollte auch z' beſt rede, aber wohl, ich war froh zu ſchweigen.“ — „Ich

will es einmal wagen", lachte der Amtsrichter „und ihm z' Sach' erklären, dann kann er es in Gottes Namen nehmen wie er will. Ist's ihm nicht gut genug, so stecke er einen Stecken dazu." — „Ja, ja, Herr Amtsrichter, Ihr an Eurem Platz habt gut krähen, es wäre mir auch gerade so. Aber was unser Einer auszustehen hat! Ihr glaubt es nicht, es mag bald in kein Maß mehr, er ist manchmal gar nicht mehr ein Mensch." — Da kam ein Amtsrichter, dann ein zweiter, aber kein Oberamtmann, bis Alle da waren, dann kam er rasch hinein, setzte sich ohne viel bei den sonst üblichen cordialen Begrüßungen sich aufzuhalten, an seinen Platz und sagte: Er hätte sich verspätet, es werde gut sein, wenn sie anfingen und pressirten. Es fiel dieses Benehmen allgemein auf, doch kannte nur Einer den Grund und der dachte, mach nur, das erschreckt mich noch lange nicht; will's kaltblütig abwarten. Der Schreiber las ab, was vorlag, und namentlich einen Entscheid des obern Gerichtshofes, des Appellationsgerichts, im gedachten Wässerungsproceß, welcher das erstinstanzliche Urtheil des Amtsgerichts aufhob und Recht sprach, wie der Oberst angedeutet hatte. Die Amtsrichter waren alle sehr verwundert und sagten: Ei ja, so ist's, ja daß wir das nicht haben können sinnen! Es ärgerte sie sehr, daß sie nicht den gesunden Menschenverstand gehabt, sondern demselben juristischen Sand scheffelweise hatten in die Augen werfen lassen. Das käme eigentlich jedem Kind in Sinn, sagten sie, aber wo die

Advocaten z' Platz kämen, machen ſie ein Blendwerk, daß es dem Teufel ſchwarz vor den Augen wird. Ja, ſagte der Oberamtmann, aber der Verſtand komme nicht vom Appellationsgericht, ſondern anders woher, und der Advocat, der es vorbrachte, fing es noch gar luſtig an. Der Oberamtmann hatte dieſes Appellationsgericht ſehr auf dem Strich, er beſaß eine ganze Schublade voll Wiſcher, welche daſſelbe ihm ausgetheilt. „Ihr Herren", ſagte der Advocat, „bitte um gnädiges Gehör, aber um ein kurzes. Glaubt nicht, weil Ihr die Acten vielleicht geleſen, Ihr kenntet den Handel. Nur fünf Minuten, fünf Minuten, hört Ihr es, will ich Euch aufhalten, wenn Ihr ſo gütig ſein wollt aufmerkſam zu ſein." Das gefiel den Herren, ſie ließen die Zeitungen einſtweilen liegen, ſchrieben keine Artikel, wie es ſonſt geſchehen ſoll wie man ſagt, diesmal paßten ſie auf.

„Hochgeachtete Herren, gebt wol Acht und unterſcheidet gut: Laut Brief und Siegel gehört dem untern Bauern das überflüſſige Waſſer des obern Bauern, das muß dieſer ihm zukommen laſſen, aber wie viel er brauchen darf für ſich, iſt ihm nicht vorgeſchrieben, er kann brauchen ſo viel er will. Nun kann man wäſſern und wäſſern, viel oder wenig Waſſer brauchen. Hochgeachtete Herren, das werdet Ihr begreifen, es kömmt auf den Bauer an. Nun iſt der junge Bauer ein beſſerer Bauer als der alte, denkt beſſer der Sache nach, braucht mehr Waſſer, und was

er nicht braucht, reicht er dem Andern zu, Alles beim Kropfen, was will der mehr laut Brief und Siegel? Hochgeachtete Herrn, es sind erst drei Minuten vorbei, ich will sie Ihnen aber schenken und schließe." Nicht wahr, wenn sie Alle so redeten, so möchte man dabei sein und würde weniger sturm? Den Verhandlungen wollen wir nicht folgen, blos bemerken, daß sie noch an selbem Tag für ihre Bosheit mörderlich gestraft wurden, denn es kam ein Advocat, welcher während zwei Stunden so schrecklich redete über einen alten Weidenbaum, ob er rechts, links, oder in der Mitte der March stehe, daß der Oberamtmann nachher sagte: er glaube wirklich, wenn er nicht die Fenster geöffnet, er hätte ihm das Schloß versprengt. Der Advocat aber fand sich veranlaßt, sich bitter über dieses Amtsgericht zu beklagen. So unmanierliche Richter, die sich so unanständig aufgeführt, hätte er doch noch nirgends angetroffen, sie hätten beständig gelacht, er glaube sogar über ihn. Wenn ihm das noch einmal begegene so begehre er entweder alsdann auf oder klage höhern Orts. Es war aber, als ob der Advocat es mit dem Oberamtmann abgeredet hätte, denn es wurden die Verhandlungen so spät geschlossen, daß der Oberamtmann kaum den Schluß erwarten mochte, und wie das letzte Wort verhallt war, sagte: Ihr Herren zur Suppe, sie kaltet sonst und die Frau Oberamtmännin mache ihnen ein sauer Gesicht. Selb' wäre ihm nicht am Orte, sagte ein Amtsrichter, wegen der Suppe wäre

es ihm gleich, aber nicht wegen freundlichen Gesichts, welches die Frau Oberamtmännin sonst habe, er freue sich allemal darauf. Wir glauben nicht, daß der Herr dieses Compliment passend fand im Munde eines Amtsrichters, so natürlich und richtig es sonst war. Der Ton, in welchen er es seiner Frau wiedererzählte, läßt es uns vermuthen.

Sie war allerdings sehr freundlich die Frau Oberamtmännin mit Allen, mit dem Amtsrichter auf der Säublume wäre sie gern noch freundlicher gewesen, wenn sie nicht die Augen ihres Herrn gefürchtet hätte, der nach einigen Worten schon ungeduldig wurde und rief: Frau willst kommen zu serviren, oder soll ich? Nach des Hauses Sitte wurde hinter dem Stuhle stehend gebetet, aber kurz. Es war aber keiner der Amtsrichter, der nicht sitzend und gleichsam ins Geheim noch nachbesserte d. h. die längern Gebete, deren er sich zu Hause gewohnt war, noch hersagte. Es war ein stattliches Mahl mit drei Gängen, gewählte Speisen, gut bereitet, doch ohne besondere Eigenthümlichkeiten, die erwähnt zu werden verdienten. Auch die Herren Amtsrichter gaben keine Veranlassung zu besondern Geschichten, sondern saßen und aßen wie andere Menschen. Keiner warf die Fischgräthe unter den Tisch, keiner zog das Hinterstück eines Huhns in der Sauce herum, welche die Frau Oberamtmännin auf ihrem Teller hatte. Keiner sagte: G'sundheit Herr Landvogt, G'sante Jean (Kammerdiener). Keiner trat

der Frau Oberamtmännin auf den Fuß und sagte: A vos services, Frau Landvögtin. Keiner: Wettet Ihr nit so gut sy, Herr Schultheiß, u g'schwind mit ma uf'n Abtritt cho.

Die heutigen Verhandlungen und der Stand der landwirthschaftlichen oder häuslichen Beschäftigungen bildeten den Gesprächstoff, der Erstere hauptsächlich vom Herrn, der Zweite von der Frau gehandhabt. Der Erstere redete mit einer gewissen Hast und Betonung, welche ein feines Ohr leicht bemerkte, und je mehr die Ohren der Frau Oberamtmännin davon bemerkten, desto liebenswürdiger wurde sie, desto mehr haushälterische Weisheit strömte von ihren Lippen, sodaß die Männer ganz erstaunt dasaßen und bei sich dachten: sie glaubten beim Schieß, ihre Weiber verständen nicht mehr von der Sache als die Herrenfrau da, aber solche fänden sich nicht dicht. So Eine nähmeten sie auch, von wegen es sei doch dann ein lustiger Dabeisein, als bei so einer verschmuselte Karresalbe Gret, und grade solche Oelbüzelin seien oft die Scheuesten, wenn man sie gehörig im Salb behalten wolle. Die Oberamtmännin wußte aber wol, daß beim Herrn noch etwas im Hintergrund war, das herauskommen wollte, was sie lieber nicht gehört hätte.

Das lief nun so nebeneinander her, zunehmende Hast und zunehmende Holdseligkeit, sehr spannend für Die, welche es merkten, wahrscheinlich nur die Töchter, vielleicht auch der Amtsrichter, der aber ganz unbefan-

gen und kaltblütig des Ausgangs harrte. So ging es bis zum Braten.

Das war der Punkt, welchen die Frau Oberamtmännin ganz besonders erſorgt hatte. Sie hatte deswegen den in dieſer Saiſon üblichen Haſenbraten, welcher die nächſte Beziehung dargeboten hätte, ausgelaſſen und ein ſchön Ferkel, ein rarer Vogel um dieſe Zeit, aufgeſtellt, nebſt ſchönen Hähnen als zweiten Braten. Es ging ihr aber wie Manchem, der den Berg meiden wollte und ins Loch gerieth. „Sie werden ſich wundern, keinen Haſen auf dem Tiſch zu ſehen", begann der Oberamtmann und ſein Antlitz wurde dunkel, während die Frau die Augen aufſchlug und einem ſchweren Seufzer nachſah, den ſie gen Himmel ſchickte, „wie üblich und bräuchlich in dieſer Jahreszeit. Aber ſie werden rar die Haſen, ſie kommen mir am Schloßberg weg, ich weiß nicht wie. Es iſt mir daher leid, daß Ihr heute einen entbehren müßt. Wahrſcheinlich werden ſie von den Füchſen gefreſſen, es ſollen ſeit einiger Zeit deren viele ſein am Schloßberg. Ich will nächſtens Würſtchen kommen laſſen von Bern und ſie legen im Berge herum. Sie ſollen noch viel beſſer ſein als die Schnitten für die Mäuſe. Man macht ſie in Huber's Apotheke in Bern und werden viel gebraucht. Dann aber muß man ſich in Acht nehmen mit den Hunden, ſie freſſen dieſe Würſtchen ebenſo gern wie die Füchſe. Ich will Euch daher gemahnt haben wegen Euern Hunden Acht zu geben, es wäre mir leid, wenn

der Eine oder der Andere Unglück haben sollte mit seinen Hunden, aber die Hasen möchte ich doch nicht gern aussterben lassen, sondern von Zeit zu Zeit meinen lieben Amtsrichtern einen aufstellen. Oder wie findet Ihr die Jagd in diesem Jahre, Amtsrichter?" Das war das erste Wort, welches der Oberamtmann heute unserm Amtsrichter adressirt hatte, es schien zuckersüß und freundlich, aber der Amtsrichter fühlte den Stachel darin, den der Herr hineingelegt hatte, sehr wohl, ja er fühlte noch einen darin, an den der Herr wahrscheinlich nicht dachte, ihm ging das Wort Füchse besonders ins Fleisch. Er sah wol, daß die Collegen den Stich des Oberamtmanns wol merkten und beim Wort Füchse schienen sich ihm alle Mundwinkel zu verziehen. Das machte ihn giftig, er glaubte nicht Einer zu sein, der hinten kratze und vornen schlecke, der den Heuchler und Schmeichler mache; er glaubte ein Mann zu sein, der Muth habe und ins Recht trete wie selten Einer, und wirklich Niemand fürchte, nicht-fürchte gegen den Oberamtmann freundlich und höflich zu sein, aber auch nicht grob zu sein, wenn es die Sachlage mit sich brachte. Es ist merkwürdig, wie Viele es gibt, bei denen je nach dem Barometer der Zeit bald die Grobheit, bald die Freundlichkeit obenauf-kömmt, ungefähr wie bei dem Kapuziner, welcher das Wettermännchen vorstellen soll, und der je nach der Zeit bald die Kapuze über den Kopf zieht, bald sie fallen läßt und das Haupt entblößt. Das gehört

halt zur Natur des Menschen, schon der alte König David machte schwere Erfahrungen in diesem Punkte, namentlich an Simon, dem Sohne Geras, und wenn der alte König bis auf diesen Tag gelebt hätte, so hätte er erfahren, daß auch an diesem Stücklein Erbsünde kein Düpflein vergangen ist. Unter diese Menschen gehörte der Amtsrichter aber wirklich nicht, um so mehr mußte es ihn kränken, wenn die Andern glauben konnten, der Oberamtmann stichle auf eine solche Art und er habe vielleicht Grund dazu. Er konnte es nicht schweigend hinnehmen, noch weniger sich entschuldigen, er antwortete daher, während die gute Frau Oberamtmännin Blut schwitzte: „Kann nicht rühmen, Herr Oberamtmann, kann nichts machen, bin wie verheret, besonders um meinen Hof herum. Kaum lasse ich die Hunde ab und sie stechen, so geht es fort und kehrt nie mehr. Es ist gar nicht wie bei den Hasen, es muß was Fremdes sein. Ich werde dem auch müssen abhelfen, sobald ich weiß, was es ist, sonst ist mir die Jagd verderbt." — „Das sind vielleicht Rehe", sagte ein anderer Amtsrichter arglos. „Es heißt, es seien deren schon mehrere gesehen worden." Da ward die Luft zum Ersticken schwül, und der Oberamtmann hochroth. Der Schreiber sagte, er hätte gehört, aber er könne es schier nicht glauben, im Schwarzwald seien deren ganze Wälder voll, und wenn sie dort nicht mehr Platz hätten, so kämen sie zu Hunderten über den Bodensee, daß zu St.-Gallen das Pfund Rehfleisch

nicht mehr als einen Kreuzer gelte. Es werde darnach Fleisch sein, sagte ein Amtsrichter. Er könne es wol glauben, denn er habe auch schon Fleisch gesehen, wo man ihm nicht Geld genug geben könnte, wenn er eine Laus groß essen sollte.

Ein Anderer erzählte ein Exempel dieser Art, es kam das Gespräch in allgemeinen Lauf. Der Oberamtmann korbete an einer Antwort, denn er fühlte die Entgegnung des Amtsrichters um so bitterer, je weniger er wußte, wie tief er geschlagen, aber es ward ihm jede, durch den Lauf des Gesprächs, aus den Händen gewunden, und so abgebrochen sagen: „Herr Amtsrichter, das sind meine Rehe, und mit diesen nehmt Euch in Acht, wenn ich Euch guten Rathes bin", das mochte er doch an seinem Tische und gegenüber dem Amtsgericht, welchem die Schranken seiner Competenzen zu gut bekannt waren, nicht sagen. Seine Frau war wieder holdselig, wie Ketzer, winkte dem Jean recht fleißig einzuschenken, die Töchter secundirten diesmal gut, daß es mit geharnischten Angriffen auswar, man am Ende recht lustig und friedlich auseinander ging — im Allgemeinen und äußerlich, aber in zwei Herzen blieb ein Stachel sitzen. Der Oberamtmann war empört über die Anmaßlichkeit des Amtsrichters, der Hieb um Hieb gegeben, statt geziemend sich zu unterziehen, und über sich, daß er solchen Uebermuth nicht gebührend gezüchtigt. Der Amtsrichter war voll Galle gegen den Oberamtmann. Er war hergekom-

men in guter Meinung ſich zu verſprechen, nicht als wegen eines Verbrechens, ſondern wegen eines Misverſtändniſſes und einer Unhöflichkeit, deren er ſich nichts vermöge, die ihm aber leid ſei. Nun behandelte ihn der Oberamtmann ſo feindſelig, wollte ihm keine Gelegenheit geben, mit ihm unter vier Augen zu reden, titulirte ihn ſogar als Fuchs! Wohl, mit dem ſei er fertig, dachte er. Und wenn er ihm ſo komme, ſo werde er ihm zeigen müſſen, wo die March durchgehe und wozu er das Recht habe, und wozu nicht. Der Amtsrichter wollte vor ſeinen Collegen den Fuchs, den er empfangen, erklären, und lud ſie ein unten im Wirthshaus noch eine Flaſche zu trinken. Dort erzählte er, wie er mit dem Oberamtmann z' weg gekommen und wie der es ihm jetzt mache, nicht einmal Gelegenheit wolle er ihm geben, z' Sach z' erkläre, aber eine Bitte thue er ſy Seel nicht und mit den Würſtlein könne man es mit ihm probiren, wenn es ſein müßte.

Wir glauben der Eine oder der Andere war nicht unzufrieden, daß der Oberamtmann und der Amtsrichter zweiſpältig wurden, mag ihm wohl die Ungnade gegönnt haben, indeſſen gaben Alle laut ihren Aerger kund über des Oberamtmanns Betragen. Es nähmete ſie Wunder, ſagten ſie, ob man dann mit einer Patente nicht im ganzen Canton jagen dürfe, wo man wolle.

Dieſe Zuſtimmung ſeiner Collegen tröſtete den Amts

richter einigermaßen, doch den Stachel aus dem Herzen zog sie ihm nicht. Als er heim kam, merkte seine Frau alsbald, daß bei ihrem Eheherrn nicht Alles richtig sei, und als sie vernahm, was es sei, ward sie noch böser als der Amtsrichter. Das hätte sie vom Oberamtmann nicht geglaubt, daß er so wäre, und wegen einem Hasen oder zweien, wo man ihm noch dazu einen verehrt hatte (der Jäger hatte aus seiner Machtvollkommenheit den Hasen nicht zurückgegeben), so thäte, und wäre doch so oft schon bei ihnen gewesen, und mit dem Aufwart hätten sie nicht gespart und was das für eine Mühe sei, bis man Alles aus allen Winkeln hervorgezogen und doch ein Kenner sein müsse, ob Alles recht sei, man glaube es nicht. Nit z' Sach' hätte sie nie gereut und sie reue sie noch jetzt nicht, und die Oberamtmännin sei ihr lieb, das sei für von dem Züg her Eine, wo noch Verstand habe ganz wie ein anderer gemeiner Mensch und vielleicht noch ein Brösmeli mehr als die Meisten. Es sei nur so davon zu reden, wie man es mit diesen Leuten hätte. Man sei gut genug, solange sie Einen brauchen oder sonst nützen könnten, und beim kleinsten Dingeli, wenn man nicht ganz eben thäte und Alles mache, wie sie es in ihren Köpfen hätten, kriege man einen Tätsch vom Tüfel, und könne erfahren, wie lieb man ihnen eigentlich sei. Die Frau Amtsrichterin wußte aber wahrscheinlich nicht, daß die obern Stände bei vielen Gelegenheiten ganz die gleichen Klagen führen und sich

von den untern Ständen beſtändig an deren Standesgenoſſen verrathen glauben nach der Redeweiſe: Wenn ein Bauer einen Herrn betrügen kann, ſo ſpart er es nicht. An der ganzen Sache iſt etwas wahr, welches ſich ungefähr ſo ausdrücken läßt: Die Haut iſt näher als das Hemd, das Hemd aber näher als der Rock.

Chriſtlich iſt das freilich nicht, chriſtlich wäre, wenn der Menſch ſein Gefühl nicht in der Haut, nicht im Hemd, nicht im Rock hätte, ſondern im Herzen, und dieſes Herz ſo groß und weit wäre, daß Liebe für Alle darin Platz hätte. Die Frau Amtsrichterin zog alſo aus ihres Mannes Herz den Stachel ebenfalls nicht, rüttelte im Gegentheil von Zeit zu Zeit daran herum, was bekanntlich nicht zur Heilung beiträgt, ſondern den Schmerz immer erneuert. Der Amtsrichter mied den Oberamtmann nicht und ſuchte ihn nicht, war trocken und kurz, wenn ſie zuſammentrafen. Dann ſagte gewöhnlich der Oberamtmann zu ſeiner Frau: „Der Amtsrichter auf der Säublume hat noch immer ein bös Gewiſſen, er darf mich kaum anſehen. Aber er möchte nicht den Namen haben: er thut als ob nichts wäre. Aber wol, der muß mir anders kommen, der muß mir mürbe werden, ehe ich ihm wieder ein gut Wort gebe. Man iſt gegen ſolche Leute immer zu gut, hat man nicht immer den Daumen drauf, ſo ſtrecken ſie den Kopf auf, als ob ſie die Sterne von ihren Plätzen ſtoßen wollten.“ Der gute Oberamtmann

war eben kein Herzenskundiger und that, was Tausende pflegen, ganz falsche Gedanken hinter den Gesichtern suchen, und nach diesen falschen Voraussetzungen ganz falsche Wege einschlagen. Im Amtsrichter war auch nicht die geringste Spur von bösem Gewissen, im Gegentheil, er dachte ungefähr wie der Oberamtmann von ihm. Dieser meinte, er begreife, daß er gegen ihn gefehlt, wolle aber nur nicht den Namen haben. Er könnte aber seinethalben böse Mienen machen solange er wolle, er vermöge zu warten, bis der wieder freundlich werde. Die Frau Oberamtmännin fühlte feiner, beurtheilte den Amtsrichter daher auch richtiger, begriff die schlechte Heilmethode ihres Mannes. Mit der Sprache durfte sie nicht deutsch heraus, sie meinte: „Laß es gut sein, mach Friede mit dem Amtsrichter d. h. sei wieder freundlich gegen ihn. Es lohnt sich ja nicht der Mühe, an eine solche Kleinigkeit so lange zu denken. Nun du hast ihn nicht zu fürchten, aber er kann dir viel helfen, und dir deine schwere Bürde erleichtern, er wird es auch sicher mit doppeltem Eifer thun, wenn du wieder freundlich gegen ihn bist." — „Frau, mische dich nicht in solche Sachen, das verstehst du gar nicht", antwortete der Oberamtmann. „Es ist nicht wegen der Sache, sondern wegen Trotz und Uebermuth, den darf man nicht aufkommen lassen, sonst ist unsere Stellung gefährdet. Das ist die Kunst im Regiment, daß man Jeden an seiner Stelle zu behalten weiß." Die Frau Oberamtmännin

disputirte selten mit ihrem Herrn, nur wo es sein mußte, wo z. B. Jemand alsbald Unrecht erdulden sollte thatsächlich. Sie ließ daher mit einem Seufzer das Gespräch fallen, dachte aber, wie man doch mit solchen Vorurtheilen sich ärgere und seine Verhältnisse unangenehm mache, während man mit einem freundlichen Wort klar Wetter machen könnte. Wäre die Frau Oberamtmännin ein Fuhrmann gewesen, statt eine feine Dame, so hätte sie einen losgelassen und gesagt, es sei nichts dümmer, als mit einem Wagen fahren, wo alle vier Achsen girten und garten, wenn man Karrensalbe bei sich habe. Warum nicht schmieren, da laufe es alsbald wie im Honig.

Es trat ein harter Winter ein. Gegen den half schmieren nichts, weder mit Karrensalbe noch mit Honig, draußen gefror Stein und Bein, ja neben dem warmen Ofen schlotterten die Menschen. Dies sind traurige Tage für die armen Thiere, die da draußen im Freien wohnen müssen. Wie Mancher hat wol schon ein Vöglein beneidet, welches im grünen Baum so wohl sich sein ließ, so lustig sein Liedlein sang, so behaglich an süßen Kirschen oder saftigen Birnen lebte. Es sang, flatterte, hüpfte, als sei's im Paradiese, lebte viel herrlicher als jener reiche Mann, von dem man sagt, er habe gelebt herrlich und in Freuden. Aber die Zeit vergeht und der Welt Herrlichkeit, das Gras verdorrt, die Blume fällt ab. Es kömmt der Winter, schneeig werden die Bäume, eisige Blumen bilden sich an den

draußen, voll Frost ist Feld und Wald, die ganze Welt, und kein warmer Ofen draußen, wo die armen Vöglein und die andern Thiere sich wärmen können. Wenn sie sich auch bergen in die hohlen Bäume, in dichtes Gezweige, es ist nur für Augenblicke und vielleicht auch dahin bringt die tödtende Kälte, und wenn nicht, so kommt ein anderer Feind und treibt sie aus ihrem warmen Verstecke und dieser Feind heißt Hunger. Der Hunger ist ein doppelt Wesen, hat zweierlei Naturen, ist oft ein heiß ersehnter Gast. Wie oft spitzt ein Hochgestellter, ja ein Fürst oder Prinz Tage lang die Ohren und horcht, ob er nicht merke, dessen Nahen nicht fühle, dessen Zerren und Nagen.

Dann wiederum ist er schrecklicher als das wildeste der Thiere, es ist der fürchterlichste Peiniger auf Erden, wenn er langsam gekrochen kömmt, Wohnung macht im Menschen und langsam zehrt von Mark und Säften des Menschen, bis ihm das Schicksal der Fliege wird, die in der Spinne Netz geräth, bis er eine Beute des unsichtbaren, aber schauerlichsten der Ungeheuer, des Hungers, wird. Das ist das Unthier, welches in kalten Wintern über die Thiere kömmt, sie unbarmherzig treibt aus ihren Verstecken hinaus in den kalten Wald, ins nackte Feld, nach den öden Bäumen, Speise zu suchen. Aber Gottes große Speisekammer hat sich entleert und als schwerer Riegel hat sich der Frost über der Erde Schoos gelegt und wenig ist, was sie finden. Da ist's, wo die Vöglein so struppicht sitzen

auf den Zäunen an den Rändern der Straßen, endlich vor den Fenstern und bittend und ängstlich durch die Fenster spähen, nach weichen Herzen, nach offenen Händen, wo die vierfüßigen Thiere kümmerlich sich behelfen mit der trockenen Rinde der Bäume oder im Schnee ihr kaltes Fressen mühsam suchen. Da ist's, wo die armen Thiere in ihrer Noth dem Landmann zu Schaden gehen, nach dessen Saaten graben, die unter dem Schnee vergraben liegen, sich zu Fristung ihres Lebens zueignen, was er im Schweiße seines Angesichtes zum eigenen Bedarf gepflanzt. Wer ihm unerlaubt von seinem Eigenthum nimmt, den betrachtet der Mensch als Dieb, sichert sich vor ihm nach Landesgebrauch und Gesetz, denn er hält dafür, das Eigenthum sei in Gotteswort gewährleistet, stehlen sei Niemand und zu keinen Zeiten erlaubt. Menschliche Diebe straft man nicht mehr am Leben, sondern an Freiheit und Eigenthum. Die armen Thiere haben kein Eigenthum als ihre Haut, und was sie genommen, können sie nicht zurückgeben, das ist alsbald wohl versorgt. Es erlaubt daher auch das Gesetz, dem Diebstahl der Thiere zu wehren, ihnen Freiheit oder Haut zu nehmen und darob sich zu entschädigen. Wer zählt die Thiere, welche diesem Gesetz verfallen, wer zählt die Häute, welche als Schadenersatz genommen werden, wenigstens vorgeblich, in kalten Wintern und in aller Herren Ländern?

Unser Amtsrichter hatte einen Acker mit Levat

prächtig besetzt, derselbe stieß an den großen Wald, der einen Theil seines Hofes begränzte.

Wie erschrak der Amtsrichter, als er eines Tages zu seinem Acker kam und denselben zu einer Weide für die Thiere des Waldes hergerichtet fand. Er sah aus fast wie ein Tanzplatz, wie man sie bei uns hier und da unter dem freien Himmel an einsamen Orten findet. Was wußten die armen Thiere, daß der Acker dem Amtsrichter gehörte, und daß man den Levat nicht fressen, sondern ölen müsse? Er dünkte sie herrlich und damit voilà!

Den Amtsrichter aber dünkte es nicht prächtig, sondern das Gegentheil, was eine beträchtliche Meinungsverschiedenheit bildet. Da also Schnee lag, war die Natur der Diebe bald ermittelt: es fanden sich Hasen- und Rehtritte aus dem Wald, in den Wald und auf dem ganzen Acker. Ueber die Hasen wurde der Amtsrichter nicht so böse. Er wußte längst, daß Hasen ein diebisch Volk sind, zudem waren sie seit seinen Kindesbeinen an hier, also gleichsam Bürger und einheimische Diebe, freilich nicht so brave wie jener Dieb, dem einmal ein Gemeinderath ein Leumdeszeugniß auszustellen hatte. Dieser Gemeinderath sollte einem ertappten Dieb ein Zeugniß ausstellen über dessen Vergangenheit. Nachdem der Schreiber die Aufforderung abgelesen, erhob der Präsident folgende Rede: „Ihr Gemeinderäthe, Ihr habt gehört, von wegen Thürlihäusl und von wegen einem Zeugniß:

weiß Einer von Euch was Schlechtes über ihn, so soll er es sagen. Ich für meinen Theil weiß gar nichts Schlechtes von ihm. Er hat wol zuweilen etwas mitlaufen lassen, aber wenn die Sache kam, warum hätte er ihr den Willen nicht lassen sollen? Und wem nahm er, wenn man es eigentlich wissen will? Nahm er einem Bürger was? Nur Hintersassen und Ausbürgern nahm er, und sind die nicht selbst schuld daran? warum kamen sie hierher? Wären die daheim geblieben, wo sie hin gehörten, Thürlihäusi hätte ihnen nichts genommen. Darum helf' ich ihm ein Zeugniß geben, ja freilich und sagen: Schlechtes sei uns nichts über ihn bekannt. So können wir bei der Wahrheit bleiben und bringen ihn nicht ins Unglück. Oder ist's nicht so, oder nahm er Einem von Euch etwas, so soll er's sagen. He nun, sodann wer meiner Meinung ist und ihm so ein Zeugniß geben will, soll die Hand aufheben." Es hoben sich rasch alle Hände, nur eine langsam. „He, ja", sagte ihr Besitzer, „ich kann auch heben, stehlen ist freilich stehlen, daneben glaube ich, wenn man einem hungerigen Hintersässen, der ehrlichen Bürgersleuten das Brot vor dem Maul wegfrißt, schon hier und da etwas nimmt, so werde das soviel nicht gefehlt sein. Wie der Präsident ganz recht gesagt hat, warum bleiben die nicht, wo sie daheim sind." Die Hasen also fraßen dem Amtsrichter seinen Levat, obgleich er kein Hintersäß war, doch nahm er es ihnen so übel nicht. Denn er betrachtete sie so gleichsam als

die Seinen und dachte, sie wüßten es nicht besser, nähmen da, wo es sich ihnen schicke. Er meinte nicht, daß er die Hasen um seinen Hof herum alle schießen müsse, die sparte er. Nur wenn er einen haben sollte und nicht gleich wußte, wo ihn nehmen, schoß er einen, von wegen er sah gern das ganze Jahr durch hier und da einen Hasen. Anders war es mit den Rehen, die waren nicht sein, die waren des Oberamtmanns, die waren so gleichsam Fremdlinge. Wenn die was fressen wollten, so konnten sie in den Schloßberg gehen und an des Oberamtmanns Kabis kratzen oder an dessen Bäumen sich erlaben. Ihnen schob er allen Schaden zu und den wollte er nicht leiden, da hätte Niemand das Recht es ihm zuzumuthen. Als er Zornes voll heimkam, war gerade der Landjäger da, der eine Verrichtung für ihn hatte. Dem leerte er seinen Zorn aus und trug ihm schließlich auf, dem Junker Landvogt zu melden: die Rehe, welche er gepflanzt, schädigten ihn sehr, er lasse ihn ersuchen, die Rehe fortzuschaffen, sonst stehe er nicht gut für sie. Es nähme ihn Wunder, sagte er dem Landjäger, wenn der Oberamtmann Würste legen lassen dürfe im Schloßberg, damit ihm seine Hasen sicher blieben, er nicht dafür sorgen dürfe, daß des Oberamtmanns Reh ihm seinen Levat nicht fresse? Der Landjäger hatte seine Freude an solchen Händeln, machte gern den Zwischenträger, es verkürzte ihm die Zeit, auch zog er seine Sporteln davon, so gut als der Schreiber. Er richtete daher

dem Herrn Oberamtmann den Auftrag pünktlich aus. Der ward alsbald ein feuerſpeiender Berg, daß Aetna und Veſuv nur Kinderſpielzeug ſchienen gegen ihn. Ja dem Schreiber ward ſehr Angſt, er begann ſich zu fürchten, der Oberamtmann ſprenge das Schloß in die Luft und ihn damit. Selb war ihm doch nicht anſtändig, denn er hatte erſt gemetzget und die Sau nicht gegeſſen. Auch ſchickte ihm ſonſt der Amtsrichter alle Winter einen Haſen, der war noch nicht angelangt, begreiflich alſo auch noch nicht gegeſſen, und jetzt in die Luft ſprengen, wo es bekanntlich weder Schweine noch Haſen gibt, man denke! In einem Augenblick, wo der Oberamtmann neuen Athem faßte, erinnerte er beſcheiden, daß vor Abgang der Poſt noch ein Verhör mit einigen Bauern nöthig ſei, um die verlangten Ergänzungen zu liefern. Der kluge Schreiber hatte ſie ſchon mehr als einmal als Blitzableiter gebraucht und ſie probat gefunden, wenn hageldicht auch Blitze ihnen auf den H... fuhren, es hatte noch keiner gezündet. Allweg, ſo dachte er, ſei es für ihn gar viel angenehmer, wenn ſie einige kriegten, als wenn er in die Luft fahren müßte. Indeſſen mußte ſich der elektriſche Stoff durch dieſes Mittel noch nicht ganz entladen haben, denn bei dem Mittageſſen fing der Oberamtmann friſch an zu donnern. „Da kannſt du jetzt den gränzenloſen Uebermuth und die Frechheit des Mannes ſehen, mir ſo was ſagen zu laſſen, mir Gegengericht halten, ſich auf die gleiche Linie ſtellen zu wollen.“ — „Rechtlich

genommen", fing die Frau Oberamtmännin an, aber wohl die schwieg, denn es war als ob sie an eine Leidener Flasche gekommen, so gab der Herr Funken. Als sie meinte, jetzt sei er fertig, fing sie ganz leise an: „Aber es ist doch fatal, wenn man was gesäet hat"—; potz Himmel wie ging das wieder an über Bosheit und erlogenen Schaden, sintemalen nie erhört worden, daß Rehe Levat gefressen. Natürlich vernahm der Amtsrichter das Meiste von Allem wieder und wie der Oberamtmann gesagt: Er solle es nur probiren, machen was ihn gut dünke, er wäre nicht der erste Amtsrichter, der ungesinnt zu einer blauen Kutte (Kleidung der Sträflinge) käme. Ob der Oberamtmann dies wirklich gesagt, wurde nicht constatirt, aber der Amtsrichter nahm es als wahr an, da es vom Schreiber oder Landjäger kam, und die ja dabei waren, als der Oberamtmann so auspackte. Daß Landjäger oder Schreiber auch was sagen könnten, das sie nicht gehört, das fiel ihm nicht gleich bei. Darum wurde er nicht weniger zornig als der Herr. Er wisse was er mache und was erlaubt oder verboten sei, vielleicht besser als Der, welcher dafür bezahlt sei, daß er es wissen sollte, sagte er. Der sollte ihm nicht mit der blauen Kutte kommen, mit dem wolle er es probiren. Er hätte die blaue nicht zu fürchten, aber wenn Jeder drein müßte, der sie verdiente, so wäre vielleicht Mancher nicht Oberamtmann.

Der Amtsrichter habe gesagt, „wenn der Oberamt-

mann die Kutte anhätte, welche ihm gehörte, so wäre er an einem andern Ort als im Schloß", vernahm der Oberamtmann. Man kann denken, daß ihn dieses nicht voll Gnade gegen den Amtsrichter machte und seine Liebe zu ihm mehrte.

Da kam an einem kalten Morgen, wo der Athem gar nicht aus dem Munde wollte, aus Furcht er erfriere, der Polizeidiener voll Reif, daß er anzusehen war wie ein gepudertes Tanngrothli, und brachte Bericht: der Amtsrichter lasse seinen Respect vermelden und dem Herrn Oberamtmann melden: auf seinem Levatacker liege ein Reh, welches ihm Schaden zugefügt und weswegen er es erschossen habe, der Herr Oberamtmann solle darüber verfügen. Nun jetzt mag der verehrte Leser einmal selbst die Mühe nehmen sich vorzustellen, was der Oberamtmann für ein Gesicht machte und wie er den Mund aufthat. Im ersten Zorn riß er am Glockenzug, daß er sprang, und rief nach dem Landjäger, daß der Kalk von den Mauern sprang. Der und der alte Polizeidiener sollten den Amtsrichter gefangen nehmen und ihn herbringen, ob gefesselt, oder nur so, Einer hinten und Einer vornen, wissen wir nicht. Wahrscheinlich hatte der Landjäger Lunte gerochen und sich fortgemacht, auf die Post hieß es und gläublich, da die dazu übliche Zeit vorhanden war. Man mußte also dessen Rückkehr erwarten, da augenscheinlich der schlotternde alte Diener der Polizei kaum die eigenen Beine bewegen konnte, geschweige

Andere gefangen führen. Unterdessen setzte sich die erste blinde Hitze und der Schreiber, der immer genau wußte, auf welchem Standpunkte der Oberamtmann war, ohne daß er ihm den Puls griff, begann zu reden, aber ganz leise. „Wie wäre es", sagte er, „wenn man zuerst ein Protokoll aufnehmen würde und die Sache vorläufig untersuchte, ehe man zur Verhaftung schritt, ich kann mir nicht denken, daß uns der Amtsrichter so bald davonläuft." — „Aber Ihr wißt, wie sie in Bern sind, von einer Förmlichkeit, daß man aus der Haut springen möchte, und wenn nicht Alles nach dem Lineal geht, so bekömmt man Verdruß, muß wegen der Form hintenabnehmen, wie klar man im Recht ist. Es scheint, man habe seit einiger Zeit in Bern die Freude daran, die Oberamtmänner zu blamiren und die Bauern übermüthig zu machen; sie werden es aber erfahren, wohin das führt."

Dem Oberamtmann drangen diese Worte durch den Nebel des Zorns: er pflügte noch einige Male die Stube auf und ab, dann sprach er: „Man kann's machen, es soll an der Sache aber nichts ändern; nur damit sie drinnen nicht die Freude haben, einen Wischer aufs Land hinauszuschicken. Obschon ich mir aus solchen Wischern hell nichts mache, der wäre zu den andern gegangen in die Schublade, wo wol noch einige Platz haben werden."

„Schreibt einen Auftrag an den Amtsverweser, du Polizeier bringst ihm denselben, und sage, der Herr

Amtsschreiber und der Landjäger würden längst in einer Stunde ihn abholen, daß er daheim sei, und ist er etwa nicht daheim, so soll man nach ihm aussenden, bis man ihn hat." Der Polizeier marschirte ab mit dem Befehl, nachdem er noch einmal die Hände an den heißen Ofen gelegt und so gleichsam Vorrath von Wärme mitgenommen hatte.

„Aber so mit Nichts soll mir heute der Amtsrichter nicht daraus kommen, der soll nicht seine Galgenfreude daran haben, mich erzürnt zu haben. Der Hallunke was er ist", sagte der Herr. „Schreibt eine provisorische Verfügung, daß ihm einstweilen bis zur Vollendung der Untersuchung und weiterm Bescheid verboten sei, den Fuß ab seinem Herd zu setzen (Eingränzung auf seinen Grund und Boden)." Hier wagte der Schreiber keine Einwendung, er wußte, wie der Herr um so hartnäckiger in Nebensachen wurde, wenn er in der Hauptsache nachgegeben hatte. Das werde halt einen neuen Wischer geben, dachte er, mache aber nicht das Aufsehen und die Erbitterung wie eine öffentliche Gefangenführung, und wenn halt der Oberamtmann Freude an Wischern habe, wolle er sie ihm nicht verderben. Man sieht, der Schreiber war ein loyaler Mann, gönnte jedem das Seine, sorgte hauptsächlich doch dafür, daß die Kirche mitten im Dorfe bleibe. Er schrieb also die Verfügung des Eingränzens des Amtsrichters auf seinen Herd (Hof), und ging mit ab, um sich mit gehöriger Kleidung zu bedecken auf den

kalten Weg. Der gute Oberamtmann in seinem heiligen Zorn! Wenn er gewußt hätte, wie er mit all seiner Majestät verrathen sei ringsum, die Einen den Buckel voll lachten, die Andern die Luft voll seufzten über ihn, wir glauben der Schlag hätte ihn gerührt. Begreiflich kamen die Seufzer von der Frau Oberamtmännin. Sie glich darin sehr der Frau des Pilatus, daß sie so ziemlich wußte, mit wem ihr Herr zu thun hatte, und daß ihr dieses Thun nicht selten im Traume vorkam. Darin aber unterschied sie sich sehr von der Frau Pilatussin, daß sie sich wohl hütete, dem Herrn durch ihre Zofe Mahnungen ins Audienzzimmer zu senden. Wie es aber geht bei solchen Aufregungen, daß man mittheilend wird, sich aussprechen muß, so suchte der Oberamtmann, sobald der Schreiber ihn verlassen hatte, seine Frau und packte ihr des Amtsrichters Unthaten und seinen Zorn aus. „Da kannst sehen, was das für ein Bursche ist! du nahmst immer seine Partie, da siehst, was Freundlichkeit geholfen hätte bei einem solchen Bauerntrotz, das Auslachen hätte man noch gehabt zum Dank für Alles obendrein.“ — „Ich weiß nicht“, sagte die Frau Oberamtmännin, „und ich möchte dich nicht böse machen, Fritz“ (so nannte sie ihn unter vier Augen immer, wenn sie besonders zarte Verhandlungen pflog um empfindliche Seiten herum), „aber ich glaube gerade das Gegentheil. Wärest du mit dem Amtsrichter auf gutem Fuß gewesen, er hätte das Reh nicht geschossen. Ich habe nie gehört, daß der

Amtsrichter geizig sei, wegen einem ganzen Sack Heu hätte er dich nicht böse gemacht, er hätte den Rehen so ein kurzes Winterfutter gern gegönnt, den armen Thieren mit ihren zarten Fellen!" — „Meinst dann, ich hätte vor dem Amtsrichter den gehorsamen Diener machen, mich wegen seiner Unverschämtheit noch bei ihm bedanken sollen! Ja, die versteht die Leute zu behandeln! Wärest du Meister, sie hätten dir bald die Haut über die Ohren gezogen, die Haut über dem Kopfe verbrannt." — „Wer weiß", sagte die Frau Oberamtmännin, „ich habe doch schon oft mit Freundlichkeit viel ausgerichtet, und was ich Freundlichkeit nenne, ist nicht ein Unterziehen oder ein unangemessenes Billigen von Sachen, welche gerügt werden müssen; übrigens ist ja oft am besten, wenn man die rechten Hauptsachen im Auge behält und Kleinigkeiten übersieht." — „Es ist heute aber nicht mit dir zu reden, das ist ein ewig Widerspänsten: Kleinigkeiten das, wenn man einen ganzen Morgen lang die Hunde ums Schloß brüllen läßt und die Hasen vor der Nase schießt und zuletzt nicht einmal Entschuldigungen macht!" — „Kleinigkeiten, ja wol! Und jetzt wegem Reh, was willst machen, Fritz", frug die Frau. — „Ihm zeigen, dem — Bauer, was Meister ist im Lande, und ob man der Obrigkeit so unverschämt Trotz bieten solle oder nicht!"

Und mit gewaltigem Schritt marschirte er aus dem Zimmer und gewaltig dröhnte hinter ihm die Thür, fast konnten seine Zöglinge von Gottes Gnade reden,

daß ihr gestrenger Herr weder Landjäger noch Schreiber bei der Hand hatte, um Uebungen mit ihnen anzustellen. Aber wenn er erst bei dem Zuge nach der Säublume gewesen wäre, was hätte er erleben müssen. O wenn alle Obern alle Jahre auf vierzehn Tage verdammt würden, Alles hören zu müssen, was ihre Untergebenen hinter ihrem Rücken von ihnen reden, da thäte es erst großen Zorn geben, der brächte in wackere Gemüther viel Weisheit, die mancher Noth vorbeugte, die in Tagen der Noth der beste Steuermann wäre. Sie waren sämmtlich auf Seite des Amtsrichters, waren ordentlich stolz auf den Amtsrichter, der es wagte, ihrem taubeligen Herrn, der ungefähr war wie ein stehend Wetter am Himmel, welches jeden Augenblick losbrechen könnte, die Stirne zu bieten. Sie machten sich lustig über des Gewaltigen ohnmächtigen Zorn, waren gewunderig über des Amtsrichters Gesicht, der ganz sicher des Donnerwetters kaltblütig wartete, welches, wie er wol wußte, der Oberamtmann ihm auf den Hals schicken werde. Sie bewunderten die Vorsicht, daß er das Reh liegen gelassen, die Anzeige selbst gemacht. Aber die Hauptsache war Allen die Restauration beim Amtsrichter, deren sie sicher waren, an deren sie blos im Vorgefühl kannibalisch wohl lebten. Sie hatten auch ganz richtig calculirt. Natürlich gingen sie zuerst nach der Säublume, denn wo sie das Reh suchen sollten, wußten sie nicht. Der Amtsrichter ließ sich nicht suchen, er empfing sie schon vor der

Hausthüre und zwar mit lachendem Gesicht, und fragte was sie Guts brächten, es müsse was Wichtiges sein daß sie sich vom Ofen weggelassen. Der Schreiber dem das Maul am gängischsten geblieben, weil er es am meisten in Bewegung erhalten, antwortete: „Allweg! Wir sollen einen gewissen Amtsrichter fassen und an Schatten bringen.“ — Nun, er sei z' weg, sagte der Amtsrichter mit lachendem Gesicht. Er hätte heute expreß frische Strümpfe angezogen, die wärmer seien als schon getragene, damit er es besser erleiden möge im Mörderkasten, oder in welche Käst sie ihn bringen sollten. Das werde er erfahren, wenn er einmal drein müsse, jetzt hätten ihm gute Leute, denen er es hoffentlich nicht vergessen werde, z' best geredt, einstweilen hätten sie blos den Auftrag ein genau Protokoll aufzunehmen und ihm ein Schreiben zu übergeben, woraus er sehen könne was Trumpf sei.

Der Amtsrichter öffnete das Schreiben, machte erst eine dunkele Miene, die sich rasch verzog, legte das Schreiben bei Seite und sagte, er hülfe jetzt an Ort und Stelle gehen, wenn's dem Herrn Amtsverweser beliebe, dort den Augenschein einnehmen und dann hier das Protokoll schreiben, draußen gefrören ja Tinte und Finger; derweilen könne seine Frau was Warmes machen. Daneben wie sie wollten, er habe da nichts zu befehlen, sondern als Delinquent gehorsamst sich zu unterziehen. Wer hätte etwas gegen des Amtsrichters Vorschlag einwenden sollen, besonders wegen dem War-

mit „Indessen doch noch Eins auf den Weg", sagte der Amtsrichter, und schenkte ein delicates Kirschenwässerchen ein, daß sämmtliche Majestäten ganz verzückt davon wurden, die Beine nicht stille halten konnten. Der Amtsrichter benutzte den Augenblick, seiner Frau die Verfügung mitzutheilen, die sprang z' weg wie eine Katze am Käbsig, und wohl kam's dem Landvogt, daß er einen Stellvertreter geschickt, der hätte was vernommen, wie noch nie in seinem Leben. — „Und jetzt was willst machen, etwa ein Fösel sein, und z' Sach' in Sack stecken?" — „Still Frau, still, und wenn sie wiederkommen, still ganz still, ohne Wort und saure Miene, der Landvogt muß nicht Freude haben, wenn er hört, wie ich gethan und wie du aufgesprungen. Denn die drinnen sind ein Pack, die, wie gut sie es mit uns zu meinen scheinen, beichten doch Alles dem Landvogt." — „Aber was willst dann machen, das so annehmen?" — „Weiß es schon, will es dir sagen, sobald sie fort sind. Sei freundlich, miß die Worte wohl, wie gesagt sie müssen nicht Freude haben an uns, weder der Landvogt noch die Andern." Die Frau verstand den Mann, und that also. Sie war nicht gewohnt mit Wenn und Aber und allerlei Quergedanken die Sache zu versalzen. Die Männer zogen aus, fanden einen schönen Rehbock auf dem Levatacker, der wirklich aussah, als hätte ein Heerde Schafe sich lange Zeit da aufgehalten. Sie nahmen es gut ins Auge und der Amtsrichter gab zu Proto-

soll: Rehe seien muthwillig hierher verpflanzte Thiere, der Oberamtmann habe sie für seine Freude hierher gebracht, nur sei es nirgends geschrieben, daß er schuldig sei, um dem Herrn Oberamtmann Freude zu machen, Schaden zu leiden. Er habe denselben geziemend warnen lassen, und erst, als er schnöden Bescheid erhalten, von seinem gesetzlichen Recht Gebrauch gemacht. Der Schaden liege vor Augen, Frevel habe er keinen begangen, das Reh liege da, die Anzeige habe er selbst gemacht, der Verfügung des Herrn Oberamtmanns unterziehe er sich einstweilen, behalte sich aber das Gutfindende vor. Nachdem also das Protokoll gehörig abgefaßt, unterschrieben, versiegelt war, setzte man sich ohne langes Nöthigen an das Warme, welches die Frau Amtsrichterin bereitet hatte, das war eine stattliche Mahlzeit und dazu die schönen aufwartenden Töchter, es ward absonderlich dem Schreiber, als sei er in Mohammed's Paradiese, ob Christ, ob Türk war ihm hell egal im Allgemeinen, im Besondern aber, wobei er Besseres genoß und Schöneres sah, war ihm die Religion am liebsten. Er ward ganz Geist und Humor und wenn dann die Mädel recht lachten, so kam es ihm vor, er hätte sie schon, wenigstens Eine. Die meisten seiner Geschichten bezogen sich auf das Schloß und ganz besonders auf den Junker. Wenn der gewußt hätte, wie es ihm erging und was seinem Schreiber aus dem Munde ging, es wäre wirklich nicht gut gekommen. Eine erzählte er, welche wir wiederholen

wollen, da sie vielleicht auch jetzt noch irgend einem Beamteten zur Warnung dienen kann. „Vor einem Vierteljahr oder mehr erhielt unser Herr ein Schreiben von der Regierung. «Darin ist etwas, was mich gar nicht interessirt, thut das in die Schublade dort, es sind schon mehr darin —», sagte der Junker. «Aber will der Junker Oberamtmann es nicht aufmachen und sehen was darin ist?» frug ich. — «Nicht nöthig», sagte er, «weiß das Nöthige schon und am Nähern begehre ich mich nicht zu ärgern. Man hat genug Verdruß, dem man nicht entgehen kann, warum Verdruß nicht meiden, wo es möglich ist? Marsch mit in die Schublade.» Unser Herr hatte nämlich wieder einmal über die Schnur gehauen und es war ihm zu Ohren gekommen, es sei ein braver Abputzer für ihn ob dem Feuer, nun meinte er, er stehe angerichtet im Schreiben. Also marsch mit in die Schublade, die so voll ist, daß man allemal mit dem Schub Platz machen muß. Einige Zeit nachher kömmt ein Schreiben von oben, wo einem Geschäft nachgefragt und uns sehr ernsthaft die größte Beschleunigung anbefohlen wurde. Man sei der immer sich wiederholenden Verschleppungen satt, hieß es darin unverschämt genug."

„Wohl, jetzt mein Junker auf und z' weg hoch aufs Roß, jetzt war er einmal ungerecht gerüffelt worden, und wir schrieben einen ganzen Tag an einem Briefe, worin wir so deutlich als möglich zu verstehen gaben, daß man Freude zu haben scheine an Wischern,

gerechten und ungerechten, daß man aber diesmal den Balken im eigenen Auge suchen solle. Wir waren recht kühn in unsern Herzen geworden und der Herr sagte: «Jetzt können sie auch einmal schmecken drinnen in Bern!» Mit umkehrender Post kömmt ein Schreiben daher, voll Donner und Blitz, lauter Pistolen und Dolche, daß man von einem Oberamt aus eine solche Sprache führe, und noch dazu bei dieser Sache, aus welcher man sehe, wie groß die Unordnung in den Geschäften sein müsse, denn das betreffende Schreiben sei abgegangen und müßte in unsern Händen sein. Wenn so was noch einmal begegne, so werde unumgänglich eine Untersuchung über uns verhängt werden."

„Ja das war nicht Spaß, so mir nichts dir nichts sie abfertigen durften wir nicht. Wir suchten einen ganzen Morgen, kehrten Alles sieben Mal um, der Junker war in einer stillen Wuth, daß ich alle Augenblicke glaubte, er fahre los und speie Feuer. Aber da war nichts zu finden. Endlich fällt mir was plötzlich ein: «Herr Oberamtmann», sage ich, «war's wol ein Schreiben, welches nicht geöffnet wurde?»—«Warum nicht gar», schnauzt der Herr, öffnet aber doch alsbald die Schublade, reißt das Schreiben auf und richtig darin war das Geschäft, über welches berichtet werden sollte. Ja da standen wir wie die Butter an der Sonne, das Aufbegehren war uns auf einmal vergangen, jetzt was machen. Da ist der Schreiber dann comod, der muß herhalten, oder der Landjäger, der das Zimmer auf-

kämen, durch sie kömmt so ein Schreiben unter andere Schrift oder in ein Protokoll und wird vergessen, aber in Zukunft soll besser Obacht gehalten werden. Aber wol, seither macht der Herr die Schreiben auf." — „Aber", frug der Amtsrichter, „merktet Ihr dann nicht, als der Wischer wirklich kam, daß etwas Anderes in dem Schreiben stecken mußte?" — „Ja der Wischer kam eben nicht", antwortete der Schreiber. „Wahrscheinlich war von einem die Rede gewesen, aber unterlassen worden, weil man gefunden haben wird, es trage doch nichts ab."

Man denke, wenn das Alles der Oberamtmann gehört hätte! Darum ist's gut, daß der liebe Gott unser Gehör eben recht beschnitten hat, er weiß wohl warum. Als der Amtsverweser oder Amtsstatthalter mit seinem Gefolge von dannen zog, wunderten sie sich Alle, wie es doch gewarmet habe. Er hätte fast Lust die Kutte auszuziehen, sagte der Polizeier. Er hätte diesen Morgen nicht geglaubt, daß es sobald ändere. Der gute Polizeier hätte aber auch nicht gedacht, daß einige Pfund Fleisch, einige Flaschen Wein in seinen Magen kämen und was diese Quantitäten in einem alten leeren Polizeiermagen für Veränderungen hervorbringen können, hatte er längsten nicht mehr erfahren.

Mit dem Protokoll war der Oberamtmann äußerst unzufrieden. Der Schaden auf dem Levatacker war ihm viel zu kläglich dargestellt. So gehe es, wenn man die Sache nicht selbst mache, auf Niemand könne

man ſich verlaſſen, zuverläſſige Leute ſeien ſelten auf der Welt. „Rari nantes in gurgite vasto" würde der Oberamtmann geſagt haben, wenn Latein ſeine ſtarke Seite geweſen wäre, wie es ſie eben nicht war.

Als ſie fort waren, befahl der Amtsrichter, ſein Reitwägeli zu rüſten, in der Brunnmatt, wo es am wenigſten gefroren ſei, Matten, Raſenſtücke abzuſtechen und den Boden des Wägeli damit zu belegen. „Was Tauſend willſt", frug die Frau Amtsrichterin, die noch keinen nähern Bericht unter vier Augen erhalten, aus der Küche heraus, wo ſie die Ordres gehört hatte. „Will morgen auf Bern, und um dem Oberamtmann nicht ungehorſam zu ſein, auf meinem Herd bleiben." Die Frau Amtsrichterin lachte zwar, doch gefiel es ihr nicht ganz. „Du biſt wol alt für ſellig Witze", ſagte ſie. „Mach eine Vorſtellung, du kannſt ſo wohl ſchreiben und d' Wort ſtelle, oder wenn du es nicht gerne ſelbſt machſt, ſo laß einen Advocaten kommen, ſie beten auch ums täglich Brot, oder wenn ſie ſchon nicht beten, ſo nehmen ſie es doch gern."

„Nichts Schriftliches und erſt nichts von Advocaten, die Alles auf die lange Bank ziehen", antwortete der Amtsrichter. „Ich will die Sache über den Kurzen nehmen, wie die Schwinger ſagen. Ich habe nicht Zeit zu warten, bis die Schrift abgefaßt, eingegeben, überwieſen, geleſen, Bericht erſtattet, Anträge geſtellt, berathen und ſchließlich das Ganze zu beſſerer Unterſuchung und Vervollſtändigung der Acten zurückgeſandt

ist. Ich weiß wie es geht. Ich mache die Sache mündlich ab, und morgen schon ist der ganze Tschunz aus." — „Wie willst es dann machen"? frug die begreiflich gwunderig gewordene Frau. — „Das sage ich dir jetzt nicht, sondern erst morgen, wann ich heim komme." Damit mußte die Frau sich begnügen, wenn sie schon Frau Amtsrichterin war, dies mögen andere Weiber, die immer Alles auf der Stelle wissen wollen und nicht Frau Amtsrichterinnen sind, sich merken.

Am folgenden Morgen war Dienstag, wo in Bern immer ein bedeutender Wochenmarkt ist, an welchem benachbarte Cantone mit Lebensmitteln sich versehen. An diesem Tage gaben die Mitglieder der Regierung ihre Audienzen und hielten in der Regel keine Sitzungen, zu Erleichterung des Landmanns, der, wenn er wegen andern Sachen auf Bern kam, auch bei ihnen seine Geschäfte abthun konnte. Der Amtsrichter fuhr also auf Bern und hielt vor dem Hause eines einflußreichen Rathsherrn, mit dem er in sehr gutem Vernehmen stand. Er sandte einen Buben in den Hausgang, wo in Bern in der Regel die Handhaben der Glockenzüge sind, hieß ihn läuten und wenn man Bescheid gebe, sagen, der Herr Rathsherr solle so gut sein und hinunterkommen, der Amtsrichter auf der Säublume möchte ein Wort mit ihm reden. Der Junge that es um einen Batzen, kriegte im Hausgang mit dem Kammerdiener Händel, der meinte, der Bube wolle ihn zum Besten halten, bis er den ihm wohlbekannten Amts-

richter auf seinem Wägeli vor dem Hause sah. „Was kömmt Euch in Sinn, Herr Amtsrichter?“ sagte Pierre, „der Herr Rathsherr kömmt nicht hinunter, das ist nicht der Brauch, steigt ab und kommt herauf, es ist eben Niemand bei ihm, der Junge kann Euch das Roß halten.“ — „Ich darf nicht, Pierre. Bitte thut mir den Gefallen und sagt dem Herrn, ich ließ ihn dringlich anhalten hinunterzukommen, nur einen Augenblick, hinauf dürfe ich nicht.“ Pierre schüttelte bedenklich den Kopf und meldete dem Herrn. Der Herr wußte nicht was das zu bedeuten hatte; den Amtsrichter kannte er zu wohl, um zu glauben, er habe nicht bestimmte Gründe, diese Bitte zu stellen, aus Gründen und Pflichtsinn ging er hinunter, aber mit ernstem strengem Gesicht, mit dem sich nicht spaßen ließ. „Verzeiht, Herr Rathsherr, daß ich Euch bemühe, aber ich durfte nicht anders. Des Herrn Oberamtmanns Rehe geschändeten mir meinen Levat, ich ließ es ihm sagen, er mir abputzen; darauf schoß ich eins, ließ es liegen und ihm es anzeigen, und er verfügte, daß ich bis auf weitern Bescheid nicht ab meinem Herd solle. Darum hochgeachteter Herr, kann ich nicht ab meinem Wägeli, wo ich, wie Ihr seht, noch auf meinem Herd bin, denn ich bin der Meinung, daß man sich der Obrigkeit unterziehen soll. Aber ich möchte inständig gebeten haben, daß man dem Herrn Oberamtmann melde, er solle mich frei lassen, denn gerade jetzt habe ich nicht Zeit daheim zu sein.“ Als der Rathsherr das sah, lachte

er gar herzlich über diesen wohlangebrachten Witz und sagte: „Es ist verdammt kalt da, kommt um 1 Uhr zu mir zu einer Suppe, da wollen wir das Weitere besprechen.“ — „Aber ich darf nicht ab meinem Herd“, antwortete der Amtsrichter. — „Wenn ich es erlaube“? frug der Rathsherr. — „Aber Ihr gebt mir doch dann auf alle Fälle ein paar Buchstaben“, bat der Amtsrichter. — „Kommt auf alle Fälle und gleich nach halb Eins“, antwortete der Rathsherr und ging lachend ins Haus. Der Amtsrichter fuhr zum Storchen, wo der seltsam belegte Boden seines Wägelis Aufmerksamkeit erregte und viele Fragen erzeugte. „Es gebe sehr warm“, sagte der Amtsrichter, ging seinen Geschäften nach und fand sich zur gesetzten Zeit beim Rathsherrn richtig ein. Derselbe empfing ihn nicht mit ernstem Gesicht, führte ihn ins Cabinet zum Kaminfeuer und ließ sich da erzählen. Der Amtsrichter that es aufrichtig, redete vom Jagen ums Schloß, daß er aber nicht dabei gewesen, bekannte, daß die gedrohten Würste ihn böse gemacht und verursacht sein Aergerniß an den Reben zu nehmen und weil ihm der Herr Oberamtmann so bösen Bescheid habe zugehen lassen, habe er es probiren wollen, ob die Gesetze was gelten oder nicht. Daß er heute so auf Bern komme, geschehe nicht aus Bosheit, sondern er habe die Verfügung respectiren wollen und doch aus der Sache nicht gern einen Handel erwachsen lassen. Wenn so was einmal schriftlich werde, so werde das Gicht

immer größer und gegen den Oberamtmann habe er eigentlich nichts, wenn er nur nicht so vom Zorn sich hinreißen ließe. Nun sprach auch der Rathsherr freundlich und väterlich. Gab dem Amtsrichter Recht, bemerkte aber, wie sie Beide in ihren amtlichen Stellungen sich in Acht nehmen müßten persönliche Empfindlichkeiten nicht mächtig werden zu lassen, sie müßten sie um ihres Amtes willen unterdrücken. Sprach von den guten Eigenschaften des Oberamtmanns, wie das Amt ihm viel zu verdanken hätte, mehr als es wüßte. Das erkannte der Amtsrichter vollkommen an, und erklärte, er seinerseits wolle den Handel gern vergessen dahin und daweg, wenn der Herr Oberamtmann es auch thun wollte. Der Herr sei ihm wirklich eigentlich lieb, aber unterthun, das lasse er sich einmal nicht gern, selbst vom eigenen Bruder nicht. Pierre meldete, die Suppe sei servirt.

Als der Amtsrichter ins Speisezimmer trat, stand ihm sein Oberamtmann gegenüber.

Dieser war nämlich, als sein Zorn verraucht war und er das Protokoll gelesen, nach und nach verlegen geworden. Wo aus jetzt, was machen? Er hatte den Amtsrichter an der Hand, der Gesetz und Recht ganz gut kannte. Er entschloß sich endlich, obschon mit großem Widerstreben und auf dringlich Bitten seiner Frau, zu thun, was er in Nothfällen schon mehr als einmal mit gutem Erfolg gethan, nämlich nach Bern zur Beichte zu fahren, d. h. zu einigen einflußreichen Mit-

gliedern zu gehen und zu sagen: Ihr Herren, seht so bin ich drin, wie machen, um so ungeschlagen als möglich daraus zu kommen? Helft mir, wenn es Euer guter Wille wäre. Nun lasen ihm die Herren, Verwandte oder Freunde, ein scharf Capitel und halfen ihm bestmöglichst, aber in der Regel nicht parteiisch, nicht gewaltthätig, sondern sie zeigten ihm den Weg oder halfen ihm aus der Patsche kommen ohne Verletzung des Rechts, aber auf die Weise, wie er sich und das Ansehen der Obrigkeit, deren Stellvertreter er war, am wenigsten blamirte. So war er auch jetzt zu dem Herrn Rathsherrn, der sein Vetter war, gekommen, und hatte seine Verlegenheit geklagt; der hatte ihm scharf zugesprochen, wie er durch solche Thorheiten die Regierung compromittire, die einflußreichsten Männer auf dem Lande vor den Kopf stoße, statt so Alles aufzubieten, sie anhänglich zu machen oder zu erhalten. Wer der Republik treu dienen wolle, müsse seine Persönlichkeit opfern können und nicht blos im Krieg, sondern eben in solch scheinbaren Kleinigkeiten u. s. w.

Der Oberamtmann bekam einen hochrothen Kopf, beugte sich indessen der ihm wohlbekannten Ueberlegenheit des Vetters und fragte endlich: aber und jetzt? „Wißt Ihr was, Vetter, esset heute bei mir z' Mittag. Ich weiß zwar wol, Ihr esset nicht gern irgendwo à l'hazard du pot, aber so einmal zur Seltenheit wird nit z' tödten gehen." — „Ja Vetter, so ist es bös

reſuſiren, wenn Ihr alſo erlaubt, werde ich mich zu rechter Zeit einfinden", antwortete der Oberamtmann. Er wurde, als er kam, zu ſeiner Couſine, der Frau Rathsherrin geführt, und war ebenſo überraſcht als der Amtsrichter, ſie ſtanden ſich da verblüfft gegenüber und wußten nichts miteinander anzufangen, doch das dauerte nur einen Augenblick. Der Vetter Rathsherr ſagte: „Gället Vetter, das iſt brav von mir, daß ich Euch den Amtsrichter bringe, ich wußte, daß Ihr gute Freunde ſeid und daß ich Euch keinen angenehmern Tiſchgenoſſen bringen konnte als ihn." Es waren Beide, der Amtsrichter und der Oberamtmann, nicht dumm und begriffen den Herrn Rathsherrn vollkommen, es wurde ein charmant Mittageſſen. Auch hatte die Couſine Rathsherrin dafür geſorgt, daß der Vetter vom Lande das à l'hazard du pot nicht merkte, und der Vetter Rathsherr ſchonte ſeine Weine nicht, war ſehr fleißig mit Anſtoßen und Geſundheitmachen, und von der ganzen Geſchichte war nie die Rede mehr.

Als der Oberamtmann und der Amtsrichter zur Hausthür hinausgingen, der Eine die Stadt auf, der Andere die Stadt hinunter wollte nach ihren Fuhrwerken, gab der Erſtere dem Letztern die Hand und ſagte, es würde ihn ſehr freuen, wenn er ihn bald bei ſich ſehen würde. Wenn der Herr Oberamtmann es erlaube, werde er mit vielen Freuden nächſtens kommen, antwortete der Amtsrichter.

Die Sache muß sich auch auf die Länge recht gut gemacht haben, denn als im nächsten Jahr der Oberst mit dem Amtsrichter jagte, war der Oberamtmann auch dabei.

Hauschronik

eines

deutschen Schulmeisters in Ungarn.

Novelle

von

Gottfried Schröer.

1. Die Stube.

Ja liebe Kummer- und Schlummer, Jubel- und Luſtkammer, die oft mit ihrer Decke ſo ſchwer wurde, als wäre ſie von Eiſen und ließe ſich gleich einem entſetzlichen Alp auf mich hernieder, um mich zu erdrücken; bald wieder ſo wolkig leicht wie der Himmel, ſodaß ſie ſich zu heben ſchien immer höher und höher wie mein lachendes Herz! du, meine Stube, ſollſt beſchrieben werden, du Zeugin meines Stilllebens! und wenn die Farben auf dem Gemälde auch ſo matt glänzen wie auf einem alten verblichenen Albrecht Dürer, ſo ſoll es doch wahr und treu ſein, wie eben alle die ſchönen Bilder unſers großen Meiſters; darauf kann ich ſchwören. Damit will ich aber nicht ſagen, daß ich ein Albrecht Dürer ſei und überhaupt das Malen oder irgend eine Kunſt verſtehe. Ja, wer dich malen könnte, du liebe traute Stube, und mit dem Tone malen, mit dem Firniß, in welchem ich ſie ſehe! Und

wenn man auch endlich die Farbenmischung träfe, wie wollte man eben die Musik ausdrücken, die in der Erinnerung an vergangene Tage, bald wehmüthig, bald fröhlich, mitsingt in dem Helldunkel des Gemäldes? Da ist z. B. das Bette meiner seligen Frau, das einst neben dem meinigen in der Mitte der Stube stand und nun, an die Wand gerückt nahe beim Ofen, den stillsten aber traulichsten Winkel der Stube einnimmt, den Winkel, wo auch mein Lehnstuhl steht, worin ich in der Abenddämmerung sitze, ehe Licht gemacht wird, oder in langen Winterabenden, wenn ich der schwachen Augen wegen weder mehr lesen noch schreiben kann. Wer sieht mein Auge, das mir dabei ringsum roth, und endlich feucht und voller Thränen wird, indem ich dieses schreibe? An derselben Wand, näher ans Fenster gerückt, ist mein Bett, und die Thränen die auf den Kopfkissen flossen, als ich sie begraben und meinen Karl begraben, die sah auch Niemand und ich kann's auch nicht anders deutlich machen mit Worten, als daß ich sie eben geweint habe. Zwischen den beiden Betten ist die Commode meines Marianchens, es war auch einst der Mutter gehörig und noch hängt manches Kleid darin und manches Tüchlein, das sie getragen. Mutter und Tochter haben schon das Stübchen verlassen; die Eine zog dahin, wo keine Rückkehr ist, die Andere nur ins Nachbarhaus, von wo sie oft, ja täglich herüberläuft zu ihrem Vater.

Vorne zwischen den zwei Fenstern steht mein

Schreibtiſch mit einer kleinen Bücherſtelle, darauf der literariſche Hausbedarf eines Dorfſchulmeiſters in abgenutzten Bänden. Dieſer Tiſch hat eine eigene Geſchichte, oder beſſer zu ſagen, mit dem Tiſche hat es Geſchichten. Eh ich noch verheirathet war, ſtand er nämlich mit der ſchmalen Seite gegen das Fenſter zu, ſodaß das Licht von der linken zur rechten auf mich fiel, wenn ich am Tiſche ſaß und ſchrieb oder las. Es iſt dies die zuträglichſte Lage und Stelle für einen Schreibtiſch, ſchon der Augen wegen, und ich habe die Schreibtiſche und Schreibpulte bei den meiſten Gelehrten ſo ſtehen gefunden. Da kam nun meine Frau ins Haus und fand das wider alle Hausordnung, daß ein Tiſch ſo daſtehe und gleichſam einem Theil der Stube den Rücken zuwende. Kurzum ſie ſtellte den Tiſch wie er jetzt ſteht, mit der breiten Seite an die Wand, ſodaß das Licht von beiden Fenſtern dem Schreibenden gegenüber hereinfiel. Ich machte nur — mein Gott, es war ja in der Flitterwoche — leichte Einwendungen und ließ ihn ſtellen, wie ſie wollte; die Folge war, daß ich ſeltener mich hinſetzte, und ſowol das Leſen als das Schreiben bald am Fenſter oder an dem großen Familientiſche in der Mitte der Stube verrichtete. So ging's denn beinahe ein Jahr ohne Anſtoß und Verdruß, ich ſeufzte blos, wenn ich auf meinen Schreibtiſch hinſah, an dem es ſich, als er noch lichtgerecht ſtand, ſo behaglich ſaß. Da fiel es aber dem Pfarrer ein, die alten Kirchenbücher, worin die

Schrift wegen der Blässe der Tinte beinahe unleserlich geworden war, abschreiben zu lassen; — der gute Herr hatte das so an der Mode, daß er den Schulmeister gern auf allerlei Weise exercirte, damit er nicht im Müßiggange ausarte. Schon die Aufgabe hatte mich etwas borstig gemacht und der Mensch ist einmal so, er duldet Jahre lang kleine Plackereien, doch wie ihm eine zweite dazu kommt, die eben nicht abwendbar ist, da schüttelt er sich, um die erste loszuwerden, die lange nicht so drückend war als die zweite. Wie ich mit dem Riesenbuche in Großfolio nach Hause kam, so warf ich es ganz unwirsch auf den großen Tisch und in einem Tone, wie ihn meine Lisbeth noch nicht hörte, rief ich: Jetzt kann ich dir nicht helfen, der Schreibtisch muß wieder stehen, wie er stand; an dem großen Tische, da mitten in der Stube, ist's nicht Licht genug wenn ich schreibe, und sitz' ich so alle Tage fünf Stunden dem Fenster gegenüber, so werde ich blind. Greif an, Lisbeth! Lisbeth half ganz erschrocken den Tisch wenden, verließ aber noch eh ich mich zu meiner Schreiberei gesetzt hatte, ohne ein Wort zu sprechen, die Stube. So schweigsam blieb sie auch den ganzen Tag und ich knurrig wie ein alter Kettenhund; und das war der erste finstere Tag an unserm Ehehimmel, wo die Sonne der Liebe durch eine trübe Wolke verfinstert blieb, bis sie am Abend gar verschwand. Auf einen traurigen Tag folgte eine traurige Nacht; wir schliefen lange nicht ein und ich hörte

ſie ſeufzen, und wie ſie, ſeufzte auch ich, und obwol wir uns einander „gute Nacht" geſagt hatten, klang es doch ſo, als ob's aus einem leeren Herzen käme, worin kein Wort mehr über die „gute Nacht" und keine einzige Empfindung übrig ſei. Am andern Tage daſſelbe Schweigen; mein Haus kam mir vor wie ein Trappiſtenkloſter, worin die Mönche nicht ſprechen dürfen und ſich, wenn ſie einander begegnen, nichts Anderes zurufen als: Memento mori! (Gedenke, daß du ſterben wirſt!) Zum Morgen memento mori und zum Mittagbrot daſſelbe, memento mori zur Veſper und memento mori vor dem Schlafengehen.

Wenn die Weiſe einreißt bei Eheleuten, da ſtirbt wirklich Manches und am Ende Alles mit, was die Herzen und Hände vereinſt vereinigte, wenn nicht bei Zeiten Eins oder das Andere in ſich geht und klüger iſt und nachgibt, oder was Eins iſt, ein Wort über das memento hinaus ſpricht und zwar nicht in der Leichenmelodie, auch nicht im Corporaltone, ſondern liebfreundlich wie die Vöglein zwitſchern nach einem Gewitterregen, wenn die Sonne wieder hervortritt aus den Wolken. Auch iſt's nicht gut, die Sonne — weil wir eben bei der Sonne ſind — über unſerm Zorne untergehen laſſen; zwölf Stunden helllichten Tages iſt genug, um einen ſolchen Hausgroll zu verkochen, beim Abendbrote, oder bei der guten Nacht oder — kurz ehe es wieder Morgen wird — ſoll es wieder heißen:

Nun sei auch alles Leid vergessen,
Nun will mein Herz sich wieder freun!
Denn was ich Glücklicher besessen,
Ist Alles, Alles wieder mein!

So dachte ich bei mir und schon am zweiten Morgen, als meine Frau den Kaffee brachte, stillschweigend auf den großen Tisch stellte und ohne ein Wort zu sprechen wieder hinausgehen wollte, fragte ich ohne von meinem Kirchenbuche aufzuschauen, aber im sanftesten Tone: Wirst du mir nicht einschenken? Lisbeth war schon an der Thür, blieb aber plötzlich stehen, und kam, ohne jedoch aufzuschauen oder zu sprechen, wieder zurück und schenkte mir ein. Währenddem rief ich sie noch sanfter beim Namen und sie mit flackernder Stimme erwiderte: Soll ich dir die Tasse hinbringen? Nein, Liebe, versetzte ich, ich komme schon, und mit diesen Worten war ich auch wirklich schon bei ihr, umfaßte sie mit dem einen Arme und sah ihr recht freundlich ins Gesicht und sprach: Warum denn schmollen, Liebe? und mit den Worten: Bist denn du böse? küßte ich sie. Da brach sie plötzlich in Thränen aus, fiel mir aber zugleich mit beiden Armen um den Hals und laut schluchzend, daß ihr die Stimme versagte, sprach sie: Ich nicht, du bist ja bös auf mich, und dann sagte sie mir, noch immer schluchzend, wie ich sie hart angeredet hätte und daß ich ja nur hätte zu sagen gebraucht, daß der Tisch durchaus so stehen müsse, sie hätte ja nichts dawider gehabt. Ich konnte sie kaum

mit Worten und mit Küſſen beſchwichtigen und verſicherte ſie, daß es nicht ſo gemeint geweſen ſei und daß ſie ja wiſſe, wie ich immer etwas übelgelaunt vom Paſtor zurückkehre und wenn ich ja barſch geſprochen, es mehr meiner gereizten Stimmung als ihr gegolten hätte. Kurz es wurde wieder Alles gut und wir ſetzten uns und tranken miteinander Kaffee und hatten dabei immer die Hände ineinander ruhen und waren ſo zärtlich wie am Hochzeittage und ich wollte ſogar den Tiſch zurückſtellen, was ſie aber durchaus nicht litt; wenigſtens ſolange ich mit den Kirchenbüchern zu thun hätte, ſollte er ſo ſtehen bleiben.

Doch ehe noch dieſe Friſt um war, verfertigte Lisbeth grüne Vorhänge vor die Fenſter, wodurch wirklich dem Uebel abgeholfen ſchien, ſodaß ich ſogleich, obwol mit Proteſtation und einigem Widerſpruch von ihrer Seite, den Schreibtiſch wieder zwiſchen die beiden Fenſter ſtellte. So blieb er ſtehen bis an meinen vierzigſten Geburtstag. Es war eben ein ſchweres Jahr: Miswachs, Theuerung, Verdruß mit dem Paſtor, der Verluſt eines lieben Kindes und über Alles eine Krankheit meiner Lisbeth, welche das Schlimmſte befürchten ließ; Alles dies lag ſchwer auf meinem Herzen, als ich an dem Tage des Morgens aus der Kirche kam und Lisbeth mir gar freundlich entgegentrat, als hätte ſie eine heimliche Freude. Ich gab ihr ebenſo freundlich die Hand, und wie ich tiefer in die Stube eintrat, ſah ich meinen Schreibtiſch wieder

so gewendet, wie er in meinen Junggesellenjahren gestanden.

„Du liebe Seele", sprach ich zu ihr und küßte sie unter wachsenden Thränen — „warum das? ich habe ja die Vorhänge." Allein das gute Weib ließ sich's nicht nehmen, bemerkt zu haben, daß es mir dennoch schwer falle, also dem Fenster gegenüber zu schreiben, und ich mußte den Tisch stehen lassen, wie sie ihn gestellt hatte.

„Wir sind so arm dieses Jahr", fügte sie hinzu, „daß ich dir gar keine Freude machen kann; nimm es als Angebinde." Die Gute! Das war der letzte Geburtstag, den sie mit mir feierte. Lange kämpfte sie mit der Krankheit, bis sie sich endlich zu Bette legen mußte, um nicht wieder aufzustehen.

Ach Gott! es sind schon funfzehn Jahre vorüber und ich kann noch nicht denken, viel weniger schreiben von dem entsetzlichen Augenblicke, wo sie mir zum letzten Mal die Hand reichte!

Der Tisch steht nun wieder zwischen beiden Fenstern; wenn ihr Geist etwa mich des Nachts besuchen käme, würde er sehen, wie Alles liegt und steht, so wie sie es gern hatte, die süße liebe Ordnerin des Hauses. Am rechten Fenster steht auch noch ihr Nähtischchen, später saß gewöhnlich Marianchen dabei und noch ist das ihr Platz, wenn sie mich besucht.

An der andern Wand, den beiden Betten gegenüber, steht mein Clavier, ein großer Kleiderkasten und

einige Rohrſtühle. An der Thür den Fenſtern gegenüber, wenn man eintritt rechts, iſt noch ein alter Bücherſchrank befindlich, worin außer Büchern und Schriften noch allerlei andere Alterthümer des Hauſes und der Familie aufbewahrt werden. Annoch zwiſchen Thür und Ofen ſteht ein Waſchtiſch, worauf gewöhnlich der Waſſerkrug, Gläſer u. dgl. ſich unter einem grünen Vorhang bergen. Die Mitte der Stube aber nimmt der große Tiſch ein, der aus Eichenholz auf mächtigen Beinen wie auf Säulen ruht und ſeiner Schwere wegen nicht leicht von der Stelle gerückt werden kann und ſo ſeit etwa funfzig Jahren — denn ich habe ihn von meinem Vorgänger angekauft — als Hausaltar zu prangen die Ehre hat. Die Leute in der Stadt wechſeln gern ihr Zimmergeräth, man mag dort nicht ein Jahr lang ein und daſſelbe Stück ſehen. Ob das bequem ſei, bezweifle ich, denn alles Neue iſt ja wie fremd und ein neuer Tiſch, dächte ich, zwängt ebenſo wie ein neuer Schuh. Man muß ſich da immer neu und fremd vorkommen und gar nicht heimiſch werden können. Und eine Geſchichte hat ſo ein jährlich neu möblirtes Zimmer ſchon gar nicht, wie da mein alter Eichentiſch, der noch Spuren aus dem Franzoſenkriege zeigt, wie die feindlichen Huſaren, die im Schulhaus einquartiert waren, darauf Taback geſchnitten haben. Eben darum wäre von dieſer Stube, die ich nun, ſo gut ich's konnte, beſchrieben habe, gar Vieles zu erzählen, weil ſich gar ſehr viel darin zu-

getragen; denn jede Stube ist eine kleine Welt, und wie Begebenheiten und Ereignisse aller Art ein ganzes Land betreffen, bald Glück bald Unglück bringen und ein steter Wechsel wie Regen und Sonnenschein bald knicken, bald erquicken, so flutet's auch in der Stube von Wohl und Wehe ab und auf, und wie in einer Schaukel wird der arme Mensch herumgeworfen und man muß recht fest sitzen, soll man nicht hinausfliegen aus der Lebensschaukel, wo man dann zu aller Welt Spectakel jämmerlich zwischen Himmel und Erde verzappelt.

---

2. Das Haus.

Als ich vor fünfundzwanzig Jahren diese Stube bezog, war noch das Schulhaus gar ärmlich, von außen und innen ärmlich, sodaß man sagen konnte, Traugott schmieg dich und bück dich! denn enge und beschränkt war es überall. Neben der Wohnstube war wie jetzt die Küche; das geräumigste Stück im ganzen Hause und viel zu groß für meine Tafel; weshalb auch meine gute Lise sie das ganze Jahr hindurch, ausgenommen zur Kirmse, wohl gescheuert und getüncht in ihrem Kessel- und Töpferschmucke unangetastet ließ und sich an einem kleinen Nebenherde, in einem Winkel, behalf. Ach, das kleine Flämmchen um einen oder zwei nicht minder kleine Töpfe hatte gar leicht Raum im kleinsten Winkel und ich weiß in der That nicht, wozu man einem

Schulmeiſter gar ſo große Küchen baut! — Gleich an der Küche iſt noch eine Kammer, wo jetzt meine alte Magd wohnt, überhaupt das Arbeitszimmer des Weibervolks, wo gebacken, gewaſchen, geplättet und gewurſtet wurde und im Winter ein vielbeſuchtes Caſino der Weiber und Mägde im Dorfe, nämlich eine Spinnſtube. Ich war oft in meinen Studentenjahren zu ſogenannten Kaffeegeſellſchaften der Stadtfrauenzimmer geladen, muß aber geſtehen, daß dieſe nicht halb ſo luſtig waren als unſere Spinnabende, wo ich nie verſäumte beizuwohnen, ſolange meine Frau lebte und meine Tochter noch im Hauſe war.

An dieſe Kammer ſtößt der Kuhſtall; ehedem war dies die Schule, nur daß ſeit der Hausverjüngung der Raum etwas höher geworden und ſo die Wände nicht mehr ſo feucht ſind, als ſie in der alten Schule waren. So habe ich auch ſeitdem eine Rumpelkammer an dem Stalle bauen laſſen und einen Holzſtall. Doch wie unendlich ſchöner iſt nun mein Garten und der ganze hintere Theil meines Hauſes, bei deſſen Anblick mir nur der Gedanke, daß meine Liſe dieſe Umwandlung nicht erlebt hat, die Freude vergällt. Den Hof ſchließt nämlich ein ſtarkes Gitter, hinter welchem ſich ein ſchöner Raſenplatz ausbreitet, auf welchem nun die neue Schule, ein recht ſtattliches Häuschen von ſechs Fenſtern, ſteht. Denn ſtatt einer Schule haben wir nun deren zwei, um die kleinen Kinder von den größern abzuſondern: zwei Schulſtuben, groß und ge-

räumig und so reinlich, ja schmuck gehalten, wie die Kirche.

Allein, wie gesagt, das ist Alles neu, erst vor drei Jahren aufgebaut, seit unser Graf von Reisen heimgekehrt und selber in unserm Dorfe auf unserm Schlosse wohnt. Meine Lise hat das Alles nicht erlebt, auch ihre Tochter hat sie nicht zum Traualtare wandeln sehen und Das ist das Einzige, was mir oft Thränen in die Augen drängt, während ich mit allen Leuten im Dorfe so überglücklich bin unter dem Schutz und Schirm des guten Grafen, der keine andere Aufgabe des Lebens zu kennen scheint, als die Menschen zu beglücken, die Gott in seine Hände gegeben. Ach, wenn ich denke, wie das ganz anders war, als er noch bei seinem Vormund in der Stadt und wir hier im alten Schlendrian, gleich andern Nachbardörfern, ebenso heil- und freudenlos in den Tag hineinwirthschafteten, wie der alte Verwalter auf dem Schlosse und auf den herrschaftlichen Feldern und der Pfarrer in der Kirche und in der nach salbungsreicher Lehre schmachtenden Gemeinde. Benannter Herr Pfarrer war obendrein ein gar schiefriger und boshafter Heiliger, der mir die ersten Jahre meines Schuldienstes nach Kräften verbitterte, und wäre meine Lise nicht gewesen, ich hätte meinen Geburtsort wieder verlassen, so sehr ich ihn auch liebte, der schönen Bäume, die einst mein Vater gepflanzt hatte, und des Baches halber, der mitten durchs Dorf lief und der mir aus meiner Knaben-

und Kinderzeit ſo lieb geblieben. Ich wäre gegangen, weit, weit in die Welt fortgegangen, hätte mir der Himmel nicht meine Liſe geſandt. Ich weiß noch den Tag — zu Michaelis war's, gerade am Tage des Erzengels Michael, und ich halte was auf die Erzengeltage, St.-Michael, St.-Gabriel, St.-Raphael u. ſ. w. — wenn man an ſolch einem Tage die Fenſter des Herzens offen hat, ſo kommt urplötzlich, oft wenn's dir drin am ſchwülſten iſt, ein kühler Engelsgruß herein und dir wird wohl, wie mir wohl geworden, als an dem Tage ein leibhaftiger Engel zu mir kam. Ich war eben ganz toll über eine Engelsgeſchichte, nämlich über den Engel, der den Propheten Bileam auch ſo toll gemacht, daß er ſeinen Eſel ſchlug, der dann auf gut menſchlich — ich glaube hebräiſch war's — zu reden anfing. Wie wir nun in der Schule auf das Capitel kamen — ich hätte es gern überſchlagen, allein der Pfarrer erlaubte es nicht —, da frugen mich einige vorlaute Mägdlein ganz naſeweis Allerlei und brachten mich und das Wunder, daß ein Eſel ſprechen könne, in die Enge und ich — um Ruhe zu haben, platzte heraus und ſprach: Nun Kinder, das muß man nicht buchſtäblich nehmen; dem Propheten, der im Zorne und in der Uebereilung das Thier geſchlagen, kam die Reue und es war ihm, als ob der Eſel ſagte: „was ſchlägſt du mich?“ ſo wie uns überhaupt auch andere unvernünftige Thiere, Lämmer, Kälber u. dgl., wenn wir ihnen was zu Leide thun, mit ihren gutmüthigen

Augen anglotzen, als wollten sie sagen: Was quält ihr mich? Die Kinder waren's zufrieden und mir war leichter; aber der Pfarrer, dem es zu Ohren kam, war nicht zufrieden mit der Auslegung, und holen ließ er mich und las mir den Text, sodaß es mir vorkam, er sei der Bileam und ich der Esel, auf den er unbarmherzig mit Bibelsprüchen, Kirchenbann und Hausflüchen einhieb. Er kündigte mir an, daß er mir zur Lehre und Unterricht sechs Sonntage nacheinander von Bileam's Eselin predigen wolle und befahl mir, ebenso lange über diese erbauliche Geschichte in der Schule zu katechisiren.

Ueber diesen geistlichen Zuspruch dachte ich eben nach auf meiner Stube und größer und größer schwoll mir die Leber und ich kauete an den Nägeln und an dem Gedanken, wie ich los werden könnte aus diesem Bileamsstalle. Siehe, da pocht's und eintritt ein rosigrothes Dirnlein mit Taubenaugen und so lieblicher Gestalt, daß ich nicht ein Menschenkind, nein, daß ich einen Engel zu schauen meinte. Sie trug einen Korb mit Weinlaub bedeckt und schüchtern blieb sie unweit der Thür stehen und also begann sie, halblaut nur, zu sprechen: Da schickt Euch, Herr Cantor, meine Base gute Birnen aus unserm Garten und — und —. Sie reichte mir den Korb etwas linkisch hin und stockte, ward aber dabei immer röther im Antlitz, als ich den Korb nahm und sie fragte, was denn die Base überdies mir sagen ließe. Ich kannte das Mädchen, es

war die Pflegetochter des Chriſtoph Welſer, eines wohlhäbigen Mitnachbarn, der keine eigenen Kinder hatte. Im nächſten Dorfe ſtarben ihm Blutsverwandte, beide, Mann und Weib, und hinterließen ein beinahe erwachſenes Töchterlein. Das war nun dieſes Mädchen, das ich wol von der Kirche aus kannte und dem ich auch ſonſt öfter im Felde und im Dorfe begegnete, die mir aber nie ſo auffiel als heute, wo ſie zu mir in die Stube trat. Ich hatte lange zu thun, bis ich ſie zum Sprechen brachte, bis ſie mir mit Stocken und Stottern endlich ſagte: ſie hätte bei der Armuth ihrer Aeltern nie können ordentlich in die Schule gehen und ſei nun ſo aufgewachſen, ohne recht leſen zu können, das Schreiben habe ſie gar nicht gelernt. Die Baſe ſei ſo liebreich und wolle nun was auf ſie verwenden und ich möchte es denn übernehmen, ſie im Leſen und Schreiben zu unterweiſen; weil ſie ſich aber ſchäme, unter den Schulkindern zu ſitzen, ſo ließe die Baſe mich bitten, ob ich ihr den Unterricht nicht in außergewöhnlichen Stunden und ihr allein ertheilen wollte. Bis nun dieſes Alles geſprochen war, vergoß das arme Mägdelein ſo viele Thränen, daß ich ihr nur gleich Alles zuſagte, um was ſie bat, und ihr auf jede Weiſe Muth einflößte und ſie, wenn auch ſtill ſchluchzend, doch ſichtlich beruhigter Abſchied nahm.

Sie war beruhigt, ich hingegen war es nicht; denn bei mir fing erſt die Unruhe an und ich ſah ihr lange am Fenſter nach und blieb lange noch am Fenſter un

beweglich stehen und ging wieder in der Stube auf und nieder, trat dann zum Bücherschrank, nahm ein Buch heraus und stellte es verkehrt wieder zurück; lief dann zum Schreibtisch und setzte mich und nahm eine Schreibfeder, kurzum, ich that eine volle Stunde gar nichts, währenddem eine nie gefühlte Unruhe mich von einer Ecke in die andere, von der Stube in den Hof und dann wieder zurück in die Stube jagte. Ach das Mägdelein, das mir die Birnen brachte, war ja meine Lise, meine liebe gute Herzenslise, die hernach mein Weib geworden und mich so glücklich gemacht hat und nun draußen auf dem Friedhofe liegt, wo ich ihr mit nichts die Liebe lohnen kann, die sie mir dereinst erwiesen. Wie sie damals geweint hat, so wein' ich jetzt, und meine Thränen sind bitterer, denn da ist kein Mittel sie zu trocknen. Ach es war solch ein schönes Jahr, als sie an Sonn- und Feiertagen und so oft sie Zeit hatte, zu mir herüber kam mit ihrer Bibel und sie mit ihrer klangreichen Stimme sogar schnell fertig und auch schön lesen lernte; wie ich ihr die warme Hand führte, bis sie richtig und sogar zierlich ganze Bibelsprüche aus dem Kopfe niederschreiben konnte. Ich hatte in der Stadt auch einmal ein hochgeborenes Fräulein zu unterrichten, das aber immer gähnte beim Unterricht und selber gar langweilig und verdrießlich war; es saß immer die Gouvernante dabei; wäre aber nicht von Nöthen gewesen, denn das Döckchen, so geputzt sie auch war, kam mir vor wie ein kleiner Drache

und ich hielt mich immer in gehöriger Entfernung. Bei uns, Lischen und mir, saß nun keine Gouvernante, ganz allein hatte ich sie in meiner Stube und es hatte wieder keine Gefahr, denn ich dachte, solange sie da saß, nur immer ans Lesen und Schreiben und nur wenn sie fort war, trat ich ans Clavier und verrieth da, wenn ich auf allen Tonleitern unzählige Engel in den Himmel meiner Einbildungskraft steigen ließ, Alles was ich empfand. Erst als die Zeit des Unterrichts vorüber war, sprach ich mich selber im Gewissen von dem Zwange los, den ich dem Mädchen als Lehrer schuldig zu sein glaubte, und eine einzige Stunde bedurfte es, um Alles darzuthun, was wir schon lange im Herzen trugen. Alljährlich blüht das Geisblatt, wo ich zuerst ihr sagte, daß ich sie liebe; ich habe von derselben Laube Zweige auf ihr Grab gesetzt und so sind meine Lieblingsplätzchen des Nachbarn Welser's Hausgärtchen und der Friedhof. Doch stille meine Herz, hör auf zu klagen; du hast ja gekostet des Lebens höchste Seligkeit, was willst du murren, daß sie nicht schon hier auf Erden ewig war. Darum sing' ich wieder, was ich tausendmal gesungen.

Ich hab in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden
Und Freuden ohne Zahl;
So will ich denn gelassen
Mich auch in Leiden fassen;
Ist denn ein Leben ohne Qual?

3. Das Dorf.

Die Sonne war schon im Sinken, als auf der Landstraße zwei fremde Wanderer mit Reisebündel und Wanderstab rüstig einherschritten gerade auf unser Dorf zu. Der Eine sang eben das Jägerlied:

Keine bessre Lust in dieser Zeit,
Als durch den Wald zu dringen,
Wo Dressel singt und Habicht schreit,
Wo Hirsch und Rehe springen.

O, säß mein Lieb' im Wipfel grün,
Thät wie 'ne Dressel schlagen!
O spräng' es, wie ein Reh, dahin
Daß ich es könnte jagen!

Der Andere, der den wohlklingenden Tenor des Gefährten nur mit seinem nachbrummenden Basse stellenweise begleitete, hatte eben die Schlußzeile: „daß ich es könnte jagen!" wiederholt, als meine Marianne aus einem Gebüsche hervortrat. Sie war an dem Tage draußen im Weingarten gewesen, der jenseits dem Bühel liegt, welcher unser Dorf den Reisenden so lange verbirgt, bis sie auf dem Kamme anlangen, wo es dann im Thale von Bergen umgeben vor ihren Blicken liegt. Wie nun die Wanderer das Mädchen erblickten, blieben sie eine Weile stehen und fragten, ob es noch weit ins Dorf sei. Marianne versetzte freundlich: „Eine halbe Stunde und sie würden es sogleich zu sehen bekommen." So gesellten sich denn die

Beiden zu ihr, weil sie eines Weges gingen und da Marianne eben nicht blöde ist, waren sie bald in vollem Gespräche. Die Fremden erfuhren, daß sie des Schulmeisters Tochter sei, und als sie die Frage, ob sie Handwerksbursche wären, bejahten, sollten sie auch sagen, was für ein Gewerbe sie eigentlich trieben. Da nannte sich der Eine einen Spiegelmacher, worüber Marianne beinahe traurig ausrief: „Ach schade, da wird Er bei uns keine Arbeit finden; was ein Bauer gerade von der Waare braucht, so einen kleinen Spiegel hat jeder in seiner Stube, und wir Dirnen behelfen uns mit einem kleinen Scherbelein.“ Als er darauf erwiderte, daß er ja nicht gesonnen sei zu bleiben, er wolle nur ein Nachtlager und Morgen weiter reisen: da nahm der Andere mit der Tenorstimme das Wort und sprach — sie waren eben auf der Höhe angelangt, wo man das ganze Dorf zu sehen bekam: „Sieh, sieh nur“, sprach er, „ein altes Schloß, da gibt es sicher Arbeit für dich.“

„Ich glaube nicht“, fiel Marianne in die Rede, „daß Ihr dort zu thun bekommen werdet; die Herrschaft wohnt nicht hier und der Verwalter ist ein Geizhals ohne Gleichen.“ Der Spiegelmacher wiederholte, daß er ja nur eine Herberge suche, und falls der Verwalter sie ihm verweigere, zum Pfarrer gehen wolle.

Aber auch das widerrieth Marianne: der könne durchaus keine Handwerksbursche leiden und wehe dem Bettler, der etwa zu seiner Thür käme. In jedem

Hause lieber, setzte sie hinzu, als zum Verwalter oder zum Pfarrer, und sie würde ihnen gern des Vaters Haus anbieten, wenn sie nicht gewiß wüßte, daß sie bei jedem Bauer besser aufgehoben wären als bei dem armen Schulmeister. Unter diesen und ähnlichen Gesprächen kamen sie die Anhöhen hernieder, zwischen Weinbergen, Korn- und Weizenfeldern und Wiesen bis ins Dorf herab, das aus einer einzigen Reihe Häuser besteht, welche auf beiden Seiten eines Baches aufgebaut ist. Die Fremden konnten nicht genug die Gegend bewundern und das ganze Dorf, welches so anmuthig zwischen Gärten und Feldern in einem großen Thale von buschigen Hügeln umschlossen dalag. Trotz der ungünstigen Schilderung des Verwalters war doch des einen Fremden mit dem schönen Tenor Auge beständig auf das Schloß gerichtet, welches an dem einen Ende des Dorfes auf einer kleinen Anhöhe stand und hinter welchem sich ein großer Lustgarten erstreckte. Die übrigen Häuser waren fast alle einander gleich, zwar nur mit Stroh gedeckt, allein von gutem Ansehen und reinlich in und außen glänzend weiß getüncht. Marianne mußte ihnen dann auch ihr Haus zeigen, ganz am andern Ende des Dorfes, neben der Kirche und Pfarrwohnung. Als sie aber im Dorfe selbst angelangt waren, empfahlen sie sich und wandten sich rechts, gerade dem Schlosse zu.

Marianne kam ganz ungewöhnlich aufgeregt nach Hause und erzählte mir von den Fremden, die soeben

angekommen wären, und ich konnte nicht klug werden aus ihrem Geſchwätze, zumal ſie von einem Spiegelmacher redete, was mir beſonders auffiel. Allein ich blieb nicht lange in Zweifel, da bald darauf ein Nachbar, als ich eben an dem Hausthore ſtand, des Weges kam, guten Abend bot und mir ganz freudig erzählte: daß eben der Graf im Schloſſe angekommen ſei. Als wir ſo daſtanden und uns verwunderten und ich auch wieder erzählte, was ich von Mariannen wußte, kam ein Nachbar nach dem andern und man hörte Eins und das Andere ausrufen: muß das ein lieber gemeiner Herr ſein, daß er ſo zu Fuß, wie ein anderer armer Menſch, mit dem Ränzel auf dem Buckel daherkommt und hat ſo viele ſchöne Pferde hier im Stalle und Geld genug, ſich auch Poſtpferde zu nehmen! „Nun paßt auf, Leute!“ ſprach wieder ein Anderer, „jetzt wird es im Dorfe anders gehen. Das Auge des Herrn wird anders dreinſchauen als das des Verwalters und der Graf iſt ein guter Herr, man kann die alte Margarethe nur fragen, die noch bei der hochſeligen Herrſchaft Lebzeiten auf dem Schloſſe als Kindsmagd diente. Er war ſchon als Kind die Güte ſelbſt und ſpielte gern mit Bauernknaben. Leider iſt die Herrſchaft, er mochte damals etwa acht Jahre alt ſein, in die Stadt gezogen; wäre ſie lieber geblieben; auf dem Lande iſt geſunde Luft, könnten Beide Graf und Gräfin noch leben. Das war ein rechter Schlag für uns, daß ſie ſo früh und ſo jung ſtarben; der

Vormund des jungen Grafen hat sich gar wenig um das Gut seines Mündels bekümmert und Alles dem Verwalter überlassen." — „Wenn der junge Graf", versetzte ein Dritter, „nur hier bliebe und nicht wieder fort ginge; er soll so gern reisen und kommt erst, wie man hört, aus Indialien (Italien wollte er sagen) zurück." — „Warum sollte er denn nicht hier bleiben?" fuhr ein Vierter dem Vorigen in die Rede, „hat er die Fremde versucht, so wird es ihm eben in der Heimat desto besser gefallen. Das Schloß ist freilich nicht in dem besten Zustande, allein das läßt sich ja wieder herstellen!" — „Ich", platzte ein Sechster heraus, „schmisse die ganze Baracke zusammen und baute mir ein hübsches neues Landhaus, wie da drüben in Walldorf der Baron eins gebaut hat."

Nach solchen Gesprächen schieden die Nachbarn und sagten sich gute Nacht und ich ging auch wieder ins Haus, wo eben Marianne die Abendsuppe auftrug. Ich hatte noch nicht abgegessen, als die Magd des Herrn Pastors herüberkam und mich zu seiner Wohlehrwürden eiligst zu kommen einlud. Da hörte ich nun bestätigt, daß der Herr Graf wirklich gekommen sei, und bekam den Auftrag, den kommenden Tag mit dem Herrn Pastor, dem Schulzen und Geschworenen im Sonntagsrocke auf das Schloß zu gehen, um die gnädige Herrschaft zu bewillkommnen. Der Herr Pastor war ganz außer sich, so hatte ihn die Ankunft des Herrn Grafen überrascht und er versicherte mich, daß

er die ganze Nacht nicht ſchlafen werde, weil er an der Rede ſtudiren müſſe, mit welcher er den gnädigſten Herrn begrüßen wollte; auch entließ er mich ſo freundlich und herablaſſend wie nie und gab mir ſogar die Hand beim Abſchied und nannte mich: Lieber Herr Ringewald! So hatte der Nachbar doch wahr geſprochen, daß es nun beſſer werden ſolle! Ich konnte nun ebenſo wenig ſchlafen als der Herr Paſtor, obwol ich keine Anrede zu ſtudiren hatte, und als ich in der Nacht wahrnahm, daß auch Marianne wache, klagten wir uns einander die Noth, daß wir noch kein Auge zuthun konnten, und es entſpann ſich ein förmliches Zwiegeſpräch, was ſich wie natürlich um den Herrn Grafen drehte. „Aber", ſprach das Mädchen, „ich möchte doch wiſſen, wer von Beiden der Graf ſei, der Sänger oder der Spiegelmacher, d. h. Derjenige, der ſich für einen ſolchen ausgab." Ich meinte, Letzterer könne es ſein und ſich einen gnädigen Spaß mit dem Spiegelmacher gemacht haben; denn das iſt ſo vornehmer Leute Gewohnheit. Marianne aber hielt den Erſtern dafür, nur wünſchte ſie zu wiſſen, wer denn der Andere ſei, und wollte es durchaus nicht gelten laſſen, wenn ich behauptete, es wären zwei Freunde, als beide Grafen.

4. Graf Zinzendorf.

Marianne hatte Recht, der Sänger war der Graf und der Andere war wol sein Freund, aber kein Graf. Am andern Morgen war im Dorfe große Parade; der Herr Pastor und das sämmtliche Gericht und ich, wir zogen gar säuberlich angethan aufs Schloß, wo uns der Herr Graf in einem kleinen Zimmer, das eben das bewohnbarste noch war, sehr huldvoll empfing. Der Herr Pastor hielt nach übermenschlichen Bücklingen, die wir ihm Alle nachmachten, einen langen Sermon und nannte unter Anderm den Grafen einen zweiten Zinzendorf, der nach langen Reisen zu Wasser und zu Lande endlich heimgekommen und sein Herrnhut mit seiner Gegenwart beglücke, indem er unter seinen Unterthanen, die er wie Brüder liebte, zu leben und zu sterben beschlossen. Lächelnd erwiderte der Herr Graf: „Nun, Herr Pastor, so fromm als der gottselige Zinzendorf bin ich eben nicht, obwol es mir lieb sein wird, zu erfahren, daß Sie mein Dörfchen in aller Gottesfurcht erhalten haben und je mehr stille Leute darin wohnen, die ihr Stück Brot mit Danksagung zu Gott essen und friedlich und brüderlich untereinander wohnen, desto lieber will ich hier leben und, weil es denn sein muß, auch einmal sterben.“ Der Herr Pastor wollte sein Gleichniß noch nicht fallen lassen und nannte ihn noch einmal „einen Zinzendorf“ und kam somit auf den bösen Zeitgeist, auf den Mangel an wahrem

Christenthum u. dgl. m. zu sprechen, worauf der Herr Graf das Wort nahm und mit einem Seufzer also sprach: „Ja, das wahre Christenthum, das hat noch lange zu wirken und zu schaffen, bis sein Tempel sich vollendet, denn es sind noch immer Viele, die nichts Anderes haben vom Christenthum als daß sie mit verdrehten Augen Herr, Herr! [illegible] Er fragte uns dann, ob wir die neue Zeitschrift, den „Christenspiegel", gelesen hätten; worauf der Herr Pastor respectlos auffuhr und es ein Blatt des Antichrist nannte. Der Freund des Grafen wandte sich bei dieser Rede um und ging ans Fenster und trommelte mit den Fingern an den Scheiben; der Herr Graf lächelte aber wieder und versicherte uns — denn seit der Herr Pastor so aufgefahren, sprach er nicht mehr mit ihm allein, sondern wandte sich an uns Alle, — der „Christenspiegel" sei ein recht erbauliches Blatt und damit hatte die Audienz auch ihr Ende, denn er empfahl sich ganz hofmännisch, sodaß der Herr Pfarrer und wir Alle merken konnten, es sei Zeit zu gehen. Auf dem Wege ging ich mit dem jüngsten Geschworenen, hörte auch nichts von Dem, was der Herr Pfarrer voran mit dem Schulzen redete, sondern eilte nach dem Schulhause, wo ich schon von weitem die liebe Jugend tollen hörte. Ich zog also daheim nur schnell meinen Sonntagsrock aus und die Schuljacke an und so ging's in die Schule, die ich heute, so zerstreut ich auch anfangs war, eifriger als sonst hielt, sodaß es mir selber

auffiel, daß auch bei mir das Auge des Herrn so viel vermöge. Die paar Worte, die der gnädige Herr an mich gerichtet, hatten mich ganz eingenommen, und ich war nun auch der festen Meinung, obwol in anderer Hinsicht als der Herr Pfarrer, daß er ein Zinzendorf sei.

Ich hatte etwa eine Stunde lang die Schüler in der Bibel lesen lassen — mit häufigen Zwischenfragen und Erklärungen versteht sich —, so stürzte Marianne ganz athemlos herein und rief: Vater, Vater, der Herr Graf! Die Knaben und Mädchen streckten die Hälse und sahen zum Fenster hinaus und riefen ebenfalls: Da ist er, da ist er! Wirklich stand der Herr Graf und sein Begleiter draußen auf dem Hofe und sahen sich daselbst ringsum; ich aber legte mein Buch auf den Tisch und eilte hinaus, eben als die beiden Herren eintreten wollten. „Das ist die Schule?" rief der Herr Graf ziemlich starken Tones aus, ließ mich am Eingang stehen und eilte hinein, und mit zusammengeschlagenen Händen wiederholte er noch zweimal: „Das ist die Schule? Du mein Gott", fragte er mich dann, beinahe zornig, „wie können Sie die Jugend in solch ein Loch stecken? Wie können Sie selber da hineintreten? Geht Kinder", fuhr er fort, zu der Jugend gewendet, „geht nach Hause, heute habt ihr Feiertag." Das kleine Volk purzelte eins übers andere voller Jubel hinaus, nachdem sich die gnädige Herrschaft mit Mühe der endlosen Handküsse und Handpatsche mit meiner Beihülfe erwehrt hatte, und ich stand

da vor dem lieben Herrn wie die Butter an der Sonne und zerging wirklich in lauter Thränen darüber, daß es endlich ein Mensch beachten und einsehen wollte, wie diese Schule eine wahre Mistgrube sei, nahm mir aber auch sogleich das Herz, zu erwidern, wie ich es dem Herrn Pfarrer, dem Herrn Verwalter und dem Schulzen schon oft gesagt hätte, daß die Schule niedrig, klein, feucht und baufällig sei und die Bauern sowol, als der Verwalter hätten auch versprochen, das Haus zu repariren, und wären auch wirklich bald hernach Holz und Ziegel herbeigeführt und in dem Schulhofe abgeladen worden; da sei aber der Herr Pfarrer gekommen und habe dargethan, die Schule sei noch ganz gut und gar nicht zu klein, und wenn sie feucht schiene, sei das nur mein Fehler, daß ich sie nicht reinlich halte. „Nun", fuhr ich fort, „bin ich mir zwar keiner Fahrlässigkeit hinsichtlich dieser Anklage bewußt, allein ich war es müde, mit dem Herrn Pfarrer zu rechten, und so wurden die Ziegel und das Bauholz zu einer neuen Flachskammer für die Frau Pfarrerin verwendet." „So so", meinte der Herr Graf, „ich verstehe, verstehe auch, warum dem geistlichen Herrn der «Christenspiegel» nicht munden will, denn da kommt manches Capitel über derlei geistlich Regiment. Nun ich schicke Ihnen", schloß er, indem er mich sanft auf die Achsel schlug, „ich schicke Ihnen das Blatt und die Schule muß anders werden." Der gute Herr ließ mich gar nicht zu Worte kommen, maßen ich ihm gern sogleich gedankt

hätte, und wir kamen so durch den langen Schulhof bis in mein Gärtchen, weil er einen Platz für ein neues Schulgebäude ausmitteln wollte. Als wir wieder ins Haus zurückkehrten, wollte er auch meine Wohnung sehen und wir traten in die Küche ein, wo eben Marianne beschäftigt war, unser kleines Mahl zu kochen. Der Begleiter des gnädigen Herrn zeigte ihr eine Nelke, die er in ihrem Gärtchen gepflückt hatte, worüber das gute Kind über und über roth wurde. Ich wollte ihr Luft machen und sagte: „Geh, Mariandchen, der Herr scheint die Blumen zu lieben, binde doch schnell einen Strauß.“ Das Mädchen ließ sich das nicht zweimal sagen und sprang wie ein schüchtern Reh hinaus, als ihr der Herr Graf noch nachrief: „Mir auch einen!“ Damit öffnete ich meine Stubenthür und führte die beiden Herren in mein stilles liebes Kämmerlein. Doch der gnädige Herr fand es lange nicht so schön und lieb als ich, und meinte, das müsse Alles erweitert werden, ja er sprach vom Niederreißen des ganzen Hauses. Da faßte ich aber wieder Muth und bat gar flehentlich, mir die Stube ja ganz zu lassen, wie sie ist, und erzählte ihm mit wenigen Worten — denn vor großen Herren muß man nicht breit sein — mit wenigen Worten erzählte ich ihm, wie glücklich ich in diesen vier Pfählen schon gewesen und auch wie namenlos elend, als der Herr mein Weib mir weggenommen; ihr Geist wohne in der kleinen Stube und das sei mein einziger Trost, wenn ich an

sie dächte, daß ich in jedem Winkel sie zu sehen meinte und würde die Stube anders, da würde der liebe Engel gewiß entweichen. Ich sagte das Alles, wie man sich denken kann, mit äußerst bewegter Stimme und mit Thränen im Auge und darum stand auch der Herr Graf von seinem Sitze, den er eingenommen hatte, plötzlich auf und versetzte gleichfalls sichtbar bewegt: „Nun, Herr Cantor, die Stube soll Ihnen bleiben, wie sie ist", und wollte eben fort, als Marianne mit zwei großen Blumensträußen eintrat. Sie stand da in der Thür mit den Blumen, leibhaftig wie ein Engelsbild, und der gnädige Herr rief, zu mir sich wendend, aus: „Man weiß nicht, was man nehmen soll, die Blumen oder das Mädchen." Er nahm aber die Blumen und ging und ließ uns Beide, Mariannen und mich, in einem Gewirre seliger Empfindungen zurück, sodaß uns, als wir uns zum ersten Male gegenseitig ansahen, Lachen und Weinen ankam. Nachmittag kam dann ein Nachbar nach dem andern, weil sie erfahren, daß die gnädige Herrschaft bei mir eingesprochen, und ich erzählte Jedem Alles, was der gute Herr gesprochen und wie er verheißen, eine neue Schule zu bauen, und Alle segneten ihn und freuten sich daß er nun bei uns im Dorfe wohnen werde. Noch an demselben Tage kam auch ein stattlicher Postzug mit einem schönen Reisewagen und zwei Bedienten und wir erfuhren, daß der Herr Graf in demselben, nächster Tage wieder nach der Stadt zurückreisen werde.

um dort Baumeister aufzunehmen, die dann sein Schloß und andere herrschaftliche Gebäude im Dorfe bauen sollten. Bis das Alles fertig werde, wolle er noch in der Stadt bleiben, um dann für immer hausen bei uns zu wohnen. Am andern Tage gegen Abend war ich etwas in meinen Weinberg hinausgegangen und Marianne eben mit Brotbacken beschäftigt, als der Freund des gnädigen Herrn eintrat, zum nicht geringen Schrecken der Armen, die eben mit beiden Händen im Teige stak. Der gute Herr merkte aber nicht sobald ihre Verlegenheit, als er sie beschwor, ja in ihrer Arbeit fortzufahren, er habe nur dem Herrn Cantor den „Christenspiegel" gebracht und wolle ihn einstweilen hinein in die Stube tragen und dann, weil er hörte, daß ich ausgegangen sei, später wieder kommen. Gesagt, gethan. Er legte die Blätter in der Stube auf meinen Tisch und kam zurück in die Küche, wo Marianne am Backtroge stand, ging aber nicht sogleich, sondern fing ganz redselig zu erzählen an, wie seine Mutter zu Hause auch Brot gebacken habe und wie er als Knabe nichts lieber gethan, als ihr dabei zuzusehen und mitunter auch kleine Handleistungen zu übernehmen, besonders wenn es zu hohen Feiertagen Kuchen gab. Bei Marianne legte sich denn auch allmälig die Verlegenheit und sein anmuthiges Plaudern machte auch sie plaudern. Da hörte er nun, daß ihr wol sonst die alte Gertrude, des Nachbars Insassin, eine arme Witwe, die von Spinnen lebe,

beim Brotbacken und andern häuslichen Arbeiten behülflich sei; allein gegenwärtig liege sie krank und könne nicht kommen u. dgl. m. Jedes dritte Wort war aber meist der gute Vater, der die Mutter noch immer nicht vergessen könne, die ihm sein saures Amt durch ihre Pflege zu versüßen so gut verstand. Endlich erinnerte sich der gute Herr, daß der Graf auf ihn warte, und da ihm Marianne nun nicht einmal die Hand reichen könne, wolle er noch morgen früh kommen: „denn", setzte er hinzu „ich reise morgen mit dem Grafen nach der Stadt." Marianne muß die Farbe gewechselt haben, als sie dies hörte, denn er fragte sie: was ihr sei? sie sehe mit einmal so blaß aus? Sie aber senkte den Kopf und sah fest in den Trog und konnte nichts sagen, bis er endlich fragte, ob sie gegen 4 Uhr Morgens schon aufgestanden sei? Da antwortete sie schnell: „Vier Uhr? da habe ich schon längst gemolken, halb 4 treibt ja der Kuhhirt aus!" Außer einer leisen „guten Nacht" bekam er aber auch kein Wort mehr, wie sie mir dann bei meiner Heimkehr erzählte; denn sie war gewohnt mir Alles zu berichten, was ihr begegnete. Des Abends las ich im „Christenspiegel", Marianne spielte noch vor dem Schlafengehen auf dem Claviere, wollte auch ein Abendlied singen, es ging aber nicht.

Am andern Morgen schnitt ich eben am Fenster Schreibfedern, als der junge Freund vom Schlosse herüber über das Brücklein auf unser Haus zuschritt

Ich hörte ihn bald am Thore mit Mariannen sprechen und ging auch hinaus, um für den „Christenspiegel" zu danken. Er reichte mir die Hand, bat mich das Blatt nur zu behalten und auch andern Nachbarn mitzutheilen, sobald er wieder käme, werde er die Fortsetzung bringen. Da rollte der Reisewagen, worin der Graf saß, daher und der Freund drückte uns Beiden nochmals die Hände und schied. Wir sahen ihn noch aufsitzen und lange war die Kutsche unsern Augen entschwunden, als wir noch dastanden am Thore.

---

5. Ich sitze nicht, wo Spötter sitzen.

Einige Tage nach der Abreise des gnädigen Herrn wurde es gar lebhaft im Dorfe und es hatte das Fahren und Tragen kein Ende, denn das Schloß sollte nieder und dafür eine freundliche Villa gebaut werden. Es kam ein Baumeister, mit ihm Maurer, Zimmerleute und andere Handwerker; doch ließ der Herr Graf nebenbei die Dorfbewohner auffordern, gegen baare und gute Bezahlung die nöthigen Handleistungen zu übernehmen; denn er wollte, daß sein Haus nicht mit Seufzern der armen Unterthanen erbaut werde, sondern daß Alles freudig einwirke und alles Volk es merke, daß der Herr, der unter ihnen wohnen wollte, ein Vater sei.

Aber nicht nur im Schlosse ging es drunter und

drüber, auch an meiner ſtillen Hausung wurde gerüttelt und Ziegel und Bauholz und Sand und Kalk lagen in meinem Hofe, als ob ein Palaſt zu bauen wäre. Auf ausdrücklichen Befehl des Grafen mußte ich Schule in der Kirche halten: worüber denn freilich der Herr Pfarrer ſehr ungehalten ward, denn er meinte, die Kirche werde entweiht dadurch. Allein ſein Zorn half ihm nichts mehr, denn es war ein ander Regiment angegangen und er mußte ſich in den neuen Tag fügen, weil der Graf ein Feind des Finſtern war. Wie er nun erſt das ſchöne Schulgebäude mit zwei großen lichten Lehrſtuben allmälig ſich aufbauen ſah, da war es ordentlich kläglich, wie der Mann ſich geberdete. Zu ſeinem und unſerm Glücke kam eben damals ein großes Schreiben aus der Reſidenz eines apokalyptiſchen Fürſten, der, weil er keinen Geiſtlichen finden konnte, der ihm ſo ganz nach der Concordienformel predigte, bei der Taufe Teufel austrieb und alle Vernunft des Menſchen verdammte, ihn unter den glänzendſten Verheißungen einlud, an ſeinen Hof zu kommen. Er hielt noch eine Predigt über den Text: Pſalm 1, wo es heißt: „Wohl Dem, der nicht wandelt im Rath der Gottloſen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch ſitzet, da die Spötter ſitzen“ und wiederholte wol zwanzig Mal die Worte: „Ich ſitze nicht, da die Spötter ſitzen“, ſodaß man merken konnte, was er im Sinne führe.

Sonderbar! mir, dem der Mann am wenigſten

hold war, mir war jetzt leid, als er fortgehen sollte. Ach er hat mich ja getraut mit meinem Weibe, und so oft ich ihn sah, dachte ich an den Liebesdienst und an die Stunde, wo er am Altare sprach: Karl Traugott Ringewald, wollt Ihr Elisabethen Welsern zum Weibe nehmen? und hinwiederum: Elisabeth Welsern, wollt Ihr Karl Traugott Ringewalden zum Manne haben? und da hörte ich immer noch — als sie schon längst im Grabe schlief — wie sie so leise und schamhaft, aber doch vernehmlich das Ja gab! Ich konnte ihn nicht hassen, wenn er mich noch so kränkte, denn er war ja überall zugegen, wo große Freude und großes Leid mich getroffen. Als ich zum ersten Male und dann wieder taufen ließ, da goß er ja das heilige Wasser über die neugeborenen Christlein, und als ich mein Karlchen zu Grabe trug, sprach er mir Trost zu, und ob gleich ich nicht hörte, was er sprach, weil ich mit jedem Worte, das auf mein betäubtes Herz anschlug, nur immer heftiger weinen mußte, begann es mir doch leichter zu werden, da ich ihn sprechen hörte, und das Weinen that mir wohl. Wenn Blut fließt, sagt man, stirbt man leichter, darum der Aderlaß bei gewissen Preßhaften; so ist's auch mit den Thränen; man besteht Schmerz und Kummer leichter, wenn sie fließen, und mag es immer männlich scheinen, nicht zu weinen, halt' ich doch die Thränen für eine Gabe Gottes, deren man sich nicht zu schämen hat. Als darauf freilich meine Lisbeth starb, da reichte

des Pfarrers Trost nicht aus; da kam der Schmerz so heftig, daß er mir Hirn und Kopf austrocknete und ich nicht weinen konnte, sondern nur im halben Wahnsinn die Hände gegen Himmel rang und: „Mein Gott!“ ausrief, „mein Gott! mein Gott!“ und immer nur „mein Gott!“ — Da hat die Zeit getröstet und mir wieder Thränen gegeben und Worte, auszusprechen meine Qual.

---

6. Marianchen's Lebensmai.

Ja die Zeit trocknet Thränen und heilt Wunden, läßt Blumen und Gras auf Gräbern wachsen und schöner noch als alle Blumen Kinder heranblühen, deren Mütter längst im Schoße der Erde ruhen. So ist mir auch von Lisbeth ein liebes Pfand geblieben, das unserer Liebe Bund noch immer fortknüpft und die Erinnerung an sie so täuschend fortführt, daß sich die Klage um sie in süße Freude wandelt. Ist mir nicht, wenn ich Marianchen sehe, als ob die Verlorene wieder erstanden wäre? Dieses liebe Auge, das immer froh und heiter, selbst unter Thränen lacht, ist's nicht dasselbe, das mich dereinst so glücklich machte? dieselbe Anmuth in jeder Bewegung; ja, wenn sie spricht, wähne ich die Mutter zu hören, wenn sie naht, der Mutter Tritte zu vernehmen. Da sitze ich wieder Abends und denke an Beide, an Mutter und an Tochter, weil ich

eben bei der Tochter in ihrem Hause gewesen, wo ich mit ihr den Tag gefeiert, der ihr einen lieben Gatten gebracht und die Erinnerung wird lebhafter an jenen Tag, wo des lieben Kindes Liebeleben und Liebesmai begonnen. Ich denke noch, wie sie mit glühenden Wangen heimkehrte von dem Weinberge an jenem Tage und nicht sprechen konnte und mir schluchzend in die Arme sank und endlich nichts herausbrachte als die Worte: „Vater, Vater, er ist da!“ — Ich konnte nicht sogleich errathen, so überrascht war ich von dem Ungestüm des Mädchens, das mir noch nie so vorgekommen war, und als ich wieder fragte und allerlei fragte und selbst nicht wußte, was ich fragte, da antwortete sie blos: „Er wird selber kommen! Er wird dir Alles sagen!“ Und dann wieder eine Thränenflut, und über meine Wangen hingelehnt: „Er ist so gut, Vater so gut!“ Erst nach langer Weile ließ sie sich beruhigen und ich kam auch zur Besinnung und halb errathend, halb berichtet, erfuhr ich Alles, was geschehen. Mariänchen war draußen, wie gesagt, auf dem Weinberge und stand eben am Brünnlein, unfern der Landstraße, um daselbst Binsen, womit man die Reben bindet, im Wasser einzuweichen, als sie einen Reisewagen fahren hörte und bald auch ganz nahe kommen. Ehe sie sich's nun versah, hielt der Wagen still und ein junger Mann steigt rasch heraus und wie Einer, der den Weg weiß, kommt er auf das Brünnlein zugerannt und mit einem Sprunge ist er über

einige Gebüsche hinweg bei dem Mädchen und fliegt ihr an den Hals und küßt sie und merkt nicht, daß die Arme beinahe vor Schrecken in die Knie sinkt. Heute eben hat es mein Schwiegersohn wieder erzählt, wie sie so schön, so wunderschön gewesen; leicht aufgeschürzt, mit nackten Füßchen — und sie hat einen gar niedlichen Fuß, wie die Mutter — das blaue Mieder, das braune Haar in reichen Flechten —, so hielt er sie und rief nur immer liebkosend: „Ich bin's ja, Mariannchen, erschrecke nicht!" Aber sie konnte sich lange nicht erholen und als endlich der erste Schrecken vorüber war, da wand sie sich aus den Armen des jungen Mannes, der kein Anderer als der liebe Freund des Grafen — der Spiegelmacher war. — Als dieser nun merkte, daß sie ihrer nackten Füßchen und ihres aufgeschürzten Röckchens halber verlegen sei, nahm er nochmals ihre Hand und sprach: „Warum denn so erschrocken, Mariannchen? Weißt du denn nicht, daß ich dich liebe? Lebe nun wohl! Heute Abend komme ich", und damit eilte er, wie er gekommen von dannen. Mariannchen athmete wol nun freier, doch war ihr, wie sie mir sagte, immer noch, als träumte sie. Nur mit Mühe vollendete sie die begonnene Arbeit und zog dann Strümpfe und Schuhe an und nahm ihren Strohhut und ihr Körbchen und ging heimwärts. Sie fand mich im Garten und erzählte mir dann Alles und Jedes; doch wie wir noch so da schwatzten, kam er selbst, strahlend vor Freude, und was soll ich sagen,

ich kann's nicht beschreiben: — die untergehende Sonne warf eben ihre scheidenden Strahlen auf die Geisblattlaube, wo wir saßen, und sie beleuchtete drei glückliche Menschen. Als wir nun eine Weile geschwelgt in den freudigsten Empfindungen, sodaß es mir selber war wie einem Träumenden, brachte uns der liebe Freund, der uns eben in die Träume geführt, auch wieder allmälig zum wachen Leben, indem er uns sagte, wer er sei und was er eigentlich im Sinne führe. „Ich bin", so sprach er, „ein Theologe, wie Sie etwa schon gemerkt, und auch schon ordinirter Prediger, habe aber meine Gemeinde verlassen, weil mich ein scheinheiliger Amtsbruder bei dem Consistorium meines vernünftigen Glaubens wegen angeklagt hat und weil mich die unvernünftigen Untersuchungen und Gewissensfragen dieser geistlichen Obrigkeit geärgert haben. Ich habe mich eine Zeitlang der Herausgabe des «Christenspiegels» gewidmet, bis mich mein Universitätsfreund, der Graf, bat, mit ihm zu reisen. Derselbe will mich auch nicht von sich lassen und hat mir längst den Vorschlag gemacht, der Theologie Lebewohl zu sagen und bei ihm zu leben. Allein ich bin der guten Theologie zu gut und was ich bei meiner Ordination gelobt: «das Wort Gottes zu predigen, solange ich lebe!» das will ich halten. Da fügt sich's nun schön, daß Euer Pfarrer hier wegzieht und mit des Grafen Einwilligung komme ich her, um künftigen Sonntag die Probepredigt zu halten; denn der Graf, wie Ihr

wißt, will sein Recht, der Gemeinde einen Seelsorger zu geben, nicht gebrauchen, sondern die Leute frei wählen lassen. Gefalle ich nun und wählt mich die Gemeinde, so bleibe ich hier auf immer und es ist dann nur die Frage, ob Marianchen dem neuen Pastor Herz und Hand geben will."

Man kann sich denken, was das wieder dem armen Mädchen Blut in die Wangen trieb! Die Hand gab sie ihm wol, als er die seinige ihr reichte, allein ihn ansehen, und nur ein sterbend Wörtchen sprechen, das vermochte sie nicht. — Ach ganz wie meine Lisbeth: die konnte auch nicht sprechen, als ich ihr's zum ersten Male in des Nachbars Laube sagte, daß ich sie liebe!

7. Die frohe Botschaft.

Die Probepredigt wurde auch wirklich gehalten und die ganze Gemeinde war im Gotteshause zahlreicher als je bei des alten Pastors Predigten versammelt. Marianchen aber wollte nicht gehen, sie bat mich zu Hause bleiben zu dürfen, sie hätte den Tod davon, wenn sie hingehen müßte. Ich konnte mir Das wohl deuten und ließ sie zu Hause. War ja mir selbst so bange, als ob mein Sohn die Kanzel besteigen sollte. Allein die Angst war mir bald von der Seele genommen, als ich den lieben Freund sprechen hörte: frei

von der Brust weg und so recht unstudirt und einfach, wie er in der Stube mit uns sprach, so redete er auch da, und bei dem ersten Tone, den er anschlug, schlugen ihm alle Herzen entgegen, denn er traf alle Herzen, weil es von Herzen, von einem edlen liebreichen Herzen kam.

Es war ein froher Tag für uns, und besonders auch für Mariannen, die von den heimkehrenden Nachbarsmädchen Alles gehört, wie die Predigt ausgefallen sei, und als er nun, der Gefeierte, als neuer Pastor Nachmittags zu uns kam! — wer könnte beschreiben, wie es einem Mädchen ist in solcher Stunde! Sie weinte und lachte den ganzen Nachmittag, und als der liebe Freund bei uns eintrat, da fiel sie mir um den Hals — gewiß hatte es dem Eintretenden gegolten — und ich mußte mich gewaltsam losreißen, um doch dem Herrn anständig zu begrüßen. Allein dieser half uns bald Beiden aus der Verlegenheit und ohne viele Umstände hatte er Marianchen bei der Hand und erzählte ihr, daß er nun Ortspfarrer sei und immer dableiben werde, und fragte sie, ob sie denn die Pfarrerin werden wollte. Kurz es war Verlobung zugleich mit der Predigerwahl an einem Tage, denn da er noch an demselben Tage mit dem Grafen nach der Stadt fahren sollte, mußte Alles in Eile abgethan werden. Als aber gegen Abend der Wagen mit dem Grafen und unserm Freunde aus dem Dorfe hinausfuhr, lief Marianchen in den Kirchhof und kniete

an dem Grabe ihrer Mutter nieder und betete und ſtand dann auf und ſetzte ſich auf den Raſenhügel und redete laut mit der Mutter, als ob ſie Alles hören müßte, und erzählte ihr ihr Glück und ihre Wonneſeligkeit. So traf ich ſie, denn ich pflegte auch wie ſie, in allen wichtigen Stunden, in großem Leid wie in großer Freude hinauszugehen zum Grabe meiner Lisbeth. Da blieben wir, bis die Abendglocke läutete und als wir in unſern Hof eintraten, ſtand der Amtsdiener aus dem Schloſſe da mit einem großen Packe, worauf geſchrieben ſtand: „An Jungfer Ringewald“ und überreichte meiner Tochter ſolchen, nebſt einem Gruße von Herrn Rüſteborn — dem neuen Pfarrer. Hocherrötbend und mit zitternden Händen nahm die Kleine das Packet — ach ſie hatte noch nie ein Packet bekommen und man muß wiſſen, was das für arme Leute, beſonders Landleute, ſei, ein Packet aus der Stadt zu bekommen. Der Amtsdiener war nicht ſobald abgefertigt, als ſie ins Zimmer eilte und auskramte. Da lagen nun drei ſchöne Kleider, nicht ebenſo modiſch, wie es die Stadtdamen tragen, doch ſo gemacht, wie es ſich für eine Landpfarrerin ſchickt; der Stoff aber war bei aller Einfachheit der Farben koſtbar. Auch ein Buch in Goldſchnitt lag dabei und als Marianchen danach griff und es öffnete war es: Voſſen's „Luiſe“. Ganz verwirrt in ihrem Entzücken rief ſie wol zehnmal: „Vater! Vater! Sieh nur her, Vater!“ Und dann wieder: „Darf ich denn das behalten? Iſt

das wirklich mein?" Genug, es war wieder ein wonneseliger Abend. Wir blieben noch lange auf und lasen in dem Buche, das ich schon kannte, sie aber zum ersten Male las, und als wir zu Bette gingen, legte sie es unter ihr Kopfkissen, doch also, daß ich es nicht merken sollte.

War es seit dieser Zeit fröhlich und jubelig in unserm Hause, so ist es bald im ganzen Dorfe so worden, und sogar in der Kirche war es festlicher und lebensvoller als sonst, und man sah die Leute bald nicht, wie gewöhnlich, mit gesenktem und trübseligem Gesichte dahin wandern, sondern heiter und fröhlich wie zum Erntefeste. Das kam aber Alles vom neuen Pfarrer.

Woher hatte aber der neue Pastor das Alles, daß er so ganz im Sinne des Volks schaltete und waltete und nicht über und nicht unter Dem stehen blieb, was die einfachen Landleute für ihrer Seelen Heil und zur Erhaltung innerer Lebensfreudigkeit bedurften? Daß der treffliche Mann das so traf, kam daher, weil er selber aus dem Volke stammte, mitten im Volke geboren war, und trotz seiner vielen und schönen Kenntnisse, die er sich in späten Jahren auf Schulen und in der großen Welt gesammelt hatte, den reinen Sinn bewahrt hatte, zu denken und zu empfinden, wie das Volk zu denken und zu empfinden pflegt. Man nennt das die gemeine Art zu denken und zu empfinden, weil sie ebenso vielen Millionen eigen ist und das Volk heißt ja auch das gemeine.

Unter solchen gemeinen Leuten war nun unser Pastor aufgewachsen und hat mit ihnen aus einer Schüssel gegessen, mit hölzernen Löffeln. An den Löffeln, die man den Kindern gibt — denn auch arme Kinder haben ihren Spaß —, ist gewöhnlich am Stiele ein Pfeifchen angebracht, da bläst sich der arme Junge ein Liedchen, wenn die Schüssel früher leer geworden als voll sein Magen, oder wenn er an den Kirmsetag denkt, wo doch auf dem Kohle etwas Fleisch liegt, den er nun eben so nackt und ohne Imbiß verzehren mußte. Doch auch dieses karge Mahl im Vaterhause ward dem Knaben frühzeitig entzogen, denn seine Aeltern Beide starben, als eben ein böses Fieber im Dorfe herrschte, in einem Winter. Was sie hinterließen, war nur wenig, denn der Vater, ein verabschiedeter Soldat aus dem Befreiungskriege, hatte erst angefangen zu wirthschaften mit seinem Weibe, die eben auch als Waise nichts mitgebracht hatte als ein frisches Herz und treues Gemüth. Zum Glück nahm sich der Ortspfarrer des Kleinen an, der sich in der Schule vor allen Schülern im Lesen und Schreiben und geschickten Antworten bei der Kinderlehre hervorthat. Er nahm ihn in sein Haus und unterrichtete ihn so weit, daß der Knabe, der immer mehr Lernbegierde zeigte, die lateinische Schule der benachbarten Stadt beziehen konnte. Auch dort verhalf ihm der Pfarrer zu einer guten Unterkunft im Sängerchore, denn der dasige Conrector war sein Jugendfreund. Herangereift verdiente sich

der Jüngling sein Brot durch Privatunterricht und als er dann sogar auf die Akademie kam, erhielt er durch Empfehlung seiner bisherigen Gönner erträgliche Stipendien und einen Freitisch. Was ihn aber bei Professoren und Commilitonen besonders empfahl, war seine Munterkeit, womit er, bald in feinere Kreise eingeführt, die einnehmendsten Sitten verband. Unter seinen nähern Freunden war auch der junge Graf, der ihn schon damals gern zum Vertrauten gemacht hätte, wäre nicht seinem Hofmeister die Weisung gegeben worden, jede Verbindung seines Zöglings mit einem Plebejer zu hintertreiben. Der Graf mußte auf eine andere Universität und unser Freund sah ihn erst wieder, als er, wie schon gesagt, die Predigerstelle niedergelegt hatte.

8. Ein Capitel von fremder Hand.

Du, guter Vater meiner Marianne, hast so geschrieben, weil deine reine stille Seele nur eine bewegende Kraft, die seines Gottes kennt; doch es gibt noch eine andere, die unsere alten Theologen die Macht der Sünde und Jakob Böhme die Grimmigkeit nennt, die aller Liebe entgegenwirkt. Ich habe sie überwunden, doch der Wahrheit zur Steuer will ich's hier bekennen und weil ich eben, da der Vater nicht daheim ist, diese

Blätter vor mir liegen habe, will ich's als Nachschrift zum vorigen Capitel niederschreiben.

Wahr iſt's, ich habe dem Worte Gottes treu bleiben wollen, doch daß ich's vermochte, der lockenden Stimme des Freundes zu widerſtehen, war die Furcht vor meinem ſchwachen Herzen, das ich nur als Geiſtlicher zu bändigen mit Zuverſicht gehofft. Auch bei Dem, was ich zu erzählen habe, ſpielt der Graf eine Rolle mit, und es iſt ſonderbar, wie wir Beide oft nach langer Trennung immer wieder zuſammentrafen, eben in ſehr entſcheidenden Momenten. Der Graf ſo warmblütig und empfänglich er von Natur auch war, hatte ſeine Jugend weder vertobt noch verträumt, ſondern geſund und ſtark an Leib und Seele trat er von der Schule ins Leben hinaus. Allein in die Kreiſe der Langeweile durch ſeine vornehme Geburt gebannt, wo er oft halbe Tage und ganze Nächte in hellerleuchteten Sälen unter geputzten Leuten und eitlem Geſpräche oder ermüdendem Kartenſpiele zubringen mußte, ſuchte er ſein lebhaftes Gemüth auf eine Weiſe zu entſchädigen, die ihm beinahe ſeine Ruhe und ſein Lebensglück gekoſtet hätte. Er fand in den Kreiſen eine junge Frau von unendlichem Liebreiz, doch ſtillem und in ſich gekehrtem Weſen, das ſeinen Grund in ihrem ehelichen Verhältniſſe zu haben ſchien, weil ihr Gatte nicht die Wahl ihres Herzens war. An einem ſtürmiſchen Wintertage war ich von meinem Dörfchen, wo ich noch damals pfarrte, nach der Stadt in Amts-

geschäften gekommen, und wie ich in den Gasthof trete, wo ich gewöhnlich einzukehren pflegte, sehe ich einen Mann in Reisekleidern mit großen Schritten hin und wiederschreiten. Es war der Graf! Sobald er mich sieht, fliegt er an meinen Hals und drängt mich, mit ihm auf eine Stube zu gehen, wo wir ungestört sprechen könnten. Hier erzählt er mir Folgendes: „Ich habe dir geschrieben von Leopoldinen, was du mir geantwortet hast, kam zu spät, sie ist mein. Nach langem Kampfe gab sie mir ein Stelldichein in einem Jagdhause, wo ich sie zum ersten Male gesehen. Sie kam geritten, von einem einzigen Diener begleitet, ich zur gegebenen Stunde ganz allein. So trafen wir zusammen, wir stiegen ab, der Diener nahm die Pferde. Da waren aber die Schlüssel vergessen worden und wir bequemten uns, auf der hinter dem Hause liegenden Heide, die nur von wenigen Tannen bewachsen war, fort zu wandeln, bis wir besprochen hätten, was geschehen sollte. Wir waren noch nicht weit gegangen, so erhob sich ein wildes Schneegestöber. Das war uns Beiden eben recht: die grünen Tannen in der winterlichen Landschaft, das glich so recht dem jungen grünen Liebestage in der schauerlichen Nacht unserer Verhältnisse. Allein es rang die Tugend in Beider Herzen mit der Leidenschaft und dieser Kampf erfüllte uns innerlich mit eisigem Schauer, der kälter war als der Sturm auf der Heide. Bald gingen wir Hand in Hand, doch schweigend, vor innerer und äußerer Kälte

zitternd des Weges und nur zuweilen, wenn ein Windstoß uns stille zu stehen gebot, sagte eins uns andere: es ist kalt. So kamen wir auf die Stelle, wo ich zum ersten Male sie sah und als wir hier wieder stumm die Hände ineinander preßten, sagte sie leise: Kein warmes Wort, mein Freund, in dieser Kälte? Da schmolz die Decke unserer liebenden Herzen und mit stürmischen Küssen erzwang ich mir ihr Versprechen mit mir zu fliehen. Genug, Tag und Stunde sind bestimmt, ich habe in Eile alle meine disponible Habe zusammengerafft und nun eile ich Leopoldinen zu holen. Wir gehen nach Amerika." Nun war mir solch ein Bericht wie Donnerschlag; der Freund, der liebe Freund, er kam mir vor wie Einer, der im Wahnsinn sich herabstürzen will von einem hohen Thurme. Ich mußte ihn lange reden lassen, er mußte müde werden, bis ich beginnen durfte, was ich im Anschlag hatte. Wir hatten uns auf der Hochschule in Stunden jugendlicher Begeisterung zugeschworen, nie vom Pfade der Tugend abzuweichen, und einander zu halten, sollte Einer straucheln. Jetzt war's an mir, und Gott sei Dank! es ist gelungen. Die gute sittliche Anlage des Jünglings half mir siegen über „die Grimmigkeit" der Leidenschaft:

Er riß sie blutend aus dem Herzen
Und weinte laut und gab sie mir.

Nun übernahm ich es, Leopoldinen an dem bestimm-

ten Orte zu erwarten und dieselbe heilige Pflicht, die ich bei ihm übernommen, auch bei ihr zu vollziehen. Der Graf hatte mir unter andern theuren Sachen auch ihr Bild mitgegeben, das sah ich lange an, um gleichsam an den Zügen zu lernen, wie ich sprechen und handeln sollte. Wie aber hat das edle Wesen es mir und meinem Freunde erleichtert! Es kam zur bestimmten Stunde, am bestimmten Orte, ihr Wagen, doch wer stieg heraus? Eine Frau — älter als das Bild und der Freund mir Leopoldinen geschildert und ganz anderer Bildung und Gestalt. Als ich mich ihr näherte und nach der Erwarteten fragte, sah auch sie mich mit Verwunderung an — denn sie kannte den Grafen; doch bald war unser Gespräch im Gleise und ich erfuhr, daß auch Leopoldine eine Freundin gefunden, die sie von diesem Abgrunde abgehalten habe. Wir tauschten mit Thränen über die Liebenden, die wir Beide auch liebten, die gegenseitigen Pfänder aus und schieden erfüllt mit dem erhebenden Gefühle: daß noch Tugend auf Erden wohne. Der Graf war nun freilich nicht sobald ruhig geworden und wie der Schmerz ihn während meiner Abwesenheit gequält habe, bezeigt ein Gedicht, das er in meinem Hause zurückgelassen hatte, vielleicht das einzige, das er je geschrieben. Es lautete:

Es ist so kalt, kein warmes Wort
Will sich der Brust entwinden;
Die Beiden wandern schweigend fort,
Kein Wort sie können finden

Allüberall ſtarrt kalter Reif
Auf Bäumen und auf Sträuchen;
Wol ſcheint ein matter Sonnenſtreif,
Doch will der Reif nicht weichen.

Kalt iſt's, kein warmes Wort wird laut,
Die weißbereiften Bäume —
Wenn man mit ſtillem Ernſt ſie ſchaut,
Sind's unſre Jugendträume.

Sieh, was ich einſt, was du geträumt,
Da hängt's am Strauch erfroren;
Des Leibes Saft hat ausgeſchäumt,
Die Jugend iſt verloren.

Verloren iſt der friſche Muth,
Am Leben ſich zu ſonnen,
Verglommen alle Herzensglut,
Der Liebe Born verronnen.

Und doch, ſo ohne warmes Wort
Auf ſchaurig kalter Heide,
So handverſchlungen immerfort,
So wandern alle Beide.

Wenn aber Glut dem Wort gebricht,
Das Herz voll zartem Sehnen
Es hat doch Wärme noch — es ſpricht
In heißen, heißen Thränen.

Das Gedicht lag da auf meinem Schreibtiſche, der Freund aber war abgereiſt: wohin wußte Niemand und ich war ſehr beſorgt um ihn, bis mich nach einigen Tagen ein Schreiben von ihm beruhigte. Er

sagte mir darin seinen jetzigen Aufenthalt und ich konnte ihm den guten Erfolg meiner Sendung berichten, was ihn denn wieder mehr beruhigen konnte, weil er auch vor dem Richterstuhle der Liebe sich nichts vorzuwerfen hatte, da sie ebenso wie er von dem abenteuerlichen Vorsatze einer Flucht zurückgetreten war. Die Zeit, die alle Wunden heilt, ließ auch ihn genesen, und als ich ihn nach fünf Jahren, wo er wieder auf Reisen war, wiedersah, war er schon wieder der alte muntere, lebensfrische junge Mann. Doch wunderbar fand er mich in einer ähnlichen Krisis, da ich eben die Nachwehen einer bedenklichen Leidenschaft zu verwinden hatte. Die Bedenklichkeit war zwar bei meiner Herzensgeschichte eine andere und hatte nichts mit dem sechsten Gebote zu schaffen; allein es gibt für Leute meines Gleichen noch ein anderes Gebot, das heißt: du sollst dich in den Himmel der Reichen und Vornehmen nicht durch ein Weib hineinschmuggeln lassen, etwa huckepack wie die Weinsberger, schmählichen Andenkens, die sich freilich nur das liebe Leben fristen wollten. Meine Geschichte ist aber folgende. Unter meinen vielen Schülerinnen, denen ich als Student und als Candidat Privatunterricht zu ertheilen hatte, war auch eine junge Gräfin, Wilhelmine mit ihrem Taufnamen. So liebenswürdig nun das Kind auch war und so gern ich zu ihr täglich in die Lehrstunde kam, ist doch nie ein ungereimter Gedanke mir eingefallen, ob sie mir etwas Anderes als eben eine Schü-

lerin ſei. Als ich aufs Land auf mein Paſtorat ging, war ſie ein Mädchen von etwa 14 Jahren, eine gar liebliche Knospe und voller Anmuth. Wir nahmen recht beweglichen Abſchied und ich mußte verſprechen zu ſchreiben, was denn auch geſchah, und da ſie fleißig antwortete, kam ein lebhafter Briefwechſel zu Stande, der ſich aber nur in gemüthlichen Mittheilungen über literariſche, meiſt äſthetiſche Gegenſtände bewegte. Erſt nach zwei Jahren ſah ich ſie wieder, als ſie mit ihrer Mutter in meiner Nähe ein Bad beſuchte, wohin ſie mich einlud einmal zu Beſuche zu kommen. Es iſt wahr, ich erſchrak wahrhaftig, wie ſie als vollendet ſchöne Jungfrau vor mir ſtand, allein ich hatte bald meine Faſſung wieder und konnte mich recht gelaſſen mit den Damen unterhalten. Unverhohlen ſagte mir die Mutter, wie ihr Mädchen mit wahrer Herzlichkeit an mir hänge und welch einen Jubel jeder Brief von mir gebracht hatte, und die Tochter bekräftigte Alles mit unbegreiflicher Natürlichkeit. Ich blieb nur einige Tage daſelbſt und begleitete die Damen auch auf einem kleinen Ausfluge, den ſie in Geſellſchaft einiger anderen Badegäſte auf die nahe gelegenen Alpenberge machen wollten. Die Geſellſchaft beſtand außer mir und einem ältlichen Herrn aus lauter Damen, worunter Wilhelmine das einzige Mädchen war. Nun zeigte ſich aber der Morgen, an dem wir auszogen, nicht am günſtigſten, das Wetter war windig und kalt; allein die Geſellſchaft ließ ſich nicht abſchrecken und ſo ging

es unter Scherzen und Lachen in die Höhe. Wir erreichten nach beinahe zweistündigem Steigen — freilich mit vielen Unterbrechungen und Stillehalten — ein Hirtenhaus auf dem Berge, wo ein ländliches Frühstück unser wartete. Der Hirt bedauerte, daß die Herrschaften so schlechtes Wetter getroffen hätten, das nach seiner Meinung bald noch schlimmer werden dürfte, sodaß sie kaum bis zur „schönen Aussicht" wie er sich ausdrückte und die nur etliche hundert Schritte entfernt sei, des heftigen Windes halber kommen würden. „Die schöne Aussicht!" das war sogleich das Feldgeschrei der ganzen Gesellschaft, die trotz des üblen Wetters ganz bei Laune geblieben war — „zur schönen Aussicht" müssen wir doch hinauf! Gesagt, gethan! Wilhelmine voran, ich mußte, denn sie nahm ohne weiteres meinen Arm, mit! Allein schon auf halbem Wege blieben die Damen stehen und versicherten: es sei nicht möglich fortzukommen, der Wind verlege ihnen den Athem. Sie riefen uns, die wir bereits weit oben waren, nach, wir sollten zurückkehren. Wilhelmine bat, da man ihre Stimme nicht vernehmen konnte, mit gefalteten Händen, man möge sie gehen lassen, und die gute Mutter konnte nicht umhin, ihr's zu gewähren, sie schickte ihnen blos den Hirten als Wegweiser nach und kehrte mit der übrigen Gesellschaft in die Hütte zurück. Nun verfolgten wir unsern Weg allein und waren auch sehr bald auf der Stelle, wo sich die herrlichste Aussicht über die ganze Umgegend

und weit in die Ferne hin dem überraschten Auge darbot. Zu unserer größern Bequemlichkeit fand sich eben auf dieser Anhöhe ein Plätzchen, das durch einen ungeheuern abgerissenen Felsblock gegen den Wind geschützt war, und so vergaßen wir in dem schönen Anblicke bald das Unwetter und ergingen uns mit den schweifenden Augen schweigend und staunend in den endlosen Räumen. Gar in traurigem Tone, wie ich ihn nie bei ihr gehört, rief Wilhelmine aus: „Ach wie ist die Welt so schön! Aber da drunten wohnen viel, viel langweilige Menschen!“ Ich weiß nicht, was ich darauf gesagt habe: es fiel noch ein Wort um das andere, bis ich sie bat auf den Rückweg zu denken. „Ich gehe recht ungern hinab, das können Sie mir glauben, Herr Rüsteborn“, sprach sie, und ich wurde, während wir hinabstiegen, allmälig selber trübe gestimmt und schweigsam. Dabei nahm die Kälte wirklich gewaltig überhand und Wilhelmine rief einmal über das andere Mal: kalt! kalt! und dann plötzlich: „Sprechen Sie doch, so wird uns warm werden.“ Unwillkürlich entfuhren mir die Verse des Freundes:

Kalt ist es und kein warmes Wort
Will sich der Brust entwinden.

Wilhelmine aber sah mich mit einem haftenden Blicke an, der mir durch die Seele fuhr, als ob ich eben jetzt zum ersten Male wahrgenommen hätte wie schön, wie lieb sie sei! Zum Glück waren wir inzwischen

bei der Hütte und ich gelangte wieder völlig zur Besinnung, nicht aber in gleichem Maße zur vorigen Heiterkeit zurück. Um die war es geschehen und erst als ich wieder allein sein konnte, trat die Gewißheit mächtig hervor in meiner Seele, daß ich Wilhelminen liebe; doch das Wandern mit der Geliebten, das fehlende warme Wort auf kalter Heide, hier wie dort bei meinem Freunde, mahnte mich gar ernsthaft mein Herz zu wahren vor Thorheit oder — Sünde. Es war beschlossen recht bald zu scheiden und mir selbst das Wort zu geben, daß ich diesem Traume, so süß er auch sei, entsagen wolle. Nichtsdestoweniger dauerte der Briefwechsel fort, denn er war ja mein Trost, als ich bald hernach in die Zerwürfnisse mit dem Consistorium kam und abdankte. Recht zur rechten Zeit erschien da wieder der Graf und wie ein Blitz fuhr's mir durch die Seele, ihm solle das herrliche Mädchen zu Theil werden, als Ersatz für seinen muthigen Kampf und weil ich ihn ja auch liebte, wie mein Leben. Das machte sich aber, als ich ihn darauf nach Frankreich begleitete, wie von selbst; ich zeigte ihm von Zeit zu Zeit einen Brief Wilhelminens und wenn je die Schreibart der Spiegel einer Seele ist, so ist's hier der Fall. So lieb und gut das Mädchen ist, so lieb und gut sind ihre Briefe. Nun war dem Freunde, sobald wir nach Deutschland zurückkamen, nichts leichter als Eingang zu finden in ihrem Hause: war er einmal da, so blieb er auch gefesselt fürs ganze

Leben. Da gab es warme Worte ohne Zahl und nach Jahr und Tag Verlöbniß und bald darauf auch frohe Hochzeit, wobei unzählige selige Leute dem jungen Ehepaar Glück und Segen wünschten. Wie ich aber für meine Großmuth gelohnt wurde durch lieb Marianchen, braucht's nicht viel Rede; sie hat mir's angethan, seit ich sie zum ersten Male gesehen mit dem Blumenstrauße. War sie's doch, die mir in jenen schweren Stunden, wo ich mit meinem eigenen Herzen kämpfte, im Traume erschienen, gleich wie Hölty's „künftige Geliebte"

Wo bist du Bild, das vor mir stand,
Als ich im Garten träumte,
Ins Haar den Rosmarin mir wand,
Der um mein Lager keimte?
Wo bist du Bild, das vor mir stand,
Mir in die Seele blickte,
Und eine warme Mädchenhand
Mir an die Wange drückte.

So sang ich oft, bis sie mir wirklich erschien, mit dem großen blauen Augenpaar, woraus ein Engel blickte, und einen Blumenstrauß mir reichte, worin ihr liebes Herz ein sinniges Wunderhold gebunden hatte, ein Wunderhold, das mich an sie fesselt wunderbar. Doch der Schwiegervater kommt. Punctum.

9. Schluß.

Das war recht klug von meinem Schwiegersohne und ich bin gar nicht böse darüber, daß er mir ein ganzes Capitel in meine Erzählung hineingeschrieben. Und was für ein Capitel! Was für ein nothwendiges, ergänzendes und erläuterndes Capitel!

Das habe ich bereits erzählt, wie Herr Rüsteborn meinem Mädchen seine Hand angetragen, ehe er nach der Probepredigt und Wahl mit dem Grafen nach der Stadt fuhr. Nun kam Alles wie man sich's nur wünschen konnte. Er kehrte nach einigen Tagen wieder zurück und brachte die Nachricht, daß der Graf mit Wilhelminen bereits getraut worden sei, und von Beiden herzliche Grüße an Marianchen. Nun war aber auch unser Paar nicht länger zu halten; ehe noch acht Tage um waren, gab es Hochzeit im Schulhause und Marianchen verließ mich und folgte ihrem Manne nach. Sie ging nicht weit weg von mir und doch war es eine schwere Stunde, wo sie mir um den Hals fiel und mich laut schluchzend bat, ihr zu vergeben, wenn sie mich gekränkt! — Ach, sie hat mich nie gekränkt!

Der Segen Gottes über dir!
Zieh wohl, du Vielgeliebte!
Sieh doch, dein Vater betet hier,
Den nie dein Wille trübte.
Du bist so fromm, du bist so gut,
Gott nehme dich in seine Hut.

Nie kranktest du des Vaters Herz,
Dein Wille war der meine,
Darum ja iſt ſo groß der Schmerz,
Indem ich um dich weine:
Dein Bild ſchwebt ſtündlich noch vor mir,
Mein Geiſt iſt immerfort bei dir.

Und Gottes Segen leite dich
Mit deiner weichen Seele
Daß nie die Freude, inniglich,
In deinem Busen fehle:
Du haſt mich ja ſo ſehr geliebt
Und deinen Vater nie betrübt!

Nun, ſie iſt mir auch treu geblieben, ſo ſehr ſie ihren Gatten liebt, ſie hat den Vater nicht aus dem Herzen geriſſen und täglich kommt ſie einmal und mehrmal herüber, und holt mich hinüber zu ihnen, und auch der Paſtor, wie lieb und gut iſt er: wie verſüßen ſie mir die alten Tage!

Bald nach Mariannchen's Hochzeit kam auch der Graf mit ſeiner jungen Frau: denn das Schloß war fertig und Alles zum Empfang bereit. Meine Tochter hatte Furcht vor der Gräfin, ſie meinte, die würde gar vornehm und gebildet ſein und auch ihr Gatte würde lieber auf dem Schloſſe als zu Hauſe weilen. Allein das machte ſich ganz anders, als wir Alle gedacht hatten. Die junge Gräfin war ein wahrer Engel in Menſchengeſtalt, ſo ſchön und reizend, aber auch ſo gut und natürlich, daß bald beide Frauen, Marianne und ſie,

ebenso gute Freundinnen wurden, als ihre Gatten Freunde waren. Die Gräfin kam so gut herüber gelaufen in die Pfarre zu Mariannen wie der Graf, und Marianne hatte bald alle Scheu überwunden und rannte mit der Gräfin Hand in Hand, als wäre es ihre Schwester. „Du mußt auch meine Schwester sein," sprach eines Tages die Gräfin zu Mariannen, „und mich duzen, wie mein Karl deinen Gustav duzt; jedesmal, wo du mich Sie anredest, zahlst du's mit einem Täubchen" — deren sie nota bene eine Menge hatte. Nun bekam die Gräfin wol noch manches Täubchen, allein jetzt ist sie schon im Gleise und duzt sie wacker, wie Eine, mit der sie aufgewachsen und es ist recht ein herrlicher Anblick, wenn die beiden Frauen so schwesterlich einherwandeln im Garten oder im Dorfe, maßen meine Marianne sich als Pfarrerin nicht minder stattlich ausnimmt als die gnädige Gräfin: sie hatte von jeher etwas Feines in ihrem Wesen und den echten weiblichen Liebreiz von der Mutter. Jetzt steht mir noch eine Freude bevor und ich weiß nicht, ob ich nicht noch eine Geschichte werde schreiben müssen, aber eine kleine nur, eine ganz kleine . . .

Druck von A. H. Brockhaus in Leipzig.

N B Burke

R3067

Germania.

Neue Bilder

Deutscher Größe, Deutscher Sitte

und

Deutscher Natur.

Mit Beiträgen von

Professor Heinr. Bergkaus, Prof. Gerhe, Prof. R. Klöpe, Prof. R. Kuhn, Prof. H. Schwartz, Hofrath Louis Schneider, A. Freiherrn von Seld, Dr. O. Beyer, H. Zschokke, W. Gerhard, Dr. O. G. Hunt, Dr. Th. Pichler, Dr. Max Ring, Ferd. Schmidt, Franz Wallner u. s. w.

Zur Belebung vaterländischen Sinnes

herausgegeben

von

Dr. Heinrich Bröhle.

A 1015-570

Mit lithographischen Ansichten und Holzschnitten.

Berlin.

Verlag von Oswald Seehagen.

[1860]

BERLIN

Inhalts-Verzeichniß.

Bilder aus der deutschen Geschichte und dem deutschen Leben.

Seite

Das alte Deutschland und seine Bewohner. Von Professor Rudolf Kayser. (Mit Illustrationen von Ludwig Burger.) 3
Beute aus der Schlacht bei Leuthen 8
Feldmarschall York. Von A. Freiherrn von Seld. (Mit Illustrationen von Georg Bleibtreu.) . . 26
Schleswigs jüngste Leidensgeschichte. Von Dr. Gustav Belge 88
Hans Ulrich Schaffgotsch, ein Opfer seines Glaubens. Von Carl Biedermann Neumann. (Mit Illustrationen.) 97
Graf Eben und sein heldenmüthiger Pfarrer. Von Theodor Kentane 130
Karl der Große. Ein deutsches Kaiserbild. Von Dr. Heinrich Hahn. (Mit einem Holzschnitte nach einer Zeichnung von A. Schaal.) 145
Die deutsche Reichspolitik und der große Kurfürst. Von Ferdinand Schmidt. (Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Ludwig Burger.) 177
Der Kampf des großen Kurfürsten mit den Ständen in Ostpreußen. Von Dr. Max Ring . . . 201
Armin, der Befreier Deutschlands. Von Professor Rudolf Kayser. (Mit Illustrationen.) 241
Der Minister Freiherr vom Stein. Von A. Freiherrn von Seld 289
Braunschweig, Herzog Wilhelm und seine Ahnen 305
Prinz Eugen, der edle Ritter. Von W. Hirschberg 410
Germanische Fürsten. Von Professor R. Kayser 444
Jülichsche Geschichten bis zur Vereinigung Jülichs mit Cleve. Von Max Jähns 465
Jülich-Cleve-Berg bis zum Ausbruch des großen Erbfolgestreites. Von Max Jähns 481
Das preußische Königthum, seine Entstehung und Entwickelung. Von Professor W. Schwartz. (Mit dem Porträt von Albrecht Achilles.) 494
Eisleben und das Lutherhaus. Von Wilhelm Girschner. (Mit Illustration.) 499
Rudolph von Habsburg und Ottokar von Böhmen. Von Dr. Heinrich Hahn. (Mit Illustration.) 577
Römer im Germanenlande und Germanen im Römerreiche. Von Professor R. Kayser 601

Deutsche Cultur- und Sittenbilder.

Die Frau Kammerdienerin Gideon. Von Gebrath Franz Schneider 9
Der letzte Wunderdoktor. Nach Sage und Geschichte. Von Professor A. Reiche. (Mit Illustration von Zulkau.) 17
Unsere Flotte und ihre Geschichte von den Zeiten des großen Kurfürsten bis zum Jahre 1865. (Mit Illustrationen.) 49
Sagen aus Mühlheim an der Ruhr. Von Heinrich Preble 105
Eine Handschrift. Von Karl Schulten 118
Das Filchland. Von A. Freiherrn von Seld 129
Die Deutschen in St. Petersburg. Von Adolf Wollmer 135
Die Schwabenstreiche und Grobheiten der Deutschen. Von Professor Adalbert Kuhn 141
Kaiser Maximilian und der Adel auf dem Landtage. Mitgetheilt von Heinrich Preble 197
Diedrich Christian Grabbe. Von Dr. David Müller. (Mit Porträt.) 199
Heinrich der Löwe und Ehrgeiz von Waßmoden. Von Heinrich Preble. (Mit Illustration.) . . 212
Johann Gottlieb Fichte. Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstage. Von Dr. David Müller 229
Wilhelm, regierender Graf zu Lippe-Schaumburg, ein patriotischer Regent. Von A. Freiherrn von Seld 246
Graf von Winkelried, der Drachentödter 336
Leihung in Berlin. Von Professor R. Goethe. (Mit Illustration.) 337
Bauernspäße bei der Hochzeit Friedrich des Großen 381
Sagen. Mitgetheilt von Heinrich Preble 383
Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Von Dr. Lucanus. (Mit zwei Illustrationen.) 448
Anhalt-Dessau unter dem Herzoge Leopold Friedrich Franz. Ein culturgeschichtliches Gemälde von A. Freiherrn von Seld. (Mit Illustration.) 510

Seite
Aus Tirol. Von J. G. Waldfreund 524
Die Schüler in Schulpforte. Von Ferdinand Schrader 526
Sankha Sutra 526
Das Bremer Rathhaus. Von Th. Winter 527
Der Adam im Halberstädter Dome 528
Bethlehemite. Von Friedrich Adalbert Cuhn. (Mit Illustrationen.) 551
Der Naturdichter Hiller 573
Carl Ferd. David Claus 574

Natur- und Landschaftsbilder aus Deutschland.

Pflanzenbilder aus den deutschen Alpen. Von Adolf Pichler 43
Die Goldhammern und das Licht zur Adventszeit. Eine naturgeschichtliche Novelle von Eduard Löwenhuld 47
Das Riesengebirge im Winter 93
Der deutsche Wald. Von Wilhelm Gintzner 138
Die Saat. Von Karl Aug. (Mit Illustration.) 142
Teplitz. Zum elfhundertjährigen Jubiläum dieses Bades. Von Professor Dr. W. Schwarz . . 220
An der Oderbauer Brücke. Von Eugen Kuhnemann. (Mit Abbildung.) 225
Der Eisenbaum. Von Dr. Langsdorf 238
Das Gadenthal. Ein Landschaftsbild von Heinrich Pudde 261
Der Wallfahrtsort Mariazell in Steiermark. Von Dr. G. G. Haas. (Mit Illustrationen.) 270
Bad Oeynhausen in Westphalen 282
Windberg bei Straubing. Von Hans Weininger 283
Berner Oberland. (Mit Illustration.) 285
Hohen-Peißenberg. Von Carl Schaller 329
Die Wiese. Vom Pfarrer J. B. Herzer. (Mit Illustration von Schaal.) 321
Das Vaterland und seine Bewohner. Von Hermann Meier, Lehrer in Gaiern 333
Sächsische Schweiz. Von Dr. Heinrich Berghaus-Wiesbaden. (Mit Illustrationen.) 353
Das Innthal bei Passau. Von Franz Sartorius 358
Das Hexenthal. (Mit Illustrationen.) 361
Der deutsche Park und der deutsche Bauerngarten. Von Dr. Bernhard Langsdorf 377
Die Eiche. Gedicht von Ida Marie 384
Linz und Salzburg. Von Dr. G. G. Haas. (Mit Illustrationen.) 385
Bad Liebenstein in Thüringen und seine Umgebungen. Von Carl Schaller 393
Oberon. Von Friedrich Kraemann 396
Der bairische Wald. Von Franz Sartorius. (Mit Illustration.) 399
Litthauen 407
Ostseebilder. Von Eugen Kuhnemann 411
Wien und seine Umgebungen in den Sommermonaten 423
Die Umgebungen von Teplitz. Von Professor Dr. W. Schwarz 447
Der Apfelbaum. Von Karl Aug 450
Deutschlands Wild und Jagd. Von Carl Vogt. (Mit Illustration.) 453
Werner Steinen. Von Dr. G. G. Haas 455
Das Rothkehlchen 459
Die Grafschaft Glatz. Von Gr. Arnsteiner. (Mit Illustration.) 511

Verzeichniß der lithographischen Kupfer.

Zu Seite
Portrait Rudolf's von Habsburg. Lithographirt von Zuhmayr . . . . . vorn an
Portrait Berta's. Lithographirt von Zuhmayr 26
Portrait des Prinzen Adalbert von Preußen. Lithographirt von Zuhmayr 49
Portrait des Generals Hans Ulrich von Schaffgotsch. Lithographirt von Zuhmayr 97
Portrait Karls des Großen. Lithographirt von Zuhmayr 145
Teplitz von der Schlackenburg aus. Gezeichnet und lithographirt von A. Hann 221
Freiburg im Breisgau. Nach der Natur gezeichnet und lithographirt von A. Hann 367
Portrait des Freiherrn vom Stein. Lithographirt von Zuhmayr 389
Portrait von Lessing. Nach Schäffer, lithographirt von Zuhmayr 457
Salzburg. Nach der Natur gezeichnet und lithographirt von A. Hann 389
Die Karlskirche in Wien. Nach der Natur gezeichnet und lithographirt von A. Hann 455
Portrait Martin Luther's. Lithographirt von Zuhmayr 480

Bilder

aus der

Deutschen Geschichte und dem deutschen Leben,

Deutsche Cultur- und Sittenbilder,

Natur- und Landschaftsbilder aus Deutschland.

Hilger

Das alte Deutschland und seine Bewohner.

Von Professor Rudolf Löpfe.

Als die Römer den Rhein überschritten, und auf beschwerlichen Märschen durch Sümpfe und Wälder manches Ungemach erduldet hatten, erregte es ihre Verwunderung, daß unter einem so harten Himmel Menschen zu leben vermögten, und diesen wenig ergiebigen Boden gegen ein gebildetes Volk zu vertheidigen suchten. Das schien nur möglich, wenn diese Menschen mit diesem Theile der Erde zusammengewachsen, und hier von jeher heimisch gewesen waren. „Wer würde Asien oder Afrika, oder gar Italien verlassen, ruft Tacitus aus, um Germanien aufzusuchen, wenn es nicht das Vaterland wäre?“ Der große Geschichtschreiber bedachte in dem Augenblicke nicht, wie manche Legion aus Italien nach Germanien gezogen war, und daß Rom es erst nach hundertjährigem Kampfe aufgegeben hatte, das fremde Land zu erobern, welches alle Schrecken des Barbarenthumes in sich schloß. Das that Rom um einer politischen Nothwendigkeit willen; wie hätten die germanischen Völker diesen Boden nicht behaupten sollen, mit dessen Verlust sie Freiheit und Unabhängigkeit, Art und Sitte der Väter, ihre Sprache, ihren Glauben verlieren mußten?

Der Römer freilich schauderte, wenn er mit dem Gedanken an den wolkenlosen Himmel Italiens, wo der Frühling mit dem milden Herbste wechselt, ein Land betrat, wo kein Rebengelände den Hügel bekränzte und kein Oelbaum grünte, wo kein Weizenfeld und keine Südfrucht gedieh, und unter dem Druck der eisigen Luft alle Lebenskraft zu erstarren schien. Entsetzliches Land, dessen Ströme unter dem Gestirne des Bären, vom Regen geschwellt, verheerend überfließen, oder kalt und träge dahin schleichen; wo Fluß und See sich mit einer harten Eisrinde bedecken, und wer Wasser schöpfen will, nicht mit dem Eimer, sondern mit der Axt bewaffnet ausgeht, und es in schwerfälligen Klumpen, wie Holz, nach Hause trägt! Wenige Wochen nur zählt der Sommer, und auch dann fehlt es an heftigen Regengüssen nicht; frühzeitig bricht der Herbst mit Stürmen und Fluthen herein, und schon zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche sind Gebirge und Ebenen von Schnee bedeckt. Wehe dem Wanderer, den diese Stürme in der Tiefe der Wälder treffen!

Zu Cäsars Zeiten hatte noch niemand jenes furchtbare Waldgebirge erforscht, welches unfern der Alpen begann, auf dem linken Ufer der Donau sich nach Osten zog, und dann in die unabsehbaren Fernen des Nordens verlor. Sechzig Tage, hieß es, könne man reisen, ohne das Ende zu erreichen; neun Tage seien nöthig, um es in der Breite zu durchmessen. Da gab es Tannen, Kiefern, Eiben und Buchen, gewaltige Eichen, ungezählte Jahrhunderte alt, deren knorrige Wurzeln den weichen Boden unterhöhlten und zum Hügel emporhoben. Nicht selten durchbrachen sie ihn, stiegen bogenförmig bis zu den herabhängenden Zweigen empor, und verwuchsen mit ihnen zum unentwirrbaren Knäul, mit Schlingpflanzen und Farrenkräutern gefüllt, die nur hie und da, einer engen Pforte ähnlich, eine Oeffnung ließen, durch welche der Wanderer sich mit Mühe hindurch arbeitete. Nie hatte man hier den Klang der Axt gehört, mit der Erde selbst schienen diese Wälder aufgewachsen; kein Strahl der feuchten und ohnmächtigen Sonne drang durch dieses feste Dach und die schweren Nebelwolken über ihm. Nur der Auerochs, oder Büffel und Eber durchbrachen knackend das Gestrüpp, hier weideten noch der Elch, das Elenthier, der Schleich, der riesige Hochhirsch, und das wilde Pferd, neben ihnen hausten feindlich Bär, Wolf und Luchs; Adler und Geier

umkreisten die gefallene Beute, kleinere Schlangen schlüpften zwischen Moos und Gestein dahin, und seltsame Vögel mit unheimlich leuchtendem Gefieder flatterten Nachts aus ihren Nestern empor.

Bis zu den Küsten des nordischen Meeres zogen sich diese Waldungen hinauf. Noch am abfallenden Gestade griffen die nahrungsstrotzenden Eichen mit ihren Wurzeln um sich, bis sie krachend im Sturme niederstürzten, oder von der steigenden Fluth unterwaschen, große Stücke des Erdreiches in ihren gewaltigen Armen auf die See mit sich hinausführten. Dann meinten voller Entsetzen die römischen Seefahrer, statt der feindlichen Flotten, ganze Wälder auf den Wellen des Meeres schwanken zu sehen. Hier gab es Baumstämme, welche zu Booten ausgehöhlt, dreißig Menschen zu fassen vermochten. Nicht minder schrecklich war die flache Küste. Die hochgehende Fluth rauschte heran, drang tief in das Land ein, und verlief sich wieder hinter weiten Dünenstrecken; Erde und Meer kämpften ohne Unterlaß um ihre Grenzen. Widerstandslos brauste der Sturm über die weiten Flächen, rasch sogte er um und zog dunkele Wolken empor. Wie armselig war nicht das Leben dieser Küstenbewohner, die ein Spielball schienen zwischen Himmel, Erde und Meer! Auf höheren Sandbänken, oder auf hölzernen Gerüsten hatten sie ihre elenden Hütten aufgeschlagen; da saßen sie, Schiffenden gleich, wenn die Fluth das Land rings umher in einen See verwandelt hatte, oder Gestrandeten ähnlich, wenn sie sich zurückzog. Sie kennen nicht Saat noch Ernte, nicht friedliche Heerden, nicht einmal den gefährlichen Kampf mit reißenden Thieren, nur die Jagd auf Fische, die sie in Netzen fangen, und im Schlamm, zwischen Binsen und kümmerlichem Rietgras, nicht an der Sonne, sondern im Winde trocknen. Selbst klares Wasser ist ihnen am Meere versagt, aus Gruben schöpfen sie es, um den Durst zu löschen. Welch' elendes Dasein! Zur Sklaverei scheinen sie für ein solches Geschick aufgespart, und dennoch nennen diese Völker es Knechtschaft, den Römern unterthan zu sein! So schreibt Plinius, der Leben und Natur der germanischen Welt aus eigener Anschauung schildert.

Doch nicht alle führten ein so kümmerliches Leben, wie diese Chauken an der nördlichen Meeresküste, noch war das Land so wild, wie es dem Südländer auf den ersten Blick erschien. An Fruchtbarkeit stand es hinter anderen viel gepriesenen nicht weit zurück, aber die Bewohner vermochten noch nicht die Schätze zu heben, welche in dem Boden ruhten. Die Römer, selbst daran gewöhnt in großen Städten zu wohnen, und das ganze Land verworren zu sehen, sobald sie jene erobert hatten, wie es in Gallien der Fall gewesen, fanden hier eine andere Art des Daseins. Es gab keine Städte, am wenigsten befestigte, keine zusammengehäuften Menschenmassen. Hinter den Mauern wurde der Germane vom Gefühl der Angst und Beklemmung ergriffen, wie das edele Wild, welches man in Netz und Gruben eingefangen hat. In seinen offenen Dorfschaften waren die Häuser unter einander nicht verbunden, oder im Dunkel des Waldes, wo der Bach Ackerfeld und Buschwerk bewässerte, schlug der Einzelne Haus und Hof auf. Hier war der freie Mann Vater und Haupt der Familie, Herr und König in seinem engen Gehege.

Das häusliche Leben war einfach und natürlich, es ruhte auf der Reinheit und Heiligkeit der Ehe und Familie. Abweichend von der Sitte anderer Naturvölker, verbindet sich der Mann mit einem Weibe; nur ausnahmsweise bei edelen Geschlechtern, deren Erhaltung oder politische Verbindung es nothwendig machte, verlieh man die bessere Sitte. Erst in reifen Lebensjahren ward die Ehe geschlossen, sie galt für heilig, und selten wurde sie verletzt. Es gab Völkerschaften, bei denen eine Wiederverheirathung der Wittwe nicht erlaubt war, eine Ehe sollte das ganze Leben füllen, die Frau mit dem Manne für Glück, Unglück und Tod verbunden sein. Doch hatte die Ehe noch die ursprüngliche Form des Kaufes. Mit Waffen erkauft der Mann das Weib von den Angehörigen, und aus dem Schutz des Vaters tritt es in den seinen hinüber. Ein gezäumtes Roß, Schild, Lanze und Schwert, dazu ein Joch

Ochsen sind seine Morgengabe. Heilig werden die Waffen bewahrt, denn aus der Hand der Mutter empfängt sie dereinst der Sohn, um damit sein Weib zu gewinnen, und so gehen sie als Erbgut von Geschlecht zu Geschlecht hinab. Brach das Weib die Ehe, wurde es in Gegenwart seiner Verwandten aus dem Hause gestoßen, des schönsten Schmuckes, des langen Haares beraubt, durch das Dorf getrieben und der öffentlichen Schande Preis gegeben.

Ueber die Kinder hat der Vater volle Gewalt. Das neugeborene Kind kann er aussetzen, den heranwachsenden Sohn tödten, aber nicht verkaufen; doch war die Sitte milder als das Recht. Wie zur Probe der Lebensfähigkeit wurde das Kind in kaltes Wasser getaucht, und nach Verlauf der ersten acht Tage legte ihm der Vater den Namen bei. Die Kinder des Herrn und des Knechtes theilten Spiel und Kost, in unbefangenem Verkehr mit den Hausthieren, in Sand und Schmutz, in Feld und Wald, in Sonne und Regen wuchsen sie mit einander auf. Man vertraute, die angeborene Kraft des Freien werde ihn zur rechten Zeit vom Knechte unterscheiden. So wurden sie zu mächtigen Gestalten, sechs und ein halber Fuß Größe waren nichts seltenes. Der Germane war schlank, hoch, von breiter Brust und Schultern, weißer Hautfarbe, blauen Augen, röthlich blonden Haares, das lebendige Bild körperlicher Gesundheit und natürlicher Kraftfülle.

Wohnung und Nahrung waren so einfach wie Kleidung; das Haus geräumig, für Viele berechnet, aus roh behauenen Stämmen erbaut und mit Stroh gedeckt. Nur Schutz gegen Wind und Wetter suchte man darin. Zum dürftigen Schmuck bestrichen manche die Wände mit hellen Erdarten, um ihnen eine bunte und glänzende Farbe zu geben. Daneben diente der unterirdische Keller, dessen Oeffnung man mit Mist bedeckte, als Vorrathskammer und Zufluchtsort gegen Winterkälte und eindringende Feinde. Der Mittelpunkt des Hauses war der Herd. Jedes Mitglied der Familie hatte seinen bestimmten Sitz; da saß der Mann an demselben Tische, wo vor ihm der Ahn gegessen und getrunken hatte, oder er vertrödelte müßige Stunden, wenn Kampf und Jagd ihn nicht hinaus riefen.

Man lebte von dem, was die Natur ungesucht oder bei geringer Mühe bergab. Roggenbrot, Haferbrei, Hirse, Bohnen, Buchweizen, Fleisch des frisch erlegten Wildes oder des zahmen Hausviehs, das gekocht, eingesalzen oder geräuchert ward, waren die gewöhnlichen Nahrungsmittel; dazu gerannene Milch, Butter, Käse, wilde Obstarten, Aepfel und anderes Wurzelwerk, berauschendes Bier von Gerste oder Weizen, mit Honig gemischt. Auch Pferdefleisch wurde gegessen. Wein war nur in der Nähe der römischen Grenze bekannt, man war ihm leicht unmäßig ergeben, wenn man ihn einmal kennen gelernt hatte.

Das Kleid war ein anliegender Rock, ohne Aermel, mit einer tief ausgeschnittenen Oeffnung für den Hals, die auch den oberen Theil der Brust frei ließ; die Hose, welche das Bein vollständig deckte, wurde erst später allgemeiner getragen. Leinen oder grobes Wollenzeug war der gewöhnliche Stoff; die Frau mit ihren Mägden webte für alle Genossen des Hauses. Ueber dem leinenen Rock ward ein viereckiger Mantel von grober Wolle kunstlos befestigt, der im Kampfe abgeworfen wurde; die Füße waren durch Sohlen von ungegerbtem Leder oder durch Knöchelschuhe geschützt. Im Innern des Landes wurden auch Mäntel von Thierfellen getragen, zum Schmuck mit buntem Pelzwerk besetzt. Die Kleidung der Frauen war nur wenig zierlicher, desselben Schnittes, etwa nur noch mit einem Purpurstreifen umsäumt; auch sie trugen Hals, Brust und Arme entblößt.

Das Bestellen des Ackers, das sorgsame Abwarten der Frucht, die man doch nicht entbehren konnte, blieb Weibern und Knechten überlassen. Es forderte Geduld im Kleinen und ein geringeres Maaß von Kraft, daher schien es des freien Mannes unwürdig. Vor allem im Gebrauch der Lanze wurde der Knabe früh geübt, denn sie war das Zeichen der Ehre des Mannes, sie begleitete ihn, wo er ging und stand, in den Kampf, in die Versammlung der Volksgemeinde, zum Gastmahl. In dieser erregten Stimmung, welche im

Kriege allein den Zweck des Lebens findet, verlangte er auch von der müßigen Stunde einen ſtark aufreizenden Zeitvertreib. Da beſchäftigte ihn die Jagd, er ergötzte ſich am kriegeriſchen Tanze nackter Jünglinge zwiſchen bloßen Schwertern; oder in der heißen Glut, nicht des Gewinnes, ſondern des verzweifelten Wagens, ſetzte er ſeine und der Seinen Freiheit im Würfelſpiel auf einen einzigen Wurf. Gaſtmähler und Zechgelage zogen ſich Nächte und Tage lang hin; ſie begannen in geräuſchvoller Fröhlichkeit mit der Beſprechung von Familien- und Volksangelegenheiten, und endeten oft in blutigem Hader, wenn man ſtatt des Trinkhorns zum Sperr griff. Fremden und Reiſenden, welche den einförmigen Kreislauf dieſes Lebens im Innern des Landes nur ſelten unterbrachen, kam man mit unbegrenzter Gaſtfreiheit entgegen. Es galt für ruchlos ihnen die Thür zu verſchließen, man aß und trank mit ihnen, ſo lange man Vorrath hatte, dann führte man ſie in das Haus des Nachbars, und half verzehren, was dieſer vorzuſetzen hatte. Verſuche der Fremden, ſich unter den Markgenoſſen auf die Dauer feſtzuſetzen, wurden nicht geduldet.

Bei aller Einfachheit des Lebens fehlte es nicht ganz an handwerksmäßiger Arbeit oder ſelbſt Kunſtfertigkeit. Alles Geräth, deſſen man im Hauſe bedurfte, Pflug und Wagen, verfertigte der Knecht. Doch gab es noch eine andere Geſchicklichkeit, deren ſich ſelbſt der freie Mann nicht ſchämte; Waffen anzufertigen war nicht minder ehrenvoll als ſie zu führen, und die Schmiedekunſt göttlichen Urſprungs. Ihr Erfinder und Lehrer war Wieland, der Schmied, ein Halbgott. Man arbeitete eherne Helme mit Thierköpfen und Flügeln, Thierbilder, welche als heilige Feldzeichen dienten, Schilde und Opferbecken; auch Ringe für Hals und Arm waren ein beliebter Schmuck, und das künſtlich gearbeitete Trinkhorn ein unentbehrliches Hausgeräth. Doch waren Erzwaffen und Gefäße ſeltener und ſtets koſtbar, weil es an Metall fehlte, welches man erſt durch den Verkehr mit den Römern in größerer Menge erhielt, daher wo es thunlich war, ſuchte man es durch Horn oder Knochen zu erſetzen. Die niederen Künſte des Hauſes, das Anfertigen der Kleidungsſtücke, das Mahlen und Backen, das Brauen, Spinnen und Weben war die Sache des Knechtes oder der Magd.

Alles, was zu Herd und Hof des freien Mannes gehört, Weib, Kinder und Knechte verwirft er nach Recht. Sie ſtehen in ſeiner Munt, d. h. in ſeiner Hand, unter ſeinem Schutze, ſie nehmen Theil an ſeiner Freiheit und werden durch ſie gedeckt. Für ſie iſt er im Hauſe auch Prieſter, er ruft die Götter an, und verkündet den Seinen ihren Willen aus dem heiligen Loosſtäben. Er macht in der Volksgemeinde den herangewachſenen Sohn durch die feierliche Uebergabe von Sperr und Schild wehrhaft. Dadurch wird dieſer mündig und dem Vater an Ehre gleich, und nicht mehr der Familie allein, auch der Gemeinde gehört er jetzt an.

Einzelne Höfe zu bauen war zwiſchen Weſer und Rhein uralte Sitte; in andern Gegenden nicht minder das Zuſammenleben in Dörfern. Die Einzelhöfe werden verbunden durch das gemeinſame Eigenthum an Weide und Wald in der Mark; bei den Dörfern kommt noch die Feldgemeinſchaft hinzu. So werden die Anwohner Genoſſen einer Mark, ſie werden eine Markgemeinde.

Mark iſt jedes Zeichen, ein Grenzzeichen, dann das von ſolchen Zeichen eingeſchloſſene Gebiet, das von den Geſchlechtsgenoſſen urſprünglich beſetzte Land, und in dieſem Sinne entſpricht das Wort Gau, d. h. Land, der Bezeichnung Mark. In den älteſten Zeiten war die erſte große Mark zugleich der Gau; ſpäter traten beide immer mehr auseinander, und dieſer mit die Bezeichnung der größern politiſchen, jenes der engern örtlichen Einheit. Gleich im Anfange waren Recht und Eigenthum doppelt getheilt worden; man unterſchied, was dem einzelnen freien Manne, was der Geſammtheit Aller, der Genoſſenſchaft, an Gütern der Natur zukommen ſollte. Dem Einzelnen wurde der Raum für Haus, Hof und Garten durch irgend eine ſinnbildliche Handlung angewieſen, und etwa durch Umpflügen mit einem Joche Ochſen an einem Morgen die Grenzen ſeines Ackerlandes feſtgeſtellt. Alles zuſammen,

was ihm zugetheilt wird, Haus und Hof, Acker und Nutzung des Marklandes, iſt ſeine Hufe, das Landgut, welches ein Pflug zu bewältigen, von dem eine Familie ſich zu erhalten vermag. Das Wort Hube iſt nicht ſehr alten Urſprungs, und bezeichnet das Grundſtück, von dem ein Fruchtertrag erhoben wird; ſpäter verſtand man darunter ein beſtimmtes Ackermaß von dreißig Morgen. Die Hufe iſt das echte Eigen des freien Mannes, darauf hat er ein volles Recht. Der Hof, die Hofſtätte mit dem Zubehör, iſt durch einen Zaun aus Ruthengeflecht eingehegt, ſo erſcheint ſie als ein für ſich geſchloſſenes Ganze. Doch ihr Gebiet grenzt an das des Nachbarn, daher entſteht eine durchbrochene Reihe von Höfen, welche die Straße bildet.

Der Acker ſoll nach ſeiner Beſchaffenheit möglichſt gleichmäßig unter alle Genoſſen vertheilt werden. Aus dem Grund und Boden der Mark wurde das Ackerland ausgeſondert, und nach ſeiner Güte in eine Anzahl Feldfluren oder Kämpe, auch Gewanne genannt, zerlegt, und die Feldflur in eine Reihe gleichgemeſſener Theile, von denen ein jeder zu einer beſtimmten Hufe gehörte. Jeder berechtigte Anſiedler erhielt ein ſolches Loos in jedem Kamp, es war ſein Alode, d. h. ſein volles Eigen, ſein echtes Erbe. So geſchah es, daß die einzelne Hufe auf mehrere Ackerſtellen vertheilt war. Dadurch wurde eine gemeinſame Beſtellung und Nutzung der gleichartigen neben einander liegenden Ackerloſe nothwendig; ſie mußte nach einer allgemeinen Ordnung vorgenommen werden, wenn die Bebauer ſich nicht gegenſeitig ſtören, und der Ertrag geſichert werden ſollte. Es ergab ſich daher eine Feldgemeinſchaft, die um ſo unerläßlicher war, da die ganze Maſſe des Ackerlandes für die Bewirthſchaftung in drei große Theile, Zeigen oder Schläge, getheilt wurde. Zeige aber bedeutet ein Gehege aus Zweigen, dann das eingehegte Feld. Man nannte dieſe Theile Langfeld, Querfeld und Brachfeld; das eine beſtellte man mit Sommerſaat, das andere mit Winterfrucht, während das dritte brachliegende als Viehweide benutzt wurde. Alljährlich wechſelte die Ausſaat der tragenden Aecker, und in jedem dritten Jahre ſammelte das ruhende Land Kraft zu neuer Fruchternte. Man baute Roggen, Gerſte, auch wohl Weizen, beſonders Hafer, als beliebtes Nahrungsmittel, Hirſe, Bohnen, Erbſen; dann Flachs als Stoff zur Bekleidung. Die Beſtellung des Ackers ſelbſt war die einfachſte, nur den Römern war die Düngung des Bodens bekannt, und zwar mit Mergel.

Außerhalb ſeines Hofes war alſo der freie Mann in der Benutzung ſeines Eigenthums durch die allgemeine Regel gebunden. Mehr noch war dies der Fall in der gemeinen Mark, die alles umfaßte, was nicht als Sondereigen vertheilt worden war, den noch nicht angebrochenen Brachacker, Wald und Wieſe, Weiden und Heideland, Weg und Steg, Bach und Fluß. Wohin Pflug und Senſe nicht gehen, das iſt gemeine Mark; die Markweiden dürfen von der Sichel nicht berührt werden. Alle Markgenoſſen haben ein echtes Eigenthumsrecht an Wonne, Weide und Viehtrift, an der Maſt im Walde, an Brenn- und Bauholz, an Jagd und Fiſcherei, und nutzen es nach allgemein ausgemachter Ordnung. Hier hielt man Rinder- und Schafheerden, auf den Eichenkämpen Schweine, in den Wäldern Bienen. Die Markordnung wurde in gemeinſamen Verſammlungen aufgerichtet, in denen jeder Genoſſe ſeine Stimme abgeben kann, wer, wie es ſpäter hieß, in der Mark Rauch und Feuer hat. Alle haben die Pflicht in Noth und Gefahr einander zu unterſtützen, aber auch für jeden Schaden, der in der Mark geſchieht, zu haften, ſobald der Thäter nicht nachweisbar iſt.

Das erſte Markdorf war das Dorf überhaupt, das Heim d. h. die Heimath, eine Bezeichnung, welche ſich in vielen Ortsnamen bis heute erhalten hat. Aber dieſes Heim trug die Nothwendigkeit der Erweiterung in ſich, die nachwachſenden Familien bauten aus, jüngere Dörfer gehen aus dem erſten hervor. In ähnlicher Weiſe, wie das Mutterdorf, werden ſie mit Sondereigen und Markland aus der Bodenmaſſe ausgeſtattet, welche bisher gemeinſame Mark geweſen war, und nun bedeutend geſchmälert wird; die jüngeren Dörfer gehen

allmälig die ursprüngliche Mark auf. Je mehr Land als Sondereigen vertheilt ward, je mehr Aecker wurde bestellt; es liegt der Ackerbauer, der Bodentheilung verlangt, über den Hirten, der für Heerde und Weide große ungetheilte Felder zu erhalten wünscht. Es ist der Kampf einer höheren und niederen Bildungsstufe. Während der Hirt ruhelos, wie seine Hunde, die Ebenen durchstreift, und mit dem zufrieden ist, was die einzelne Stelle für den Augenblick gewährt, ruht auf dem Ackerlande das festhafte Leben, das freie stetige Bauernthum, das seine Wurzel in die Tiefe des Bodens einschlägt, und zu jeder höheren Gestalt der Bildung emporwachsen kann.

Hund und Beute im alten Deutschland.

Scene aus der Schlacht bei Leuthen.

Ein kaiserlicher Freiwilliger (zu einem Tabak rauchenden preußischen Grenadier, dem beide Füße abgeschossen sind): Kriegskamerad, wie ist es möglich, daß Ihr in Eurem schrecklichen Zustande ruhig Tabak rauchen könnt? Der Tod ist Euch ja nahe.

Grenadier: Was ist daran gelegen? Sterb' ich doch für meinen König!

Die Frau Kammerdienerin Videcap.

Von Louis Schneider.

Mit Unrecht klagen unsere dramatischen Dichter und Novellisten über Mangel an Stoff, wenn man verlangt, daß sie ihr Talent zur Verherrlichung unserer vaterländischen Geschichte verwenden sollen. Er ist reichlich vorhanden, wenn auch noch nicht so vielfach ausgebeutet, so zum Gemeingut im Bewußtsein des Volkes geworden, wie z. B. die Hofgeschichte der französischen Könige im 17. und 18. Jahrhundert. Die Memoiren-Literatur, der bereitete Stoff für dramatische und novellistische Behandlung, fehlt uns aber ist auf so Weniges beschränkt, daß es immer wieder der kriegerische große Kurfürst, der Roßbach Friedrich Wilhelm I. und allerlei Anekdotisches aus dem Leben Friedrichs des Großen ist, was für die Bühne und den Lesetisch behandelnswerth erscheint. Und doch, welche Fülle, wenn man nur erst ernstlich zu suchen beginnt! Freilich kommt es eben auf das Talent des Suchenden an, nicht allein das Geeignete aus dem Wuste trockner, meist pedantischer Darstellung herauszufinden, sondern noch weit mehr auf das Talent der dichterischen Zuthat und Gestaltung!

Hätte der fruchtbare Scribe, als er sein mit Recht berühmtes Stück: Das Glas Wasser, oder Ursachen und Wirkungen schrieb, die Hofgeschichte des Brandenburgischen Kur- und Preußischen Königshauses so genau gekannt, als die Memoiren aus der Zeit der Königin Anna von England, so würde vielleicht statt seines Glases Wasser — eine Tasse Kaffee die Runde über fast alle Europäischen Bühnen gemacht haben, denn in der That spielt eine Tasse Kaffee eine entscheidende Rolle in der Regierungsgeschichte König Friedrich I. und Folgen von Bedeutung knüpften sich an die anscheinend so unbedeutende Ursache.

Wie in dem Scribeschen Stücke die Herzogin von Marlborough, so war es in Charlottenburg die mannigfach bekannte Frau Kammerdienerin Videcap, allerdings schon als Gräfin Kolbe von Wartenberg und Titular-Favorite des Königs, die durch ihr unverschämtes Betragen gegen die Königin eine plötzliche Wendung in den Hof-, Staats- und politischen Verhältnissen des damals noch jungen Königreiches herbeiführte. Aber das Steigen und der Fall dieser jedenfalls merkwürdigen Frau, welche fast zehn Jahre lang die Geschicke des Staates mitlenkte, und erwiesen keinem bedeutenden Ereignisse jener Zeit fremd war, sind jedenfalls ungewöhnlicher, oder wenn man will, romantischer, wenn nicht romanhafter, als das ganze Leben der Herzogin von Marlborough, denn sie kam in sehr untergeordneten Verhältnissen 1690 an den Kurfürstlichen Hof zu Berlin und erstieg in verhältnißmäßig kurzer Zeit die höchste Stufe der Ehren und Würden, die überhaupt damals zu erreichen waren, gewann einen Einfluß, wie bis nach dem Tode Friedrichs des Großen keine Frau ihn wieder an dem Preußischen Hof gewonnen und endete so vergessen, verachtet und bei Seite geschoben, daß sie dadurch nicht allein zu einer Curiosität, sondern auch zu einer Lehre wird.

Sie war aus Emmerich im Herzogthum Cleve gebürtig und die Tochter eines Schiffers Ricker, der in einer Winkelschenke schlechten Wein theuer verkaufte und seine beiden ziemlich hübschen Töchter in der Schenkstube als Anlockungsmittel für seine Gäste, diese bedienen ließ. Auf einer der Reisen des Kurfürsten Friedrich III. kam dessen Kammerdiener Videcap mit seinem Herrn nach Emmerich, hörte von der lustigen Wirthschaft in jener Schenke und besuchte sie, um sich die lange Weile zu vertreiben. Katharina, die älteste der beiden Schwestern, gefiel ihm: er verliebte sich in sie und obgleich der Vater sie ungern verlor, da sie

eine Hauptstütze seines Geschäftes war, kam doch rasch eine Heirath zu Stande. So gelangte die künftige allmächtige Favorite des Königs, unscheinbar genug auf einem Packwagen, zusammen mit dem ganzen, schon damals sehr zahlreichen Dienertroße des Kurfürsten nach Berlin. Aus einer alten Rechnung über die Besoldungen und Accidenzien des Kurfürstlichen Hofstaates geht hervor, daß Bidecap im Jahre 1689 der sechste unter den Kammerdienern mit 400 Thalern gleich den übrigen auf dem Hof-Etat angesetzt war und außerdem für drei Pferde Futter erhielt. Die junge Wirthschaft mag also im Anfange ziemlich bescheiden ausgesehen haben, sollte aber bald genug glänzender werden, denn der Kurfürstliche Kämmerer, das heißt, Kammerjunker von Kolbe lernte die junge Frau kennen, protegirte ihren Gatten, der indessen sehr bald den Grund dieser Protektion errieth und seiner Frau ernstliche Vorstellungen deswegen machte. Katharina, früh an ein ungebundenes selbstständiges Leben gewöhnt, erklärte ihrem Mann, daß Herr von Kolbe ihr besser gefalle als er, und daß sie nicht gesonnen sei, sich in ihren Neigungen Fesseln von ihm anlegen zu lassen. Die Nachrichten aus dieser ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Berlin sind außerordentlich dürftig, es läßt sich also wenig mehr darüber sagen, als daß ein sonderbares Verhältniß zwischen diesen drei Personen bestanden haben muß, da Bidecap sich nicht von seiner Frau trennte und zwei Kinder derselben, ein Knabe und ein Mädchen, als Bidecap starb, von dem Kämmerer von Kolbe als die seinigen anerkannt und später vom Kurfürsten unter dem Namen derer von Aipach in den Reichsfreiherrlichen Stand erhoben wurden.

Schon vor dem Tode seines Kammerdieners hatte auch der Kurfürst bei mehreren Gelegenheiten ein besonderes Wohlgefallen an dessen junger Frau bezeigt und von Kolbe dies sehr wohl bemerkt, auch sofort darauf seinen Plan gebaut durch sie sein Glück zu machen. So kam es denn, daß Frau Bidecap nach dem Tode ihres Mannes bei Hofe blieb und zwar als die sofort erklärte Braut des Kämmerers, die nach kaum vergangenem Trauerjahre ihre Verheirathung erfolgte, und nun die Schifferstochter aus Emmerich es schon bis zur Frau Kämmerer gebracht hatte. Ueber das eigenthümliche Verhältniß, welches schon während des Trauerjahres, ja nach Einigen schon bei Lebzeiten Bidecaps zwischen dem Kurfürsten und der Frau seines Kammerdieners obgewaltet, sind die Meinungen sehr verschieden, jedenfalls kann es nur in jener Zeit und jener Umgebung ganz verstanden werden. Allerdings war die Bevorzugung, welche der Kurfürst ihr angedeihen ließ, und der Einfluß, den er ihr auf viele Verhältnisse des Hofes gestattete so offenkundig und auffällig, daß der Glaube wenigstens entschuldigt erscheint, welcher ein vertrautes Verhältniß zwischen dem Kurfürsten und seiner Kammerdienerin annimmt. Anscheinend bestätigt wird dies auch durch die Abneigung der Königin Sophie Charlotte gegen sie, welche nie dazu zu bringen war, diese Frau in ihrem Schlosse Lietzenburg (Charlottenburg) zu empfangen. Anderweitig wird behauptet, daß der schlaue und den Neigungen seines Herrn schmeichelnde Kolbe, den Kurfürsten überredet, da Ludwig XIV., dieses Vorbild Friedrich's, mehrere Favoritinnen gehabt, so müsse ein wahrhaft mächtiger und großer Fürst auch wenigstens Eine haben, wenn es auch, — wie sich überdies bei der tugendhaften Gesinnung des Kurfürsten von selbst verstehe, — nur eine Titular-Favorite sei, wogegen Niemand Etwas haben könne; würde diese Stelle bei Hofe aber geschaffen, so eigene sich wohl Niemand besser dazu, als die Frau Kammerdienerin, auf der ja das Auge des Herren mit Wohlgefallen ruhe. So mag es denn gekommen sein, daß diese Frau, die weder hervorragend schön noch geistreich, aber schlau und unterhaltend war, durch den Schein zu einer Wirklichkeit gelangte, für die man in der Geschichte des Preußischen Hofes vergebens nach einem zweiten Beispiel sucht. Als nun von Kolbe durch Vermittlung des Kurfürsten beim Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, kannte der Stolz und die Ueberhebung der neuen Reichsgräfin von Wartenberg keine Grenzen mehr und im Verein mit ihrem Gatten strebte sie dahin, eine unbedingte erste Stelle bei Hofe einzunehmen, für welche

ihnen vor der Hand noch der Minister von Dankelmann im Wege stand. Es wurde also systematisch an seinem Sturze gearbeitet und die angesponnenen Intriguen, von denen man vollständige Schilderungen besitzt — auch die vollständigen Akten seines späteren Prozesses sind im Geheimen Staats-Archiv noch vorhanden, — führen fast alle auf die Betheiligung, ja selbst auf die Leitung der Gräfin zurück. — Es wäre eine zwar höchst interessante, aber auch widrige Erscheinung, wenn diese Prozeß-Akten je veröffentlicht würden! Sie sind ein trübes Denkmal jener Zeit und bleiben besser vergessen.

Kurz, von Dankelmann stürzte, und obgleich sich Graf Wartenberg wohl hütete, unmittelbar in seine Stelle zu treten, sondern den General-Feldmarschall von Barfuß dazu vorschlug, so erhielt er doch als Oberst-Kämmerer eine so bevorrechtete und einflußreiche Stellung, daß er häufig und namentlich im Auslande, der eigentliche König von Preußen genannt wurde. Daß seine Gattin nun erst im vollen Sonnenscheine der unbestrittenen Gunst recht aufging und blühete, ist begreiflich; daß sie dadurch heimlich eben so verhaßt, als äußerlich mit kriechender Unterwürfigkeit noch mehr verwöhnt wurde, versteht sich von selbst. Nur von der Königin konnte sie keinerlei Beachtung oder Anerkennung erlangen, und rächte sich dafür durch die unsaubersten Witzeleien über die gelebten Neigungen und Beschäftigungen der geistreichen Fürstin. Nach Lietzenburg kam sie aber doch nicht eher, bis die Königin gestorben war, denn selbst der König konnte seine Gemahlin nie dazu bewegen, die Gräfin dort zu empfangen, obgleich er ihr stets versicherte, daß der bloße Titel doch keine Ombrage geben könne.

Eine so außerordentliche und ungerechtfertigte Stellung konnte nicht ohne Feinde und Neider bleiben. Es war schwer dem Grafen von Wartenberg beizukommen, denn unstreitig hatte er Vieles dazu beigetragen, daß der Lieblingswunsch seines Herrn — die Königskrone — sich erfüllte. Sehen wir ihn doch bei der Krönung in Königsberg fast als Hauptperson neben dem Könige und als ersten Ritter des schwarzen Adlerordens! Dessenungeachtet bildete sich zuerst im Jahre 1702 eine kleine Verschwörung gegen ihn, und zwar unter den Grafen Dohna, Lottum (Ober-Marschall), Dönhof (General-Commissarius) und dem Hof-Marschall von Wensen, die in der Königin und den Brüdern des Königs Ermuthigung und Unterstützung fanden; von Wensen war zwar der Unternehmendste, aber keineswegs der Geschickteste unter den Verschworenen, wurde aber dessenungeachtet dazu ausersehen, die erste Bresche in das unbedingte Vertrauen des Königs zu seinem Oberst-Kämmerer zu legen. Als Graf Dohna Besorgnisse wegen der Ungeschicklichkeit von Wensen's aussprach, soll Graf Dönhof das Bedenken mit der Aeußerung beschwichtigt haben, „man müsse dem Glücke auch einmal einen Ochsen opfern," entweder eine ungemeine zwanglose Unterhaltungsform unter den obersten Hof-Chargen damaliger Zeit oder eine Ahnung von der Erfolglosigkeit der Wensen'schen Initiative. Bezeichnend für die Bereitwilligkeit des Hofmarschalls von Wensen gegen den Grafen von Wartenberg aufzutreten ist es jedenfalls, daß er dem Oberst-Kämmerer überhaupt seinen Hofmarschallsposten verdankte und nur deshalb zu seinem Ankläger werden wollte, weil er hoffte, selbst in dessen kaum erledigte Stelle einrücken zu können.

Der König hatte die Eigenheit, sich oft bei Einem seiner Günstlinge über den Anderen zu beklagen, und da es wohl hinsichtlich des Grafen von Wartenberg oder seiner Gemahlin nicht an Ursach dazu fehlen mochte, so benutzte Herr von Wensen einst eine üble Laune seines Herrn gegen den Oberst-Kämmerer, um diesen so zu schildern, daß für jeden Anderen gewiß die Königliche Ungnade darauf gefolgt wäre. Er sagte dem Könige, daß Niemand begreifen könne, weshalb der Graf von Wartenberg eigentlich so hoch in der Gunst des Königs stehe, da dieser seine Macht doch nur dazu mißbrauche, das Volk unter die Füße zu treten, und Ungerechtigkeiten gegen alle anderen treuen Diener des Königs zu begehen. Seine Räubereien wären so beträchtlich, daß er alle seine Schätze heimlich außer Landes und nach der Pfalz schaffe, dort große Güter ankaufe, während die Frau Gräfin fortwährend

große Summen nach England schicke, im Lande selbst aber nicht die geringsten Ausgaben mache, was auch ganz natürlich sei, da Beide bei Hofe wohnten und in Allem freigehalten würden; seine Tafel wäre sogar besser besetzt, als die des Königs, was sich aus den Rechnungen der Küchenschreiber sehr leicht beweisen ließ u. s. w. u. s. w.

Der König hörte diese Anschuldigungen erst verwundert, dann aber immer aufmerksamer an, und von Wensen muß sich wohl schon seines Sieges gewiß geglaubt haben, da ihm so gar nicht widersprochen wurde. Er schloß seine Anklage mit den Worten, — wenigstens finden sie sich so aufgezeichnet: „Ich weiß wohl, daß ich verloren bin, wenn der Oberst-Kämmerer erfährt, was ich mich jetzt zu sagen erkühne. Allein, wenn ich länger schwiege, würde ich wider meine Pflicht zu handeln glauben. Uebrigens bin ich erbötig Alles, was ich gesagt, zu beweisen." Damit war die Unterhaltung zu Ende; von Wensen trat ab und wird seine Mandatgeber wohl sobald als möglich von dem anscheinenden Gelingen seines ersten Versuches in Kenntniß gesetzt haben und die Freude im Lager der Verschworenen mag groß gewesen sein, wahrscheinlich eben so groß, als sie kurz war, denn kaum hatte der Hofmarschall das Zimmer des Königs verlassen, so trat der Graf von Wartenberg dort ein, und der König hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinem Oberst-Kämmerer sofort die ganze Unterhaltung mit Herrn von Wensen zu erzählen. Natürlich wurde es dem Angeklagten nicht schwer, sich von jedem Vorwurf, ja von jedem Verdachte zu reinigen und Alles aus dem Neide zu erklären den der ganze Hof über die Gunst empfand, mit welcher Seine Majestät ihn beglückte. So waren die drohenden Wolken bald zerstreut und was noch etwa übrig blieb, das wußte die Gräfin, welche begreiflich lebhaft dabei interessirt war, vollends zu zerstreuen, nebenbei aber ein schweres Ungewitter über das Haupt des ungeschickten Anklägers heraufzubeschwören, was sich gleich am nächsten Tage entladen sollte.

Der König war nach Golze zur Jagd gefahren und bemerkte, als er sich zu Tische setzte, daß das Brod nicht vollkommen ausgebacken sei. Darüber wurde der Hofmarschall härter als wohl sonst angelassen, entschuldigte sich aber damit, daß der Küchenwagen unterwegs zerbrochen wäre, so daß er nicht zu rechter Zeit habe ankommen können, worauf der König mit zorniger Miene aufsprang, seinen Hofmarschall die Serviette vor die Füße warf und heftig ausrief: „Ich bin es müde, mich schlecht bedienen zu lassen und verlange, daß Jeder seine Pflicht thue!" Herr von Wensen hob die Serviette auf und brachte dafür dem Könige eine andere, welche aber sofort denselben Weg vor seine Füße ging und diesmal mit der Weisung begleitet wurde, „er möge sich entfernen und nicht wieder vor dem Könige leben lassen!"

Nicht wenig betroffen über diese offenbar absichtlich herbeigeführte, deshalb aber auch um so unzweifelhaftere Ungnade zog von Wensen sich zurück, war aber kaum in Berlin angekommen, als sich auch schon ein Garde du-Corps-Offizier einfand, und ihm ankündigte, daß er das Vergnügen haben würde, ihn auf die Festung und zwar nach Cüstrin zu begleiten, was, dem erhaltenen Königlichen Befehle zufolge, möglichst zu beeilen sei. Zwei Hofräthe versiegelten seine Papiere und Frau von Wensen erhielt die Weisung, fürder weder bei Hofe zu erscheinen noch etwa eine Fürbitte für ihren Gatten zu wagen. Die Grafen von Dohna und Dönhof wurden auf ihre Güter in Preußen verwiesen und mehrere ihrer Subalternen verhaftet oder verbannt. Nur Graf Lottum kam mit heiler Haut davon, weil man ihn brauchte, denn er war schon vor dem unüberlegten Schritt von Wensens zum Commandeur der in Flandern stehenden preußischen Truppen bestimmt gewesen und hatte jetzt nur rascher abzureisen, verlor aber wenigstens seinen Posten als Ober-Marschall.

So hatte sich alle der eben so zwanglose als prophetische Ausspruch des Grafen Dönhof bewährt. Herr von Wensen war wirklich dem Glücke zum Opfer gebracht worden. Ob

auch die übrigen Punkte des Vergleiches zutrafen, läßt sich nicht entscheiden, da die Geschichte nichts weiter von diesem Herrn von Wenten erzählt, als daß er später zwar aus Custrin entlassen, aber dafür auf seine Güter im Cellischen verwiesen wurde, was indessen auch nicht eher geschah, bis er dem Grafen von Wartenberg eine Verläumdungs-Entschädigung von 10,000 Thalern gezahlt hatte, die der Oberst-Kämmerer auch ohne alles Bedenken einstrich.

Eigentlich war diese fehlgeschlagene Conspiration weniger gegen den Grafen als gegen die Gräfin von Wartenberg gerichtet gewesen, die in ihrem Stolze und ihrem Hochmuthe selbst gegen die Mitglieder der ältesten adeligen Familien und gegen diese absichtlich noch mehr, als gegen andere, sich gar nicht mehr zu lassen wußte. Was sich nur erfinnen ließ, die anderen Damen des Hofes zu demüthigen und herabzusetzen, wurde hervorgesucht, denn sie wollte jede Erinnerung an ihr Herkommen, wenigstens jede hörbare, zum Schweigen bringen. Darum hatten ihr aber auch grade die Damen unversöhnlichen Haß und Rache geschworen und man suchte eifrig Gelegenheit die Uebermüthige zu stürzen, aber lange vergebens; ja als 1705 die Königin Sophie Charlotte starb, schien jede Hoffnung dazu zu schwinden, denn nun hielt die Gräfin Kolbe von Wartenberg, verwittwete Videcap, geborene Ricker, förmlich selbst Hof und machte in Gegenwart des Königs die Honneurs. Sobald es die Trauerzeit nur irgend mit Anstand erlaubte, zog sie in das Lietzenburger Schloß, welches bekanntlich nun erst den Namen Charlottenburg erhielt.

Trotz aller Anstrengungen und trotz der unerklärlichen Willfährigkeit des Königs für jeden ihrer Wünsche und Vorschläge wollte es ihr doch nicht gelingen, den Hof zu beleben, das Andenken an die geistreiche Sophie Charlotte zu verwischen. Wer nicht gradezu befohlen wurde, erschien nicht mehr bei Hofe und der König selbst begann zu empfinden, daß sich Cavaliere und Damen vom Hofe zurückzogen, um nicht den unerträglichen Ueberhebungen dieser Frau ausgesetzt zu sein. Man gab ihr nicht nach, aber man wich ihr. Jedenfalls erreichte sie in dieser Zeit ihren Willen die absolut erste Person am Hofe zu sein und ließ es Alle bitter empfinden, die sich dem nicht fügen wollten. Ruhte sie doch nicht eher, bis ihr die Herzogin von Holstein für 10,000 Thaler den Vortritt unmittelbar hinter den Prinzessinnen des Königlichen Hauses verkaufte. Zum Ueberfluß bezahlte nicht sie diese 10,000 Thaler, sondern der König verstand sich dazu, die Summe der Herzogin zu übersenden. Bei der Wichtigkeit des Vortritts-Rechtes in jener Zeit, müssen doch auch noch andere Beweggründe vorhanden gewesen sein, durch welche die Herzogin zu diesem seltsamen Handel bestimmt werden konnte, denn die Summe ist verhältnißmäßig unbedeutend für den Werth, den Vortritt und Vorrang damals hatten. Die Damen des Hofes mußten sich freilich diesem neuen Triumphe ihrer Feindin fügen, aber die Frauen der am Preußischen Hofe akkreditirten Gesandten waren keineswegs gewillt, sich einem so unerhörten Vorgange zu unterwerfen, wie es der Verlauf eines Vortritts-Rechtes war und hielten daher eifrig Rath unter sich, wie dieser neuen Anmaßung am Besten zu begegnen sei. Frau von Lintlo, Gemahlin des Holländischen Gesandten, erbot sich den Streit auszufechten, weil sie nach dem Urtheil der übrigen Damen „von robustem Körperbau" und daher am Besten geeignet war, einen etwa oder vielmehr sehr wahrscheinlich entstehenden Real-Conflikt auszufechten. Eine Gelegenheit dazu sollte sich sehr bald finden, nämlich die Taufe der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Tochter der Kronprinzessin. Daß eine amtliche Reklamation von Seiten der Frau von Lintlo oder der übrigen Gesandtenfrauen nichts helfen würde, wußte man im Voraus. Es wurde also beschlossen, ohne Weiteres eine That eintreten zu lassen und zwar in Form einer Ueberrumpelung, deren weitere Folgen dann aber dem robusten Körperbau der Frau von Lintlo anheimgestellt wurden.

Die sämmtlichen cemfahigen Damen versammelten sich am Taufstage in den Appartements der Kronprinzessin wo die Schwägerin des Königs, Markgräfin von Schwedt, die neu-

geborne Prinzessin empfing, und von dort bis in die Kapelle tragen sollte. Unmittelbar hinter der Markgräfin, nahm die Gräfin von Wartenberg, den Kaufbrief über den Vortritt in der Tasche, ihren Platz und so setzte der Zug sich in Bewegung. Frau von Lintlo hatte sich aber nicht mit in den Appartements der Kronprinzessin versammelt, sondern sich gleich in das Vorzimmer zur Kapelle begeben, wo sie sich bei Ankunft des Cortèges hinter die schweren Draperien der Thür versteckte und als die Markgräfin durchpassirt war, sprang sie vor und eroberte glücklich den Platz vor der Gemahlin des Oberst-Kämmerers, welche indessen schnell genug der Ueberraschung Herr wurde, sie am Kleide packte und durch die Thür zurück zerrte. Ein Zeitgenosse und Augenzeuge erzählt nun den Vorgang folgendermaßen:

„Frau von Lintlo machte eine geschickte Wendung, that einen leichten Sprung und richtete im Kopfputz der Gräfin eine große Unordnung an, welcher von der Gräfin durch einige Rippenstöße ripostirt wurde."

Jedenfalls scheint eine Scene erfolgt zu sein, die eben nicht zu den gewöhnlichen bei fürstlichen Taufhandlungen gehört und was in der Relation eines Hofmannes, eine geschickte Wendung, — ein leichter Sprung, — eine Unordnung im Kopfputz — genannt wird, würde im gewöhnlichen bürgerlichen Leben durch wesentlich andere Ausdrücke bezeichnet werden. Nur das Wort „Rippenstöße" überspringt die Regeln der gewöhnlichen Hoffitte und giebt ein ungefähres Bild von der eigentlichen Natur „jenes leichten Sprunges."

Die Gräfin von Wartenberg behauptete übrigens das Feld und trug nachher während des ganzen feierlichen Tauf-Aktes ein bedeutendes Stück des Kopfputzes der holländischen Gesandtin als Zeichen ihres unzweifelhaften Sieges in der Hand. Die Unordnung im Kopfputze, welche nur bei der Gräfin von Wartenberg angerichtet wurde, scheint also im weiteren Verlauf der Rangstreitigkeit gegenseitig gewesen zu sein. Ob auch Haare oder Stücke der resp. Kopfhaut beider Damen mit zu den Trophäen des Kampfes gehört, wird von dem Augenzeugen nicht angegeben, dagegen aber sorgfältig erwähnt, daß es nur der „immensen Capacität des Ober-Ceremonienmeisters von Besser" gelungen sei, die beiden erbitterten Kämpferinnen zu trennen.

So theilte schließlich Frau von Lintlo das Loos des Herrn von Wensen, denn die Folgen ihres kühnen Griffs waren für sie nicht erfreulicher Art. Obgleich die schlagendsten Argumente in dieser ganzen Angelegenheit bereits vorgebracht worden waren, hatte sie damit doch noch nicht ihr Ende erreicht und wenn ein dramatischer Dichter sich des dankbaren Stoffes bemächtigt, so sind es nun die Scenen im holländischen Gesandtschaftshôtel zwischen Herrn und Frau von Lintlo, vielleicht in Gegenwart der übrigen Gesandtenfrauen, eine Scene im Cabinet des Königs zwischen ihm und der Gräfin von Wartenberg oder in Monbijou zwischen dem gräflichen Ehepaare, in denen sich Gemüthsstimmungen und Seelenzustände mit Lebendigkeit schildern ließen. Die nächste Folge jener wahrscheinlichen Scene im Cabinette des Königs war, daß der Frau von Lintlo sofort der Hof verboten und ihr aufgegeben wurde, der Gräfin von Wartenberg Abbitte zu thun. Dagegen opponirte der holländische Gesandte auf das Allerentschiedenste und erklärte, daß seine Gattin sich nie zu einer solchen Demüthigung verstehen würde. Dafür wußte Graf Kolbe aber Rath, denn es erfolgte nun die Drohung, daß der König bei den Generalstaaten auf die Zurückberufung ihres Gesandten antragen werde und wenn diese nicht erfolge, so würden die in Flandern stehenden Preußischen Regimenter in holländischem Solde, sofort den Befehl erhalten, sich von den Holländern zu trennen. Herr von Lintlo muß wohl nicht geglaubt haben, daß man es so weit treiben werde und blieb bei seiner Weigerung. Nun erging aber wirklich die Preußische Note an die Generalstaaten und gleichzeitig der Befehl an die in Flandern commandirenden Preußischen Generale, Alles zum Rückmarsch in die Heimath bereit zu halten. Für die Generalstaaten stand bei einem solchen Bruche aber zu viel auf dem Spiele; so biß

man dort in den sauren Apfel und schickte dem Gesandten in Berlin Befehl und Instruktion zu einer officiellen Abbitte, die denn auch in demselben Zimmer, an derselben Thür und in Gegenwart derselben Personen, welche der „weitpeinlichen Rangstreitigkeit" beigewohnt, in möglichster Feierlichkeit und Umständlichkeit stattfand. Die Abbitte war vorher genau stylisirt worden und deren Wortlaut Gegenstand weitläuftiger diplomatischer Verhandlungen gewesen. Gewiß hat die Gräfin von Wartenberg ihrer so arg gedemüthigten Gegnerin auch nicht eine Sylbe dieser Demüthigung erspart und sie den bitteren Kelch bis zum letzten Tropfen austrinken lassen.

Und diese angedrohte Abberufung der Preußischen Truppen in Flandern geschah fast gleichzeitig mit der wirklichen Abberufung der englischen: Das „Glas Wasser" in London und der „leichte Sprung" in Berlin. Die Herzogin von Marlborough und die Hofdame Masham an der Themse, die Gräfin von Wartenberg und Frau von Pintlo an der Spree! Dieselben kleinen Ursachen und dieselben großen Wirkungen. Et c'est ainsi qu'on écrit oder vielmehr qu'on fait l'histoire! —

War nun zwar auch diesmal der Sieg errungen, so war die nächste Folge davon doch die noch größere Erbitterung ihrer Gegner, nur ging man nicht mehr so offen zu Werke. Auch die Kronprinzessin hatte es übel genommen, daß jener Vorfall die Taufe ihres Kindes gestört und man stellte ihr in den schwärzesten Farben die dadurch herbeigeführte peinliche Stimmung während der heiligen Handlung vor, so daß die Fürstin ihre ungnädigen Gesinnungen gegen die Gräfin auf keine Weise mehr verbarg. Eine solche Gegnerin aber konnte der verwöhnten Favoritin doch Besorgnisse einflößen und sie dachte auch sofort auf Mittel, diese neue Gefahr zu paralysiren. Diese wurden denn auch in der dritten Vermählung des Königs mit der Prinzessin Luise Sophia von Mecklenburg gefunden, natürlich nicht ohne vorher die genauesten Erkundigungen eingezogen zu haben, ob der Charakter der Prinzessin eine Fortdauer der bevorzugten Stellung hoffen ließ, welche Gräfin Wartenberg auch der neuen Königin gegenüber aufrecht zu erhalten, entschlossen war. Sie müssen wohl ermuthigend gelautet haben, denn die Vermählung fand statt und von dem Augenblicke an war die Kronprinzessin auch nicht mehr die erste Dame am Königlichen Hofe.

Aber weit entfernt, sich mit der neuen jungen Königin auf guten Fuß zu stellen, hielt es die Gräfin, durch alle bisherigen Erfolge verwöhnt, für besser, auch diese ihr Uebergewicht fühlen zu lassen und fand auch jetzt noch Unterstützung beim Könige, der sich nun einmal an die Unterhaltung mit seiner ehemaligen Kammerdienerin gewöhnt hatte und bei zunehmendem Alter ungern von seinen Gewohnheiten ließ. Aber allzuscharf macht schartig. Königin Luise Sophia empfand täglich mehr die Beleidigung, welche für sie in diesem Verhältnisse der Gräfin zum Könige lag und ertrug nur, weil sie mußte, das unwürdige Joch derselben.

So ging es bis zum Jahre 1710, wo nun endlich die Macht der Favoritin, ohne alle Intrigue, ohne jeden angelegten Plan, durch ihr eigenes unverschämtes Betragen plötzlich und von allen Seiten unvermuthet gebrochen werden sollte.

Der König war nämlich auf einige Tage nach Leipzig gereist und die Königin hatte sich nach Charlottenburg zurückgezogen, wo einige Tage Unwohlseins sie an das Zimmer fesselten. Zusammen mit ihren Damen arbeitete sie an einem großen Teppich, der zum Geschenk für den König bestimmt war und rasch fertig werden sollte. Obgleich die Königin wußte, daß die Gräfin von Wartenberg nicht gern dergleichen Arbeiten machte, so ließ sie dieselbe doch dazu einladen, da ja nichts versäumt werden durfte, was dieser stolzen Frau Gelegenheit zu einer Beschwerde beim Könige geben konnte. Als so die Damen arbeiteten, trat plötzlich ein der Königin ganz unbekannter Mensch ins Zimmer und mit einem Präsentirbrett an die Gräfin heran, auf welchem eine Tasse und silberne Kaffeekanne stand. Als wenn sich das von selbst verstünde, wollte die Gräfin sich eben den Kaffee einschenken, als die

Königin fragte, wer dieser fremde Mensch sei, der sich unterstehe, ungerufen in ihr Zimmer einzudringen.

„Mein Kammerdiener," lautete die Antwort, „den ich mir herbestellt, weil ich gewohnt bin, um diese Zeit meinen Kaffee zu trinken."

Aufgebracht über diese maßlose Unschicklichkeit, befahl die Königin der Gräfin mit sammt ihrem Kammerdiener, sich augenblicklich zu entfernen, und ihre Kaffeestunde zu Hause abzuhalten.

„Das möchte ich doch einmal sehen," erwiederte die Gräfin mit beleidigendem Hohnlachen und schickte sich an ihre Tasse Kaffee in vollster Ruhe auszutrinken.

Nun rief die Königin aber in höchstem Zorne ihre ganze Dienerschaft herein und befahl den erstaunten Laquaien, „diese Frau da" sofort aus dem Fenster zu werfen, wenn sie und ihr Kammerdiener nicht augenblicklich das Zimmer verließen.

Das wurde Ernst, und obgleich die Gräfin sich auf ihre Füße verlassen konnte, so mochte sie doch wohl einsehen, daß sie hier den Kürzeren ziehen würde und entfernte sich in der That. Mit welchen Gefühlen und Vorsätzen läßt sich denken. Jedenfalls geschah es, ohne daß sie Stücke des Kopfputzes der Laquaien in den Händen behalten hätte, oder daß es zu „leichten Sprüngen" gekommen wäre.

Den zurückkehrenden König überströmte sofort eine Fluth von Klagen und Forderungen. Diesmal war das Vergehen der Gräfin aber doch zu flagrant und zu allen Dingen zu sehr gegen die Etiquette, als daß der König seine Favorite vor der Abbitte schützen konnte, welche die Königin durchaus verlangte. Graf Wartenberg mußte wohl auch eingesehen haben, daß hier mehr auf dem Spiele stand, als sich verantworten laße; kurz, die Abbitte fand statt, in den mildesten Formen, und de fort mauvaise grâce, aber sie fand statt.

Das war der erste Fehlschlag, den die übermüthige Frau erfuhren, und sofort erhoben ihre Feinde und Feindinnen kecker als bisher das Haupt. Man legte ihr Fallen, um sie zu einer Uebereilung zu veranlassen, und so schlau die nun durch ein Mißlingen Gewitzigte auch war, so war sie doch nicht schlau genug einer dieser Fallen zu entgehen. Die Gräfin Matuoff, Gemahlin des Russischen Ministers im Haag, kam durch Berlin, und stieg im Hause des Russischen Gesandten von Bicht ab. Ihr zu Ehren wurde ein großes Diner angesagt und alle vornehme Personen, natürlich auch die Gräfin von Wartenberg dazu eingeladen. Alles war versammelt, nur die Gräfin ließ auf sich warten und sandte endlich ihren Stallmeister, welcher den Gesandten fragte: Ob die Gräfin Matuoff den ersten Platz an der Tafel beanspruche? Wäre dies der Fall, so würde die Gemahlin des Ober-Kämmerers Seiner Majestät nicht erscheinen. Herr von Bicht antwortete, daß die Gemahlin eines kaiserlichen Staats-Ministers, welche als Gast in seinem Hause, also unter gewohnten Russischen Verhältnissen anwesend sei, auch den ersten Platz haben müsse, wenigstens sei er gezwungen, ihr denselben reserviren zu müssen. Es wurde nun möglichst lange mit dem Diner gewartet, um der Gräfin Zeit zu einem Entschlusse zu lassen. Als sie aber sagen ließ, daß sie unter diesen Umständen nicht erscheinen werde, mußte ohne sie und wohl nicht in der besten Stimmung gegessen werden. Es konnte denn auch nicht fehlen, daß die Gräfin Matuoff diese Beleidigung erfuhr und sich durch den Gesandten beim Könige in officieller Form darüber beschwerte. Diesmal stand die Sache anders. Dem Könige war grade damals viel an der Freundschaft Rußlands gelegen und so mußte denn die stolze Gräfin Wartenberg abermals Abbitte leisten. War dies der Königin gegenüber in die mildeste Form gekleidet gewesen, so hielt sich die Russische Gesandtschaft dagegen an das Ceremonial, welches der Frau von Lintlo auferlegt worden war. Die Abbitte mußte in dem Tafelzimmer der Russischen Gesandtschaft in Gegenwart der damals zum Diner versammelten Personen und im Beisein des ganzen diplomatischen Corps und der sämmtlichen Gesandtenfrauen stattfinden.

Nur der englische Gesandte Lord Ruby wurde nicht dazu eingeladen. Das schlimmste war, daß eine bestimmte Stunde dazu festgesetzt war, und diese von der Gräfin genau innegehalten werden mußte, da die Gesandtenfrauen sich verabredet hatten, keine Minute früher kommen und eine Minute nachher sich entfernen zu wollen, so daß die Abbitte vereitelt worden wäre, wenn die Gräfin nicht pünktlich erschien.

Als der König nach diesem Vorfalle zum erstenmale wieder mit der Gräfin sprach, sagte er ihr harte Worte, und machte ihr den nur zu begründeten Vorwurf, daß sie ihm immer dergleichen Unannehmlichkeiten zuziehe. Wenn sie ihr Betragen nicht ändere, — fügte er hinzu, — so würde er andere Maßregeln ergreifen müssen. Jedenfalls muß der Unwille des Königs sich sehr entschieden geäußert haben, denn in höchstem Grade niedergeschlagen, verließ sie das Schloß, — wohin sie nie wieder zurückkehren sollte, denn kaum in Monbijou angekommen, drang sie in den Grafen, Berlin und wo möglich Preußen sofort zu verlassen, weil ihre Feinde nun doch wohl den Sieg über sie davon tragen würden.

Und sie hatte nur zu richtig gesehen, denn schon von dem Augenblicke an, wo die Unterhandlungen wegen der Abbitte beim Russischen Gesandten begonnen, hatten sich alle Gegner des Wartenbergischen Paares vereinigt, dem Könige das Unerträgliche der Stellung zu schildern, welche der Graf und die Gräfin am Preußischen Hofe einnahmen, und so gelang der Sturz Beider.

Die Gräfin verließ in der That sofort Berlin, vielleicht in der Hoffnung, bald als unentbehrlich zurückberufen zu werden, und erhielt eine Pension von 20,000 Thalern, die sie aber nur drei Jahre lang, bis zur Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm I. genoß, wo dieselbe ohne Weiteres gestrichen wurde. Sie lebte in Frankfurt a. M. anfangs ein glänzendes, dann ein sittenloses, bis zum Cynismus gesteigertes Leben, gab ihr sehr bedeutendes Vermögen in Schwelgereien aus und mußte endlich auch ihre auf 50,000 Thaler geschätzten Brillanten verkaufen, um das gewohnte Wohlleben noch einige Zeit fortführen zu können. Ihr Ende war dürftig und verachtet.

Es würde sich nach unverdächtigen Zeugnissen noch Manches davon beibringen lassen, aber für uns endet das Interesse an dieser Frau mit ihrer verdienten Entfernung vom Preußischen Königshofe.

Der letzte Wendenkönig.

Nach Sage und Geschichte.

Von Professor R. Gosche.

Wenn stammverschiedene Völkermassen auseinanderstoßen, um einander in längerem oder kürzerem Kampfe den Boden streitig zu machen, welcher beiden Theilen schon angefangen hat heimathlich zu werden: dann wird die Sage mit sinniger Gerechtigkeit sich beeilen, die Thaten des überlebenden Volkes zu verherrlichen und zugleich Blumen der Erinnerung auf die Gräber des untergegangenen zu streuen. Die Theilnahme, welche sie für das untergegangene hegt, ist nicht selten tiefer, und das Gedächtniß solcher letzten Schicksale gleicht dem sich vergrößernden Bilde der sinkenden Mondscheibe, welche durch den dämmerhaften Nebel roth und traurig hindurchschimmert. Das überwundene Geschlecht wird mit Riesengröße ausgestattet. So redet die griechische Sage von den vorausgegangenen Cyklopen, und wo in

seinen heidnischen Riesensagen irgend ein Stein- oder Erdhaufen bemerkenswerth hervortritt, weiß die Ueberlieferung ihn gewiß als Trümmer eines vormenschlichen Riesenleibes zu deuten.

Dieses Riesenbild wird sogar auf geschichtliche Lebensformen übertragen, welche in ihren einfachen menschlichen Verhältnissen durchaus sicher erkennbar sind. Die Erinnerungen an die langen volksthümlichen Kämpfe zwischen Slaven und Deutschen wissen nicht selten von riesenhaften Erscheinungen zu berichten: so läßt eine altmärkische Sage unentschieden, ob ein mächtiges Hünenbette in der Gegend von Salzwedel einem Riesen oder dem letzten Wendenkönige Jan Kalo gehöre. Aber wie das slavische Volksthum in der besondern Abzweigung des Wendischen erst unter dem vollen Lichte der Geschichte begonnen hat sich dem Deutschen zu verschmelzen, so bewegen sich hier die Sagen von den letzten Dingen der Wenden fast durchaus in den Grenzen des Reinmenschlichen.

Diese Sagen gehören natürlich nur den Gebieten Norddeutschlands an, in welchen besonders wendische und deutsche Stämme einander mit Erfolg bekämpft haben; die Elbe bezeichnet ihre westliche, das Königreich Sachsen ihre südliche Gränze. Durch die ganze Mark sind Sagen verstreut, welche von Wendenschlachten berichten; das Lager der Wenden bezeichnen noch jetzt die ziemlich abgepflügten beiden Erdwälle zwischen Gardelegen und Gimbal; der rothgefärbte Boden der Umgegend der priegnitzer Stadt Lenzen redet von Wendenblut, das in diesen Kämpfen vergossen worden ist; die Hünenbetten bei dem altmärkischen Dorfe Groß-Ballerstedt, welche die industrielle neuere Zeit gern für alltägliche Zwecke verbraucht hat, gelten einer frühern ehrfurchtsvollen Anschauungsweise als die Ruhestätten gefallener Wenden, aus denen ein feineres Ohr noch Klagelaute um den verlorenen Sieg zu vernehmen glaubte. Den sichern Kernpunkt in diesen sich nebelhaft hinziehenden Sagen bezeichnet die Gestalt Albrechts des Bären, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts den Sieg des Deutschthums zu befestigen begann. Sein Gegner Pribislav hatte mit seinem heidnischen Glauben auch sein Wendenkönigthum an das Christenthum und dessen glückliche Vertreter dahin gegeben, und es half wenig, daß Jaxo von Köpnick noch einen Kampf gegen den Brandenburger begann, den die Sage reichlich ausgeschmückt hat und der mit dem Schildhorn am Pichelsdorfer Havelufer im Zusammenhang steht: mit Pribislav war im Jahre 1141 thatsächlich das märkische Königthum der Wenden gestorben.

Aber an einer anderen Stelle erhielt es sich in einer geheimnißvollen Weise.

Noch jetzt leben in geschlossener Masse etwa 150,000 Wenden in den beiden Lausitzen, von Kottbus bis nach dem sächsischen Bautzen herab, ihre Volksthümlichkeit in Tracht und Sitte, in Sprache und Liedern treu bewahrend. Es ist eine slavische Sprach- und Volksinsel inmitten des bewegten Wellenschlages deutscher Geschichte. Aus ihrer Sprache hat die ganze, von ihnen nur noch zum Theil bewohnte und in ihrer Ausdehnung nicht gleichmäßig bezeichnete Landschaft ihren Namen empfangen; denn Luzhica (von luzha „Pfütze") bedeutet eigentlich sumpfige Niederung und deren Bewohner. Das ursprünglich unter diesem Namen begriffene Gebiet war von der Spree und der schwarzen Elster eingeschlossen. Nachher ist die Bedeutung des Namens landschaftlich erweitert, das unter ihm begriffene Volk aber allmälig in seinem nationalen Leben eingeschränkt worden; indessen noch bis in das 19. Jahrhundert wurde dicht vor Lübben im Spreewalde wendisch gesprochen. Mit einer eigenthümlichen Abneigung dieses Volkes gegen alle die Culturelemente, welche natürlich durch die Vermittlung der feindlichen Deutschen allein hätten zugeführt werden können, verband sich die Treue gegen die eigenen Ueberlieferungen fast selbstverständlich, und kaum sind daher vergleichungsweise in Polen Reste altslavischer Anschauung mit ähnlicher Sorgfalt bewahrt worden als unter den Wenden; hier war es eine Opposition des Gemüths, welche lange Stand gehalten hat, dort unter den Polen Opposition politischen Selbstbewußtseins, das in dem Wahlkönigreich und herzlosen Standesformen Eile hatte sich unbewußt zu zerrütten.

Ehe die Schläge der Holzexte durch die grünen Laubwälder der oberen Spree häufiger schallten und die üppig grünen Wiesen des Spreewaldes in breiterer Ausdehnung da trocken gelegt wurden, wo man immer noch ganz in der Weise der Vorfahren auf den breiten aber flachen Kähnen die vielen Arme des Flusses befahren hatte, hörte man mannigfaltige Sagen von dem Wendenvolke so häufig und so anschmeichelnd, wie die mannigfachen Lieder der Vögel in den Wipfeln dieses Spreewaldes. Wo die Geschichte mit ihrer fast mechanischen Ueberlieferung des Schwarz auf Weiß rücken ließ, trat die Sage ergänzend ein; wo der Berichterstatter nur, wie immer zu geschehen pflegt, das Aeußerliche zu beobachten verstand, wußte sie gar und feinsinnig die innersten Beweggründe und treibenden Mächte zu entdecken. Zumal, als das wendische Volk aufgehört hatte, eine Geschichte zu haben, da konnte sie nicht dulden, daß es des Glanzes und der Majestät eines Königthums entbehre, in welchem sinnige Völker die einheitliche, sich selbstbewußte Incarnation ihres Wesens zu sehen pflegen. Auch die Sage der Wenden hielt den Satz der monarchischen Staatsform fest, daß der König nicht sterbe; die Gewalt der Thatsachen hatte zwar dem ihrigen seine Krone zerbrochen: darum umgab sie das Haupt der Nachfolger mit dem Heiligenschein romantischer Majestät, welche nur die sahen, die an sie glaubten.*)

Daß solche Sagen sich gerade im Spreewald erhalten konnten, hatte einen allgemeinen und einen besonderen Grund. In dem geheimnißvollen Schauer der Waldnacht ist überhaupt für die deutsche und slavische Anschauung ein Göttliches verborgen; ein stilles elementares Walten trat besonders dem Wenden aus der Baumwelt entgegen. Ja, es scheint, daß er vor Allem dem Laubholze einen göttlichen Charakter beigelegt habe. In den offenen Städten begegnete man nicht mehr der unmittelbaren Nähe der Götter: die Werkthätigkeit und die Fortschritte der allgemeinen Bildung, wie sie sich an den Verkehr mit den Deutschen knüpfen mußten, machten einen ungestörten Zusammenhang dieser Ueberlieferungen des Herzens unmöglich. Mit dem stilleren Waldleben ist auf die engste Weise das Wesen einiger wendischen Götter verknüpft, die zugleich im Kampfe eine Rolle spielen, wie des waldfliegenden Porevit und des mit dem Geschrei des brünstigen Hirsches siegenden Ruglavit. Aber an den Gränzen des Spreewaldes, der als stiller Zufluchtsort wendischen Wesens besonders, dauernde Bedeutung haben mußte, erfolgten zugleich am wirksamsten die Zusammenstöße mit den feindlich eindringenden norddeutschen Stämmen. In diesem Gegensatze erhielten sich um so bestimmter Bewußtsein und Ueberlieferungen des besonderen Volksthums. An die Kämpfe, welche an dieser Stelle gekämpft wurden, erinnert die ganze ältere Geschichte der niederlausitzischen Stadt Lübben, und noch jetzt bezeichnet das Schloß daselbst eine von den beiden alten Burgen, welche die Straße auf der Gränze des Deutschen und des Wendischen zu vertheidigen hatten.

Der Ort war also heilig und zugleich geschichtlich denkwürdig genug, um an ihn vorzugsweise die Sagen vom letzten Wendenkönig zu knüpfen.

Die wendischen Könige nahmen in ihren Stämmen niemals eine durch große Machtfülle oder glänzende Pracht ausgezeichnete Stelle ein: wo sie überhaupt bestanden, waren sie der natürliche Kopf zu einem Organismus, der Fleisch und Blut war ganz wie dieser und um nichts schlechter. Sie verschwinden für das Auge der Geschichtschreiber und in dem Gemeindeleben der verschiedenen Volksstämme so vollständig, daß man freistaatliche Verfassungen vor sich zu haben meint. Als die christlichen Deutschen Sieger blieben, war es für die unterjochten Wenden-

*) Wären nicht lebendige Sagen, wenn auch in scheinbar zusammenhangslosen Bruchstücken auf uns gelangt: so würden wir für diese geheimnißvollen Wendenkönige auf den einzigen zweifelhaften Bericht des Holländers Jakob Tollius angewiesen sein, der zu geistreich-phantastisch war, um in seinen anziehenden Reisebriefen ohne Weiteres Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen zu dürfen. Aber er wird glücklich ergänzt durch eine bis vor Kurzem noch lebendige Ueberlieferung, die vielleicht gegenwärtig nicht mehr vollständig nachgewiesen werden kann.

können leicht möglich, unter einer nur etwas verhüllten Form das nationale Königthum in das neue, ländliche Gemeindeleben mit hinüberzunehmen. Man wählte im Geheimen, wie die Sagen berichten, den König; aber nicht mehr, wie es in der alten Zeit nationaler Selbstständigkeit geschehen war, aus einem vornehmen edlen Geschlecht mit erblichem Vorrechte, sondern den tüchtigsten von Allen. Er empfing Krone und Scepter, die unbenutzt auf den Nachfolger übergingen; wichtiger war, daß man ihm, trotz neuer Lasten, die von den deutschen Herrschern auferlegt waren, das alte Recht ließ, Abgaben und Steuern zu erheben. Wie der Stammfürst in dem Zeitalter der freien Nationalität, war auch dieser heimliche König gleichsam noch Oberherr über Grund und Boden der wendischen Landbesitzer; von jedem, der selbstständig Ackerbau trieb, erhielt er einen Zins an Roggen. Einen Palast hatte er freilich nicht mehr, keine königliche Pfalz: aber wenn er unscheinbar im Lande umherzog um Recht zu sprechen, wo die neue Gewalt nicht anerkannt war, da fand er überall freiwillige glänzende Aufnahme. Die alten Frohndienste, welche man vor Alters dem Fürsten und seinem Gefolge bei dessen Landreisen schuldig war, wurden jetzt zu freiwilligen Bethätigungen tiefer Verehrung und selbstbewußter Unterordnung. Mit Ausnahme der Kriegsherrlichkeit konnte der heimliche Fürst auch wirklich in der nationalen Weise herrschen und richten; denn Leibes- und Todesstrafen, durch welche vor Allem ein Zusammenstoß mit den christlichen Obrigkeiten hätte herbeigeführt werden können, gab es bei den Wenden nicht. Im Uebrigen aber unterschied der Fürst sich in Tracht und Lebensweise nicht von dem gewöhnlichen Mann.

Daher treten diese eigenthümlichen neuen Könige nie kenntlich in der Geschichte hervor: sie haben nicht den sichtbar und allgemein ausgeprägten Charakter, den die Geschichtschreiber zu berücksichtigen pflegen, sondern nur einen von den Eingeweihten anerkannten nationalen. Einmal erscheint vor dem Gräuel des wendischen Fürstenthums einer seiner Träger halbsagenhaft: in den bewegten Zeiten der Bauernkriege. Der Strudel dieser ländlichen Bewegungen, deren sittliche Grundfragen fast drei Jahrhunderte später durch den gerechten Sinn eines preußischen Fürsten ihre angemessene Lösung gefunden haben, hatte in seinen letzten stürmischen Wellenschlägen die Lausitzen erreicht; nachdem in den Ausgangspunkten derselben schon die Ruhe hergestellt war, wurden in dem jetzigen Luckauer Kreise in der Herrschaft Uhyst neue Bauernunruhen durch übertriebene Forderungen eines Franz v. Minckwitz veranlaßt. Sehr wahrscheinlich waren die deutschen und wendischen Landbewohner in gleich erregter Weise der fremden, ursprünglich aus Italien gekommenen Standesherrschaft der Puserini abgeneigt. Als der Aufstand sich weiter verbreitete, erschien ein besonderer König als Führer der wendischen Mannschaften. Nach den Siegen der Landvoigte und der Rückkehr der Ordnung verschwindet er wieder.

Ueber ein Jahrhundert später führt aber die Sage noch einmal seine Gestalt herauf, indem sie ihn mit dem großen Kurfürsten in Verbindung bringt.

Bald nachdem der herrliche Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg in der Schlacht von Fehrbellin das Schicksal seines Reiches dem Norden gegenüber entschieden, hatten die Wenden des heutigen Kottbuser Kreises, der schon seit dem Kurfürsten Friedrich II. zu Brandenburg gehörte, einen neuen König zu wählen. In dem Dorfe Burg, das an einem der schönsten Punkte des mittleren Spreewaldes gelegen ist, lebte ein junger Wende, dessen Geistes- und Körpereigenschaften ihn vor allen Andern zu einer solchen Würde berufen. Groß von Gestalt, mit dunklem Haar und noch dunkleren Augen, deren stechender Glanz einen eindringlichen Geist verrieth, mit einer ziemlich weißen Gesichtsfarbe, die niemals durch das Blut einer sich vordrängenden Leidenschaftlichkeit verändert wurde, mit außerordentlicher Körperkraft und einer metallischen, kurz abklingenden Sprache, war er vollständig geeignet, den Frauen zu imponiren und den Männern zu gefallen.

Dieser junge Mann hieß Jan Kale. Das Gewicht seiner Persönlichkeit wurde durch

Familienverbindungen noch bedeutend vermehrt. Sein Geschlecht zählte eine lange Reihe von Mitgliedern, die theils als siegreiche Streiter gegen die deutschen Männer, theils als gefährliche Weiber unter den Namen von Hexen und Zauberinnen bei ihren Feinden sich furchtbar gemacht hatten. Hauptsächlich darum wurde er von einem der reichsten und merkwürdigsten Mädchen seines Heimathsdorfes, Suffe (wie die Sage den aus Sophie verderbten Namen überliefert) geliebt. Ihr Geschlecht nahm eine noch bedeutendere Stellung in der Schätzung der wendischen Bevölkerung ein; es rühmte sich, mit dem alten Fürstenhause zusammenzuhängen und hatte in der That eine Reihe von geheimnißvollen Wahlkönigen geliefert. Suffe, die einzige, letzte Trägerin des Geschlechts, wurde indeß, trotz ihrer körperlichen Schönheit nicht unbefangen geliebt; das anmuthige Gleichgewicht, welches alle wahre Schönheit um ihrer Harmonie willen besitzen muß, war bei ihr durch einen dämonischen Zug gestört. Gewöhnliche Männer fürchteten sie vielleicht; die nachdenklicheren konnten ein Durchbrechen aller Weiblichkeit bei ihr besorgen. Eine seltsame Fügung des Schicksals war es, daß dieses im Grunde zum Lieben sehr wenig befähigte Mädchen grade einem Manne ihr Herz zuwenden sollte, der noch nicht das Bedürfniß fühlte zu lieben, sondern sich williger vom Ehrgeiz bestimmen ließ. Diesem Ehrgeize kam zunächst Suffen's Liebe zu Hülfe: ihr Vater betrieb in der Hoffnung der baldigen Heirath die Wahl Jan Kalens zum Könige; Krone und Scepter wurden dem jungen Bauer unter den gangbaren Segens- und Verpflichtungsformeln in das Haus getragen und das Wendenreich war wieder constituirt.

Jan Kalens ehrgeiziges Streben ließ ihn nicht an die Pflicht der Dankbarkeit denken, welche er nach gewöhnlicher Anschauung jetzt hätte ausüben sollen: die Landfahrten, welche er zu unternehmen hatte, zogen seine Aufmerksamkeit noch mehr von Suffen ab, besonders ein kurzer Aufenthalt bei dem Städtchen Lübbenau, welches, am nordwestlichen Ende des eigentlichen Spreewaldes gelegen, schon damals der gräflich Lynarschen Familie gehörte.

Soweit die Sage uns in die innere Lage der wendischen Verhältnisse blicken läßt, gab es den treu festgehaltenen Formen des alten Wendenthums gegenüber schon junge Fortschrittsmänner. Für ihren Ehrgeiz und umfassenderen Blick waren die hergebrachten Formen zu eng; sie bemerkten die geschichtliche Bewegung bei den Deutschen und erwogen bereits mehr oder weniger bestimmt, was vorzuziehen sei: Festhalten an einem engeren Volksthümlichen oder ein allgemeineres Menschliches. Aber wie der Mensch nie abstrakte Principien oder hohe Ideale in Reinheit auffaßt, sondern immer mit einer Fülle von concreten, zufälligen Elementen versetzt: so geschah es auch hier. Das Ideal einer anderen fortgeschrittenen Cultur sollte Jan Kalen in der Gestalt eines städtisch gebildeten, deutschen Weibes erscheinen. Die Sage läßt den jungen Wendenkönig auf einem Schlosse bei Lübbenau eine vornehme Jungfrau von wunderbarer Schönheit finden, und hier bewegt ihn nicht allein die Macht des Herzens, sondern eine denkende Betrachtung der gesellschaftlichen Bildungsverhältnisse zur Liebe. Aber es ist schwierig, diese Liebe anzubieten, noch schwieriger, vielleicht unmöglich, Gegenliebe zu empfangen.

In das heimathliche Dorf zurückkehrend wird Jan Kale von Suffen noch kälter gefunden als zuvor. Die Verwunderung der conservativen Alten, daß der junge Wendenkönig immer noch nicht die hervorragende Tochter des bäuerischen Aristokraten heimführen will, macht nach und nach Zweifeln und Verdächtigungen Platz. Die Begleiter auf der königlichen Landfahrt haben Jan Kalens Wesen nicht unbemerkt gelassen. Wichtiger aber als alle diese halbpolitischen Erwägungen ist für Suffen natürlich das Schicksal ihres Herzens; gegen die Verfassungsüberlieferungen kann sie gleichgültig sein, wichtiger sind für sie die Gebet- und Zauberformeln, welche die heidnische Vergangenheit ihrem bedrängten Herzen als Hülfe darbietet. Das Christenthum ist zwar seit lange zur Herrschaft gelangt, ja die Reformation hat sogar schon geläutert und gereinigt; aber die Reste des Aberglaubens hat man treu be-

welkte wie getrocknete Blumen zwischen den gebrauchten Blättern einer Bibel. Es sind Reste und Zeugen eines kunstlosen Glaubenslebens, welche noch Bedeutung für den haben, der sich überhaupt die Mühe giebt sie aufzubewahren. So kam es denn, daß Dusse oft am Herde oder im Pferdestalle nachdenklich stillstand, um dunkle Gebete an die begrabenen Götter zu richten; wie oft wünschte sie angesichts des prächtigen weißen Schimmels, den ihr Vater ganz besonders hegte, daß der lichte Gott Svatovit, der solche Rosse liebe, doch komme und sie sammt ihm ihrem Liebsten entführe und ewiglich mit einander verbinde. Riefen sie die Pflichten der Hausfrau herein, dann sah sie mit Wehmuth die hölzernen Bildchen am Herde, die ihr Vater mit andachtsvoller Kunst geschnitzt hatte. Aber diese kleinen „Lubki", die Kobolde des wendischen Familienlebens, regten sich nicht mehr zu wohlwollendem Dienste. Verzweifelnd zog sie mit gedankenlosem Finger Striche in absichtsloser Menge in die Asche des Herdes, um dann abzuzählen, ob Grade oder Ungrade und so sich Hoffnung oder Verzweiflung für sie ergebe. Unsicher und verstört gedachte sie dann endlich jener alten Zauberin, die in dem letzten Hause des Dorfes unter dem Gebüsch des Grienbaches, gefürchtet von Allen und gehaßt vom Ortsgeistlichen, wohnte; das alte Weib schnitzte zwei zierliche Stäbchen von hartem und weichem Holz und schlug sie um mitternächtige Stunde unter geheimnißvollen Sprüchen in eine Ritze der großen Linde auf dem freien Gemeindeplatz: so eng würde sie dann die Liebe verbinden. Aber schmerzliche Jahre vergingen und Segensspruch wie Fluch blieb wirkungslos. Es linderte Dussens Schmerz nicht, wenn sie eines jener wehmüthigen Lieder sang, die noch jetzt in wenigerhaltenen Bruchstücken bei dem wendischen Landvolk umgehen, wie:

Traurig bin ich bis zum Tod,
Darfs doch Niemand heimlich sagen:
Traurig leg' ich mich zu Nacht,
Morgens steh ich auf mit Klagen.

Tiefer Brunnen ist mein Muth,
Niemand kann den Grund ermessen:
Der Geliebte ließ mich hier,
Hat mich draußen ganz vergessen!

Wär' ihm meine Seele kund,
Käm' er Trost mir zuzusprechen;
Aber bei dem Troste müßt'
Doch mein Herz voll Kummer brechen!

Denn er spräche so zu mir:
„Laß Dein Weinen und Dein Klagen!
„Ach, um Weibesschönheit muß
„Ja ich selber Kummer tragen!"

Indeß sollte eine große geschichtliche Persönlichkeit in das Geschick dieses Herzens eingreifen. Der große Kurfürst, wie die ältere Sage berichtet, hatte das Schwiebuser Gebiet, welches gegenwärtig zum Theil dem Züllichauer Kreise einverleibt ist, von dem Kaiser Leopold wenn auch nicht unter der aufrichtigen Absicht dauernder Ueberweisung abgetreten erhalten; aber der große Fürst in seiner wahrhaft landesväterlichen Sorge unternahm es, diesen und einige andere Theile seines Reiches persönlich in Augenschein zu nehmen. Wie er selbst dem Dolmetscher Jakob Tollius in Potsdam erzählt haben soll, interessirte ihn bei seinen wendischen Unterthanen deren König, von welchem er Kunde erhalten hatte. Die Sage hat vergessen, den Ort zu bezeichnen, wo Friedrich Wilhelm in der Absicht ihren König zu sehen den Wenden begegnet sei. Man hielt vor dem deutschen Kurfürsten die nationale Angelegenheit geheim; aber Jans Kalens Gestalt fiel bald dem prüfenden Auge desselben auf; seine Vermuthung, hier den wirklichen Wendenkönig vor sich zu haben, wird durch das De-

nehmen der Uebrigen bestätigt. Aber ein alter Wende, welcher in dieser Entdeckung Gefahr für dieses geheimnißvolle Staatswesen seines Volkes sieht, will verhüten, daß der junge Fürst, an welchem ihm schon manches verdächtig erschienen war, sich etwa aus Stolzheit zu erkennen gebe, und mit einem heftigen Stockschlage jagt er ihn, wie einen unbefugt dastehenden Müßiggänger, davon.

Nach der Anschauungsweise, daß der jüngere Mann unbedingt dem älteren zu weichen habe, konnte Jan Kale sich fügen, aber unter allen Umständen war doch die königliche Würde öffentlich verletzt worden. Immerhin mochte der Stockschlag des Alten im eigentlichsten Sinn des Wortes ein rettender Staatsstreich gewesen sein — der sittlichen Würde war, wie bei allen und den besten Staatsstreichen Gewalt angethan worden. Niemand empfand dies nächst Jan Kalen selbst tiefer als Suffe: denn sie war ein stolzes und liebendes Weib zugleich. Sie dachte nicht daran, sich von dem gekränkten Wendenkönige abzuwenden, sondern wie die Liebe immer da am stärksten ist, wo man ihrer am meisten bedarf, so wollte sie gerade jetzt ihm näher treten und helfen. Jetzt mußte eine engere Verbindung mit ihrer mächtigen und angesehenen Familie dem Jüngling wichtig sein.

Darum ging sie dem Wendenkönig am anderen Tage in den Wald nach, wo er wilden Honig zu dem immer noch beliebten Meth suchen wollte. Bald hatte sie den tief bekümmerten, langsam und nachdenklich schreitenden Mann auf einer offenen Waldwiese eingeholt. Sie bot ihm den üblichen Gruß und dem Wendenkönig stand ein Mädchen gegenüber, die verdient hätte Königin zu sein und nun seine Sklavin hätte werden mögen. Bald war sie mit rasch erwägenden und dringlichen Worten bei dem Grunde ihres Kommens angelangt; aber weder Schmeichelrede noch Trostwort fanden den Weg zu seinem Herzen. Er schien ihr auf verzweifelte Entschlüsse zu sinnen. Wie glücklich wäre sie ehedem gewesen, wenn er ihr die Hände gedrückt hätte! Als er ihr heut die Seine reichte, brannte deren fieberhafte Gluth fast verwundend bis zu ihrem Herzen; und es war ein Händedruck des Abschiedes! Denn er sagte: „Habe Dank, treue Suffe! Wenn ich versuchte Dich glücklich zu machen, so würden wir beide unglücklich werden; versuchen wir das nicht erst, so werden wir rascher unglücklich sein und die Geschichte hat ein schnelleres Ende! Drum lebe mir wohl." Mit einem wehmüthigen Blick, der auch nichts von der gewöhnlichen stechenden Gluth seines Auges hatte, wandte er sich von ihr und sie ging allein gedankenlos des Weges zurück.

Erst auf dem Gehöfte ihres Vaters kam ihre ganze Besinnung wieder, aber noch immer nicht vermochte sie es über sich, Jan Kalen aufzugeben. Einige harte Worte ihres Vaters, welche auf einen schlimmen Plan gegen den ganz verdächtig gewordenen jungen Wendenkönig deuteten, stachelten ihr Gemüth nur noch mehr auf, und es war ihr willkommen, daß die Herbstnacht mit ihren dunklen Nebeln früher hereinbrach. Suffe war mit ihren verzweifelten Gedanken ganz von allem abgekommen, was die Gegenwart für sie zu besitzen schien; ein inniges Gebet half ihr nicht, ein treues Muttergottesbild mit dem Schwert im Herzen hatte sie nicht: das volksthümliche Interesse, das sich ihrer verzehrenden Leidenschaft beimischte, wandte sie vom Christenthum immer mehr ab; zu einem raschen Selbstmord, der Alles geendet hätte und zu dem der dunkle Fluß unweit des Dorfes einladen konnte, war sie zu groß, zu stiller, gefaßter Entsagung zu klein — wäre ihr jetzt, da Gott sie zu verlassen schien, ein Teufel entgegengetreten: gewiß hätte sie sich bei ihm verschrieben, um sich und Jan Kalen zu helfen. Da gedachte sie in der wildesten Erregung einer heidnischen Gottheit, die sich ihr gewiß freundlich bezeigen würde; sie gedachte des Tempels der Morgenröthe, von welchem der Umkreis der Grundmauer noch auf einer Anhöhe der jüterbogker Vorstadt Neumarkt vorhanden war. Zwar stand dicht dabei ein großes steinernes Kreuz zum Merkmal, daß das Christenthum gesiegt habe: aber vielleicht würde doch auf ihr Flehen die trostreiche Göttin Morgenröthe kommen und damit Licht in ihr verdunkeltes Leben.

Als es später auf dem Gehöfte geworden und alle Anordnungen für den folgenden Tag getroffen waren, ging Sulke das weiße Lieblingspferd ihres Vaters aus dem Stalle. Still folgte das Thier ihrer Hand, als wüßte es von dem geheimnißvollen Plane. Der einfachste Zaum und eine leichte festgegürtete Reitdecke bildeten die ganze Ausrüstung des Thieres. Hinter dem väterlichen Garten schwang sie sich behend hinauf und wie von einem wilden Roß der wendischen Götterfabel wurde sie dahin getragen. Bald waren die herbstlich buntgefärbten Buchenhaine des Spreewaldes hinter ihr; das Thier rannte unermüdet durch den einförmigen Sand der Luckauer Haide. Der Herbstwind ging über die stolzen Fichtenbäume, die ihre Häupter takmerisch hin- und herwiegten; sonst war alles still bis auf den Hufschlag

Sulke Rettet Dietrich von Kossen.

des raschen Pferdes und das Pochen von Sulkens treuem Herzen. Immer in glücklichen Augenblicken brach durch die schweren Wolkenmassen das volle Licht des Herbstmondes hervor und der Weg war von Neuem gesichert. Bald hinter Dahme dehnte sich die offene, lichte Ebene vor ihren Blicken aus und lange ehe der Morgen graute, war die kühne Reiterin am Ziele. Da leuchteten ihr beim letzten Scheine des untergehenden Vollmondes die beiden hohen Thürme der Hauptkirche entgegen! Aber ihr Ziel war ein unscheinbarer Steinhaufen der Vorstadt. Der schläfrige, keiner Störung gewärtige jüterbogker Thorwächter ließ nach kurzer Unterhandlung die seltsame Reiterin ein, welche große Eile habe Arznei aus der Stadt für einen gefährlich Kranken zu holen.

Von dem schmerzlichen und glühenden Inhalt des Gebets, welches Suffe auf der steinernen Anhöhe mit den Tempeltrümmern ihrer Göttin verbrachte, hat die Sage vergessen zu berichten. Die Jungfrau bestieg frisch und göttlicher Hülfe gewiß den Schimmel; aber das Thier war nur schwer in Gang zu bringen. Erst als man die dichte Halde wieder gewann, wurde es wilder und unter lautem Wiehern stürmte es dahin: aber an einer stattlichen Eiche, welche fürstlich-einsam noch vor fünfundzwanzig Jahren unter Nichtenbäumen am Kreuzwege stand, stürzte das Thier. Suffe erhob sich vom Boden, ohne irgend verletzt zu sein; aber das treue Roß starb nach wenigen Sekunden.

So stand Suffe, wie sie bald bemerkte, von der großen Heerstraße abgekommen, allein in dem großen Walde: schöner, von der Göttin erregten Hoffnungen gewiß und des nächsten Weges unkundig; mit ihrer heißen, neu entbrannten Liebe im Herzen, und hier überfallen von dem Nachtfrost, der das Nahen der Morgenröthe verkündet. Der Tag graute; wenngleich Suffe sich äußerlich verlassen erschien, so schlug doch ihr Herz freudig der heraufziehenden, lichten Morgenröthe entgegen. Sie kam heran wie die leibhaftige Göttin, deren Tempelreste sie eben mit frommen Gebeten und Gaben besucht hat; sie wird dem armen Mädchen selbst einen neuen, lichten, glücklichen Tag bringen und zugleich dem jungen Wendenkönige. In Suffens Nähen lag das todte, treue Thier gleich einem freiwilligen Opfer, das sich den mächtigen elementaren Göttern der alten Zeit dargebracht hat: weiß an Farbe, wie es die Götter des Lichtes lieben, und treu an Wesen, wie auch das andächtig gläubige Gemüth in seinen lichten Gaben erscheinen will. Mit Wehmuth und hoffnungsvoller Freude strich die niedergebeugte Suffe dem Thiere Hals und Mähne: aber die sonst fröhlich schnaubenden Nüstern waren stumm und das sinn antwortende Auge todt. Ein Geräusch weckte das Mädchen aus ihren Gedanken; es scheint, als ob das todte Roß schon von den Raubthieren des Waldes gewittert werde, denn nur noch wenige Schritte ist von ihr ein Wolf entfernt. Suffe springt auf; in der ersten Verwirrung erwägt sie nicht, daß es rathsam sei, dem Wolfe das gefallene Thier still zu überlassen; fast mechanisch erhebt sie den Stab mit eiserner Spitze, der am Riemen der Reitpeitsche hing, zu unbeholfener Gegenwehr, und in wenigen Minuten war das Mädchen eher zerfleischt als das Thier. Die hell heraufgekommene Morgenröthe sah das Herz, das eben noch so für sie um Hülfe gefleht hatte, zur Ruhe gebracht.

Aber auch Jan Kaie hatte die Nacht nicht durchschlafen, auch er hatte sich aufgemacht, um seinem tiefbetrübten Gemüthe Heilung zu verschaffen, nicht zu Göttern, sondern zu den Menschen. Er wollte einen letzten entscheidenden Schritt bei der vornehmen Jungfrau von Pöhlenau wagen, wie ja auch jedes Gebet eines Verzweifelten nur ein letzter, entscheidender Schritt ist. Ihn brauchte sein wildes Roß nicht rasch das weiten Weges zu tragen, sondern er hatte nur den leichten Nachen an der Spitze seines Kahns zu führen. Da er von den Vorgängen der alten wendischen Bauernwirthe gehört hatte und einen Gewaltstreich von ihrer Seite befürchten zu können glaubte: so nahm er die einfachen weiblichen Reichsinsignien mit sich und verbarg sie in einem hohlen Baum seines Kahns. Dann stieg er in den Nachen und ruderte still die Spree hinab. Was er eigentlich thun wollte, hatte er sich noch nicht klar vorgestellt; darin nur waren seine Gedanken einig, daß er um jeden Preis, selbst um den seines Stammantheils, die vornehme Deutsche erwerben müsse; daß er aber weder reich noch gebildet genug für ein so kühnes Unterfangen sei, das wagte er sich kaum bestimmt zu bekennen. Wie es zu gehen pflegt, wenn man im Kahn sitzt, daß die Wellen in süßer Einförmigkeit vorüberplätschern, das Denken einschläfern und die Seele wie in der sanften Strömung unklarer und unbewußter Stimmung dahin schwimmen lassen: Jan Kaie begann halb zu träumen und ruderte nur lässig das Ruder.

Plötzlich aber weckte ihn ein rother Feuerschein, den er über die Uferstäche durch den lichter werdenden Wald leuchten sah. Mit einigen raschen Stößen trieb er seinen Nachen

nächste Grenzhaus und konnte jetzt bei Tagesgrauen genau erkennen, daß das Gehöft bei Hübenau in Flammen stehe. Er wußte, daß er jetzt eilen müsse, um retten zu helfen: denn das Aeußerste war in Gefahr, das, was alle seine Gedanken beschäftigte, was ihn unglücklich gemacht hatte und nun erlösen sollte. Mit derselben kalten Leidenschaft, die man immer an dem jungen Wendenkönige bewundert hatte, sprang er jetzt von der Wachtstelle in das brennende Schloß, wo hinaus der herrliche Erker über die Landschaft schaute; den Rachen vergaß er, und Niemand sah den jungen Mann aus den rauchenden Trümmern wiederkehren.

Dies war der letzte Wendenkönig, und die Aeltesten des Volkes haben keinen neuen gewählt, da Krone und Scepter, welche die rechte Weihe ertheilen, nicht vorgefunden werden konnten. Lange Zeit hoffte man, Jan Kale werde zurückkehren und die Reichsinsignien wieder bringen, und da der junge König kein ordentliches Begräbniß gefunden hatte (ebenso wenig als die arme Gusse), so könnte wohl sein nicht zur Ruhe gelangter Geist plötzlich einmal wieder unter seinem Volke erscheinen. Aber die Geschichte ist ihren großen Weg weiter gegangen und hat das Deutschthum immer siegreicher über das Slaventhum gemacht. Die Sage ist wie immer tröstend herbeigekommen; nicht allein hat sie Jan Kale eine Ruhestätte in dem Hünenbette bei Salgwedel mit liebenswürdiger Willkür angewiesen, sondern sie hat auch das Ende des Wendenkönigreichs bis in die Zeiten Friedrich's des Großen hinausgeschoben versucht. Preußen kann stolz sein, daß es zwei so große Fürsten wie den Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Friedrich II. besitzt, die in manchen Stücken mit einander verwechselt werden können: aber die Sage hat hier ohne Recht den Wenden für eine nachfolgende Gegenwart eine recht nahe und also vielleicht noch erreichbare Vergangenheit haben wollen. *)

Der Feldmarschall York.

Zum fünfzigjährigen Jubiläum der Convention von Tauroggen (30. December 1813).

Von H. Freiherrn von Helb.

Ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit mit der Convention von Tauroggen General York das erste Glied der Kette sprengte, mit der Frankreichs Zwingherr Preußen und Deutschland würgte. Hoch gerühmt und arg geschmäht wurde jene Convention nicht nur von leidenschaftlichen Freunden und Feinden, selbst von Besonnenen, je nach dem Standpunkt der Beurtheiler. Es giebt Lagen so ungewöhnlicher Art, daß die Frage: was ist hier das Rechte? selbst für den Klügsten kaum zu beantworten ist, und daß für einen Ehrenmann nur ein Rathgeber bleibt: sein Gewissen. York war in solcher Lage, der peinlichsten, in der vielleicht je ein Soldat gewesen. Wollen wir ein Urtheil über ihn fällen, so müssen wir sein Leben befragen, ob er der Mann war, der bei jener schweren Entscheidung nur auf sein Gewissen und auf nichts anderes Rücksicht nahm. Droysen's Meisterwerk „das

*) Die mannigfaltigen Sagen, welche wahrscheinlich jetzt nicht einmal mehr in ihrer fragmentarischen Gestalt umgehen, darüber hier zu einer zusammenhängenden Einheit verschmolzen wurden. Dann einmal sind alle Sagen nur größere oder kleinere Abkürzungen eines früheren Sanges, gemischt mit mannichfach Erdichtetem der bestimmenden Phantasie zu ergänzen und zu ersetzen, und denn zieht sich gerade durch die hier verwebten Sagenbruchstücke der große Grundgedanke, daß slavisches Wesen, wo es dem Deutschen in ernstem Kampfe begegnet, wie nach einer dunklen Fügung des Schicksals unterliegen muß.

Leben des Feldmarschall, Grafen York von Wartenburg" giebt reiche Ausbeute für diesen Zweck und wird mir, der ich so glücklich war, den Feldmarschall persönlich zu kennen, als Leitfaden dienen.

York's Vater war Capitain in preußischen Diensten und machte als solcher den siebenjährigen Krieg mit, während dessen ihm am 26. September 1759 ein Sohn geboren wurde: Hans David Ludwig, unser York. Schon im zwölften Jahre trat er als Junker in das v. Borke'sche Regiment, das in Königsberg, kurz darauf in das Lucke'sche, das in Braunsberg lag. Viel Kenntnisse brachte er nicht mit. „Die verdammten mir's und mich's," klagte er noch im Mannesalter, „beim Schreiben geht's noch, da macht man einen Zug und jeder mag's lesen, wie er will, aber beim Sprechen muß man damit heraus." Doch bezeugt seine ganze Bildung die Correctheit seines Stils, die Klarheit seines Ausdrucks, daß er mit Fleiß das Versäumte nachgeholt hat. Im achtzehnten Jahre wurde er Fähnrich, im zwanzigsten Lieutenant, im neunzehnten machte er den Baierschen Erbfolgekrieg mit. Er stand auf Vorposten, der Oberst, Erbprinz von Hohenlohe revidirte in Begleitung seines Adjutanten den Posten, setzte York die Wichtigkeit desselben auseinander und ermahnte ihn wiederholt, die Stellung um jeden Preis zu halten. Das verdroß York, er sprach gereizt: Beruhigen sich Euer Durchlaucht; ein preußischer Edelmann hat ebensoviel Muth als ein deutscher Reichsfürst! Der Erbprinz erwiderte nichts, wandte sich mit freundlicher Ruhe zum Adjutanten und sagte: Kommen Sie, der Herr wird hitzig. — Kurze Zeit darauf wurde das Regiment, bei dem York stand, in Habetschwerdt, während die Officiere tanzten, von Kroaten überfallen und gefangen genommen. York mit Wenigen schlug sich durch, aber das Regiment behielt den Makel. Er bekam, als er in seine Garnison zurückgekehrt war, bald einen stärkeren; seinem Capitain wurde nachgesagt, er habe unehrenhaft gehandelt; die Officiere der Compagnie verabredeten sich deshalb, nicht ferner mit ihm zu dienen; als er auf Wachparade sein Commando begann, senkte York seinen Degen und trat ab; er wurde sofort arretirt, während die anderen Officiere, als wäre nichts geschehen, den Dienst weiter thaten. York wurde cassirt und kam ein Jahr auf Festung, er, der als Ehrenmann sein Ehrenwort gehalten, verlor seine Ehre vor der Welt; seine Kameraden, die es gebrochen, behielten sie. Diese Erfahrung legte den Keim zu einer Bitterkeit, die ihn seitdem nie wieder verlassen; bis zu jener Zeit war er seinen Bekannten als ein frischer, fröhlicher Jüngling erschienen, der aber durch sicheres vornehmes Wesen jede zu vertrauliche Annäherung fern hielt. Er benutzte die Strafzeit zu angestrengten Studien und vervollkommnete sich namentlich im Französischen zu einem hohen Grade von Fertigkeit. Die Versuche, die nach abgebüßter Haft gemacht wurden, ihn von Neuem in die Armee zu bringen, schlugen fehl, da wurde York durch mancherlei Empfehlungen, selbst durch eine des damaligen Prinzen von Preußen, später Friedrich Wilhelm II., an dessen Schwager, den Erbstatthalter, nach dem Haag gewiesen; in einer der Empfehlungen wird der Empfohlene ein Officier voll Ehre und Ehrgefühl genannt, der den Dienst in höchster Vollkommenheit verstehe. So hatte er Alles, was zur Reise gehörte, aber keine Mittel, sein ganzes Vermögen bestand in ein Paar kostbaren Pistolen; er bot sie einem Kameraden zum Kauf an, welcher sie ausspielte. Der Stabsofficier, auf dessen Loos sie fielen, schickte an York hundert und fünfzig Thaler als Erlös der Lotterie und die Pistolen als Andenken an seine Braunsberger Freunde. York ging nun nach Amsterdam; da war eben Alles in Gährung, die Magistraturen, in voller Auflehnung gegen den Statthalter, waren auf dem Punkt, ein Heer gegen ihn in's Feld zu stellen. Vor der Hand ohne Aussicht, mit erschöpften Mitteln und ohne Empfehlung nahm York das Anerbieten eines Kriegscapitains an, ihn auf einer Expedition nach dem Cap zu begleiten. Auf der Fahrt kam es zu einer Schlacht mit einer Abtheilung der englischen Flotte; nach hartem Kampfe wurde sie in die Flucht geschlagen und York unterschrieb, die Siegesbotschaft nach dem Haag zu bringen.

Während eines schweren Gewitters bestieg er ein kleines Segelboot, ein Orkan rasete, er freute sich des Sturmes, der ihn um so rascher an's Ziel jagte. Schon am zweiten Abend kam er im Haag an und fand den Erbstatthalter im Schauspiel; der ließ die Vorstellung unterbrechen, York mußte aufs Theater und von dem herab die Siegesnachricht dem Publikum mittheilen. Der Jubel war unermeßlich. Auch für York brachte der Sieg eine schöne Frucht; er erhielt eine Compagnie bei der Garde, die Erbstatthalterin sorgte zart und reichlich für die Equipirung; er war am Ziel seiner kühnsten Wünsche, aber nur für kurze Zeit. Das Weichliche des Hoflebens, das Unkriegerische des Dienstes genügte ihm nicht, er bedurfte der Aufregung, er sucht sie und findet sie nur am Spieltisch. Er stürzt sich in Schulden; um sie zu tilgen, verkauft er seine Compagnie und sich selbst der ostindischen. Im Regiment eines Schweizers Meuron macht er sich zum zweiten Mal auf den Weg nach dem Kap, diesmal erreicht er's. Souffren, der größte Seeheld aller Zeiten, commandirte die Flotte, in seine Nähe kam York, an seiner Seite ward er verwundet. Der Krieg währte nur kurze Zeit. Der Friede führte Yorks Truppen nach Ceylon; sie bestanden aus trotzigen, verwilderten Burschen ohne Zucht und Gehorsam; mit der Pistole in der Hand zwang er sie dazu; er war's gewohnt, wilde Thiere zu überwältigen, denn die Jagd, dort ein Kampf auf Tod und Leben, war seine Erholung, seine Lust; da ist er der Jäger geworden, der er Zeitlebens geblieben, in der Friedübung, wie in der Feldschlacht. Aber des rauhen Waidmann's Seele war auch für zartere Gefühle nicht unzugänglich; die Liebe zog in sein Herz mit aller Macht, die Liebe zu einem armen schönen Mädchen. Ein reicher wackrer Kaufherr bewarb sich um ihre Hand; sie gestand ihm, daß York ihre Neigung habe; da wandte der Bewerber sich an ihn. Nach schwerem Kampf siegte Vernunft und Besonnenheit, siegte die Rücksicht auf die Geliebte; er führte sie dem Bewerber zu und bat nur um die Begünstigung, Zeuge sein zu dürfen bei der Trauung. Aeußerlich ruhig und kalt hörte er die Traurede mit an, als die Braut ihr „Ja" sprach, stürzte er zur Erde. — Er sehnte sich fortlaubert, nahm und kehrte nach Holland zurück. Hier hatten die Unruhen sich gesteigert, der Stimmstoff war in helle Flammen ausgebrochen. Die Gegner des Erbstatthalters machten ihm glänzende Anerbietungen, aber seine Dankbarkeit gegen diesen und dessen Gemahlin, und das alte preußische Herz, das noch immer königlich schlug, waren stärker als jene Lockungen, er nahm seinen Abschied und kehrte nach Preußen zurück. Hier errichtete Friedrich der Große einige neue Infanterieregimenter, York bat ihn um Anstellung in einem derselben, und erhielt folgende Antwort:

„Nach Seiner eignen Anzeige von gestern hat Er auf der Flotte unter dem Befehl des französischen Generals v. Souffren gedient. Wenn er also den Seedienst wohl verstehen mag, so ist doch nicht zu vermuthen, daß Er sich zum Landdienst schicket, und dazu sind doch einzig und allein bestimmt die neu errichtet werdenden Infanterieregimenter Seines wohl affectionirten Friedrich."

Noch am selben Tage berichtet York den Irrthum, als habe er nur zur See gedient, wiederholte sein Gesuch und erhielt Tages darauf die nachstehende Antwort: „Ich muß nach Seinen letzten Verdiensten billigst Bedenken tragen, Ihn bei der Infanterie wieder anzustellen, und würde das ebenso viel sein, als wollte ein Koch Tanzmeister werden."

Erst im folgenden Jahre unter Friedrich Wilhelm II. wurde York auf Möllendorf's Verwendung, wie es im Patent heißt „wegen seiner guten Qualitäten und erlangten Kriegs-Experienz" zum Capitain und Compagniechef bei den Füsilieren ernannt. Jetzt war er wieder preußischer Officier und war's mit ganzer Seele. Innerlich immer noch der alte Vulkan, war doch die glühende Lava umkrustet von erkalteter, zurückgehalten von der Herrschaft über sich selbst, welche die Unterwerfung der Andern sichert. Wie der Jäger nur ein Ziel im Auge hat, seine Beute, so auch er nur ein Ziel, seine Pflicht, und wie der Jäger in steter Geduldsamkeit und Strafheit sein Ziel verfolgt, so auch er; diese Strafheit theilte er, wie

durch magnetischen Rapport, seinen Untergebenen, ja, seinen Vorgesetzten mit, darum ist er geliebenen Allen unbequem gewesen, aber darum hat er auch Großes geleistet, was in der Bequemlichkeit sich nimmer vollbringt.

York kam in eine schlesische Stadt in Garnison; der Erbprinz von Hohenlohe, derselbe, der im baierischen Erbfolgekriege von ihm gesagt: der Herr wird hitzig, war sein Chef. York war oft bei ihm in Breslau. Einst stieg er mit einem Kameraden im Gespräch langsam die Treppe zu ihm hinauf, ein junger stolzer Graf schritt, sie rasch überholend, zwischen ihnen hin und streifte York, ohne sich zu entschuldigen; da zog ihn dieser am Rockschooß zurück und sagte: „Wer beim Capitain York vorbeigeht, der sehe sich vor, daß er nicht hungrig bleibt." Während eilte der Graf zum Erbprinzen, beschwerte sich über die Beleidigung, die ihm und in ihm einer der ersten Familien der Provinz zugefügt worde, und forderte Genugthuung; in freundlich sarkastischer Weise erwiderte der Prinz, er möge sich beruhigen, York sei ein Mann, der jeden Augenblick bereit sei, Genugthuung zu geben. Eine solche zu fordern, war der Graf nicht gemeint. Bald darauf verheirathete sich York. Er hatte nicht auf Rang und Reichthum, seiner Frau fehlte Beides, aber auf Seelenadel gesehen. Er wurde zurückgesetzt im Avancement, ein Prinz von Anhalt eingeschoben. Der Erbprinz von Hohenlohe schrieb an den König: „York ist ein vortrefflicher Officier, voll der edelsten Ambition, und sein Bestreben, sich in allen Dienstkenntnissen zu vervollkommnen ist so eifrig als beharrlich. Wollen Ew. Majestät mir eine besondere Gnade, dem Hauptmann aber Gerechtigkeit widerfahren lassen, so flehe ich Höchstdieselben an, ihn zum überzähligen Major zu ernennen und sein Patent vor dem des Prinzen von Anhalt datiren zu lassen." Der König schlug das Gesuch ab, weil keine übercompletten Stabsofficiere ernannt werden sollten, aber er ernannte York zum etatsmäßigen. Als solcher machte er den Zug gegen die polnischen Insurgenten im Jahre 1794 mit; ein Regiment wich und mit ihm das Bataillon, in dem York stand, mit sich fort, er fuhr mit seiner dämonischen Gewalt auf die Weichenden los, sie standen, mit gefälltem Bajonnet führte er sie nun gegen die Polen, die bald in wilde Flucht sich auflösen. Der König hatte das mit angesehen und sandte einen Adjutanten, York zu beloben, der hörte ihn kaum zu Ende:

„Schaffen Sie Cavallerie zum Nachsetzen!" rief er. Das geschah, die Feinde verloren tausend Mann und elf Geschütze. Für dies Gefecht wurden dem Bataillon zwei Orden pour le mérite bewilligt; einen erhielt nach damaliger Sitte der Chef, den andern das Bataillon. Der Chef, obgleich er bei dem Gefecht nicht zugegen gewesen war, nahm den einen und wollte, York solle den andern nehmen; der lehnte es ab. Auf Unkosten des Bataillons möge er nicht geehrt sein. Bataillonschef wäre er gern geworden, da war er in der Lage schaffen zu können; er ward's nach mancher Zurücksetzung erst drei Jahre später. Johannisburg in Preußen, seine neue Garnison, bestand aus Hütten, er baute ein Haus, damit er die Officiere seines Bataillons bei sich sehen und im geselligen Verkehr auf sie wirken könne. Die damals noch allgemein gebräuchliche Prügelstrafe ließ er nur in den seltensten Fällen, niemals öffentlich anwenden. Nachdem er das Bataillon zwei Jahre geführt, wurde er gefragt, ob er wohl ein Jägerregiment führen möchte: Er erklärte, er würde lieber in Johannisburg Bataillonschef bleiben; demnach berief ihn der König (Friedrich Wilhelm III.) zum Commandeur des Jägerregiments in Mittenwalde. Das war so verwildert, daß selbst der commandirende General es vermied, die Jäger beim Manöver mit heran zu ziehen, und wenn es einmal geschah, sie und sich mit der stehenden Redensart entschuldigte: Sie sind wie das wilde Heer, das man muß austoben lassen! York brachte bald einen neuen Geist in das Corps; am meisten machten ihm die alten Hauptleute zu schaffen, aber auch sie wurden mit fortgerissen. Sie erhielten Ration, damit sie die Bewegungen zu Pferde leiten könnten, aber sie waren es von Alters her gewohnt, Wagenpferde statt der Reitpferde zu

halten, mit der Hamilie anzustehen und nur beim Manöver die schweren Säule zu besteigen. York aber forderte von den biden Herren auf den biden Pferden nicht minder Raschheit und Beweglichkeit. „Reiten Sie, reiten Sie, Herr Hauptmann", schrie er, „brechen Sie den Hals, wenn es nicht anders gehen will, warum reiten Sie solche Schindmähren?" Da wurden die Reiter und Pferde mit der Zeit magerer, aber auch rascher. Der Dienst galt York Alles; wenn die Jäger in der Erercierzeit Tanzvergnügungen besuchten, rief er ärgerlich: Da gehen die Kräfte zum Teufel, die dem König gehören! Dabei gewährte er ihnen jede Freiheit, die sich mit ihrem Berufe vertrug oder ihn förderte, er sähe bei der Parade das lose noch heut übliche Tragen der Büchse in der rechten Hand ein, er beließ gern die Jäger im Bataillon, die im Ruf von Wildschützen standen, während sie sonst entlassen wurden. „Der König würde seine besten Leute verlieren," sagte er.*) Wurden sie ertappt, ließ er sie nach Vorschrift bestrafen; ein tüchtiger, sagte er, muß sich nicht fangen lassen.

Bei der nächsten Herrschau erregten die Jäger Staunen und Bewunderung; der König bestimmte für York den Orden pour le mérite; als dieser durch General v. Kleist hier hörte, fragte er, ob das gewiß sei, ob er sich auf Kleist berufen könne; da ihm das zugesagt wurde, ging er zum König und sagte ihm, er möchte nicht gern der Ehre einen Orden verdanken, den er auf dem Schlachtfelde zu erwerben hoffe. Er bekam den Orden nicht, aber am andern Tage eine Anweisung auf die Einkünfte einer Amtshauptmannschaft, wie es in der Cabinettordre hieß: Zum Beweise Königlichen Wohlwollens und der Zufriedenheit mit den geleisteten Diensten.

Es kam der unglückliche Feldzug von 1806. Die Jäger trugen keine grüne Federbüsche auf ihren Hüten, die Officiere keine weiße. Die Mode ließ diese Büsche allmählig wachsen, York blieb bei den kleinen und begnügte sich mit Späßereien über die großen, die in der Campagne den feindlichen Schützen, wie frühere Erfahrung gelehrt, die Officiere als Zielscheibe kenntlich gemacht und viele Verluste herbeigeführt hatten. Kurz vor dem Einmarsch rief er seine Officiere zusammen und sagte ihnen: „Sie wissen, daß ich die großen Büsche nicht habe leiden können, der gegenwärtige Augenblick ist aber nicht geeignet, sie abzuschaffen, und um mich nicht vor den Herren auszuzeichnen, habe ich mir auch einen großen angeschafft." Damit steckte er einen sehr großen an seinem Hut.

Er zog mit trüben Ahnungen ins Feld. Es war seine Eigenthümlichkeit, daß nur die nahende Gefahr ihn beunruhigte, mitten drin war er ruhig und kalt. Seine Stellung war zu untergeordnet, als daß er hätte in die Speichen des Rades eingreifen können, das die Staatsmaschine dem Untergang entgegenrollte; er sah nicht im Regimente, er führte nur das seine, aber wie führte er's! Als die andern aufgelöst waren, blieb seins geschlossen. Als beim allgemeinen Rückzuge die Franzosen überall leere Jagd hielten, da jagte er sie bei Ribbenaum in der Altmark in die Flucht. Das war ein Balsam; aber heilen konnte er die tausend Wunden nicht, an denen Land und Heer im Eiterungsfieber fochten. York mußte dem Blücher'schen Corps bis Lübeck folgen; als die Stadt vom Feinde bestürmt wurde, warf eine Kartätschenkugel ihn nieder; seine Leute wurden von der Uebermacht zurückgedrängt. „Jäger, wollt Ihr Euren blutenden Obersten verlassen?" rief Blücher; sie drangen von Neuem vor und trugen den Ohnmächtigen in ein Haus. Er wurde mit dem ganzen Corps gefangen, genas von seiner Wunde unter liebreicher Pflege und wurde auf Ehrenwort entlassen mit der Bestimmung, bis zur Auswechslung oder bis zum Frieden in seiner früheren Garnison zu bleiben. Als er daheim ins Zimmer trat, hatten Gram und Grimm ihn so verändert, daß Weib und Kind ihn nicht erkannten, aber ein Kanarienvogel, den er immer selbst gefüttert, flatterte im Käfig hoch auf und fiel dann todt nieder.

*) Noch vor ganz Kurzem sahen sich sehr hochstehende Staatsmänner einige wegen ähnlicher Vergehen entlassene Forst-Jäger als Köche in ihre Dienste. „Das sind die Besten," sagte er.

York's Entwerfung wurde französischerseits hingehalten so lange als möglich; nachdem sie endlich erfolgt, eilte er sogleich nach Königsberg zum König. Am 16. Juni kam er dort an, am 18. ernannte ihn der König zum General und sandte ihm den Orden pour le mérite. Dreimal durfte er ihn annehmen. Einige Wochen darauf wurde er vom General Köckeritz im Auftrage des Königs befragt, ob er wohl die Stelle als Erzieher des Kronprinzen annehmen würde. Er erklärte mit Entschiedenheit, daß er dazu nicht geeignet sei. Das war nicht Bescheidenheit; York war etwas Besseres als bescheiden, er war stolz, er hatte den rechten, ächten Mannesstolz, der sich dessen bewußt ist, was er kann, der aber seinen Menschen betrügen will, auch nicht sich selbst. Ancillon wurde nun zum Führer des Kronprinzen gewählt. Es ist eine unfruchtbare aber sich unwillkürlich aufdrängende Frage, ob nicht manches anders gekommen, wenn statt des feinen, milden, alles Extreme vermeidenden oder vermittelnden Ancillon, der extreme, scharf einschneidende York Führer des Kronprinzen geworden wäre? Als General war er im neuen Wirkungskreise der alte, unausgesetzt thätig, zu unausgesetzter Thätigkeit treibend, zwingend, überall der Erste. Da in Marienwerder ein Sträflingstransport in der Nacht sich gewaltig empört hatte, stürzte er mitten hinein und hieb zwei nieder. Die Andern ergaben sich. Auf einer Inspectionsreise wollte er ein Husarenregiment inspiciren, man war gewohnt, es als eine hohe Feierlichkeit anzusehen, wenn das von einem Infanterie-General geschah, und führte ihm deshalb ein dickleibiges Paradepferd vor; er wies es zurück, forderte ein Husarenpferd, bestieg es, setzte sich an die Spitze des Regiments, führte es durch Büsche und über Gräben, daß mancher Laufe und mancher Reiter herunterflog; er, in Allem Letzterer, blieb fest im Sattel und führte das Manöver zu Ende zur Verwunderung aller Cavalleristen. Der König übertrug ihm Commando des Armeecorps in Westpreußen. York war damals ohne Hoffnung für die Zukunft, aber in voller Thätigkeit für die Gegenwart, einem Schiffscapitain gleich, der es weiß, das Schiff muß sinken, der es aber nicht verläßt, der fest und ruhig das Steuer führt, bis er mit versinkt; deshalb übernahm er einen schwierigen und gefahrvollen Auftrag ohne anderes Bedenken, als daß er ihm nicht vollständig gewachsen sei; der König bevollmächtigte ihn, in den ihm anvertrauten Provinzen als höchste Autorität in Militair- und Civilsachen zu handeln und legte die Entscheidung über Krieg und Frieden in seine Hand. Es war das in der Zeit, da Preußen schwankte, ob es an Rußland oder Frankreich sich anlehnen solle; das Bündniß mit dem letzteren machte diesem Schwanken und jener Vollmacht ein Ende. York wurde zweiter Befehlshaber des Armeecorps, das unter Grawert mit Napoleon gegen Rußland zog; als Grawert erkrankte, wurde er erster Befehlshaber. York im Bunde mit Frankreich gegen Rußland! — Jedem andern wäre das Herz gebrochen, aber Yorks Herz war von gehärtetem Stahl wie sein Degen. Der König, der seinen Treugesinnten kannte, hatte eigenhändig am Schluß der Ernennung hinzugefügt: „Es ist mir äußerst viel daran gelegen, daß Sie die Ihnen bestimmte Stelle annehmen, da mir Ihre Treue, Anhänglichkeit und Kriegserfahrenheit zur Genüge bekannt ist und ein solcher zuverlässiger Mann bei diesem Corps und unter solchen Umständen unumgänglich nothwendig wird. Ich werde jede Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen dafür meine Dankbarkeit zu beweisen."

Dreihundert Officiere, der vierte Theil des gesammten Officiercorps, nahmen ihren Abschied und gingen größtentheils in's Ausland und in fremde Dienste, als Preußens Allianz mit Frankreich bekannt wurde. York bekämpfte seinen tiefen Groll; er gehörte dem König und dem Vaterlande um jeden Preis, er fragte nicht nach dem, was seiner Neigung, seinem Haß entsprach, er fragte nach dem, was die Pflicht befahl, und die befahl Gehorsam. Nicht allen Officieren seines Armeecorps gelang es, ihren Gehalt Meister zu werden. Sechs Schwadronen französischer Garde-Dragoner kamen in ein Dorf, in dem zwei Schwadronen preußischer Husaren lagen, und forderten, die Preußen sollten ihnen Platz machen. Mager

v. Thümen, der hier commandirte, machte ihnen das Anerbieten, die Quartiere nach Verhältniß der Zahl zu theilen, das wurde mit Stolz zurückgewiesen. Die Kaiserliche Garde ging allen andern Truppen vor, die Preußen banden ihre Pferde an die Zäune binden. Da sprach Thümen: „Auch nicht einen Stall räume ich jetzt ein!“ Es lief Alarm blasen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Da zogen die stolzen Schwadronen weiter. Doch vergaß Yorck der Ehre nichts: als Marschall Davoust einige Officiere des preußischen Corps verhaften wollte, wies er das entschieden und mit solcher Würde zurück, daß der Marschall erwiderte, er habe mit Vergnügen diesen Ausdruck von Gesinnungen gesehen, welches die einer Soldaten, der sein Vaterland liebe, und einer Maxime von Ehre seien.

Yorcks nächster Gegenleger war der Marschall Macdonald, ein feiner Mann, wohlwollenden Gemüths, der alles that, um Yorck durch persönliche Gefälligkeiten zu gewinnen. Yorck blieb kalt, wie Stahl, aber auch eben so polirt und stahlweiß; er und seine Truppen gewannen sich durch ihre Leistungen auf dem Paradeplatze wie in der Schlacht durch ihre Zucht und ihre Tapferkeit ungetheilte Anerkennung. Napoleon selbst ließ bei einem Vorbeimarsch einige von seinen Grenadieren kommen, damit sie sähen, wie vortrefflich die Preußen gekleidet seien, und als die Grenadiere unwillig sich abwendeten, befahl er ihnen hinzusehen, sie sollten sich ein Muster daran nehmen. Aber auch im Kampf erzwangen die preußischen Truppen sich Achtung bei den Franzosen wie bei den Russen. Macdonald schrieb an einen Jugendfreund: „Hohe Achtung muß man der Tapferkeit und Ausdauer der preußischen Truppen und der richtigen Einsicht ihrer Officiere zollen, und meine Achtung vor ihnen steigt mit jedem Tage, sie rufen: Hurrah! denn sind sie auch dem Feind mit dem Bajonnet gleich in den Nacken.“ Dennoch schien es, als traute er Yorck nicht ganz, er sandte einen Generalstabsofficier, der ihn beobachten sollte, Yorck lud ihn ein, mit ihm gemeinschaftlich die Vorposten zu besuchen, bei diesem Ritt pfiffen die feindlichen Kugeln ihnen so dicht um die Ohren, daß jener den General beinahe gebeten hat, sich doch nicht so [illegible]; Yorck that, als nehme er's für Artigkeit, daß jener nur für ihn und nicht für sich besorgt sei, versicherte, das habe gar nichts zu sagen, er sei das gewohnt, und ritt immer weiter in den Kugelregen hinein. Da berichtete jener, als er zurückkam, es stehe alles ganz vortrefflich und sei gar keine Veranlassung zu weiterer Beobachtung! — Damals schon mochte man russischer Seits eine Annäherung an Yorck wünschen. Der ihm gegenüberstehende General Ochs lud ihn demgemäß zu einer mündlichen Besprechung ein, sie erfolgte, es blieb aber auf beiden Seiten bei höflicher gleichgültiger Unterhaltung. Yorcks Erscheinung imponirte so, daß Ochs nicht den Muth haben mochte, mit den beabsichtigten Anträgen hervorzutreten. Yorcks Verhältniß zum Marschall Macdonald war bisher ungetrübt geblieben. Als aber an die Stelle preußischer Verpflegungsbeamten französische traten, wurde Yorck die Nachlässigkeit dieser Herren nicht dulden, er war das seinen Truppen, er war das seinem König schuldig; daß er das letztere in seiner Klage gegen den Marschall scharf betonte, daß er sich nicht wie andere als einer der Satelliten Napoleons ansah, daß er sich als preußischer Heerführer aussprach, das war mehr als ein Franzose vertragen konnte, solche Anmaßung mußte gedemüthigt, ihre Wiederholung unmöglich gemacht werden, vielleicht hatten auch Einflüsterungen des Marschall Berthier eingewirkt, aber Yorcks sich gleichbleibende kalte Höflichkeit gegenüber der lockenden Liebenswürdigkeit des Oberbefehlshabers hatten diesen endlich ungeduldig gemacht; die großen Gegensätze drängten sich jetzt in so gewaltiger Wucht und Nähe, daß keine Zeit blieb, die Reserven, die ihnen vorangingen, bis in ihre Ursachen zu ergründen; das nun war erforderlich, Macdonald wollte Yorck los werden, er sollte sich veranlaßt sehen, freiwillig zurückzutreten oder von Leidenschaft hingerissen eine Uebereilung begehen, die ihn für die Zukunft unmöglich machte. Als er einen Tages sich von neuem schriftlich in höflich gemessener Weise bei Macdonald beschwerte, daß die Pferde seit zwei Tagen keinen Hafer erhalten und ihnen einige

crepirt wären, ſchickte Macdonald einen Oberſten zu ihm mit einem Schreiben, angefüllt von Verdächtigungen und beleidigenden Ausdrücken, ſeine Angaben wurden geradezu unwahr genannt, am Schluß ſtellte Macdonald die abenteuerliche Behauptung auf: Wenn Pferde crepirt wären, ſo ſage man auf Franzöſiſch „crepiren", aber auch „platzen") ſo könne das nur aus Dickleibigkeit geſchehen ſein! Mack lag ſchon im Bett, als der Oberſt ankam, auf deſſen Drängen wurde er geweckt, der Oberſt überreichte das Schreiben, Mack las es durch ohne eine Miene zu verziehen. Er durchſchaute ſofort die Abſicht und erwiderte mit vollſter Ruhe, der Adjutant, der die franzöſiſche Correſpondenz beſorge, ſei nicht anweſend, die Beantwortung könne daher erſt morgen erfolgen. Der Oberſt, der einen anderen Eindruck erwartet

Mack lässt sich von den Boten den Vertrag von Lunéville

hatte, fragte dringend: „Aber was werden Sie thun?" „Ich werde mich wieder zu Bette legen," ſagte Mack ruhig und verbeugte ſich; da mußte der Oberſt ſich verabſchieden. Mack berichtete ſogleich das Vorgefallene nach Berlin und ſchrieb am folgenden Tage, höflich wie immer, dem Marſchall, es ſei augenſcheinlich, daß dieſer widerſprechende Berichte erhalten habe und er, Mack, müßte daher auf ſtrenge Unterſuchung dringen. Von Berlin erhielt er Billigung ſeines Verhaltens und die Weiſung, ſich ſo viel wie möglich in gutem Vernehmen mit Macdonald zu halten. Von dieſem bekam Mack keine Antwort, aber die Pferde bekamen Hafer.

Kurze Zeit darauf liefen Gerüchte ein von der Zerrüttung der bis dahin ſiegreich geglaubten franzöſiſchen großen Armee; der Marſchall ſchenkte ihnen keinen Glauben, oder that

wenigstens in, der Nachfolger Essens aber, der General Paulucci, machte an York vertrauliche Mittheilungen von den französischen Niederlagen und zugleich den Vorschlag, Macdonald gefangen zu nehmen und die Waffen gegen Frankreich zu kehren oder sich doch nach Preußen zurückzuziehen und die französische Armee ihrem Schicksal zu überlassen. York erwiderte, daß er kein anderes Interesse kenne, als das des Königs und des Vaterlandes, daß er dies Interesse nie durch ein eigenmächtiges übereiltes Handeln auf das Spiel setzen dürfe, und schickte sogleich einen Officier nach Berlin mit der Bitte um Verhaltungsbefehle; die Antwort blieb lange aus und kam endlich in sehr unbestimmten Ausdrücken an. Bei der großen Entfernung, die es denkbar machte, daß, ehe die Antwort anlangte, sich die Verhältnisse schon wieder geändert hatten, bei der eigenthümlichen, gefahrvollen Lage, in der sich Preußen befand, in der jeder falsche Schritt in's Verderben führen konnte, mochte es am gerathensten erscheinen, York freie Hand zu lassen. Unterdessen wurde nicht nur Paulucci, sondern auch die Sachlage immer dringender; wie sehr auch Macdonald den Schein größter Sorglosigkeit annahm, hatte er doch nichts dagegen, als York ihn um Erlaubniß bat, die preußischen Truppen mehr concentriren zu dürfen; mochten diese nun Muth für oder gegen Frankreich kämpfen, so war das eine Maßregel von hoher Bedeutung, indem sie ihnen ihre Unabhängigkeit erhielt. Noch war York ohne Bescheid, ja ohne Fingerzeig von oben, er wußte nicht einmal, daß der König vor Eröffnung des Feldzuges Knesebeck nach Petersburg geschickt hatte, um unter der Maske des Friedensvermittlers Alexander vertraulich zu sagen, daß wenn die französische Armee in Rußland eingedrungen sei, das Glück sich aber gegen dieselbe wende, das preußische Corps zur rechten Zeit bereit sein würde, sich mit den Russen zu vereinigen. Von diesem Auftrage konnte York nichts wissen. Außer Knesebeck, von dem der Gedanke ausging, und außer dem König, der ihn genehmigt, wußte keiner davon. York blieb ungeachtet wiederholter dringender Bitten ohne bestimmte Instruction, denn die mündliche Weisung, die sein Adjutant auf Berlin sich mit zurückbrachte, er solle nach den Umständen handeln, war eine sehr unbestimmte, und doch mußte gehandelt werden; es kamen nicht nur Gerüchte, es kamen Berichte, unzweifelhafte Berichte, daß die französische große Armee kaum mehr existire. Als Macdonald sich endlich davon überzeugen mußte, muthete er den preußischen Truppen übermenschliche und aufreibende Anstrengungen zu, er bestimmte ihnen Tauroggen als den Punkt, wohin sie sich ziehen würden; da sie aber nach übermenschlichen Anstrengungen dort ankamen, fanden sie ihn nicht. Unter den jüngeren Officieren derjenigen preußischen Truppen, die Macdonald bei sich hatte, zeigte sich jetzt schon das Verlangen, abzufallen von den Franzosen und sich den Russen anzuschließen. Die älteren aber waren nicht von solcher Neigung, sondern nur nach der Pflicht. Capitain Graumann sprach: „Meine Haare sind grau geworden in treuem Dienst, fordert nicht von mir, daß ich in meinem Sinn handle, wenn meine Pflicht gegen den König anders spricht." Rittmeister Stiern rief: „Wenn der König befiehlt, daß ich mit meiner Hand meine Frau und meine sieben Kinder niederhaue soll, so thue ich's, aber desertiren kann ich nicht." — War irgend einer gewohnt seine Neigung der Pflicht zu opfern, so war es York. Aber was war jetzt Pflicht? Es war möglich, daß er sich durchschlug, daß er wenigstens mit einem Theil seines Corps Macdonald erreichte, aber waren dann nicht die Truppen an das französische Interesse gekettet, und doch durfte billig gezweifelt werden, ob das des Königs Absicht war; so lange die aber zweifelhaft war, so lange mußte sich York nach beiden Seiten hin freihalten; er erklärte sich bereit, als der russische General Diebitsch ihn um eine Unterredung zwischen den Vorpostenketten ersuchen ließ. Das Resultat derselben war folgendes Abkommen: Das Yorksche Corps besetzt den Landstrich, der zwischen Memel, Tilsit und dem Haff liegt, dieser Strich bleibt neutral, das Corps bleibt unthätig, bis Befehle vom König eingehn, befiehlt der König, daß es sich mit der französischen Armee wieder vereinigt, so wird es bis zum 1. März nicht wieder gegen

Rußland dienen; diejenigen Truppen, welche getrennt vom Hauptcorps unter Massenbach sich bei Macdonald befinden, sind in diese Convention mit eingeschlossen.

York hatte am Tage vor diesem Abkommen einen Zettel von Macdonalds Hand erhalten, der ihn dringend aufforderte, sich mit ihm zu vereinigen, die Möglichkeit sich durchzuschlagen war nicht zu leugnen; zu gleicher Zeit hatten die russischen Feldherrn an York die Forderung gestellt, mit ihnen gemeinschaftliche Sache und so, wie sie versicherten, dem Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen, da das Macdonaldsche Armeecorps von der ganzen französischen Armee das einzige noch kampffähige sei.

Für York war französischer Seits der Marschallstab und das Commando eines eignen Armeecorps von Napoleon verheißen, auf der russischen Seite ein glorreicher Erfolg, Lohn und Ehre. In York's ganzem Wesen lag keine Halbheit, seine Neigung drängte ihn gewiß zur entscheidendsten That, aber gewohnt, nur die Pflicht zu fragen, wählte er auch hier den Mittelweg, er wählte ihn, um dem König so viel wie möglich freie Hand zu lassen, er wählte ihn, weil er nicht sein Bestes, weil er des Vaterlandes Bestes suchte. Unzweifelhaft hat, als die Wage noch schwankte folgender Umstand mit beigetragen, ihn zu bestimmen. Er setzte seinen Generalstabschef Oberst von Röder von allen Verhältnissen in Kenntniß und fragte ihn nach seiner Ansicht. Dieser antwortete, er könne keinen Rath ertheilen. Für den König, für den Staat, für die Armee, würde es von großem Vortheil sein, wenn York das Abkommen träfe, für York's Person könne es höchst gefährlich sein. „Was meine Person!" rief er, „für meinen König gehe ich auf's Schaffot, ich schließe ab!" er wandte sich zu den russischen Officieren und sagte: „Ihr habt mich!"

Nach der zu Tauroggen am 30. December 1812 abgeschlossenen Convention theilte York dem Officiercorps mit, was er gethan, und sandte an Massenbach den Befehl, mit den bei Macdonald befindlichen Truppen heranzumarschiren. York wollte die Verantwortlichkeit ganz allein auf sich nehmen, deshalb befahl er und stellte es nicht in Massenbachs freien Willen, ob er kommen wollte oder nicht. Die Truppen nahmen die Nachricht der Convention mit einem Jubel auf, als wäre es eine Siegesnachricht. York zeigte das, was er gethan, sofort dem Könige und Macdonald an. Das Schreiben an den Letzteren enthielt die Worte: „Welches auch das Urtheil sein mag, das die Welt über mein Verfahren fällen wird, ich bin darum wenig in Unruhe; die Pflicht gegen meine Truppen und die reiflichste Erwägung schreiben es mir vor; die reinsten Beweggründe, wie auch immer der Schein sein mag, leiten mich." Der Bericht an den König schloß mit den Worten: „Euer Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Preuße und Unterthan gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermüthigen Forderungen eines Alliirten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht Besorgniß erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß sie zum Heil des Vaterlandes führt. York."

Als Macdonald die Nachricht von dem Abfall der preußischen Truppen bekam, war er im ersten Augenblick bestürzt, er hatte nichts geahnt, doch benahm er sich gegen den preußischen Officier und die Mannschaft, die bei ihm zu Ordonnanzdiensten kommandirt waren, liebenswürdig und edel und entließ sie reich beschenkt zur York'schen Abtheilung. Der König war unangenehm überrascht, die Verhältnisse in Berlin waren noch immer bedenklicher Art, er glaubte sich damals nicht in der Lage, offen mit Frankreich brechen zu können, gab deshalb dem französischen Gesandten sein Bedauern über das Vorgefallene zu erkennen, nahm York das Commando und befahl, daß Kriegsgericht über ihn gehalten werden sollte. Das hatte York nicht erwartet; wohl hatte er seinen Kopf dargeboten, und das war bei ihm nicht Redensart, er war der Mann dazu, sich zu opfern für König und Vaterland, wenn's Noth

that, aber hat es denn Recht — Was er gethan, das hatte er gethan, nicht aus Rücksicht auf die Lage des Heeres, sondern aus Rücksicht auf die besondere Lage des Landes, ein Kriegsgericht konnte nur Rücksicht nehmen auf seine militairische Stellung, die aber konnte die Convention nicht vertheidigen, faßte man die ausschließlich ins Auge, so mußte das Kriegsgericht ihn verurtheilen, mußte ihn für feig erklären. Das war das Härteste, was ihn treffen konnte. Der Kaiser von Rußland ließ ihm Verwendung zusagen, und für den äußersten Fall russische Dienste, er wies jene mit Höflichkeit, diese mit Entrüstung zurück. In solch drückender Lage konnte ihm nicht einmal das Bewußtsein glücklichen Erfolges Trost gewähren, denn durch Ungeschick und Schlaffheit des russischen Oberbefehlshabers blieben alle die Erfolge aus, welche York sich mit Zuversicht von der Convention versprochen hatte. Macdonald, der mit seinem ganzen Armeecorps als abgeschnitten betrachtet werden durfte, entkam ohne Verlust, die französische Armee, anstatt vollständig vernichtet zu werden, sammelte ihre Trümmer von Neuem, in Yorks eigenem Corps brachte die Muße manchen auf unnütze Gedanken, die kurz vorher fast übermüthige Stimmung wurde zur mißmüthigen, die Kunde von Yorks Absetzung brach sich Bahn, obgleich die Russen den königlichen Adjutanten nicht durchließen, der den officiellen Befehl und den Befehl brachte, York zu verhaften. Dieser erkannte, daß er zu weit gegangen sei, um auf halbem Wege stehn zu bleiben. Er erkannte, daß er seinem König wider dessen Willen dienen müsse, um so mehr, da er wußte, daß dieser Wille jetzt nicht frei war. Bisher war die Absetzung Yorks nur durch Zeitungs-Berichte zu dessen Kenntniß gekommen, er hielt es für Pflicht, das Commando weiter zu führen, und er erließ deshalb folgende Erklärung in der Königsberger Zeitung:

„Nach einem Artikel in einigen Exemplaren der Berliner Zeitung vom 19. d. M. soll der Major und Flügeladjutant von Natzmer an den Herrn General-Major v. Kleist abgeschickt worden sein, um ihm den Befehl zu überbringen, mir das Commando des Königlichen Armeecorps in Preußen ab- und dagegen es selbst zu übernehmen.

„Der Herr v. Natzmer ist jedoch weder zu dem Herrn General-Major v. Kleist noch zu mir gekommen, und ich werde daher auch um so unbedenklicher fortfahren, das General-Commando des Corps und die andern Functionen nach den Bestimmungen der Cabinetsorder vom 20. December ferner auszuüben, als im preußischen Staate eine Zeitung bekanntlich kein officielles Staatsblatt ist und bis jetzt noch kein General seine Verhaltungsbefehle durch die Zeitungen erhalten hat. Um jede Irrung zu verhüten, habe ich für nöthig erachtet, diese Erklärung öffentlich bekannt zu machen.

Königsberg, den 27. Januar 1813. v. York."

Seine Truppen gehorchten ihm unbedenklich und unbedingt, aber es gab Schwierigkeiten anderer Art zu überwinden. Minister Stein, von Kaiser Alexander bevollmächtigt, in dessen Namen die Kriegs- und Geldmittel zur Unterstützung der russischen Unternehmungen gegen die französischen Heere zu schaffen, trat in der ihm eigenen Weise auf, das heißt, mit einer Sicherheit und Kühnheit, die den preußischen Behörden wie Anmaßung erschien, mit dem Zornmuth gegen Napoleon und mit auf das Große und Ganze gerichteten Schritten, die alles, was nebensächlich erschien, mochten's Personen oder Rücksichten sein, gleichgültig oder rücksichtslos bei Seite schob. Er trat gebieterisch als Russe auf, während York und die in aller Eile zusammenberufenen Landstände nur Befehle vom König oder unter diesem Namen erlassen, respectiren wollten. Das gab harte Kämpfe, die der guten Sache gefährlich zu werden drohten. Stein dachte groß genug, sich ihr nicht nur zu weihen, sondern sich sogar für sie zu opfern. Er trat zurück. — Noch hatte sich der König nicht los gesagt von der französischen Alliance, aber ihre Fortdauer war unmöglich, das sagte sich jedes Preußenherz; der Krieg mit Frankreich konnte, mußte in der nächsten Zeit schon losbrechen, da galt es den Moment auskaufen, sich rüsten zum Kampf auf Tod und Leben. York trat mit der Regie-

rung und den Ständen in Verbindung; allgemeine Bewaffnung gegen den allgemeinen Feind, Hinauswerfen der Franzosen aus dem Lande mit der vereinten Kraft des Heeres und des Landes, das war der Gedanke, in dem alle übereinstimmten. Wie das am schnellsten zu bewirken sei, darüber konnten die Meinungen abweichen, über Zweck und Mittel war man eins. York mit seiner Kriegserfahrung, mit der Energie seines Willens und der Sicherheit, die andere hinreißt, ohne selbst hingerissen zu sein, war die Seele des Ganzen; er benutzte Scharnhorst's schon früher entworfene Pläne zur Bildung einer Landwehr nur theilweise; sie hatten ein allmähliges Vorschreiten im Sinne, dazu war jetzt nicht Zeit, jetzt mußte Alles im Sturmschritt gehen, aber auch im Sturmschritt behielt York volle Besonnenheit und Umsicht und duldete keine öfters versuchte russische Einmischung; so geschah das noch nie dagewesene, daß ein abgesetzter General ein Armeecorps commandirte, die Verwaltung einer ganzen Provinz leitete, ja der gewaltigen Strömung der Zeit ihr Flußbett anwies und ihren Lauf regelte. Je gewagter das war, desto höher muß das Vaterland den Helden ehren, der das wagte zur Rettung des Vaterlandes. Dieser Gedanke allein bestimmte ihn, denn die Lust zum Wagen lag York von jeher fern. Mit ruhiger Klarheit erwog er alle Möglichkeiten, wie ein ächter Jäger schoß er nie in's Blaue, sondern visirte scharf, jeder Schuß mußte treffen, sonst drückte er nicht los. Aus dieser Eigenthümlichkeit erklärt sich manches in seinem Leben, namentlich manche Abneigung gegen Persönlichkeiten, z. B. gegen die Blüchers, der gern wagte.

Unterdessen klärten sich in Berlin die Verhältnisse, der König ging nach Schlesien, gewann dadurch freie Hand, sagte sich los vom französischen Bündniß und schloß ein enges mit Rußland. Die nächste Folge davon war für York, daß ihm der Form wegen aufgegeben wurde, sich schriftlich wegen der Tauroggener Convention zu rechtfertigen und daß in Folge dieser Rechtfertigung der König einen Armee-Befehl erließ, in welchem York für vorwurfsfrei erklärt und zugleich bekannt gemacht wurde, daß er nicht nur im Commando des Armeecorps bestätigt, sondern ihm zum Beweise Allerhöchster Zufriedenheit und ungetheilten Vertrauens auch der Oberbefehl über die Truppen des Generals v. Bülow übertragen würde. York erließ nun einen Tagesbefehl an seine Truppen, worin es unter anderm heißt: „Ich werde es für meine erste Pflicht halten, Seiner Majestät dem Könige und dem ganzen Vaterlande die hohe Resignation in's hellste Licht zu setzen, mit welcher das Corps die großen Anstrengungen und Entbehrungen eines seiner Meinung nicht entsprechenden Krieges ertragen, und wird es unter diesen Umständen nie vergessen, was es sich und seiner Ehre schuldig sei. Auch in diesem neuen Kampfe rechne ich mit Zuversicht auf das volle Vertrauen des Corps sowie auf seine feste Beharrlichkeit bei den Mühseligkeiten, die mit jedem Kriege verknüpft sind und deren Ueberwindung den Ruhm des Soldaten ausmacht."

Am 17. März zog York an der Spitze seiner Truppen in Berlin ein. Der König befand sich in Potsdam, aber dessen Bruder, der Prinz Wilhelm, empfing ihn an den Thoren der Stadt; der Empfang der Bewohner war ein begeisterter, ihr jubelnder Zuruf nahm kein Ende; er warf keinen Blick auf die jauchzende Menge rechts und links, strenge und kalt blickte er vor sich hin, als ginge ihn das nichts an. Vier Tage später wurde er zum Könige nach Potsdam beschieden. Was die Beiden da miteinander besprochen haben, das hat keiner erfahren. Beide redeten wenig, am wenigsten von sich selbst; das nur wußte York's Adjutant zu sagen, daß der Feldherr mit gedankenschwerer Miene in's Schloß gegangen und mit dem Ausdruck freudiger Rührung aus dem Cabinet des Königs herausgetreten sei. Am Tage vor dem Ausmarsch der Truppen aus Berlin ließ York sie auf dem Platz vor dem Königlichen Schloß antreten und eine gottesdienstliche Feier halten, am Schluß derselben trat er in den Kreis und rief: „Von diesem Augenblick an gehört keinem von uns mehr sein Leben; keiner muß darauf rechnen, das Ende des Kampfes erleben zu wollen, jeder sei

freudig bereit, sein Leben dahin zu geben für das Vaterland und den König!" Dann zurückkehrend nach der Seite, wo das Leibregiment stand, rief er: „Soldaten, jetzt geht's in den Kampf, ihr sollt mich an Eurer Spitze sehen; thut Eure Pflicht; ich schwöre Euch, mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder." Der Commandeur des Leibregiments, der alte eiserne Horn, ward von diesen Worten so ergriffen, daß er York um den Hals fiel und entgegnete: „Ich und mein Regiment und gewiß wir Alle werden dem Beispiel folgen." Da rief ein Soldat aus dem Leibregiment: „Das soll ein Wort sein," ja das soll ein Wort sein! wiederholten die andern.

So glänzend sich der tapfere Ungestüm der Truppen in den ersten Kämpfen mit dem Feinde bewährte, so unzufrieden war York mit der Kriegsführung im Ganzen, der es nach seiner Ueberzeugung an Einheit und Einsicht fehlte. Kutusow führte den Oberbefehl; er war alt und krank und kriegesmüde; die Gegenwart Alexanders, die Eifersucht der andern russischen Befehlshaber, wie Wittgenstein, Miloradowitsch, Barklay lähmten die Schnellkraft, so daß die Erfolge weit hinter der Leistungsfähigkeit der Truppen und hinter dem vergossenen Blute zurückblieben. So war die Schlacht bei Groß-Görschen ein nutzloses Schlachten, die von Bautzen mußte abgebrochen und der Rückzug nach Schlesien angetreten werden; das York'sche Corps litt dabei am meisten, Barklay sagte von dessen Führer in einem Bericht an den König: Er sei über allem Lobe erhaben. York sprach nicht mit gleicher Bewunderung von den russischen Feldherrn; als sie von Schlesien aus ihre und die preußischen Truppen im fortgesetzten Rückzuge nach Polen führen wollten, drang er auf eine Trennung von ihnen und schloß eine Vorstellung an Knesebeck mit den Worten: „Ich ersuche Sie inständigst, mir nur zu sagen, ob der König bereits einen unabänderlichen Beschluß gefaßt hat und ob wir von den angeknüpften Unterhandlungen und den Russen noch irgend etwas zu erwarten oder uns selbst überlassen, uns entweder selbst helfen oder untergehen müssen?" — Es kam nicht dazu, der Waffenstillstand wurde geschlossen und in Folge dessen der Rückzug nach Polen aufgegeben.

Während des Waffenstillstandes geschah manches, was York tief verletzte. Blücher erhielt den Oberbefehl über die Preußische Armee und York mit seinem Armeecorps wurde ihm untergeordnet. Er sah in Blücher nur einen Husaren-General, dem eine excentrische Partei eine Popularität zurecht gereckt habe, welche weit über eine Befähigung hinausreiche; Gneisenau hielt er für überspannt und unpoetisch, dazu war er sich bewußt, daß ihm selbst nach seinen Fähigkeiten und seinen Leistungen und nach dem, was er für den Staat gethan und gewagt, der Oberbefehl zugekommen wäre. Yorks Character hatte die kühne Größe, die ohne persönliche Rücksichten die schwerste Pflicht erfüllt, aber er hatte nicht die stille Größe, die keinen Anspruch auf Dank macht; nachdem er die Pflicht gethan, das schwere vollbracht, verlangte er Anerkennung, volle Anerkennung; daß sie ihm nach seiner Meinung nicht zu Theil wurde, das empörte ihn. Alle wirklichen oder vermeinten Fehler, die Blücher und sein Generalstab begingen, kränkten ihn doppelt, einmal um der guten Sache Willen, der er gedient war mit seinem ganzen starken Herzen, und dann, weil er sich sagte, das wäre nicht geschehn, wenn man dem das Commando gegeben, dem es zukam; doch machte ihn das nicht einen Augenblick wankend in seiner Pflichterfüllung, in der hingebendsten Mitwirkung bei Unternehmungen, die ohne sein Zuthun, ja gegen seine Meinung beschlossen wurden. Kein Heerführer ist während der ganzen Campagne so unausgesetzt thätig gewesen, kein Corps hat soviel gelitten und geleistet wie das seinige; es galt für eine Ehre, im York'schen Armeecorps gestanden zu haben. Der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, bekennt, daß er die Zeit seines Lebens zu den schönsten rechnet, wo es ihm vergönnt war, in den Soldaten dieses Corps seine Brüder, in General York seinen Bruder und Waffenvater zu lieben und zu ehren; in ähnlicher Weise sprach sich der Schwager des Königs, der Herzog Carl von Mecklen-

burg-Stowitz aus. Nach der Meinung competenter Richter war York Blücher überlegen an Feldherrntalent und Tüchtigkeit, mehr noch an Wissenschaftlichkeit; dennoch mag es zweifelhaft sein, ob seine Wahl zum Oberfeldherrn die glücklichere gewesen wäre; Blüchers Persönlichkeit, sein frischer Humor, sein unverwüstlicher Jugendmuth, seine Genialität ersetzten reichlich, was ihm an Correctheit abging. Ein Adjutant Yorks sagte deshalb gewiß sehr treffend: Es war wohl eine gnädige Fügung Gottes, der diese verschiedenen Charactere auf diese Stelle brachte; die kühnen großartigen Ideen des Blücherschen Hauptquartiers wären wohl schwerlich so mit Erfolg gekrönt worden, wenn nicht ein Mann wie York da war, der mit gewissenhaftem Ernst und eiserner Strenge für die Verfassung und den Geist seines Corps sorgte und dieses mit eben soviel Ruhe und Umsicht als Muth und Energie in den Gefechten führte.

Das Urtheil jener beiden Fürsten über York wiegt um so schwerer, da er nie um Fürstengunst gebuhlt und gerade jene beiden persönlich gekränkt hatte. Als der Herzog Carl in sein Corps versetzt wurde, meinte er, man habe des Königs Schwager ihm zugesellt, damit alles gleich an die rechte Quelle berichtet würde; um so kälter und vornehmer war er gegen ihn, er wollte zeigen, daß er keine Furcht habe. Bei einer Besichtigung von des Herzogs Brigade fand er nach der sorgfältigsten Musterung ein Gewehr, dessen Schloß nicht in Ordnung war, und sagte mit lauter Stimme, indem er den Herzog unverwandt ansah: „Die Herren sollten doch daran denken, daß Soldaten zum Kriege und nicht zum Spielzeug sind; solche Vernachlässigung der Waffen ist unverantwortlich, durch solche Unordnung und Nachlässigkeit verliert man Bataillen, und an einer verlorenen Schlacht hängt vielleicht wieder das Schicksal der Monarchie." Der Prinz erglühte bis in die Stirn, schwieg aber natürlich. Als York heimritt, sagte er zu seinem Adjutanten: „Da habe ich dem gnädigen Herrn einmal seine Lection gegeben, das schreibt er gleich alles dem König, und das will ich eben." — Ein anders Mal, da York bemerkte, daß die Truppen des Prinzen Wilhelm noch nicht angetreten wären, rief er: Was, noch nicht angetreten? — Dabei blickte er scharf auf den Prinzen, der eben auf einem Bärenfell saß und eine Tasse Kaffee trank. „Das macht, weil sich die Herren nicht von der Bärenhaut trennen können." Da ließ der Prinz seinen Kaffee stehen und eilte zu den Truppen. Als Blücher den Oberbefehl erhielt, wurde ihm die geheime Instruction eingeschärft, einer Schlacht auszuweichen, sich aber dem Feinde so nahe als möglich zu halten. Dadurch entstanden unausführliche Hin- und Hermärsche, durch welche die Truppen übermäßig ermüdet wurden, ohne daß irgend ein Zweck oder Erfolg sichtbar war. York gerieth darüber öfter ganz außer sich, in seiner gereizten Stimmung sah er oft Zufälligkeiten als ihm absichtlich zugefügte Kränkungen an; so wurde einmal, als die Truppentheile ihre Stellungen zugetheilt erhielten, ihm die Stellung „am Galgen" zugetheilt. Er nahm das als eine absichtliche Verhöhnung, fühlte sich auf's empfindlichste verletzt, behielt die Disposition zurück, und befahl die Aufstellung, als hätte er den Befehl mündlich erhalten, ohne den verhängnißvollen Ort zu nennen. Trotz solcher sich stets mehrenden Verstimmungen blieb er gerecht gegen die untergebenen Truppen; als das Schweidnitzer Landwehrbataillon in dem blutigen Plagwitzer Gefecht den Feind mit dem Bajonnet angriff, ließ York dem Führer desselben durch den Adjutanten einen Verweis geben, daß er das Gefecht in Linie annähme, anstatt Tirailleurs vorzuschicken; der Führer antwortete: „als alter Artillerist wisse er, was er zu thun habe, aber das Bataillon sei heut zum ersten Mal im Feuer, wenn er es durch Tirailleure lockere, habe er es bei dem Mangel gedienter Officiere nicht mehr in der Hand, und lieber wolle er hier sterben, als sein Bataillon auseinanderlaufen sehen." York erwiderte nichts, als aber das Bataillon nach heldenmüthigem Kampfe und nachdem es sich verschossen, abgelöst werden mußte, ließ York die Truppen, vor denen es vorbeimarschirte, antreten und salutiren; eine schönere Ehrenerklärung konnte dem Führer nicht zu Theil werden. Wie aber York herzerquickend zu loben wußte, so wußte er auch tief schneidend

zu strafen; an demselben Tage mußte ein anderes Bataillon sich vor der Uebermacht zurückziehen, aus dem Rückzuge wurde eine ungeordnete Flucht. Beim nächsten Vorbeimarsch des Bataillons wandte York seinen Kopf ab und sah mit keinem Blick nach ihnen hin, als schäme er sich ihrer; das war den Leuten so unerträglich, daß sie ihn bitten ließen, er solle ihnen Gelegenheit geben, die Schande abzuwaschen mit ihrem Blut; er versprach's und stellte sie nicht, wie sie es erwartet hatten, in die Avantgarde oder zum Sturm einer Schanze, das wäre ja eine Ehre gewesen, und der waren sie nicht würdig, er stellte sie zur Deckung anderer kämpfender Truppentheile auf ein Plateau, wo sie wehrlos den feindlichen Kugeln ausgesetzt waren, wo Mann auf Mann fiel und jeder sich sagen mußte: jetzt kommt die Reihe an dich; aber unerschütterlich regungslos standen sie da; die Furcht vor der Schande war größer als die vor dem Tode. Als das sehr zusammengeschmolzene Bataillon einige Zeit darauf vorbeimarschirte, wandte York den Kopf zwar nicht ab, erwies den Leuten aber auch keine besondere Aufmerksamkeit, er meinte: sie haben nur ihre Schuldigkeit gethan. In Schlesien stellte Napoleon den Marschall Macdonald gegenüber; als der durch's Fernrohr York erkannte, rief er voll Freude: „Da ist der alte York, er reitet noch den Falben, den hat er von mir;" war das Freude an dem bekannten Pferde, war's Freude an dem bekannten General, war's Freude ihm jetzt entgelten zu können, was York ihm in Rußland gethan? Wer will's entscheiden? War's das letztere Gefühl, so verwandelte sich die Schadenfreude zu Leid am eignen Schaden, denn York schlug seinen alten Marschall auf's Haupt. Wenige Monate darauf erkämpfte sich York zu seinem guten Namen noch einen guten, als er bei Wartenburg den für unmöglich gehaltenen Uebergang über die Elbe erzwang und dadurch nicht nur die Franzosen zum Rückgehen, sondern die ganze verbündete Armee zum Vorgehen nöthigte. Der König gab zur Erinnerung daran ihm und seinen Nachkommen den Rang und Namen eines Grafen York von Wartenburg, er selber aber stiftete sich an dem Tage ein Gedächtniß, das nimmer vergehen wird, so lange ein Mann vom 2. Bataillon des Leibregiments lebt. Dies Regiment hatte unter ihm den russischen Feldzug mitgemacht und sich bei mancher Gelegenheit hervorgethan; bei Wartenburg nahm das 2. Bataillon desselben mit unwiderstehlicher Kühnheit und Ausdauer eine für unnehmbar gehaltene feindliche Stellung zum Staunen der Feinde und Freunde; am Tage darauf ließ York die Truppen bei sich vorbeimarschiren; ernst und finster hielt er im strömenden Regen an der Spitze seines Generalstabes; als jenes Bataillon herankam, fragte er mit lauter Stimme: „Bursche, ist das das zweite Bataillon vom Leibregiment?" „Ja!" riefen die Soldaten und erwarteten ein belobendes Wort, aber York sprach keins, zog schweigend seinen Hut und senkte ihn tief, und wie auch der Regen aus seinen grauen Haaren troff, er und sein Gefolge blieben unbedeckten Hauptes bis der letzte Mann des Bataillons vorübergezogen, diese wortlose Lobrede war die herrlichste, die je ein Feldherr gehalten und ist heut noch nach fast 50 Jahren unvergessen in jenem Bataillon.

York sprach gern davon, daß sein Corps mehr gethan, als irgend ein andres in der Armee, er beschwerte sich bitter, daß seine Leute im Verhältniß zu denen anderer Heerestheile zu wenig Auszeichnungen erhalten hätten und rief: Bei meinem Corps hat jeder Stückknecht (jetzt Trainsoldat) das eiserne Kreuz verdient. Die Aeußerung wurde im Corps bekannt und hob den Stolz und die Zuversicht der Leute und ihre Hingebung für den Führer. Es kann nicht die Aufgabe dieser Blätter sein, Yorks Kriegsthaten zu beschreiben; durch alle geht ein Zug hindurch; Pflichttreue, und durch die meisten ein anderer Zug: Unzufriedenheit. Wie er sich selbst nie genug that, so thaten ihm auch die anderen kein Genüge, und je höher sie standen, desto weniger. Ein Officier, der ihm nahe stand und der zwei Campagnen unter ihm mitgemacht (der Vater des Verfassers dieses Aufsatzes) bemerkte einst gegen ihn, daß er so rücksichtsvoll gegen die Soldaten als schroff gegen die Officiere

sei. York sah ihn fest und scharf an und sprach: „Die Officiere brauchen mich nicht lieb zu haben, was die zu thun haben, sollen sie thun aus Pflichtgefühl, von der Masse kann man das nicht fordern, die muß Liebe oder Furcht treiben.“ — Diese Selbstbeurtheilung war, wie Selbstbeurtheilungen es in der Regel sind, wohl nur halb richtig; in York's Character lag ein hoher Stolz, dumme Menschen sind stolz gegen solche, die unter ihnen stehn, kluge und edle Menschen sind's gegen solche, die ihnen gleich oder über ihnen stehn. Auf dem Marsch nach dem Rhein hin ließ York in Wiesbaden die nassauischen Posten vor dem Palais des Herzogs von Nassau, der sich damals noch nicht für die Alliirten erklärt hatte, durch preußische ablösen, da kam eiligst ein Kammerherr und forderte im Namen seines Herrn, daß die Posten den Truppen des Herzogs zurückgegeben würden; York erwiderte, er kenne keinen Herzog von Nassau; erschrocken rief der Kammerherr: Sie werden doch meinen gnädigsten Herrn nicht entthronen wollen? York antwortete kurz und trocken: „Ich habe noch keinen Befehl dazu.“ Die preußischen Posten blieben, der Herzog reiste ab. Kurz vor dem Einmarsch der Verbündeten in Paris, so erzählt Droysen nach der Mittheilung eines glaubhaften Gewährsmannes, sei York an seinen König herangeritten, ihm „das brave erste Armeecorps“ zu präsentiren, des Königs strenges Auge sei durch den Anblick der Truppen beleidigt gewesen und er habe geäußert: „sehen schlecht aus, schmutzige Leute.“ damit sei er zurückgeritten; und York habe sofort zu den Truppen gewandt Kehrt! und Marsch! commandirt. Gewiß sah das brave Corps nach diesen furchtbaren drei Wintermonaten nicht eben parademäßig aus; die Geschütze zum Theil mit Rädern von Bauerwagen, das Riemzeug mit Stricken geflickt, die Pferde abgetrieben, die Leute mit ungeschornem Haar und Bart, die Kleidung im besten Falle durch zahlreiche Flicken heil, theilweise im Bivouac versengt, theilweise durch allerlei Beutestücke ergänzt, nicht wenige mit zerrissenen Hosen, schuhlosen Füßen u. s. w. Und doch — sie hatten ihren König mit jubelndem Hurrah empfangen. — In Pont-à-Mousson im Schlosse eines hohen französischen Generals einquartiert, verlangte York beim Abmarsch vom Hausmeister die Rechnung für das, was er und sein Gefolge verzehrt; der aber erwiderte, sein Gebieter werde es sich zur Ehre rechnen, den berühmten General York bewirthet zu haben. Da sprach York zornig: „Wohl steht mir Macht und Recht zu, in diesem Schloß zu hausen, es niederzureißen und Salz auf die Stätte zu streuen, da der General sich unterstanden hat, in Berlin in des Königs Schloß zu hausen, als wäre es sein Eigenthum, aber die Welt soll sehen, was für ein Unterschied ist zwischen einem preußischen und einem französischen General!“ — Er befahl nun, daß die Rechnung gebracht werde, sah sie durch, erklärte sie für zu niedrig gestellt und bezahlte das Doppelte des Betrages.

Bei aller Reizbarkeit seines Characters und bei aller Unzufriedenheit mit den Anordnungen der höheren Führer fügte sich York dennoch den letzteren, einmal nur nach der Schlacht von Laon waren bald hinter einander viel kleine Unannehmlichkeiten gekommen, die ihn immer von Neuem reizten, als nun zuletzt noch der Befehl kam, hundert Pferde von seiner schon sehr geschwächten Cavallerie herzugeben, platzte die Bombe, er erklärte sich krank, legte sein Commando nieder und reiste ab. Vergebens waren die Vorstellungen, die Bitten der Freunde, Prinz Wilhelm schrieb ihm ohne Erfolg: „Als Ihr Mitbürger, als Ihr Unterfeldherr, als Enkel, Sohn und Bruder Ihres Königs beschwöre ich Sie, das Commando nicht niederzulegen.“ York blieb unbewegt, da schrieb Blücher, der damals krank und fast ganz erblindet darniederlag, mit großen groben Buchstaben vom Bett aus folgende Worte an ihn: „Mein alter Kamerad, so etwas darf die Geschichte von uns nicht erzählen, also sei vernünftig und komm zurück.“ Das wirkte. Als 1815 nach Napoleons Entweichen aus Elba der Krieg von Neuem entbrannte, war es die Absicht, York zum Oberbefehlshaber der preußischen Truppen zu machen, man glaubte Blücher würde das Commando niederlegen, man stellte ihm vor, er habe so viel Ruhm erworben, daß er ihn nicht durch neue Siege mehren, nur durch Miß-

lungen aufs Spiel setzen könne; Blücher antwortete lachend: „Was das für dummes Zeug ist!“ und blieb. York bekam das fünfte Armeecorps, eine Art Reserve, da bat er um seinen Abschied; der König antwortete ihm: „Die Bestimmung, beim Ausbruch des Krieges die Reserve zu commandiren, ist ein Beweis des Vertrauens. Sie selbst werden es einsehen, daß zur Erhaltung der Ordnung des Dienstes das Gesuch um Verabschiedung eines Generals bei dem Ausbruch neuer Feindseligkeiten nur durch gänzliche körperliche Unfähigkeit herbeigeführet werden kann und ich muß es daher Ihrem eignen Ermessen überlassen, ob Sie Sich in dem Augenblick, wo der Staat Ihres Dienstes bedarf, zum Weiterdienen für körperlich unfähig halten und sehe darüber Ihrer Erklärung entgegen.“ Da mußte York sein Gesuch wohl zurücknehmen. In der Campagne traf ihn ein harter Schlag, sein ältester Sohn blieb in dem unglücklichen Cavalleriegefecht bei Versailles; fast noch Knabe hatte er sich bei dem Ueberfall wie ein Mann gewehrt, schon aus manchen Wunden blutend hatte er den ihm angebotenen Pardon mit den Worten zurückgewiesen: „Ich heiße York!“ Der Vater trug schwer daran; immer streng, oft bitter gegen die Seinen, hatte er sie doch sehr lieb; obgleich die Menschen, die nur die Oberfläche sehen, von ihm sagten: er hat nichts lieb, nicht Weib, nicht Kind, nur seinen Kanarienvogel. — Gleich nach dem Frieden forderte er zum zweitenmal seinen Abschied, er erhielt ihn in ehrenvollster Weise, bekam 3000 Thaler Pension und zugleich eine Dotation, bestehend aus der Herrschaft Klein-Oels in Schlesien. Die andern Führer vom Armeecorps erhielten gleiche Dotationen; York, der sich sagte und sagen durfte, daß er mehr gethan und geopfert als sie, fühlte sich zurückgesetzt, er sprach: „Man dankt Gott, daß man mich endlich los ist; der König hat mich in die Provinz geschmissen, hat mir ein paar Güter, wie einem alten Hund einen Knochen hingeschmissen, aber ich kann noch bellen und beißen.“ Als im Jahr 1821 General Kleist bei seiner Verabschiedung den Titel Feldmarschall erhielt, erschien es dem König nur gerecht, wenn York dieselbe Auszeichnung erhielte und übersandte ihm das Diplom durch einen Adjutanten. York äußerte erst, er habe keine Lust, Feldmarschall par occasion zu werden, doch ließ er sich endlich vom Adjutanten bestimmen. Bei dessen Rückkehr fragte der König, wie York die Sache aufgenommen, und auf die Versicherung, daß er sich sehr gefreut, sagte er: „Wundert mich, dachte er würde wieder brummen, es ist ihm nichts recht.“

York fühlte sich in seiner neuen Stellung als Gutsbesitzer nicht glücklich. Gewöhnt an gewaltige Thätigkeit, wurde es ihm schwer, für die Thatkraft, die er noch in sich fühlte, keinen angemessenen Wirkungskreis zu haben. Was innerhalb und außerhalb des Staates geschah, erregte oft sein Mißfallen, verdüsterte seine Stimmung und erschwerte den Umgang mit ihm, so daß er, obgleich gastfrei, doch nicht häufig Gäste bei sich sah. Wunderbar eigenthümlich blieb bis in sein Greisenalter das Bohren seines hellen Auges, es glich einem spitzen Eispfeil, der, von der Sonne beschienen, glänzt und leuchtet, aber nicht wärmt. Selbst als Greis war er noch ein schöner Mann, sein Bild im Marschallsaal des Berliner Kadettenhauses gleicht ihm, der Ausdruck seines Antlitzes ist gelungen, sein Colorit war gelblicher. In der Regel trug er sich gebeugt, doch konnte er im Affect sich aufrichten, wie ein Löwe zum tödtlichen Sprung. Seine Erscheinung machte den Eindruck einer mächtigen Ruine, aber der Wanderer trug Bedenken, sich unter ihrem Schatten zu lagern, aus Besorgniß ihr Gerölle könnte ihn verletzen. Er war ein feiner aufmerksamer Wirth und seine Tafel war ausgesucht, aber dennoch fühlte man sich nicht heimisch an derselben, die sichtbar peinliche Besorgniß seiner Dienerschaft, selbst seiner Gattin, von einem strafenden Zornblick des Gebieters, des Gatten getroffen zu werden lähmte die unbefangene Tafelfreude, die dann nur zuweilen aufkam, wenn York etwas aus seinem früheren, selten etwas aus seinem späteren Kriegsleben plastisch schön erzählte.

Droysen sagt von ihm, der Friede des Alters kam nicht über ihn; aber das Alter kam,

es kam mit Gewittern. Wiederholte Schlaganfälle schwächten sein Gehör, sein Gesicht, verdüsterten seine Stimmung immer mehr, seine Umgebungen, am meisten seine still geduldige Frau litten viel unter den Ausbrüchen seiner Heftigkeit, seines Hadern. Er haderte in wilden Phantasien selbst mit dem Tode um sein Leben; in lichten Stunden sah er ihm trotzig ins Auge, bestellte seinen Sarg, ließ ihn an sein Bett bringen und besichtigte ihn genau. Am 3. October 1830 sagte er: „Heut werde ich sterben." In der nächsten Nacht war er todt.

Bedarf es nach der Schilderung seines Lebens noch eines anderen Zeugnisses, um Yorks Verhalten bei der Tauroggener Convention zu würdigen, so stehe hier eines ausgestellt von Einem, der dazu befugt und berechtigt war wie kein zweiter, ein Zeugniß Friedrich Wilhelm's III., der sagt: „Die That des Generals York wird dereinst in der Geschichte um so glänzender erscheinen, wenn man sie als Gegenstück zu den zahlreichen Beispielen so vieler Staatsmänner und Befehlshaber betrachtet, welche die ihnen übertragene Gewalt mißbrauchten, indem sie nur ihre eignen Zwecke und Ideen im Auge hatten, die sich aber, wo es auf Verantwortung ankam, hinter höhere Autoritäten flüchteten und ihre Fürsten Beschwerden bloßstellten, die zu vermeiden, ihre Schuldigkeit gewesen wäre. Diese Convention bietet ein bedeutsames Beispiel, wie ein treuer Diener, durch die Umstände zu einem selbstständigen Entschluß gedrängt, seinem Könige die ihm anvertrauten Truppen und seinem Vaterlande die Vortheile einer augenblicklichen Entscheidung sichern, die Nachtheile der Verzögerung abwenden konnte, ohne weiter zu greifen als ihm gebührte, indem, wenn der von ihm gethanene Schritt zurückgethan werden sollte, nichts erforderlich war als ein einziges Opfer, wozu er sich selbst weihte, auch in diesem Fall wie immer bereit, seine Treue mit seinem Leben zu besiegeln, wie er sie durch sein ganzes ruhmvolles Leben vor und nachher bewiesen hat."

Pflanzenbilder aus den deutschen Alpen.

Von Adolf Pichler.

Die Almrose! Wem jubelt nicht das Herz, wenn er schon den bloßen Namen hört. Mitten im Qualm der Städte denkt er zurück an den seligen Tag, wo er zum erstenmale auf einer Spitze des Hochgebirges über sich den tiefblauen Himmel trunkenen Blickes weithin über Gletscher und Ebenen schaute, bis das Aug' geblendet von all' der Herrlichkeit wieder zurückkehrte und ausruhte auf dem Rasenteppich zu Füßen, aus dem sich der dunkle Kelch der Gentiane neben den Rosetten des Leimkrautes und den zierlich gefransten Eisglöckchen erhob. Ueber den Grat zieht es purpurn in den Abgrund, die Steinblöcke leuchten purpurn empor, ja, das ist die Almrose, sie feiert jetzt ihre Blüthenzeit und Dolde drängt sich an Dolde, wohin du schauen magst, kaum daß die Felsen schroff und rauh den bunten Schmuck abzuwehren vermögen. Schön ist der Frühling überall, am schönsten droben in den Alpen, denn was ihm dort an Länge fehlt, ersetzt er durch die Prachtfülle landschaftlichen Reizes und der Blüthenwelt. Die Almrose! Der Flachländer kennt nur die Gattung, der Sohn des Gebirges unterscheidet mehrere Arten. Zunächst begegnet uns das rauhblättrige Rhododendron, eine Pflanze, die stets nur auf Kalk gedeiht und die Schutthalden, Matten und steilen Wände der mächtigen Bergzone schmückt, welche sich den Centralalpen vorlagert. Um sich zu entwickeln, bedarf sie nicht gerade großer Höhen, wenn sie feuchten Schatten findet, verschmäht sie auch die Ebene nicht, daher trifft sie der Wanderer schon mehrere Meilen weit vom Gebirge bei Matterburg in einer Biegung des Innufers. Das

länglich elförmige Blatt ist am Rande rauh gewimpert, daher der Name. Unter ihren Genossen prangt vor allen die Jochaurikel, die Stammutter all' der zahllosen Varietäten von Aurikeln, welche in Gärten und Töpfen gezogen werden. Die wilde ist goldgelb und übertrifft an Duft die Zöglinge der Cultur, ihre schönen Blüthen locken den Aelpler im Frühling hinauf in die steilen Wände, damit er Sonntags den Hut schmücken oder dem Dirndl einen Strauß reichen kann. Vor einigen Jahren stürzte ein Student, der für das Grab seiner Mutter die seltene Blume pflücken wollte, von den Schrofen des Achselkopfes und wurde zerschmettert in das Haus des Vaters gebracht. Der Aelpler nennt die Aurikel Stoablaamt oder Bathenze. Bisweilen, aber nicht in jeder Gegend findet sich nebenan der Goldheidrich, auch eine Art Rhododendron, von welcher jedoch der Flachländer nichts weiß, weil sie schon verblüht ist, wenn für ihn die Saison der Alpenwanderung beginnt. Es ist ein sehr nettes Pflänzlein; die Blättchen nicht größer als die des bekannten Quendels oder Feldthymian's und ihnen auch an Gestalt ähnlich, stehen dicht gedrängt am Stengel, die blaßrothe, große Blume ist nicht röhrenförmig, sondern flach, so daß sie eigentlich eher als ihre Schwester den Namen der Rose verdiente. Den Kalk meidet die rostblättrige Alpenrose, das Rhododendron ferrugineum der Botaniker, wenn sie auch, insofern er nur etwas Kieselerde enthält, auf ihm zu leben vermag. Sie blüht früher als die rauhblättrige, die Dolden sind größer und meist dunkler gefärbt, das Blatt ist haarlos, auf der Unterfläche rostroth getüpfelt; sie bewohnt ausschließlich das Gebirge und verirrt sich kaum je in eine Schlucht unter 4000 Fuß. Nur ein einziges Mal traf ich sie mit gefüllten Blüthen auf sehr üppigem Boden; den Gegensatz zu dieser Ueberschwänglichkeit der Entwickelung liefert eine Spielart mit weißen Blumen, der ich bereits einigemal begegnete, und welche nach Tschudi auch in der Schweiz einzeln vorkommt. Man kann sich nichts Zarteres denken, als die fast durchscheinenden Blüthen dieser Pflanze, auf den Zweigen mit myrthenähnlichem dunkelgrünen Laub. Wenn ein Senner eine Staude weiß, bewahrt er das Geheimniß sorgfältig, nicht etwa um die Blumen zu verschachern, sondern damit sein Mädel vor allen Genossinnen ein Sträußchen am Mieder trage. Diese Alpenrose gesellt sich gern zur Pinie der Alpen, dem prächtigen Zirmbaum, der die Aeste mit den harzigen Zapfen ausbreitet wie die Zweige eines schönen Kandelabers; an der braunrothen Rinde hängt der gelbe Bart der Fuchsflechte, und im Moospolster, der seine Wurzeln vor der Sonnengluth schützt, siedelt sich ein kleines Heer zierlicher Kräutlein an. In den Mulden, welche die Alpenrose meidet, weil tief in den Sommer hinein dort Schnee liegt, wächst der blaue Speik, der Vetter der Jochaurikel, welcher jedoch, wie dieser den Kalk, den Schiefer liebt, und dort oft so dicht gedrängt wächst, daß der Wind sein Aroma oft weithin trägt. Ein zierlicher Schaft, der jedoch einen klebrigen Saft ausschwitzt, trägt eine dichte Dolde veilchenblauer Blüthen, die leider sehr hinfällig sind. Zwischen den Blumen stecken in jeder Furche des Bodens die Lappen einer Flechte, deren Oberfläche grünlichbraun ist, während die Unterseite das reinste Safrangelb zeigt. Neben den Alpenrosen siedelt sich auf den Geröllhalden der Berge überall die Gemskresse an, ein kleines Kraut mit schneeweißem Blüthenschopf, das der Aelpler manchmal zu Brot und Butter ißt, in der Meinung, dadurch seine ohnehin gewiß nicht schwache Brust zu stärken. Zwischen den Büschen der Alpenrose bekleidet den Boden das feine Zweigwerk der kriechenden Azalea. Ihre bescheidenen röthlichen Blüthen lassen kaum ahnen, daß auf dem Himalaja, Hindukusch und Kaukasus ihre stolze Verwandtschaft selbst den Alpenrosen — und welch' herrliche Arten gibt es dort! — das Recht der königlichen Würde über die Blumen des Hochgebirges streitig macht. Daß die Alpenrosen schon früh die Aufmerksamkeit der Hirten, denen sonst ein gutes Futterkraut für die Kühe, welche ihr Blatt meiden, lieber ist, als die schönste Blume, erregte, beweist die Sage, welche sie unverkennbar mit dem alten Thor in Verbindung setzt. In manchen Gegenden heißt sie Donnerrose, und so wie die Hauswurz auf dem Dache den Blitz abhält,

zieht sie ihn an; wer sie bei einem Gewitter auf dem Hute trägt, wird erschlagen. Die Bienen saugen gern Honig aus ihr, doch gilt dieser für betäubend. Uebrigens sind die Almrosen nicht bloß poetisch, sondern auch prosaisch nützlich: man beginnt jetzt bereits in manchen Gegenden die Blätter zu sammeln, gepulvert werden sie zum Grünfärben und Gärben verwendet. Wo das Holz im Gebirge ausgerottet ist, wird sie auch zum Feuern gesammelt. Freilich ein spärlicher Nothbehelf! Daß die Almrose eigentlich nicht zu den Rosen, sondern zu den Halbsträuchern gehört, weiß der Leser schon längst. Die Farbe verlieh ihr den Namen. Neben der Almrose erhebt sich aber hie und da die eigentliche Rose der Alpen, obgleich sie trotz ihrer Schönheit und Größe meistens nicht beachtet wird. An Gestalt gleicht sie ganz der überall in Deutschland vorkommenden Heckenrose, nur ist die Blume wie aus dem feinsten rothen Sammt geschnitten und das Laub zarter. Du magst sie furchtlos pflücken, sie hat keinen Dorn, der verletzen könnte. Die verschiedenen Arten Almrosen sind jedoch nicht die Pflanzen, denen der Senner besonderen Werth beilegt.

Mühsam klettern alte Männer, welche sonst keiner Arbeit mehr gewachsen sind und verroßte Gesellinnen die grasigen Abhänge empor und hauen mit dem scharfen Pickel die langen Wurzeln der Gentianen aus dem Boden. Weiter drunten in einer waldigen Runse raucht über einem Steinhaufen, der eine Hütte vorstellen soll, ein Schlott; hier wird aus den gesammelten Wurzeln Schnaps gebrannt, der berühmte Enzeber, welcher dem Aelpler als Universaltinctur gegen alle Krankheiten gilt und für theures Geld verkauft wird. Der echte Enzeber ist nicht leicht zu erlangen, ihn zu ertragen gehört ein eigner Magen, auch der Geschmack behagt nicht jedem. Wir wollen uns nicht mit Aufzählung der Arten, welche in den Destillirkübeln wandern, beschäftigen, sondern nur beifügen, daß die zahlreichen Gentianen von den winzigsten Formen bis zu der großen gentiana lutea, deren hohe Blüthenähre einem Königsscepter mit goldenen Sternen gleicht, ebenso der Schmuck der Polarlandschaft sind als der höchsten Alpenmähde. Manche von ihnen erscheinen vereint mit den Primeln schon im ersten Lenze, auch das Tiefland verschmähen sie nicht, so entfaltet die stengellose Gentiane ihren tiefblauen Kelch selbst auf dem Petersberg bei Halle. Dazu das große Heer der Steinbrecher mit ihren zierlichen Formen, die sonderbar gestalteten Orchideen, von denen das purpurbraune Veilchen der Brunelles am beliebtesten ist, der auch Milch und Butter das Aroma der Vanille mittheilt, wenn das Vieh davon frißt. Da muß man auch den Eisenhutkel erwähnen, der seine schneeweißen oder röthlichbraunen Blüthen nur auf den höchsten Spitzen auslegt, als sollte sich bloß Gemse und Adler an ihnen erfreuen.

Seine edelsten Kräuter sucht jedoch der Aelpler nicht in den bis jetzt aufgeführten Sippen. Sie sind in einer Familie vereint, die der Botaniker als Körbchenblüthler bezeichnet, deren Form wir dem Laien dadurch in das Gedächtniß rufen, daß wir ihn an die bekannte Kamille, das Maaßliebchen, die Sternblume erinnern, welche sein Fuß fast bei jedem Spaziergange über Feld streift. Dort schimmert aus der Felsenspalte und im Tobel, den herabgestürzter Schutt ausfüllt, das goldene Rund der Gamswurz, ähnlich dem Wolverlei oder der Arnica; scharf und aromatisch wie diese ist sie berufen durch ihre heilsamen Wirkungen. Wenn die Gemse vom Jäger verfolgt, scheu vor dem Abgrunde bebt, der jeden Ausweg zu sperren scheint, so nagt sie schnell von jenem Kraute und springt nun schwindelfrei und wunderbar gestärkt über die Kluft, so daß ihr der Jäger, der bereits seiner Beute gewiß zu sein wähnte, mit offenem Maul nachschauen kann.

Das Edelreiß, — wer hätte es nicht schon gesehen, wenn auch kaum auf seinem natürlichen Standorte, doch wenigstens auf dem Hute irgend eines Strudelwitz oder des berüchtigten Berliner Gemsenjägers? Die Pflanze ist nämlich bereits ein Gegenstand der Spekulation geworden, man holt sie überall von den Bergen und liefert sie ballenweise an die Galanteriewaarenhändler, welche sie meist mit Goldflittern und Silberdraht geziert verkaufen.

Das Edelreiß hat eine sehr einfache Naturgeschichte. Seine obersten Blätter, von dichtem weißem Filz überzogen, bilden eine strahlige Rosette, welche einer Blume ähnlich vom Unkundigen leicht dafür gehalten wird, während die eigentliche Blüthe so unscheinbar ist, daß man sie nur dann bemerkt, wenn die gelben Staubfäden vorstehen. Die Pflanze sucht gerne helle Kalkfelsen; je höher diese sind, desto gedrungener ihr Bau, desto weißer der Filz, welchen sie überspinnt. Man kann die Pflanze leicht in Gärten und Blumentöpfen hegen, sie setzt jedoch bald aus, treibt bloß staubig graue Blätter und erzeugt plumpes Kraut. Schieferboden ist ihr ebenfalls nicht zuträglich. Es ist übrigens ein Irrthum, zu meinen, das Edelreis wachse nur an steilen Felsen, so daß man, um es zu pflücken, der Steigeisen bedarf. Auf manchem Gebirge giebt es Stellen, wo es zwischen dem Riedgras des flachen Gehänges prangt, freilich ist dann Kalkfels die Unterlage und die Krume des Bodens sehr dünn. So kam es von Schmirn, in Oberberg und auf dem berühmten Monte Baldo, der hinabschaut zum blauen Garda und dem furchtbaren Festungsviereck am Mincio. Neben dem Edelreiß, welches der Schweizer trivial Katzenpfötli nennt und wenig achtet, nickt der schlanke Schaft der Frauenraute, deren schneeweiße Blüthendolden fast an die der bekannten Schafgarbe erinnern. Am Tage Mariä Himmelfahrt bindet sie das Volk gerne zu dem Blumenstrauße, der in der Kirche geweiht das Haus und Feld vor Wetterschäden beschirmen soll. Gehen auch wir zur Kirche, denn heute bleibt kein Sennen auf dem Joch, so heilig ist das Fest, wir können daher auch die Recken des Landes betrachten. Da steht einer wie ein Riese, das Hemd durch den rothen Hosenträger festgehalten, um den fleischigen Schenkel schlottert das schwarze Beinkleid mit rothem Zwickel; das Knie ist nackt, über die pralle Wade spannt sich der Wollenstrumpf mit gegittertem Strickmuster, der Fuß steckt in derben Holzschuhen. Vor der Brust, recht damit es alle sehen sollen, hält er den Hut angedrückt, mit einer üppigen Wermuthstaude darauf. „Wermuthstaude!" er lacht dir mit höhnischem Trotz ins Gesicht und murmelt: „Wermuthstaude!" Die Jochraute läßt er aber gewiß dort, wo sie steht! Jetzt erst betrachtest du die Pflanze näher, du siehst daß sie doch vom Wermuth verschieden ist; der Sennen hält dir sie unter die Nase und begierig ziehst du den würzigen Duft ein. Am Himmelfahrtstag Joch- oder Edelraute auf den Hut zu tragen, darauf ist jeder Sennen stolz. Dort wo sie wächst, kommt freilich nicht jeder hin, und kommt er hin, so kommt er bisweilen nicht mehr zurück, oder wenn er zurückkommt, doch zerschmettert vom ungeheuren Sturz. Gewöhnlich läßt man sich, um dieser vielbegehrten Pflanze habhaft zu werden, an langen Stricken über den Felsen hinunter und reißt sie mit einem Haken los. Freilich vergehen wenige Jahre, wo man nicht vom Tode eines solchen verwegenen Hirten hört; die andern lassen sich aber nicht abschrecken und auch der Schreiber dieser Zeilen war schon verwitzig genug, eigenhändig Jochraute zu pflücken, wobei er allerdings seine Keckheit auch bald mit dem Leben gebüßt hätte. Die Jochraute behält, wie das Edelreiß auch trocken Form und Farbe; wer sich daher einen Büschel geholt, kann sich den ganzen Winter am Dufte und der Erinnerung der bestandenen Abenteuer freuen. Mit der Edelraute schließen wir unsere Kräuterbüchse, nachdem wir dem Leser noch eine Zauberpflanze vorgelegt. Es ist ein Lauch, dessen Blätter ähnlich denen des Wegerich einen sehr starken Geruch verbreiten. Der meist zweigabelige Wurzelstock steckt tief im fetten Boden und ist von mehreren Häuten überzogen, welche die Form eines Maschennetzes oder des Kettelwerkes eines Panzerhemdes haben. Das ist Allermannsharnischwurz, die siegbringende, welche unter gewissen Constellationen aus der Erde gegraben, unverwundbar macht. Wer's nicht glaubt, mags probiren, er hat vielleicht recht bald Gelegenheit dazu, wenn's losbricht am Rhein, dem Po und an der Eider!

Die Goldammern und das Licht in der Adventszeit.

Eine naturwissenschaftliche Novelle von Eduard Ahlenhardt.

Da ist ein Vögelein bei uns, zwar nicht so glänzend wie ein Paradiesvogel, oder Kolibri, aber doch so schmuck und frisch, daß die Dorfjugend lüstern nach ihm hinschaut, wenn es bei einbrechendem Winter zahlreich vom Gebirge herab kommt und sich unter die Spatzen vor den Scheunen mischt: Das ist die Goldammer. Der Ammern giebt es gar viele; ihrer Gattung nach stehen sie zwischen Lerchen und Finken mitten inne; es giebt unechte und echte. Zu den unechten zählt man die Schneeammer, zu den echten die Rohrammer, Ortolane, die Gemmammer, die schönste aber ist die Goldammer (Emberiza citrinella). Ihr ganzer Anzug, Kehle, Vorderkopf, Mittelbauch glänzen in mildem Goldgelb. Ihr Fleisch ist äußerst schmackhaft und Mancher mag sie schon für Leipziger Lerchen gegessen haben; wie man sie aber fängt, ist lange ein Geheimniß geblieben, bis es ein Pfarrer in Thüringen verrathen hat. Schon im ersten Winter nach seiner Einführung hörte er Männer und Frauen von einer Erscheinung reden, die jährlich wiederkehre, zwar nur kurze Zeit bestehe, aber doch viel von sich reden mache. Vier Wochen vor Weihnacht nämlich, so wurde behauptet, erscheine in jedem Jahre, „acht bis zehn Tage lang, Abends sechs Uhr an der südlichen Seite des Dorfes auf den mit Weiden bepflanzten Wiesen ein glänzendes Licht, es komme und verschwinde schnell wie der Blitz. Bisweilen hüpfe es bis unter die Fenster der Bauern, wie diese aber auch suchen mochten, sie fanden noch niemals den Grund. Der Pfarrer versprach Aufschluß und wandte sich an einen Naturforscher seiner Bekanntschaft mit der Frage: Ob Irrlichter in dieser Gegend und zu dieser Zeit denkbar wären? Der Naturforscher verneinte es mit Bestimmtheit. Nun begab sich der Pfarrer zu einem, als verständig und geschickt bekannten Müller, dessen Grundstück im Freien und ganz so lag, daß er nothwendig von der Sache Näheres wissen mußte. Dieser bestätigte die Aussage der Leute buchstäblich und setzte noch hinzu: „Seit zwanzig Jahren wohne ich hier; in jedem Jahre, zwar nicht an den nämlichen Tagen, aber doch ziemlich zur nämlichen Zeit, erscheint der Spuk; immer ist dann die Nacht so finster, daß man im Freien nicht das Geringste erkennen kann. Oft bin ich, anfangs allein, dann mit meinem Sohne ausgegangen, um den Zusammenhang zu entdecken; alle Mühe war jedoch vergeblich, und jetzt haben wir uns Alle so daran gewöhnt, daß wir das Lichtchen wie einen alten Bekannten begrüßen." Diese Aussage spannte in hohem Grade die Begierde des Pfarrers, die Flamme selbst zu sehen, von welcher man angab, sie sei so strahlend und blendend, daß Niemand nur kurze Zeit hinein sehen könne. In der Adventszeit des Jahres 1830 saß er von einem Ausfluge in's elterliche Haus zurückgekehrt, Abends allein bei seiner Lampe, als plötzlich das Hausmädchen kam und ganz erschrocken ausrief: „Herr Pastor, das Lichtchen ist wieder da, heute Abend ist es ganz nahe beim Dorfe." Schnell kleidete er sich an, steckte in eine Tasche ein geladenes Terzerol, in die andere eine gut verschlossene Gonzeßlaterne mit brennendem Lichte, nahm einen Stab und eilte, das Abenteuer zu bestehen. Die Nacht war stockfinster. Mit Mühe schlich der Pfarrer am Ufer des vor seiner Thür vorbeirauschenden Baches hin, über die Brücke hinweg bis an's letzte Haus, dessen Bewohner sein Pfeifchen am Fenster rauchte. Der war früher Husar gewesen, dem Pfarrer als verständiger Mann bekannt, und so trat er zu ihm mit der Frage: Was weißt Du vom Lichtchen? „Es ist wirklich wieder da," sprach der Mann, „ich habe es selbst hinter meinem Hause gesehen." „„Willst Du mit mir gehen?"" meinte der Pastor. „Wo Sie hingehen, gehe ich auch hin," erklärte der Mann ohne Falsch und hielt sich bald an des Pfarrers Seite. Ganz leise tappten sie zwischen den Bäumen hindurch, standen still und erwarteten den Erfolg. Auf einmal leuchtete ihnen ein Licht in die Augen, so blendend und

so groß, wie der Pfarrer gar nicht vermuthet hatte; an ein Hinaufsehen war nicht zu denken. Rasch, sagte er zu seinem Begleiter, welcher mit ihm hinter einem sehr starken Weidenbaum stand: „„Paß genau auf, ich schieße jetzt hoch in die Luft.““ Ehe er aber abdrückte, verschwand die glänzende Zier, und ließ die Beiden in einer Finsterniß, die noch größer war, als die erste. Die Laterne des Pfarrers half nichts; wie sie auch suchen und warten mochten, es fand sich nicht das Geringste. So viel stand fest, von einem Irrlichte konnte keine Rede sein, der Pfarrer wußte jedoch selbst nicht, wie er die Erscheinung erklären sollte, und war verdrießlich, daß er einen Zeugen hatte, der sagen konnte: „Das Lichtchen hat den Pastor angeführt.“

Ungefähr vierzehn Tage nach diesem mißlungenen Versuche wanderte der Pfarrer zur Stadt, erreichte beim Eintritte in einer anmuthigen Lindenallee vor derselben einen Arbeitsmann, und wurde durch seinen freundlichen Gruß veranlaßt, sich nach dessen Lage zu erkundigen. Geschwätzig verbreitete sich sein Begleiter über sein häusliches Leben und schloß mit den Worten: „Aber Sie, lieber Herr Pastor, haben meinen Sohn neulich recht in Schreck gesetzt.“ „„Wie so?““ fragte der Pfarrer. Da erzählte der Tagelöhner: „Als ich noch ein Bursche von zehn bis zwölf Jahren war, nahm mich mein verstorbener Vater im Spätherbste Abends, wenn es so recht dunkel war, mit nach den Wiesen, welche vor Ihrem Orte liegen; er führte eine große Blendlaterne, die genau verschlossen werden kann, und die ich noch heute habe, und zeigte mir, wie in dieser Gegend Hunderte, ja, wohl Tausende von Goldammern auf den niederen Bäumen sitzen und abgenommen werden können, wenn man leise antritt und die Vögel mit der Leuchte blendet. Als ich einige Jahre älter war, mußte ich allein gehen; anfangs fürchtete ich mich, aber, da ich merkte, daß in dieser Zeit kein Mensch im Felde und ein hübsches Stück Geld zu verdienen war: so bin ich jährlich ausgegangen, und habe auch meinen Sohn dazu angelernt. Die Bauern haben uns zwar einige Male verjagt, wenn wir bis in ihre Gärten strichen, aber sie sind zu furchtsam, um uns zu ergreifen. Bringen sie Laternen mit heraus, so wissen wir, wo sie sind, und verändern unsere Richtung; ohne Laternen finden sie uns gar nicht, und auch ihre Hunde laufen gewöhnlich zurück, wenn sie ordentlich ins Lichtchen gemuckt haben.“ Der Pfarrer fragte, wie lange das Geschäft schon betrieben werde. „Wohl zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre,“ erwiderte der Mann. „„Hat es seine besondere Zeit?““ „Ja, gewöhnlich im Advente, wenn es so recht dunkel ist, dann kommen die Vögel und bleiben acht Tage lang in unserer Gegend.“ „„Und was macht Ihr mit ihnen?““ „Die bezahlen uns die Gastwirthe so gut wie Lerchen; sie schmecken recht gut und wir können an keinem Tage so viel verdienen, wie an einem solchen Abende, wo wir schon drei Schock gefangen haben.“ Jetzt war dem Pfarrer Alles klar. Er fragte aber dennoch: „„Wie war das denn mit Eurem Sohne?““ „An jenem Abende,“ bemerkte sein Begleiter, „kömmt der Junge erschrocken nach Haus und berichtet, er sei bis an das Dorf gekommen, Bursche und Mädchen hätten furchtsam gerufen: das Lichtchen kommt! und wären fortgesprungen; da sei er dreist geworden, am Dorfe hin und her gegangen, habe aber ganz in seiner Nähe die Worte gehört: Ich schieße; er glaube, es möchte der Prediger gewesen sein. Hierauf habe er seine Laterne zugeklappt und sei auf wohlbekanntem Wege entwischt.“ Der Vater hatte dem Sohne einen Verweis gegeben, weil er nicht gerufen: Schießen Sie nicht! Der Bursche hatte aber listig bemerkt, ihr Geheimniß dürfe keine Seele erfahren, sonst kämen sie bald um den schönen Nahrungszweig. So sollte der Zufall bewirken, was das planmäßige Streben vielleicht noch nach Jahren nicht aufgeklärt hätte. Diese Geschichte spielte in Thüringen, bei Mühlhausen. Aber auch am Unterharz bei Osterhieben ist ein Lichtchen zur Adventszeit oft gesehen worden. Ein Schneidersohn, am Sonntag geboren, behauptete fest, er habe die Trägerin des Lichtes erkannt; es sei eine ganz kleine Nonne gewesen.

[illegible] Univ Bibl.
Berlin

Unsere Flotte

und

ihre Geschichte von den Zeiten des großen Kurfürsten bis zum Jahre 1853.

Ein frischer Seewind weht durch die deutschen Küsten und Binnenländer und facht mit belebendem Hauch einen fast ausgebrannten Schmerz und ein fast erloschenes Sehnen an den Schmerz um eine untergegangene Flotte, das Sehnen nach ihrer Auferstehung. Es ist es an der Zeit, daß auch diese Blätter an das verlorene Besitzthum mahnen, damit die Mahnung treibe zu erneutem Erwerb und wie Spornstiche das träge, das strauchelnde Roß strafen, daß es sich aufrafft zu rascherem Schritt und festerem Tritt; so möge der Blick in die Vergangenheit die Gewissen schärfen und den Muth uns heben, daß wir nicht zum zweiten Mal ermatten zum Spott der Gegner und zum Triumph der Feinde!

Eine deutsche Flotte unter preußischer Führung! Das ist die Losung des Tages, dafür wird gesammelt in Läden und Werkstätten, in Schulen und Werkstätten, bei heiteren und ernsten Veranlassungen, dafür trinken Kinder Pfennige ein und Städte und Provinzen Tonnen Goldes. — Ein festliches Aufathmen neuer Hoffnung, ein leichterer Hauch des Gemüths schwellt die Herzen. — Soll diese Hoffnung nicht trügen werden, so gilt es, daß wir nicht nur sammeln, daß wir uns sammeln, damit wir uns bewußt werden des Ernstes der Bedeutung, der Größe, ja der Riesengröße unserer Aufgabe; sie bedarf schwerer Opfer, aber sie ist werth solcher Opfer!

Ein Rückblick auf das, was wir schon zweimal mit Stolz unser Eigenthum nannten und dann — verschacherten, möge die Röthe der Scham und des Zornes uns ins Antlitz jagen, aber die Röthe soll zur Morgenröthe werden, die der Flotte einen neuen schönen Tag verheißt und bringt.

Die Geschichte der Flotte beginnt mit der preußischen Geschichte, die aber beginnt mit dem großen Kurfürsten, was vorher geschah, waren Geschichten.

Als dieser große Fürst zur Regierung kam, war er ein Jüngling an Jahren, aber ein Greis an Weisheit, ein Mann an Thatkraft. Verwüstet waren die Felder und Wälder des Landes, noch wüster die Verwaltung; er erschrak nicht vor der Aufgabe, jenen aufzubessern, diesen abzubessern. Mit dem ihm eigenen Blick, der tief in die Verhältnisse, in die Herzen drang, erkannte er, daß sein Reich machtlos und weitgestreckt nur durch Regsamkeit ersetzen könne, was ihm an Macht, nur durch Entschlossenheit, was ihm an Geschlossenheit abging, dazu bedurfte er einer Handels-, einer Kriegsflotte, für beide Odermündungen. Darum, wie arm er auch war*) — so arm, daß er nicht die Begräbnißkosten seines verstorbenen Vaters

*) Die sämmtlichen Staatseinnahmen betrugen im Jahre 1641 nur 800,000 Thaler, und waren auch fünf Jahr später nur auf 850,000 Thaler gestiegen, während im selben Jahre die Ausgaben 1,375,000 Thaler betragen haben. Mit der Zeit besserten sich die Zustände des Landes und dadurch auch seine Einnahmen, so daß nach dem Frieden von St. Germain der Kurfürst schon 1,100,000 Thaler auf die Armee verwenden konnte; freilich kostete sie damals an Materien und Personen viel mehr als heut: der Rittmeister erhielt Futter für sechs, der Lieutenant für vier, der Cornet für drei, der Wachtmeister für zwei Pferde. Wurde die Verpflegung in natura verabreicht, so erhielt der Oberst täglich dreißig Pfund Brod, dreißig Maaß Bier, zwanzig Pfund Fleisch; der Gemeine erhielt drei Pfund Brod, drei

zu befreien vermochte; so arm, daß er bei seiner bejahrten Mutter drei Tausend Thaler leihen mußte, um seine Hochzeit anständig begehen zu können — bot er dennoch dem österreichischen Gesandten die damals unerschwinglich scheinende Summe von Einhundert Tausend Thalern, wenn er ihm jene Mündung verschaffe, und schrieb ihm: „Von der Odermündung will und kann ich in Ewigkeit ohne den Ruin meines Hauses nicht abstehen.“ Und doch mußte er davon abstehen, er mußte ganz Vorpommern, das er als sein gesichertes Besitzthum angesehen hatte, mußte von Hinterpommern, Stettin, das frische Haff mit allen Odermündungen an Schweden abtreten. Er wurde dadurch nicht irre in seinem Streben, unermüdet rang er mit den geringen Hülfsmitteln, die ihm blieben, nach dem ersehnten Ziele und behielt es klaren und festen Blickes im Auge, bis an den Abend, so bis in die Nacht seines Lebens. Er hatte seine Jünglingsjahre in Holland zugebracht, und hatte da erkannt, wie dies Reich ungeachtet seines geringen Umfanges und mancher Mißverhältnisse in der Verwaltung dennoch durch Flotte und Colonie zu hoher Bedeutung gelangt war; seinem Lande eine ähnliche zu schaffen, das war ihm Lebensaufgabe; er wurde dabei nicht unterstützt von Glück und Geschick, nicht von eignem Glück, denn erst sein Enkel erhielt die Odermündungen, nicht von der Geschicklichkeit seiner Brandenburger, denn ob sie auch, wo es galt, bereit waren, ihr Blut zu wagen, hatten sie doch nicht den Muth, ihr Gut zu wagen. Ihre Tapferkeit war so bekannt, daß nicht nur Prinz Eugen, der edle Ritter, bei Höchstädt den Oesterreichern, da sie nicht brav fochten, den Rücken kehrte und sich zu den Brandenburgischen Truppen wandte, indem er ausrief: „Ich will jetzt mit braven Soldaten kämpfen!“ — daß selbst eine Frau, die Königin von Schweden, deren Heldenmuth anerkannte und da sie in Rom sich nach Hülfe umsah, nicht nach Landsleuten, sondern nach Brandenburgern sich sehnte, indem sie ausrief: „Ich wollte, ich hätte hundert Brandenburger hier!“.

Kraft zum Handeln hatten die Brandenburger, aber keinen Sinn für den Handel; was sie bedurften von fremden Erzeugnissen, das schickte ihnen Hamburg, welches damals schon den großen, kühnen Kaufmannsgeist und Stolz besaß, der ihm heute noch eigen ist; was sie verkauften vom eignen Ueberfluß, nahm ihnen Hamburg ab. Ebenso gering war der Unternehmungsgeist der Kaufleute in Preußen. Gern hätte der Kurfürst ihre Muthlosigkeit überwunden, ihren Unternehmungsgeist ermuntert durch thätige Unterstützung, indem er den Gewinn des Wagnisses ihnen überließ, den möglichen Verlust übernahm, aber die Folgen des dreißigjährigen Krieges hatten seine Kasse erschöpft, immer neue Kriege nahmen sie von Neuem in Anspruch und die Noth der schwedisch-polnischen Verwickelungen drängte ihn, statt naturwüchsig mit einer Handelsflotte zu beginnen, zuerst eine Kriegsflotte in Angriff zu nehmen; freilich war es eine vom kleinsten Kaliber, statt mit vollen Segeln aus dem Hafen zu laufen, segelte sie gar nicht, sondern begnügte sich mit mühseligem Rudern, indem der Kurfürst eine Anzahl von Ruderbooten herstellen ließ, die durch Landungen an der feindlichen Küste die Truppen zu beunruhigen suchten. Der baldige Friede machte der kleinen Flotte ein Ende, ehe sie Großes gethan, und darf sie auch nicht der Keim unserer Kriegsmarine genannt werden, denn der wilde Schößling, der bald darauf schnell emporwuchs, stammte aus einer andern Wurzel, so war sie doch ein Anfang. Der Fortgang entspann aus einer trüben Quelle: aus dem Schuldgefängniß der kleinen holländischen Stadt Middelfarth; in dem befand sich ein Kaufmann Benjamin Raule, der durch den Reichthum seiner Pläne

---

Mann Biers, zwei Pfund Fleisch; vergleicht man diese Portionen mit den heutigen, so bekamen damals die Soldaten zu viel oder bekommen sie heute zu wenig, vielleicht liegt hier, wie so oft, die Wahrheit in der Mitte. Die Ausgaben für die Armee blieben in steter Zunahme; im Monat März des Jahres 1688 kostete das Heer 160,964 Thaler 17 Groschen; wiederholten sich, wie es den Anschein hat, diese Kosten allmonatlich, so betrug allein der Militäretat jährlich über zwei Millionen Thaler und gewährt den Beweis, wie sehr sich die Macht und die Mittel des Landes unter dem großen Fürsten gehoben hatten, der seinem Nachfolger seine Schulden und einen Schatz von 650,000 Thaler hinterließ.

in Armuth und Schulden gerathen war und jetzt darauf ſann, durch neue Pläne, wenn auch nicht aus ſeiner Schuld, doch aus ſeiner Haft zu kommen. Er wandte ſich an den Kurfürſten mit dem Geſuch, ihm Caperbriefe gegen Schweden zu ertheilen, das eben im Kriege mit Brandenburg war. Die Schweden waren, während ihr großer Gegner vollauf am Rhein zu thun hatte, ihm ins Land gefallen; da ſein Landheer ihnen nicht gewachſen war, ging er gern auf jenes Geſuch ein. Seine Feinde konnten ihre erſten Bedürfniſſe, Salz und Getreide, nur zur See erhalten; gelang es, ihnen beides abzuſchneiden, ſo mußten ſie Frieden ſchließen. Das Anerbieten ſelbſt ſchien unbedenklich, bedenklicher ſchien der, von dem es ausging. Der holländiſche Geſandte, beauftragt über ihn zu berichten, war der Meinung, man könne zehntauſend Thaler daran wagen, ihn aus dem Schuldarreſt zu befreien. Der Kurfürſt wies die Summe an, als ſie aber nicht genügte, Raule für dieſen Zweck fernere ſiebentauſendzweihundert Thaler forderte, glaubte der Geſandte zwar, auch dieſe Zahlung noch verantworten zu können, rieth aber, wenn auch ſie nicht genüge, den Mann und den Plan fallen zu laſſen. Der Mann war aber, wenn auch nicht ebenſo vortrefflich als der Plan, doch eben ſo klug. Mit einer Elaſticität des Geiſtes, die durch Widerwärtigkeiten nur neue Spannkraft erhielt, machte er es vom Gefängniß aus möglich, drei Fregatten und zwei kleinere Schiffe ſegelfertig herzuſtellen. Er hatte mit berechnender Feinheit die drei Fregatten: Kurprinz, Berlin und Potsdam benannt, und ſelbſt die Namen der kleineren Fahrzeuge Bielefeld und Bulle waren nicht ohne Bedeutung. In Bielefeld hatte kurz vorher der Kurfürſt einen viel verſprechenden (freilich ſpäter nicht Wort haltenden) Vertrag mit dem Herzog von Neuburg, dem Biſchof von Münſter und Kur-Cöln abgeſchloſſen; Rindviehzucht begünſtigte er aber mit beſonderer Vorliebe, um dadurch der tiefgeſunkenen Landwirthſchaft aufzuhelfen. Er bewilligte ſofort gegen den Rath des Geſandten fünfundzwanzigtauſend Gulden und machte Raule frei; zum Dank machte dieſer die ſchwediſche Schifffahrt unſicher, kaperte auf der Nordſee neunzehn ſchwer befrachtete Schiffe und führte ſie nach Seeland, wo der Kurfürſt in der Perſon des Leonhard von Grinsveld einen beſonderen Director der Caperei eingeſetzt hatte. Leider befanden ſich unter den gekaperten Schiffen auch einige holländiſche, die unter ſchwediſcher Flagge geſegelt; Holland, das mit dem großen Kurfürſten verbündet war, forderte die Herausgabe der Schiffe und drohte im Weigerungsfalle das Bündniß aufzulöſen. Dem Kurfürſten war viel am Fortbeſtande deſſelben gelegen, aber holländiſcher Seits begnügte man ſich damit nicht, ſondern machte Raule den Prozeß als Seeräuber; das trieb ihn aus dem Lande, trieb ihn aber glücklicherweiſe in das Land, in dem er hoffen durfte, Schutz und Brod zu finden, trieb ihn nach dem brandenburgiſchen, wo der Große Kurfürſt ſoeben bei Fehrbellin glorreich geſiegt, ein feſtes Bündniß mit Dänemark geſchloſſen und die Schweden bis unter die Wälle von Stralſund gejagt hatte. Dadurch war der Kriegsſchauplatz an die Küſte der Oſtſee gelangt und der Beſitz einer Kriegsflotte zum dringenden Bedürfniß geworden; eine ſolche in der Schnelligkeit zu erzeugen, war unmöglich. Da that der Kurfürſt das, was nach damaliger Sitte bei Kriegerhaufen gebräuchlich war; er miethete eine Kriegsflotte, gab Raule für deſſen Schiffe auf drei Monat 135,000 Gulden, verſtärkte die Mannſchaft mit 569 Marineſoldaten, die der Obriſt de Balſey in Holland für ihn geworben, und befahl ihm, die Feſte Carlsburg, welche die Schweden bei Bremen erbaut hatten, zu nehmen.

Dieſer hielt das für ſo leicht, daß er ſchrieb, Carlsburg werde in drei Tagen brandenburgiſch ſein. Er jagte auch wirklich die ſchwediſchen Vorpoſten vor ſich her und forderte den Commandanten zur Uebergabe auf; als dieſer ſie aber verweigerte und zugleich die Kunde kam, daß von Stade her einige Tauſend Schweden in Anmarſch wären, mußte Balſey nach den Schiffen eilen; die Matroſen aber, auf eigene Sicherheit bedacht, ſegelten ab, ehe der Trupp ſich einſchiffen konnte. Nur Wenige retteten ſich, die Meiſten wurden gefangen

genommen. So mißlang der erste Versuch vollständig, aber sein Mißlingen war dem Kurfürsten keine Mahnung, fernere Versuche aufzugeben, sie mahnte nur zu größerer Vorsicht und zum vereinten Wirken von Land- und Seemacht. Diese Vereinigung brachte, während Derfflinger das Landheer, Raule die Flottille befehligte, noch im selben Jahre die Einnahme von Wolgast, Wollin und Greiffenhagen, brachte Raule den Rang eines Marine-Directors und bewirkte den Abschluß eines neuen Miethsvertrages, vermöge dessen für das nächste Jahr drei Fregatten, zwei kleine Kriegsfahrzeuge und sechs Schaluppen unter der Führung von Jakob Raule, (Benjamins Bruder) in der Ostsee kreuzen sollten. Am 7. Mai kam die Flotte wirklich in Kopenhagen an, aber nicht geführt von Jakob Raule, sondern von Benjamin welcher meldete, daß sein Bruder in Seeland durch Gläubiger festgehalten werde. Wahrscheinlich glaubten beide, der Kurfürst würde die Mittel zur Befreiung auch dieses Bruders hergeben, aber sie irrten sich, er hatte genug an dem einen und befahl diesem, er solle versuchen, ins Haff zu dringen, und Stettin, das eben belagert wurde, von der Seeseite einschließen; um indessen die kleine Seemacht auf jede Weise zu vergrößern, gab der Kurfürst Befehl, seine eigene Leibjacht in Königsberg zum Kriege auszurüsten, und als sich diese dazu untauglich erwies, ließ er statt ihrer eine littauische Schute auf seine Kosten armiren. Diese Kosten wurden sofort zehnfach vergütet, denn kaum war die Schute in See gestoßen so kaperte sie in derselben Stunde noch ein reich beladenes Kauffahrteischiff. Gleich darauf kam von Colberg die Kunde: heute seien unter der Predigt fünf Schiffe in See gesehen worden und habe sich nach der Zeit gefunden, daß drei davon Schiffe Seiner kurfürstlichen Durchlaucht gewesen, welche zwei schwedische Orlogschiffe genommen. Das wurde Anfangs für kaum möglich gehalten, aber bald lief die Bestätigung ein und wenn auch die Orlogschiffe zu einer Fregatte, dem „Leopard", und zu einem Brander zusammenschrumpften, so gereichte doch dieser erste Sieg zur See, den die junge Flotte gegen Kriegsschiffe davon getragen, dem Kurfürsten zur großen Freude. Er theilte den Erfolg seinem Gesandten im Haag sogleich mit und befahl ihm, den Generalstaaten Anzeige davon zu machen; sie sollten erkennen, daß Brandenburg eine Seemacht und ein Bündniß mit ihm von größerer Bedeutung geworden sei. Den eroberten Leopard ließ er in Colberg zu einer brandenburgischen Fregatte umwandeln. Das war das erste Kriegsschiff, was ihm eigenthümlich gehörte. Raule drang den ihm ertheilten Befehlen gemäß in das Haff ein und hinderte die Verbindung zwischen Stettin und Anclam, so daß es den Schweden nicht gelang, den letzteren Ort zu unterstützen; dagegen glückte es seinen und des Landheeres vereinten Anstrengungen in diesem Jahre noch nicht, Stettin zur Uebergabe zu zwingen. Denn wie hart auch die Stadt bedrängt wurde, ein Heldenmädchen, eine zweite Jeanne d'Arc, Maria Lange, predigte auf den Plätzen und in den Gassen und entflammte in begeisterter Rede die Bürger zur äußersten Gegenwehr. Dennoch that die brandenburgische Flottille den Schweden großen Abbruch. Sie hemmte die Zufuhr, sie kaperte feindliche Schiffe und störte die Verbindung der schwedischen Truppen. Diese Erfolge trieben zu neuen Seerüstungen, denn dem Kurfürsten lag Alles daran, Stettin, Stralsund und Greifswald zu erobern und dadurch die Ostsee für die Dauer zu erwerben. Er brachte deshalb zur Belagerung Stettins aus den Zeughäusern von Berlin, Custrin und Minden über zweihundert Geschütze zusammen, eine für die damalige Zeit staunenswerthe Zahl; sollte aber die Belagerung von der Seeseite her nicht gestört werden, so war die Beherrschung der Ostsee unerläßlich, er miethete daher von Neuem drei Fregatten, zwei Galleotten und eine Jacht, rüstete im Colberger Hafen zum ersten Mal auf eigene Rechnung Schiffe mit 57 Kanonen und dreihundert Mann aus, zu denen noch vier Kaperschiffe Raule's stießen, welche 26 Kanonen und 184 Mann führten, so daß die Brandenburger Flotte sich dreist mit der schwedischen messen konnte, wenn auch nicht an Zahl, so doch an Macht; denn Muth giebt Macht, und die Brandenburger See-

leute waren von einem Muth erfüllt, der ihnen ſicheren Sieg verhieß und eben dadurch auch gewährte. Wo ſchwediſche Schiffe ſich ſehen ließen, da machten die brandenburgiſchen Jagd darauf, ohne nach der Uebermacht der Feinde zu fragen, und faſt immer trugen ſie den Sieg davon, ſo daß ſie zuletzt für unüberwindlich ſich hielten, während die Schweden ihre frühere Zuverſicht immer mehr verloren. Da durfte der Kurfürſt es wagen, einen Theil ſeiner kleinen Flotte nach Hamburg zu ſenden, um dort die Hunderttauſend Thaler einzutreiben, welche ihm die Stadt ſchon lange verſchuldete, in ſtolzer Sicherheit aber zu zahlen ſich weigerte; jetzt, da ſie ſahen, daß der Kurfürſt Macht und Willen beſaß, ſich Recht zu ſchaffen, machten ſie Vergleichsvorſchläge, auf die er bereitwillig einging. Dabei wurde die Belagerung von Stettin eifrig fortgeſetzt, und die wichtigſte Schanze, die Sternſchanze, im Sturm genommen; zwar gelang es acht ſchwediſchen Schiffen nach vierſtündigem Kampfe ein brandenburgiſches in den Grund zu bohren, da ihm die andern Fahrzeuge wegen alter unter dem Waſſer befindlichen Pfähle nicht zu Hülfe kommen konnten; aber die Bemannung wurde durch herbeieilende Kähne gerettet, und was mehr war, die Ehre war gerettet, denn tauſende von Zuſchauern ſahen mit ſtaunender Bewunderung dem ungleichen Kampfe und der kühnen Tapferkeit der Brandenburger zu. Auch die ſchwediſche Beſatzung Stettins wehrte ſich tapfer, obgleich zuletzt ohne Erfolg; die Brandenburgiſche Flotte ſchnitt der Stadt alle Zufuhr ab, ſo mußte ſie endlich den Kurfürſten einlaſſen und ihm huldigen. Jetzt war ganz Pommern in ſeinen Händen mit alleiniger Ausnahme von Stralſund, Greifswald und Rügen. Das letzte ſollte zuerſt erobert werden. Raule brachte aus ſämmtlichen pommerſchen Häfen die nöthigen Transportſchiffe zuſammen; ſie wurden von ſeinen und den kurfürſtlichen Schiffen an die Mündung der Peene geleitet, woſelbſt in Gegenwart des Kurfürſten und ſeines ganzen Hofſtaates das Heer feierlich eingeſegnet und unmittelbar darauf am 11. September 1677 eingeſchifft wurde. Die Ausſchiffung auf Rügen ſollte gemeinſchaftlich mit der verbündeten däniſchen Flotte geſchehen, die vom Admiral Juel befehligt wurde, während der Kurfürſt in eigener Perſon Heer und Flotte kommandirte.

Der däniſche Admiral war mit den Dispoſitionen deſſelben nicht einverſtanden, beide trennten ſich daher, jener ſegelte nach Wittow, der fürſtliche Feldherr und Admiral wollte in Puthus landen, aber er war wohl mehr Feldherr, als Admiral: der ungünſtige Wind brachte die Flotte in die Schußweite der Strandbatterien und dadurch in große Gefahr, der ſie nur mühſam entging. Unterdeſſen hatte der däniſche Admiral in Wittow gelandet und Poſto gefaßt. Auf die Kunde davon eilte der Kurfürſt ihm nach, unter Jubelgeſchrei landeten die Brandenburger; die Ueberfahrt auf Kähnen währte ihnen zu lange, ſie ſprangen in's Waſſer, theils bis an den Hals darin watend, theils ſchwimmend, erreichten ſie unter unaufhörlichem Hurrahruf das Land und ſtellten ſich während des feindlichen Feuers in Schlachtordnung auf mit ſo ſicherer Haltung, als wären ſie auf dem Exercierplatz. Dieſe kalte Furchtloſigkeit imponirte den Schweden, ſie wagten keinen Angriff, ſondern erwarteten ihn. Er ließ nicht lange auf ſich warten, ungeſtüm, unwiderſtehlich drangen die Brandenburger vor, der alte Derfflinger warf mit zwei eben ausgeſchifften Schwadronen acht Schwediſche über den Haufen, der Kurfürſt erſtürmte die Fahrſchanze und öffnete dadurch die Linien des feindlichen Heeres dem Feuer der Flotille, die Schweden wurden vollſtändig geſchlagen, ihr Feldherr entkam auf einer Schaluppe nur dadurch, daß das flache Waſſer die Verfolgung hinderte.

Der Kurfürſt ließ eine Beſatzung auf Rügen und führte Heer und Flotte vor die Wälle von Stralſund; dieſe Wälle hatten dem gefürchteten Wallenſtein getrotzt, hatten ihm einen Theil ſeines Heeres und ſeines Feldherrnruhmes gerettet, ſie galten für uneinnehmbar, aber die Leiden der ſtärkeren Feſtung Stettin waren den Bürgern und der Beſatzung Stralſunds eine Warnung. Ohne Ausſicht auf Hülfe von der See her, ergaben ſie ſich am 28. October und wenige Tage darauf öffnete auch Greifswalde nach kurzer Beſchießung mit glühender

Kugeln seine Ihre. Sieben Schiffe wurden mit den schwedischen Gefangenen angefüllt, zwei brachten die aus Litthauen herangezogenen Truppen in ihre Heimath zurück, der Feldzug war beendet, der Kurfürst im langersehnten Besitz der Odermündungen und der Ostseeküste Pommerns.

Er gedachte diesen Besitz nimmer herauszugeben und ließ sich von dem Lande huldigen. Als er in Berlin einzog, empfing ihn ein Jubel, wie ihn die Stadt bisher noch nicht gekannt. Mitten im Winter waren alle Plätze und Straßen wie in einen großen Hain verwandelt, durch sieben Triumphbogen sollte der Held einziehen, aber der große Kurfürst, wie nach ihm der große König, lenkte dem Triumph aus, um sich an des Landes äußerster Grenze einen neuen zu bereiten.

Schweden, in Pommern bis zur Widerstandslosigkeit besiegt, versuchte von Liefland aus einen Einfall in das für wehrlos gehaltene Preußen, da raffte der Kurfürst sich auf vom Lager, auf das schmerzhafte Krankheit ihn geworfen, und stürmte in Eilmärschen in bitterster Kälte mit einem kleinen, auserlesenen Heere nach Litthauen.

Das Meer, auch hier ihm unterwürfig, wie bisher, bot seinen Gewässern zur berühmten Eisschlittenpartie, daß er mit seinen Truppen darüber hinjagte und den Feind nicht verjagte, sondern vernichtete. Jetzt schien sein Erwerb und die Frucht desselben, Erweiterung der Handels- und Kriegsflotte, ihm gesichert; was ihm im Westphälischen Frieden die Federkraft der falschen Diplomaten genommen, das hatte er mit der Manneskraft seines treuen Schwertes sich zurückerobert, aber nur für kurze Zeit. Die unerhörten Erfolge des Kurfürsten erregten das Staunen der Völker, aber die Eifersucht der Cabinette. Frankreich verstand es, diese Eifersucht und das damit stets verbundene Mißtrauen zu schüren, daß die Bundesgenossen des Kurfürsten, daß der Kaiser, dem er so treu gedient, daß die Republik Holland, für die er mit größter Aufopferung gekämpft*), ihm den Rücken kehrten. Frankreich verstand es, die Mächte, die sich bisher neutral gehalten, England und Polen, gegen Brandenburg aufzuhetzen, so daß es, verlassen, bedroht von allen Seiten, im Frieden von St. Germain Alles herausgeben mußte, was es blutig und glorreich erkämpft. Die Odermündungen, die Ostseeküste gingen zum zweiten Male verloren. Tief gekränkt, aber nicht gebeugt, in dem edlen Zorn, der zum Dichter, zum Propheten macht, rief der Kurfürst aus: „Nicht der König von Frankreich zwingt mich zum Frieden, sondern der Kaiser des Reichs, meine nächsten Verwandten und Alliirten, sie werden es bereuen und einst ebenso viel verlieren, als ich jetzt verliere!"

Je mehr ihm genommen war, desto eifriger, desto unermüdlicher suchte er das zu nützen, was ihm blieb. Pillau und Königsberg eignen sich nur nothdürftig zu Höfen und Werftanlagen, aber ihm blieb seine neu begründete Kriegsflotte, ihm blieb, was mehr werth war, als Alles, der flammende Kriegsmuth, die Siegeszuversicht seiner jungen Marine. Sie war nur klein und doch größer als die Hülfsmittel des Staates; es galt, neue zu schaffen. Da schloß er vortheilhafte Handelsverträge mit dem Kirchenstaat, mit Florenz und Malta, mit Holland und England, ja, er überwand die Abneigung, die er gegen den stolzen Ludwig hegte, und bot ihm einen für beide Theile vortheilhaften Handelsvertrag an, worauf Ludwig der Vierzehnte, dem die Franzosen so gern den Namen des Großen anwindbeuteln möchten, in thörichtem Hochmuth erwiederte, daß die Besorgung von Handelsangelegenheiten besser den Kaufleuten überlassen bliebe.

*) Der Kurfürst sagt in einem Schreiben wörtlich: „Ich habe aus Liebe zur Republik die von Frankreich nur durch Wilhelm Kurtzenberg angebotenen günstigen Bedingungen ausgeschlagen, und da sah Alles verloren zu sein schien, habe ich mich den Franzosen mit aller Gewalt widersetzt, meines eigenen Lebens nicht geschont, meinen einzigen Prinzen eingebüßt, alles das Meinige in die Schanze geschlagen" u. s. w.

Der große Kurfürſt dachte anders; wo es die Wohlfahrt des Landes galt, war ihm das Kleinſte nicht zu klein. Wie wir von Friedrich dem Großen ein von ihm ſelbſt verfaßtes „Reglement vor die Huſaren-Regimenter" beſitzen, ſo vom großen Kurfürſten von ihm ſelbſt verfaßte „Artikuls-Briefe für die Marine," die das ſind, was wir heut mit Kriegs-Artikel bezeichnen. Sie entſtanden bald nach beendetem Kriege mit Schweden, und enthalten unter Anderm folgende Beſtimmungen: §. 21. Niemand ſoll ſich unterſtehen, nachdem die Wacht aufgeſchlagen und beſetzt iſt, in einer fremden Sprache zu reden, bei Leibesſtrafe. §. 24. Niemand ſoll ſich unterfangen, einige Briefe anzunehmen, abzugeben oder fortzuſchicken, ohne in Gegenwart des Capitains, bei Vermeidung des Galgens. §. 27. Es ſoll ſich Niemand unterfangen, von der Wacht zu gehen, ehe ihn ein anderer ablöſt, bei Strafe, dreimal durch den Kiel gezogen zu werden.*) §. 36. Sintemal das meiſte Unheil aus Trunkenheit entſteht, als wird einem Jeden, Offizier und Anderen, hiermit ausdrücklich unterſagt, ſich trunken zu Schiff finden zu laſſen, und ſoll der Offizier, welcher ſich diesfalls verlaufen wird, zum erſten Mal vierzehn Tage, und jeder Matroſe acht Tage in Banden geſetzt, zum andern Mal nach des Admirals Gefallen beſtraft werden. §. 39. Wer in böſem Muth auf Jemand ſein Meſſer zieht, der ſoll mit dem Meſſer durch die Hand an den Maſtbaum geſtochen werden und ſo lange daran ſtehen bleiben, bis er daſſelbe hindurchreucht. §. 42. Wer den Andern erſticht oder erſchlägt, der ſoll lebendig mit dem Todten Rücken an Rücken zuſammen gebunden und über Bord geworfen werden. §. 48. Wer, wenn es erfordert, nicht fechten wird, der ſoll ohne alle Gnade mit dem Tode beſtraft werden. §. 49. Die Köche ſollen gehalten ſein, das von dem Fleiſche abtriefende Schmalz oder Fett, ſo lange es ehbar, zu den Suppen zu bewahren, und was nicht tauglich, zur Unterhaltung des Schiffes anzuwenden. §. 50. Frauensperſonen darf ſich Niemand, weder edel noch unedel, groß noch klein, unterſtehen, zu Schiff zu bringen u. ſ. w.

Man erkennt die züchtige Strenge und die ſtrenge Zucht der Zeit am Inhalt, an der Form die kurz kernige Sprache des entſchiedenen Mannes, der auch darin ſeiner Zeit vorauseilte, indem er ſich losriß von dem weitſchweifigen, ſchwülſtigen Styl, in dem zu jener Zeit Geſetze und Verfügungen verfaßt wurden. Le style c'est l'homme, ſagt Buffon.

Der Kurfürſt hatte vortheilhafte Handelsverträge abgeſchloſſen, aber ihre Vortheile konnten erſt mit der Zukunft kommen und die Gegenwart forderte Geld, viel Geld; die Flotte erſchöpfte die Staatsmittel, denn der große Herrſcher begnügte ſich nicht, die Kriegsflotte zu erhalten, der er im letzten Kriege ſelbſt ſeine Erhaltung verdankte, er ſuchte auch einen neuen Handelsgeiſt und eine neue Handelsflotte zu erzeugen; er begründete in Königsberg eine Handelsgeſellſchaft, die ihre Thätigkeit mit dem Bau von zehn Kauffahrteiſchiffen begann, er berief Schiffsbaumeiſter aus den Niederlanden und ließ Waarenſchuppen, Werften und Arſenale errichten. Brachte die Handelsflotte eine ſichere aber ſpäte Ernte, ſo ſollte die Kriegsflotte bei ſich darbietender Gelegenheit raſche Frucht tragen. Die Gelegenheit bot ſich bald. Spanien verſchuldete an Brandenburg gegen zwei Millionen Thaler Subſidiengelder aus der Zeit her, da es (im Jahre 1674) ſich verpflichtet hatte, für deſſen Beiſtand im Kampf gegen Frankreich, monatlich zweiundzwanzigtauſend Thaler Hülfsgelder zu zahlen; ungeachtet Brandenburg ſeine Verpflichtungen treu erfüllt hatte, zögerte Spanien mit der Erfüllung der ſeinigen. Vergeblich verſuchte der Kurfürſt mit Vorſtellungen, Bitten, Mahnungen mindeſtens eine Abſchlagszahlung zu erreichen; wie ein vornehmer Herr, der in Schulden ſteckt, einen mahnenden Preſſiſtenſten Anfangs mit höflichen Redensarten abſpeiſt, zuletzt mit unhöflichen abweiſt, ſo hielt der Spaniſche Hof Anfangs den Branden-

*) Das ſogenannte Kielholen: der alte Beſtrafte wurde an Seilen mit großer Schnelligkeit unter dem Schiff durchgezogen, wobei er in der Regel ſchlimme Wunden, zuweilen den Tod davontrug.

burgischen Gesandten mit allerlei Höflichkeiten hin und als er zuletzt dringender wurde, erhielt er zur Antwort, daß man die Zahlung der rückständigen Subsidiengelder wegen Geldmangels nicht in Aussicht stellen könne. Da erschien Selbsthülfe gerechtfertigt, geboten durch das Gesetz der Noth, der Ehre; Raule bekam Befehl, sechs Schiffe in Dienst zu stellen, Friedrich Wilhelm mit 40, Kurprinz mit 32, Derfflinger mit 32, Rother Bär mit 30, Hirsch mit 20, Berlin mit 16 Kanonen und außerdem einen Brander, den Salamander, die Bemannung bestand aus 600 Matrosen und Seesoldaten; ihr Befehlshaber Claus von Bevern wurde beordert, der Dünkirchen auf spanische Schiffe Jagd zu machen, die gekaperten nach Pillau zu schicken mit der Escadre aber nach Calis, und wenn sich da keine gute Jagdgelegenheit fände, weiter bis nach West Indien zu segeln. Schon im Kanal traf die Flotte auf das spanische Kriegsschiff Carolus II., ein Linienschiff von 54 Kanonen, griff es mit Ungestüm an, nahm es nach tapferer Gegenwehr und brachte reiche Beute heim, denn die Ladung bestand aus Brabanter Spitzen und feiner Leinwand. Spanien erhob einen gewaltigen Lärm und forderte Herausgabe der Schiffe und der Ladung und glänzende Satisfaction; der Kurfürst behielt das Schiff mit Ladung und als Satisfaction erklärte er: Zwei Jahre lang habe er durch fortdauernde Sendungen keine Satisfaction erhalten können, so sei er genöthigt gewesen, zu diesem äußersten Rechtsmittel zu greifen. Doch suchte er sich vor allen Dingen zu rüsten und seine eigenen Lande gegen einen spanischen Ueberfall zu sichern; aber die Spanier begnügten sich mit Drohen und Schimpfen, indem sie die Handlungsweise des Kurfürsten seeräuberische Arbeit nannten, die der gerechten Strafe nicht entgehen würde. Wie wenig der Kurfürst sich durch Schimpfen und Drohen einschüchtern ließ, mit welchem Eifer und mit welcher Einsicht er sein Ziel verfolgte, beweist eine im Geheimen Staats-Archiv befindliche Instruction, welche er dem Befehlshaber eines neuen Geschwaders, dem Thomas Allen, mitgab. Diesem Geschwader war auch das erbeutete Spanische Linienschiff, Carolus II., nachdem es in ein Brandenburgisches umgewandelt worden, als das größte Schiff unserer Kriegsmarine beigegeben, die Instruction aber lautete also:

„Es hat sich gedachter unser Commandant mit dem ihm untergebenen drei Schiffen Carolus secundus, der rothe Löwe und Hirsch, sobald er segelfertig gerades Wegs nach der Höhe von Finisterre zu erheben und wenn er daselbst wird angelangt sein und zu dem Capitain Jean Lubert's gestoßen sein, soll er von desselben Schiffen in dieser seiner Escadre so viel von Soldaten und Matrosen übernehmen, als er nöthig befinden wird, um mit Mannschaften wohl versehen zu sein. Zuvörderst soll er unter der Hand und in der Stille vernehmen, wie es mit dem Ostendischen Convoy beschaffen, wie stark sie sei und wenn sie ausgehen werden? Da er ferner richtig Achtung darauf zu geben und zu dem Ende zwei der bestgelaufenen Schouwe auf Kundschaft zu schicken hat; und wenn er nun solche Convoy nebst den Kauffahrteischiffen antrifft, hat er zu begehren, daß sie sich freiwillig ergeben möchten und so sie solches nicht thun wollen, hat er sie dazu mit Macht zu constringiren und wenn es glückt, daß Er sie wegnimmt, hat er die Schiffe nach Pillow zu senden, ohne daß Er selber mitkomme. Und weil er sothane nach der Pillow gehende Schiffe mit Guter Matrosen versehen muß, so hat er von denen spanischen Matrosen so viel freiwillig wieder in Dienst zu nehmen, als er von den Unsrigen wegschickt. Sollte er aber erfahren, daß gedachter Convoy entweder aus Furcht nicht auslaufen werde, oder auch, daß solcher bereits abgesegelt war, so soll er auf den ersten Fall auf daselbst Convoy soweit, als auf alle einkommende und ausgehende nämliche und spanische Schiffe ein Monat lang, so viel der Wind zugibt, kreuzen und sich soviel möglich unbekannt halten, mit oder ohne spanischer Flagge, welche ihm zu dem Ende mitgegeben werden. Auf den andern Fall aber, wenn der Convoy

*) Obwohl als Commandeur der Escadre zum Geschwader des vorgedachten Claus von Bevern

bereits ausgelaufen war oder ihm bei Nacht abgingen, soll er mit seiner Escadre gerade nach den Canal laufen, ohne in England oder Frankreich zu laufen, abgesehen die vor Calais, welches er gute Kundschaft einziehen hat, was der Spanier aus- und einlaufen wollen? warum Er denn, wie auch auf die Türken wenig zu trauen hat, und wenn Er Türkische Schiffen oder Prisen, so die Türken genommen, antreffen, hat er dieselben eigentlich zu besichten und diejenigen, welche er durch obiges Zeugen erobern möchte, nach Lissabon zu bringen und die Türken daselbst als Sclaven so theuer als möglich zu verkaufen und das Geld durch gute Wechselbriefe nach Rotterdam an Jean Petz zu remittiren und die darin gefundenen Waaren und Güter, wer auch der Eigner selbst hat er zu Lissabon bis zu seiner Wiederkunft liegen zu lassen und dann mit Fleiß zu besehen und nach der Prisen mitzubringen.

„Er soll er auch zu erforschen suchen, wenn die Spanische Flotte zusammen wäre, welche doch den braven Berg insgemein von einander getrennt wird, daher ist zu vermuthen,

Der große Admiral

ob er das Glück haben könne, sie eine nach der andern abzufassen. Wenn nun die Silber-Flotte eingelaufen, oder Er von dem andern Orte vernommen, soll er nicht vor sechs Monaten oder acht zurückkommen, es sei denn, daß die höchste Noth es erfordert und weil in Amsterdam noch acht neue Capital-Schiffe vor den König von Spanien angefertigt werden, so soll er darauf Acht geben, damit sie nun schleunigst heraus sein sollen, und erachten einer, Mann in Amsterdam, welcher Schiffe unter seinen Namen protegiret und gleichsam als holländische passiren lassen will, so soll er sie trennen, weil sie Spanisch sein, wegnehmen, seine Macht damit verstärken und das Volk vertheilen. Im Fall ihm einige Noth, Unglück oder dergleichen zustoßen würde, soll er das Recht von Lissabon zur Retraite nehmen, zu welchem Ende wir ihm Acquittirungsschreiben an den Prinzen von Parma thaten. — Auch den Lauf soll er des Morgens mit dem Tage und des Abends gegen die Sonnenuntergang in der Stille ohne Angabe verhalten, auch weder andern auf die Klage geben, damit man ihn kennen möge, weil solches verabredet.

„Gegen alle Königlichen Schiffe in See oder auf der Rhede soll Er das Marssegel streichen und die Flagge nach Seegebrauch vor diesen wehen lassen, ausgenommen vor Portugiesischen oder venetianischen Kriegsschiffe, oder vor der Republik Venedig Schiffe, als vor welcher Er die Flagge führen und nur die Brandenburgische Loosung, das ist drei Schüsse geben und sonst nichts thun soll.

„Alle Sachen, welche Ihm vorkommen, soll Er de concert thun und an Kriegsrath, alle Capitains, nebst dem Fiscal und dem Commandeur der Seesoldaten admittiren. Im Fall einige Rencontres vorgingen, soll er sie Petitos thun, Einer den Andern nicht verlassen, sondern sich einander bis auf den letzten beiten, damit unser Respect aufs Beste conservirt werde, und wer einige Incivilité begehen würde, der soll sofort mit dem Tode bestraft werden, und wird der Commandeur autorisiret, zu Capitains zu machen, welche es besser meritiren, ohne Ansehung der Personen.

„Es soll von allen Prisen die Prise und die Connoisse zu Unserer Raths und Schiffs-Conseil gleichen geliefert werden, damit man daraus die Validität oder Invalidität sehen könne.

„Alle Sachen, welche unter dieser Instruction vorkommen, soll der Commandeur zu meinem Profit und Nutzen mit allen Capitains übertragen, und die Prisen, welche Er inne hat, wohl menagiren. Den Soldaten soll Er Schießarbeit lehren und mit der Zeit zu Matrosen brauchbar machen, weil wir gesinnet, selbige alle Zeit zur Marine zu gebrauchen."

Der Geschwader erfüllte die ihm gestellte Aufgabe nicht ganz; zwar kaperte es Schiffe und brachte diese mit 150,000 Thalern heim, zwar begegnete es der Silberflotte und verfehlte muthwillig, ja tollerweise den ungleichen Kampf gegen die gehnfache Macht der Spanier aufzunehmen, aber nach zweitägigem Gefecht war es genöthigt, sich zurückzuziehen und in einem Portugiesischen Hafen Schutz zu suchen, ohne wesentlichen Verlust, ja, mit Gewinn an Ehre. Eine kühne Verfahren, dieser plötzliche Eintritt Brandenburgs in die Reihe der Seemächte erregte bei vielen maßgebenden Engländern und selbst über Eifersucht so sehr, daß der Gesandte jetzt schon ein Gesetz, Petenten ring, sie noch mehr zu reizen und dadurch sein Land, dem es die Segnungen des Friedens so mühsam errungen, den Wechselfällen eines Krieges auszusetzen, er verzichtete daher auf die kühnen Pläne, die er gefaßt und verbreitet und wandte seine ganze Kraft auf die langsamere, aber segensreichere Entwickelung einer Handelsflotte. Sollte die aber, und dies Ziel gab es zu keiner Zeit auf, englisch eine Pflanzschule werden für die Kriegsflotte, sollte sie Bedeutsamkeit für den Handel erlangen, so mußten unmittelbare Anzeigen für die vaterländischen Erzeugnisse, so mußten Colonien erworben oder gegründet werden. Zu solche Pläne war Raule der rechte Mann, nicht als er es in der Ehre über dem Vortheile seines neuen Vaterlandes auch seine Ehre und seinen Vortheil gesucht hätte, dann war er zu sehr Kaufmann, der nach Gewinn strebte, nach Macht und Geltung nur sich aber soweit sich mit dieser beengenden Rücksicht ein kühner Muth, ein weiter Gesichtskreis verträgt, so weit besaß er beide. Sein Amt nützte und schützte ihn, das letztere that noth gegen manderlei Angriffe von Neidern und Feinden und da die Brandenburger immer noch nicht Muth fassen konnten zu großartigen Handelsunternehmungen, so gestattete er seinem Schützling, daß er sich mit einer holländischen Gesellschaft verband und unter Brandenburgischer Flagge Handelsverbindungen an der Westküste Afrika's anknüpfte. Während er für eigene Rechnung vier Schiffe, die Wolfenbüttel, den Windhund, das Pickhorn und die Fortuna nach andern himmelsgegenden ausschickte, gingen zwei Schiffe, das Brandenburger Wappen und der Mohrian (Mohr) in Begleitung von zwanzig Brandenburgischen Kriegsknechten, befehligt vom Capitain Blanc im Juli des Jahres 1681 nach jener Küste, um Europäische Waaren gegen Gold, Elfenbein und Sclaven auszutauschen, denn der Handel mit jenen Völkern galt damals für ebenso gesetzlich, sittlich

und ehrenhaft als jeder andere; da dieselben aber in Europa kein recht gangbarer Artikel waren, sollten sie in Amerika, die anderen Waaren aber im Vaterlande verkauft werden.

Am 16. Mai 1681 landete Blanc zwischen Akim und dem Vorgebirge der drei Spitzen an der gedachten Küste und fand daselbst in two Forts Accra drei Negerhäuptlinge, denen er einige Geschenke machte und die sich förmlich verpflichteten, nur mit Schiffen unter Brandenburgischer Flagge zu handeln und dem Kurfürsten einen Platz zur Erbauung eines festen Platzes abzutreten, wogegen ihnen der Brandenburgische Schutz zugesagt wurde. Nachdem dieser Vertrag von beiden Theilen beschworen war, begann der Tauschhandel, der den Schiffen eine reiche Ladung von afrikanischen Landeserzeugnissen zuführte. Als sie mit denselben heimkehrten, erregten sie die Bewunderung der Handelswelt und fanden lebhafte Anerkennung bei dem Kurfürsten, der zu Ehren dieser ersten überseeischen Handelsverbindung zwei Medaillen schlagen und aus den mitgebrachten Goldkörnern sogenannte Schöne Dukaten prägen ließ, die noch heutigen Tages eine ernste Zierde von Münzsammlungen sind.

Der günstige Erfolg reizte zur Wiederholung ähnlicher Unternehmungen; noch in demselben Jahre gingen dieselben Schiffe und mit ihnen die Kriegsschiffe Kurprinz von 32 und Brandenburgischer Dragoner von 30 Kanonen in See, um den so vortheilhaft begonnenen Tauschhandel fortzusetzen. Aber die Holländer waren aufmerksam geworden, eifersüchtig auf ein Geschäft, das bisher allein in ihrer Hand gewesen, rüsteten sie Kaper aus, nahmen das Schiff Wappen von Brandenburg und gaben erst nach jahrelangen Verhandlungen das Schiff an die Gesellschaft zurück und eine geringe Entschädigung für die Ladung. Solche Verluste, mehr noch die Besorgniß vor größeren, minderte die Neigung der Kaufleute, ähnliche Geschäfte auf eigene Hand fortzusetzen; der Kurfürst aber, der die Wichtigkeit des Unternehmens erkannte, seine Einträglichkeit, verlockt durch Manier Schilderungen, überschätzte, nahm die Gesellschaft unter Kurfürstlichen Schutz, gab ihr einen Freibrief auf dreißig Jahre, der sie berechtigte, mit Ausschluß jedes andern, zwischen dem grünen Vorgebirge und Angola Handel zu treiben, machte ihr aber zur Rücksicht auf Holland dabei zur Pflicht, sich den Holländischen Plätzen in Afrika nicht zu nähern, auch deren Niederlassungen, sowie die der andern Europäischen Mächte zu vermeiden; zugleich versprach der Kurfürst, eine Festung auf Guinea zu errichten, sie mit Geschütz und Mannschaft zu versehen und in Friedenszeiten den Dienst von seinen Truppen leisten zu lassen, dagegen sollte im Fall eines Krieges jeder waffenfähige Gehülfe zum Kriegsdienste verpflichtet sein. Allgemeine Wehrpflicht! — Ein Anfang, der im Mutterlande erst anderthalb Jahrhunderte später Nachfolge fand.

Die Verwaltung der Colonie wurde einem Rathscollegium übertragen, das aus vier sogenannten Beisitzern bestand (die nach Pfunden handelten), ihnen präsidirte ein vom Kurfürsten ernannter Minister. Der Fürst betheiligte sich mit 80000 Thalern, Moritz mit 30,000 Thalern an der Unternehmung. Ihr Aufschwung war ein so rascher, daß sie schon sechs Jahre darauf, nachdem das erste Schiff unter Segel gegangen, deren dreißig ins Meer schickte, diejenigen Schiffe mit eingerechnet, die ausschließlich für den Kurfürstlichen Dienst bestimmt waren; unter den letzteren befanden sich: Friedrich Wilhelm zu Pferde von 46 Canonen von 40, der Markgraf von Brandenburg von 40, der rothe Löwe von 32, der Adler von 20, der Nassauische und der Pillauer Bauer jedes von 8, der Salamander und der St. Peter jeder von 6 Stücken. Im Seedienst wurden zwölf Schiffslieutenants, zwölf Schiffsfähnriche, hundert Seeknechte und fünfzig Schiffszimmerleute unterhalten; der ganze Aufwand für den Seedienst war auf 3800 Thaler monatlich berechnet.

Im zweiten Jahre, nachdem die Verbindung mit den Eingeborenen der Guineischen Küste angeknüpft worden, kaufte der Kurfürst die Schlösser Kurfurst und Mauritius unter

Führung der Kapitaine Pelt und Blanc, um mit den Häuptlingen, mit denen der letztere unterhandelt, einen schriftlichen Vertrag abzuschließen und sodann eine Festung zum Schutz der Ansiedelung zu erbauen. Zum Abschluß dieses Vertrages und zum Abschließen fernerer, bevollmächtigte er den Major Otto Friedrich von der Gröben, den er zugleich zum Gouverneur der andern Besitzungen ernannte. Die Wahl dieses Mannes war eine sehr glückliche. Gröben, streng erzogen und in der Kindheit schon an Entbehrungen jeder Art gewöhnt, hatte aus Neigung längere Seereisen gemacht und war dadurch mit den Sitten und Gebräuchen uncultivirter Länder vertraut geworden, zu der ihm eigenthümlichen Anstelligkeit kam eine durch mannigfache Erfahrungen ausgebildete Geistesgegenwart und unerschütterliche Besonnenheit, die ihn zu der ihm übertragenen Stellung ganz besonders geeignet machte. Auch hier zeigte sich der Scharfblick des Kurfürsten, der stets die rechten Mittel und die rechten Männer zu finden wußte.

Nachdem Gröben die Küste von Guinea erreicht und daselbst gelandet, boten ihm Neger Erfrischungen an, die er von ihnen einhandelte; sobald der holländische Gouverneur das erfuhr, sandte er ihm eine Deputation, die ihm das untersagte und ihm befahl, sich mit seinen Schiffen wegzupacken; sonst würde sich der Gouverneur „seiner natürlichen Mittel" bedienen und die Schiffe mit Gewalt von dannen treiben. Gröben erwiderte: Sein Herr wäre der Kurfürst von Brandenburg, dem allein hätte er zu gehorchen und da der Gouverneur sich Herr von der ganzen Küste nenne, so möge er doch seinen Unterthanen den Handel mit ihm, Gröben, erlauben, wolle sich aber der Gouverneur seiner natürlichen Mittel bedienen, so würde auch Gröben sich seiner natürlichen Mittel bedienen. Hierauf ließ er die Deputation sehr höflich und reichlich tractiren, nachdem sie aber das Schiff verlassen hatte, aus allen Geschützen mit Kugeln schießen, um anzudeuten, daß er bereit wäre, jedem Angriff entschlossen zu begegnen. Am folgenden Tage kam ein holländisches Schleichhändlerschiff und legte sich dem Gröbenschen Schiffe gegenüber, das sich kampffertig machte.

Da erschien die gestrige Deputation und bat Gröben sehr artig, er möge doch das Schiff nehmen, ihnen übergeben, und dafür die Beute mit ihnen theilen. Gröben erwiderte, er sei bereit, ihnen Beistand zu leisten, aber von der Beute werde er nicht das Geringste annehmen. Darauf wurde Jagd gemacht auf das Schiff, das den Angriff nicht abwartete, sondern eiligst die Flucht ergriff und, begünstigt durch seine leichtere Bauart, bald aus dem Geschützkreise kam. Der Gouverneur ließ nun für den geleisteten Beistand sehr höflichen Dank sagen und gab Gröben schriftliche Vollmacht, sich aller holländischen Schleichhändlerschiffe zu bemächtigen. Einige Tage später bemerkte Gröben ein Schiff der holländischen Compagnie, er fuhr in einer Schaluppe an dasselbe heran, hörte, daß der Kapitain sich in einer Festung an der Küste beim Festungs-Commandanten befände, ließ sich dahin rudern und verlangte den Kapitain zu sprechen. Dieser sowohl als der Commandant waren sehr erstaunt, daß Gröben sich unterfinge, die Festung zu betreten, er aber zeigte ihnen seine Vollmacht, die ihn berechtigte, die Papiere sämmtlicher holländischen Schiffe zu untersuchen, worauf der Kapitain verwundert, aber höflich sich fügte. Gröben erhielt oft Besuche von Eingeborenen, so kam auch einer, der sich einen König nannte zu ihm, der sagte: „Ich heiße Peter, wie heißt du?" Gröben meinte, er müsse sein Ansehen behaupten und dürfe daher seinen geringeren Namen nennen; er erwiderte also: „Ich heiße auch Peter!" Der schwarze Peter aber war so wenig eifersüchtig auf seinen Namen, daß er freundlich erwiederte: „Ich Peter, du Peter, also beide Peter, müssen uns lieb haben wie Brüder. Nachdem er reichlich tractirt worden war, schied er mit vielen Freundschaftsversicherungen, Gröben aber segelte weiter, um nach einem Punkte zu forschen, der sich zur Anlage einer Festung eigne. Er fand einen dazu besonders günstig gelegenen bei dem Dorfe Acoka, das sich durch seine schöne Lage und durch viele ganz neu erbaute Hütten auszeichnete. Es gelang ihm das anfängliche

Mißtrauen der Eingeborenen durch freundliches Betragen und einige Geschenke zu überwinden, so daß sie bald zutraulich wurden und die Einwilligung zum Anbau eines Forts gaben. Es lud nun acht von ihnen ein, an Bord des Schiffes zu kommen, um das Nähere mit ihnen zu verabreden und schickte zur Sicherheit, daß er sie nicht als Gefangene festhalten wolle, seine beiden Schreiber, die als Geiseln zurückbleiben sollten, bis die acht wieder hingeschickt wären. Es schloß nun einen Vertrag mit ihnen ab, aber vorsichtigerweise ein mündlich und verlangte, um für den Fall einer günstigen Gelegenheit freie Hand zu behalten. Die Eingeborenen hatten zu Beginn der reichlichen Bewirthung angemessen so sehr zugesprochen, daß sie an Stricken gebunden in die Boote heruntergelassen werden mußten, doch hinderte sie dieser Zustand nicht an der Versicherung, daß sie das Schiff nicht unbeschenkt verlassen würden. Ihrem Verlangen wurde entsprochen, ihnen auch ein höheres Tragen, als Pfand daß man wiederkehren wolle, gegeben und man Anstalt getroffen zum Weitersegeln. Während dessen kam ein holländischer Kaufmann, den Großen von früher her kannte, mit seiner ganzen Familie und einem großen Theile von Negern und Eingeborenen in vielen Nähnen herangerudert und hieß uns Land. Auf Großen's Frage, was er verlange, erwiderte er, er sei vom Gouverneur geschickt, um künftig in Accra zu wohnen, weswegen er auch die Hütten da zu seinem Aufenthalt hätte herrichten lassen, bis er eine anständige Wohnung gebaut habe, der ihn begleitende Negerhäuptling habe ihn zu diesem Zweck abgeholt. Darauf begab sich der Kaufmann in das Fort und pflanzte zum Zeichen der Besitzergreifung eine mitgebrachte holländische Flagge auf das Dach eines Hauses.

Großen lehnte sogleich um und machte den Negern Vorwürfe über ihre Treulosigkeit. Sie schienen darüber gar nicht betroffen zu sein, sondern baten Großen sehr freundlich, es möge doch bei ihnen bleiben, sie wollten ihm eine kleine Halbinsel als Eigenthum übergeben, er könne ja mit den Holländern gemeinschaftliche Sache machen. Dazu hatte er weder Auftrag noch Neigung, lehnte ihnen daher den Rücken und segelte weiter, um diejenigen Neger aufzusuchen, mit denen der Medrian vor zwei Jahren Verbindungen angeknüpft hatte. Das Aufsuchen war nicht leicht. Es konnte auf gut Glück, kam aber ungeachtet langen Umherschweifens kein lebendiges Wesen, aber nicht Spuren von erfolgten Verbrennungen und anderen Gewaltthätigkeiten, und als er endlich auf Eingeborene stieß, hörte er von ihnen, daß diese die Gegend sei, mit deren Bewohnern Blanc vor zwei Jahren in Verbindung getreten war, doch werde er schwerlich einen von ihnen am Leben finden, sie seien sämmtlich in einer Fehde gefallen, die sie mit ihren Nachbarn geführt. So wenig einladend die Nachricht war, so sehr schien es die Gegend zu sein, und als bei näherer Untersuchung sich der Schein bestätigte, als ein naher Berg sich ganz besonders günstig zur Anlage einer Festung erwies, befahl Großen die neue Ansiedelung hier auszuführen und zog, während die Schanzen gelegt wurden, mit der ganzen Mannschaft unter Schalmeienklang und Paukenwirbel ans Land. Die durch die angewehten Klänge herbeigelockten Neger waren sehr freundlich und zu allen Aushelfeleistungen bereit. Darauf wurde es möglich, sechs Kanonen auf den Berg zu schaffen. Nachdem dies geschehen, theilte ihnen Großen seine Absicht mit. Nach kurzer Berathung gaben sie ihre Einwilligung. Darauf ließ Großen die große brandenburgische Flagge unter klingendem Spiel vom Schiff holen, ließ sie von der Mannschaft militärisch begrüßen und auf dem Gipfel des Berges an einem hohen Flaggenstock aufziehen, während vom Lande und den Schiffen her die Kanonen donnerten. Diese feierliche Besitzergreifung erfolgte am Neujahrstage des Jahres 1683. Am andern Morgen ließ Großen ein großes Zelt für sich auf dem Berge aufschlagen, nöthigte einige Häuptlinge in dasselbe hinein und fragte sie feierlich, ob sie dem Kurfürsten Treue geloben wollten. Sie erwiderten darauf, daß er daran nicht zweifeln möge, daß sie mit ihnen Aehnliches suchen wolle, daß der Kurfürst es gleichfalls treu mit ihnen meine, sie nie verlassen und sie wider ihre Feinde vertheidigen wolle.

Als Groben sich bereit erklärte, wurde Branntwein mit Schießpulver gemischt, er mußte mit ihnen trinken, mit dem schwarzen Bedenken aber wurde den geringeren Negern die Zunge beschmiert, damit auch sie treu blieben. Nun wurde der Bau der Festung begonnen; die Neger erwiesen sich dabei als treue Bundesgenossen, indem sie unermüdlich und unermüdlich nach der ihnen ertheilten Anweisung Baumstämme fällten, Palisaden daraus bildeten und brauchbierten. Nachdem der Berg durch Pallisaden eingefaßt war, gab Groben ihm den Namen „großer Friedrichsberg", um, wie er sagt, damit anzudeuten, daß Se. Kurfürstliche Durchlaucht Namen vor aller Welt groß sei. Während des Baues kam ein Holländer mit einer holländischen Flagge in der Hand vom Lande auf die Festung zu; er war beauftragt von dem Oberkaufmann (Vorsteher der holländischen Niederlassung Arim) jene Flagge auf dem Berge aufzupflanzen; als er aber die brandenburgische darauf erblickte, kehrte er bedächtig um und ging etwas langsam zurück, als er rasch hergekommen war. Um sich indessen für die Zukunft sicher zu stellen, ließ Groben das mit den Häuptlingen mündlich getroffene Abkommen schriftlich bestätigen. Der Berg wurde ihnen förmlich abgekauft und darauf Arrak von ihnen getrunken, unter der brandenburger Flagge zu leben und zu sterben, wobei der älteste Häuptling sagte: breche ich meinen Eid, so lasse mich der große Monarch augenblicklich sterben! Hierauf forderte er Groben auf, er möge auch Arrak trinken, daß er sie in seiner Noth verlassen, ihren Weib und Kind nicht wegnehmen oder verkaufen, sie auch gegen die holländische Compagnie vertheidigen wolle. Als Groben das zugesagt, den Fall ausgenommen, wenn sie den Holländern Ursache geben oder sie bestehlen wollten, reichte ihm der Aelteste einen Pfeil mit Branntwein, Bleiwasser (Essig) und Bleizucker in den Hals, daß er, wie er versicherte, sechs Wochen genug hatte. Damit war das Geschäft abgemacht. Am folgenden Tage kam ein langer Zug von Arim her anmarschirt, an dessen Spitze zwei Zähnen mit der Vorsteher von Arim, der sich bei Groben melden ließ. Dieser ließ ihm sagen, er solle willkommen sein, sein Volk und seine Zähnen aber möge er unten lassen, der Berg könne nicht mehr als eine Zahne tragen. Darauf kam der Herr Vorsteher im feierlichen Schritt angemarschirt, er trug nach Grobens wörtlicher Beschreibung: „einen rothen Scharlachenen Rock mit durchbrochenen silbernen Knöpfen, auf der Schulter balancirt einen großen Busch Band wie auch auf dem Hut und Degen, wie die alten Ärzte Richter zu tragen pflegen. Unten hatte er ein leberfarbenes Sammtset, nachmahls ein blau paar Taffene Hosen, ein grün langes Degen-Gehenk mit einem Leibfarbenem gewirkten Gürtel umbgürtet. Die Schue waren gestickt und die Strümpfe von weißer Seide; hinter ihm gingen seine 2 Assistenten fast in gleicher Livree. Darauf folgten 8 Schwarzen, so auf ausgehöhlten kleinen Elephanten-Zähnen eine seltsame Music machten, in welche Harmonie ein Kerl auf einer kleinen Trommel, mit einem krummen Haken darein schlug. Da ich ihn in das Fort genöthigt, ließ er sich doch einen Schwarzen entfliehen, damit wir die güldene Knöpfe, so er im Hembde und Hosen trug auch zu sehen bekämen", spricht dann dem ihm vorgesetzten Wein mit großem Behagen zu und erhob hierauf feierlich Protest gegen die Niederlassung der Brandenburger. Groben erwiderte trocken: Wolle er protestiren, so möge er das in Berlin thun, wolle er aber Gewalt brauchen, so würde man Gewalt entgegensetzen, worauf der Holländer kein Wort erwiderte, dem Wein von Neuem tüchtig zusprach und sich dann eben so langsam und feierlich entfernte, als er gekommen. Während der nächsten 8 Tage war Alles ruhig und schon glaubte man, die Holländer wollten sich die neue Niederlassung gefallen lassen, als sich das Gerücht verbreitete, sie hätten entfernt wohnende Negerstämme aufgewiegelt, welche in der Stärke von 3000 Mann heranzögen kämen, um sich des Berges zu bemächtigen, und wirklich kamen die verbündeten Neger gelaufen und baten um den verheißenen Schutz. Groben sagte ihnen den mit ausdrücklicher Ruhe zu, doch war ihm im Herzen selbst nicht ganz wohl zu Muthe, er hatte

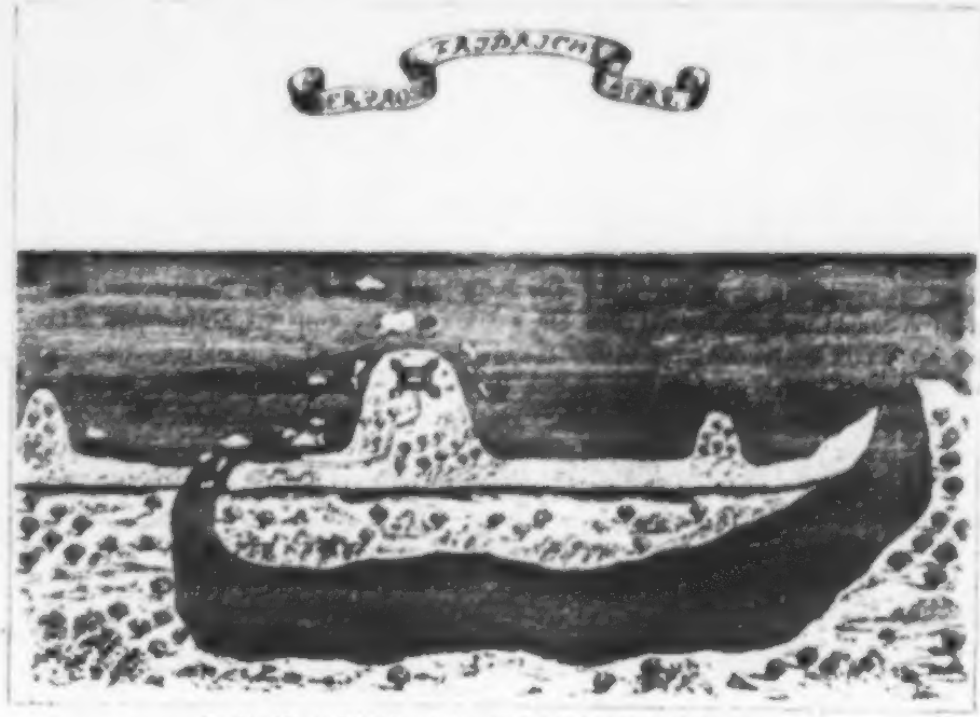
kaum zu Waffenfähige, denn ihn, wie den größten Theil seiner Leute, hatte die Seuche des Landes auf das Krankenlager geworfen, die verbündeten Neger zählten aber nur etwa 300 erwachsene Männer; dennoch rüstete sich Groben zum Krankenlager auf, setzte Alles in Vertheidigungszustand und erwartete die anstürmende Schaar, die in der Schätzung von etwa 2000 Mann mit gewaltigem Schreien und ununterbrochenem Gewehrfeuer heranrückte. Groben verbot, das Gewehrfeuer zu erwidern, als die Schaar aber dicht herangekommen war, ließ er mit einer sechspfündigen Kanone in den dichtesten Haufen schießen. Da kehrten die Angreifer plötzlich um, liefen in eiliger Flucht nach den Wäldern und ließen sich nicht wieder sehen. Der Krieg war beendet, „denn die Mohren, sagt Groben naiv, können das grobe Geschütz nicht vertragen." So [illegible] nun die Besitznahme vollzogen, und wir es schien, vor der Hand auch gesichert, der Platz selbst war freilich weder groß, noch glänzend. Wie gering der Werth der Bewohner, haben wir oben gesehen, wie gering ihre Habe, geht aus einer Aeußerung Groben's hervor, der bei einem Besuch, den er einem Häuptling abstattete, den Werth des Hauses, in dem er aufgenommen wurde, auf 2 Groschen, den des Hausrathes aber auf 3 Groschen abschätzte. Von dem bei dieser Gelegenheit stattgefundenen Gastmahl, das aus einem Huhn mit Reis bestand, macht er folgende Beschreibung: „Ich setzte mich mit dem Schiffs-Capitain und einem Ingenieur zur Tafel, einer jeden Seite bekleideten ein Paar schwarze Damen, rund umher vor das Häuschen ganz voll mit Mohren erfüllet, deren Beisein einen trefflichen Geruch verursachte, indem einige nach Schweiß wie die Böcke, andere mit ihren Würmern in den Beinen sehr unnatürlich rochen, so ein herrliches Komitium war, uns Appetit zu verschaffen. Darauf kam das schwarze Oberhaupt, steckte alle Finger in die Schüssel und setzte damit die Suppe, daß wir uns keiner Verzehrung zu befahren hätten, ich stund in Zweifel, ob ich meine Augen an dem unnatürigen Frauenzimmer oder meinen Magen an dem appetitlichen Huhn stillen sollte. Ich hätte bei diesem Gastmahl fast das Beste zu melden vergessen, nämlich den componirten Tischapparat, welcher alle aus einer Materie bestand, als aus der Erden; denn unser Tisch, Schüssel, Teller, Löffel, Tischtuch und Brod alles Erde war. Hierbei kann ich nicht unterlassen zu melden die Artigkeit der Schwarzen, wenn ich sie beschenkt oder ihnen etwas versprochen, alsdann fuhren sie behende an die Erde, ergriffen ein Stückchen Holz oder Erde, oder was sie bekommen konnten und steckten es mir zum Zeichen der Dankbarkeit in die Hand. Wenn sie ein Huhn oder Schüssel Reis brachten, wollte ich mich auch ihrer Mode bedienen, aber es wollte nicht passiren, denn ihre Meinung war, dieser Gebrauch wäre allein bei den Schwarzen und nicht bei den Weißen." Fast kein Tag verging, an dem nicht Negerhäuptlinge Besuche in der neuen Festung abstatteten, viele von ihnen ließen sich in der nächsten Umgebung nieder, indem sie Hütten für sich und ihre Familie erbauten. Diese Huldigung schmeichelte dem Stolz der Brandenburger, aber mehr noch der Gruß, den bald darauf ihre Flagge durch die Kanonenschüsse eines englischen Schiffes erhielt, das in der Nähe von Friedrichsburg Anker warf, es war das der erste Gruß und die erste Anerkennung einer europäischen Macht, welcher der Afrikanischen Niederlassung dargebracht wurde. Groben schickte sich nun zur Heimreise an, bevor er sie aber antrat, wurde er eines Nachts im Schlafe geweckt und ihm gemeldet, daß eine heimliche Gesandtschaft gekommen, die ihn zu sprechen wünsche. Groben erzählt: „Weil aber den Schwarzen nicht allerdings zu trauen, fürnehmlich des Nachts, da ich mir die Ursache solcher nächtlichen Visite nicht einbilden konnte, war erstlich bei mir keine Audienz zu erlangen. Als sie mir aber keine Ruhe ließen, nahm ich mir ein Paar Pistolen unter den Rock und ließ sie für mich. Da erkannte ich sie vor Einwohner von Arada, die mich persuadiren wollten, unsern Berg zu verlassen und bei ihnen vorzukommen. Ich bestrafte dann ihre erste an uns bewiesene Untreue, da sprach der Gesandte: Herr, siehe, hier bin ich ein Capitein (Häuptling), dieser ist mein Bruder,

da ist dessen Frau und da ist sein Kind, die laß ich dir zu Eheweib, begehren wir eine Antwort an dir, so Ja, was dir gefällt. Ich beschied sie auf den andern Tag zu mir, weil ich wieder darüber Rath halten mußte, welches geschehen. Darnach bekamen sie zur Antwort: Sie möchten sich gedulden, bis wir zwölf oder acht Jahr mit andern Schiffen wiederkommen, alsdann könnten wir ausführlicher leben, was bei der Sache zu thun wäre, welche Antwort sie zwar nicht gar verzweifelt, aber doch mit schlechter Hoffnung wegsegnet machte." Man sieht, Greiben konnte ebenso diplomatisch vorsichtig, als militärisch entschlossen sein.

Von den Gebräuchen der Neger theilt er folgende Sage mit: „Sie verkaufen nicht allein ihre Gefangenen, sondern auch ihre Weiber und Kinder, denn sie halten ihre Frauen gleich den Hunden und bekümmern sich viel als sie bezahlen können. Weil nun der Preis gering, nimmt ein Schwarzer auch viel Weiber, denn er kann eine von ihren Alten um einen Löffel oder ein Paar Strumpfbänder kaufen. Heidnische Ehe wird öffentlich gehalten, die Freunde weisen von beiden Seiten heraus, welche sich hie und da ein Stück von dem halbrohen Braten abschneiden, es mit den Zähnen von einander reißen, daß das Blut darum den nackten Leib herunterrinnt. Dabei singen und schreien und tanzen sie durcheinander, wie unsinnige Leute. Wenn einer stirbt, der einigen Reichthum hinterläßt, so hat der Verstorbenen nächster Freund drei volle Nacht Lust, dieser, wenn er eben will, auch so kein Leben der Verstorbenen hinterm Haus in Possession stellen, derselben ein großes Messer in die Hand geben, der ihr niederknien und den bloßen Hals darstrecken. Begehrt das Weib nicht die Gnade zu haben, so hat sie Macht, dem Freunde den Hals mit drei Streichen abzuschlagen. Schlägt zwar darauf die Erbin, muß aber mit Schanden in der Gemeinde leben. Steht hingegen eine Weib die Bitte, so schlägt sie den Freund mit der Klinge in den Nacken und tödtet ihn. Alsdann gibt ihr der Freund von der Verlassenschaft einen geringen Antheil und das Weib heirathet ehrlich. Ich wollte mich wohl erkühnen haben, den günstigen Leser zu fragen, ob es rathsam, unser Leben in der Frauen Discretion zu stellen? Ich erachte aber, der Erbin möchte bei so manchen so viel wissen, daß sie aus lauter Liebe allen Freunden den Hals abschlügen. Doch verstehe ich allhier nur die geringen Frauen. Wenn der Mann gestorben und mit großem Gepränge in die Erde gebracht, bewegen ihn die Weiber 5—6 Tage lang. Unter währender Trauer werden sie von den Verwandten besucht und kommen oft über hundert Frauen zusammen, so unter einander ein williames Geheul machen. Nach den Trauertagen kommen die andern Freunde, beschenken die Leidtragenden mit güldenen Ringen, bunten Tüchern, so sie um die Lenden binden und dergl. Der Freund, dem das Leben geschenkt, besucht seine Wohlthäterin auch, reichet ihr einige Ringe, Kleider, auch wohl gar einen Elephantenschwanz, den sie aber mit weißem oder gelbem Tuch benähen; das Uebrige bestreichen sie mit Oel und poliren den Schwanz so schwarz, daß er wie ein Spiegel glänzt. Nachmals hängen sie denselben zur Pracht an den Hals und wehren sich damit die Fliegen. Diese Schwänze werden von der Zahnküste gebracht und gilt nachher einer an die 10 Ducaten. Ihrer viel tragen sie zur Pracht an ihrem Gewehr, denn sie sind sehr rar auf der Weltküste."

Greiben übergab das Fort, sobald es sich im Vertheidigungszustande befand, dem Capitain Blanc, stellte die ganze Niederlassung unter dessen Befehl und kehrte nach Europa zurück, um dem Kurfürsten Rechenschaft zu geben von der Ausführung des ihm ertheilten Auftrages. Dieser vernahm den Bericht über die Besitzergreifung der Küstenstrecke und über den Bau der Festung mit großer Genugthuung und regalirte zum Greiben sich ausdrückte den Ueberbringer je günstiger Nachricht mit den Amtshauptmannschaften Marienwerder und Riesenburg. Es umfaßte die Anlage nur mit 6 Kanonen versehenen Wälle von Groß-Friedrichsburg wurde es jetzt genannt mit 46 Geschützen, verstärkte verhältnißmäßig die Besatzung und begünstigte die Anlage neuer Niederlassungen, denn Greiben's

Verſprechen gemäß wurden im nächſten Jahre die Bewohner von Accra aufgeſucht, mit ihnen ein Bündniß geſchloſſen und ihnen ein Stück Landes abgekauft, auf dem eine Schanze (die Dorotheenſchanze) angelegt und auf derſelben ein Wohnhaus mit Vorrathskammern gebaut wurde, zu gleicher Zeit ließ er auf dem Vorgebirge der drei Spitzen ein kleines Fort errichten. Die Neger aber ſandten im nächſten Jahre Einen aus ihrer Mitte nach Berlin, um die geſchloſſenen Verträge feierlich zu erneuern und ſich eidlich zu verpflichten, keine andere Oberherrſchaft anzuerkennen als die Brandenburgiſche, ſich auch mit keiner anderen Geſellſchaft, als mit der Brandenburgiſchen in Handelsverkehr einzulaſſen. Der ſchwarze



Zuſammengeſetzte Abbildung der Kolonie Groß-Friedrichsburg
aus dem Werke „Guineiſche Relationsbeſchreibung von Otto Friedrich von der Gröben. Marienwerder 1694.

(A iſt der große Friedrichsberg in Afrika, er liegt 4 Ruthen hoch, iſt 20 Ruthen lang, 12 breit, der Grund erſtreckt ſich 3 Ruthen in die See, liegt von der Mündung des Fluſſes C 1000 Schritt vom Berge B eine Karte halbe Meile, vom Berge A aber 2000 Schritt. b ſind die Klippen, die beim Berge liegen. E und C ſind die zwei Mündungen des Fluſſes, D. iſt im Sommer faſt trocken, C hat die Höhe und Tiefe, iſt 4 Ruthen breit und bei hohem Waſſer 6 Schuh tief, dabei ganz Klippicht. G iſt der Fluß, der zur Winterszeit den Berg zur Inſel macht.)

Geſandte wurde ſehr huldreich aufgenommen, was Hof und Hauptſtadt irgend Prächtiges und Sehenswerthes bot, wurde vor ihm entfaltet, um ihm eine hohe Meinung von der Macht und dem Reichthum Brandenburgs zu geben, und er mit koſtbaren Geſchenken in ſeine Heimath entlaſſen. Den Holländern war die Niederlaſſung der Brandenburger auf einem Gebiet, auf dem ſie bisher allein und ungeſtört verkehrt hatten, ſehr verdrießlich, ſie verſuchten mit Proteſten und Obſtanen den Ankömmlingen den Aufenthalt zu verleiden, ſie erreichten aber ihren Endzweck nicht, vielmehr ſchloſſen ſich die Neger immer zahlreicher und näher an die Brandenburgiſche Schutzherrſchaft an. Die Ehrenhaftigkeit des Kurfürſten erzwang ſelbſt die Anerkennung der Wilden, ſie rühmten von ihm, daß der große Monarch,

wie sie ihn nannten, ihnen wirklicher Schirmherr wäre, bei dem sie sichern Schutz fänden gegen alle feindlichen Angriffe, während die Holländer in der Friedenszeit die Schutzbefohlenen auszubeuten suchten, wenn aber ein Krieg ausbrach, sie theilnahmlos ihrem Schicksal überließen. Daß auf solche Weise der Brandenburgische Name und die Deutsche Treue selbst unter den Negern anerkannt wurde, war eine schöne, aber beinah die einzige Frucht der Niederlassung, denn die goldenen Früchte, die Raule dem Kurfürsten, und welche die Gesellschaft sich selbst von der neuen Kolonie versprochen hatte, blieben leider aus, obgleich ein neuer unerwarteter Bundesgenosse die Mittel und die Thatkraft der Gesellschaft bedeutend erhöhte.

Brandenburgs Handel war ungeachtet aller Anstrengungen des Kurfürsten ein Kleinhandel, die Kriegsflotte ein Anhängsel der Krämerflotte geblieben, das hatte seinen Grund nicht allein in dem geringen Umfang von Macht, Zeit und Mitteln, die bisher darauf verwendet worden waren und verwendet werden konnten, es lag zum großen Theil in der geographischen Lage des Landes. Die einzigen Häfen von einiger Bedeutung, der Königsberger und der Pillauer, waren fast während der Hälfte des Jahres durch Eis versperrt, auch eigneten sie sich vermöge ihrer Abgelegenheit wenig zu Kriegs- und Handelshäfen. Dazu kam, daß alle Schiffahrt von dort aus nur durch den Sund betrieben werden konnte und daher durch den theueren Sundzoll sehr kostspielig, überdies völlig abhängig von der unsichern Gunst der Dänischen Regierung war. Der Besitz eines Hafens in der Nordsee war deshalb höchst erwünscht und bereitwillig ging der Kurfürst auf die Bitte der Ostfriesischen Stände und der Stadt Emden ein, ihnen seine bewaffnete Vermittelung zu gewähren, denn Stadt und Stände glaubten sich von ihrer Fürstin Christine Charlotte, die im Namen ihres minderjährigen Sohnes regierte, beeinträchtigt und baten den Kurfürsten um Besatzung für die Stadt Emden und ihren vortrefflichen Hafen, sowie für das Küstenkastell Greetsiel. Der Kurfürst knüpfte an die Bewilligung dieses Gesuchs die Bedingung einer Handelsverbindung, welche den Ostfriesen nur leichte Opfer auferlegte, ihnen aber das Recht gab, unter Brandenburgischer Flagge Schifffahrt zu treiben und den Schutz der Brandenburgischen Kriegsflotte beanspruchen zu dürfen. Ihnen zu Liebe wurde der Sitz der Afrikanischen Handelsgesellschaft, an der sie sich mit einem Beitrage von 28,000 Thalern betheiligten, von Pillau nach Emden verlegt und zugleich die Trennung der Kriegsmarine von der Handelsmarine verfügt, um durch die Selbstständigkeit der erstern den zugesagten Schutz desto sicherer durchführen zu können. Der Kurfürst kaufte deshalb seinem General-Marine-Director Raule neun Schiffe mit 250 Kanonen für 109,000 Thaler ab, und ernannte als oberste Behörde für diese jetzt selbstständige Kriegsflotte eine eigene Admiralität. Unter ihr standen nicht allein jene erkauften Schiffe, sondern auch das von den Spaniern eroberte und für den Brandenburgischen Dienst eingerichtete Kriegsschiff Carolus II. von 50 Kanonen, sowie auch 16 andere Schiffe, die Raule stets zum Dienst bereit halten mußte, und es konnten mithin erforderlichen Falls 26 Kriegsschiffe in See gehen. Das geschah im Jahre 1684, welcher Zeitpunkt als die höchste Blüthe der Brandenburgischen Marine betrachtet werden darf. Es grenzt ans Unglaubliche, daß die Entfaltung einer solchen Seemacht von einem Staate ausgehen konnte, der wenige Jahre vorher noch kein Boot besaß und der überdieß durch Krieg, Pest und seine frühere schwache und schwankende Regierung um alle Hülfsmittel und um alles Ansehen gekommen war. Ein solcher Aufschwung steht ohne gleichen in der Geschichte aller Völker da; solch ein Riesenfortschritt konnte nur durch den Riesengeist Friedrich Wilhelm's errungen, ja erzwungen werden; aber selbst diesem Geiste war es nicht möglich gewesen, den spießbürgerlichen Seelen seines Kaufmannsstandes Muth und Kraft einzuflößen, vergeblich versuchte er eine Brandenburgisch-Ostindische Handelsgesellschaft zu stiften; er fand keine Theilnehmer. Da wandte er sich nach dem Auslande; er gab seinem Gesandten in London Auf-

trag, Engliſche Kaufleute ins Land und nach Emden zu ziehen und mit ihnen zu verſuchen, was mit den Landeskindern nicht gegluckt war, aber nur Abenteurer und Schwindler meldeten ſich, ſolide und wohlhabende Kaufleute zeigten keine Neigung, ihr Vaterland zu verlaſſen, das damals ſchon begann, ſich des Welthandels zu bemächtigen und deſſen feſt begründeter Verkehr ihnen reicheren Gewinn verſprach als die ungewiſſe Zukunft des jungen ſchwankenden; ſo beſchränkte ſich die Theilnahme der Engländer größtentheils darauf, daß ſie Schleichhandel unter Brandenburgiſcher Flagge zu treiben verſuchten und ſie dadurch in Verruf brachten. Auf Raule ruht der Verdacht, daß er, von Eiferſucht getrieben, ſelbſt der Theilnahme von Ausländern im Geheimen entgegengewirkt habe. Bei dieſen mannigfachen vereitelten Plänen war es dem Kurfürſten ein Troſt, daß von der Afrikaniſchen Küſte her dringende Aufforderungen verſchiedener Negerſtämme an ihn gerichtet wurden, auch mit ihnen Verbindungen anzuknüpfen, denn es lag darin ein ihm wohlthuendes Zeugniß über die Art, in der die Brandenburgiſche Schutzherrſchaft von Groß-Friedrichsburg ausgeübt wurde, und er ſäumte nicht, der Aufforderung zu genügen; er baute außer der ſchon genannten Dorotheen-Schanze ein mit Geſchütz armirtes Blockhaus bei Iracama und übernahm die ihm angebotene Oberherrſchaft über den ganzen Küſtenſtrich. Seine Kolonien lagen ihm ſo ſehr am Herzen, daß er ſich vornahm, ſie perſönlich zu beſichtigen, und ſchon waren die Vorbereitungen zur Seereiſe getroffen, als politiſche Verwickelungen, welche mit der Gefährdung ſeiner cleviſchen Lande drohten, ihn daran verhinderten. Doch ſuchte er unausgeſetzt neue Verbindungen anzuknüpfen und neue Hülfsmittel aufzuſuchen. Er ſchloß deshalb mit Dänemark einen Vertrag, der den Brandenburgern Anſiedelungen auf der däniſchen Inſel St. Thomas, ja ſogar Beſatzungsrecht geſtattete, doch ſollte die Mannſchaft unter dem allgemeinen Befehl des Däniſchen Oberbefehlshabers ſtehen. Wenn auch hier die Einträglichkeit den gehegten Erwartungen nicht entſprach, ſo mindert ſich das Bedauern darüber durch die Betrachtung, daß faſt der ganze Verkehr daſelbſt ſich auf Sclavenhandel beſchränkte. Der Kurfürſt war bei den geringen Geldmitteln, die ihm zu Gebote ſtanden genöthigt, auf raſchen Erſatz der auf die Flotte gewandten Koſten zu denken, ebenſo natürlich war es, daß die Mitglieder der Handelsgeſellſchaften, die ja nur um des Gewinnes willen den Unternehmungen beigetreten waren, den höchſten und ſchnellſten zu ziehen ſuchten; dies eifrige Verlangen nach Gewinn erzeugte Unzufriedenheit, wenn es eine Zeit lang unbefriedigt blieb, es hinderte die Stätigkeit, die bei jedem Unternehmen Noth thut, das dauernde Frucht bringen ſoll, es trieb zu immer neuen gewagten Plänen und erzeugte Vernachläſſigung der bereits ins Werk geſetzten. Darunter litt auch die kaum geſchaffene Kriegsmarine.

Die Oſtfrieſen, damals wie noch heut, vortreffliche Rechner, ließen ſich weniger als die Brandenburger von den künſtlichen Beweiſen hohen Ertrages beirren, die Raule meiſterhaft zu führen verſtand, ſie wurden ihm dadurch unbequem und er bewog deshalb den Kurfürſten, der ihn wohl durchſchaute, den gewandten unternehmenden Geiſt aber erkannte und benutzte, daß derſelbe die Oſtfrieſiſchen Antheile der Handelsgeſellſchaft an ſich kaufte, wobei indeſſen den Oſtfrieſen das Recht verblieb, unter Brandenburgiſcher Flagge Schifffahrt zu treiben. Durch dieſen Ankauf wurde die Verwaltung der Marine und der Flotte wieder vereinigt und Raule, der durch die Trennung um den größten Theil ſeines früheren Einfluſſes gekommen war, erhielt ihn ungetheilt zurück. Er benutzte ihn zu immer größeren, gewagteren Unternehmungen und damit es an den Mitteln dazu nicht fehle, bewog er den Kurfürſten, die Koſten, welche bisher auf die Afrikaniſchen Niederlaſſungen verwendet worden waren, immer mehr und mehr zu beſchränken; die Beſatzung von Groß-Friedrichsburg wurde auf einen Befehlshaber, drei Feldwebel und ſieben Gemeine, die von Accada und Iracama auf zwei und vier Mann beſchränkt, dagegen wurde auf der Südküſte von Afrika zwiſchen dem Weißen und Grünen Vorgebirge eine neue Feſtung erbaut auf dem Gebiet des Mehreu-

königreichs Arguin, dessen Fürst Hedby ein Heer von 100,000 Mann zusammenzubringen vermochte und der der Handelsgesellschaft den aussichtlichen Betrieb des für sehr einträglich gehaltenen Ambra- und Gummihandels angeboten hatte. Zu gleicher Zeit wurde ein Versuch gemacht, auf der Küste von Guinea einige Forts von den Dänen anzukaufen und die Krabbeninsel bei Portorico in Besitz zu nehmen. Je größer und ausgedehnter aber die Unternehmungen zur See wurden, desto mehr erregten sie die Aufmerksamkeit und Eifersucht der anderen Seemächte; die Brandenburgischen Ansiedelungen wurden heimlich und offen angefeindet, ja die Holländische Handelsgesellschaft, die sich besonders beeinträchtigt glaubte, ging so weit, daß sie, schwerlich ohne heimliche Genehmigung ihrer Regierung, die beiden Befestigungen bei Accada und Tracama mit Waffengewalt nahm, die Waarenlager plünderte, die Besatzung gefangen mit sich fortführte, Groß-Friedrichsburg belagerte und sich des Brandenburgischen Kriegsschiffes „Berlin" bemächtigte. Da entbrannte der Zorn des Kurfürsten; er trat energisch auf; vergeblich rieth der Staatsrath, die Sache fallen zu lassen, ja, mit dem Aufgeben jener Niederlassungen ihr für immer ein Ende zu machen, da sie ein nutzloser, kostspieliger, gefahrvoller Zankapfel bleiben würde! Der Kurfürst sah in der Ehre der Brandenburgischen Flagge seine eigene Ehre beschimpft, er forderte entschieden Genugthuung und hätte sie blutig gefordert, wenn nicht sein Tod den Streit plötzlich beendet hätte; doch muß er bis zu seinem letzten Athemzuge ihn tief und ergreifend beschäftigt haben; denn als der Officier von der Leibgarde an sein Sterbebette trat, um die Parole entgegen zu nehmen, sprach der Fürst mit schon erbleichender Lippe: „Amsterdam". Sein Sohn und Nachfolger war dem Vater im hohen Grade unähnlich, wie denn überhaupt die Preußische Regentengeschichte von Georg Wilhelm an bis auf den heutigen Tag die merkwürdige für die Geschicke des Landes nicht ungünstige Erscheinung darbietet, daß jeder Regent in seinem Wesen und Wollen, in seinen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten als Gegensatz seines Vorgängers erscheint. Der große Kurfürst war groß in Allem, auch im Kleinsten. Johannes Müller sagt von ihm: „Von den geringsten Polizei-Angelegenheiten Berlin's bis zu den größten Interessen Europa's war nichts über der Sorgfalt Friedrich Wilhelm's. Dieselbe Hand, welche zu Berlin den ersten Blumenkohl pflanzte, zeichnete die Maximen, durch welche sich sein Haus nach und nach den ältesten Monarchieen gleichgestellt hat." — Sein Nachfolger war groß — im Kleinen. Von Figur klein und verwachsen, war die Eigenschaft in ihm vorherrschend, die fast immer eine Eigenthümlichkeit der Kleinen und Verwachsenen ist, eine ungemeine Eitelkeit, die er durch hohe Absätze, eine hohe Perrücke, einen langen Purpurmantel und eine Königskrone zu befriedigen suchte. Diese Eitelkeit und seines Ministers Danckelmann von tiefer Einsicht geleiteter Rath hinderten ihn, die Sache der Flotte und der Colonieen fallen zu lassen, so sehr auch eine Partei längst schon gegen die Marine und gegen Raule (denn beide hielt man für identisch) still oder stürmisch gewirkt hatte, je nachdem das eine oder das andere an der Zeit schien. Vor der Hand entging ihr der sicher verhoffte Sieg; Friedrich der Dritte hielt es seiner Würde und der Pietät, die er seinem Vater schuldig war, nicht gemäß, eine Beleidigung ruhig hinzunehmen, die man diesem kurz vor seinem Tode zugefügt hatte, er beschloß vielmehr, als Rächer derselben aufzutreten und ward dabei von den Umständen begünstigt. Wilhelm III. war eben in Begriff, nach England überzuschiffen, um den englischen Thron an sich zu nehmen; ihm lag daran, sich des Bündnisses mit Brandenburg zu versichern, denn dessen Kurfürst vermochte im entscheidenden Augenblick ein wohlgerüstetes Heer in die Wagschaale zu legen, das neigte sie schnell zu seinen Gunsten, Accada und Tracama wurden sogleich an Brandenburg zurückgegeben und weitere Entschädigung und Genugthuung nach dem Ausspruch eines Schiedsgerichts verheißen. War der Kampf um die Sache dadurch beendet, währte doch der gegen die Personen noch fort. Es war Raule's Feinden gelungen, so drin-

genden Verdacht gegen diesen zu erregen, daß nicht nur eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, sondern selbst ein Haftbefehl gegen ihn erlassen wurde. Das Endresultat der Untersuchung war völlige Freisprechung und die Wiedereinsetzung in seinen Posten als Dirigent der Handelsgesellschaft und als Mitglied der Admiralität. Dennoch mag es zweifelhaft sein, ob er ganz ohne Verschulden war, jedenfalls hat er den Staat übervortheilt, denn sein Vortheil hat ihm mehr gegolten als der des Staates. Die Versuchung dazu lag jedem Mitglied der Handelsgesellschaft nahe und es war ein Hauptfehler der ganzen Verwaltung, daß durch das Vermengen der Marine und des Handels diese Versuchung und die Befriedigung derselben so nahe gelegt wurde. Dem großen Kurfürsten war dies nicht entgangen, aber die ganze Marine war ein Erzeugniß des Augenblicks, der Noth, und als in ruhigeren Zeiten die Mängel erkannt wurden, fehlte es an Geld, um ihnen abzuhelfen; so wurde das in seinen Grundvesten morsche Gebäude nur von der Geistesmacht des großen Fürsten getragen und fiel mit dessen Tode nach und nach in sich selbst zusammen.

Friedrich hatte Wichtigeres zu thun, als Afrikanische Erwerbungen zu machen oder zu bewachen; es galt eine Königskrone. Mit ihr eroberte er, ohne es zu wissen, aber vielleicht nicht, ohne es zu ahnen, dem Lande eine Stellung und Bedeutung, einen Gewinn an Unabhängigkeit und Macht, wie ein Besitz von Flotten und Colonieen es nimmer vermocht hätte. Er zeigte für beide kein Interesse, dieser Mangel an Theilnahme konnte kein Geheimniß bleiben und so kam die Handelsgesellschaft, der es immer schon an Geld gefehlt hatte, bald auch so sehr um ihren Credit, daß sie nicht mehr im Stande war, auf eigene Rechnung Schiffe mit Waaren auszusenden; Niemand wollte ihr Vorschüsse machen, es mußte deshalb ein Holländischer Kaufmann ersucht werden, auf seinen Namen so viel Waaren zusammenzubringen, daß Schiffe mit denselben ausgesandt werden konnten. Zu diesem allmählichen Ruin der Gesellschaft trugen Mißhelligkeiten zwischen dem Berliner und Kopenhagener Hofe nicht wenig bei. Früher waren beide Höfe Hand in Hand gegangen, als aber der Kurfürst wegen einer Forderung an Hamburg Schiffe dieser Stadt hatte aufbringen lassen und unter denselben sich einige befanden, denen Dänemark gestattet hatte, unter Dänischer Flagge zu fahren, da benutzte es die Ohnmacht der Brandenburgischen Flagge, sich auf die Schiffe derselben kreuzen, nahm deren eine große Anzahl fort und setzte es durch, daß jene gekaperten Schiffe ihm wieder herausgegeben werden mußten. Der große Kurfürst war todt! — Die Holländer hatten seinem Sohne außer der Rückgabe der gewaltsam genommenen Schanzen Genugthuung und Entschädigung versprochen, aber sie hielten nicht, was sie versprochen, und Friedrich, als König, jetzt Friedrich I. genannt, mahnte sie nicht. Die Herausgabe jener Niederlassungen hatte wenig Werth, denn die Macht über dieselben ging mehr und mehr verloren, der einzige Mann, der Flotte und Colonieen als ein Vermächtniß des großen Verstorbenen angesehen und seinen Herrn vermocht hatte, sie nicht aufzugeben: Danckelmann, wurde durch eine Kabale gestürzt. Jetzt hatten die Gegner freie Hand und sie gebrauchten sie so thätig, daß Raule zum zweiten Mal zur Untersuchung und Haft gebracht, diesmal aber nicht freigesprochen, sondern sein Vermögen confiscirt wurde. Es war nicht beträchtlich; es bestand aus dem Gute Friedrichsfelde bei Berlin (jetzt einem Herrn von Treskow gehörig, damals aber Rosenfelde genannt) und seinem Hause, das er sich in der Ackerstraße in Berlin gebaut (heut noch Raules Hof genannt). Ob er wirklich strafbar, darüber waren selbst damals die Stimmen getheilt, um so weniger ist es gestattet, heute darüber zu urtheilen, wahrscheinlich war seine Schuld nicht größer als die seiner Ankläger und aller übrigen Theilnehmer am Geschäft, und seine Strafbarkeit bestand in den Augen seiner Gegner in einem Verbrechen, dessen sie sich gern theilhaftig gemacht hätten: in der höhern Gunst und der höheren Stellung, deren er sich erfreute. Raule starb während der Untersuchung in seinem siebenzigsten Jahre, er starb, ehe die

Klagge, der auch er zu Ehren geholfen, vom Meere verschwunden war. Sein großer Ahn, Friedrich Wilhelm, hatte ihn wohl nicht für schuldig gehalten, denn es lag nicht in dem Charakter des Fürsten, Ungesetzlichkeiten zu üben und zu dulden. Als ihm die Lauterkeit der Gerichtspflege beim Kammergericht bedenklich wurde, ließ er im Sprechzimmer desselben ein Gemälde aufhängen, welches er eigens dafür bestellt hatte, und welches den Cambyses darstellte, wie er einem ungerechten Richter die Haut abziehen läßt; erst, nachdem er sich von dem Ungrund seiner Bedenken überzeugt hatte, ließ er das Bild wieder fortnehmen, befahl aber dem Gericht, daß selbst in dem Falle, da eine Partei sich ein für sie günstiges Rescript von ihm zu erschleichen gewußt hätte, das Kammergericht sich daran nicht kehren, sondern ohne alle Rücksicht darauf, nach den Gesetzen Recht sprechen sollte.

Mit Danckelmann's Sturz und Raule's Tode waren der Handelsgesellschaft die letzten Nerven durchschnitten, noch existirte sie, aber sie lebte kaum mehr. Ihre Existenz wurde durch die Anschauung Friedrichs des Ersten gefristet, daß ihm der Erwerb Ost-Frieslands, worauf sein Haus nach dem Aussterben der Ostfriesischen Fürsten Anwartschaft hatte, erschwert werden könne, wenn die Verbindung mit Emden und der den Ostfriesischen Ständen verheißene Schutz aufhörte; er gab deshalb den dringenden Bitten der Kaufleute Gehör und befahl, die halbverfallenen Festen an der Küste von Guinea und die halbverkommene Besatzung derselben vor dem Untergange zu retten. Schon seit längerer Zeit hatten die Festen keine Thore, die Soldaten keine Nahrung mehr, ohne alle Besoldung hatten die letzteren sich nur dadurch nothdürftig erhalten, daß sie einen kleinen Handel mit den Eingeborenen trieben. Aber jener Befehl war leichter gegeben, als auszuführen; von der ganzen Kriegsflotte war kein einziges Schiff mehr seefähig, ja auch nur reparaturfähig, so daß zwei Schiffe gemiethet werden mußten, um die für die Afrikanische Küste bestimmten Mannschaften und Hülfsmittel zu überbringen. Aber die Hülfsmittel halfen nicht mehr; Stürme und Caper, unredliche Beamte und unglückliche Spekulationen schienen sich die Hand zu bieten, um den auf raschen Gewinn berechneten Unternehmungen ein rasches Ende zu machen. Als ihr Untergang unzweifelhaft war, suchte jeder Einzelne an sich zu reißen, was irgend noch Werth hatte. Das durfte nicht geduldet werden, sollten nicht die Gläubiger der Gesellschaft um alle Aussicht auf Befriedigung kommen, sollte nicht das Ansehen des Königs, der ja Mitglied war, darunter leiden; er erließ daher, um die ebenso verwickelte als heillose Angelegenheit endlich zu einem Abschluß zu bringen, den öffentlichen Aufruf, es möge Jeder seine Forderungen bis zu einem bestimmten Termin geltend machen, von den Ausbleibenden würde angenommen werden, sie begäben sich aller Ansprüche. Da zeigte sich wie vollständig alles Zutrauen zu den Hülfsmitteln der Gesellschaft verloren gegangen war, auch nicht ein Einziger meldete sich; Alle hielten eine Befriedigung für unmöglich und machten deshalb nicht einmal den Versuch, sie zu erlangen. So wurden denn alle Forderungen für erloschen erklärt und, ohne Widerspruch von irgend einer Seite, erklärte der König sich als Eigenthümer aller Besitzungen und Forderungen der Gesellschaft. An Forderungen fehlte es freilich nicht, aber wohl an Besitzungen, deren hatten die Engländer und Holländer gemeinschaftlich sich bemächtigt; doch fanden auch diese sie so wenig einträglich, daß sie ohne Schwierigkeit zu bewegen waren, sie wieder herauszugeben. Der König beabsichtigte nun einen neuen Versuch, den Leichnam ins Leben zu rufen, indem er sich in Unterhandlungen mit einem Abenteurer, einem englischen Juden einließ, der eine Bank errichten, dadurch Geld auftreiben und mit Hülfe desselben auf der Ostküste von Afrika eine neue Niederlassung gründen wollte; ehe aber die Verhandlungen noch zum Abschluß gekommen waren, wurden sie durch den Tod Friedrich's abgebrochen und dadurch neuer Verlust und neue Schmach verhütet. Der Nachfolger, Friedrich Wilhelm der Erste, hatte schon als Kronprinz Widerwillen gezeigt gegen die Colonieen und die Flotte die darauf verwandten

Summen erschienen dem sorglichen Haushalter als weggeworfen, und selbst die Ohre schien ihm darunter zu leiden, daß Schleichhändler und Schwindler unter Brandenburgischer Flagge Geschäfte trieben. Er hatte die Ehrenhaftigkeit eines verheiratheten Unteroffiziers, der seinen Hausstand und seine Rotte in strengster Zucht und Ordnung hält; ihm war die Unordnung, ja Liederlichkeit, die in den Verhältnissen der Handelsgesellschaft und in der Verwaltung der Flotte einheimisch war, ein Greuel, diesem Greuel mußte um jeden Preis ein Ende gemacht werden; als guter Wirth aber war er dennoch bemüht, einen möglichst guten zu erhalten und bot deshalb die Brandenburgisch-Afrikanischen Besitzungen mit allen ihren Rechten und Forderungen der Englisch-Afrikanischen Handelsgesellschaft für 40,000 Pfund Sterling zum Kauf an; aber diese so wenig, als die Holländisch-Ostindische zeigten Neigung, sich darauf einzulassen, selbst dann nicht, als der König die Forderung bedeutend ermäßigte. Zum Verschenken war immer noch Zeit, so blieb der König einstweilen im Besitz, verweigerte aber entschieden, auch nur einen Groschen für die Erhaltung oder Verbesserung des Besitzes herzugeben und blieb bei dieser Weigerung, als einige Schlaue es versuchten, sein militairisches Interesse dabei ins Spiel zu bringen. Es war bekannt, daß er bei aller Wirthlichkeit doch für militairische Zwecke, namentlich für stattliche Soldaten große Summen bereitwillig hergab, es wurde ihm daher vorgestellt, daß ein für die Fahrt nach Guinea ausgerüstetes Schiff ihm von dort 150 schöne Mohren mitbringen könnte, die als Trommler und Pfeifer verwendet, ein Schmuck für die Regimenter sein würden, wie sie keine Armee in Europa aufweise; baares Geld brauche er dazu auch nicht einen Groschen herzugeben, indem die in Emden befindlichen Grundstücke der Gesellschaft für diesen Zweck verkauft werden könnten und vollständig dazu ausreichen würden. Das wirkte, er schrieb eigenhändig auf die Vorstellung: „Damit bin ich zufrieden, aber 160 Mohren.“ Der Befehl zur Ausrüstung wurde nun gegeben, aber ehe dieselbe noch begonnen hatte, wurde die Zahl der geforderten Mohren vom König auf 170 gesteigert, und wahrscheinlich wäre die Forderung im Steigen geblieben, wenn nicht der ganzen Expedition Hindernisse entgegengetreten wären; es zeigte sich nämlich, daß die Grundstücke der Gesellschaft so mit Hypotheken überbürdet waren, daß ein Verkauf derselben wenig Ueberschuß gewährt haben würde, und wie groß auch das Verlangen des Königs nach schwarzen Trommlern und Pfeifern war, scheiterten doch alle Versuche, ihn zur Hergabe selbst einer geringen Summe für die Expedition zu bewegen. Die Scheu vor ähnlichen großen Ausgaben, wie die, welche seinem Vater und Großvater jene Angelegenheit bereits verursacht hatte, die Scheu vor der Unordnung, welche in der ganzen Verwaltung herrschte, war nicht der einzige Grund, der ihn mit Widerwillen dagegen erfüllte, er war überzeugt, daß alle, die sich mit derselben befaßten, Betrüger und Schwindler wären, er fürchtete, von ihnen überlistet und gemißbraucht zu werden und weigerte sich deshalb ganz entschieden, unter irgend ein Document, welches sich auf den Seehandel bezog, seinen Namen zu setzen. Dadurch verlor die Flagge allen Schutz und alles Ansehen, so daß sich zuletzt kein Schiffsführer ihrer noch bedienen mochte und sie deshalb bald auf keinem Meere mehr anzutreffen war. Fast ebenso sehr, als durch Abenteurer und Schwindler, gegen die er einen edlen Grimm empfand, wurde ihm die ganze Angelegenheit durch Zwistigkeiten verleidet, in welche er mit der Stadt Emden gerieth. Ein Kaufmann von dort hatte in St. Thomas Unredlichkeiten gegen Königliches Eigenthum begangen, weshalb sein in Emden befindliches Vermögen mit Beschlag belegt wurde; gegen diese Beschlagnahme protestirten die Behörden der Stadt, unter denen er viele Verwandte und Anhänger hatte, und es währte 6 Jahre, ehe endlich der König, der gern Alles rasch zu Ende führte, durch einen kargen Vergleich einen Theil seiner Ansprüche befriedigt sah. Emden war ihm dadurch zuwider geworden, er mochte nichts mehr damit zu schaffen haben und ließ deshalb in öffentlicher Auction Alles, was er noch von dem Vermögen der früheren Handelsgesellschaft

[illegible] rufenden, den Titel (1683) König [illegible] für die Preußische Erhebung, deren Resultat die Stadt in der letzten Zeit vorbereitet hatte und deren Bestätigung bald darauf auf Kaiserlichen Befehl erfolgte. Der König war zufrieden, daß damit die unangenehme Verbindung mit Ostfriesland ein Ende nahm; während der Große Kurfürst einen hohen Werth darauf gelegt und die stolze Friedrich I. mit Genugthuung gesehen hatte; Jener, weil einer der Besitz eines Nordseehafens der von ihm erhoffte Welthandel, unerläßlich war, Dieser, weil er für den einstigen Erwerb Ostfriesland's günstige Erfolge davon erwartete. Friedrich Wilhelm I. gingste entweder nicht an die Bedeutung dieser Verbindung, oder beachtete sie nicht; für den vom Großvater beabsichtigten Welthandel hatte er gerade Sinn; staatsmännische Interessen lagen ihm überhaupt fern. Er hatte von je her eine Abneigung gegen das Meer, fest in seinen Grundsätzen, war ihm alles Schwankende zuwider, also auch das Wogen der Meereswellen. Es hatte ihn einst krank gemacht; obgleich er mit der ihm eigenen Willenskraft der Krankheit hatte widerstehen wollen, war sie doch seiner Herr geworden, deshalb scheute er das Meer. Dann als Bürger und Gatter, war es doch dem Freund von Magnificenz und zog das Handwerk dem Handel vor. Er hatte ein einziges Mal versucht, ein kaufmännisches Geschäft zu machen, aber nicht mit Glück. In seinen Mußestunden malte er gerne in Oel, mag wenn es auch eine unbegründete Nachrede sein mag, daß er auf den Gesichtern der von ihm gemalten Grenadiere mit dem Pinsel nachhalf, um Original und Bild übereinstimmend zu machen, wenn das Colorit ihm mißlungen war, so beweisen doch die noch vorhandenen Bilder von ihm, daß Nachsicht seinen auch sind; er aber hatte seine Freude daran und sich, als einst ihm befreundet gut gesinnten Leuten, einem Kunsthändler kommen, dessen Laden er öfters besuchte, gezeigt ihm das eben vollendete Gemälde und fragte, was es wohl werth sei; dieser rühmte die Arbeit sehr und versicherte, das Gemälde sei unter Brüdern 200 Thaler werth; der König lächelte wohlgefällig, sagte: Dafür soll Er's haben! und schickte ihm das Bild nebst der Rechnung zu. Der Kunsthändler bezahlte ohne Widerrede, ließ das Bild prächtig einrahmen, befestigte einen großen Bogen Papier an dem Rahmen, schrieb darauf die Worte: Von Sr. Majestät dem König eigenhändig gemalt! und stellte das Bild vor seinem Laden auf. Das zog einen Haufen von Zuschauern herbei, der sich von Minute zu Minute vergrößerte. Als das dem König gemeldet wurde, geriet er in Zorn und ließ dem Kunsthändler befehlen, das Papier sogleich fort und das Bild hinein zu nehmen; der Kunsthändler stellte aber allerunterthänigst vor, er sei nicht im Besitz einer Privatgallerie, kaufe nur, um zu verkaufen, müsse für diesen Zweck seine Bilder ausstellen und sei verpflichtet, die Namen der Meister zu nennen, deren Werke er anbiete. Der König, der mit Wissen und Willen nie eine Ungerechtigkeit beging, schickte dem Kunsthändler die 200 Thaler zu und verlangte das Bild zurück, der aber erwiderte, er sei Kaufmann und müsse vom Profit leben, er könne das Bild unmöglich für den Preis lassen, für den er es eingekauft; er habe gesagt, das Bild sei unter Brüdern 200 Thaler werth, im Kunsthandel habe es einen bei weitem höheren Werth, unter 300 Thaler könne er es nicht fortgeben. Der König sagte kein Wort, schickte die Summe und ließ das Bild abholen, aber den Laden besuchte er nicht wieder, vermied auch die Gegend, in der er lag. Auch gegen Ostfriesland behielt er bis an sein Ende eine gewisse Abneigung, dies Gefühl war kein gegenseitiges, die Verbindung mit Preußen hatte eine Hinneigung der Ostfriesen zum Preußischen Regiment erzeugt, die nicht aufhörte, als der Verband gelöst war, und die ein viertel Jahrhundert später ihre Frucht trug.

Dem Könige blieb nun als unangenehme Mahnung an die verhaßten überseeischen Unternehmungen nur noch der Besitz der Afrikanischen Küstenfestung, für die er bisher keinen Käufer gefunden; als daher die Holländisch-Westindische Handelsgesellschaft statt der von ihm ursprünglich geforderten 200,000 Thaler, vierhunderttausend Ducaten, und, die Neigung des

König Ling bewährt; galt jeder Mann, dem dicht am gelben Haarschopf ge-schnitt sein sollen, als Kundschafter her, ging er ganz bequem ein. Der Sund wurde abgeschlossen, doch blieb es der Gesellschaft überlassen, in Acht oder mit Gewalt die Besitznahme zu bewerkstelligen. In dieser letzteren Belagerung hatte sie sich in ihren Kreisen trotz aller seiner Gebäude erhalten; es ist aus diesen Resultaten ersichtlich, wie richtig für die Besitzergreifung der König, mit der Angelegenheit sich noch irgend weiter zu befassen, beantwortete, auch mochte sie wohl gezweifelt haben, daß eine Besitzung, die lange Jahre aber Geld, ohne Unterstützung, so aber alle Verbindung mit dem Vaterlande gewesen war, mit Freuden die Gelegenheit wahrnehmen würde, sich so bedeutender, schuldloser Lasten zu entledigen, die Besitzergreifung daher sehr leicht sein müßte, aber sie kam Widerspruch von einer Seite her, von der weder sie noch irgend Jemand ihn erwartet hatte.

Während in Berlin die Unterhandlungen wegen des Verkaufs noch schwebten, hatte der Befehlshaber von Groß-Friedrichsburg, dem nichts von diesen Unterhandlungen bekannt war, den Entschluß gefaßt, selbst nach Berlin zu reisen, um seinem persönlichen Muth die Ehre zu machen. Auf seine dringenden, schriftlichen Gesuche um Verstärkung der immer mehr verfallenden Werke, um Ersatz der verstorbenen Mannschaft, um Sendung der schlechten Munition und endlich um Gewährung der nothdürftigsten Unterhaltungs-Mittel, war er ohne allen und jeden Bescheid geblieben; er glaubte, daß seine Berichte nicht an den König gelangt wären und hielt ein persönliches Vorbringen seiner Klagen für das einzige Mittel, das seine Person und seine Festung noch retten könne; bevor er aber seine Stelle antrat, übergab er dem verbündeten Negerhäuptling, dem König, wie er sich nannte, Jans Cany, die Flagge Groß-Friedrichsburg, überreichte ihm feierlich eine Brandenburgische Flagge und ließ sich von ihm versprechen, sie treu zu hüten, bis er aus Europa zurückgekehrt sei. Cany erklärte nun, als die Beauftragten der Gesellschaft von ihm die Uebergabe der Festung verlangten, er habe gelobt, sie Niemandem zu übergeben, als dem Befehlshaber, auf dessen Händen er die Flagge erhalten, das Wort werde er lösen. Die Vorstellungen nützten nichts, bat die Gesellschaft um den Beistand der Holländischen Regierung, welche einen Hauptmann mit 30 Mann zur Besitzergreifung der Festung abschickte. Cany lief so dicht an das Ufer zu-rück und empfing sie dort mit einer so wohl gezielten Salve, daß der ganze Trupp auf dem Platze blieb und nur der Hauptmann, schwerverwundet, entkam. Eine größere Streitmacht war aber nicht zur Hand, der Käufer mußte sich daher begnügen, über den Vorfall nach Berlin zu berichten und sich eine förmliche Abtretungs-Urkunde zu erbitten, die König Friedrich Wilhelm, treu seinem gegebenen Wort, unbedenklich ausstellte und damit die Sache für abgemacht hielt. Aber ein Unternehmen, das des großen Kurfürsten Heldensinn begonnen, durfte nicht enden wie ein Trödelgeschäft; sollte es nicht Bestand haben, so sollte es doch würdig untergehen. Cany brachtete die todten Papiere nicht, er hatte dem Befehlshaber sein Wort gegeben, in dessen Hand die anvertraute Flagge zu legen, das Wort mußte gelöst werden. Der Befehlshaber, der in Europa keine Ahnung von dem hatte, was auf Groß-Friedrichsburg vorging, kam nicht wieder, darum vertheidigte Cany die Festung fort und fort gegen alle Angriffe, die von den Holländern mit stets gesteigerter Macht unternommen wurden, denn sie hielten es jetzt für Ehrensache, den Widerstand der Wilden zu bändigen, aber der wilde König kämpfte furchtlos und unbeugt den wilden Kampf weiter; wohl wild, denn er pflasterte den Vorhof der Festung mit den Schädeln der erschlagenen Holländer, als drohe er Tod und Verderben jedem Angreifer. Er kämpfte wild, aber treu und ehrenhaft, eines besseren Erfolges werth. Sieben Jahre lang setzte er, ohne irgend eine Unterstützung oder Anerkennung den blutigen Kampf fort für sein gegebenes Wort, ein Beispiel ohne Gleichen! Und als endlich die Negerstämme, müde des Blutvergießens, den Krieg nicht mehr fortsetzen mochten, da verschwand Cany plötzlich mit der Flagge in den unbarm-

[illegible] seinem Heimath; Niemand hat wieder von ihm gehört; es war, als [illegible] vor den Menschen sich scheu zu bergen, da es ihm nicht gelungen, sein Werk [illegible]

[illegible] war hoch würdig eines Denkmals, so war er es. Er hat keins erhalten, aber die Erinnerung der Nachwelt soll er besitzen, den Treuen zum Beispiel, den Treulosen zur Warnung, und wie ehrenvoll für Ihn die Vertheidigung der Brandenburgischen Flagge auch sein mag, so ist es zugleich ehrenvoll für Brandenburg selbst, ja für ganz Deutschland. Diese schlichte Treue hatte Ganz gelernt im Umgange mit Brandenburgern, mit Deutschen; selbst die List, Verschlagenheit, welche die Neger im langwierigen Kriege bewiesen, war ihnen nicht abgewonnen oder fremder schon eigenthümlich gewesen. Schwören wir uns, wie sie zu Gröben's Zeit beim ersten Kanonenschuß davon liefen, so wird man versucht, zu glauben, daß es ein sehr feiges ganz verschiedener Menschenschlag war, der die Brandenburgische Flagge so unerschrocken vertheidigte. Diese Treue, diese Ausdauer im Kampfe hatten sie von den Brandenburgern gelernt; sie hatten aber auch von ihnen eine Behandlung erfahren, deren sie bisher ungewohnt gewesen, die Anfangs ihre Verwunderung, dann ihre Bewunderung und zuletzt ihre begeisterte Anhänglichkeit und Dankbarkeit erzeugte.

Die Grausen, mit denen sie bisher in Verbindung gewesen, waren gewohnt, die Schwarzen als rechtlose Mittel zum Zweck, als Sachen anzusehen, die nur soweit eine Bedeutung hatten, als sie noch Geld abschlagen waren; die Deutschen, an Sklaventhum nicht gewohnt, achteten auch in den Schwarzen den Menschen und gingen daher menschlich mit ihnen um. Gröben erzählt mehrere Züge von der Art und Weise, wie die Holländer mit ihnen verfahren: ein Neger, der sich ihm als Wasserlieferant anbot, überreichte ihm zum Beweise, daß man ihn traurig dürfe, ein Zeugniß, welches ein holländischer Capitain ihm über seine Dienstleistungen ausgestellt; in demselben hatte der Capitain ihn als einen argen Spitzbuben bezeichnet. War er das wirklich, so war der Aussteller wahrlich nicht besser, der die Arglosigkeit und das Zutrauen des Schwarzen so mißbrauchen konnte. Ein anderes Mal hatte ein Neger sich an einen Holländer gewandt, daß er ihn auf ein Brandenburgisches Schiff begleite und ihm beim Verkauf seiner Goldkörner als Vermittler und Dolmetscher behilflich sei; nachdem man das Geschäft beendet, fragte der Vermittler, was man ihm böte, wenn er nun auch den Schwarzen verkaufe, für fünf Stangen Eisen könne man ihn schaffen. — Dergleichen fanden die ehrlichen Deutschen empörend, deshalb empörten sich auch die Neger nicht gegen sie, sondern hielten treu zu ihnen, und auch jetzt noch, nach Verlauf zweihundert Jahren ist, wie Reisende versichern, der Einfluß deutscher Gesinnung und Gesittung unter den Negerstämmen unverkennbar, in deren Mitte einst die Brandenburgische Flagge geweht hat; sie sind weniger roh im Umgange, ehrlicher im Handel, sie tragen und betragen sich besser als die andern Stämme. So hat das Große, was der Große Kurfürst gethan und gewollt, wenn nicht Großes, so doch Gutes gewirkt. Nach Afrika mochte man gehen, um noch Spuren davon zu finden, denn noch war der Begründer der Colonien und der Kriegsflotte kein halbes Jahrhundert todt, da wurde von diesen, die einst die Aufmerksamkeit von ganz Europa und die Unruhe seiner Seemächte erregt hatte, nur noch wie von einer dunklen Sage gesprochen. Den großen Königlichen Urenkel des Kurfürsten beschäftigten andere Sorgen, der Erwerb und die Befestigung Schlesiens, das Emporheben des durch die Kriege tief gesunkenen Ackerbaues, des noch tiefer darnieder liegenden Gewerbfleißes und der bisher kaum nennenswerthen Population nahm seine ganze Sorge in Anspruch; von dem Gedanken an eine Kriegsflotte, von einer Erinnerung an einen einstigen Besitz der Colonien findet sich keine Spur, weder in seinen Regierungsacten, noch in seinen Schriften; einmal nur, als die Noth gebot, gegen die von allen Seiten übermächtig anbrängenden Feinde mit allen erdenklichen Mitteln sich zu wehren, haben wir etwas flottenartiges.

Im Jahre 1760 wurden aus Handelsfahrzeugen und Schiffsmaterial [illegible] improvisirt, veraltete schwerfällige Festungsgeschütze wurden zu Schiffskanonen verwandelt, um damit die pommersche Küste, namentlich aber Stettin, gegen die Flotte der Schweden zu schützen. Die größeren dieser Schiffe erhielten die stolzen Namen: „König von Preußen, Prinz von Preußen, Prinz Heinrich und Prinz Wilhelm", die Kleineren wurden, mit Beziehung auf jene, genannt: „Jupiter, Mars, Neptun, Merkur." Mit dieser gebrechlichen Flottille, der noch vier sogenannte Espings (kleine Fahrzeuge ohne Spiegel) beigesellt waren, gingen die wackeren Preußen der schwedischen Flotte am 26. September im Haff, bei der Ancluser Fähre, entgegen, kanonirten mit dem Feinde und zwangen ihn wirklich, sich zurückzuziehen; als jedoch in den nächsten Tagen die schwedischen Schiffe mit Verstärkung zurückkehrten, wurden die preußischen zum Rückzuge genöthigt; dennoch gelang es ihnen, da ein günstiger Wind ihnen zu Statten kam, sich bis zum 9. October zu halten; als der Wind aber sich zu ihrem Nachtheil wandte, wurden, nach siebenstündiger, hartnäckiger Gegenwehr, sämmtliche Schiffe von den Schweden genommen. Daß die Preußen muthig gekämpft, geht daraus hervor, daß die Schweden drei Schiffe und einhundert und zwanzig Todte verloren. Selbst den gefangenen Preußen war mit der Freiheit der Muth nicht genommen; sie waren sämmtlich auf das schwedische Gallioteschiff „die Schildpadde" gebracht worden, um unter starker Bedeckung nach Carlscrona transportirt zu werden, unterwegs aber überwältigten sie in nächtlichen Ueberfall Bemannung und Besatzung des Schiffes, zwangen sie, in den Colberger Hafen einzulaufen und übergaben dort ihre Wächter als Gefangene. Der Untergang jener improvisirten Flotte schreckte so wenig von dem Versuch ab, einen zweiten zu wagen, daß im Jahre 1761 eine ähnliche Flottille zu Stande gebracht wurde, die mit größerem Glück kämpfte und den Schweden eine Fregatte abnahm. Solche Kämpfe zu Wasser gingen in den gewaltigen Landkämpfen, auf die Aller Augen gerichtet waren, unbeachtet vorüber, so daß sie in den meisten Schilderungen des siebenjährigen Krieges nicht einmal erwähnt werden, und wenn sie auch in ihrer völligen Vereinzelung nicht eigentlich zur Geschichte der preußischen Flotte gehören, die damals noch ihren anderthalbhundertjährigen Schlaf schlief, so sollen sie doch nicht vergessen sein; sie bekunden, daß Seemannsblut in unsern Adern fließt und daß wir Alles haben, was zu einer Flotte gehört, außer der Flotte selbst. Dem großen König lag der Gedanke an eine solche so fern, daß er nur ein einziges Mal während seiner ganzen Regierung auf den Gedanken kam, eine bauen zu lassen, aber nicht für sich, sondern für Jeden, der sie bezahlen konnte und wollte. Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, die Einnahmequellen der Provinzen zu heben; er ging von dem Grundsatz aus, der ein halbes Jahrhundert lang in Geltung geblieben ist, die Hauptaufgabe des Staatsmannes sei, soviel Geld als möglich in's Land zu ziehen und so wenig als möglich herauszulassen; er ging daher gern auf den Vorschlag des Geheimen Finanz-Rathes Delaire ein: kein Schiffsbauholz mehr zu verkaufen, sondern lieber selbst Schiffe zu bauen, sie vollständig auszurüsten und sie sodann zum Verkauf nach fremden Häfen zu senden, damit auf diese Weise das Arbeitslohn der Schiffbauer und Handwerker dem Inlande zu Gute komme. Diese Schiffe bedurften einer seemännischen Leitung; es wurde deshalb ein Admiral und die nöthige Zahl von Schiffs-Capitainen ernannt. Ein Verwandter des Delaire wurde Admiral, der bekannte Nettelbeck wurde zum Schiffs-Capitain ernannt und führte die Führung der neu erbauten Fregatte „Herzog von Bevern", doch nur auf kurze Zeit; der Admiral war ein junger unerfahrener Windbeutel, Nettelbeck wollte sich ihm nicht fügen, forderte und verwundete ihn, und wurde in Folge dieses Duells, nachdem er seinen Durst kaum abgetreten, schon wieder entlassen. Auch der Flottenbau entsprach so wenig den davon gehegten Erwartungen, daß er bald wieder aufgegeben wurde. Einer nur, der eben genannte wackere Nettelbeck, vermochte den Gedanken nicht aufzugeben, daß Preußen berufen sei, Colonieen zu errichten oder

[illegible] wandte sich mit einer Vorstellung an Friedrich den Großen, [illegible] [illegible] [illegible]

weiser; aber Friedrich der Große hat sich nicht getäuscht. [illegible] die Aufschauungen erklären zu wollen, die ihn bestimmten, nur das Land und nicht das Meer bei seinen sogenannten Beschäftigungen zu berücksichtigen, d'Argenson hat, seinem Nachfolger Macht und Mittel zu hinterlassen, auch nach dieser Seite hin zu wirken. Und es hatte damals im vierten Jahre der Regierung des Nachfolgers des Entdeckers, als beabsichtige er wirklich, zum Bau einer Flotte zu schreiten. 1780 wurde der Général von Gaudett (vergl. den 1813 von Hülsensorps kommandirte, welches später York Armeekorps) vom König beauftragt, die Ostseeküste behufs ihrer Vertheidigung zu untersuchen und Anträge in Betreff derselben zu machen. In Folge dieser Anträge wurde schon im nächsten Jahre ein Kutter von 20 Kanonen erbaut, der den Namen „Friedrich Wilhelm Nr." erhielt; zu gleicher Zeit wurden 16 Bombengalioten projectirt. War es wirklich der Plan des Königs, damit den Grund zum Bau einer Kriegsflotte zu legen, so hat er denselben wieder fallen lassen, denn es findet sich keine Spur, daß der begonnene Bau fortgesetzt oder das angefangene Werk auch nur erhalten worden sei. Unter seinem Sohn und Nachfolger deutet in längerer Zeit nichts darauf hin, daß ein Flottenbau beabsichtigt worden wäre; doch trieb der dringende Wunsch, im Jahre 1807 das belagerte Danzig zu erhalten, zur Ausrüstung von 5 Fahrzeugen mit 30 Kanonen und 150 Mann Besatzung, die ein Englischer Marineoffizier-Admiral Mitchell kommandirte, die aber keine Gelegenheit fanden, ihre Thätigkeit zu entwickeln, wie denn überhaupt bei der Vertheidigung dieser Festung, einer der wenigen, die den Franzosen lange widerstand, ein eigener Unstern waltete; selbst die Hoffnungen, die das glückliche Einlaufen eines englischen Kriegsschiffes in den Danziger Hafen der hart bedrängten Stadt brachte, sollten vor ihrem Augen zu Grunde gehen. Das Schiff führte 26 Vierundzwanzigpfünder, eine große Summe Geld, Russische, Preußische und Englische Besatzung, einen großen Vorrath von Munition und Lebensbedürfnissen und wichtige Depeschen. Danzigs Kanonen donnerten ihm einen Freudengruß entgegen, während das englische Schiff die feindlichen Schanzen aus nächster Nähe mit wohlgezielten Schüssen zertrümmerte. Da, im Augenblick der höchsten Freude, wandelte sie schnell sich in Schrecken und furchtbares Entsetzen, das Schiff stieß mit seinem Vordertheil auf den Grund und stand hülflos, rettungslos da. In demselben Augenblick eilte der Preußische Hauptmann Braun auf den Englischen Schiffs-Capitain zu und beschwor ihn, das Schiff in die Luft zu sprengen; aber vergeblich, der Schiffs-Capitain war nicht dazu zu bewegen. Da stürzte der Hauptmann nach der Pulverkammer, um seinen Entschluß mit eigener Hand auszuführen; aber bevor er dazu gelangen konnte, wurde er mit Gewalt davon abgehalten und das Schiff dem Feinde übergeben. Jetzt war Danzig verloren, die Capitulation erfolgte, ob auch ehrenvoll, doch nicht minder schmerzlich.

Der unglückliche Friede von Tilsit nahm dem Preußischen Staat mit der Hälfte der Monarchie zugleich die Möglichkeit, sich einer anderen Sorge hinzugeben, als der für das Aufbringen der kaum erschwingbaren Contribution; ja, er zwang die Regierung im Jahre 1819 eine Anzahl Fahrzeuge im Kurischen Haff zu bewaffnen, um sie für Frankreich gegen Rußland zu verwenden, doch schon im nächsten Jahre konnte Preußen in Verbindung mit Schweden Fahrzeuge zum Kampf gegen Frankreich ausrüsten, die bei der Belagerung von Stettin auf dem Damm'schen See gute Dienste leisteten. Auch diese Rüstungen waren nur ein Erzeugniß des Momente, sie gingen mit dem Bedürfniß, das sie hervorgerufen hatte, spurlos vorüber; seit dem unrühmlichen Verlauf der Colonien schien es, als scheue man sich, den Gedanken an eine Flotte aufkommen zu lassen, die nicht erhalten zu werden da war, wo man gebaut und aufgegeben hatte; erst im Jahre 1823 wurde, angeregt durch den damaligen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm den Vierten, eine Commission berufen, die unter dem Oberpräsidenten Sack in Stettin einen Entwurf ausarbeitete, wie die Pommersche Küste durch eine Seewehr zu decken sei. Die Früchte dieses Entwurfs

[illegible] im Jahre 1845 später hinzu durch den Bau [illegible] und die [illegible] von Marine-Depôts zu Danzig und zu Stralsund, gleich wurde der Bau einer [illegible] „Amazone" projectirt und dieselbe zum Uebungsschiff für Navigationsschüler [illegible]; sie lief im Jahre 1849 vom Stapel, machte mehrere Reisen, von denen sie eine bis Brasilien ausgedehnt wurde, und bewährte sich als ein tüchtiges Schiff. Der Kopf bei Königs. Prinz Adalbert, von Jugend auf voll lebendigen Theilnahme für Alles, was Seewesen heißt, und schon längst mit tiefen fachmännischen Studien beschäftigt, wurde an die Spitze der jungen Schöpfung, diese eben unter das Kriegsministerium gestellt; denn an eine eigene selbstständige Marinebehörde dachte man bei so kleinem Anfange wohl noch nicht. Es war nicht die Noth des Krieges, nicht von außen her zwingende Drangsal, wie zur Zeit des großen Kurfürsten, welche diesmal die ersten Kriegsfahrzeuge ins Leben rief, bei Gemüthlein war es, daß dem preußischen Adler die Flügel gebunden waren, so lange sein Flügelschlag ihn nicht über Land und Meer zu tragen vermochte. Hier und da waren solche Mahnungen wohl schon erklungen, aber wieder verklungen; so erschien eine Broschüre, in der Deutschland aufgefordert wurde, Handel nach allen Erdtheilen einzuleiten, nur durch Colonien und Kriegsflotten, ohne es selbstständig, wohlhabend und mächtig werden und seinem schwankenden, planlosen, erbärmlichen Treiben ein Ende machen. Im Schluß der Schrift hieß es: „Da diese Schrift nur den Zweck hat, die maritime Erhebung Deutschlands zu fördern, so wird eine Fortsetzung derselben nur dann erscheinen, wenn die Aufnahme dieser Blätter voraussetzen läßt, daß eine weitere Entwickelung der darin niedergelegten Gedanken gewünscht wird." — Hatte die Stimme nicht Halt genug, um Widerhall zu finden in den Herzen, aber fehlte es den Herzen an Resonanz — denn es kömmt wohl vor, daß die Herzen nicht resonniren, obwohl die Köpfe räsonniren — die Schrift blieb ohne Fortsetzung, also auch wohl ohne günstige Aufnahme. Man war dem Gedanken an eine Kriegsflotte entfremdet; der Bau der Amazone wurde mehr bekrittelt als bewillkommnet. Da kam das Jahr 1848, Deutschland sah die Bedrängniß der Schleswig-Holsteinischen Brüder, sah seine Schiffahrt, ja seine Küstenmacht gefährdet von dem kleinen übermüthigen Dänemark. Warum haben wir nicht längst eine Flotte? Das war die gärende Frage, wir müssen eine Deutsche Flotte, eine Deutsche Flagge haben! Das war die Losung des Tages, die als Kampfruf, als Rachegeschrei jetzt plötzlich durch ganz Deutschland ertönte. Was Jahrhunderte lang versäumt worden war, das sollte in Monaten, in Wochen geschaffen werden. Darin liegt kein Vorwurf für jene Zeit, die Deutschen waren begeistert, Begeisterung aber macht das Außerordentlichste möglich, so konnte es ihnen geschehen, daß sie Unmögliches mit Außerordentlichem vermochten. Die Nationalversammlung in Frankfurt ernannte einen Ausschuß und ermächtigte ihn, sich mit den Marinecomité's der Deutschen Seestädte in Vernehmen zu setzen, auch vom In- und Auslande die erforderlichen Materialien einzuholen. Eine stürmische Aufregung ging durch ganz Deutschland, wie einst Richard rief: ein Pferd! ein Pferd! so rief Deutschland: eine Flotte! eine Flotte! Der Deputirte Radowitz verkannte nicht die Nachtheile der Ueberstürzung bei einer Aufgabe, die eben nur bei der consequentesten, zähesten Ausdauer gedeihen kann, und die daher selbst beim Besitz der ausgiebigsten Mittel vor allem der Zeit bedarf, um diese Mittel zweckmäßig zu verwenden, er warnte vor Uebereilung und leichtsinniger Nichtachtung der unübersteiglichen Hemmnisse, indem er sagte: „Ein Volk, das sich versetzt, eine Seemacht neu zu schaffen, tritt damit in eine der größten Unternehmungen ein, die es sich überhaupt vorzusetzen im Stande ist." Der neugeschaffene Marineausschuß brachte zur Lösung dieser größten Unternehmung den besten Willen mit, aber der reichte nicht aus; an gutem Willen, an Muth fehlte es nicht, wenn er auch nicht immer gut war, wo sollte er herkommen? In der ganzen Versammlung war ein einziger Mann, der Erfahrung vom Seewesen hatte, er war ein Mal acht Monat

lung Artilleriefeuer auf einem Dänischen Kriegsschiffe gegeben. Alle waren in dieser Angelegenheit klug an Einsicht, Jugend aber bringt zur Hand, was sie hat: das Recht des Augenblicks, das kurzsichtige Heil über die Flucht zur Schmach, die Schmach über und entgegen zum feindlichen Vorschritt jagte und auch die Besonnenen hätte zu Übergriffen treiben können. Es sollte eine Kriegsflotte aus der Erde gestampft werden und man meinte, Geld genug genüge; 6 Millionen Thaler waren vorläufig bestimmt und deren Beschaffung auf die Deutschen Staaten vertheilt; einige zahlen gleich, andere zögernd, andere gar nicht; Preußen gehörte zu den ersten; es erklärte sich über sein gefordertes Drittel zahlen zu wollen und ging dabei schätzbahnig mit dem eigenen Flottenbau vor. Geschah Geld vorhanden war, schritt die Nationalversammlung zum Ankauf von Schiffen, dann zum Bau derselben war keine Zeit, man vergaß aber, für Personal und Material zu sorgen und für eine sichere Zufluchtsstätte: für einen Kriegshafen; man glaubte eben alles zu haben, wenn man Schiffe hätte, aber man hatte sie noch nicht. Zwar war in New-York ein Kriegsdampfer „United States" angekauft worden, aber die Amerikanische Regierung ließ ihn nicht auslaufen, weil eine Neutralitäts-Acte den Verkauf von Kriegsschiffen nicht gestatte, zwar war die in England erworbene Fregatte „Arabia" schon unterwegs, aber sie scheiterte an der Nordküste, zwar langte die „Britannia" mit Unterstützungs-Material für die gesammten Schiffe an, aber die Schiffe langten nicht an und die mitgebrachten Geschütz-Röhre für Kanonenboote und zum Küstenschutz bestimmt, zersprangen sämmtlich beim ersten Probiren. Unterdessen hatte man viele stürmische Sitzungen mit den Debatten über die Flagge ausgefüllt, welche die erwarteten Schiffe führen sollten. Der frühere Vorschlag, der alte Deutsche Reichsadler mit der Umschrift „Deutscher Bund" wurde aufgehoben und statt derselben die Devise gewählt: „Einigkeit trägt ein", dem Adler aber sollte zu dem Schwerte der rechten Kralle ein Bündel Pfeile in die linke gegeben werden mit der Bedeutung: „Deutschland sei auf der Hut nach allen Seiten, Deutschlands Schwert sei gezückt, um Gerechtigkeit zu handhaben, seine Freiheit zu schützen, seine Ehre zu wahren, Deutschland sei einig, mächtig zu sein und zu bleiben."

Während man so eifrig mit der Flagge beschäftigt war, erklärte plötzlich die Englische Regierung, daß sie keine Deutsche Flagge kenne und solche unbekannte Flagge in See wie die von Seeräuberschiffen behandeln werde; zu gleicher Zeit wurde diese Flagge in Englischen Häfen von Dänischen Matrosen auf das Gemeinste beschimpft, ohne daß es gelang, irgend eine Genugthuung dafür zu erlangen; da erklärte die Preußische Regierung, sie werde ihre Schiffe einer solchen Schmach nicht aussetzen, sondern die ihr zugehörigen Kriegsschiffe unter Preußischer Flagge fahren lassen. — Unter so ungünstigen Verheißungen eröffnete das Marine-Departement des Reichs-Handels-Ministers Duckwitz seine Thätigkeit. Es schien, als wolle ein eigener Neid über den maritimen Bestrebungen: Schiffbruch, abgebrochene und aufgehobene Unterhandlungen, von Anfang an ungünstige Contracte schon die auf 12 Kriegsfahrzeuge berechnete Deutsche Flotte nie in's Leben treten. Zwölf Schiffe fanden auf dem Papier: 1) Dampffregatte „Erzherzog Johann", 2) dergl. „Barbarossa", 3) dergl., 4) Dampfcorvette, 5) dergl., 6) dergl., 7) Segelfregatte „Deutschland", 8) Corvette „Frankfurt", 9) Dampffregatte „Hamburg", 10) dergl. „Lübeck", 11) dergl. „Bremen", 12) Segelfregatte „Gefion". Davon waren Nr. 1 dienstunfähig, Nr. 3 nicht seetüchtig, Nr. 3 nicht eingetroffen, Nr. 4 im Bau, Nr. 5 nicht fertig, Nr. 6 im Bau, Nr. 7, Nr. 8 und Nr. 9 nicht seetüchtig, Nr. 10 nicht fertig, Nr. 11 ungenügend bemannt, Nr. 12 in Reparatur!

Unabhängig von der Deutschen Flotte, wenigstens nur dem Begriff und den Sympathieen nach mit dieser verbunden, waren die Bestrebungen Schleswig-Holsteins, durch seine Flottille das Landheer im Kampfe gegen Dänemark zu unterstützen und den wichtigen Kieler Hafen zu schirmen. Bei einem sicheren Führer: dem Drange der Umstände, bei einem

[illegible] Flotte [illegible] Kampfschiffen [illegible] Gefecht [illegible] [illegible] [illegible]

Von der großen Deutſchen Flotte war kein Schiff in See gegangen. Nach dem Frieden verfaulten die Schiffe in den Häfen und auf den Werften, und da die meiſten Flotten-Matricularbeiträge der deutſchen Staaten zum größten Theil ſäumig oder gar nicht eingingen, erlebte Deutſchland die Schmach, daß ſeine Flotte an den Meiſtbietenden verkauft werden mußte, um die nicht bezahlten Schiffbauer, Lieferanten und Handwerker befriedigen zu können. Nicht die Schläge des Schickſals, die Hammerſchläge des Nationalunglücks vernichteten ein Werk, das mit ſo großen Hoffnungen, mit ſo großen Anſtrengungen, mit ſo großen Opfern und ſo großen Worten angefangen hatte. Was Klein anfangen will, muß groß anfangen.

Unterdeſſen war die kleine beſcheidene Preußiſche Flotte ihren ſtillen unſcheinbaren Gang weitergegangen; ſie beſtand Anfangs des Jahres 1848 aus zwei Kanonenbooten, dem kriegsmäßig ausgerüſteten, eiſernen Poſtdampfſchiff „Adler“ und der Segelcorvette „Amazone“. Der Krieg mit Dänemark forderte gebieteriſch raſche Vergrößerung der Seemacht und nöthigte, vom planmäßigen, ruhigen Fortſchreiten abzugehen. Noch vor Bewilligung der oben erwähnten 6 Millionen wurden 18 Kanonenböte in Bau genommen; ſchon am 10. Auguſt lief das erſte, „Stralſund“, vom Stapel. Den vielen Privatvereinen, welche ſich zur Herſtellung von Kriegsſchiffen bildeten und die mit dem ſo viel Anerbietungen voller Opferfreudigkeit als mit Bedingungen voller Unkenntniß hervortraten, wurde erwidert, daß die von ihnen zu bauenden Fahrzeuge nach den von der Commiſſion genehmigten Zeichnungen erbaut und ſodann der Marinebehörde übergeben werden müßten, welche die Bewaffnung und Bemannung zu übernehmen hätte. Die reichſte und hochherzigſte Gabe jener Zeit iſt der Schooner „Frauengabe“, der von edlen Frauen dargebracht und deſſen Name ſpäter vom König in den: „Frauenlob“ verwandelt wurde. Von ſeinem ſpurloſen Verſchwinden auf der Expedition nach Japan wird ſpäter die Rede ſein.

Die erſte Flotillen-Uebung der 18 Kanonenböte ergab ſo befriedigende Reſultate, daß ſofort noch in demſelben Jahre der Bau von 33 anderen angeordnet wurde. Neben dieſer ſelbſtſtändigen Thätigkeit für die Marine zahlte Preußen an die Frankfurter Marine-Abtheilung pünktlich ſeine Matricular-Beiträge und ſah ſich nach Aufhebung des Malmöer Waffenſtillſtandes genöthigt, ſeine junge Flotte in Thätigkeit zu ſetzen, denn das Deutſche Reich hatte zwar einen Seezeugmeiſter für die Offiziere und einen Commandeur des Nordſeegeſchwaders, aber Beide hatten nicht ein tüchtiges Boot, das ſie kommen auslaufen laſſen. Freilich war auch die Preußiſche Marine noch ohne Bedeutung, ſie vermochte nicht angriffsweiſe zu verfahren, ſondern mußte ſich darauf beſchränken, den Dänen das Einlaufen in den offenen Hafen von Swinemünde und das Landen in deſſen Nähe zu verwehren, und doch war ihre Einwirkung eine unverkennbar günſtige. Während alle Unternehmungen der Dänen im vorhergehenden Jahre von übermüthiger Sicherheit gezeugt hatten, zu der ſie leider berechtigt waren, da wir ihnen völlig wehrlos gegenüber ſtanden, ſo zeigten ſie in dieſem Jahre eine ſo große Zurückhaltung, daß ſelbſt Handelsſchiffe es wagen durften, unbeläſtigt ein- und auszulaufen. Zum Kampfe auf offenem Meere kam es nur einmal, ſeit Jahrhunderten zum erſten Mal wieder. Am 27. Juni wurde dem Commandanten des „Adler“, Lieutenant Bärenſprung, gemeldet, daß ein Däniſches Kriegsſchiff einige Kauffahrer verfolge; er lief den „Adler“ ſofort in See laufen und hielt auf das Schiff, die Däniſche Brigg „St. Croix“, die das Gefecht annahm; es währte, ohne daß es zur Entſcheidung kam, fünf Stunden lang, bis der Einbruch der Nacht ihm ein Ende machte; obwohl es nicht zum Siege führte, gereicht es der Mannſchaft doch zur Ehre: ein Schiff mit nur vier Geſchützen wagte den Kampf gegen eins, das ſechszehn Geſchütze führte, unerſchrocken begonnen und ihm fünf Stunden lang tapfer fortgeſetzt, ohne zu unterliegen. Bis zum jüngſten Schiffsjungen herunter hatte die Mannſchaft eine Sicherheit und Kühnheit gezeigt, die von ihrem Admiral mit hoher Anerkennung belobt wurde; es war, als ob die Zeit des großen

[illegible] unterzeichnet ist, die Hoffnung, daß die Verhandlungen [illegible] Frieden [illegible] und [illegible] Flotte [illegible] Ende [illegible] Ruhe [illegible] Ausdauer [illegible] Ziele [illegible] Ausgaben [illegible] Flotte [illegible] Ausgaben [illegible] Flotte [illegible] Ausgaben [illegible] Flotte

ſich günſtige Gelegenheit, die Preußiſche Marine bedeutend zu erweitern: die Verkäuflichkeit des Deutſchen Nordſeegeſchwaders geſtattete, die brauchbarſten Schiffe deſſelben für die Preußiſche Marine zu erſtehen, nämlich: die Fregatte „Geſion“ und die Dampfkorvette „Britannia“, von denen jene für 262,500 Gulden erſtanden und „Eckernförde“ genannt wurde, während die andere für 451,200 Gulden erkauft und „Barbaroſſa“ genannt wurde. Mit den beiden Schiffen übernahm der Staat zugleich alle geborenen Preußen, welche mit 11 Offizieren, 380 Matroſen und Seeſoldaten nebſt 20 Schiffsjungen die Beſatzung der neu erworbenen Schiffe bildeten; Schweden aber beurlaubte auf Verwenden des Prinzen-Admirals 9 Seeoffiziere von ſeiner Flotte zum Dienſt auf der Preußiſchen. Wie hatten die Zeiten ſich geändert! Die Macht, deren Ueberlegenheit und deren Uebermuth vor Jahrhunderten unſere Flotte in's Leben gerufen, gegen die ein Kampf geführt wurde auf Leben und Tod, dieſelbe Macht bot jetzt wohlwollend die Hand, um durch ihre erprobten Seemänner unſerer jugendlichen Unerfahrenheit Rath und Beiſtand zu gewähren; überhaupt diente Schweden, das in neueſter Zeit durch zeitgemäßen beſonnenen Fortſchritt ſein Seeweſen reformirt und gehoben hatte, dem unſeren als Muſter und war uns eine weſentliche Hülfe bei allen maritimen Beſtrebungen.

Damit Schiffe und Mannſchaft nicht müßig blieben, wurden eine Seeexpedition der Schiffe „Geſion“, „Merkur“, „Danzig“ und „Amazone“ nach der Weſtküſte von Afrika, ſodann Rio Janeiro, La Plata, Barbados, Laguerra, Carthagena, Vera Cruz und Havanna unternommen. Während ihrer Reiſe wurde an der innern Entwickelung, an der nothwendig mit dem Umfang der Flotte fortſchreitenden Organiſation gearbeitet, und das Depot, das ſich früher in Swinemünde, dann in Stettin befunden, nach Danzig verlegt. Wichtiger war, daß in demſelben Jahre (1853) die Verwaltung der Flotte einem ſelbſtſtändigen Marine-Collegium übergeben wurde, das den Namen Admiralität erhielt. So lange die Marine unter dem Großen Kurfürſten mit einer andern Behörde, der des Handels, verbunden geweſen, ſo lange waren die Intereſſen dieſer Behörde den ihrigen oft ſtörend und hemmend in den Weg getreten. Konnte man das auch von der bisher ſtattgefundenen Unterordnung der jungen Flotte unter das Kriegsminiſterium nicht behaupten, da vielmehr die Marine unter ſeiner Verwaltung ſichtlich und erfreulich ſich entwickelt hatte, ſo zeigte doch das Beiſpiel aller andern Seemächte, wie nothwendig die Selbſtſtändigkeit der Marineverwaltung ſei. Ob auch die Aufgabe der Kriegsflotte immer bleiben wird, gleich dem Landheere Schutz und Schirm des Vaterlandes zu ſein, und ob auch deshalb das Kriegsminiſterium die geeignetſte Behörde ſein wird, der ſie untergeordnet werden kann, wenn ſie überhaupt untergeordnet werden ſoll, ſo iſt doch zu erwägen, daß die Flotte nicht allein kriegeriſchen, daß ſie auch diplomatiſchen und mercantilen Zwecken zu dienen hat und daß nur eine ſelbſtſtändige Verwaltung ſie vor der Gefahr ſichert, Nebenrückſichten untergeordnet zu werden, während es nur eine Rückſicht giebt, der ſie dienen ſoll: der Rückſicht auf das Wohl des ganzen Vaterlandes.

Mit der Errichtung der Admiralität war zugleich die Errichtung des Marine-Stations-Commandos verbunden, unter dem ſämmtliche Marine-Offiziere ſtanden, die nicht zur Admiralität commandirt waren, und gleichzeitig mit beiden erfolgte ein Erwerb, der für die Geſchichte der Preußiſchen Marine ebenſo merkwürdig als wichtig, ja der unerläßlich war, ſollte ſie zu der rechten Bedeutung gelangen: Der Erwerb eines Nordſeehafens. Schon der Große Kurfürſt hatte erkannt, von welcher Wichtigkeit ein ſolcher Beſitz für Preußen und ſeine Flotte ſei und hatte deshalb, raſch entſchloſſen, die Gelegenheit wahrgenommen, welche ihm die ungeſtörte Benutzung des Emdener Hafens gewährte; dem Verluſt der Flotte folgte der Verluſt dieſes Benutzungsrechts. Als unter Friedrich dem Großen der Erwerb von Oſt-Friesland ihm jenen Hafen wiedergab, lag es nicht in den Plänen des

Absicht, zum Mittelpunkte zu machen, sein Vater und Großvater hatten die Schiffe verfaulen lassen, die Colonieen aufgelöst, andere zu erwerben oder zu erhalten, dazu hielt er die Stellung seines Landes und die Zeit nicht berufen; so ging jener wichtige Küstenerwerb in seinen Händen spurlos vorüber, und als der Wiener Congreß dem Preußischen Staat zuwuchs, das er höher sein nannte, darunter auch Ostfriesland, nicht mitbegriffen, da wurde der Verlust dieses reichen Landstriches und seiner wichtigen Küste wenig bedauert, man bekümmerte sich nicht und war sich der Bedeutung des Verlustes nicht bewußt. Sollte aber Preußens Marineschöpfung mehr sein als eine kostspielige Spielerei, sollte ihr Anfang mehr sein als der Anfang vom Ende, wie er es schon einmal gewesen, sollte Preußen jemals einen festen Fuß in die Reihe der Seemächte, dann war der Erwerb eines Kriegshafens an der Nordsee unerläßlich. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses, aber doch die Aussicht dazu wurde ihm jetzt gewährt durch den Erwerb des Jahdegebiets von Oldenburg. Schon Napoleon I. hatte die hohe Wichtigkeit dieses Gebiets für die Anlage eines Kriegshafens erkannt und die Ausarbeitung eines darauf bezüglichen Planes befohlen; an der Ausführung desselben hinderte ihn, selbst in der Zeit, da er das Festland beherrschte, die Herrschaft zur See, in deren Besitz England unbestritten blieb; auch als Hannover, Oldenburg, Hamburg und Bremen im Jahre 1848 über den Küstenschutz ihrer Gebiete berathen, war ihnen die Wichtigkeit dieses Gebietes nicht entgangen, sie hatten es in den Kreis ihrer Berathungen hineingezogen, aber sie waren nicht über den Kreis des Rathes hinaus, nicht bis zur That geschritten. Im folgenden Jahre sandte die Reichsmarineverwaltung eine Commission nach dem Jahdegebiet, welche einstimmig die hohe Wichtigkeit desselben für die Anlage eines Kriegshafens aussprach, doch blieb es auch hier beim Sprechen. Einige Jahre später faßten mehrere Norddeutsche Staaten das Jahdegebiet in's Auge, als sie beabsichtigten, eine Norddeutsche Flotte zu errichten; es blieb bei der Absicht; erst im Jahre 1853 trat, allen überraschend, Preußen mit dem Vertrage hervor, den es mit Oldenburg über die Abtretung jenes Gebietes geschlossen, unter Vorbehalt der Genehmigung der Kammern, die unbedenklich ertheilt. So unwichtig dieser Erwerb seinem Flächeninhalt nach, so wichtig ist er seiner Beschaffenheit, seiner Lage nach. Die Jahde ist in ihrer ganzen Länge von der See bis in den Mordbusen hinein für die größten Kriegsschiffe zu jeder Zeit fahrbar; auch bei vollständiger Windstille ist sie vermittelst des Fluth- und Ebbestromes in einer Fluth- und Ebbezeit zu passiren; sie ist durch das vorspringende Festland gegen Stürme geschützt, und da selbst größere Kriegsschiffe direct in die Werfte und in die Häfen gelangen können, so sind die Mündungen dieser Flüsse von hier aus vollständig zu beherrschen; da der Jahdebusen überdies niemals fest gefriert, so bietet er alle die schätzbaren Eigenschaften und Vortheile, welche für einen Kriegshafen nothwendig oder auch nur erwünscht sind. Preußen trat durch diesen Erwerb und durch die Vermehrung seiner Flotte aus dem Anfange von der Nothwendigkeit gebotenen Stadium der bloßen Vertheidigung heraus, es konnte sich verpflichten, Oldenburgs Seehandel und Seeschiffahrt unter den Schutz der Preußischen Kriegsmarine zu stellen, und die freudige Zustimmung, mit welcher der Landtag diesen Vertrag begrüßte, zeigte, wie die Nation in ihren Vertretern mit diesem Heranschreiten aus den bisherigen Grenzen sympathisirte und gesonnen war, willig die Geldopfer beizubringen, die dadurch für alle Zukunft ihr auferlegt wurden. Preußen ist durch diesen Erwerb rechtlich und thatsächlich in die Reihe der Nordseestaaten eingetreten, es hat damit die Führung aller jetzigen und künftigen Deutschen Flottenbestrebungen übernommen und dadurch eine Aufgabe sich gestellt, ebenso groß als schwer, aber auch ebenso ruhmreich als ruhmvoll.

So hat denn Preußen zum dritten Mal einen Nordseehafen erlangt, möge dieser Besitz sicherer gehalten werden, als die beiden ersten Male; der gleichzeitige Besitz einer Kriegsflotte macht das Festhalten leichter und würde den Verlust schmachvoller machen. Die Zukunft ist den

Willen verborgen, aber Gott lenkt die Geſchicke der Völker, und Preußens Geſchick hat er ſo ſichtbar auch durch dunkele Tage hindurch zu immer höherer Machtentfaltung geführt, daß wir auch der Entfaltung ſeiner Flagge auf den Meeren eine fröhliche Zukunft verheißen können.

Während ſo in der Heimath für die Flotte geſorgt und gearbeitet wurde, erfüllten die vorhin bezeichneten Schiffe die ihnen geſtellte Aufgabe; wo ſie in einem Hafen einliefen, wo ſie mit den Seemännern anderer Flotten in Berührung kamen, fand ihre practiſche Tüchtigkeit, ihre ungewöhnliche Bildung hohe Anerkennung. Die junge Flotte hatte eine große Auswahl unter den Aſpiranten zum Seedienſt und machte dies Vorrecht mit großer Strenge geltend; ſollte doch ein Cadett von der Flotte entfernt werden, weil auf ſeinem Vater aus früherer Zeit her ein leiſer Makel haftete, bis feſtgeſtellt wurde, daß der Cadett einer der ausgezeichnetſten jungen Leute war und daß der Vater durch ſein ſpäteres Leben die frühere Uebereilung in den Augen aller Rechtlichen vollſtändig geſühnt hatte. Eben ſo tüchtig als das Perſonal war das Material. Dieſe Tüchtigkeit der Schiffe und ihrer Ausrüſtung konnte nur dadurch erreicht werden, daß alle dazu nöthige Arbeit von militairiſch organiſirten, jeden Augenblick beaufſichtigten Kräften ausgeführt wurde, wie dies bei allen bedeutenden Kriegsmarinen geſchieht; zu dem Zweck wurde ein Werftcorps gebildet, welches aus Handwerkern beſtand, die beim See-Bataillon oder unter den Matroſen dienten und deren Handthierung in irgend einer Art beim Schiffbau Anwendung findet; das Werftcorps beſteht aus einer Maſchiniſten-Abtheilung und einer Handwerker-Compagnie, 300 Mann ſtark. Alles das iſt mehr ein Werden als ein Sein, aber es iſt ein friſcher Wachsthum darin ſichtbar, der ſich ebenſo fern hält von übereilter Ueberſtürzung als von träger Ruhe; doch vergeht kein Jahr, in dem nicht ſelbſt dem Auge des Laien ein tüchtiger Fortſchritt ſichtbar wäre. Auch das Jahr 1854 brachte einen ſolchen, bei dem ſich für unſere junge Marine das Sprüchwort bewährte: Jugend hat Glück. Die Fregatte Gefion bedurfte dringend einer neuen Kupferbekleidung, durch dieſe unerläßliche Reparatur wurde das Schiff auf längere Zeit dienſtfähig und entſtand die Nothwendigkeit, ein anderes ähnliches Schiff zu beſitzen; dazu bot ſich eine ebenſo unerwartete als erwünſchte Gelegenheit. England, eben damals in den Krieg mit Rußland verwickelt, bedurfte zweier Dampfkanonenboote als Avisoſchiffe, unſere Marine beſaß zwei ſolche, Nix und Salamander, die leicht entbehrt werden konnten und gern in Tauſch gegen die durch ihre Trefflichkeit berühmte Fregatte „Thetis" hingegeben wurde. Da England gerade Ueberfluß an ſolchen Schiffen, aber Mangel an Avisoſchiffen hatte, kam Preußen durch eine günſtige Verkettung von Umſtänden in den Beſitz eines vorzüglichen Schiffes, zu deſſen Veräußerung die Engliſche Admiralität nur durch den augenblicklichen Drang der Zeit vermocht werden konnte; das ſo glücklich erworbene Schiff hat ſich bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet bewährt. So konnte die Preußiſche Marine im Jahre 1855 zwei ſtolze Fregatten von 48 und 38 Kanonen, zwei Dampfcorvetten mit 12 Bombengeſchützen, eine Segelcorvette, ein Uebungsſchiff für Schiffsjungen, zwei Schooner, 36 Kanonenſchaluppen und 6 Jollen in ſeetüchtigem, dampffähigem Zuſtande aufweiſen, während zwei Kriegsdampfer von je 28 Kanonen, „Arcona" und „Gazelle", jeder von 300 Pferdekraft im Bau begriffen waren. Außerdem wurden der Schooner „Jltis" und das Dampfſchiff „Royal Victoria" bei den Arbeiten im Jahdebuſen beſchäftigt. Die höheren Stellen bei der Marine wurden unterdeſſen mehr und mehr an geborene Preußen übertragen; ein ſo nationales Unternehmen ſollte auch in der Beſatzung immer mehr ein vaterländiſches, vom Auslande unabhängiges und die Kameradſchaftlichkeit unter den Land- und Seetruppen fördernd werden. Das Ausland, das Anfangs die maritimen Anſtrengungen Preußens kaum beachtet, und wo es geſchehen war, ſie mehr beſpöttelnd als anerkennend bemerkt hatte, fing an, ſich immer vortheilhafter über die Perſönlichkeiten der Officiere ſowie der Mannſchaft auszuſprechen, wenn die Preußiſchen Schiffe für diplomatiſche

eine wissenschaftliche Zweck Sendungen nach fernen Erdtheilen oder Meerestheilen ausführten. Als im Jahre 1855 der Prinz-Admiral mit einem Geschwader von sechs Schiffen, das sich später zur Ausführung ähnlicher Sendungen trennen sollte, Helgoland verließ, war die Anerkennung eine so allgemeine, daß die ganze Mannschaft ihre helle Freude daran hatte. Der „Hamburger Correspondent" sagt in seinen Mittheilungen über die Anwesenheit der Preußischen Flotte: „Wir können diesen Bericht nicht schließen, ohne auszusprechen, daß die Schießproben und Besichtigungen sowohl auf die Dänischen Marineofficiere als auf die an's Land gekommenen Officiere und Mannschaften durch ihre Haltung einen sehr vortheilhaften Eindruck zurückgelassen haben."

Es hatte in der Natur der Sache gelegen, daß die Flotte bisher fast nur Triumphe friedlicher Art feiern konnte, sie hatte mit keinen anderen Feinden zu kämpfen gehabt als mit feindlichen Elementen; mit denen hatte sie manch' schweren Strauß gehabt und glücklich bestanden; die Nothtaufe hatte sie erhalten, die Feuertaufe noch nicht, auch die sollte nicht ausbleiben. — Der Prinz-Admiral hatte die Schiffe „Thetis", „Frauenlob" und „Amazone" nach ihren verschiedenen Bestimmungen entlassen und war mit der „Danzig" nach Gibraltar gegangen, um dort Kohlen einzunehmen und sodann nach Constantinopel abzugehen. Da er in Gibraltar die nöthigen Kohlen nicht fand, Algier aber dergleichen bieten sollte, nahm er seine Richtung dahin und kam dadurch an der Nordküste Marocco's in die Gegend eines Piratenrisses, woselbst in früherer Zeit das Preußische Handelsschiff „Nova" von Piraten war überfallen und beraubt worden. Der Prinz, der die Möglichkeit im's Auge faßte, daß diese Angelegenheit zu Verwicklungen führen könnte, wollte die Gelegenheit wahrnehmen, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob gegen diesen Punkt eine Unternehmung ausführbar sein möchte, da er aber keine Königliche Autorisation hatte, seinen Ueberfall zu rächen, so wollte er sich darauf beschränken, friedlich mit den Booten die Küste entlang zu fahren. Die Unsicherheit der dortigen Zustände gebot, daß die Bemannung bewaffnet war, da diese aber, denn jener Ueberfall war nicht unbekannt geblieben, leicht hätte glauben können, es sei eine kriegerische That erst beabsichtigt und dann doch nicht ausgeführt worden, dieser Glaube aber ihr Ehrgefühl verletzt haben würde, so befahl der Prinz, daß die Officiere während der Fahrt in ihrer Unterhaltung sich über den eigentlichen Zweck aussprechen, so daß ein Mißverständniß unmöglich wäre. Während dieser Unterhaltung fuhren sie um das Cap herum; dasselbe besteht aus Höhen, die bis zu 2000 Fuß ansteigen, gegen die See in steilen, zerklüfteten Felswänden abfallen und nur an einer Stelle eine Einbuchtung darbieten, die erreichbar ist. Am 7. August, Morgens halb sieben Uhr, anderthalb Meilen vom Lande entfernt, hatte der Prinz die leichten Boote aussetzen und sie nach der vorhin bezeichneten Einbuchtung rudern lassen, woselbst bei größerer Annäherung eine Anzahl von Mauren bemerkt wurde, die als Friedenszeichen ein weißes Tuch aufgesteckt hatten. Der spätere Verlauf läßt die Vermuthung aufkommen, daß sie das gethan, um zu einer Landung zu verlocken, und die Verlockten dann zu überfallen. Die „Danzig" hatte sich unterdessen der Küste bis auf eine halbe Meile genähert, die Boote fuhren zu ihr zurück, der Prinz gestattete der Mannschaft eine anderthalbstündige Ruhe und setzte dann die Recognoscirung fort. Die weiße Flagge wehte noch immer, aber ungeachtet dieses Friedenszeichens fiel plötzlich, als die Boote dicht unter einem unersteiglichen Felsen dahinfuhren, ein Schuß und eine Kugel schlug ganz nahe dem Rande des einen Bootes in's Wasser; da befahl der Prinz, einige Geschütze nach der Richtung abzufeuern, aus welcher der Schuß gekommen war, worauf die Mauren aus ihrer gedeckten Stellung ein lebhaftes Gewehrfeuer auf die Boote eröffneten. Jetzt galt es nicht einen früheren Angriff, sondern eine neue Beleidigung der Preußischen Flagge zu strafen und zwar auf der Stelle, weil es bekannt war, daß von Seiten der Marocanischen Regierung keine Genugthuung zu erlangen sei, indem selbst England und

Frankreich, wenn sie sich beschwerten, statt derselben nur die Antwort erhalten: Der Kaiser könne gegen die Riffpiraten nichts thun, die Beleidigten möchten sich selbst Recht verschaffen. Der Prinz befahl daher der Corvette, die bereits aus eigener Bewegung die Anker gelichtet hatte, die sich in immer größerer Zahl versammelnden Mauren mit Bomben zu bewerfen, zugleich ließ er dem Ufer näher rudern, um zu landen. Bei genauerer Uebersicht zeigte sich, daß die Mauren die nahen Hügel und Schluchten mit großer Uebermacht besetzt hatten, daß ihre Position mit dem Hinterlande in bequemer Verbindung stand und von dort her immer neue bewaffnete Zuzüge erhielt. Da befahl der Prinz, in mehr nördlicher Richtung nach dem Strande zu rudern, theils, weil dort noch kein Feind sichtbar, theils, weil dies die einzige Stelle war, welche die Möglichkeit einer Landung zeigte.

Während die Boote dahinflogen in einer Richtung neben einander, von den taktmäßigen Ruderschlägen in vollster Kraft der Begeisterung dem Feinde entgegengetrieben, beschossen die Feinde ihre Flanke mit unausgesetzten Schüssen, aber die Mannschaft achtete ihrer nicht, kaum berührten ihre Boote den Grund, so stürzten sich Alle, der Prinz voran, unter Hurrahruf in's Meer, erklommen das steile Ufer und kletterten, Hände und Füße brauchend, den 200 Fuß hohen, jähen Erdabsturz hinan; er war so steil, daß die Kletternden, ob sie auch ihrer Hände sich bedienten, zum Theil sich nicht halten konnten, sondern wieder in die Tiefe zurückrollten. Als sie auf dem Gipfel anlangten, wurden sie von Mauren empfangen, denen es gelungen war, im raschen Laufe ihnen zuvorzukommen. Die Feinde wurden zurückgedrängt, aber ihre Anzahl wuchs von Minute zu Minute, so daß das Gefecht zum Stehen kam; während dieser Zeit, mitten im dichten Kugelregen, wurde die Preußische Flagge aufgerichtet, indeß das Feuer vom Schiff aus eine Schlucht frei hielt, auf deren jenseitigem Rande eine überwiegende Macht aufgestellt war, die den rechten Flügel der Preußen bedrohte; aber auch auf dem linken Flügel wurde die feindliche Uebermacht so groß, daß der Prinz es für geboten hielt, den Rückzug zu befehlen, der mit einer solchen Ordnung und Sicherheit angetreten wurde, daß die Mauren nicht wagten, zu folgen. Erst als der letzte kleine Trupp, der die Einschiffung decken sollte, sich aufstellte, näherte sich der Feind, doch ließ er auch diesem Trupp Zeit, die Boote mit den Verwundeten und Todten zu erreichen; nur drei der letztern waren auf dem Kampfplatz zurückgeblieben. Zu den Verwundeten gehörte der Prinz, der ziemlich früh einen Schuß in den Schenkel erhielt, ohne sich dadurch im Vorbringen aufhalten zu lassen; zu den Todten gehörte sein Adjutant, der dicht an seiner Seite den tödtlichen Schuß in die Brust erhielt. Unter der Mannschaft herrschte selbst nach dem Rückzuge die freudigste Begeisterung: die preußische Kriegsflagge hatte ihre Genugthuung erhalten, hatte mitten im Kugelregen stolz im feindlichen Lande, hatte seit fast zwei Jahrhunderten zum ersten Mal wieder auf Afrikanischem Boden geweht.

Frage Keiner, was hat dieser blutige Kampf genützt? Er hat die Mannschaft, er hat ihr Ehrgefühl gehoben; das ist ein Gewinn, der freilich nicht nach Thalern und Quadratruthen zu bemessen ist, der aber höher steht als beide, und ohne den der Besitz beider ohne Werth und — ohne Sicherheit ist. Der Gewinn, den der Kampf am Piratenriff brachte, ist mit 7 Todten (1 Offizier und 6 Mann) und mit 17 Verwundeten (2 Offiziere und 15 Mann) zwar schmerzlich, aber nicht zu theuer erkauft. Alle, die jene Expedition mitmachten, denken mit Freuden daran zurück und werden von ihren Kameraden beneidet. Unter der Mannschaft, die zur Bewachung der Boote zurückbleiben sollte, befand sich ein Schiffsjunge von 15 Jahren; er bat, er beschwor den Prinzen, ihn beim Angriff mitzunehmen, er war außer sich, daß er nicht mitsollte, er weinte, er flehte, bis ihm gestattet wurde, die Expedition mitzumachen; da zeigte er eine ausgelassene Freude, während des Gefechts aber ein so furchtloses Benehmen, eine so leidtätige, besonnene Entschlossenheit, daß sie dem Aeltesten Ehre gemacht haben würde. Er gehörte auch zu den Todten.

Schleswigs jüngste Leidensgeschichte.

Von Dr. Gustav Wolff.

Ein Jahr um das andere ist ins Land gekommen, seit die beiden deutschen Herzogthümer dänischer Vergewaltigung überlassen wurden, und noch immer müssen wir gewärtigen, wie deutsches Recht, Jahrhunderte alt, gebeugt, wie deutsches Leben durch ein kluges, aber übermüthiges Volk geschädigt und verfolgt wird. Lang dauerndes Unglück macht zuletzt oft gleichgültig und unempfindlich; Schleswig-Holsteins Leiden kann das deutsche Volk erst dann vergessen, wenn es sich selbst vergessen und aufgegeben hat.

Ein talentvoller Maler unserer Tage, Bleibtreu, hat durch ein mit Recht gerühmtes Bild: „Der Untergang des Kieler Turner- und Studenten-Corps bei Flensburg am 9. April 1848", unsere Erinnerung an jene heldenmüthige Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848 von neuem wach gerufen. Mit dramatischer Lebendigkeit ist hier einer der ersten und grausigsten Akte jenes Kampfes aufgefaßt und in wirkungsvoller, echt künstlerischer Weise behandelt. Da sinken die Ihnen, deutschen Jünglings hin, durchbohrt von den dänischen Bajonetten, als die ersten Blutzeugen für die gerechte deutsche Sache den Herzogthümer, geweiht und durchleuchtet von dem Glauben an eine rächende und an eine bessere Zukunft des deutschen Vaterlandes; in uns aber, die wir das ergreifende Bild anschauen, regt sich die sympathische Empfindung für den Bruderstamm, der für Deutschland gestritten und gelitten, und den wir nicht verlassen dürfen, ohne Schaden zu leiden an unserer Ehre, an Leib und Leben. Und so halten wir unsern Blick auf das Land gerichtet, das ein leidendes Glied ist in der deutschen Völkerfamilie, und erzählen von seinen Drangsalen*), die wir wie unsere eigenen empfinden müssen. Das sinn- und schamlose Gebahren der herrschenden Partei in Kopenhagen sorgt allein schon dafür, daß wir unsere Augen nicht wieder abwenden von dem unglücklichen Lande, oder wir müßten erst alles deutschen Wesens baar und bloß sein.

Bekanntlich nahm der Kampf der beiden Herzogthümer mit Dänemark damit seinen Anfang, daß die durch die Revolution emporgekommene eiderdänische Partei in Kopenhagen Schleswig aus seiner alten Verbindung mit Holstein lostrennen und mit Gewalt der Waffen zu einer dänischen Provinz machen wollte. Der Waffengang zwischen Deutschen und Dänen blieb erfolglos, weil er von außen gehemmt ward. Thatsächlich aber traten in den den dänischen Regierung wieder übergebenen Ländern Zustände ein, welche die Dänen als freiheitliche, als großmüthige Sieger erscheinen lassen. Zwar war in einem Erlaß des dänischen Gesammtstaats vom 28. Januar 1852 die Gleichberechtigung und Selbstständigkeit der einzelnen Theile, die innerhalb einer die ganze dänische Monarchie umfassenden Gesammtverfassung und insonderheit eine völlige Gleichberechtigung der deutschen und dänischen Nationalität im Herzogthum Schleswig verheißen. Allein die alte, durch eine Geschichte von Jahrhunderten geheiligte Verbindung der beiden Herzogthümer ward durch ein Machtgebot gerissen, und das geschah, damit Schleswig in seiner isolirten Stellung um so leichter denationalisirt und nach dem ursprünglichen Plane der Eiderdänen dem dänischen Staate einverleibt werden könnte. Was Waffengewalt mit einem Schlage nicht hatte erringen können, soll nun auf dem Wege

*) Für die folgende Darstellung haben wir eigentliche Hülfsmittel, und vielfach die interessanten, auf eigener Anschauung der schleswigschen Zustände beruhenden Mittheilungen von H. Rasch („Der verlassene Bruderstamm." Erster Band. Berlin 1862) benutzt.

rechtlicher, aber nicht minder gewaltsamer Mittel erpreßt werden. So bildet zur Zeit ganz Schleswig in diesem Streite den Mittelpunkt unseres nationalen Interesses, denn Schleswig ist in dieser Sache Kampfplatz und Kampfpreis.

In den heiligsten Gütern eines Volkes gehört seine Sprache, in ihr ruhet die geistige Existenz des Volkes. Wer der Sprache Gewalt anthut, an ihrer Verdrängung und Unterdrückung arbeitet, trifft den innersten Herzpunkt des Volkslebens und zerstört die erste Bedingung seines Gedeihens. Dies geschieht nun von Seiten der Dänen vor aller Welt in der rücksichtslosesten und gewaltthätigsten Weise. Vor dem Kriege war die officielle und vorherrschende Sprache im Herzogthum Schleswig, entsprechend den thatsächlichen Verhältnissen der Bevölkerung, die deutsche: nur in einigen ländlichen Districten war die Kirchen- und Schulsprache dänisch, während in wenigen Städten neben dem deutschen Gottesdienst auch ein dänischer abgehalten und auf den Dörfern der Districte jener Städte nur am dritten und vierten Sonntage in dänischer Sprache gepredigt wurde. Trotzdem nun nach der sogenannten Pacification die völlige Gleichberechtigung der beiden Nationalitäten in Schleswig von der dänischen Regierung ausdrücklich zugesichert ward, suchte man doch sofort in der empörendsten Weise die deutsche Sprache zu verdrängen und an ihrer Stelle die dänische einzuführen. In der Propstei Flensburg mit 26 Kirchspielen, in der Stadt Tondern und 10 Kirchspielen der Propstei Tondern, in 4 Kirchspielen der Propstei Husum und Bredstedt, in 9 Kirchspielen der Propstei Rotteril bestand seit Jahrhunderten ausschließlich das Deutsche als Schulsprache; in der Verfassung für Schleswig vom Jahre 1854 dagegen ward hier gegen den Wunsch der Einwohner der deutsche Unterricht auf 4 Stunden die Woche herabgesetzt. Der Gottesdienst sollte in den Städten an allen Sonntagen sowohl in deutscher, wie in dänischer Sprache, in den ländlichen Kirchspielen dagegen abwechselnd einen Sonntag in der dänischen, den andern in der deutschen Sprache stattfinden. Da auch die Volkssprache in den meisten dieser Kirchspiele überwiegend deutsch ist, so wird also der Unterricht den Kindern in einer ihnen fremden Sprache ertheilt. Um nun zu verhindern, daß die Kinder aus den vorgenannten Districten zu ihrer Ausbildung nach Orten mit deutscher Schulsprache gebracht werden, ward den Eltern der Zwang auferlegt, ihre Kinder in dänischer Sprache confirmiren und sie zu diesem Behufe vor der Confirmation in dänischer Sprache unterrichten zu lassen. Ein Unterricht durch deutsche Hauslehrer wird nach Möglichkeit verhindert und erschwert; ja es kann die Einrichtung eines solchen Privatunterrichts für die Eltern sehr schlimme Folgen nach sich ziehen. So hatte ein Hofbesitzer im südlichen Theile Angelns, Namens Berkhahn, nach vieler Mühe die Erlaubniß erhalten, für seine Kinder eine deutsche Gouvernante zu halten. Bei der nächsten Kirchenvisitation wurden die Kinder von dem Propst Hansen auf dänisch in der Religion examinirt. Da die Kleinen sich in der fremden Sprache nicht genügend auszudrücken wußten, erklärte der Propst, daß der Unterricht in der Religion vernachlässigt sei. Auf die Bitte, deutsch zu examiniren, ging er nicht ein, sondern bezeichnete den Gebrauch der deutschen Sprache für ungesetzlich. Dem braven Berkhahn ward trotz seiner Hinweisung auf die zugesicherte Gleichberechtigung der beiden Sprachen eröffnet, daß er bis zu einem bezeichneten Termin bei einer namhaften Geldstrafe die Gouvernante aus dem Hause zu entlassen habe. Nun reiste Berkhahn zum König und stellte ihm die Sache vor. Der König erwiederte: „Eine solche Bedrückung der Schleswiger läge durchaus nicht in seiner Absicht. Was einmal Gesetz sei, müsse gehalten werden; aber das sei über das Gesetz hinaus und lediglich das Werk der Beamten. Er sei aber constitutioneller König und könne selbst nichts dagegen thun; sie möchten nur dagegen petitionaren und immer wieder petitionaren, zuletzt werde es schon helfen." Dieser Bescheid ward bald bekannt, da Berkhahn denselben mehreren Freunden mittheilte hatte. Einige Wochen nachher ward Berkhahn vor den Amtmann citirt

sich vom Hören von jener Rede und den Inhalt des königlichen Handschreibens bringt, worauf Bockhahn den Herzogen offen erklärt. Bald darauf wird er durch gerichtliche Vorladung vor den Hardesvogt in Schleswig gefordert. Von diesem wird ihm eröffnet, daß Seine Majestät Sich einer Unterredung, wie er sie dem Kastmann berichtet habe, nicht erinnern könnte; folglich sei die Antwort des Königs erlogen und werde hiermit gegen Bockhahn die Criminaluntersuchung eingeleitet. Bockhahn erbietet sich, seine Aussage eidlich zu bekräftigen. Das wird ihm denn als ein noch schwereres Verbrechen vorgehalten und ihm gesagt, wenn er widerrufe, solle er gelinde davonkommen. Er solle sich die Sache überlegen und zu einem neuen Termine kommen. Auch im nächsten Termine erklärt Bockhahn, er müsse beschwören, daß der König jene Worte gesprochen, man könne mit ihm machen, was man wolle. Nach Verlauf einiger Zeit wird dem Bockhahn eröffnet, daß er zu 10 Tagen Gefängniß verurtheilt sei. Diese Strafe wurde zwar vom Appellationsgericht wieder aufgehoben, doch war Bockhahn bereits durch Kosten und Zeitversäumniß schwer genug gestraft worden.

Dieser durchaus typische Vorgang kennzeichnet die ganze Situation des Landes deutlich genug und macht daher jede Erläuterung überflüssig.

Die inzwischen im Anfang des Jahres 1861 durch einen Erlaß eingetretenen Erleichterungen in Bezug auf die Confirmation und den Privatunterricht sind an sich selbst von wenig eingreifender Bedeutung, weil sie nur einem geringen Bruchtheile der Bevölkerung zu Gute kommen können.

Es ist begreiflich, daß die Maßregeln der dänischen Regierung mit Widerwillen gegen dänische Sprache und dänisches Wesen erfüllen. Schon an den Kindern tritt dies auffällig genug hervor. Ein Lehrer, durch und durch dänisch gesinnter Schullehrer jammert über die vollständige Erfolglosigkeit des dänischen Unterrichts. „Wenn wir," sagt er, „die Kinder zehn Jahre in der Schule dänisch gelehrt und dänisch unterrichtet haben, so werden sie, sobald sie confirmirt sind, buchstäblich die dänischen Bücher ins Wasser und sprechen kein Wort dänisch mehr. Sie geben sich erdenkliche Mühe, zu vergessen, was sie gelernt haben."

Daß die sogenannten Sprachrescripte, ohne Rücksicht auf die thatsächlichen Verhältnisse, mit einem gewaltsamen Einen hervorgegangen sind und offen die Tendenz verfolgen, die deutsche Sprache und damit deutsches Wesen auszurotten gegen den ausdrücklichen Willen der überwiegenden Mehrheit des Volkes, ist gar nicht zu bezweifeln. Die Majorität der Schleswig'schen Ständeversammlung machte den Vorschlag, den Sprachenstreit durch eine allgemeine Abstimmung in den einzelnen Gemeinden entscheiden zu lassen. Der Vorschlag war grundsätzlich den Principien der Minorität (meist eingewanderte Dänen, welche mit der kopenhagener Demokratie sympathisiren) entnommen. Allein die Minorität trat sich selber mit ihrem eigenen politischen Princip in Widerspruch und lehnte den Vorschlag ab, — gewiß ein sprechendes Zeugniß, daß sie den Ausfall einer solchen Abstimmung zu fürchten hatte. Selbst legal dänisch gesinnte Männer, die sich noch nicht in den tollen Wirbel des kopenhagener Parteitreibens haben hineinreißen lassen, haben es für eine Versündigung an Gott und den Menschen erklärt, diesen willkürlichen Sprachverordnungen nachzukommen. Der Pastor Ohen, Propst und Ritter vom Dannebrog, der während des Krieges wegen seiner dänischen Gesinnung seiner Stelle in Husum von der damaligen Regierung enthoben ward, dann zum Pastor in Quern und Angeln und später auf der Insel Helgoland ernannt wurde, dieser gewiß glaubwürdige und unverdächtige Mann erklärte als Präsident der schleswigschen Ständeversammlung unter anderm: „Er sei wie auf den Wellen gegangen und habe kaum gewußt, ob er seinen Augen trauen solle, als er das Reskript in der Hand gehalten und schwarz auf weiß gelesen habe, es solle nun jeden andern Sonntag in Quern dänisch gepredigt werden, weil er die feste Ueberzeugung gehabt, daß die Gemeinde die dänische Predigt nicht verstehe. Er würde sich schämen vor Gott und den Men-

schen, würde sich versündigen gegen König und Land, wenn er schweigen wolle. Er bezeuge es denn auf das Ernsteste und Feierlichste, daß er es für seine Pflicht für eine Sünde ansehe, daß in der genannten Gemeinde dänisch gepredigt werde; er bezeuge es, daß für ihn große Ursache zu der Furcht vorhanden sei, es werde Gott mit seinen Gerichten das Land heimsuchen um der Sünde willen, die seiner Ansicht nach in jenen Kirchen geschehe."

Die deutschen Stämme in den beiden Herzogthümern sind von zäher Art und haben ihre nachhaltige Widerstandskraft oft genug bewährt. Diese ihre Natur ist auch der dänischen Sprachpropaganda gegenüber eine schwer zu bewältigende Macht. Aber es sind auch andere Mittel und Maßregeln von Kopenhagen aus angewendet worden, die zwar nicht das Dänenthum gefördert, aber doch bereits vergiftend auf das Volksleben in Schleswig eingewirkt haben. Das Volk hier hatte von je an einen tiefernsten, religiös-sittlichen Sinn. Schule und Haus standen immer in enger Verbindung, und Achtung, Liebe und Vertrauen zu ihren Geistlichen beseelte die einzelnen Gemeinden. Man nannte wohl das Land „das Gosen der Pastore." Was ist aber nun aus diesem aller Frivolität und Blasirtheit abgeneigten Volke geworden? Das alte Band zwischen Schule und Haus ist gerissen, da die Eltern keine Theilnahme für einen dänischen Unterricht hegen können. Und nun vollends das kirchliche Leben ist vollkommen vernichtet. Die deutsch gesinnten Prediger wurden fast alle aus dem Lande gejagt und dänische an ihre Stelle gesetzt. Nun stehen die Kirchen leer, weil dänisch gepredigt wird, und niemand in der Gemeinde diese Sprache versteht. Aber auch die dänischen Predigten werden nicht besucht, weil durchgehends die dänischen Prediger wegen ihres anstößigen Lebenswandels, wegen ihrer Rohheit und Unbildung bei ihren Gemeinden in der größten Verachtung stehen.

Es ist eine selbst von Dänen eingestandene Thatsache, daß nur die verächtlichsten und unwissendsten Leute als Prediger, Lehrer oder sonstige Beamte nach Schleswig geschickt werden. Gemeine Sportsucht, Trunksucht, Völlerei und Unzucht sind den meisten der Geistlichen eigen, die einem Volke von strengem, sittlichzuchtvollem Wesen als Plaggeister über den Hals geschickt werden. Aller Orten in Schleswig ist man von Scandalgeschichten über diese „schwarzen Gensdarmen", wie sie im Volke heißen, voll. Mit jenem Namen aber werden sie bezeichnet, weil sie die politischen Handlangerdienste für die eiderdänische Partei verrichten, und eben nach der politischen Gesinnung werden die Pfarren besetzt. So setzte die dänische Regierung den Propst Boysen in Schleswig, einen tüchtigen und geachteten Geistlichen, wegen seiner deutschen Gesinnung ab. An seine Stelle berief sie den früheren Diaconus Martens aus Idstedt. Er war eine Zeitlang Pastor in Neukirchen in Angeln und brachte von dort den Namen Swinemartens mit. Der Ruhm, durch eigene Wartung und Hütung die fettesten Schweine zu züchten, habe ihm, wird erzählt, diesen Namen gebracht. Von seiner gemeinen Hetzjagd weiß Jedermann in Schleswig zu erzählen. Und doch wird allgemein zugestanden, daß dieser Swinemartens nicht zu den schlechtesten Predigern im Lande gehöre. Ein Pastor in Koppeln, ein Säufer und Betrüger, mußte, weil er es zu arg trieb, endlich von der Regierung entfernt werden.

Mit der Gemeinheit der Gesinnung geht die Unbildung, namentlich der Mangel an Kenntniß der deutschen Sprache, Hand in Hand. Ein Pastor Hartnack in Norderbrarup hielt einst folgende Leichenrede: „Da liegt er in seine schwarze Kiste; ihr habt ihn gekennt, aber ich habe ihn nicht gekennt." — Im Kirchspiel Sörup in Angeln, einem Orte von rein deutschem Charakter, in dem aber in Folge der Sprachrescripte jeden andern Sonntag dänisch gepredigt wird, ist ein Pastor Barford, der allgemein für einen der geschicktesten gilt. Der Küster daselbst versteht gar kein Deutsch. Die Gemeindeglieder beschwerten sich daher bei dem Pastor Barford und sagten: Das ginge doch gar nicht länger mit dem Unterricht; der Pastor aber wies den Beschwerdeführern die Thür und schrie sie

ster „Der Herr Herzog hat mich." Unter allgemeinem Schluchzen gingen sie auseinander. — Wo ist zu vermuthen, daß ein so gebeugtes, sittlich reiner Menschenkinder, wie die Schleswiger, namentlich die Jugend sind, sich mit entschlossener Hingebung von den Geschicken abwendet und die Fahnen als entweihte Stätten meidet?

Wie aber möchte wir nicht ein Volk bewundern, das trotz der Schmach, trotz der Gewalt, die täglich ihm angethan wird, ohne eine Spur von Nachgiebigkeit gegen seine Dränger, in seiner gräßlichen und mahnvollen Haltung verharrt? Als man den Dr. Reich, der im vergangenen Sommer Schleswig durchreiste, in einer Familie in Angeln unter Thränen von der täglichen Mißhandlung im Lande erzählte, namentlich auch von der „schwarzen Gendarmerie", tröstete er sie damit, daß für sie, die zum Theil Deutschland an Deutschlands Grenzen so tapfer Widerstand leisteten, der Tag der Befreiung kommen würde. „Aber," fügte er hinzu, „schlagt so Einem diese schwarzen Gendarmen einmal Arme und Beine entzwei! Das wird helfen. So ein Beispiel thut viel." Da schüttelten die ernsten Männer die Köpfe und sagten traurig: „Nein, das liegt nicht in unserer Art. Das geht nicht." Und der Rathgeber, der die Art des Volkes kannte, wußte ihnen im Innern wohl Recht zu geben.

Daß die höhern Beamtenstellen durchweg mit Gesinnern der eiderdänischen Partei besetzt sind, brauchte wohl kaum bemerkt zu werden. Es sind zum Theil die elendesten, verlorensten Subjecte, die für gut genug gelten, um mit der Verwaltung oder der Executivgewalt in den schleswigschen Landen betraut zu werden. Die meisten von ihnen beuten das Amt aus zu ihrer Bereicherung oder überbieten sich im Diensteifer und in der Brutalität gegen die Deutschen, um Carriere zu machen. Und gegen dieses grenzenlose, unerhörte Willkürregiment der dänischen Beamten giebt es keinen Schutz, kein Mittel der Abwehr, oft nicht einen Recurs an die Gerichte. Was sind das für Zustände in einem Lande, wenn ein Mitglied des höchsten Gerichtshofes dieses Landes sich über denselben nach einer Mittheilung des Dr. Reich folgendermaßen äußert: „Nur in einem bei dem Appellationsgerichte zu Strudsberg schwebenden Prozesse, in dem es sich um meinen Kopf handelte, würde ich mich vertheidigen; nicht, daß ich hoffte, den Prozeß zu gewinnen, aber für seinen eigenen Kopf thut man doch etwas."

Und trotz alle dem, trotz der massenhaften Geldstrafen, die oft genug in Städten wie in Dörfern verhängt werden, trotz der drückenden Beschränkungen, die dem Einzelnen wie ganzen Ortschaften auferlegt werden, trotz der entgräbtesten Spionage und der kleinlichen, aber erbittertsten Scherereien hat das Volk, verlassen von uns, den mächtigen Stammgenossen, die Ehre des deutschen Namens zu hoch gehalten, um deutsches unters zu werden; weder der rohen Gewalt, noch der schmeichelnden Verlockung ist es gewichen. Wo und wie es kann, legt es offen Zeugniß ab, daß ihm der Muth zum Widerstande noch nicht gebrochen ist, und daß es sich niemals dem dänischen Staate werde einverleiben lassen, sondern fest halten wolle an deutscher Nationalität, an deutscher Sprache, Sitte und deutschem Recht. Hat nicht Deutschland die heiligste Verpflichtung, einem Brudervolke von solcher Treue und Hingebung für die deutsche Sache zu seinem eigenthümlichen, angestammten Rechte zu verhelfen? —

„Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt!"

Das Ilsethal im Winter.

Es war freilich nicht der Zweck meiner Reise, das Ilsethal auch im Winter kennen zu lernen, aber wer kann den Ort, dessen sommerliche Reize ihn so oft entzückten, selbst im Winter ganz unbeachtet lassen, wenn der Zufall ihn auch zu einmal bis auf ein paar tausend Schritte in seine Nähe bringt? Ich war ja in Ilsenburg und hatte, Dank der Gemüthlichkeit meines alten Wirthes, die Nacht in dessen Hause und Zimmer zugebracht, das im Sommer so oft den Mittelpunkt meiner Streifereien gebildet hatte: ehe ich weiter zog, mußte ich mir Ilsenburg und das Ilsethal auch in ihrem Winterzustande näher ansehen.

Während wir am Tage zuvor im Nebel fuhren, war über Nacht die größte Heiterkeit des Himmels eingetreten, und obgleich es diesen Morgen recht kalt war und der Morgenwind ziemlich empfindlich aus der Ebene in's Ilsethal wehte, so lockte doch das herrliche Licht schon früh in's Freie. Der älteste Sohn des Hauses, der mit mir ging, leitete mich zu einem Punkte, wo wir auch einen Blick nach dem Brocken thun konnten. Da habe ich denn — es war etwa 8 Uhr Morgens — eine herrliche Erscheinung gesehen, die man im Sommer nie zu sehen bekommt. Das ganze Gebirge lag in seinem saubersten Winterschmucke in größter Klarheit aber Unruhe vor uns, je höher hinauf, in desto reinerem Weiß: nur die Brockenkuppe strahlte in einer vollen, prächtigen — Rosafarbe! Man darfte an das Alpenglühen denken, und es war auch hier die aufgehende, nur erst das höchste Gebirge hinter beleuchtende Sonne, welche jenen zauberhaften Anblick hervorrief. Bei ähnlichem Wetter ist, wie ich höre, dieses Glühen des Brockens nicht gerade selten. In Wenigerode soll sich im Besitze eines Herrn Meyer ein großes, gelungenes Oelbild von Landschaftsmaler Hellwig befinden, welches eben dieses Phänomen darstellt.

Indem wir am Fundamente eines im Bau begriffenen Hauses vorüberkamen, erfuhr ich, daß hier und in den benachbarten Harzörtern seit mehreren Jahren eine starke Ansiedlung von Personen stattfindet, die vorher oft weit vom Harze entfernt wohnten. Meistens sind es Pensionäre höheren Rangs oder geschäftslose Kapitalisten. Die Lust der letzteren scheint überhaupt in unserer Zeit zuzunehmen, was gewiß zum Theil in den gerade die größeren Geschäfte unsicher machenden, unerfreulichen Beziehungen unter den Nationen seinen Grund hat, vielleicht aber auch darin, daß die Kapitalisten der Gegenwart mehr als in früheren Zeiten geneigt sind, ihr Vermögen zu einer Quelle des Genusses zu machen. Es giebt also jetzt drei Klassen von Bethätigern, die sich um die Gunst des Harzes bewerben: die ambulanten, dann solche, die einige Monate hindurch eine feste Wohnung im Gebirge nehmen, und drittens diejenigen, welche sich, um des Guten mehr zu haben, gleich für Sommer und Winter und auf Lebenszeit in einem Harzorte niederlassen. Da nun die Baulichkeiten dieser Ortschaften bis jetzt nicht von der Art sind, um den Ansprüchen jener neuen Bevölkerung in Bezug auf Wohnungsverhältnisse völlig zu genügen, so findet sich mancher der begüterten Ankömmlinge bestimmt, sich ein eigenes Haus zu bauen, wovon der vorhin erwähnte Bau ebenfalls Zeugniß giebt. Es soll auf diese Art namentlich in Wenigerode schon manches neue Gebäude entstanden sein, das sich auch durch eine gewisse Schönheit des Styls auszeichnet.

Gegen Mittag machten wir einen Gang in's Ilsethal. Da schien freilich die schönen grünen Bäume, mit welchen wir im vorigen Sommer so vertraut geworden waren, dem

Auch die Tannen hatten sich aus dem gestrigen Nebel ein weißes Duftige-Kleid gesponnen, durch das ihr saftkräftiges Grün nur schwach hindurchschimmerte. Jedoch eben dieser Rauhreif, der jedem Gesträuch das Ansehen eines sinnlichen Wohlgefallens gab, die zarten Blattumrisse in weiße Strauchformen verwandelte und zuweilen die Sonnenstrahlen von den Knospen der Bäume in Regenbogenfarben unterspielen ließ, verhinderte jede unangenehme Erinnerung an den Sommer; ich tröstete mich durch diese kleine Wanderung heute gründlich entschädigt, wie durch irgend eine, die mir im Sommer unternommen. Die Ilse belehrte mich auch diesmal, daß der Name „Eisingstuh" kein bedeutungsloser ist. Wie verschieden von den Bächen und Strömen der Ebene, auch jetzt im Winter! Hier keine einförmige, todte Eisdecke! Der muntere, grünliche Strom beißt sich tapfer mit dem Eise herum und mehrt ihm, sein Joch völlig über ihn auszuspannen. Nicht phlegmatisch nur die eine Richtung auch vermeintlich verfolgend, wie die Ströme der Ebene, sondern jeden Augenblick sich bebend und sträubend, entwickelt das krystallhelle Wasser der lauernden Hand des Winters und lugt bald hier, bald da zwischen der milchigen Eiskruste hervor, unter den klaren Rändern derselben einen entzückenden Wechsel von vorübereilenden Lichtern und Schatten erzeugend. Scheinbar noch keine starre Masse, sondern ein zweiter Strom in und über dem Strome, theilt sich das Eis mit dem Wasser in das felsige, steinreiche Flußbett. Es rinnt gleich dem Wasser durch die Gesteinspalten, es sprudelt an den Felsen empor, es hüpft in Strahlen über sie herab, es hängt sich sogar in Zapfen an die in das Flußbett hineinragenden Baumwurzeln. So zeigt dieser Bergstrom gleich der an seiner Seite riesig emporsteigenden Felspyramide des Ilsensteins auch im Winter jene lebensvolle, unübersehbare Mannigfaltigkeit der Formen, durch welche die unverletzte Natur ein freigestimmtes Gemüth so sehr entzückt.

Das Thal war heute ungewöhnlich belebt. Es war nämlich einer der „Holztage", deren es in der Woche zwei giebt, an welchen es den Armen gestattet ist, für ihren Bedarf in den Forsten todtes Holz zu sammeln. Es soll aber schon lange üblich sein, mit dem so gewonnenen Holze auch Handel zu treiben, weßhalb das Geschäft auch im Winter nicht ausgesetzt wird; und ich habe bemerkt, daß man wirklich erstaunliche Holzmengen dem Walde abzugewinnen weiß. Schon am frühen Morgen hatte ich dergleichen Leute, Männer, Weiber und Kinder, vor meiner Wohnung vorbeigehen sehen, ohne noch zu wissen, um was es sich handelte. Manche der Frauen frappirten mich durch ein fast martialisches Aussehen. Ein langer Rock ließ den Schritten volle Freiheit, die Füße steckten nicht in Schuhen, sondern in ganz sonderbaren, aus allerlei Zeuglappen zusammengeflickten, dicken und breiten Socken; die zum Binden des Holzes dienenden Stricke waren vielfach um die Hüften geschlungen, und in diesem Gürtel steckte, gewöhnlich am Rücken, ein Beil, beinahe wie Dolch und Pistolen eines Corsaren. Auch eine oft sehr lange Stange mit eisernem Haken am Ende zum Herabreißen trockener Baumäste gehört zu der Ausrüstung. Uebrigens ließ die starke Muskulatur, deren manche von diesen Menschen sich erfreuten, nicht gerade auf schmale Kost schließen, obgleich auch die fortgesetzte anstrengende Arbeit zur Kräftigung der Gliedmaßen beitragen mag. In der That sollen die Leute jenem Geschäfte des Holzsammelns selbst zur Wanderzeit mit einer gewissen Wollust obliegen, es jedem andern vorziehen und ihre schweren Lasten oft genug singend und schäkernd den langen Weg nach Hause tragen. Vielleicht bekundet sich in diesem Treiben ein Zug menschlicher Freiheitsliebe! Bei einigem materiellen Gewinn, sollte man meinen, müßten diese Leute von recht bitterer Armuth verschont bleiben: wie Vieles haben sie doch vor den Armen großer Städte und der waldlosen Ebene voraus! —

Im Ilsethal nun begegnete uns ein Theil derselben auf dem Rückwege, die Schlitten und Karren hoch mit der Beute des Tages beladen. Spaßhaft war mir eine Art von Hemmschuh, den ich hier zum ersten Mal in meinem Leben erblickte. Da die Gebirgschausseen oft sehr steil und jetzt noch dazu glatt sind, so thut Hemmung noth. Man lügt daher vom

hinteren Ende der Ladung ein gut Theil grüner „Tannspitzen" (Nadelreisig) auf die Erde herabhängen, auf welche sich dann namentlich die zur Hülfe mitgenommenen Kinder setzen, um durch ihr Gewicht die nöthige Reibung hervorzubringen. Ein lebendiger Hemmschuh, der seine vollen Dienste that! Ein Mal war mir's, als hörte ich in einiger Entfernung eine Mühle klappern. Aber bald zeigte sich als Ursach dieses Geräusches ein zweiräderiger Holzkarren, der nicht bloß den oben beschriebenen Hemmschuh, sondern auch noch eine ebenso einfache Bremsvorrichtung besaß. Ein zäher, ziemlich biegsamer Stab war jedesmals so an der Ladung befestigt, daß sein äußeres Ende zwischen die Speichen des Rades faßte und diesen so lange Widerstand leistete, bis er krumm gebogen an der einen Speiche abglitt, um gleich wieder gegen die folgende zu schlagen. Das gab denn bei der schnellen Bewegung des zu Thal laufenden Karrens ein Geklapper, wie ich's bisher nur von Mühlen gehört hatte.

Es waren indeß nicht bloß Holzsammler, die den Weg belebten, sondern wir trafen auch noch auf einen mehr disciplinirten Convoi, dessen Aufgabe es war, im amtlichen Auftrage lange Stücken Bauholz aus dem Gebirge zu schaffen. Das Holzfällen hört im Winter auf, aber vom Sommer her liegen in den Bergen noch viele Hölzer, die man „gerückt", d. h. nach den Waldblößen geschafft werden müssen. Das ist gerade eine Arbeit für den Winter, weil sie Ueberzeugheit giebt, die sonst brachliegen Waldarbeiter zu beschäftigen. Die Hölzer werden mit ihren Enden auf zwei Schlitten oder niedrige, zweiräderige Karren gelegt, und diese von zwei oder drei Paar Menschen fortgezogen. Ein solches Paar Zugthiere aber ist, wie ich im Ilsethal gesehen habe, sehr oft ein Ehe-Paar. Rechts zieht er und links sie, oder umgekehrt. Als beim Passiren eines solchen Zuges das junge Weib, um einen Augenblick die erschöpfte Brust zu erleichtern, ihren Arm auf die Achsel ihres Mannes hing, da lernte ich gründlich die Art eines Ehepaares verstehen, von dem man ohne Irrthum sagen kann, daß es Einen Strang ziehe! —

Mein Verlangen war gestillt; ich nahm von der auch im Winter noch schönen Ilse Abschied, indem ich ihr einen neuen Besuch auf die Zeit zusagte, „wenn die Veilchen blühen im lieblichen Mai."

H. M. H.

Sagen aus Mülheim an der Ruhr.

Von Heinrich Dröbis.

Einer der schönsten Flüsse, welche in den Rhein münden, ist die Ruhr. Noch bei ihrem Austritte aus dem Gebirge, nicht eben weit von ihrer Mündung, pflanzt sie als Grenzwächter in dunklem Gehölz bei Kettwig und Mülheim mehr oder weniger alte Burgen auf. Auf rother westphälischer Erde am Abhange des Ardenberges entsprungen, sondert sie den Hamm'rung und die Berge des Arbei im Norden und das Sauerländische Gebirge im Süden. Ihr Thal ist bis Neheim eng, wo die erwarteten Wiesenthäler das prachtvolle Rindvieh des Ruhrthales üppig nähren. Kraftvoll schreitet der Stier des Ruhrthales vor dem Pfluge daher und die Kuh giebt würzige Milch und den feinen kräuterreichen Neheimer Käse. So heißt es denn:

O Ruhr, du aus Westfalens Land
Ein Segensstrom erst geschaffen!
O Ruhr, auf die vom Himmelszelt
Sich Rheinlands Hoheit senkt!

Aus wilder Wurt aus Duisburg's Busch,
Dem schönsten Hirsch entsprang,
Noch unlängst kam's mit raschem Busch
Nach seiner Kuh gerannt.

Der Duisburger Busch zieht sich aus der Nähe von Duisburg bis in nicht mehr allzu weite Entfernung von Mülheim. Von der Landstraße aus blickt der Wandermann verwundert auf die breiten, tiefen grünenden Waldwege, welche jene rechtwinklig schneiden und aus denen noch in neuster Zeit oft Räuber und beherzte oder verfolgte Männer auf den vorbeieilenden Mülheimer gezielt haben sollen. Aber bekannt ist, daß ein Ueberrest der wilden germanischen Pferde sich nirgends so lange als im Duisburger Busche im Winkel zwischen Rhein und Ruhr erhalten hat. Erst als die Franzosen im Lande waren, ließ der König Friedrich Wilhelm III. die letzten zusammentreiben und verkaufen.

Da, wo jetzt der Duisburger Busch aufhört, zieht sich bis nach Mülheim eine Anzahl einzeln gelegener Gehöfte, Speldorf genannt. Hier in der Nähe des Duisburger Waldes saß einst ein muthiger Mann, der Wirth Schnüren, des Nachts um zwölf Uhr an seinem Hausherd. Da sprangen nach und nach über die Thür dreizehn schwarze Katzen, Thiere so hoch und rund wie die Bären. Sie schnüffelten um den Herd, setzten sich um den Topf und schmorten. Endlich ergriff Schnüren den großen Schürhaken mit glühend heißem Eisen und gab dies den Thieren rasch über die Bälge. Himmel, wie eilten sie da aus durch Hecken und Gesträuche! Die eilten dort nach ihren Wohnungen; am andern Morgen erfuhr Schnüren, daß dreizehn alte Weiber aus seiner Nachbarschaft krank seien. Das waren die dreizehn Katzen gewesen und jede hatte von Schnüren's heißem Eisen zu leiden gehabt, an dem die eine sich den Mund und die andere den Rücken verbrannt hatte.

Wie diese Frauen als Hexen erkannt sind, so wurde auch einst bei Broich am Berge eine Hexe in die Ruhr geworfen. Weil sie nämlich ihr Bündniß mit dem Teufel nicht bekennen wollte, so wurde die Hexenprobe mit ihr angestellt. Da wo im Angesicht von Schloß Broich oberhalb der Schlacht oder des Wasserwehrs das goldglänzende Mühlenwasser im breiten behaglichen Bette um das gartengleiche Mülheim seine reizenden Windungen macht, sollte sie in den Fluß geworfen werden. Schwamm sie oben, so war sie eine Hexe. Da sagte ihr der Teufel am Ufer: „Ich werde Dir helfen. Hier, nimm diese schwere eiserne Stange in die Hand; Du fühlst wohl gleich, daß ohne Teufelskraft ihre Macht gar Niemand heben kann. Sicherlich zieht sie Dich nieder auf den Grund der Ruhr. Dann wirst Du vom Grunde heraufgezogen und für ein ehrlich Weib erklärt." Die Hexe nahm, was ihr der Teufel gab. So wurde sie in die Ruhr geworfen, schwamm aber oben wie ein Stöpsel. Nun wurde sie als einer überführte Hexe an's Ufer gezerrt. Da sah sie endlich, daß sie keine Stange, sondern eine Nähnadel in der Hand hatte. Der Teufel hatte sie betrogen und ihr die Augen verblendet.

Am krummen Weidenbaume auf Dickhof's Weide bei Mülheim ging einst in der Frühe des Ostermorgens ein Mädchen im Alter von siebenzehn bis zwanzig Jahren vorbei. Da lag ein Schatz zu Tage, davon füllte sie ihre Schürze und ging weiter. Aber leider war sie nicht mehr schuldlos, wie die Welt von ihr glaubte. Darum dünkte ihr die Schürze bald so naß und so kalt, als sie aus der Weide war, und sie hatte wirklich statt des Goldes nur noch Kröten und Schnecken darin. Eine tugendhafte Jungfrau wird aber einst in der Osterfrühe den Schatz am krummen Weidenbaume noch heben. Darum seid fröhlich und früh auf am Ostermorgen, ihr Jungfrauen von Mülheim!

Hans Ulrich Schaffgotsch,

ein Opfer seines Glaubens.*)

Von Karl Wolfgang Brunner.

Das Schicksal des edeln, unglücklichen Generals, Hans Ulrich Schaffgotsch, der sich in gleichem Maße durch Adel der Geburt, wie durch Seelenadel auszeichnete, und nach einem Leben voll Glanz und Herrlichkeit der Mitwissenschaft von Wallenstein's Plänen, also des Hochverrathes beschuldigt, die Beschwerden einer siebzehnmonatlichen Haft, die Qualen der Tortur und schließlich die Schrecken eines schimpflichen Todes auf dem Schaffote zu Regensburg mit einer Würde und Gottergebenheit ertragen hat, die uns die höchste Bewunderung und Hochachtung abzwingt, mußte zu allen Zeiten das vollste Interesse sowohl des Geschichtsfreundes, als auch jedes tiefer denkenden und fühlenden Menschen in Anspruch nehmen. Sein offener Mannesmuth und seine unerschütterliche Treue, mit der er dem evangelischen Glauben anhing, machten ihn zum Opfer jesuitischer Habgier und Gewissenlosigkeit.

Die Familie, der er entstammte, war schon damals als eine der ältesten, berühmtesten und reichsten Schlesiens bekannt, und durch mancherlei Lieder und Sagen des Volkes verherrlicht.

Von einem ihrer Ahnherren, von Gottfried, oder wie man ihn zu jener Zeit hieß: Gotsche Schaff II. erzählt man sich, daß er es war, dem Anno 1360 der halsbrechende Ritt auf der Mauer des Kynast gelungen, wodurch er die Hand der schönen Kunigunde und das Schloß ihrer Väter, den herrlichen Kynast, sich erworben.**)

Eine zweite Sage, die Gotsche Schaff II. zum Helden hat, beurkundet nicht minder die ritterliche Gesinnung dieses Geschlechtes. Als Gotsche Schaff II. unter Kaiser Karl IV., Anno 1377 in der Belagerung der Stadt Erfurt die Besatzung bei einem Ausfalle zurückgeschlagen hatte, bemerkte er, wie sein treuloser Freund Arig der Schönburger, der ihm seine Liebe, die schöne Katharein von Kolbig, abspenstig gemacht hatte, von Feindesschaaren umringt, und schon aus mehreren Wunden blutend, nahe daran war zu unterliegen. Da vergaß der edle Gotsche jedweden Haß, arbeitete sich durch die Kämpfenden hindurch, hielt die, seinem einstigen Freunde, zugedachten Streiche ab, brachte ihn bei Seite, und half ihm seine Wunden verbinden. Der Kaiser, von dieser edelmüthigen und ritterlichen That in Kenntniß gesetzt, ritt auf den Helden zu, um ihm anerkennend die Hand zu drücken. Gotsche jedoch wischte vorher eilfertig die vier blutigen Finger seiner Rechten an dem silberhellen Harnisch ab, und reichte sie sodann dem Herrscher. Der Kaiser schüttelte sie herzlich und sprach: „Diese vier Streifen wirst Du einsetzen lassen, denn sie sollen im Wappenschilde Deines Geschlechts ein ewiges Denkmal an Deine ritterliche Rache bleiben!" Hierauf schlug er ihn zum Ritter und setzte ihm zum Andenken die vier rothen Streifen auf

*) Der Herr Verfasser hat in einem Briefe aus Regensburg an den Herausgeber die Verehrung, mit welcher er „dem unglücklichen Schaffgotsch zugethan" ist, auch durch folgende Mittheilung bewiesen, welche zugleich unseren Mitarbeiter selbst beschreibt: „— — — Kürzlich ließ ich, um das Andenken von Schaffgotsch zu ehren und zu erneuern, auch einen sogenannten „„Todtenschild"" ganz in der alten Weise herstellen und durch meinen Freund Hans Meininger malen. Der Schild zeigt das Wappen des Märtyrers und die Umschrift: „Dem Andenken des unglücklichen Generals Hans Ulrich Schaffgotsch, † 23. Juli 1635, dem Gott Gnad." Gegenwärtig hängt der Schild bereits in der Dreifaltigkeitskirche, in deren Umfriedung Schaffgotsch ruht."

**) Die Kynastsage ist von Th. Körner und Friedrich Rückert erzählt.

silbernen Felde in's Wappen, wie sie noch heutzutage seine Nachkommen, die nach ihm sich alle nannten: „die Grafen von Schaffgotsch" führen.

Ein würdiger Sprosse dieses Helden, der später sich mit seiner Jugendliebe, der schönen Kathrein von Kolbitz wieder verlöhnte und sie glücklich heimführte, war unser: Hans Ulrich Schaffgotsch. Geboren den 28. August 1595 auf Schloß Greifenstein, hatte er am 9. Juli 1601 im sechsten Jahre schon das Unglück seinen Vater zu verlieren.

Am 1. August 1601 ererbte er von seinem Vetter Adam, der gleichfalls gestorben war, die freie Standesherrschaft Trachenberg (woher die Familie den Freiherrntitel führte) sammt Kemnitz und war binnen sieben Wochen in den Besitz von sieben ansehnlichen Herrschaften gekommen. Von der Natur mit außerordentlichen Geistesgaben ausgestattet, genoß er unter der Vormundschaft seiner Mutter eine vortreffliche Erziehung so, daß er reich an Wissen aller Art und vieler Sprachen kundig, dabei in allen ritterlichen Künsten wohlerfahren schon in seinem fünfzehnten Jahre 1609 die Universität Padua besuchte.

Wir sind so glücklich zwei getreue Kopien eines Stammbuchblättchens von seiner Hand aus jener Zeit zu besitzen, welch letzteres als ein merkwürdiger Beweis von der frühzeitigen Reife seines Geistes und von entschiedener männlicher Gesinnung gelten mag.

Das Blättchen enthält zu oberst auf einem Spruchbande den schönen Wahlspruch des jungen Hans Ulrich: „Ratione, non cupidine." (Durch die Vernunft, nicht durch Leidenschaft.) Unter dem Spruche findet sich das Schaffgotsch'sche Wappen, sehr zierlich und sicher gemalt: Der quadrirte Schild führt im ersten und vierten silbernen Felde vier rothe Streifen (Pfähle) und im zweiten und dritten blauen, einen goldnen Greifen, auf einem dreifachen grünen Hügel, mit ausgeschlagener rother Zunge und unterschlagenem Schwanze, in seinen vordern Klauen einen silbernen eckigen Stein haltend. Ueber dem Schilde stehen zwei offene, blau und silberfarb angelaufene und mit Gold verzierte Turnier-Helme. Auf dem rechten vordern steht ein linksgekehrtes silbernes Schaf, mit einem goldnen Halsbande und daran hängenden Glöckchen, unter einem ausgebreiteten grünen Kiefernbaume. Auf dem linken gekrönten ist der Greif des zweiten und dritten Feldes. Die Helmdecken sind zur Rechten roth und von Silber, zur Linken blau und von Gold. Das ganze Wappen auf damaszirtem Grunde umschlingt ein blattgrüner, mit Gold schraffirter Kranz von Tannenzweigen. Zu beiden Seiten desselben ringeln sich hochrothe Bänder empor.

Vermuthlich beschrieb er obiges Gedenkblatt, als er seine Wanderung antrat, um die Welt zu besehen und im Geleite seines treuen Freundes, des ungarischen Grafen: Paul Palfy, Italien, Spanien, Frankreich, England, Holland und die Niederlande bereiste, von welcher Fahrt er erst, nachdem er sich zuletzt noch ein halbes Jahr zu Malta bei den dortigen Ordensrittern aufgehalten und mit ihnen gegen die Türken zur See gefochten hatte, im Jahre 1614 wieder mit Kenntnissen und Erfahrungen aller Art bereichert, in sein Geburtshaus Schloß Greifenstein zurückkehrte. 1616 befand er sich bei der Krönung der Kaiserin Anna zur böhmischen Königin in Prag, und wurde kaiserlicher Obrister-Kämmerer. Drei Jahre darnach erwählten ihn die schlesischen Fürsten und Stände zu einem Defensoren, er wurde auch in der Folge kaiserlicher Obrister und hielt, als der deutsche Krieg sich in Schlesien ebenfalls ausbreitete, standhaft die kaiserliche Partei, ja, er warb sogar zwei Regimenter auf seine Kosten. Mitten in diesem kriegerischen Treiben vermählte er sich im Jahre 1620 mit Barbara Agnes, Herzogin in Schlesien, Liegnitz und Brieg, Tochter des Herzogs Joachim Friedrich, welche glückliche Ehe leider nur kurzen Bestand hatte. Im Jahre 1626 bekam er das Kommando über die schlesische Miliz, und hat in dieser Stellung den Feind an vielen Orten so herzhaft angegriffen, daß ihm zum dritten Male das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. Als Lohn für seine ausgezeichneten Waffenthaten erhielt er am 4. Dezember 1627 vom Kaiser Ferdinand II. für sich und seine Nachkommen das seitene Ehren-

prädikat: „Semperfrei des heiligen römischen Reiches.“ Zu jener Zeit hatte er in Landsberg in der Mark ein Duell mit dem damaligen reformirten Rittmeister von Wildberg, den wir später wieder als einen Ehrenmann treffen werden. Das Kugelwechseln fand zu Pferde auf freiem Felde statt, mitten im strengsten Winter. Wildberg hatte zuerst die Ehre seine Pistole auf den Obristen von Schaffgotsch zu lösen, verfehlte jedoch sein Ziel und wurde hierauf von seinem Gegner in die Seite durch und durch geschossen. Als Obrist

Sachmittlere Abbildung eines Stammbuchblattes des jungen Schaffgotsch.

Schaffgotsch, damaliger Sitte gemäß, auf den Verwundeten zuritt, um ihn wehrlos zu machen und ihm den Rest zu geben, brach sein Pferd auf dem Eise ein und fiel mit dem Reiter über den Haufen. Diesen Moment benützte der verwundete Rittmeister und versetzte dem Herrn von Schaffgotsch in der Herzgegend mit seinem Kürassier-Degen einen Stoß, der jedoch wegen eingetretener Schwäche in Folge des vielen Blutverlustes nur ein Glied tief durch das starke eisenlederne Koller eindrang, das Schaffgotsch wie Wallenstein trug. Nun brachten die Sekundanten Rittmeister Mutschelnitz auf der Seite von Schaffgotsch und

der Sachs des Obristen Krag auf der Gegenseite sie auseinander und nach Landsberg, um sie da heilen zu lassen. Beide genasen wieder, Schaffgotsch war jedoch in großer Lebensgefahr, weil das Blut in den Leib gedrungen war, auswendig aber sich verkrustete. Er hätte daher in seinem Blute ersticken müssen, wenn nicht ein Offizier seines Regiments: ein Herr von Aschatz, die vertrocknete Wunde mit dem Munde erwärmt und das Blut ausgesogen hätte. Da der Obrist Schaffgotsch sich hernach wiederholt in kaiserlichen Kriegsdiensten auszeichnete und in allen seinen Handlungen einen besonderen Eifer für des Kaisers Interesse bewies, so ernannte ihn dieser zum General der Kavallerie, und übertrug ihm das Kommando über die sämmtlichen Truppen in Schlesien. In einem Kupferstiche aus dieser Zeit seines Lebens präsentirt er sich uns als eine stattliche Persönlichkeit. (Man sehe unsere Lithographie.) Dunkle, aus der Stirne gestrichene Haare umgeben das volle Antlitz, das uns eine wohlgeformte Nase, verständige Augen, wie einen sorgfältig gepflegten Schnur- und Knebelbart zeigt. Ein gestickter Spitzenkragen reicht vom Halse bis fast zu den Schultern, während die eben so weite als breite Feldbinde von der rechten Schulter gegen die linke Hüfte den Plattenharnisch überkreuzt, der bis zu den Knieen reicht. Spitzenmanschetten zieren den Vorderarm. Die linke Hand stützt sich gravitätisch auf den Griff des langen Reiterdegens, während die rechte den Kommandostab hält. Weit herauf reichende Stulpstiefel vollenden den kriegerischen Anzug und auf einem nebenan befindlichen Tische steht der geöffnete Reiterhelm mit hohem Reiherbusch, daneben liegen die Blechhandschuhe. Ueber die Erscheinung des Generals, sein Benehmen, seine Bildung, und den hohen Rang, den er einnahm, berichtet uns ein ehrwürdiger Zeitgenosse desselben, der Regensburger Pastor Christoph Sigmund Donauer in seiner handschriftlichen Chronik: „Er war eine überaus schöne, lange Person, heldhelig, lieblich in Worten und Gebärden, wohl und trefflich gereiset und vieler Sprachen kundig. Sind ihm auch viele Bücher dedizirt worden, darinnen er trefflich gerühmet und Princeps Juventutis Germanicae genannt wird. Kam in so großes Ansehen, daß er auch von denen Kurfürsten zu Gevattern gebeten wurde. Sein Glück hatte jedoch kaum den höchsten Gipfel erreicht, als es bereits wieder zu fallen begann und nur zu bald mußte er den Wechsel aller Dinge auf das Schmerzlichste empfinden. Doch das ist nicht anders auf Erden: „Heute roth, morgen todt!"

Am 24. Juli des Jahres 1631 erlitt er den ersten, aber den schmerzlichsten Verlust: Seine geliebte Gattin, die ihn mit vier Kindern beglückt hatte, ging ihm in die Ewigkeit voraus. Drei Jahre nachher, als der Herzog von Friedland, Graf von Wallenstein, der den Herrn von Schaffgotsch besonders hochschätzte, anno 1634 des Ober-Commando's entsetzt und auf kaiserlichen Befehl am 25. Februar dieses Jahres zu Eger ermordet wurde, nahm auch die Herrlichkeit unseres ritterlichen Freiherrn, dessen ungewöhnlicher Reichthum und Begeisterung für die evangelische Lehre ohnehin Vielen ein Dorn im Auge war, ein rasches und schreckliches Ende. Die Sage, die um sein edles Bild auch ihre duftigen Kränze gewunden hat, läßt ihm die Art seines Todes etwa zwei Jahre vorher auf eine erschütternde Weise prophezeien. Als nämlich General Schaffgotsch am 28. August des Jahres 1633 sein Geburtsfest im Kreise seiner Freunde und Gutsnachbaren auf dem Bergschloß Kynast gewohnter Weise beging, da geschah es, daß den Gästen der Wein allmählig zu Kopf stieg und sie, — indeß der Freiherr, der sich bereits in sein Zimmer zurückgezogen hatte, dort auf den Knieen lag und Gott im Gebete inbrünstig für die ihm verliehenen Tage dankte — einen anwesenden Astrologen, den Pfarrer Johann Andreas Thieme, veranlaßten, dem General Schaffgotsch das Horoskop zu stellen. Thieme gab ungern ihren Bitten nach, und that, nach langem Hin- und Herrechnen endlich mit augenscheinlicher Bestürzung den Ausspruch: „Unser gnädigster Freiherr wird einen, durch kaltes Eisen, gewaltsamen Todes sterben. Wir aber wollen fußfällig den Lenker aller Dinge bitten, daß er es zum Besten unseres lieben Herrn wende!" —

Alle entsetzten sich und tadelten diese Rede; der General jedoch, dem sie sein Stallmeister beim Auskleiden erzählte, lächelte darüber und befahl diesem, den Gästen nachzueilen und sie für den nächstfolgenden Tag gleichfalls insgesammt wieder einzuladen, es sei dieses leider bei ihrem Abgange übersehen worden. Dieß hatte er aber lediglich in der Absicht angeordnet, um den klugen Nativität-Steller von seinem Wahne zu kuriren. Als daher am nächsten Tage die Gäste wieder richtig versammelt waren, richtete der General an den Pfarrer Thieme dringend die Bitte, einem Lamme, das er von der Heerde hatte holen lassen, gleichfalls die Nativität zu stellen. Der Geistliche wehrte sich dagegen lange, weil er seine Kunst dadurch zu schänden glaubte, war jedoch schließlich gezwungen an's Werk zu gehen und erklärte mit aller Sicherheit, nachdem man ihm vorher durch den Schäfer Woche, Tag und Stunde, wann dieses Schaf geworfen worden, behufs seiner Berechnungen ausgeforscht hatte: „Dieses Thier wird der Wolf fressen!" worüber der General und alle Anwesenden heftig lachten.

Während hierauf der Freiherr mit seinen Gästen sich auf die Jagd begeben hatte, war dem Koch, der von nichts wußte, insgeheim der Befehl ertheilt worden, gedachtes Lamm abzuziehen und ganz zu braten, um es Abends der Gesellschaft vorsetzen zu können.

Nun befand sich aber auf Schloß Kynast ein zahmer Wolf, der schon seit zehn Jahren dort frei herumlief und niemals weder etwas Lebendiges, noch Zugerichtetes angerührt hatte, weil er ohnehin zur Genüge gefüttert wurde; ja, er war so zahm, daß er in der dazu verfertigten Maschine selbst, wie ein abgerichteter Hund, die Braten wendete. Während der beiden Festtage war jedoch der arme Wolf zu füttern vergessen worden, und daher machte er sich, als der Koch für einen Augenblick die Küche verließ, über das Lamm am Spieße her und fraß es, daß nur noch einige Knochen übrig blieben. Der Koch prügelte ihn, als er zurückkam, mit einem Stück Holz dafür tüchtig ab und glaubte, weil sonst noch allerhand delikate Speisen vorhanden waren, daß die Gäste das Lamm nicht vermissen würden. Unterdessen waren die Herrschaften zurückgekehrt und hatten bei der Tafel den Pfarrer weidlich wegen seiner Wahrsagereien geneckt.

Den Hauptschlag sollte jedoch das gebratene Lamm abgeben. Wer beschreibt aber das Entsetzen Aller, als der Koch auf geschehene Nachfrage wegen des Lammes die Entschuldigung vorbrachte: „der Wolf hat es gefressen!" General Schaffgotsch war der Einzige, der nicht erblaßte; er legte das Messer mit gelassener Miene aus der Hand, indem er sagte: „Für das Vaterland stirbt sich's süß! Der Wille des Herrn geschehe! Ich weiß, daß ich jederzeit meinem Kaiser treu gedient und nur das Wohl des Landes redlich gesucht habe! Herr! Du wirst meine Unschuld, wenn es nöthig ist, an das Licht bringen!" Worauf sich der Freiherr in sein Schlafgemach zurückzog, die sämmtlichen Gäste aber, nicht ohne Betrübniß, gleichfalls nach Hause begaben, jeder bei sich selbst denkend: Was es wohl für einen schlimmen Ausgang mit diesem Prognostikon nehmen werde. — — — Zwei Jahre darauf wurde Hans Ulrich Schaffgotsch auf Befehl des Kaisers zu Regensburg enthauptet.

So weit die Sage, indem sie unserer Erzählung mit ihrem drastischen Schlusse um ein Bedeutendes vorgreift. Wir jedoch wollen lieber nun dem wahrheitsgetreuen Berichte des Hauptmanns Constantin von Wegrer folgen, der bei dem unglücklichen General als Kammerdiener bis an dessen tragisches Ende mit Aufopferung gedient, und seine merkwürdigen Erlebnisse ausführlich zu Papier gebracht hat.

Am 24. Februar 1634, den Freitag vor Fastnacht, Nachmittags gegen 3 Uhr, somit schon einen Tag vor Wallensteins Ermordung, als General Schaffgotsch eben im Begriff war, im fürstlichen Schlosse Ohlau zu Pferd zu steigen, um die Reiterwachen im Feld zu visitiren, wurde ihm durch des Feldmarschall Gollorebo General-Adjutant de la Spania im Namen des Kaisers ohne Angabe der Ursache der Arrest angekündigt. Drei Obristen waren dem Adjutanten beigegeben worden, die insgeheim sich der Stadtthore bemächtigten und diese

mit ihren Geschützen und Truppen besetzten. General Schaffgotsch, der sich keines Verbrechens bewußt und daher auf eine derartige Begegnung durchaus nicht vorbereitet war, verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart und den oft bewiesenen Muth, sondern weigerte sich gleich anfangs entschieden, den Arrest anzunehmen, bis ihm endlich der kaiserliche Verhaftbefehl vorgezeigt wurde, worauf er ruhig entgegnete: Er wäre der kaiserlichen Majestät treuer Diener, hätte nichts Uebles verschuldet, wolle jedoch dem hohen Befehle gehorsam den Arrest annehmen mit der Bedingung, daß er so lange zu Oblau bleiben dürfe, bis auf seinen Bericht anderweitige kaiserliche Entschließung erfolge. Als dieses die Obristen und der Adjutant aber nicht zugeben wollten mit dem Bedeuten, sie hätten Ordre, ihn lebend oder todt zu liefern, gerieth der tapfere Edelmann darüber in äußerste Entrüstung und sprang nach seinem Degen, der an den im Zimmer aufbewahrten Reiterstandarten lehnte. Dabei rief Schaffgotsch wüthend aus: „Was todt? — Ich will euch weisen, wer den Andern tödten wird!" — Die Herren erschracken derart, daß sie kreideweiß wie die verblichenen Leichen im Gesicht wurden und erstarrten, so daß Schaffgotsch sie selbst wieder aufmuntern mußte, indem er sagte, er wolle keine Gewalt ausüben, doch sollten sie ferner dergleichen Worte vom Tode unterlassen. Hierauf willigte er ein, ihnen nach der Festung Glatz zu folgen, ließ seine Carethe und Küchen-Kalesche anspannen, seine Sachen aufladen und machte sich zu Pferde mit auf den Weg. Seine Pistolen waren unbesehen in den Halftern geblieben, den Degen hatte sein Kammerdiener Constantin zu sich in den Wagen genommen.

So ging die Reise gen Glatz, wo der Arrestant auf der Festung das Zimmer angewiesen erhielt, in welchem vorher der Graf Kinsky in Haft gehalten war. Zur Bewachung des Gefangenen waren 7 Schildwachen beordert, und zwar vier in der Stube und Kammer, nämlich vor jedem Fenster eine, — ferner ein Posten nah: an der Stiege und zwei vor der Stubenthüre, die anfangs nicht verschlossen wurde, daß der Kammerdiener und ein Page aus dem Gefolge des Freiherrn zu jeder Zeit nach Belieben aus und eingehen konnten. Ein seltsamer Vorfall veranlaßte jedoch bald noch strengere Maßregeln. Um Mitternacht begab sich's nämlich, daß die Stubenthüre weit aufgemacht wurde und eine Gestalt herausschritt, welche der Posten nicht zu fassen noch festzuhalten vermochte. Auf dieses Omen hin, das lediglich von der entsetzten Schildwache bemerkt worden, gestaltete sich die Lage des unglücklichen Generals noch mißlicher als zuvor, denn die Thüre wurde von Außen mit zwei Verhängeschlössern versperrt, und die Speisen durch ein eigends hinzugefertigtes Schubfenster jedesmal hineingereicht. In diesem harten Arrest verharrte er mit seinen beiden Dienern fast an zehn Wochen, bis man ihn endlich auf sein inständiges, oftmaliges Bitten unter starker Bedeckung nach Wien abführte, wo er in der Bürgerstube auf dem Rathhause sein Quartier erhielt.

Wenn sich der arme Schaffgotsch von hier wieder fort in sein Arrestzimmer zu Glatz zurücksehnte, so war es kein Wunder, denn dort hatte er wenigstens die Aussicht in's freie Feld und den tröstlichen Anblick zum blauen Himmel gehabt, in dem Kellerloch, das er nun bewohnte, konnte er durch die mit armsdicken Eisenstangen verwahrten, ungewöhnlich hohen Fenster, zu denen er nur mit Hülfe einer Leiter gelangte, nichts erblicken, als das Innere des öden Hofraumes. In diesem trostlosen Gefängnisse vergingen ihm die Tage wie Wochen, die Monate wie Jahre.

Am Pfingst-Mittwoch 1634 präsentirte sich endlich eine kaiserliche Kommission bei ihm, bestehend aus dem Obersten Löbel und mehreren anderen Offizieren, dem kaiserlichen Reichs-Hofrath Dr. Gebhardt, dem kaiserlich Geheimen Secretair Arnoldin und dem königlichen Kammer-Procurator Dr. Brückelmayer; letzterer gab dem General 36 Punkte zu beantworten, das Verhör nahm einen Zeitraum von 2 Stunden in Anspruch. Hierauf verabschiede-

ten sich die Kommissarien mit den höflichsten Formalitäten wieder, ließen ihm jedoch die zu Papier gebrachten Fragepunkte zur ferneren schriftlichen Beantwortung zurück, wofür sie Sr. Excellenz dem Herrn General einen Termin von 6 Wochen und 3 Tagen festzustellen sich erlaubten. Nach einiger Zeit erschienen wieder 2 bevollmächtigte Kommissäre, der eben erwähnte Oberst Löbel und der Reichs-Hofrath Dr. Gebhardt bei der „Excellenz" im Auftrage der Kaiserlichen Majestät mit der sonderbaren Frage, in welcher Weise wohl mit Chur-Sachsen ein beständiger Frieden abgeschlossen werden könnte, worauf General Schaffgotsch offenherzig und gerade antwortete: Meiner Meinung nach könnte dergleichen nur dann erzielt werden, wenn die Majestät Religionsfreiheit zuließen und die Stiftsgüter (weshalb der Krieg angefangen) den evangelischen Fürsten anheimstellten. Diese Antwort nahmen die kaiserlichen Gesandten mit vollster Zufriedenheit auf und versprachen sie zu referiren. In dieser trüben Lage erschien ihm, wie ein tröstender Engel vom Himmel zugesandt, sein treuer Jugendfreund, der ungarische Graf Paul Palfy, der ihn wiederholt besuchte, und nichts unversucht ließ, um ihm eine Audienz bei dem Kaiser zu verschaffen und sogar für den Fall, daß Schaffgotsch auf freiem Fuße procedirt würde und seine Sache persönlich ausführen könnte, — sein ganzes Vermögen an Baarschaft und Gütern, ja selbst seine eigene Person zum Unterpfande für ihn einzusetzen bereit war. Der Präsident des Kriegsgerichtes Graf Schlick trat jedoch diesen edelmüthigen Bestrebungen wahrer Freundschaft hindernd in den Weg, indem er erklärte: „Wenn General Schaffgotsch gerecht sei, so müßte Gott ungerecht sein." Das Einzige, was Graf Palfy für Schaffgotsch erreichen konnte, war die Zusicherung, daß diesem kein Unrecht geschehen werde; was über die andern arretirten Cavaliere beschlossen würde, das solle auch ihm widerfahren. Eine gleiche Antwort wurde auch dem König Wladislaus von Polen zu Theil, der durch seinen Bruder Johann Casimir sich wiederholt schriftlich und mündlich für den von ihm hochgeschätzten Gefangenen verwendete.

Nach Ablauf der festgesetzten sechs Wochen fanden sich die kaiserlichen Kommissarien wieder bei ihm ein und nahmen von Neuem des Generals mündliche und schließlich auch schriftliche Rechtfertigung entgegen, worauf sie sich auf das Höflichste von ihm verabschiedeten.

Wenige Tage darnach ging in der ganzen Stadt Wien, woselbst der ritterliche Schaffgotsch sehr beliebt war, die Rede, er würde demnächst auf freien Fuß gesetzt und bei der kaiserlichen Majestät zu einer Audienz in Gnaden vorgelassen. Diese Freudenbotschaft wurde ihm durch seinen Kammerjunker Melchior von Lüttwitz überbracht, worauf für ihn sogleich neue Gala-Kleider bestellt wurden. Statt der sehnlichst erwarteten Audienz kam ihm jedoch unerwartet die Weisung zu, sich zur Reise bereit zu halten, da er demnächst nach Pilsen transportirt werden müsse.

Drei Tage darnach wurde er in der That auf einer mit sechs Schimmeln bespannten Landkutsche unter militärischer Bedeckung nach Pilsen abgeführt.

Den größern Theil seiner Dienerschaft aber, darunter: Christoph von Tschechwitz, sein Hofmeister, Adam von Rogosowsky, Melchior von Lüttwitz, zwei Pagen, sein Kammerdiener Cornelius, ein Koch, zwei Trompeter, zwei Reitknechte und zwei Stalljungen ließ er bei seiner Abreise in Wien zurück, wo sie im Gasthofe zu „den drei Hacken" logirten und später sich nach Chemnitz zu den vier Kindern ihres Herrn und deren Pflegeeltern, dem Freiherrn Joh. Bernhard von Malzan und dessen Gemahlin Anna Ursula, einer gebornen Gräfin zu Hohenzollern, begaben.

Auf dem Wege nach Pilsen hätte sich leicht Gelegenheit zur Flucht für unseren Gefangenen geboten, da die Musketiere dem Wagen der großen Hitze wegen nicht folgen konnten und stets um ein Paar Stunden zurückblieben; der General verschmähte es jedoch, sich die heißersehnte Freiheit durch ein solches Mittel zu verschaffen, weil er fest überzeugt war, daß seine Unschuld früher oder später jedenfalls an den Tag kommen müsse.

Seine Lage gestaltete sich auch wirklich für die nächste Zeit um Vieles angenehmer, denn es wurde ihm in Pilsen nicht nur ein feines Quartier in der schönsten Lage der Stadt angewiesen, sondern er bekam sogar noch liebe und angenehme Gesellschaft an den Uebrigen aus gleicher Ursache wie er, verhafteten Anhängern des gemordeten Wallensteins.

Herzog Julius Heinrich zu Sachsen-Lauenburg, General-Feldzeug-Meister Georg Ernst von Spaar, General der Cavallerie Graf von Scharffenberg, General-Feldmarschall-Lieutenant zu Fuß Herr von Mohrwald und Peter Losi, Croaten-Obrister und des Fürsten zu Sachsen Obrister-Lieutenant zu Fuß, waren von nun an seine Leidensgenossen. Es ging übrigens damals lustig genug bei ihnen her. Die Herrn Gefangenen besuchten sich gegenseitig, aßen zusammen und vertrieben sich die Zeit mit Spielen und andern Lustbarkeiten. Die Schildwache, die sie vor dem Hause stehen hatten, schien mehr ein Ehrenposten zu sein, denn sie konnten ungehindert aus- und einpassiren, wie sie wollten. Es war ihnen, auch dem Freiherrn von Schaffgotsch, einmal sogar auf gegebene Parole hin erlaubt worden, zu einem böhmischen Landherrn auf dessen Herrschaft, vier Meilen weit von Pilsen, zu verreisen und drei Tage auszubleiben.

Zu jener Zeit hatte der General seinen Kammerdiener Constantin von Wegrer mit mehreren Schreiben an etliche kaiserliche Minister und hohe Herrn nach Wien geschickt, um seine Freilassung neuerdings zu betreiben. Sein Schicksal war jedoch längst in viel anderer Weise beschlossen. Zuerst wurde er mit den übrigen Arrestanten, weil die Schweden unter General Banner in Böhmen eingefallen waren, nach Budweis in Sicherheit gebracht, jedoch ebenso anständig, wie zu Pilsen gehalten. Die gefangenen Kriegsobersten konnten zusammen unbewacht ausgehen, vereint ihr Mittagsmahl einnehmen, der Reihe nach Bankette, Musik und Tänze halten, wozu natürlich auch Frauenzimmer geladen wurden, und vermochten sich demnach ihr Loos so erträglich als möglich zu machen. Dieses lustige, betäubende Zusammenleben währte so bis zum heiligen Dreikönigstage des Jahres 1635. Da kam der Befehl, sie nach Regensburg in Arrest zu bringen, woselbst schon ein Theil des Kriegsgerichts zu ihrer Aburtheilung versammelt wäre, bestehend aus dem General-Feldmarschall Götz (Präsidenten des Gerichts), General-Wachtmeister Mayzler, Obristen König, zwei General-Auditeurs, dem Obristen von Wildberg, der uns aus dem Duelle mit General Schaffgotsch bereits bekannt ist, und 30 Kriegsräthen, welche in der Folge sämmtlich über ein halbes Jahr in Regensburg einquartiert wurden, und der damals kleinen, verarmten Bürgerschaft derart zur Last fielen, daß viele Einwohner darüber um Haus und Hof kamen.

Am 28. Februar 1635 wurde Freiherr von Schaffgotsch mit den übrigen Anhängern Wallensteins gefänglich zu Regensburg eingebracht und in des Aichingers Haus auf der Haide verwahrt.

Forschen wir nach dieser Stätte der Erinnerung an den unglücklichen General, so finden wir in alten Kaufbriefen, daß unter des Aichingers Behausung auf der Haide die westliche Hälfte des vormaligen Thon-Dittmer'schen Hauses zu verstehen sei, die eine Seite der Weingasse bildet, damals mit einem hohen Thurme versehen war, und heutzutage noch gegen den Hofraum zu mit drei übereinanderstehenden, von romanischen Säulen getragenen Gallerien und einer Uhr, mehreren Jahrzahlen und einer allegorischen Figur, der Personification des verrinnenden Lebens, geziert ist. Unter letzterer stehen die Worte:

„Die Uhr nicht ausgelaufen ist:
Gedenk, daß Zeit zum Sterben ist!"

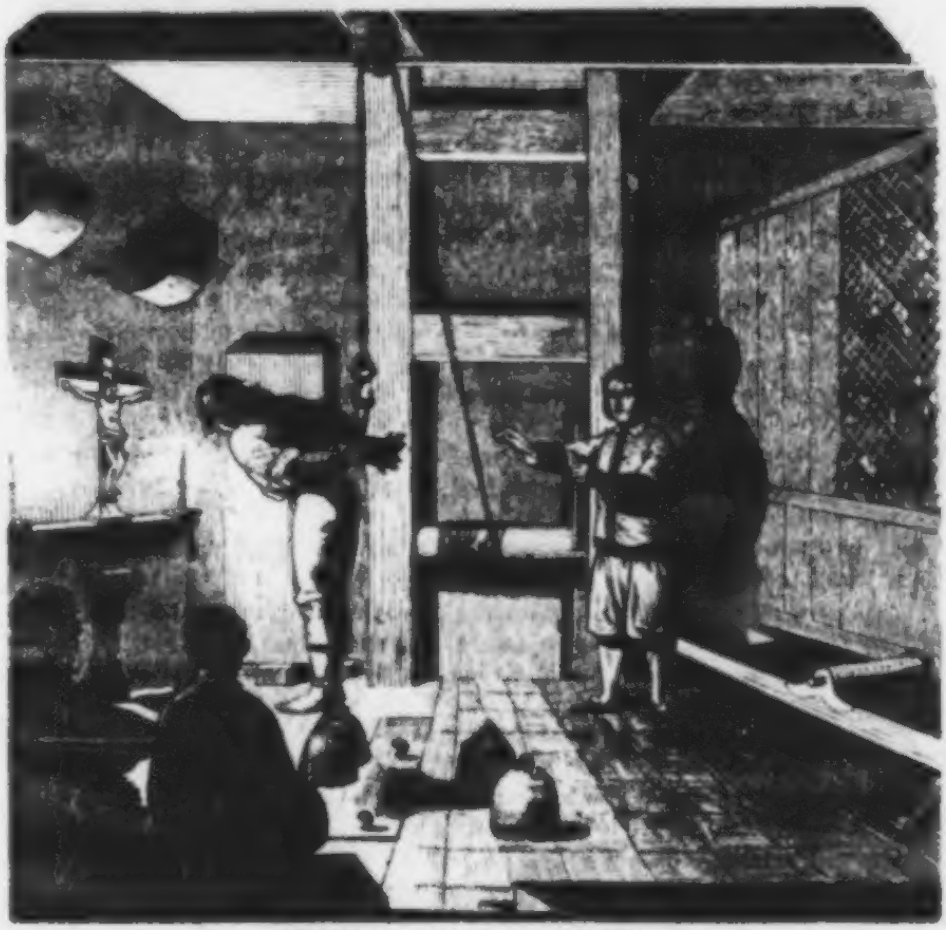
Jedenfalls wird Schaffgotsch in einem der trübseligen Zimmer mit stark vergitterten Fenstern, gegen die Weingasse zu*), in Gesellschaft seines treuen Dieners Constantin von Wegrer,

*) Das fragliche Arrestlokal aber, das wegen Mangels an genauen Nachrichten mit Bestimmtheit nicht mehr ermittelt werden konnte, wäre in den dermaligen Räumlichkeiten des historischen Vereins für die Oberpfalz und Regensburg, — somit über 2 Stiegen im genannten Hause zu suchen gewesen.

Vom Block Tanbara von Aegypten
Kamel nach Original

seinem weiteren Schicksale, (wie wir hören werden) muthig entgegengesehen haben. Seine übrige Dienerschaft hatte sich im Gasthause zum blauen Krebs an der Haide einlogirt.

Nachdem er vierzehn Tage sich hier befunden, wurden ihm wie auch den übrigen Verhafteten (mit Ausnahme des Herzogs Julius von Sachsen, der als geborner Reichsfürst ein anderes Gericht beanspruchte) durch den General-Profosen die Anklagepunkte bekannt gemacht, jedoch ein Termin zu seiner Verantwortung und ein Vertheidiger in der Person eines Rechtsgelehrten bewilligt. Bemerkt muß hier übrigens werden, daß der Proceß gegen Schaffgotsch nur der Form wegen eingeleitet wurde, wie sein [illegible] glaubwürdiger Kammer-



Schaffgotsch in der Folterkammer zu Regensburg.

diener Constantin uns versichert, der bereits in Wien von des General-Wachtmeisters Mangler's Sohne erfahren hatte, daß es schon fester Beschluß des dortigen Kriegsgerichts war, sein Herr, der General, müsse sterben, er möge sich vertheidigen wie er wolle. Schaffgotsch wußte dies, wollte es jedoch nicht glauben, zumal da er durch seinen Anwalt, den Dr. Halbreiter zu Regensburg eine 20 Bogen starke Verantwortungsschrift hatte aufsetzen und dem Kriegsgericht überreichen lassen. Bald sollte er auf die schändlichste Weise von dem schlimmen Stande seiner Sache überzeugt werden.

Höchst unerwartet, nämlich am Mittwoch nach dem heiligen Pfingstfest, Nachts 10 Uhr, da er schon über eine Stunde sich zur Ruhe begeben hatte, wurde die Thüre seiner Stube weit aufgerissen und gefolgt von einer starken Abtheilung von Musquetieren und Hellebardiers traten der General-Auditor, der General-Provoß und ein Kriegs-Officier mit brennenden Windlichtern in sein Zimmer, unter dem Vorwande, ihn in ein besseres Quartier zu bringen, weil er kürzlich um ein solches angehalten habe. Der General, durch das Getümmel aus dem Schlafe geweckt, richtete sich in seinem Bette auf, um zu sehen, was es bedeute, wurde aber so enge umschlossen, daß er sich kaum rühren konnte, und erhielt die Weisung sich anzukleiden. Seinem Kammerdiener wurde befohlen, das Nachtzeug des Herrn mitzunehmen; die übrigen Sachen aber könne er ein andermal abholen. Das Abholen wurde jedoch später dadurch unmöglich, daß der Präsident des Kriegsgerichts, General Götz, sämmtliche Dinge für sich mit Beschlag belegt hatte.

Als der Freiherr von Schaffgotsch vollständig angekleidet war, forderten sie ihn auf, ihnen zu folgen, gingen zur Stube hinaus und zwei Stiegen hinab bis vor die Hausthüre, wo sie mit ihm eine zweispännige Carethe bestiegen und ihn unter Begleitung der mitgebrachten Bedeckung auf das Rathhaus in ein enges Zimmer, gleichfalls zwei Stiegen hoch gelegen, brachten, und von nun an durch 24 Mann täglich bewachen ließen.

Der treue Constantin blieb auch in diesem Asyl bei seinem unglücklichen Herrn, dem nun 4 Tage der Ruhe, nämlich von Mittwoch bis Montag, vergönnt waren*).

Der vierte Tag war in dem neuen Arrestlokale für Schaffgotsch ruhig vorübergegangen und die Nacht schon allmälig hereingebrochen, als seine Peiniger um 10 Uhr abermals mit Windlichtern und kurzen Wehren unerwartet zu ihm hereintraten und ihn aus dem Schlafe mit dem Vermelden aufschreckten, sie wollten Ihro Excellenz auf dem Rathhause in ein besseres Zimmer begleiten; er möge daher aufstehen, sich ankleiden lassen und ihnen folgen. Der arglose Gefangene erhob sich, zog sich an und ging mit ihnen. Seinem Kammerdiener aber setzte ein Gefreiter die kurze Wehr an die Brust, während ein Musquetier mit fertigem Gewehr und brennender Lunte in der Stube stand, so, daß er sich nicht von der Stelle rühren konnte.

Unterdessen führte man seinen unglücklichen Herrn im Rathhause in ein Gewölbe tief unter der Erde, allwo ein Windrad mit einer starken Leine, daran ein eiserner Haken war, zugerichtet stand, entkleidete den General bis auf das Unterkleid und das Hemd, band ihm die Arme und die Hände auf dem Rücken mit geflochtenem Hanf zusammen, befestigte den Strick in den Haken der Leine, hing schließlich an die gleichfalls zusammengebundenen Schenkel zwei Centner schwere Gewichtsteine und zog ihn, also schwebend, bei jedem der elf Fragepunkte einmal in die Höhe.

Diese Marter, welcher seine Richter, darunter vor Allen General Götz, der sie anbefohlen, hinter einem dichten Eisengitter beiwohnten, währte volle drei Stunden, von 11 bis 1 Uhr Nachts! Wer die Regensburger Folterkammer besucht, die noch mit all ihren Scheußlichkeiten und Gräßlichkeiten aus der „guten alten Zeit" total erhalten ist, wird bei Besichtigung der ebenerwähnten Aufzugsmaschine (in der Henkersprache die „schlimme Liesl" genannt) nicht umhin können, des frommen, ritterlichen Generals Schaffgotsch mit inniger

*) Für eine reine Fabel müssen wir hier die Behauptung erklären, als hätte die Blockkammer Nr. 18. im Erdgeschosse des Rathhausgebäudes Schaffgotsch jemals zum Gefängnisse gedient: aus dem Berichte seines Kammerdieners Constantin, der einzigen verlässigen Quelle, geht vielmehr auf das Deutlichste hervor, daß er bis zum letzten Augenblicke sein Zimmer im zweiten Stocke bewohnte und als solches glauben wir, nach sorgfältiger Prüfung aller Umstände, das Bureau des I. städtischen Aufschlagamtes Nr. 71. bezeichnen zu können. Das hiermit ursprünglich verbundene Lokal Nr. 58. (Bureau für Militär-Conscriptionen) mag allenfalls der Wache zum Aufenthalte gedient haben. Näheres hierüber ein ander Mal.

Theilnahme zu gedenken. Hier erlitt er geduldig die Qualen der Tortur: das Bild des Gekreuzigten, das zwischen den Armen des noch vorhandenen Leuchters stand, war sein Trost! „Ich fühlte Schmerzen, äußerte er, als die Marter vollendet war, aber mein Gewissen sagt es mir, daß ich sie nicht verdient habe!" Das war Alles, was er hierüber sprach.

Von den Fragen, die man ihm stellte, sind folgende zu bemerken:

1) Was wohl die Absicht des Generals Wallenstein (den man ungehört ermordet hatte) gewesen sei?
2) Ob Schaffgotsch mit dem Könige von Schweden keinen geheimen Briefwechsel unterhalten habe?
3) Ob er nicht diejenigen Gelder zurückbehalten, die zur Versorgung einiger Regimenter in Ungarn bestimmt waren, um die Soldaten zum Aufruhr zu reizen?
4) Ob er nicht seine lutherischen Unterthanen in Schlesien aufgewiegelt, sich zusammen zu rotten, um die Katholischen zu vertilgen, und
5) Wo er seine Schätze hingeflüchtet habe?

Die Antworten von Schaffgotsch lauteten:

1) Was Wallenstein beabsichtigt habe, — die Frage könne nur Gott allein beantworten, der allwissend sei.
2) Den Briefwechsel mit dem Feinde seines Vaterlandes habe er (Schaffgotsch) nie im Sinne gehabt.
3) An die Zurückbehaltung der Gelder eines Aufruhrs wegen hätte er nie gedacht.
4) Die Aufwiegelung seiner lutherischen Unterthanen könnten die in seinem Dienste befindlichen Katholiken am Besten widerlegen.
5) Seine fünf Kinder aus fürstlichem und freiherrlichem Geblüte seien seine Schätze. Die Mobilien, sowie sein Silbergeschmeide aber hätten, wie sie wissen müßten, die Königlichen Kommissarien auf dem Schlosse Kynast, desgleichen 15,000 Reichsthaler an Baarschaft zu Chemnitz vorgefunden und weggeführt.

Hierauf wurde er von der peinlichen Frage befreit und — nachdem der Kreimann seine Gliedmaßen wieder eingerichtet und geschmiert hatte — zurück auf sein Zimmer gebracht.

Nun erst wurde auch sein Diener Constantin wieder freigelassen.

Zu diesem äußerte sich der unglückliche Herr, als er von der Folterkammer zurück in die Stube kam: „Sieh, mein lieber Constantin, wie mich die henkersmäßigen Schelme für meine dem Kaiser geleisteten treuen Dienste als einen armen Wurm haben zugerichtet."

Hierauf begehrte er zu trinken und leerte, von glühendem Durste gequält, sein mit Bier gefülltes Mundglas mehrmals bis auf den Grund; doch ist zu bemerken, daß er nicht im Stande war, es selbst zu halten, sondern drei Wochen lang sich von seinem Diener das Essen und Trinken wie ein Kind in den Mund geben lassen mußte, bis er endlich durch fleißiges Schmieren der verrenkten Glieder beim warmen Ofen mit Salben, die der Scharfrichter zu diesem Behufe ihm bereitet, sich seiner Hände wieder bedienen konnte. Uebrigens hatte er von da an Ruhe vor seinen Peinigern bis Mitte Juli (1635), obwohl General Götz Willens gewesen, die Tortur noch einmal vornehmen und ihm während des Aufziehens mit Fackeln an beiden Seiten brennen zu lassen. Der desfallsige empörende Antrag lautete: „Da Schaffgotsch als höchst verdächtig in eventum schon zum Tode verurtheilt und somit schon als Sklav der Strafe und als ein cadaver mortuum zu betrachten sei, dem Kaiser aber daran gelegen sein müsse, ein Mehreres zu erfahren, so könne der Verurtheilte gar wohl vor der Execution noch torquirt werden."

Die hierauf erfolgte Entschließung, welche zwar im Namen des Kaisers, allein ohne dessen Unterschrift erschien, befahl: „daß, da die Tortur schon geschehen, — ihm nicht, wie

angetragen worden, vor der Hinrichtung noch die Hand abgehauen, — die Enthauptung aber ohne Aufenthalt zu Regensburg auf der Haide vorgenommen werden solle.

Zu diesem Endresultate mochte der Umstand nicht wenig beigetragen haben, daß General Götz mit dem Obersten v. Teufel eigens nach Wien gereist war, um dem Kaiser über den eingeleiteten Prozeß Bericht zu erstatten und ihm zur Strenge gegen Schaffgotsch zu rathen. — Der Regensburger Chronist äußert sich hierüber wie folgt:

„Weil er sehr eifrig evangelisch war, und daneben in Schlesien herrliche Güter hatte, darein sich andere Obristen gerne getheilet, half nichts sein Leben zu retten, er mußte den Hals hergeben, welches doch von ihm mit großer Freudigkeit geschehen."

Wohl in der festen Ueberzeugung, daß sein Tod auf jeden Fall beschlossen sein werde, hatte er bereits am 19. Juli desselben Jahres einen seiner Trompeter nach Schlesien abgeschickt, um seinen Kindern und Freunden von der nahen Katastrophe Nachricht zu geben.

Zwei Tage darnach erschienen bei ihm drei Beisitzer des Kriegsgerichts auf seinem Zimmer im Rathhause, um ihm das Leben abzusagen. Da sie aber mit ihrem peinlichen Auftrage nicht gleich herausrücken wollten, sondern sich anfangs wiederholt wegen ihres Kommens bei der Excellenz entschuldigten, fiel ihnen der General in die Rede, indem er sagte:

„Meine Excellenz ist dahin, ich heiße Schaffgotsch!" — Sodann bat er sie, nur frei herauszusagen, was sie ihm mitzutheilen hätten, denn wenn es nichts Anderes wäre, als sein Todesurtheil, so brächten sie ihm die angenehmste Botschaft. In ruhigem Tone setzte er noch hinzu: „Ich weiß, daß mein Blut schon lange eingeschenkt war; wohl meinen Feinden, sie werden es nun bald trinken können!"

Als sie ihm hierauf im Namen des Kaisers den Tod ankündigten, entsetzte er sich darüber keineswegs, sondern äußerte sich vielmehr mit lachendem Munde: Er bedaure nur, daß er ihnen für die angenehme Nachricht nicht etwas als Beweis seiner Dankbarkeit schenken könne; er hoffe aber, weil er Arrestant sei, würden sie mit seinem guten Willen vorlieb nehmen.

„Es ist das Leben zwar ein edles Gut, sagte er unter Anderem, ich aber bin für meine treuen Dienste von dem römischen Kaiser so tractirt worden, daß ich den schmählichsten Tod diesem verächtlichen Dasein weit vorziehe." Darauf bat er sie, der Majestät zu hinterbringen, daß er in seiner Unschuld freudig stürbe, und nur den einen Wunsch noch hege, man möchte das Unrecht, das ihm, dem Vater, widerfahren sei, nicht auch noch seine Kinder entgelten zu lassen.

Den geistlichen Zuspruch der Jesuiten, mit denen er während seiner Haft oftmals disputirt hatte, um sich die Zeit zu vertreiben und um die Fundamente ihres Glaubens zu vernehmen, wies er entschieden zurück, indem er bemerkte, er habe sich nun um eine vollkommene, richtige Himmelskreise zu bekümmern, damit er nicht in Irrwege gerathe, den rechten Weg verfehle und an seinem Seelenheil Schaden erleide; daher möge man ihm einen Priester seiner Confession zukommen lassen.

Scharf charakterisirt ihn die folgende Aeußerung, die ein Augenzeuge uns von ihm berichtet: „Lieben Herren! ich weiß recht wohl, thäte ich meiner ehrlichen Freundschaft den Schimpf, mir den Schaden und der Kirche Gottes das Aergerniß an, mich von den Jesuiten abspenstig machen zu lassen, so säße ich jetzt nicht hier. Aber ich bitte meinen Gott um Treue und Beständigkeit bis an mein seliges Ende. Kann ich einen evangelischen Beichtvater haben, und zwar den Herrn Superintendenten, so ist es mir lieb — fügte er weiter hinzu —, wo nicht, so werde ich als ein Christ bei der evangelischen Religion getrost sterben!" Hier fiel ihm einer der Offiziere in's Wort: „Ew. Excellenz thun recht daran, denn wer mit der Religion spielt, verachtet seinen Gott, und ist selten was Gutes an ihm. Belieben Sie nur einen Prediger rufen zu lassen, welcher Ihnen entspricht; es soll Ihnen nicht abgeschlagen werden."

Ueber eine Stunde unterhielt er sich hierauf noch in der edelsten Weise mit den drei Offizieren, und erweckte bei ihnen durch sein freudiges, ritterliches Benehmen ein solch lebhaftes Mitgefühl, daß einer von ihnen begeistert ausrief: „Wollte Gott, daß wir mit Ew. Excellenz sterben könnten!"

Schaffgotsch erwiederte hierauf, indem er dem Obristen Schäffer auf die Achsel klopfte: „Ja, auf grüner Haiden! auf dem Felde der Ehre: da hoffte auch ich dereinst für meinen Kaiser zu sterben! Nun aber bekomme ich für meine treuen Dienste auf einer andern Haide durch den Henker einen schmählichen, unverdienten Lohn! Doch ein gottergebenes Herz stirbt überall wohl!" —

Als ihm, auf diese Worte hin, bedeutet wurde: Wenn er lieber in seinem Zimmer sterben wollte, so sollte ihm diese Gnade widerfahren, entgegnete er entrüstet:

„Für diese Gnade danke ich, und will lieber mit der Ungnade vorlieb nehmen, indem ich so gelebt habe, daß dieser jetzige Schimpf doch mein Gewissen nicht beunruhigen kann! Daher will ich auch lieber öffentlich unter meines Gottes freiem Himmel vor aller Welt Augen sterben, als in einem Winkel gerichtet werden!"

Tief bewegt bemerkte ein Lieutenant von der Wache: „Excellenz! im Himmel oben werden wir uns hoffentlich wiederfinden!"

„Gott gebe es! erwiederte der fromme General; es wird Platz genug da sein für uns Alle!"

Hierauf verließen ihn sämmtliche Offiziere mit Thränen in den Augen, nachdem sie ihm vorher noch wiederholt versichert hatten, es solle den evangelischen Geistlichen bei ihm freier Zutritt gestattet werden, er möge nur seine desfallsige Bitte dem General Götz vortragen lassen.

Als dieses durch den Herrn von Lüttwitz geschehen und die Erlaubniß dazu endlich ertheilt war, ließ der Freiherr von Schaffgotsch den Regensburger Superintendenten: Magister Salomon Lenz ersuchen, zu ihm zu kommen, ihn mit Gottes Wort zu trösten, seine letzte Beichte zu hören und ihm das heilige Abendmahl zu reichen.

Der genannte Geistliche erschien zwar Nachmittags, konnte ihm jedoch nur mit Zuspruch beiwohnen und mußte die übrigen Tröstungen der Kirche auf den nächsten Tag verlegen, da sich schon dreiviertel Stunden nach seiner Ankunft die Jesuiten einfanden und er abzutreten, genöthigt wurde.

Was Letztere mit ihm verhandelt haben, ist nicht bekannt; man weiß nur, daß er während des zweistündigen heftigen Disputes mit ihnen, beim Superintendenten Lenz sich eine Bibel holen ließ, und schließlich von ihnen mit Ungestüm verlassen wurde, wobei sich Einer äußerte:

„Deine Hartnäckigkeit ist die Ursache Deines Todes!"

Lächelnd ertrug der fromme General all' die Prüfungen, die ihm auf dieser Welt zugedacht waren; er verachtete das Leben von Tag zu Tag mehr und erwartete mit Ungeduld seine letzte Stunde, zu der er sich auf das Eifrigste vorbereitete.

In freudiger Erwartung der Himmelsspeise, die ihm so nahe bevorstand, verschmähte er jedwede irdische Kost, und brachte, von dem Augenblick an, da ihm das Urtheil verkündet worden, bis zu seinem Tode, mit Ausnahme von etlichen Bissen Brod, die in Bier getaucht waren, nichts mehr über die Lippen. — Mit seltener Ruhe und Ergebung in sein Schicksal ließ er sich durch seinen Hofjunker, den Herrn von Lüttwitz, den Sarg bestellen, der von Lindenholz, dabei sechseckig und oben zu Häupten mit einem gläsernen Schubfenster versehen, sein lang und geraum sein sollte.

Sodann schickte er zum Scharfrichter und ließ fragen, ob er ihm nicht auf einen Schemmel sitzend den Streich zu geben vermöchte, weil er nicht lange knien könne.

Als ihm durch Herrn von Lüttwitz die Antwort überbracht wurde:

„Der Henker habe bis jetzt noch keinen derartigen Befehl erhalten; sollte es aber geschehen, so würde schon ein Schemel zu dem Akte bereit sein; für diesen Fall fürchte er nur, daß ihm des Generals Haare hinderlich wären," überschickte er dem Scharfrichter drei Ducaten mit dem Bemerken: Die Haare nebst dem Halskragen am Collet würde er jedenfalls aus dem Wege räumen lassen und ihm auch steif aushalten, er (der Henker) möchte daher nur unverzagt zuhauen und ihm keine weitere Pein machen! —

Nach Erledigung dieser Angelegenheit mußte Lüttwitz soviel schwarzes Tuch einkaufen, als erforderlich war, um damit den Boden des Schaffots und den Schemel zu bedecken, desgleichen 3 Ellen schwarzen Flor für jeden seiner Diener, die dieses Zeichen der Trauer um ihren unglücklichen Herrn noch bei dessen Lebzeiten, um den linken Arm gewunden, tragen mußten.

Constantin, der uns all' diese kleinen Züge zur Charakteristik seines „lieben Herrn" überliefert, erzählt bei dieser Gelegenheit:

„Ich hatte meinen Flor inwendig des Aermels, die man damals aufgeschnitten trug, gebunden; wie Selbte (Schaffgotsch) es gewahr wurden, ziehen Sie die Maschen mit eigener Hand heraus, sagend: Ob Ich Ihm die Ehre nicht vergönnen wollte, solchen bey dero für sich habenden kurtzen Lebenszeit zu sehen?"

In solch ruhiger, gefaßter Stimmung verblieb er übrigens nicht nur am Sonnabend, sondern auch an den beiden übrigen Tagen, die ihm noch von seinen Richtern gegönnt waren. —

Ein Augenzeuge (vermuthlich Jeremias Gottwald, ein Diener des Generals) erzählt hierüber:

„Sonntags, den 11. Trinitatis und 22. July wahren die Evangelische Prediger, beede Magistri. zur heyl. Dreyfaltigkeit bey Ihm, da er denn beichtete, und communicirte, maxima cum devotione, und wurde die Stuben Thür Sub communione offen gehalten, und uns allen vergönnt, den Processum zu sehen, geschahe nicht ohne vielfältige Thränen, habe mein Lebe Tag keinen Menschen in solcher Devotion, Ehrerbietigkeit, und höfflichen Sitten am Tisch des Herrn gesehen."

Constantin's Relation stimmt in der Hauptsache hiermit überein, er sagt nämlich:

„Die Communion ist bis folgenden Morgen Sontags nach gehaltenem Kirchen-Ambt differirt worden, welches auch also geschehen und um bestimmte Zeit Herr Salomon Lenz, Superintendentens das heyl. Abendmahl auf vorhero gethane öffentliche Beicht gereichet, welchen Gottesdienst der Seel. Herr mit sonderbahrer Devotion gehalten, das Zimmer ist offen gelaßen worden, daß Unter-Offizier und Soldaten von der Wacht, so der Religion gewesen, in's Zimmer kommen und knieend mitgebetet, und gesungen haben, so lang der Gottesdienst gewehret."

Beichtvater des Freiherrn von Schaffgotsch ist jedoch nicht der Superintendent Lenz, wie Constantin irrthümlich berichtet, sondern der schon erwähnte Pastor Christoph Sigmund Donauer gewesen, der uns in seiner höchst schätzbaren handschriftlichen Chronik von Regensburg auf das Bestimmteste versichert:

„Weil sie (die Jesuiten) gesehen, das wegen der Religion bey ihm nichts zu richten, haben sie uns den Sonntag (22. Juli) zugelaßen, da er nach der Predigt von mir Beicht gehört, absolviret, und in dem Verhafft und Beysein des Herrn Pfarrers Andreas Jahn und der Soldaten communiciret worden.

Was damahls zwischen ihm und mir für Reden gefallen, nimm ich mit unter die Erden."

Nach abgehaltenem Gottesdienste verließen ihn die Geistlichen mit dem Versprechen, Nachmittags wieder zu kommen.

Die wenigen freien Augenblicke benutzte der General, um seine Angelegenheiten zu ordnen und Abschiedsbriefe zu schreiben an

die Kais. Majestät mit Versicherung seiner Unschuld;

an seine fünf Kinder zusammen;

an „Ihre Gräfl. Gnad. Frauen, Frauen Anna Ursula Vermählter Freyin Maltzanin gebohrnen Freyin von Promnitz";

an Johann Bernhardt Maltzan, seinen Schwager, den Pflegevater seiner hinterlassenen Kinder;

„an Ihro Gnaden den Herrn zum Gühricken in Pohlen, zu welchem das Gestütte aus der Herschaft Trachenberg, bei dem Schwedischen einfall salviret worden und noch alldar sich befunden, gegen welchen der Seel. Herr deßwegen sich noch bedankt, gesegnet und das ganze Gestütte sambt den Beschelern geschenket, davon Er 5 Junge Pferde von 4 Jahren alt seinen nachgelassenen fünf treuen Dienern, jedem eines davon geben solle; nehmblich dem Herrn von Rogosowsky eines, dem Herrn Melchior von Küttwitz Hofjunkern eines, zweien Pagen Zirckis und Schlichtigen jedem eines, und dem Cammerdiener eines."

Nach dem Schreiben übergab der Freiherr auch die Kleinodien dem Kammerdiener. Der Tochter von Schaffgotsch sollte er übergeben: „Ein mit Diamanten und großen Perlen versetztes Armband, so die Seel. Hertzogin zum Ehegelöbniß dem Seel. Herrn gegeben, welches Sie an dero lincken Arm, unter dem Hembde getragen haben." Der Kammerdiener berichtet weiter: „zum andern einen Diamant-Hertzring, welchen die Hertzogin Seel. Gedächtniß auch zum Trauring gegeben, Mir befohlen denselben dero Eltern Herrn Sohne (tit.) Herrn Herrn Christoph Schaffgotsche genannt Semper freyen einzuhändigen, dem andern Herrn Sohne, Herrn Herrn Hanß Ulrich Schaffgotsch genannt, Ihren Petschir-Ring, so in einen Türckis des Nahmens wegen, beschieden, dem dritten Herrn Sohn Herrn Adam Gotthardt Schaffgotsch genannt einen Ring mit dem Maltheser Kreutze, so Ihr Excell. Seel. Gedächtniß, in dero Peregrination, da Sie zu Malta bey den Maltheser Rittern ein halb Jahr sich aufgehalten, und zu Wasser wider den Türcken gebrauchen lassen, zu besonderen Ehren und Gedächtniß von den Maltheser Rittern Großmeister verehret worden, solchen Ring nebst dem Ritter-Degen, damit Anno Christi 1488 Herr Ulrich Schaffgotsch auf Kynast und Greiffenstein, die Ritterschaft auf der Bunzlawischen Heyden in Schlesien erworben, obgedachten Jungen Herrn (weilen ein sonderlich Heroisch Gemüth bey Ihme verspüret werden) absonderlich verordnet, dem vierten und Jüngsten Herrn Herrn Gotthardten von dero Wichtelgopf u. s. w. Es ist auch eine Silber-Thrun salviret worden, das Silber hat der Seel. Herr auf 1000 Rtlr. geschlagen, da solches wohl 2000 gekostet, davon hat Er unter alle seine noch bei sich habende Offizire und Bediente noch Advenant Legata gemacht, zu 200, 150, 100 und weniger, davon Ich auch 150 rtlr. bekommen, die Silberthrun ist nach Pleß in salvo gebracht worden, allwo auch nach des Seel. Herrn Tode die Austheilung geschehen, die andere Silberthrune hat der Seel. Herr bei sich behalten, und in währendem Arest aus dem Silber sich speißen lassen, welches Silbergeschirr nach dem Tode des Seel. Herrn, Gen. Götze zu sich genommen nebst einer künstlichen Schlag-Uhr welche 300 rtlr. gestanden."

Wir erfahren aus derselben Quelle, daß der Freiherr von Schaffgotsch, nachdem er obenerwähnte Verfügungen getroffen hatte, mit Bewilligung des General Götz seine sämmtlichen Diener zu sich kommen ließ, ihnen für die geleisteten treuen Dienste dankte, zugleich Abschied von jedem derselben nahm und schließlich ihnen bestimmte Befehle (die wir an passender Stelle anführen werden) darüber ertheilte, was sie mit seinem Leichname nach der Enthauptung vorzunehmen hätten, und dies alles bei gutem Muthe angeordnet.

„Als nun obgemeldete Disposition zu Ende gebracht (fährt Constantin in seiner Erzählung fort), kommet nach gehaltener Mittags-Predigt Herr Magister Salomon Lentz mit zweien Diaconis (Donauer und Jahn), welche in Specie einjeder eine Predigt vom ewigen Leben gehalten, und sonsten mit schönen geistlichen Sprüchen aus der heil. Schrift getröstet, welche bei dem Seel. Herren bis 10 Uhr nachts verblieben seyndt, da Sie dann wiederum abschied genommen mit Versprechen daß Sie Morgen, als Montag (23. Juli 1635) Früh, um 4 Uhr Ihr Excellenz wiederum besuchen wolten, darauf der Seel. Herr nach gehaltenem Abendsegen sich zur Ruhe begaben mit gethanem Befehl, daß ich Selbte mit anbrechendem Tage aufwecken solte, diesem Ich auch nachkommen, da die bemelte Zeit vorhanden, finde aber den Seel. Herrn in einem tieffen Schlaf, daß Sie gar geschnarchet haben, will also in Dero Ruhe nicht stöhren, bleibe beim Bette stehen, in Meinung Selbte würden von sich Selbst erwachen, weilen es aber nicht erfolget, und die Sonne schon bei einer halben Stunden aufgegangen gewesen, rüttelte ich Selbte ein wenig bei der Achsel, darauf Sie die Aug aufthun und fragten, ob die Zeit schon vorhanden seye, antwortete ich: Ja, hierauf richtete der Seel. Herr sich im Bette auf und votirte einen tiefen Seufzer gen Himmel: Gott gebe Mir nach diesem Licht das ewige Licht, und begab sich aus dem Bette, ließen sich ganz anlegen, wie Sie sonsten in der Kleidung pflegten zu gehen, nehmblichen, schwarze Unterkleider, Stiefel und Sporen, ein Elendshäutten-Collet mit schwarz Atlaßenen Ermeln, der Hals-Kragen am Collet war schon abgetrennet, nur mit dem überschlag also wieder aufgesetzet, und mit den Knöpfen zugemacht, darüber Sie einen schwarzen kurtzen allamode Rock mit Sammet gefüttert angelegt hatten, mit Hutt und Handschuh angethan. — —

Als der General angekleidet war, erschienen bald darnach die drei evangelischen Geistlichen: Lentz, Donauer und Jahn bei ihm: „Dann er frühe gegen 2 Uhr Uns durch Seinen Dienern zu ihm auf das Rathhaus wieder ruffen lassen", erzählt Pastor Donauer in seiner Chronik.

Der Freyherr von Schaffgotsch empfieng sie mit einem „Seel. Morgen-Wuntsch und Erzehlung seiner gehabten guten Nachtruhe, worüber die Geistl. Herren sich sehr erfreuten und sagten, daß es schon ein Vorgeschmack der Himmlischen Ewigen Ruhe seye."

Hierauf wurde zuerst gemeinschaftlich das Morgengebet verrichtet und sodann von dem himmlischen Freudenleben gepredigt.

Bei Pastor Donauer lautet die Stelle wie folgt:

„Da wir drei Herrn Pfarrer einer um den andern eine ziemliche lange Trost Sermon und freudige Bereitung zu dem bevorstehenden Tod gethan, welches er mit grossen Eyfer angehöret, etlichemahl Geistl. Lieder dabey gesungen, und da er ein und andermahl ermahnet worden, Sich vor dem Tode nicht zu förchten, hat er Christlich geantwortet: Vor dem Tode habe er sich nicht geforchten, ob er ihm schon offt so nahe gewesen sey, daß Er Ihn hätte mit Fingern erreichen können. Allein habe er vermeynet bei einer bessern Gelegenheit zu sterben, und wäre sein höchster Wunsch gewesen, wann er in dem Kriegsdienste hätte sollen sein Leben lassen. Aber sein Gott werde ihm mit gröserer Treue lohnen, als ihm jetzt seyn Kayßer lohnet. — Fragte unterdessen offtermahl: Ob es dann noch nicht Zeit seye, sein Urtheil auszustehen, warum man doch so lange verziehe, man habe ihm ja sagen lassen, es solle mit anbrechendem Tag geschehen.

Hat sich verzogen biß um 8 Uhr, da kam erstlich in die Gefängnüß der Provosen Knecht, und nahm von Decken und Teppichen alles weg, was da war. Das mußte er ansehen, sagte mit lieblichem Munde: Nehmet alles hin, allein da liegen ein guter Theil Bücher, die gehören den Geistlichen alle hier, die lahet da, daß sie ihnen wieder werden zugestellet."

Nach Constantin's Bericht kam gegen 8 Uhr ein Kriegs-Officier, um sich auf Befehl

bei Generals Gitz zu erkundigen, ob der Freiherr von Schaffgotsch bereit sei zu sterben und zugleich zu erinnern, daß er keinen Geistlichen mit auf das Schaffot nehmen, sondern sich im Zimmer von diesem verabschieden solle, denn „es möchte ein Tumult sich ereignen, und Ihnen ein unglück begegnen, dieses ist auch also beyderseits beliebet worden." Pastor Donauer dagegen erwähnt, daß der Provos den Befehl von dem „General Götzen" überbracht habe:

„Er solte nun fort, und die Prädicanten solten von ihm abtretten und weggehen," — und fügt bei: „welches wir und Herr Schaffgotsch mußten geschehen lassen." Letzterer entlehnte, ehe er dem „General-Provosen" folgte, um vor der Enthauptung nochmals sein Urtheil und zwar vor dem Kriegsgericht zu vernehmen, drei Goldstücke von seinem Kammerdiener Constantin (dem er dieselben während des Arrestes geschenkt hatte), und verehrte dem Magister Lentz ein Stück im Werthe von 5 Ducaten, dem Pastor Donauer ein solches zu 4, dem Pfarrer Jahn aber eines zu 3 Ducaten und nahm mit Handkuß von den Geistlichen „Urlaub."

Der würdige Donauer schildert die ergreifende Scene auf folgende Weise:

„Fielen darauf Er und Wir nieder auf die Knye, fingen an zu betten und zu singen, und Christlichen Abschied von einander zu nehmen, mit so herzbrechenden Worten, daß alle Soldaten, deren das Gemach voll war, bitterlich selbst weinten.

Als wir solches vollendet, segneten wir ihn zum letzten Kampf noch aus und gingen miteinander die Stiegen hinab.

Hier verabschiedete sich der General Schaffgotsch von den Geistlichen mit den merkwürdigen Worten:

„Nun das walt mein lieber Gott, den Weg bin ich vor (für) Euch gegangen!" woraus deutlich hervorgeht, daß die Standhaftigkeit, womit er der evangelischen Lehre zugethan blieb, ein Hauptgrund seines gewaltsamen Todes war.

Als der unglückliche Freiherr über die erste Stiege herabkam, „präsentirte sich ihm auf'm Saal vor der Rathhausstuben (nun ein freier Platz)" der ganze Rath der Reichsstadt Regensburg, sämmtliche Herrn mit entblößten Häuptern und tiefen Reverenz-Complimenten, der General bot ihnen die Hand und bedankte sich für die Ruhestätte, die sie ihm bei ihrer Kirche (der vom Rathe erbauten „Dreyfaltigkeitskirche") auf ihre Kosten hatten bereiten lassen, was von diesen dahin beantwortet wurde: daß sie „Ihro Excellenz" gerne in selbiger „occasion" einen Liebesdienst erzeigt hätten und „derselben" die ewige Seeligkeit wünschten.

Der General ging hierauf, vom General-Profosen und seinem Kammerdiener Constantin geleitet die Stiege ferner hinab und blieb unter der Thüre des Rathhauses dann so lange stehen, bis die Carethe, mit 6 weißen Pferden bespannt, vorgefahren war.

Beim Anblicke des edlen Herrn bezeugte das auf dem Rathhausplatze versammelte Volk durch lautes Weinen und Heulen sein herzliches Beileid.

Schaffgotsch, dieses wahrnehmend, wendete sich gegen seinen Kammerdiener mit der Frage um: Was das bedeute?

„Sie beklagen Ihro Excellenz unschuldigen Tod," antwortete der treue Diener.

„Kennen Sie mich doch nicht" — erwiederte der Freiherr — „und habe ich ihnen auch meiner Lebtage nichts Gutes erwiesen?"

„Das möge Euer Excellenz Trost sein," meinte Constantin, „daß die ganze Welt, so davon höret, Ihren unschuldigen Tod beklagen wird!" —

Auf diese Worte hin schlug der General mit der rechten Hand auf die Brust, hob die zwey Finger und die Augen gen Himmel, indem er laut ausrief: „das will ich vor Gott mit meinem Blute bezeugen!"

Sodann setzte er sich in den rechten Tritt der Carethe, die ihren Weg nach dem Gasthofe zum goldenen Kreuz antrat. Constantin ging mit entblößtem Haupte, im schwarzen Trauermantel (Mugel genannt), neben dem Wagen her, dem Wunsche seines Herrn gemäß, damit dieser mit ihm noch über dieses und jenes reden konnte.

Auch von seinem treuen Kammerdiener nahm er während der Fahrt Abschied, wie dieser uns erzählt, „mit Worten, deren ich mich unwürdig erkennet, und zu melden geschweigen will.“

Der Weg führte ihn vom Rathhause durch die neue Waaggasse über den Haidplatz an dem Schaffote, unter welchem sein Sarg bereits stand, und an dem „Richtingerhause“ vorüber, das seinen Mitarrestanten noch immer zum Aufenthalte diente.

Am Gasthause zum goldenen Kreuz angekommen stieg Freiherr von Schaffgotsch ab und ging, vom Profosen geleitet, die Stiege hinauf und in das Zimmer, worin das Kriegs-Gericht nach Donauer's Worten: „Der gottlose Schalksrath“ versammelt war. Die Thüre blieb offen, so daß der treue Constantin Alles hören und später genau berichten konnte, was zwischen seinem Herrn und den Richtern verhandelt wurde. Wir erfahren durch ihn: „Als der liebe Seel. Herr im Zimmer dem Kriegsgericht seine Reverenz giebet, stehen Sie zwar auf, setzten sich aber bald wiederum, der Seel. Herr aber blieb vor Ihnen stehen. Begehrte die Ursache und das Verbrechen, warum Er sterben sollte, zu wissen, darauf wurde durch den Gen. Auditeur ein Kays. Rescript abgelesen, daß Schaffgotsch als einer der Crimen Laesae Majestatis begangen, vom Leben zum Tode condemnirt und sein Kopf durch des Nachrichters Schwerd öffentlich abgeschlagen werden solte; dawieder protestirte der Seel. Herr und sagte: Er wäre kein Rebell des Kaysers, hätte Ihm auch nicht erwiesen werden können, und so unschuldig als Jesus Christus gestorben wäre, schlug mit der rechten Hand auf seine Brust, hub zwey Finger und die Augen gen Himmel auf: Dieses wollten Sie einiger für Gott mit Ihrem Blute bezeugen, und denjenigen, der an seinem Tode und Blute Ursach, absonderlich Dich, Göpe, an Jenem Tage der Auferstehung vor das jüngste Gericht citirt haben, wandte sich nach gethanem Reverenz und gingen wieder zur Thüre heraus, da stehen schon zwey Jesuiten bey der Stiegen, bitten um Gottes und des jüngsten Gerichts willen: Ihr Excellenz wollten Ihre Seele nicht so halsstarrig dem teufel zuführen, denen Sie kurz im Gehen antworteten: Sie hätten Ihre Seele schon wohl versorget, Sie sollten nur zusehen, daß dergleichen Ihnen nicht begegnen möchte, und schlugen mit Unwillen Ihre beide Arme hinter sich, die Jesuiten von ihm abzuhalten, liessen darauf eilents die Stiegen hinab, „daß Ich (Constantin) kaum folgen können.“ —

Als er eben vor der Hausthüre im Begriff war, die „Carethe“ wieder zu besteigen, bemerkte er, daß die Soldaten sowohl, als auch die Offiziere ihm auf militärische Weise den letzten Ehrengruß erwiesen, wofür er ihnen mit Abnehmen seines Hutes dankte, indem er ihnen zurief: „Ihr ehrliche Soldaten und Offiziere, ich nehme hiemit von euch meinen Abschied, mit der Bitte, vermeldet euern Cameraden, und allen ehrlichen Soldaten, daß ich anitzo unschuldig sterben muß, nicht als Rebell, sondern als ein ehrlicher Soldat und treuer Diener des Kaysers!“ Dabei schlug er abermals betheuernd auf die Brust, hob die zwei Finger gen Himmel auf und sagte wiederholt: Dieß wolle er nun vor Gott mit seinem Blute bezeugen!

Hierauf setzte er sich wieder in die Carethe, um nach dem Schaffote zu fahren, das nur wenige Schritte vom „goldenen Kreuz“, auf dem Ring zur Heiden (vermuthlich auf dem Raume zwischen dem Brunnen, der seit 1655 mit der Statue der Gerechtigkeit gekrönt ist und dem ehemaligen Stadtwaaggebäude) aufgerichtet, und von zwei Fähnlein Soldaten umschlossen war.

Beim Absteigen vom Wagen erblickte er den Capitain-Lieutenant, der die letzte Nachtwache bei ihm gehabt, und wiederholte diesem dieselben Worte, die er schon vor dem Kriegs-

gericht und vor des General Götzens Quartier (Gasthaus zum goldnen Kreuz) bestehen hatte; — allein, kaum begann er zu reden, so wurden auf höhern Befehl alsogleich die Trommeln derart gerührt und die Pfeifen dabei geschwungen, daß man fast sein eigenes Wort nicht vernehmen konnte.

Mit „Freudigkeit" bestieg hierauf der General das Schaffot, nur vom General-Provosen und von Constantin begleitet, kniete auf das ausgebreitete schwarze Tuch nieder, betete andächtig das Vaterunser, segnete seine lieben Kinder, Freunde, treuen Diener, Unterthanen und setzte sich sodann auf den, gleichfalls mit schwarzem Tuche überzogenen Schemel, indem er zu Constantin sagte: „Nun, so will ich mich denn hierher setzen im Namen meines Gottes, dessen ich mit Leib und Seele eigen bin, und mein Ende mit Geduld abwarten."

Nachdem ihm Constantin hierauf die Haare mit einem weißen Tuche hinaufgebunden und den Halskragen sammt Ueberschlag abgenommen hatte, setzte der General seinen Hut wieder fest auf, und wartete sein Urtheil „christritterlich" ab.

Ein entsetzlicher Augenblick, den der Himmel über dem Haupte eines Unschuldigen vernichtend schweben ließ! Sobald Constantin sich zur Seite begeben hatte, trat der Scharfrichter, der nun erst zum Vorschein kam, in schwarzem Gewande von rückwärts herbei, ließ den Mantel fallen und hieb in einem Streiche dem Herrn von Schaffgotsch den Kopf ab, so daß der Körper, aus dem das Blut in die Höhe schoß wie aus einem Springbrunnen, auf dem Schemel sitzen blieb.

Nun hatte der unglückliche Freyherr seinem treuen Constantin den bestimmten Befehl ertheilt, den Leib und Kopf zum Spektakel nicht lange liegen zu lassen. Dieser, der nach der Enthauptung sich allein auf dem Blutgerüste befand, wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er den Körper mitsammt dem Schemel zu Boden warf, was ihm nur mit großer Mühe gelang, weil sein seliger Herr sich mit den beiden Schenkeln so fest an dem Boden angestemmt hatte.

Als dieses geschehen, nahm er den Kopf, worauf der Hut sitzen geblieben war, löste denselben und wickelte ihn nebst dem Körper in das, auf dem Boden liegende, blutriesende Tuch, fiel sodann auf die Kniee und betete das Vaterunser über der Leiche seines geliebten Herrn. Unterdessen erschienen die übrigen Bedienten des Freyherrn, denen vom General Götz bedeutet worden: „Sie könnten nun mit ihrem todten Herrn machen, was ihnen dieser anbefohlen hätte", brachten den Sarg auf das Schaffot, legten den Leichnam nebst dem Haupte (so wie ihn Constantin in das Tuch eingeschlagen hatte) hinein, und trugen ihn in das nah gelegene Löberische Gasthaus zum blauen Krebs im Heid- oder Krebsgäßchen (Nr. 37.) wo sie ihr Quartier hatten.

Dort wurde er in einem Gewölbe (vom Eingange aus links, gegen den Hof zu gelegen und noch jetzt mit einer eisernen Thüre versehen), der ehemaligen St. Hieronimus-Kapelle von Tausenden im Sarge liegend mit Blut bedeckt, gesehen und beweint, auch auf Constantin's Wunsch in dieser Weise durch einen guten Maler abgebildet.

Der unglückliche General hatte vor seinem Tode ausdrücklich unter Anderem befohlen: das Blut nicht abzuwaschen, den Kopf nicht anzunähen, sondern wie er gerichtet würde, ohne Ceremonien ihn bei Nacht der Erde zu übergeben (denn so wolle er vor dem Richter Jesu Christi erscheinen), seinen Degen aber mit in den Sarg beizulegen.

Ferner hatte er noch begehrt, seinen Leichnam später in einem kupfernen Sarge nach Greiffenberg abzuführen, wo in der Gruft noch ein Platz neben seiner fürstlichen Gemahlin übrig sei, — was jedoch nicht geschah, weil die Kinder des Unglücklichen, die den Jesuiten in die Hände geriethen, es nicht zugeben wollten.

Der Rath der freien Reichsstadt Regensburg aber, der damals Luther's Lehre ohne

Kaiserlichen empfohlen war, und dem dieser General überdies besonders hochhielte, ließ ihm auf seine Kosten außerhalb der Dreifaltigkeitskirche, nahe am Brunnen, wo schon mehrere hohe österreichische Offiziere ihre Ruhestätte gefunden, ein gewölbtes, gemauertes Grab aufmauern, in welchem der Freiherr v. Schaffgotsch auch am 24. Juli 1635 (am Gedächtnißtage seiner verstorbenen Gemahlin), Nachts 11 Uhr, beigesetzt wurde.

Viele Hunderte von Theilnehmenden beiderlei Geschlechts aus allen Ständen folgten dem Sarge, laut weinend, als dieser durch die Bedienten des Verstorbenen vom „blauen Zimmer" aus nach dem gemauerten Kirchhofe verbracht wurde.

Beim Eingange des Friedhofes wurde die Leiche von sämmtlichen Geistlichen, die dem Unglücklichen mit Trost beigestanden hatten, und der evangelischen Schuljugend feierlich mit einem Begräbnißliede empfangen und unter Singen der Ode beigesetzt.

Die Beisetzung (der Schluß des Gewölbes) währte zwei Stunden.

Zuvor wurde ein kleiner Stein, worauf das Schaffgotsch'sche Wappen vom Bildhauer, nebst den Buchstaben H. U. S. (Hans Ulrich Schaffgotsch) und die Jahreszahl (1635) angebracht war, eben auf das Grab gelegt, und so die Beisetzung beschlossen.

Am folgenden Tage (25. Juli) hielt der Superintendent Salomon Lenk in der Dreifaltigkeitskirche eine Leichenpredigt, der viele hundert Personen von hohem und niederem Stande unter Thränen beiwohnten.

Nach dem Gottesdienste verzierten die adeligen Damen, die der Religion wegen aus Oesterreich gewichen waren und sich zu Regensburg aufhielten, sein Grab mit Blumen aller Farben, zur Bezeugung ihres christlichen Mitleidens. Aber nicht nur zarte Frauenherzen beklagten den Tod des unschuldig Gerichteten, — auch derbe, männliche Seelen verhehlten ihren Schmerz nicht.

Ganz Regensburg war entrüstet über den schamlosen Justizmord. Einer seiner Richter selbst, der ritterliche Oberst von Wildberg, der übrigens bei der Verurtheilung seines ehemaligen Gegners, vorgeschützter Unpäßlichkeit wegen, nicht erschienen war, sprach sich, als er folgenden Nachmittags abritt und auf der steinernen Brücke dem Scharfrichter begegnete, auf das Entschiedenste über das an Schaffgotsch vollstreckte himmelschreiende Bluturtheil aus, indem er zu dem Henker ungefähr vieler Leute sagte: „Du hast heute Deinen Streich meist vollbracht, aber einen Unschuldigen angetroffen."

Das bei der Execution gebrauchte, neue Richtschwert erkaufte der ehemals schaffgotschische Oberstlieutenant zu Fuß Herr v. Freyberg, der damals gerade dort anwesend war, um 50 Thlr., damit es nicht in andere Hände kommen möchte. Der Scharfrichter Hans Kraft versprach ihm auch bei dieser Gelegenheit, nachdem er nun den hundertsten Kopf abgehauen habe, sein Handwerk zu beschließen. Daß er nicht Wort hielt, war sein Unglück, denn er wurde fünf Jahre darnach, weil er einer Kindesmörderin auf dem Blutgerüste nach mehrfachen Hieben den Kopf förmlich abhackte, vom empörten Volke nebst seinem Sohne massakrirt.

Was die übrigen, in den sogenannten Wallensteinischen Hochverrathsprozeß verwickelten Generale betrifft, so erfahren wir unter Anderem von Gualdo, daß der General-Feldzeugmeister v. Sparr sich später oftmals an öffentlicher Tafel zu Wien in Anwesenheit vornehmer Herren dahin ausgesprochen habe: wenn er das Vermögen und die Güter Schaffgotsch's gehabt, sein Kopf stünde nicht mehr auf dem Rumpf; weil er aber nur ein armer Cavalier gewesen, hätten sie ihn mit dem Kopf davon laufen lassen.

Wenn es bei der ganzen Sache abgesehen war, geht beispielsweise schon daraus hervor, daß der Marchese di Grana, ein Haupt-Ankläger Wallensteins und seiner Anhänger, bereits am 9. Mai 1634, somit unmittelbar nach der Verhaftung des Herrn v. Schaffgotsch, dessen Pferde und Wagen mit Beschlag belegt hatte, wie auch der Königlich Preußische Hofrath Dr. Friedrich Förster (in seinem Werke „Wallenstein als Feldherr und Landes-

fürst") erzählt, der überhaupt den sämmtlichen Henkersknechten dieser Epoche die Ehrenrücke kategorisch ausklopft. Von ihm erfahren wir auch, daß Herzog Heinrich Julius von Sachsen und seine Leidensgenossen Sparr, Schüttenberg (Schaffenberg?), Mehrwald (Mohr vom Wald), Loß und Hämmerle wegen Verdachts der Theilnahme an einer eingebildeten Verschwörung vom Kriegsgerichte gleichfalls zum Tode verurtheilt, jedoch vom Kaiser dahin begnadigt wurden, daß er sie nach verschiedenen Festungen abführen ließ, von wo sie nach Verlauf einiger Jahre ihre Freiheit wiedererhielten.

Förster theilt ferner mit, daß dem Kriegsgericht und den deputirten Commissarien damals der strengste Befehl zuging: „diesen ganzen Prozeß in der Enge zu halten und nichts davon zu publiciren."

In höchster Entrüstung fährt er fort:

„Wohl konnte Ferdinand seinen geheimen Räthen Schweigen auferlegen, damit die Schande seiner ehrlosen That in der Nacht der Vergessenheit und unter dem Staube der kaiserlichen Archive verschlossen würde, bestie lauter aber klopften die blutigen Schatten der Ermordeten an die durchlöcherte Thür des kaiserlichen Gewissens; diese mahnenden Rachegeister zu bannen rief der fromme Kaiser die Gewissensräthe und Beichtväter herbei; dreitausend Seelenmessen bezahlte Ferdinand zur Erlösung des Herzogs von Friedland und der anderen zu Eger Ermordeten aus dem Fegefeuer, in welchem er selbst bis zu seinem letzten Athemzuge mit geängstetem Gewissen schmachten mußte. Was half der katholischen Majestät die Flucht zu Rosenkranz und Beichtstuhl! Das Flüstern der Pfaffen wird übertönt von dem „Schuldig", welches die Geschworenen der Weltgeschichte auch über einen Kaiser auszusprechen Muth und Macht haben!" —

Die Schlußworte einer kurzen Lebensbeschreibung des Generals von Schaffgotsch, die im Jahre 1757 (Hamburg und Leipzig) anonym erschien, lauten:

„Die Hinrichtung des Unschuldigen brachten seine Feinde und die Jesuiten zu wege, da sie dem Schaffgotsch diese große Ehre nicht gönnten und das Geld bei der Armee war, auch der Kayser denen Generals viel schuldig war, so wurden die Herrschaften dem Schaffgotsch entzogen und die Generals damit kantentiret, welches Gott zu erbarmen war, daß man mit diesem Herrn so unbarmherzig umgegangen ist. Den Jesuiten war es ein gefundener Handel, da bekamen sie die allerschönste Gelegenheit eine Weile auf den schönen Gütern zu wirthschaften, und sein vornehmes Reichsprotestantisches Haus machten sie auch zu Grunde, wie denn noch bei Lebzeiten seine lieben Söhne und Töchter von denen Gütern mit Gewalt sind weggenommen worden, die Fräule nach Kayserl. Hof gebracht, die Söhne aber behielten die Jesuiten unter ihrer Aufsicht. Ein Polnischer von Adel hat in einem besonderen Traktätchen des Herrn Grafen (!) Schaffgotsch rechte Unschuld, an den Tag gelegt."

Auch der oftenwähnte evangelische Pastor Donauer ergeht sich in gleichen Anschuldigungen, indem er schreibt:

„Schaffgotsch's Standhaftigkeit bey der Evangelischen Religion und seine vornehmen Güter haben ihn um sein Leben gebracht. Seine Kinder und hinterlassenen Herrn Söhne sind alsogleich unter der saubern Jesuiter-Hand und Disciplin gethan und zum Pabstthum verleitet worden, wie dann zwey von ihnen 1639 allhier durch und nach Ingolstadt auf die Hohe Schul Studierens halber gereiset, und wie jetzo verlautet, der älteste aus ihnen sogar in den Orden der feinen Jesuiten getretten. Also bekamen die Hungerige verfluchte Raß Geyer auch einen Theil an diesen Schaffgottischen Gütthern. Nach geschehener Hinrichtung wäre gewiß die Reihe an den General-Feldzeug-Meister den von Sparren gekommen, weil er auch Evangelisch war, wie ihm dann auch der Kopf sehr wackelte, und er in großen Aengsten stunde, des andern Tages auch sein Testament in meinem Beysein machte und sich communiciren ließ. Weil aber der König in Polen starck vor ihn intercedirte, dem er vor

Höhen zu Felde gezogen, ist er pardonirt und mit denen andern von Regensburg nach Wien geführet worden." —

Unzweifelhaft wir vorstehenden Aufzeichnungen einen hohen Grad von Gerechtigkeit und Unbefangenheit zuerkennen müssen, so steht doch fest, daß die Kinder des unglücklichen Hans Ulrich von Schaffgotsch, nicht nur ihrer Güter beraubt, sondern auch dem Glauben ihrer Väter entfremdet wurden.

Der Sohn des Generals, Christoph Leopold, dessen Nachkommen noch in Preußen und Oesterreich freudig blühen, hat allerdings die meisten Güter und Würden zurückerhalten und ist sogar vom Kaiser Ferdinand III. und seinem Nachfolger mit Auszeichnungen und Ehren aller Art überschüttet worden, so z. B. erlangte er 1651 den Grafenstand; wurde 1662 ungarischer Magnat, und erhielt 1674 das damals nur fürstlichen Personen zustehende Prädikat Hochgeboren, — aber seinen unschuldig hingerichteten Vater konnten sie ihm doch nicht wiedergeben. Der lag mit blutigem Haupte in seiner kühlen Gruft zu Regensburg, dem letzten aller Gerichte getrost entgegenharrend. Kein Grabstein, keine Gedächtnißtafel erinnert da an ihn, selbst der Ort seiner Ruhe ist nicht mehr bekannt.

So endete ein wahrhaft edler Mann, der würdige Sprosse eines deutschen Heldenstammes, ein Edelmann im vollsten Sinne des Wortes, der sein Leben oftmals in blutiger Feldschlacht für seinen Kaiser und das Vaterland freudig auf das Spiel gesetzt hatte, — für denselben Kaiser, der ihn später, ungeachtet hervorragender Verdienste, herzloser Weise der Henkerkunst und dem Egoismus parteiischer, schmutziger Richter zum Opfer überließ.

Kaum neunzehn Monate nach der Enthauptung des Generals folgte ihm sein kaiserlicher Herr Ferdinand II.; nachdem er kurz vorher zur Krönung seines Sohnes Ferdinand III. zu Regensburg gewesen, — am 15. Februar 1637 in die Ewigkeit nach.

General-Feldmarschall Götz — unrühmlichen Angedenkens, vom Kaiser, nachdem er katholisch geworden war, in den Grafenstand erhoben und mit mannichfachen Gütern beschenkt, erfreute sich dieser Standeserhöhung nicht lange. Sein Waffenglück war dahin.

Zuletzt von Herzog Bernhard von Weimar im Jahre 1637 zuerst bei Donaustauf total auf's Haupt geschlagen, wurde er endlich am 24. Februar 1645 vom schwedischen General Wrangel in der Schlacht bei Jankau mit 3000 der Seinen zusammengehauen, nachdem seine Armee 26 Geschütze, 67 Fahnen verloren, und 7 Generäle, 7 Obristen, 12 Obristlieutenants sammt 4000 Knechten in die Gefangenschaft gerathen waren.

Wir aber beschließen hiemit diese Erinnerung an den unglücklichen Hans Ulrich Schaffgotsch und sein trauriges Ende, indem wir unseren freundlichen Lesern, — vor Allem aber Jedem, der berufen ist, über Andere zu richten, den schönen Wahlspruch des frommen Generals an das Herz legen: „Durch Vernunft, nicht durch Leidenschaft!"

Eine Hausinschrift.

Von Carl Schalten.

Folgender Reimspruch fand sich in der Hausflur eines mittelmäßigen Bauern zu Ohrnbau, einem Dorfe, 4 Stunden von Ansbach:

Wer einen Gaul hat, nicht zu schwer,
Und einen Esel, die nie wird leer.
Und ein Haus, das voll Nahrung steht.
Und darin fromme Eltern hat,
Und mehr Kuh' und feiste Schwein',
Und fromme Knecht', die gern gehorsam sein,
Und einen Hund Nachts auf der Hut,
Und ein Weib, die allezeit ist gut,
Und auch in ihren Ehren ist fein:
Der Mann hat ein gut Hausgemüth!

Das Fischland.

Von L. Freiherrn v. Gall.

Da ſtahnd 'n Kind an wahren Strand.
Das leſen Fallenſteinen: Kind.
„Kind, ſeg mal, Kind,“ ſo frägt de Ein,
„Kind, heſt Du minen Kind nich ſehn?“
„Ja,“ antwurt dann de Anner, „Kind,
Dien Kind de gäng mit minen Kind
Langwiern nah Kind Mutter Kroos Kind.“

Fritz Reuter.

An der Küſte der Oſtſee zwiſchen Roſtock und Stralſund auf der Halbinſel, „der Darß“ genannt, liegt das Fiſchland, eine weite ſandige Strecke, die größtentheils zu Mecklenburg gehört, aber mit ihrem Boden und ihren Bauten, ihren Trachten und ihrem Treiben einen merkwürdigen Gegenſatz zum übrigen Mecklenburg bildet. Wie eine umgekehrte Oaſe — nicht ein fruchtbares Eiland, begrenzt von der Wüſte, nein, ſelbſt eine Wüſte, begrenzt von fruchtbarem Land und vom Meer, iſt es arm an Allem, außer an Sand und Fiſch, am ärmſten an Reiſenden, höchſt ſelten, daß ein Wanderer oder gar ein Wagen es wagt, das Sandmeer des Fiſchlandes zu durchſchneiden, und es mag leicht das unbeſuchteſte und unbemerkteſte Ländchen des ganzen deutſchen Vaterlandes ſein. Wohl ziehen von Dampf oder Wind getrieben Schiffe ſeiner Küſte vorüber, aber der Blick ihrer Bemannung oder Paſſagiere weilt nicht lange darauf; denn eine Scheu, die an die Stelle der verſchwundenen Geiſterfurcht getreten, die Scheu vor langer Weile wendet ſie bald wieder ab nach dem Meer hin, um dort in der weiten Fläche die Rauchſäule eines Dampfbootes oder ein auftauchendes Segel zu ſuchen oder dem Fluge der Möwen zu folgen oder den ſchimmernden Wellen oder den verſchwindenden Furchen, die eine leichte Briſe in die Meeresfläche haucht; und ob auch von alle dem nichts ſich darbietet: es könnte ſich zeigen, es könnte eine Abwechſelung eintreten, während die Sandwellen der Küſte, wie gebannt, in hoffnungsloſer Regungsloſigkeit daliegen, einem großen Kirchhof gleich, deſſen Hügel wie ſolche Rieſengräber ſich lagern, noch ungeſchützt von der Raſendecke gegen das Spiel der Winde. Auf dieſem Sandſtrand erfaßt den Wanderer das Gefühl einer Einſamkeit, einer Verödung, die etwas Grauenhaftes hat; wie ein abgeſchiedener Geiſt, der ruhlos umherſchweift, kömmt man ſich vor, man ſehnt ſich heraus aus dem ewigen Einerlei. Wenn einmal ein Büſchel Seegras, vom Meer an die Küſte geworfen, ſich zeigt, betrachtet man den ungewohnten Gegenſtand mit Intereſſe, verweilt dabei und entfernt ſich nur ungern von ihm; ſeine Erſcheinung brachte Abwechſelung in die drückende Einförmigkeit und bezeugte, daß es noch Leben giebt, wenn auch nicht hier. Denn ſtundenlang kann man umherirren, ohne einen Pfad, ohne auch nur die Spuren vom Tritt eines Menſchen oder Thieres zu finden; in der Nähe des Meeres verwiſcht die Welle, weiterhin verweht der Wind jeden Eindruck.

Dem Winde und dem Waſſer gehört das Reich hier, das ſonſt herrenlos wäre. Kein ſchützender Damm, wie an den Küſten der Oſtſee, weiſ't die ſalzige Fluth zurück. Sie geht, ſteigt, ſtürmt in's Land hinein, ſoweit ſie mag und kann; der Menſch wehrt ihr nicht, er thut nichts unentgeltlich, und welchen Entgelt konnte der Schützling ihm gewähren? Völlig kahl an der Küſte tragen die Dünen weiter hinein im Lande einzelne dünne Halme von Strandhafer; ſie werden mühſam abgeſucht von ſtruppigen dürren Pferden, von hochbeinigen hagern Kühen, von Schafen, die, als ob ſie ihrer Magerkeit ſich ſchämten, ſich bedecken mit

mehr kümmern als wolligen Pelz. Die lange Nahrung schützt die Kümmerer*) vor dem Verhungern, nicht vor dem Hunger; aber auch vor dem Verhungern würden die Halme im Winter sie nicht schützen; denn selbst der angestrengteste Fleiß vermöchte es nicht, denn so viel zu sammeln, daß sie zum Vorrath für jene Jahreszeit ausreichten. Da bietet das Meer seine Hülfe; es spült Seegras und Schilf an den Strand, das wird getrocknet und aufbewahrt und füllt den Magen und fristet das Leben der Kühe und Schafe, die in träger Ruhe den Winter im Stalle verträumen. Vor dem Hungertode schützt das kraftlose Futter, Kraft aber vermag es nicht zu geben, und die fordert man vom Pferde, deshalb mischt man ihm getrocknete Fische darunter; nicht in Kamtschatka allein werden die Zugthiere mit Fischen gefüttert.

Wenn aber die Thiere fast verkommen, wovon leben die Menschen? denn es leben Menschen im Fischlande, ja sie leben, sie vegetiren nicht nur; sie führen ein Leben so rührig und regsam, so heiter und harmlos, so laut und so lustig wie kaum irgend sonst wo in ganz Deutschland. Wir wollen sie aufsuchen in ihren Dörfern. Wir werden uns auf's Gerathewohl nach dem nächsten, denn eins gleicht dem andern auf's Haar. Wenn wir landeinwärts schreiten durch die endlosen wellenförmigen Höhen und Tiefen, unermüdet von der Todtenstille der Einöde, in der kein Vogel singt oder auch nur sich schwingt, in der kein Käfer brummt, keine Mücke summt, vielleicht nur einmal ein scheuer Fuchs hinter einer Sandscholle seinen spitzen Kopf vorsteckt und dann wieder lautlos und spurlos verschwindet; wenn wir müde und abgespannt, aber doch unaufhaltsam weiter schreiten, dann tritt unerwartet hinter der letzten Düne ein Dörfchen hervor, anders als die bisher gewohnten. Statt der gelbgrauen Strohdächer sehen wir freundliche Ziegeldächer, und Haus für Haus trägt einen Schornstein. Das ist nicht mecklenburgische Bauart, wo in der Regel nur die Herren, die Schafe und die Pferde in Palästen wohnen, die Tagelöhner in Hütten, etwas größer und etwas schlechter als Hundehütten. Die Dächer und Schornsteine locken uns näher zu treten, und die Lockung war keine täuschende; wir finden unter den Dächern saubere Wände, grün angestrichene Fensterrahmen mit blitzenden Spiegelscheiben, dahinter schneeweiße Gardinen; vor dem Hause ein Gärtchen, zierlich umzäunt und sorgfältig gepflegt. Die Hausthür ist weit geöffnet, als lüde sie gastfrei zum Eintritt. Wir treten ein; der Flur, der durch die ganze Länge des Hauses sich zieht, bezeugt in allen seinen Theilen die Sauberkeit und Wohlhabenheit des Hauses und den Sinn der Bewohner für Nettigkeit und Anmuth. Da stehen offene Spinden mit glänzendem Thee- und Kaffeegeschirr von Porzellan, blinkende Zinnkrüge in großer Zahl, jeder reich, aber jeder anders geschmückt, mit vergoldetem Zierrat oder halb erhabener Arbeit scheinen sie in dieser Schaustellung eine besondere Bedeutung zu haben. In der Stube, in der Kammer, in der Küche, überall dieselbe Sauberkeit, überall das Gepräge der Wohlhabenheit und mehr noch der Wohlhäbigkeit, und die Bewohner — nein, das Wort ist nicht richtig — die Bewohnerinnen dem entsprechend; ihre Kleidung sauber, anspruchslos, einfach, keine grellen Farben, brennend roth und schreiend gelb wie an den Mützen, Tüchern, Schürzen, Miedern und Röcken der Mecklenburger Bauermädchen, thun dem Auge weh. Frauen und Jungfrauen tragen lange faltige Röcke von dunkelem einfarbigen wollenem Stoff, unten mit zwei schwarzen Sammetstreifen besetzt, die Schürzen sind blau, darüber tragen sie eng anschließende Jacken von demselben Zeuge wie die Röcke, auf dem Kopf einen Strohhut mit breitem Rande, garnirt mit schwarzem handbreitem Seidenbande, dessen Enden lang herabhängen.

*) Kümmerer nennt der Forstmann Kiefernbäume, die angefressen sind und, durch den Harzverlust auf ihren Wunden erkrankt und verkrüppelt, nicht leben und nicht sterben können, oder ein Wild, das angeschossen, nur halb geheilt oder getödtet, unheilig, lebensmüde sich fortschleppt: während er ein Gehege, das frisch und saftig aufschießt, feedwüchsig nennt.

Im Hause, im Stalle, wie im Garten, überall herrscht die höchste Sauberkeit und Ordnung, und selbst die kleinen Ackerstriche, die mit Kartoffeln bepflanzt oder mit Buchweizen besäet sind, bekunden eine ungewöhnliche Accuratesse der Behandlung. Die Pflanzen stehen in hoher Regelmäßigkeit, die Striche der Harken und Eggen erscheinen wie nach dem Lineal gezogen, die Stauden sind so zierlich behäufelt, das Unkraut ist so peinlich gewissenhaft gejätet, daß man überall das Walten einer weiblichen Hand zu erkennen glaubt, und man irrt sich nicht. Selbst Wagen und Pferde werden von Frauenhänden geleitet, selbst der Pflug und die Sense nur von ihnen geführt. Und doch sind wir in keinem Staate von Männerfeindinnen. Das bezeugen in den Stuben hie und da ein Paar mächtige Wasserstiefel, eine prächtige Meerschaumpfeife oder ein vorwitziger Stiefelknecht; das bezeugen ein paar Abbildungen von Männern, die in Schiffertracht gekleidet, roh gemalt aber zierlich eingerahmt, an der Wand hängen. Wo weilen aber diese Väter oder Gatten, diese Brüder oder Verlobten? Das wissen die zurückgebliebenen Mütter, Frauen oder Jungfrauen selbst nicht; weit draußen auf fernen Meeren oder in irgend einer Hafenstadt, wogend auf wandelbaren Wellen, wogend in fast noch wandelbarerem Handel. Denn alle die Frauen, arm oder reich, Groß oder Klein sind Seemänner und Schiffseigenthümer; jeder schafft und scharrt, jeder sorgt und sinnt, jeder ringt und rechnet, daß seine Bauerschaft sich mehre; er bedarf ihrer zur Erhaltung der Wirthschaft und der Familie, die fast nur von seinem Erwerbe lebt, zur Erhaltung des Schiffes, das fruchtbringender als der Pflug den weiten Acker der Meere durchfurcht. Alle jene sauberen Häuschen mit ihren cajütenähnlichen Räumen sind Eigenthum der männlichen Bevölkerung Fischlands, die ausschließlich aus Schiffs-Capitainen, Steuermännern, Vollmatrosen, Halbmatrosen und Schiffsjungen besteht. Es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß das ganze Schiff einer ganzen Familie gehört und ausschließlich von den männlichen Mitgliedern einer Familie geführt wird. Der Alte da mit dem gebleichten Haar und dem gebräunten Antlitz ist der Capitain des Schiffes, der Mann dort, ihm zum Sprechen ähnlich, nur das Haar nicht weiß, kaum grau, ist sein Steuermann und älterer Sohn, die anderen kräftigen Männer sind seine Matrosen und zugleich seine Söhne und Schwiegersöhne, und die beiden Schiffsjungen, die wie junge Katzen umherklettern und umherspielen, sind seine Enkel. Im zeitigen Frühjahr ziehen sie alle nach Rostock; denn die Hunderte von Seeschiffen, welche diese Hafen- und Handelsstadt alljährlich in's Meer schickt, werden fast ausschließlich aus dem mecklenburgischen Antheile Fischlands bemannt, während der preußische Antheil den Bedarf für die Stralsunder Schiffe liefert. Gehören auch die Schiffsgüter darauf dem Kaufmann, das Schiff selbst gehört, wenigstens theilweise, Jedem, der mit der Führung desselben beschäftigt ist, und wäre es der kleinste Schiffsjunge, er hat seinen Antheil daran, freilich oft einen sehr kleinen. „Part" heißt ein solcher Antheil, „Partner" der Antheilhaber. Den Part zu vergrößern und dadurch zugleich das Vermögen der Familie, das ist das Ziel aller ihrer Sorgen und Mühen; dadurch unterscheiden sich die mit Fischländern bemannten Schiffen von allen übrigen. Auf diesen ist's den Matrosen gleichgültig, was das Schiff erwirbt; sie erhalten für jede Reise, nachdem sie beendet, den bedungenen Lohn; während der Fahrt erhalten sie kein Geld: wenn sie nun nach langen harten Entbehrungen eine für ihre Verhältnisse bedeutende Summe in die Hände bekommen, wird sie oft in einigen Tagen, ja Stunden verjubelt oder für die abenteuerlichsten, werthlosesten Gegenstände ausgegeben. Anders der Fischländer. Er berechnet genau, um wieviel durch seinen Erwerb sein Part sich steigert; er lebt deshalb mäßig, ja genau. Nur in einem sparen die Capitaine oder Steuermänner nicht. Von jeder Reise bringen sie einen kostbaren Deckelkrug als Document der vollendeten Seefahrt heim und hängen ihn, Jedermann sichtbar, im stets offenen Hausflur auf.

Was nicht der nothdürftige Unterhalt wegnimmt, das wird dem Kaufmann, der das

Schiff befrachtet, übergeben, um es dem Part zuzuschreiben. Doch nimmt der Capitain in der Regel 100, der Steuermann 75, der Matrose 30 Thaler heim und übergiebt sie der Frau, damit die das Jahr hindurch das Hauswesen unterhält; denn bei allem Fleiß wirft die kleine Landwirthschaft so viel nicht ab, daß nicht Brot und Kartoffeln und was sonst Kost und Küche bedarf, zum großen Theil in den fruchtbareren Grenzdörfern gekauft werden müßte. Freilich sind die Frauen, während der Mann zur See geht, daheim auch nicht müßig. Sie bebauen ihre kleinen Schollen, sie warten des Viehes, sie spinnen und spulen, sie weben und walken die Leinen- und Wollenzeuge für sich und die Männer, sie gehen auf den Fischfang; klug und kunstfertig rudern und fegeln sie in's Meer hinaus, legen Reusen und werfen Netze und Angeln, sammeln Tangess und Schilf, räuchern Fische und Aale und bringen Hühnge zum Verkauf.

Sie sind während drei Vierteln des Jahres Hausmutter und Hausvater zugleich und führen das Regiment und die Gasse gleich musterhaft. Das erste führt sich fast von selbst; die späte strenge Arbeit, an der auch die jüngsten Familienmitglieder sich betheiligen müssen, beschäftigt Alle, und nur unbeschäftigte Kinder sind unartig und übermüthig. Die Gasse zu führen ist schwieriger; mit 80 Thalern das ganze Jahr hindurch Haus zu halten, Schulgeld und Abgaben, Schneider und Schuster, Ackergeräth und Küchengeschirr, Nähnadeln und Zwirn und alle die tausend kleinen Erbürfnisse zu bestreiten, das ist keine kleine Aufgabe. Aber es gilt mehr als das. Es gilt im Geheimen ein klein Capital zurücklegen, das den Mann ausrichtet, wenn er bettelarm in die Heimath zurückkehrt; und solches Geschickes muß Jeder gewärtig sein. Die Fischländer versichern ihre Fahrzeuge nicht: sie scheuen die Ausgabe. Auch scheitern ihre Schiffe seltener als die der anderen, theils, weil sie dieselben stets im allerbesten Zustande erhalten, theils, weil sie sich selbst stets nüchtern halten; beinahe die Hälfte der Schiffbrüche entsteht dadurch, daß im Augenblick der Gefahr dem Führer die volle Besonnenheit, den Leuten die volle Arbeitskraft fehlt. Aber doch kommt es vor, daß auch ein Fischländer Fahrzeug verunglückt: dann kehrt der Mann, wenn er überhaupt heimkehrt, völlig verarmt in die Heimath zurück. Aber nein! nicht völlig verarmt; sämmtliche mitunter Bewohner des Dorfes bringen, je nach dem Verhältniß ihrer Schiffsbetheiligung eine Spende für ihn zusammen; seine Frau aber sucht aus dem versteckteren Winkel des Hauses einen Strumpf hervor und übergiebt ihn dem Manne, darin liegen die Ersparnisse, die sie seit dem Tage ihrer Verheirathung am Wirthschaftsgelde gemacht. Mit diesem Gelde beginnt er einen neuen Part, und die Frau spinnt und spart von Neuem, für einen neuen geheimen Schatz, ob auch ärmer als bisher, doch immer noch glücklich, daß sie nicht Wittwe geworden, wie manche ihrer Mitschwestern. Auf welche Art diese sich und ihre Kinder durchbringen, das wissen sie selbst nicht zu sagen, aber im Fischlande verhungert Keiner, hungert kaum Einer; Hungern ist da ein Vorrecht der Thiere, namentlich der Kühe, die Milchkühe genannt werden. Sie stehen aber, wie die Leute dort sagen, fast das ganze Jahr trocken, so trocken als ihre Hütungen; die Tröpflein aber, die sie geben, theilen ihre Pflegerinnen gerne mit dem Wanderer, der einmal des Weges kommt.

Das erfuhr ein Reisender; er wanderte, um das Land kennen zu lernen, hatte zeitig am Morgen die nächtliche Herberge verlassen, nachdem er, wie er das immer that, schon am Abend die Zeche berichtigt und Abschied genommen, um nicht am Morgen durch die Bereitung des Caffees oder der Frühsuppe aufgehalten zu werden, hatte nüchtern seine Reise eine Viertelstunde fortgesetzt, ohne Ahnung davon, daß er in eine Wüste gerathen würde, denn von der Eigenthümlichkeit des Fischlandes hatte er keine Ahnung, so wenig als wahrscheinlich irgend einer der Leser. Nachdem er stundenlang am wüsten Strande und im noch wüsteren Lande umhergeirrt, übermannte ihn eine Mattigkeit des Geistes und eine Müdigkeit des Leibes wie noch nie zuvor. Er sehnte sich nach Nahrung für Beide; aber so oft er eine

von den kahlen Dünen bestieg, zeigte sich nichts als das weite Meer von Sandwellen, die in endloser Oede sich hinzogen. Da bemerkte er einen dunklen Strich, der zwischen den Dünen sich zu bewegen schien. Er näherte sich und entwickelte sich allmälig zu einer Reihe von Menschen, die sich endlich als Frauengestalten zeigten. Nun beseelt von Hoffnung ging der Reisende ihnen entgegen, klagte ihnen seine Noth und bat sie um etwas Genießbares gegen Zahlung.

Alle versicherten bedauernd, sie hätten ihr Frühstück schon verzehrt und kehrten ihm Taschen um, um zu zeigen, daß nichts mehr darinnen. Da sagte plötzlich eine zur Nebenstehenden: Du hast ja Milch mitgenommen! Erzürnt rief diese: Die habe ich schon ausgetrunken; denkst du, ich hätte sie ihm nicht gleich gegeben, wenn ich sie noch gehabt hätte? Dabei nahm sie die Flasche aus dem Korbe, zog den Pfropfen heraus und reichte sie hin. Nur wenige Tropfen waren noch am Boden, er sog sie gierig ein; die Geberin aber erbot sich mit ihm zum Dorfe zu gehen, zu Hause hätte sie noch mehr Milch, die sollte er haben. Alle redeten ihm zu, ihr zu folgen. Als er aber hörte, daß das Dorf über eine halbe Stunde entfernt sei, und ihn ganz von der Richtung seines Reisepunkts entferne, zog er's vor, seinen Weg fortzusetzen, da auf demselben eine Stunde weiter ein Dorf liegen sollte, wo er auf Erfrischung rechnen durfte. So setzten sie unter herzlichem Bedauern, daß sie nichts hatten ihn zu erquicken, ihren Weg nach der Ostsee fort, um dort Neusen zu lesen. Auch er zog seines Weges, aber nicht weit; ein stets zunehmender Wind, der zum Sturm wurde, stemmte sich ihm entgegen, und hatte die halb erschöpften Kräfte bald ganz erschöpft. Außer Stande noch einen Schritt weiter zu gehen, setzte er sich hinter einen hohen Sandhügel, um da Schutz zu suchen. Er machte sich Vorwürfe, daß er das Anerbieten vorhin nicht angenommen; wäre er doch unter Menschen gewesen. Denn zu den dringenden Mahnungen des Körpers kam jetzt ein Gefühl der Bangigkeit, des Verlassenseins. Ihm war zu Muthe, als wäre er ganz allein auf der Erde. Da rief eine tiefe Stimme ihm einen guten Morgen zu; er blickte fast erschrocken auf; ein Mann in einem Fuhrmannskittel trat heran, ihm folgte ein einspänniges Fuhrwerk mit Leinwand gedeckt, dicht dahinter ein zweites ähnliches. „Sie wollten wohl eben frühstücken?" fragte der Fuhrmann. „Das wollt' ich freilich gern," erwiederte der Reisende, „ich habe nur nichts!" „Haben wir doch noch was!" sprach der Fuhrmann, hielt sein Pferd an und rief dem Führer des folgenden Wagens, einem halberwachsenen Burschen zu: „Hansel, lang' mal den Korb raus!" — Das war Musik! Während Hansel den Korb aus dem Wagen langte, ordnete der Fuhrmann in dem seinigen ein Strohlager, der Reisende mußte sich darauf lagern, und, vom Leinendach gegen das rauhe Wehen geschützt, an Brot und Wurst und Bier sich laben. Als er, dem freundlichen Wirth viel zu zeitig, satt war, setzte der sich zu ihm und erzählte ihm von seiner Heimath, von seinem Pferde und seiner Frau und seinen fünf Kindern, daß er im Fischlande Bratheringe zum Verkauf habe holen wollen, keine bekommen habe und nun ohne Fracht heimkehren müsse. „Gott wird sorgen!" sprach er, „er hat oft gesorgt und ich hab's ihm oft versprochen und nicht gehalten, daß ich nicht wieder verzagen wollte, heute soll's ein Wort sein." Er war nicht zu bewegen, für Fahrt und Frühstück eine Entschädigung zu nehmen, aber fröhlich dankend nahm er einige Kleinigkeiten an Messern, Scheeren und dergleichen, die der Reisende zu Geschenken für Kinder bei sich führte, für die seinen an und sprach lächelnd, indem er wie verwundert den Kopf schüttelte: „Dichter mir da der liebe Gott eine Christbescherung mitten im Sommer an!" Als Beide sich trennten und der Reisende sagte, er würde seine Freundlichkeit nie vergessen und sich immer als sein Schuldner fühlen, erwiederte er: „was ist denn da weiter, als daß wir uns mit Gruß und Kuß willkommen heißen, wenn wir uns wieder treffen." Sie schieden mit einem Kuß. Das war deutsche Gastlichkeit. — Die Fischländer sind gern gastfrei; Gastfreiheit soll ja eine Tugend der Wüste sein

und Wismar ist eine halbe; im Sommer hat selbst die Wohnungen nöthig naß und [illegible] sind; da gehen die ärmlichen Thüre ihrem ärmlichen Futter, die Frauen ihrer Häuslichkeit nach, die älteren Kinder ziehen nach der entlegenen Schule, die jüngeren und jüngsten aber an der Hand, an der Brust, auf dem Rücken der Mutter mit auf's Feld; zuweilen hat dieselbe Mutter zwei an der Brust, eins an der Hand, eins auf dem Rücken, denn Kinderlegen in rascher Folge ist eine Eigenthümlichkeit Fischlands, und Zwillinge gehören nicht zu den Seltenheiten, doch sind sie bei der Arbeit kein Hinderniß; die Frauen haben von ihren fortziehenden Männern gelernt Hängematten zu errichten; sie nehmen zwei Stangen mit, von denen zwei eben in Gabeln endigen, stoßen diese vertikal in den Boden, binden ein Bettlaken mit den 4 Zipfeln zusammen, stoßen durch die Zipfel die dritte Stange, und legen sie quer über jene Gabeln; diese Hängematte dient den Kindern als Ober- und Unterbett und Wiege, in welchem sie gehängt, gegen Fliegen und Zugluft, und von einem größeren Kinde geschaukelt, während die Mutter arbeitet, ihre Zeit verschlafen oder verträumen.

Natürlich stehen daheim alle Häuser leer, aber offen; Diebsucht ist eben so unerhört, als eine verschlossene Thür; doch ist's einmal vorgekommen, daß ein paar fechtende Handwerksburschen die offenen Thüren benutzten, die Räumlichkeiten einiger Häuser durchstöberten, und sich lüstigten an dem Besten, was sie vorfanden. Das hätte man ihnen gegönnt; daß sie aber ein paar Schürzen mit geraucherten Häringen vollgepackt mitgenommen, und überdies in sinnendem Uebermuth die Zimmer verunreinigt hatten (einem Diebesaberglauben zu Folge, hindert Verunreinigung die Verfolgung des Diebes), das mußte gerächt werden. Die Bestohlenen vereinigten sich mit ihren Nachbarinnen und setzten den Dieben nach; zurückkehrende Kinder, die den Wanderern begegnet, zeigten den Verfolgerinnen die Richtung, die sie eingeschlagen hätten, und die baumlose Ebene ließ sie bald die Flüchtlinge in der Ferne erblicken, die, als sie das Amazonenheer anrücken sahen, die Eile ihrer Flucht verdoppelten. Aber eine Fischländerin ist ein halbes Gespann. Sie schwimmt wie ein Seehund und hat eine Lunge wie ein Pferd. Die athemlosen Flüchtlinge wurden bald eingeholt, die Stiefeln, die sie zuletzt fortkommens wegen in der Hand trugen, ihnen entrissen, und ein abgekürztes Strafverfahren eingeleitet, bei dem die Frauen als Gerichtsvorsteherinnen, die Stiefel als Exekutoren fungirten. Die Fischländerin zeigte, daß sie, wenn auch nicht empfindsam wie eine Nachtigall, doch empfindlicher als eine solche, schlagen könne. Wie gerichtigen und niedergeschlagen die Bestraften auch waren, mußten sie doch mit den Nachtigallen, die jetzt wie Lerchen jubelten, umkehren, mußten die weggeworfenen Häringe wieder in die Häuser zurücktragen; darauf wurden sie in Gnaden entlassen, die Stiefel aber, wie sehr sie auch baten, erhielten sie nicht wieder zurück, sie wurden als Siegestrophäen, je einer in jedem der beraubten Häuser aufgehängt. Das war allerdings nicht zart, aber die Fischländer-Art ist nicht zart; doch fehlt es ihnen eben so wenig an Anmuth als an Muth, das zeigt sich in ihren Bewegungen, namentlich bei ihren Tänzen; sie lernen sie von den jungen Burschen und die jungen Burschen lernen sie von aller Welt; in Italien und Australien, in Schottland und Finnland, in Norwegen und Nimwegen haben sie die Tanzböden besucht, haben jede Nationalität besucht und von jeder etwas abgelauscht. Ihre Tanzart hat dadurch etwas fremdländisches erhalten, und wie durch das Kreuzen der Racen sich wohl eine eigene neue Race bildet, so hat ihr Kreuzen auf den Meeren ihrem, und durch sie, dem Tanz ihrer Frauen und Jungfrauen ein eigenthümliches, mild anmuthiges Gepräge gegeben, das sich nicht allein wesentlich vom plumpen mecklenburgischen Bauerntanz, sondern von dem aller übrigen Länder unterscheidet. Die Burschen tanzen alle etwas breitbeinig, die schwankende Bewegung des Schiffes nöthigt sie an Bord zu solcher Haltung und sie bewahren sie unwillkürlich auch auf dem Lande, die weiblichen Bewohner des Fischlandes dagegen befahren zwar auch häufig, ja fast täglich das

Meer, aber auf schmalen Fahrzeugen, bei denen ein Umherschreiten, wie auf einem Seeschiff nicht vorkommt, wohl aber jede andere Art von rascher und mühelos Bewegung, denn die Verlängerung einer Secunde könnte oft den Tod bringen; das giebt ihnen Schnellkraft und Gewandtheit. Dazu kommt, daß sie beim angestrengten Rudern (riemen in der Schiffersprache) sich immer aus voller Kraft hinten überlegen, während die Bauermädchen bei ihrer Arbeit den Körper mehr nach vorn überbeugen. So bekommt die Haltung der Fischländerinnen etwas Volles und Hohes, sie sind, wie man von Pferden sagt, aufs Hintertheil gesetzt und dadurch im Besitz einer Kraft und Sicherheit der Bewegung, die ihnen beim Tanz eine anziehende Kühnheit giebt. Wie die Tänze und ihre Tänzer sich unterscheiden von denen der Nachbarn, so auch die Tanzmelodien; einige von den Matrosen spielen die Geige und die Ziehharmonika, andere pfeifen Tänze, die sie auf den Tanzböden der verschiedenen Erdtheile gelernt haben. Aber auch, wenn im Kruge Tanzmusik ist, müssen die Dorfmusikanten, so gut es gehen will, die vorgepfiffenen Tanzstücke nachzuspielen suchen; denn außer den häufigen Tanzgelagen in den Wohnungen ist im Winter alle vierzehn Tage Ball im Kruge, wobei es sehr fröhlich hergeht, denn das Fischländer-Temperament ist mehr zur Fröhlichkeit als zur Trauer geneigt. Ziehen im Frühjahr mit dem Erwachen, ja vor dem Erwachen der Natur, die Väter, Männer und Söhne nach Rostock zu ihrem Seemannsberuf, von dem doch Mancher nie wieder heimkehrt, so ist der Abschied durchaus nicht sentimental; man giebt sich die Hand, die Scheidenden gehen ihren Weg, die Zurückbleibenden an ihre Arbeit, als sei nichts besonderes geschehen. Anders ist's, wenn die Männer im Spätherbst nach vollendeter Seereise in die Heimath zurückkehren. Dann sammeln sie sich gewöhnlich am Rostocker Hafen, vereinigen sich, wie sie es nennen, in „Sippen", d. h. Verwandte gesellen sich zu Verwandten, und ziehen truppweise der Heimath zu. Sie tragen Matrosentracht; weite Beinkleider, eine knappe Jacke, beide von blauem Tuch, die Jacke mit zwei Reihen blitzblanker Knöpfe dicht besetzt; als Kopfbedeckung tragen sie einen Hut von Strohgeflecht mit niederem Kopf und breitem Rande, um den Hals ein seidenes Halstuch mit dem eigenthümlich gestalteten Knoten, an dem ein Seefahrer den andern überall erkennt. Ihre Kleidung unterscheidet sich von der anderer Matrosen dadurch, daß sie eine solide Mitte hält; sie ist nicht so abgetragen und zerfetzt als die der Liederlichen, die alles verspielen und vertrinken, und nicht so kostspielig und phantastisch als die der Gecken und Prahlhänse; der Fischländer weiß, wofür er spart. Diese Sparsamkeit hindert aber nicht, daß jeder in seinem Tragekoffer ein Geschenk verpackt hat, das für die Frau oder Braut, Mutter oder Schwester bestimmt ist, und das bei den verheiratheten fast immer aus Kaffee, Zucker und Reis besteht, außerdem noch aus irgend einer Seltenheit aus einem fernen Punkt der Reise, die Zeugniß ablegen soll von dem Lande, in dem der Reisende gewesen. Sobald eine solche Sippe das Thor verlassen hat, schwenkt sie die Hüte und bricht in ein lautes a—ho—i aus. Es geht der Heimath zu; daß sie mit Lust ihr zuwandern, bezeugt das rasche Tempo ihres Schrittes, das doppelt so rasch sich vorwärts bewegt, als im Frühjahr beim Ausgange. Ihre Heimkehr wird nie vorher verkündet, denn es ist Seemanns-Regel, die Zeit der Heimkehr niemals vorherzubestimmen; dennoch kommen sie nie unerwartet; wenn die gewohnte Zeit ihrer Heimkehr naht, lugt alles, was Zeit hat, nach der Ferne hin, wer daheim bleiben muß, lauscht auf den Ruf: Sie kommen, sie kommen! der, sobald die Wanderschaar sich von fern zeigt, gellend durchs Dorf ertönt; alles stürzt ihnen entgegen, die Alten werden geführt, die Kinder getragen, die heraneilenden Männer schwenken die Hüte, die Frauen und Kinder jauchzen und jauchzen; wenn sich die beiden Truppen erreicht haben, ist die Begrüßung eben so laut und leidenschaftlich, als der Abschied gewesen und fast erschien. Jetzt beginnt ein neues Leben im Fischlande. In den ersten Tagen wird nur erzählt; man sollte glauben, die Männer wären die Redenden, die Frauen die Hörenden, denn was kann in einer Einöde, in

bei der Tag, wie der andere klagt, Arrest gehalten sein, während die Männer einen solchen Schatz von Mittheilungen beimbringen müssen, — aber man setzt sich. Die Frauen haben ihre Männer gesund wieder zurück; sie haben von ihnen gehört, wie doch die „Partie" gelungen; alles Uebrige ist ohne Bedeutung für sie. Aber was haben sie dem Manne nicht alles zu erzählen, was ist in den acht Monaten nicht alles vorgefallen! Der Abschied, den der Mann von der letzten Reise mitgebracht, hat einen tief betrauert; die Kartoffeln haben nur sehr Wenigen über die Aussaat gebracht; der Gurkensamen aus Hamburg ist nicht aufgegangen; die Kuh hat nur zwei Kälbchen zustandegebracht; der Schmied hat die Rechnung, die der Mann im vorigen Herbst bezahlt, in diesem Sommer noch einmal präsentirt; das Schaf hat zur unrechten Zeit gelammt; die Ziege, die der Vater dem Paul mitgebracht, hat ihm der Sturm entführt; der ganze Hausboden ist voll Heugras, aber die Kinder haben auch bis in die Nacht hinein gearbeitet; das Brennöl ist um zwei Schilling theurer, als es jemals gewesen; es wird in diesem Jahre nicht möglich sein, mit den 30 Thalern durchzukommen; die Paar Hosen muß der Hans haben und die Margreth ein neues Sprachbuch, hat der Lehrer gesagt; der Jute, der die Spitzbuben alle Jahre gehalt, ist nicht gekommen; sie hängen alle noch — so geht es fort von einem Thema zum andern, aber zwischen jedem giebt es Variationen, die gleich denen der modernen Componisten nicht im entferntesten an das Thema erinnern. Der Mann hört zu, ohne ein Wort zu erwidern; er bläst in langen Zügen den Tabaksrauch von sich aber wälzt mit der Zunge den Kautabak aus einer Backe in die andere; nur bei der Mittheilung von der nochmals gesteigerten Schneiderrechnung läßt er einen kurzen Fluch aus; bei der Versicherung, daß die Heu in diesem Jahre unmöglich mit den 30 Thalern aufkommen könne, blickt er sie an, als wollte er sagen: so sprichst Du jetzt Jahr und weißt doch, daß Du nicht einen Schilling mehr kriegst.

Sind die wichtigsten Mittheilungen abgethan, dann werden Besuche gemacht von Haus zu Haus; denn in den ersten Tagen werden nur die unerläßlichsten Arbeiten gemacht. Nach und nach geht jeder wieder an sein Tagewerk, die Männer treiben jetzt statt der Frauen den Frühling, sie streichen den Pinsel zur Hand und streichen Laden, Fenster, Thüren, Spinden, Bänke und Tische mit frischer Oelfarbe, auch da, wo das schärfste Auge kein Bedürfniß dazu erkennt; die Laden, Fenster und Thüren grün, die Möbel rothbraun; — sie gehen in die Haide, holen Holz und gehen dabei von dem Grundsatz aus, daß es der liebe Gott für alle Menschen wachsen läßt; denn dem Haideeigner gehört nur der Boden, aber die Bäume darauf gehören Jedem, der sie holt, ohne daß er sich fassen läßt; deshalb gilt von den Wasservögeln, namentlich den wilden Schwänen und Gänsen, die oft aus dem hohen Norden kommen und tiefer im Lande an offenen Stellen überwintern, wo warme Quellen das Eis nicht aufkommen lassen; da ziehen die Männer mit Säcken und Knitteln zeitig in mondhellen Nächten hinaus, beschleichen die schlafenden Vögel, tödten sie in großer Menge und schleppen sie in den Säcken heim; die meisten ihrer Betten sind ein Ergebniß solcher ungesetzlichen Beute. Nicht aus Furcht vor dem Gesetz versteckt der Fischländer seine Betten hinter Bretterwänden, so daß sie keines Fremden Auge erblickt; in der Zimmerwand befinden sich Oeffnungen mit verschiebbaren Laden; in jenen liegen die Betten; die Laden werden nur bei Nacht geöffnet, so daß man bei Tage nirgend ein Bett bemerkt, wodurch das Wohnzimmer stets einen sauberen, geordneten Eindruck macht.

Giebt's keine Außenarbeit, so stricken die Männer Netze; spinnen, spulen und weben die Garne; einzelne Männer, die das Steuermannsexamen machen wollen, beschäftigen sich auch wohl mit Büchern und Seekarten, mit Rechnen und Schreiben, ungestört von dem schrillen Lärmen und dem lauten Lachen der Umgebung. Dies fröhliche oder stille Treiben erleidet seine Störung, wenn draußen ein Orkan braust, wenn die Brandung donnert, die Wogen bewegter und höher und höher rollen: haben die Männer doch in Voraussicht des Sturmes

die Fischerboote hoch hinauf auf Land gezogen, und wollen sie sicher geborgen. Da schallt durch das dumpfe Brausen eine helle Kinderstimme: „ein Schiff in Sicht, ist 'n dänischer Dreimaster, hat 'ne Nothflagge!“ (denn im Fischlande kennt jedes Kind die Schiffe an der Bauart und versteht die Bedeutung der Flaggen); in demselben Augenblick springen die Männer auf, reißen ihre Schanzkleider und Netzwesten (hohe Jacken und Sturmhüte) von den Nägeln, werfen sie über und stürzen ohne ein Wort zu sprechen nach dem Strande. Mit gewaltiger Hast und Kraft schleppen sie die Boote in die Brandung hinein: sie wissen, das Schiff braucht dringende Hülfe, und begehrt sie. Jetzt ist das Seemannsherz ermuthigt; wie eine Rudergaleere taugt das Boot auf den springenden, schnappenden Wellen, die es gierig von der Seite zu packen suchen, aber fast mit bewundernswerthem Geschick der alte graue Steuermann in ihre grünen grimmigen Augen, in ihre heulenden Rachen, und lenkt mit sicherer Hand das Steuer, während die acht rüstigen Ruderer mit übermenschlicher Gewalt und im höchsten Gleichmaß die Ruder in die Fluth senken und daraus schöpfen, daß das Aufspringen wie nedend dem trotzigen Wogensturz entgeht, und endlich durch Sturm und Drang dem hülfesuchenden Schiff sich naht. Jetzt, in der Nähe desselben steigt die Gefahr aufs Höchste. Wie Knaben einen Reifen, so drehen die Wellen das Boot in wirbelndem Kreise; würde es an's Schiff geschleudert, es zerbräche wie Glasscherben. Da erscheint die Leute auf dem Schiff einen günstigen Moment; sie werfen ein Tau nach dem Boot, alle Hände strecken sich danach aus. Der, der's erfaßt, schlingt sich's um den Leib und springt in die Wellen, die über ihn zusammenschlagen, daß er spurlos verschwindet; aber im raschen Schwunge, wie einen Fisch an der Angelschnur, reißen ihn die Matrosen im Schiff in die Höhe und geben ihn an Bord. Dies Verfahren wird festgehalten, bis die Hülfsbedürftigen genügt; dann rudern die in den Booten heim, die auf's Schiff gegangen aber bleiben auf demselben als Wachen, oder zur Rüstung und Verstärkung der erschöpften Mannschaft; sie fahren mit bis zum nächsten Hafen, erhalten für jeden Tag einen gewöhnlichen Lohn und kehren, oft erst spät, je nachdem die Arbeitsgelegenheit es mit sich bringt, zu Schiff nach Ruhrort oder einer sonst nahe gelegenen Hafenstadt, von dort aber zu Fuße in die Heimath zurück.

Es kommt auch wohl einmal vor, daß die Retter mit schwimmenden Gegenständen beladen ist. Die hängen sich an ein Schiff und an einander, treiben gelassen und bilden eine große Gesellschaft, daß das Schiff, von ihnen eingeschlossen, wie ein hülfloser Gefangener das Weite beeilt. Feuerung und Proviant ist aufgegangen, Verirren und Verhungern ist das unvermeidliche Loos der Mannschaft, wenn keine Hülfe naht. Durch Nothzeichen deuten sie an, was ihnen gebricht. Da schwimmen die Fischländer seine Gerichte, zwanzig bis dreißig junge Burschen binden jeder einen Sack auf den Rücken, angefüllt mit Kohlen, Brod, Fleisch und einigen Kannenkörben; einige tragen Bretter. So ausgerüstet springen sie von Scholle zu Scholle; ist die Entfernung zu groß, wird sie mit den Brettern überbrückt; gewinnen müssen sie lange warten, ehe wieder eine Scholle sich naht zur gefährlichen Weiterreise, erhebt sich ein Sturm, so treiben sie rettungslos ins Meer. Das geschah öfter schon, und doch bekommen die hinterbliebenen Verwandten und Freunde der Verunglückten sich seinen Augenblick, einen vom Eise eingeschlossenen Schiffe zu Hülfe zu kommen, und das nicht um schnöden Arbeitslohn! Es ist Gewissache bei ihnen, für solche Hülfeleistung keinen Lohn, und selbst für die Kohlen und Lebensmittel eben nur den Einkaufspreis zu nehmen. Man sieht: gegen sich die Fischländer beim Holzerwerb nicht von sehr ehrlicher, so zeigen sie hier sich von sehr ehrenwerther Seite, und auch bei jenem Erwerbe möchte ihnen nicht nur das Vorurtheil der Holzhungrigen aller Länder, sondern noch ein besonderes Fischländer Vorurtheil als „mitbrauner Umstand“ vor einem Geschworenengericht zu Statten kommen. Das ganze Wohl und Heil des Fischländers hängt von den Kohlen seines Schiffes ab. Nun ist aber jetzt übergroß, daß bei nächtlichen schnellen Fahrten nichts auf der Welt das Schiff vor Untiefen so sicher hält, als ein Schiff ge-

[illegible] Segel, und beim Tau des Schiffes vermehrt sich [illegible]. Es ist daher nicht der einzige Übergang der Gefahr dort. Soll ein neues Schiff gebaut werden, so beobachten sie sorgfältig den ersten Kielstich, der beim Bau verfehmt. Springt da ein Hund heraus, so geht auch ihre Bekanntschaft das Schiff schon bei seiner ersten Fahrt zu Grunde.

Eine gläubige Seele darf auf offener See nie über Bord geworfen werden; damit möchte man den Sturm locken. Bei widrigem Winde muß man, um günstigen zu erlangen, nach der Gegend hin, aus der man ihn wünscht, einen weißhaarigen abgenutzten Besen werfen; es erzeugt daher heftige Bestürzung und entsetzliche Schimpferei, wenn zwei Schiffe sich begegnen, von denen das eine mit günstigem Winde fährt, und die Mannschaft des andern wirft einen Besen nach der ihnen ungünstigen Himmelsgegend. Pfeifen verschafft den Wind, daher darf während eines Sturmes keiner an Bord pfeifen. Dagegen kann man schwachen Wind damit locken, daß er stärker weht; doch muß man gerufenen dem Pfeifen ihm geben, z. B. mit den Worten: „Komm als Brüderchen! komm alle Jungs!“ Alle erfahrene Seemänner trauen dem nicht zu pfeifen; bei ihnen genügt es, wenn sie sich ans Steuerruder stellen und nach der Gegend hin, aus der sie den Wind wünschen, die Worte sprechen: „Kast up ös Stebber!“ (Herauf auf mein Ruder). Plötzlich schlägt dies Mittel fast allemahl fehl; da sie es aber auf Lehren erfunden, und von andern dazu gebraucht, öfter erwidern, der Wind sei heute unbeständig, kann hierin man ihn nicht hören: so liegt die Vermuthung nahe, daß sie jener Kunst vor dem entsprechen, wenn sie aus Anzeichen erkennen, daß der Wind sich abendlich bald verändern wird. Jetzt auf Grunde der Ankunft am Ziel darf nie voraus berechnet, nicht einmal davon geredet werden; das vergrößert die Fahrt oder bringt noch größere Ungemach. Deshalb ist jedem Passagier dringend zu rathen, nie auf dem Schiff danach zu fragen. Er würde durch solche Frage die Mannschaft gegen sich aufbringen und selbst den Kapitän verfeinden. Denn von diesem Aberglauben sind selbst gebildete Seemänner nicht ganz frei, und wären sie, so ist ihnen doch die Frage unbequem. Wind und Wetter können sich unerwartet ändern, und alle Berechnungen zu Schanden machen; deshalb sollen unberufene Fragen nach der Zeit der Ankunft das Kalkuliren des Kapitäns nicht gefährden. Der in Feindesland oder unbekannte Gegenden zu Reisende wird gut thun, sich vor allen Dingen mit den Redensarten, Gebräuchen, Gebeten genau und wie ein Kind unter seinen Landsleuten zu benehmen, z. B. bei Gefahren eines Schiffes, einer Feuersbrunst, einem Erdbeben, Sturm im Gebirge ähnlich Redensart. Die Frauen verstehen sich auf Besprechen; hat sich Jemand ein Glied verrenkt, so sprechen sie um dessen Heilung zu erhalten und die Heilung zu fördern: „Wie hoch ist der Herr (Himmel), wie rund sind die Arben (Bäume), wie fest ist des Herrn Hand, damit stille ich deines Brand.“ Blutungen stillen sie mit der Formel: „O Blutes Herr Blutes, des Herrn Grab ist hinunter, drauf stehen drei Blümlein, das eine heißt Wohlgemuth, das andere heißt Demuth, das dritte heißt, Blut steh still, hiermit es ist des Herren Will.“ Ärzte versichern, daß das Besprechen von Wirkung gewesen sei, wo die sonst üblichen Mittel vergeblich angewandt worden, und erklären die Wirkung auch dem festen Glauben des Blutenden an die Kraft des Besprechens, und auf der dadurch eingetretenen Nervenstärkung des Glaubenden. Wird nicht auch verwunderlich, wenn die Frauen, die Alles, selbst das Geringfügigste, besprechen, nicht auch Feuer und Wunder besprechen? und doch kommt vor, wenn auch nicht oft, daß eine Plattdeutsche sich nicht einmal mit ihrem Manne bespricht, weil sie seine Sprache nicht versteht, und er eben so wenig die ihrige. Es kommt nämlich vor, daß ein Seemann in der Fremde von unbezwinglicher Neigung für ein Mädchen ergriffen wird, und sie als seine Frau in die Heimath führt. Der Reisende, dem die mitleidige Frau ihren ganzen Mitbesitzthum hatte geben wollen, machte sich später Vorwürfe, daß er die Gelegenheit versäumt, ein Plattdeutsch Dorf kennen zu lernen, und unternahm deshalb zwei Jahr später eine eigene Reise dahin; er kam mit leichter Mühe bei Hause heraus, in welcher die mitleidige Frau zu der Zeit gewohnt hatte. Denn das Be-

gegnen eines Reisenden ist in dem Ländchen ein Ereigniß, das Epoche macht, und war deshalb allen unvergessen. Das Haus fand er leicht, aber die Frau fand er nicht; die war verstorben. Der Wittwer hatte wieder gefreit, und zum Verdruß der Jungfrauen und ihrer Mütter eine Engländerin, die er sich von der Reise heimgebracht. Sie verstand kein deutsches, der Gatte nur hin und wieder ein englisches Wort, dennoch oder vielleicht eben deshalb vertrugen sich beide sehr gut; doch wollte es der armen Frau durchaus nicht gelingen, sich an die Gebräuche ihrer neuen Heimath zu gewöhnen und sich die Fertigkeiten zu Wasser und zu Lande und in der Häuslichkeit anzueignen, die ihr neuer Beruf von ihr verlangte; sie fühlte sich daher sehr unglücklich, und doch beglückt, daß sie ihr Unglück dem Reisenden auf englisch klagen konnte. Ihr Glück sollte noch gesteigert werden; sie langte ein Buch hervor, das sie aus ihrer Heimath mitgebracht, dessen Inhalt ihr aber unbekannt war, da sie so wenig als die meisten englischen Jungfrauen aus den unteren Ständen lesen gelernt. Als ihr der Reisende etwas daraus vorlas, war sie ganz außer sich vor Ueberraschung und Freude, es waren das die Gebete, die einen großen Theil des englikanischen Gottesdienstes ausmachen, die sie sonntäglich in ihrer Heimath gehört.

Sie war Anfangs sprachlos vor Erstaunen; hatte sie doch keine Ahnung gehabt, daß das in dem Buche stände, welches ihr nun ein rechtes Kleinod wurde. Ihr höchster Wunsch war alle Sonntage die Gebete zu hören. Es war Winter; die Männer waren alle daheim; der Reisende hoffte unter ihnen einen Steuermann oder Capitain zu finden, der englisch lesen könne, und der, bei der dort herrschenden Gutmüthigkeit, gewiß gern den Wunsch der Frau erfüllt hätte; aber kein einziger war im Besitz solcher Kunst, obgleich im ganzen Dorfe kaum ein 15jähriger Junge zu finden war, der nicht einige Brocken in fremden Sprachen hinwarf, da hörte man eine Betheuerung in englischer, einen Fluch in russischer, ein Schimpfwort in italienischer, einen Schwur in spanischer, einen Gruß in holländischer Sprache, und sämmtliche Knaben hatten ihre Sprachstunden im Heimathlande der Sprache gemacht, ohne daß die Eleganz ihrer Aussprache oder die Tiefe ihrer Studien dadurch wesentlich gewonnen hätten. Eben so wenig nimmt der Umfang ihrer linguistischen Kenntniß mit den Jahren bedeutend zu; auch bei den älteren fischländischen Seefahrern beschränken sich diese Kenntnisse auf einen nur etwas reichlicheren Vorrath von jenen Brocken und auf das Verständniß und die Benennungen der nothwendigsten Lebens- und Schiffsverhältnisse. So man findet in Allem bei ihnen ein geringeres Vertrautsein mit fremden Sprachen, als bei der Mannschaft der andern Schiffe. Diese vereinigen sich häufig auf den Schiffen anderer Nationalitäten, und lernen durch den täglichen Umgang deren Heimathsidiom, während unsere Fischländer nur solche Schiffe befahren, deren Partner sie sind, also immer unter Landsleuten, ja unter Verwandten bleiben. Lernen sie also auch nicht in fremden Zungen reden, so lernen sie doch Geschmack finden an dem, was fremden Zungen behagt.

Wie die Fischländer auf den Landreisen der verschiedenen Nationen deren Länge kennen lernen und sie auf den Heimathsboden verpflanzen, so bringen sie aus den Gasthöfen der fremde Nationalgerichte mit, die ihnen die Frau daheim bereiten muß, Gerichte, an welche sie Anfangs nicht ohne Widerstand geht, die sich aber nach und nach bei ihnen acclimatisiren, so daß sie einen englischen pi*), bei dem ein Londoner Porter**), wenn er dazu einen schäumenden Namensvetter hätte, sich ganz zu Hause fühlen würde; auch bereiten sie ein norwegisches Gericht, kleine in Stückchen geschnittene Aale, in einer Pfanne bräunlich gebraten und letzthin mit Zitronensaft betröpfelt, die dem feinsten Gourmand behagen würden. Aber ob sie auch mit echt deutschem Weltbürgersinn die Vorzüge fremder Küchen

*) Pudding, wird pui ausgesprochen.

**) Porter heißt Lastträger, von ihm hat vor bauste schwere Bier seinen Namen, denn es ist vorzugsweise das Getränk der schwer arbeitenden Klassen, während die feineren helle Biere (ale) trinken.

würdigen, bleiben sie doch der vaterländischen Küche mit Speck und der Kartoffel mit Gewürz getreu, und wie ihr Magen so ihr Herz; ob sie auch auf dem beweglichen Meer und im lebendigen Verkehr, Beweglichkeit und Lebendigkeit sich angeeignet haben? Deutsche Einnigkeit und Innigkeit hat sich treu in ihrer Mitte erhalten, und die Verschmelzung beider ein Völkchen erzeugt, wie es zum zweitenmal in Deutschland nicht vorkömmt.

Dorf Ehin und sein heldenmüthiger Pfarrer.

Von Theodor Fontane.

Etwa halben Wegs zwischen Nauen und Retzin, am Westrande jenes fruchtbaren Plateau's, das zwischen dem havelländischen Luche im Norden, und der See- und Buchtenreichen Havel im Süden sich ausspannt, liegt das alte Dorf Ehin, ein ehemaliges Besitzthum der Bischöfe zu Brandenburg, jetzt ein Rittergut, das sich aus einer Reihe ansehnlicher Bauerhöfe zusammenlegt.

Mit dem Glockenschlage 12 sind wir auf dem Nauener Bahnhof eingetroffen und das Straßenpflaster verfolgend, um nicht gleich beim Austritt aus dem Hafen, Havarie zu leiden, marschiren wir jetzt, an Gruppen rother Husaren und gelbklappiger Ulanen vorbei, wandern fröhlich zum Thore hinaus und in das schöne Havelland hinein. Das weitgesponnte Plateau (ein guter Fehdeboden) ist flach und hart wie eine Tenne und wäre nicht ein Hügelbestandener Höhenzug, der wie eine Coulisse sich vor uns aufrichtet, so würden wir beim Heraustreten aus dem Nauener Thore, schon die spitzen Thürme von Retzin und Ehin, nach Süden hin vor uns erblicken. So aber theilt der Höhenzug das Bild in zwei Theile und gönnt uns zunächst nur den Ueberblick über die nördlich gelegene Hälfte.

Die zwölf Schläge vom Nauener Thurme sind längst verklungen, und die Mühlen vorm Thore stehen so steif und leblos da, als hätten sie sich nie im Klappertakte gedreht. Vormittags- und Mittagsstille vereinigen sich zu einem Bilde absoluter Ruhe, und wäre nicht der Wind, der oft unwichtigend, bald wie ein Geliebte plaudernd neben uns her geht, bald wie ein junger Bursche uns entgegen springt, so wäre die Einsamkeit vollkommen. Die Sonne brennt heiß und nach verhältnißmäßig kurzem Marsche sehen, machen wir Halt in einem der vielen Gräben, die sich neben der Straße hinziehn. Wie uns die kurze Rast erquickt; der Weidenstamm gönnt eine bequeme Rückenlehne und die herabhängenden Zweige schützen gegen den Anprall der Sonne. Auch für Unterhaltung ist gesorgt; das Stillleben der Natur thut sich auf, die Waldkäfer huschen durch das abgefallene Blattwerk und die Ackermäuse, vorsichtig und neugierig wie auf Recognoscirung, stecken die Köpfchen aus den Löchern hervor, die sich zahllos zu beiden Seiten des Grabens befinden. In dem Sumpfwasser zu unserer Linken beginnen inzwischen die Unken ihre Mittagsmelodien. Wie das ferne Schellenläuten weidender Heerden klingt es, und zum ersten Mal verstehen wir die Sage von den untergegangenen Städten und Dörfern, deren Glocken um die Mittagsstunde leise noch oben klingen. Wir lauschen auf, aber es bangt uns mehr und mehr vor dem unheimlich einschmeichelnden Getöne, und rasch aufspringend, marschiren wir rüstig weiter in die brennende Mittagsstille hinein, dankbar gegen den entgegenkommenden Wind, der uns das Gesicht kühlt und die verfolgenden Unkenstimmen mit in unsern Rücken nimmt. So erreichen wir bald den mit Nadel- und Laubholz bestandenen Sandrücken, der, als wir die Nauener Mühlen passirten

wie eine Couliſſe vor uns ſtand, waten gewaltig durch den heißen wallenden Sand des Fahrwegs hindurch und treten endlich aufathmend in die ſüdliche Hälfte des Haveländer ein. Aufathmend; — denn kaum die Tannen im Rücken, iſt es uns, als wehe uns eine feuchte Kühle an, wie von der Nachbarſchaft eines breiten Stroms, und doch iſt es noch eine volle Meile bis an die Windungen der ſchönen Havel.

Noch eine volle Meile bis an die Havel, aber nur eine halbe Stunde noch bis nach Spin, dem unſre heutige Wanderung gilt. Seine ſchindelgedeckte Kirchthurmſpitze liegt ſchon wie greifbar vor uns, und dem Ziel unſerer Reiſe uns nähern wir ſich, ſpannen ſich jetzt die Kräfte wie von ſelber an, friſche Luft zurück und noch ehe der Vorrath unſerer Wanderlieder dreimal durchgeſungen, marſchiren wir fröhlich und guter Dinge in das alte maleriſche Dorf hinein.

Alles verräth Wohlhabenheit, aber zugleich jenen beſcheidnen Sinn, der ſich in Treue und Anhänglichkeit an das Ueberlieferte äußert. Das Dorf iſt noch ein Dorf, nirgends das Beſtreben in's Städtiſche hineinzuwachſen und aus der ſchmalen Bank unterm Fenſter eine Veranda zu machen. Der Hahn auf dem Hofe und die Schwalbe am Dach ſind noch die eigentlichen Hausmuſikanten und die Bauernmädchen, die eben ihr Geplauder unterbrechen und mit ruhiger, nichts von Gefallſucht gegenüber Neugier dem Schritt des Fremden folgen, haben noch nichts von jener dünnen Pfauens-Tünche, die ſo leicht wieder abfällt von der urſprünglichen Strich- und Lehmwand.

Die Kirche des Dorfs (am entgegengeſetzten Ende) entzieht ſich unſerm Auge, ſeitdem wir in die Dorfgaſſe eingetreten, aber die Bilder und Scenen um uns her, laſſen uns auf Augenblicke vergeſſen, daß es eben die Spiner Kirche und nichts anderes war, was uns hierher führte. Die Bilder wechſeln von Schritt zu Schritt. Hier ſtellt ſich ein alter Fachwerkbau, von einem ſchmalen Gartenſtreifen maleriſch eingefaßt, wie ein Familienhaus mitten in die Dorfgaſſe hinein und theilt den Fahrweg in zwei Hälften, wie eine Inſel im Strom; dort an den Zäunen entlang liegt allerhand Bau- und Bretterholz, und die Kinder beim Ballſchlagſpiel ſingen mit hellem Kopf über die Stämme hinweg. Die Arbeit ruht, die dichten Kronen der Lindenbäume werfen ihren Nachmittagsſchatten voll und breit auf die Dorfgaſſe, und wir ſchreiten friſch und aller Müdigkeit baar darüber hin, als lägen Binſenmatten vor uns ausgebreitet. So haben wir das Dorf paſſirt, und auf leis anſteigendem Hügel, erblicken wir jetzt wieder die Kirche zu unſerer Linken, in die der eben herkommende Küſter freundlich willfährig uns einläßt.

Das Innere der Kirche iſt wie das Dorf ſelber: ſchlicht und einfach, wohlhabend, ſauber, eine wahre Bauerndorf-Kirche, aber doch anders wie ſonſt ſolche Kirchen zu ſein pflegen. Denn die Gotteshäuſer alter Bauerndörfer zeichnen ſich im Gegenſatz zu den Patronats-Kirchen gemeinhin durch nichts als durch eine äußerſte Kahlheit aus, durch die Abweſenheit alles Maleriſchen und Hiſtoriſchen, die Generationen kamen und gingen, kein Unterſchied zwiſchen dem Dorf und ſeinem Acker, ein ewiger Wechſel zwiſchen Saat und Ernte. Leben aber keine Geſchichte. So ſind die Bauerndörfer und ſo ſind ihre Kirchen. Nicht ſo Spin. Hier war zu allen Zeiten ein hiſtoriſcher Sinn lebendig, und ſo hat hier die Gemeinde Bildniſſe derer aufgeſtellt, die dem Dorfe mit Rath und That voran gingen, ſein „Wort und Hort" waren — die Bildniſſe ſeiner Geiſtlichen. Wenn ſich ſolcher Bildniſſe nur vier — und wenn wir von einer Art Medaillon-Portrait neben der Sakriſtei abſehn, nur drei — in der Spiner Kirche verſteckt, ſo liegt es nicht daran, daß die Spiner ſeit 150 Jahren ſich jemals ihrer Pflicht entſchlagen und ihre alte Pietät verſäumt hätten, ſondern einfach daran, daß die Spiner Luft geſund und die Spiner Feldmark fruchtbar iſt. Die Spiner Geiſtlichen bringen es zu hohen Jahren, und wenn wir die Inſchriften und Zahlen, die ſich auf den betreffenden Bildern und Grabſteinen in und außerhalb der Kirche

verstehen, richtig gelesen haben, so füllen die Namen dreier Prediger den ganzen weiten Raum des vorigen Jahrhunderts aus. Die Bilder dieser drei Geistlichen, von denen übrigens der mittlere, der Held dieser Geschichte, nur ein kurzes Jahrzehnt der Oginer Gemeinde angehörte, hängen von Bändern und Blumenkränzen heiter eingefaßt, links vom Altar an einem der breiten Mauerpfeiler, und das helle Sonnenlicht, das durch die geöffneten Kirchenfenster von allen Seiten eindringt, macht es uns leicht die Namen zu lesen, die mit dünnen weißen Schriftlinien auf schwarze Täfelchen geschrieben sind. Die Namen sind: Andreas Lenz, August Wilhelm Gerlhaar und Joachim Friedrich Seegebart. Andreas Lenz, ein würdevoller Kopf, mit dunklem, lang herabhängendem Haar, gehört augenscheinlich der Zeit der ersten beiden Könige, August Wilhelm Gerlhaar aber der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an. Er trägt eine hohe Stehkrause, ist blond, rothbackig, martialisch, und blickt aus seinem Rahmen heraus wie die Bischöfe des ersten Mittelalters, die lieber zum Streitkolben, wie zum Meßbuch griffen. Sein Blick ist kriegerisch genug, aber die Welt hat nie von seinen Kriegsthaten erfahren und den Ruhm in den Gang einer Schlacht eingegriffen, und die drohende Niederlage in Sieg gewandelt zu haben, muß er seinem Amtsbruder und unmittelbaren Vorgänger an der Oginer Pfarre überlassen, dessen Bildniß jetzt neben ihm am Mauerpfeiler hängt, und dessen milde, fast weiche Gesichtszüge auf alles andre eher schließen lassen sollten, als auf den „Geist Taxito", der ihn zum Siege führt. Und doch war es so. Joachim Friedrich Seegebart ist es, der uns nach Ogin und in diese Kirche gehört hat, Joachim Friedrich Seegebart, der Sieger von Chotusitz. Hören wir, wie es damit zusammenhängt.

Joachim Friedrich Seegebart, geboren den 14. April 1714 im Magdeburgischen (wahrscheinlich zu Wolmirstedt) war Feldprediger beim Prinz Leopold'schen Regiment, das vor Ausbruch des ersten schlesischen Krieges und auch später wohl zu Stendal in Garnison stand. Er war ein Anhänger der Spenerschen Lehre, demüthig, voll Liebe, nur streng gegen sich selbst, ein Mann von dem man sich einer gewissenhaften Wartung seines Amts, der Festigkeit in Wort und Glauben, aber keiner kriegerischen That versehen konnte, er selbst vielleicht am wenigsten.

Die rasche Waffenergreifung Schlesiens war Anfangs 1740 beschlossene Sache. Die Regimenter erhielten Marschorder und am 8. December brach das Regiment Prinz Leopold von Stendal auf, mit ihm Seegebart. Ueber diesen Marsch durch die Kurmark und später durch Schlesien besitzen wir interessante Aufzeichnungen von Seegebart's eigner Hand. Am 11. März, nach längerem Aufenthalt in Berlin betrat das Regiment schlesischen Boden, zeichnete sich bei der Erstürmung von Glogau aus, focht bei Mollwitz und bezog im October das Winterquartier in Böhmen. Hier blieb es in Reserve, während der König in Mähren einrückte. Erst im Frühjahr 1742 vereinigte sich das Regiment wieder mit der aus Mähren zurückgehenden Haupt-Armee und war mit unter den Truppen, die am 17. Mai 1742 der österreichischen Armee unter dem Prinzen Karl von Lothringen bei Chotusitz eine Niederlage von Glogau gegenüber standen.

Dieser Tag von Glogau oder Chotusitz ist der Kriegs- und Ehrentag unsres Seegebart. Gegen acht Uhr Morgens begann die Schlacht, die österreichische Infanterie eröffnete den Angriff, und warf sich auf den rechten preußischen Flügel, litt aber, durch Kanonen und Klein-Gewehr-Feuer so stark, daß einzelne Regimenter den Rücken kehrten, und, trotzdem sie von ihren eigenen Offizieren in kaum glaublicher Anzahl niedergestochen wurden, nicht wieder zum Stehen zu bringen waren. Jetzt sollten Kavallerie-Chargen die Scharte auswetzen. Mit großem Ungestüm schritt man zur Attacke; aber vergeblich. Mal auf Mal wurden die Chargen abgeschlagen und die rückgehenden Regimenter schließlich mit solcher Heftigkeit verfolgt, daß die dahinter aufgestellte Infanterie mit in die Flucht verwickelt und zum Theil niedergemacht, zum Theil über das Feld hin zerstreut wurde.

So standen die Dinge am rechten Flügel, zum Theil auch im Centrum. Alles sah sich glücklich an und schien einen reichen Sieg zu versprechen; aber völlig entgegengesetzt sah es am linken Flügel aus, wo unser Seegebart auf einer kleinen Anhöhe im Rücken seines Regimentes hielt. Hier standen 6 Bataillone in Colonne und zwar in Front 2 Bataillone Prinz Leopold, dahinter einzelne Bataillone der Regimenter La Motte, Schwerin, von Holstein und Prinz Ferdinand. Das Unglück wollte, daß der Angriff der Oestreicher eher erfolgte, als die Aufstellung der Preußen, insonderheit ihrer Cavallerie beendigt und geordnet war, und so wiederholte sich hier zu Ungunsten der Preußen dieselbe Scene, die sie, am entgegengesetzten Flügel, ebenfalls siegreich durchgeführt hatten. Die preußischen Dragoner wurden geworfen, die Infanterie-Colonnen, zumal die in Front stehenden Bataillone Prinz Leopold mit in den Wirrwarr hineingerissen und endlich alles in wildem Durcheinander durch das brennende Dorf Chotusitz hindurchgejagt. Reiserey rückten vor und nahmen den Kampf wieder auf, aber im selben Augenblick sahen, wie durch ein böses Ohngefähr, vom entgegengesetzten Flügel her, die flüchtigen Reitermassen heran, die dort dem Vordringen der Preußen hatten weichen müssen, und man eben rechtzeitig genug erschienen, um dem ebenfalls siegreichen Theil der Ihrigen eine gefährliche Macht zu geben. In diesem Augenblick äußerster Gefahr war es, wo der kriegerische Geist in unserm Seegebart plötzlich lebendig wurde und zunächst den Kampf wiederherstellend, endlich alles zu Heil und Sieg hinausführte. Seegebart selbst hat dies sein Eingreifen in den Gang der Schlacht mit so viel Anschaulichkeit und Bescheidenheit geschildert, daß es wie geboten erscheint, ihn an dieser Stelle mit seinen eigenen Worten einzuführen:

„Als unser Regiment nun zerrissen und zum Theil mit feindlicher Cavallerie und Grenadiers vermischet war, jag ich sprengenstreichs hin und wieder durch Bataillons und redete den Burschen und Officiers beweglich und N. B. recht ernstlich zu, daß sie sich wieder setzen und fassen sollten. Einige schrieen mich gleich an mit einem Lostro: Ja! und waren bereit und willig, warten aber von der andringenden Macht verhindert, kamen aber doch wieder zu stehen. Als ich dieses that, flogen mir die Augen so dicht um den Kopf, als wenn man in einem Schwarm lausender Mücken stehet, doch hat Gottlob mich keine, auch nicht einmahl den Regardeur verletzt. Ein Pursch hat mein Pferd in diesem Lärm mit dem Bajonett erstechen wollen, aber ein anderer hat es ihm weggeschlagen. Bis hierher hatte ich nur zu den Leuten unsers Regimente gesprochen, ich sammelte jetzt aber einige Gevadrons Cavallerie, die in Confusion waren, vom linken Flügel, brachte sie in Ordnung, und sie attaquirten in meiner Gegenwarth die feindliche Cavallerie und repoussirten sie. Ich war so dreist, daß ich mich zu General und Obristen machte, sie bei der Hand faßte, und im Namen Gottes und des Königes bat, ihre Leute wieder zu sammeln. Wenn dieses geschehen, so jag ich hin und wieder durch und trieb die Leute dahin, wo sie sich wieder zu setzen anfingen. Ich brauchte allerley Beredsamkeit und man folgte mir in allen Dingen. Ich wunderte mich, daß die schweren Pferde meinen kleinen Fuchs nicht getreten hatten, aber es schien, als wenn alles vor mir auswiche und mir Platz machte. Ich that und redete als ein Feldmarschall und bemerkte augenblicklich die Impressen von meinem Zureden und Vorstellungen an der Leute Gebehrden und Gehorsam. Mein Gemüth war Gott ergeben, und in einer guten Fassung, und ich habe in eigener Erfahrung damahls gelernet, daß das Christenthum erleuchtet und muthig macht auch in den verwirrentsten Begebenheiten. Nach den Feind zu verfolgen war mir schlechterdings gestattet. Ich sammelte noch einmahl einen großen Haufen sicherer Cavallerie, zum Theil von unsern linken und rechten Flügel wohl eine Viertel Meile von Chomp de Bataille, welches mir wohl große Mühe machte, aber doch endlich gelungen, und führte sie zurück bis an den gedachten Champ, wo sie auch hielten, weil sich die Bataille schon geendet, dem Feinde nachging und ihn verfolgte. Die Cavallerie so ich gesammelt und

die sogleich auf meine Vorstellung wieder zu agiren anfing ist über 20 Grenadiere gewesen. Gott sei gelobet der mir Davids Muth und Sinn gegeben."

Soweit die Darstellung Gergebart's selbst. Der Vorgang machte Aufsehen bei Freund und Feind und wurde, ausgeschmückt, und oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt, in Zeitungen und Flugblättern erzählt. Jordan schrieb schon, zehn Tage nach der Schlacht, von Berlin aus an den König: „Hier möchte alle Welt wissen, wer der Unbekannte gewesen sei, der sich mit so viel Bravour an die Spitze einiger Gefahrende setzte und durch rasches Eingreifen zum Siege mitwirkte. Es heißt, Ew. Majestät hätten nach seinem Namen gefragt, der Angeredete habe sich aber geweigert sein Incognito aufzugeben. Der große König (der damals noch nicht jung als groß war und Anstand nehmen mochte einem einfachen Feldprediger einen wesentlichen Antheil am Siege zuzusprechen) fand es angemessen, in seinem Antwortschreiben die ganze Angelegenheit als eine Fabel zu bezeichnen, und wir würden uns vielleicht in der Lage befinden, den ganzen poetisch und psychologisch interessanten Vorgang, in Wirklichkeit als eine Fabel ansehen zu müssen, wenn wir nicht das Gergebart'sche Tagebuch und jenen Brief (an Professor Michaelis in Halle) besäßen, aus dem wir schon die obige Schlachtscene citirt haben. Das Tagebuch weist in seinem Tone und seiner Schreibweise für jeden der sich auf den Klang von Wahrheit und Unwahrheit versteht, unwiderleglich nach, daß Pastor Gergebart eine eben so bescheidene, wie hochherzige Natur war, ein Mann in dessen Herzen keine Lüge bestehen konnte. So glauben wir denn ihm und keinem andern wenn er am 24. Mai in aller Bescheidenheit aber auch in nicht mißzuverstehender Klarheit schreibt:

„Die Sache ist beim König, der Generalität, ja der ganzen Armee bekannt geworden, und man erhielt in den ersten Tagen selten von dem Siege, den uns Gott gegeben, ohne daß man meiner gedacht hätte. Wenn ich ein Narr wäre, so hätte ich die beste Gelegenheit mich aufzublasen gehabt. Der König hat mir durch unsern Prinzen (Friedrich Leopold von Anhalt-Dessau) ein sehr gnädiges Compliment machen und mich versichern lassen, „ich sollte die beste Pfarrstelle in allen seinen Landen haben," wozu der Prinz hinzugesetzt, „Wenn das nicht geschähe, so wollte er mir die beste in seinem eignen Fürstenthume geben, denn ich hätte in der Bataille nicht nur wie ein Prediger, sondern auch wie ein braver Mann gethan."

Prinz Leopold, der gewiß Wort gehalten hätte, wurde nicht beim Wort genommen; Gergebart erhielt eine Pfarre, freilich keine beste, kaum eine gute, (die Oginer Pfarrstelle ist jetzt eine sehr gute, war es aber damals nicht) aber doch immerhin eine Pfarre, und im August 1763, also kaum 3 Monate nach der Schlacht, ward er in die Oginer Kirche eingeführt. Mit ungewöhnlicher Thätigkeit (so erzählt der 80 jährige Pastor Duchstein, der, als er sein Oginer Pfarramt zu Anfang dieses Jahrhunderts antrat, noch Leute verfand, die seinen kriegerischen Amts-Vorgänger gekannt hatten) hat dieser hier als Seelsorger und Landwirth gewirkt. An Wochentagen hielt er im Pfarrhause Erbauungsstunden, sowohl für Kinder wie für Erwachsene, und nahm sich überhaupt seiner beiden Gemeinden (Ohin und das nah gelegene Knobloch) mit Eifer und Liebe an. Nebenbei aber führte er die weitläuftige Pfarrwirthschaft selbst, verbesserte mancherlei in derselben und nutzte sie durch seine Betriebsamkeit, wie die von ihm geführten Register beweisen, ungemein hoch. Den Pfarrgarten hatte er ganz verwildert übernommen; er pflanzte die besten Obstsorten an und hatte die Freude, schon im zweiten Jahre einige Früchte davon zu ernten. So oft er ein so günstiges Ergebniß seines Fleißes in seinen noch vorhandenen Rechnungen zu vermerken hatte, versäumte er nicht in einfachen Worten einen kurzen Dank an Gott auszusprechen. Ueber seine Kriegs- und Siegesthat bei Gelegenheit sprach er nur selten und nur gezwungen, theils weil er eine natürliche Scheu hatte sich vorzudrängen, theils weil er zu der Ansicht gekom-

men sein mochte, „er habe bei Ghetuſitz für einen Geiſtlichen wirklich etwas zu viel gethan.“ Aber eben deshalb, weil der Tag von Ghetuſitz auf der Ehiner Pfarre nur so selten genannt werden durfte, eben deshalb, iſt auch jener Familien-Tradition, die ſich bis in unſre Tage hinein erhalten hat, ein ganz beſondrer Werth beizulegen, jener Tradition nämlich, (die auch in Andeutungen des Jordan'ſchen Briefes ihre Beſtätigung findet), daß der König ſeinen Feldprediger in der That eine Hauptmannsſtelle habe anbieten laſſen. Daß dies Anerbieten abgelehnt wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Seegebart wäre nicht er ſelbſt geweſen, wenn er den Roquelaur mit dem bunten Rock des Königs vertauſcht hätte. Die angeſtrengte Thätigkeit des Predigens vor zwei Gemeinden, ſcheint ſeiner wohl an ſich nicht ſehr feſten Geſundheit geſchadet und ſeinen frühzeitigen Tod herbeigeführt zu haben. Auch ſein Bild zeigt jene klare, durchſichtige Hautfarbe und jene mildleuchtenden Augen, denen man bei Bruſtkranken ſo oft begegnet.

Er hinterließ eine Wittwe, Chriſtiane Eliſabeth geborene Sukro und vier Kinder. Außer ſeinem Bilde, das ihn unverkennbar als eine poetiſche, dem Idealen zugewandte Natur darſtellt, befindet ſich an einer Außenwand der Ehiner Kirche, noch der Grabſtein des früh Geſchiedenen, der unter einem wenig geſchmackvollen Ornament folgende Inſchrift trägt:

„Hier ruhen in Hoffnung die dem Tode getroſt anvertrauten Gebeine des weiland Hochwürdigen und Hochgelehrten Herrn Joachim Friedrich Seegebarth. Das Prinz Leopold'ſche Regiment, und die Ehin'ſche und Knoblauch'ſche Gemeinde rühmen noch ſeine wahre Gottesfurcht und ſeltene Redlichkeit. Daher war er freudig vor Gott, liebreich vor Menſchen, ſorgfältig im Amt, demüthig bei ſeiner Gelehrſamkeit. Von ſeinem geiſtigen Amt zeugen viel lebendige Briefe, von ſeinem Chriſtenthum, die durch das Leben bethätigte Lehre. Er betrat dieſen mühſeligen Schauplatz 1712 den 14. April. Er bezog die ſtolzen Wohnungen der Ewigkeit 1752 den 26. Mai. Leſer! ſchaue ſein Leben an und denke an ſeinen Tod. Betrachte ſeinen Glauben und ahme ihm nach. Sein freudiger Hingang mache Dir die Ewigkeit ſüß.“

Die Deutſchen in St. Petersburg.

Von Franz Wallner.*)

Eigentlich betrachtet kann man St. Petersburg keine ruſſiſche Stadt nennen, denn nur der Pöbel bedient ſich dort des ruſſiſchen Idioms. Die Umgangsſprache des Hofes und der Ariſtokratie iſt die franzöſiſche, die am meiſten vernommene iſt Deutſch. Aber auch die Spitzen der Künſte und Gewerke ſind größtentheils durch unſere Landsleute vertreten, die thätige und ehrliche Ausdauer derſelben weiß auch der ärgſte Stockruſſe zu ſchätzen, indem er durch die tauſendmal vernommene Zauberformel: „Es iſt deutſche Arbeit“ bei Anpreiſung ſeiner Waare dem leichtgläubigen Kunden doppelte Preiſe entlockt. Fällt Euch in Petersburg ein großes und ſolid gebautes Haus in die Augen, ſo könnt Ihr auf die Anfrage: Wer der Eigenthümer ſei? neunmal unter zehnmal auf die Antwort rechnen: ein Deutſcher.

*) Herr Franz Wallner, Beſitzer einer bedeutenden Bibliothek, Direktor des Königsſtädtiſchen Theaters in Berlin, welcher ſchon durch manche ſeiner Rollen, namentlich durch den „Viehhändler aus Oberöſterreich“, ein gemüthvolles Verſtändniß des Deutſchen Volkscharakters an den Tag gelegt hat und beiläufig bemerkt ſchon 1845 in einer anziehenden Schrift: „Aus dem Tagebuche des alten Komödianten“ ſeine früheren Journalaufſätze ſammelte, war durch längeren Aufenthalt in Rußland zur Ausarbeitung dieſer Mittheilung vorzüglich befähigt.

Das koſtbarſte, was der Menſch beſitzt, die Geſundheit, iſt dort faſt ausſchließlich den Deutſchen anvertraut. Mit unendlich wenigen Ausnahmen iſt die ärztliche Praxis in den Händen von Deutſchen, und gute ruſſiſche Aerzte ſind eben ſo große Seltenheiten dort, als franzöſiſche oder engliſche. Die ausgezeichnetſten mediziniſchen Staatsämter ſind Deutſchen anvertraut, der Kaiſerliche Hof, die erſten Familien des Landes wählen Deutſche zu ihren Leibärzten, und der Kaiſerliche Leibarzt, ſo wie die Aerzte der Großfürſten ſind Deutſche; die erſten mediziniſchen Autoritäten Petersburgs, Mickſchick, Arndt, Leonhard, Deidrich, Meier, Roſenthal, ſind Deutſche, und tragen Namen, die mit außerordentlicher Hochachtung genannt werden.

Die Koryphäen der Wiſſenſchaft und die Zierden der Kaiſerlichen Akademie in Petersburg ſind Deutſche, ſo z. B. der Staatsrath Lenz, der Erzieher des Großadmirals von Rußland, des Großfürſten Conſtantin, der Staatsrath Kupfer, Gründer und Direktor des Phyſikaliſchen Obſervatoriums, Staatsrath Jakobi, der Erfinder der Galvanoplaſtik, Staatsrath v. Struve, Direktor der Sternwarte auf Pulkowa, dem Muſter aller derartigen Anſtalten in Europa, Staatsrath Heß, einer der gelehrteſten Forſcher in den vielfachſten Zweigen der Naturwiſſenſchaft.

In den verſchiedenſten Fächern der Staatsverwaltung ſtößt man bei den wichtigſten Poſten auf Deutſche, und ſtets darf man ſicher ſein, daß das Amt, dem ſie vorſtehen, Fleiß, Ausdauer und Redlichkeit fordert.

Allein nicht nur die ernſte Wiſſenſchaft, auch die Künſte werden in ihren verſchiedenſten Fächern von Landsleuten vertreten, und wenn auch ihre Namen nicht immer Deutſch klingen, ſo waren doch ihre Väter, mindeſtens ihre Großväter Deutſche. Es iſt überhaupt merkwürdig, und ein traurig-charakteriſtiſches Zeichen des Deutſchen, wie ſchnell derſelbe im fremden Lande ſein ganzes Ich ummodelt, in Amerika Amerikaner, in England Engländer, in Paris Franzoſe wird. Nirgends geſchieht aber dieſe Umwandlung ſchneller als in Rußland, wo der Deutſche, ſobald es ihm ein wenig wohl geht, ſich des Vaterlandes ſchämt, ſo zwar, daß er nicht nur ſeinen Namen ruſſifizirt, ſondern auch die Mutterſprache, theils verlernt zu haben affektirt, theils wirklich verlernt hat. So z. B. habe ich einen Baron Pirch kennen lernen, der durch einen langjährigen Aufenthalt als Generalgouverneur in Kaſan die deutſche Sprache ſo vollſtändig vergeſſen hatte, daß er, nachdem er, glänzend penſionirt, ſchon wieder ſeit Jahren in Petersburg lebte, ſich nur mit der größten Mühe verſtändlich machen konnte, ohne ſich eines fremden Idiomes zu bedienen. Uebrigens war Baron Pirch eine prächtige friſche Soldatennatur, und beſuchte vorzugsweiſe das dortige deutſche Theater, um wieder Deutſch zu lernen. Der Mann hatte aus dem franzöſiſch-ruſſiſchen Kriege ein ſeltenes Beuteſtück erobert, eine große Denkmünze, die Napoleon I. auf ſeinen Uebergang über die Wolga ſchlagen ließ, der bekanntlich gar nicht erfolgte. Da Napoleon dieſe ſchon in Paris verfertigten, verfrühten Münzen ſorgfältig umſchmelzen ließ, ſo gehört der Beſitz einer ſolchen zu den größten numismatiſchen Raritäten. Dieſe Münzen trugen damals auf einer Seite eine franzöſiſche Umſchrift, auf der anderen aber in ruſſiſcher Sprache nachſtehenden ruſſiſchen Calembourg:

Ruſſiſch: Na-polo-on-perewoi (Napoleon I.).

In deutſcher Ueberſetzung: Auf — dem Felde — er — der größte (oder erſte).

Drei Brüder deutſcher Abkunft zählen in Rußland zu den erſten Kunſtkoryphäen:

Der ältere Feodor Pawlowitſch Brülo (jetzt Brülof) wird als Maler von großen Heiligenbildern in dieſem von ihm mit beſonderer Vorliebe gepflegten Fache von keinem der jetzt lebenden ruſſiſchen Künſtler übertroffen.

Profeſſor Alexander Brülof, Architekt, iſt ein geiſtreicher Zeichner, ein vielſeitig gebildeter Mann, und der Wiedererbauer des Kaiſerlichen Winterpalaſtes binnen Jahresfriſt. Mit

welchen traurigen Opfern dies möglich wurde, iſt erklärlich. Um aber das Außerordentliche dieſer Ausführung zu begreifen, genügt wohl die Thatſache: daß dieſer Palaſt von mindeſtens 3000 Menſchen bewohnt wird.

Der dritte der Brüder Brülof (richtig Brüle) iſt Karl Pawlowitſch, Profeſſor der Kaiſerlichen Akademie der Künſte, der gefeierte Schöpfer des Bildes, das einſt in ganz Europa Senſation erregt hat, „der letzte Tag von Pompeji". Der geniale Künſtler hat ſein Werk in Italien mit Benutzung der Lokalität geſchaffen, und ich erinnere mich keines Bildes der Neuzeit, welches auf den Beſchauer eine ſo gewaltige, ich möchte ſagen erſchütternde Wirkung ausübt. In letzter Zeit hat ſich Karl Brüle durch Malereien an der Kuppel in der Iſaakskirche ein Monument geſetzt, das viele Geſchlechter überdauern wird. Schade, daß der geniale Künſtler durch fortwährende Kränklichkeit verhindert iſt, die Welt mit neuen Schöpfungen zu beſchenken. Sowohl Karl als Alexander Brüle haben, von der Kaiſerlichen Regierung aufs Großartigſte unterſtützt, viele Jahre in Deutſchland, Frankreich und Italien zugebracht, und namentlich der Letztere ſpricht ebenſo geläufig ruſſiſch wie engliſch, deutſch wie italieniſch oder franzöſiſch. Es iſt intereſſant, dieſen liebenswürdigen, mit vielen Orden geſchmückten Mann — er iſt Kaiſerlicher Staatsrath — in Geſellſchaften zu begegnen, wie er mit Blitzesſchnelle in augenblicklicher Wendung die verſchiedenen Sprachen wechſelt, und ſich auf die geiſtreichſte Weiſe mit jedem der Anweſenden in deſſen Mutterſprache unterhält.

Profeſſor Ton, bekannt durch ſein mehr oder minder glückliches Streben, einen ruſſiſch-nationalen Bauſtyl zu gründen, iſt der Erbauer einer ungeheuren Anzahl von Kirchen und Kapellen in ganz Rußland, der Wiederherſteller des von Napoleon zerſtörten Kremml in Moskau, und der Sohn eines Deutſchen, der aber, außer ſeinem Namen, alles Deutſche ſo vollſtändig abgelegt hat, daß Niemand ſeinen Urſprung erkennen würde, ja ſogar der deutſchen Sprache, die jeder gebildete Ruſſe ſpricht, iſt er nicht mächtig.

An Alexander Brüle reiht ſich ein ausgezeichneter Architekt, der deutſche Akademiker Baſſe, eine echt deutſche lebensluſtige Künſtlernatur. Er beſitzt die ausgebreitetſte Privatkundſchaft unter der Elite der Geſellſchaft, und ſeiner geſchickten Hand dankt das an Prachtgebäuden reiche Petersburg viele ſeiner ſchönſten Zierden. Die Baukünſtler Stackelſchneider, der Schöpfer des würdevollen Herzoglich Leuchtenbergiſchen Palais, Bonſtedt, Schreiber und noch viele andere, ſind Deutſche, die ihrem Vaterlande die größte Ehre machen. Der talentvolle Architekt, Heinrich Hölſcher, der ſich in ſeinem Vaterlande zur wohlverdienten Ruhe geſetzt hat, iſt ein Deutſcher.

Der Bronzeur Schreiber iſt der geſuchteſte der Reſidenz, und die deutſche Kaufmannſchaft bildet eine der geachtetſten Geſellſchaften in St. Petersburg, welche durch ihre ungemein ſplendide Gaſtfreundſchaft ſelbſt in der, in dieſer Beziehung hervorragenden Czarenſtadt eines ausgezeichneten Rufes genießt.

Iſaac, der nordiſche Kroll, der Gründer des großartigſten Unterhaltungsetabliſſements in Rußland, iſt ein Deutſcher. Die Unterhaltungsmuſik wird durch Gungl, einen Deutſchen, vertreten, die namhafteſten Mitglieder der vielen Kaiſerlichen Muſikkapellen ſind Deutſche.

Gehen wir von Künſten auf die Gewerke über, ſo finden wir viele derſelben faſt ausſchließlich in deutſchen Händen. Möbelmagazine, wie die der zu Millionären gewordenen deutſchen Tiſchler Gamé und Luhr, wird man in den übrigen Hauptſtädten Europa's vergebens ſuchen, ſie übertreffen an Glanz, Geſchmack und Reichthum Alles, was in der Art die kühnſte Phantaſie zu erſinnen im Stande iſt, und man glaubt die Märchenwelt des Orients vor ſich erſchloſſen, wenn man durch dieſe prachtvollen Räume wandert.

Die geſchickteſten Gärtner in Petersburg ſind Deutſche, ſo z. B. der brillant ſituirte Direktor der berühmten Neſſelrod'ſchen exotiſchen Pflanzen- und Camelienhäuſer, die ihres Gleichen nicht in Europa finden.

Das Geſchäft der Weißbäcker iſt vollſtändig von deutſchen Einwanderern vertreten, und für deutſche Augen iſt der Anblick des, an eleganten Schaufenſtern überaus appetitlich ausgelegten feinen Backwerks eben ſo erfreulich, als die auf breiten Meſſingtafeln gravirte, ſtets deutſche Nachricht von Namen und Gewerbe des Eigenthümers. Zarte Hände deutſcher Mädchen bedienen die Kunden mit dem friſcheſten Luxusgebäck jeder Art, welches häufig, wie bei uns Conditorwaaren, ſofort im Lokal verzehrt wird. Bei der ungeheuern Conſumtion dieſes Artikels, den hohen Preiſen dieſer Waaren, und der Billigkeit des Materials erwerben ſich alle dieſe Bäcker in kurzer Zeit ein ſehr anſtändiges Vermögen, ſo z. B. zählen die Gebrüder Weber, der eine in der Morskoi, der andere in der Stallhofſtraße etablirt, jetzt nach Hunderttauſenden von Rubeln, während ſie vor wenig Jahren nichts als ihre werthe Perſon nach Rußland geführt hatten. Die meiſten reich gewordenen Schneider in Petersburg ſind Deutſche. Der berühmteſte Glavierfabrikant Becker iſt ein Deutſcher. Der Kaiſerliche Maſchinenfabrikant Krauſe iſt ein Deutſcher. Kurz, die 50,000 deutſchen Seelen, die Petersburg zählen mag, bilden einen recht reſpektablen Kern der dortigen Bevölkerung, und die Regierung ſieht in denſelben das Bildungselement für die ruſſiſche Nation. — Laſſen wir den Franzoſen die beiden Erwerbszweige, deren ſie ſich ausſchließlich bemächtigt haben, die Perückenmacherei und die Kochkunſt, wir werden bei dem Vergleiche nichts verlieren.

Uebrigens verſteht der gemeine Ruſſe unter der Bezeichnung Nämez nicht nur die Deutſchen, ſondern alle Ausländer, ja ſelbſt die Bewohner der ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen. Nämez (Deutſcher) heißt Stummer und bezeichnete in ſeiner urſprünglichen Bedeutung einen Menſchen, der keine Sprache (d. h. nicht ruſſiſch) verſteht. Will der Ruſſe aber etwas bezeichnen, deſſen Anfertigung Talent, Fleiß und Intelligenz fordert, ſo ſagt er: Es iſt deutſches Produkt; iſt die Rede von Einem, der durch biederes Vertrauen auf die Ehrlichkeit des Andern getäuſcht und um das Seinige gekommen iſt, ſo ſpricht der Ruſſe: das kann nur ein Deutſcher thun! Wenn er auch manchmal hinzuſetzt, ein nemez durak (deutſcher Narr), ſo meint er es nicht ſchlimm, und wird er dieſes unbedingte deutſche, ihm faſt lächerlich ſcheinende Vertrauen auch nicht nachahmen, ſo flößt es ihm doch Achtung ein.

Der deutſche Winter.

Von Wilhelm Gerſchner.

„Keine Blumen blühn,
Nur das Wintergrün
Blickt durch Silberhüllen;
Nur das Fenſter füllen
Blümchen roth und weiß,
Aufgeblüht auf Eis."

„Ach, kein Vogellang
Tönt mit frohem Klang;
Nur die Winterweiſe
Jener kleinen Meiſe,
Die am Fenſter ſchwirrt
Und um Futter girrt."

Hölty.

Wenn der Herbſt das letzte welke Blatt, den Winden zum Spiele, von den Bäumen geſchüttelt und auf die tiefe Bräune des dürren Waldes der Tod ſein Bild geprägt; wenn uns keine heitere Blume mehr am Wege grüßt, wo nur geſpenſterhaft die verdorrten Köpfe der Diſteln nicken und kahle Sträuche in der kalten Näſſe des Nebels beben — dann iſt des Jahres ſchönere Hälfte dahin. Der Abend iſt ſtark hereingebrochen und die Nacht des Winters nicht mehr fern. Drückend fällt ihr ſchweres Dunkel auf die Welt, und Schwermuthsbilder überſchatten die Seele des Menſchen. Licht und Leben hat den düſtern Tag verlaſſen. Kraftlos fällt der wagerechte Strahl der Sonne über die erſtorbene Landſchaft, ſie vermag kein neues Leben zu wecken.

Wer kennt sie nicht, diese düsteren, unheimlichen Novemberabende und Nächte! Ein finsterer Wolkenschwall verhüllt das Angesicht der Welt. Kein Lichtstrahl erhellt das bange Dunkel; Alles dehnt sich phantastisch-formlos. Wie eine verworrene unheimliche Masse erstreckt sich der Bergzug vor den Blicken des Wanderers, gespensterhaft schauen ihm am Wiesenpfade die alten grauen Weiden entgegen, wie Riesen stehen die Eichen im Nebelkleide, und im fernen Moore zucken Irrlichter auf, diese Lockboten. Truggebilde ballen sich ringsumher, Gruppe an Gruppe: Ossianische Nebelgestalten, alte Hünen zu Roß im wehenden Nebelmantel scheinen vorüberzuwallen, und Erlkönigstöchter mit leisem Fluge über den Wipfeln des Waldes zu schweben. Endlich verschwindet Alles in ein grauenvolles schwarzes Nichts, als sei die uralte Nacht, wie zu Anbeginn der Welt wieder hereingebrochen. Wohin nun mich wenden? fragt sich der verspätete Wanderer. Bang erseufzet die Nachtluft, die Bäume schütteln mitleidig die Köpfe. Da kommt der Mond herauf und ringt sich durch die finsteren Wolkenmassen, und wie ein stiller Segen, wie ein Hoffnungsstrahl rinnt der bleiche Schein durch das Dunkel, scheuchet das nächtige Grauen und zeigt die verschwundenen Pfade. Bald verkündet Hundegebell und das Blinken der Lichter die Nähe des heimathlichen Dörfchens. —

Die Schrecknisse und Gefahren dieser düsteren Abende und Nächte erhöhen noch die wüthenden Stürme, die grause Begleitung des hereinbrechenden Winters. Wenn das welke Blatt in kurzen Wirbeln spielt und die Feder auf der Fluth tanzt; wenn die Wanderer des Himmels eilenden Flugs zum schirmenden Haine flüchten, die Dohlen mit ängstlichem Geschrei die Thürme umflattern; wenn der Hausfrau des Abends beim Recken die Leuchte trieft, das Feuer im Kamin knastert, und der Stubenvogel im Käfig flattert — dann sendet der düstere Geist des Sturmes seine Vorboten, welche die Welt sich rüsten heißen. Auf ehernem Streitwagen kommt sein wildes Heer durch die Luft geflogen, und jagt schwarze nagelhüne Wolkenmassen, sie durcheinander wälzend, daher. Wild heult der rasende Chor ums schwankende Gebäude nach Einlaß und rasselt auf den Dächern, scharf schlägt der gepeitschte Regen gegen die Fensterläden, und kreischend dreht sich die Wetterfahne nach allen Gegenden des Himmels. Dumpfes Geheul, donnerndes Gebrause, schrille Töne sind der Schlachtgesang des wüthenden Heeres, das dann wieder, einen Augenblick verschnaufend, abenteuerlich in sich hineingurgelt oder ferne verlorne Seufzer ertönen läßt, um dann plötzlich mit erneuerter Gewalt wieder loszubrechen. Welcher Aufruhr herrscht da draußen in der Natur; erdbebenartig scheint Alles zu erzittern, selbst das feste Gestein in seinen Fugen und Wurzeln. Wie ein Meer wogt der stämmige Wald; zerrissene Aeste, morsche Stämme stürzen, die Eule läßt ihren Klagegesang ertönen, und fernhin schallt das Brausen des empörten Stromes. Wehe dem armen einsamen Wanderer, der mit wildzerstreutem Haupthaar und triefendem, flatterndem Gewande bei sinkender Nacht gegen die rasende Sturmeswuth und den scharf andringenden Regen die finstere, verschlemmte Waldesschlucht emporkeucht! Oeffnet sich ihm nicht bei Zeiten eine gastliche Pforte, dann ist er den wildrasenden, unerbittlichen Elementen verfallen. —

Hat sich der Winter den Einzug erkämpft, dann beginnt er, uns alle seine reizenden Künste zu entfalten. Ueber Nacht zaubert der alte nordische Magus jene wundersamen Eisblümchen mit den zackigen Farrnkrautwedeln an das Fenster, überzieht die Fluthen mit blankem Krystallspiegel und streut darüber, Sternen gleich, den glänzenden Reif, und alle die Millionen Zweiglein des Waldes kleidet er in ein sanftes Weiß. Scheint der düsterschwarze Wald nicht plötzlich in einen reizenden Feengarten verwandelt? Wie glitzert und flimmert hier Alles, wie mit blendenden Krystallen übersät! Jedes welke Blatt ist mit prächtigen Rosetten geziert, jeder dürre Grashalm, voll langer Krystallscepter, gleicht einem brillantenen Kamme. Die Häupter der Gebirge haben sich weiß gefärbt, wie wenn die Locken des Greises eine Silberspitze zeigen. Aber jetzt schwebt aus grauumwölkter Höhe durch die stillen Lüfte friedevoll und märchenhaft ein weißes Flockenheer herab. Sanft und locker, wie Dunen,

lagern und schichten sie sich auf dem Boden, und bald ist jeder Baum, jedes Sträuchlein, jeder Zaunpfahl mit einer neuen Mütze bedeckt, und Garten und Feld ruhen unter einem weichen Federbette. Wer hätte sie nicht schon betrachtet, diese kleinen Sternchen, diese niedlichen Kaleidoskopgestalten, die der Knabe so gern auf der Schiefertafel auffängt? Und wer hätte nicht schon am Fenster träumerisch in diesen lustigen Flockentanz, vor dem das Auge fast schwindelt, hinaufgeschaut? wen hätte das leise, traumhafte Niederschweben dieser leichten Flocken nicht schon so wunderbar angezogen? Leise Wonneschauer erfassen das Gemüth, und aus tiefster Seele steigt die Erinnerung an das traute Wintermärchen der Weihnachtstage, wie wir es einst so wonne- und erwartungsvoll durchträumten. Liegen sie doch nicht ferne von einander, der erste Schneefall und die seligen Christnachtfreuden der Kindheit. Wie bald, und die heilige Weihenacht mit ihren tausend Kerzen, mit all' dem schimmernden Glanze um Thal und Höhen, wie ehedem, da der Engel des Friedens sich zur Erde schwang, naht sich der Welt. —

Mit dem neuen Jahre strebt der Sinn schon hoffend wieder vorwärts, dem neuen Frühling entgegen. Aber obwohl sich die Königin des Tages schon allgemach wieder emporschwingt, beginnt jetzt erst der Winter recht eigentlich seine Herrschaft. In dichten, windgepeitschten Flocken wirbelt der Schnee hernieder, und das wirre und raustreibende Chaos verdüstert den Tag und begräbt alles Leben. Bald erstreckt sich ringsum nur ein weites wüstes Schneegefild, ein weiter Kirchhof. Wie beschneite Grabhügel ragen die Erhöhungen des Bodens hervor, und die dürren Baumstämme sind die Kreuze darauf, von Schaaren hungriger Raben und Dohlen umschwärmt, den Leichenbittern der Vögel.

Fußtief liegt der Schnee, alle Pfade sind verschneit, alle Hohlwege und Schluchten gefüllt. Schneebeladen beugen sich die alten Fichten, und der schauernde Wald hat sich fest in den weißen Mantel gehüllt. Das Wild ächzt vor Hunger in den dichtesten Gründen, und nothgedrängt flieht es endlich aus der kargen Wüste in die Dörfer; sogar der furchtsame Hase wagt sich in die Gärten. Auch die Vögel kommen herbei. Der zierliche Buchfink trippelt auf den Straßen, der Goldammer sucht vor den offenen Scheunen und Ställen, wo sonst nur der freche, listige Spatz sein Wesen trieb, ein Körnlein zu erhaschen, und der stolze Hanshahn duldet sogar Krähen und Raben beim Futter als Gäste. Die Meise schwirrt bittend um das gefrorne Fenster; aber unbekümmert um die Noth des Winters singt der kleine Zaunkönig durch den beschneiten Garten sein munteres Lied. —

Wohl dem, der in dieser wilden Wintertiefe an der stillumschirmten Flamme des Heerdes weilt! Während draußen der wilde Graus der Wintergnomen sein Spiel treibt, sammeln sich hier am Abend die Hausbewohner zum trauten Verein, und horchen mit Wohlbehagen der Sage und dem Märchen. Lustig schnurrt das Spinnrad, die alte Wanduhr schwatzt so ernsthaft-freundlich, und liebliche wie grausige Bilder stehlen sich in die Phantasie der Hörer.

Aber auch stille, freundliche Tage führt der strenge Januar in seinem Gefolge. Wenn dann ein offener Himmel heiter über Nähe und Ferne blickt, wie feurig erhebt sich am Morgen die Sonne! und die weißen Spitzen der Berge erglühen, und rosenfarben malt sich der leise Nebel. Kerzengrade steigen die graublauen Rauchsäulen aus den Dächern der Häuser in die stille Luft, weithin schallt das Knarren der belasteten Wagen, und der Schnee knistert unter den Füßen des Wanderers. Athem der Gesundheit durchströmt die Adern, neugespannt sind alle Nerven, und hell wie der Himmel ist die Seele. — Wie glitzern am sonnigen Mittag die weiten Schneeflächen, auf denen sich die lasurfarbenen Schlagschatten der Bäume zeigen! Welche reizenden Mischungen von Weiß, Grau und Blau erfreuen das Auge! — Am Abend bietet die untergehende Sonne das Schauspiel des Alpenglühens, und kommt dann die Nacht, so strahlt der nächtliche Himmelsdom mit den tausend flimmernden Sternen in seiner höchsten Pracht, und ahnungsvoll schaut das Auge empor zu den „ewigen Räthen des Himmels." —

Auch ein stiller Wintertag mit bedecktem Himmel hat seine eigenthümlichen, wundersamen Reize. Wie malerisch hebt sich das Grau der Wolken gegen die weißen Berge ab! Wie sehnsüchtig liegt der graue Dämmerhauch über der Ferne! Sanft und zart, wie gehaucht, erscheinen alle Umrisse und Schattirungen, und gewiß wird der Landschaftsmaler gern eine solche Winterlandschaft zum Vorbilde nehmen. —

An diesen stillen, erfreulichen Tagen lockt es den Naturfreund, der das bescheidene Schöne auch im Winter zu finden weiß, hinaus in die winterliche Gegend. In welch materischen Faltenwurf, der an die herrlichen Wellenlinien des Meeres erinnert, hat der Wind das Schneegewand der Erde gelegt! Hier auf der platten Ebene prächtige Spitzbogenwellen, dort am gefüllten Hohlwege ein steilwandiger kühner Gebirgszug oder eine schöngeschwungene Brandung. Und welch ein sinniges Vergnügen, welch angenehmes Spiel der Phantasie, alle die verschiedenen Fußspuren im Schnee aufzusuchen und zu verfolgen! Auf der makellosen weißen Decke zeigen sich die ängstlichen Fährten des Hasen, die zierlichen Tritte eines Vogels, Abdrücke von Pferdehufen und benagelten menschlichen Sohlen. — Nun geht es in die beschneiten Hallen des Waldes. Todtenstille weit umher, wie in einem Mausoleum; ringsum ein stummes bleiches Glänzen, Alles wie im Zauberschlafe erstarrt. Aber jetzt rührt ein sanfter Lufthauch die Zweige, und wie leichter Blüthenregen stäubt der weiße Flaum im Sonnenstrahl von den Bäumen. Siehe da! noch ein lebendes Wesen in dieser Oede — ein Eichhörnchen auf dem Baume, das da eben Hof und Scheune hat; und dort sitzt ein alter Rabe, den Schnabel tief in die Federn gedrückt, auf der Spitze einer Eiche. — Und dann wird der Hügel erstiegen und froh ins Weite geschaut, nach all den stillen Thälern und Höhen und den friedlich gelagerten Dörfchen, aus denen blaue Rauchsäulen langsam emporwirbeln und der feinste Laut durch die winterliche Stille tönt. O, es ist ein lohnender Anblick! —

Dem Jüngling, „der den Wasserfall zu befreien weiß", winkt die krystallene Ebene des Eises. Welch eine Freude auch,

„Die das Reh, muthig im Lauf, niemals hat,"

mit Windesschnelle über die spiegelglatte Fläche zu segeln! Ein munteres aber wechselndes Gestalten sieht man hier auf der weiten Ebene in labyrinthischen Läufen durcheinanderkreuzen, bald nahe, bald verschwunden, und „wie der schnellende Bogen vom Pfeil" ertönt der berstende Spiegel unter der beflügelten Sohle, bis der Vollmond sein falbes Licht darüber ergießt und die Nachtluft dem raschen Laufe entgegensäuselt. —

Aber die Zauberveste wird bald zertrümmert sein. Alles deutet auf mildes Wetter. Die Hähne krähen prophetisch, der Schnee ballt sich und stäubt von den Bäumen, und polternde Schlaglawinen und Eiszapfen stürzen von den Dächern; die fernen Berge erscheinen nahe und bläulich, und die Wetterfahne weist nach Süden. Hohl murmelnd erheben sich von dort die wärmehauchenden Winde, und treiben graue regenschwangere Wolkenzüge über den Himmel. Es lösen sich die Schneemassen, und das starre Eis zerberstet und verzehrt sich, und der niederströmende Regen vollendet das Werk der Zerstörung. Tausend schneegenährte gelbliche Rieselbäche kommen von den Hügeln herab, die befreiten Bäche, der Schranken müde, schwellen über die Ufer, begraben den Wiesengrund unter Schlamm und Sand und prallen gegen die erzitternde Mühle. Braune Ackerflächen und grüne Saatgefilde thun sich hervor, gefleckt glänzt das Gebirge, und die Sonne scheint so mild, so hoffnungsvoll! Ein ahnungsvoller Hauch weht über der Erde, und im Herzen regt sich leise die Hoffnung auf den neuen Frühling. —

Und er ist nicht mehr fern. Hat der strenge Januar erst das Scepter gesenkt, dann nur wenige Wochen noch, und die Macht des Winters ist gebrochen. Weiße Lämmerwolken, „des Vorfrühlings muntere Heerden", ziehen am milderen Himmel herauf; überall

knospet und keimt es; Zugvögel kommen, die Schläfer des Winters, Quellen und Blumen erwachen; über der halb noch schlummernden Erde ertönt schon das Lied der Lerche — und bald lacht uns wieder aus tausend blauen Augen der neue Frühling an! —

Nur die Zeit muß ihr erwarten,
Die von jeher alles prüfet.
Wenig hilft's, ob ihr im Garten
Vorm April den Schnee beseitigt.

Und dann schmilzt er in sich selber:
Spürst einen warmen Hauch!
Seht, der Rain wird er schon gelber,
Weil nun grün wird unser Strauch.

(Friedrich Rückert.)

Die Saat.

Von Karl Ruß.

Dem dunklen Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände Tat.
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie aufkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rat.

Schiller's Glocke.

Wenn Tiere und Menschen in der Hochsommerhitze fast verschmachten und Baum und Strauch schlaff die welken Blätter herunterhängen lassen; wenn die sengenden Strahlen der Mittagssonne glühend auf die dürren Halmchen herabprallen und der um seine Kartoffeln und das Sommergetreide besorgte Landmann wehmütig nach dem wolkenlosen Himmel hinaufschaut: dann hören wir wohl plötzlich ein Regen und Sausen in den Aesten und Zweigen, ein Schütteln, Beugen und Bewegen, gleich als wollte der Wald sich etwas erzählen und ein Baum dem andern die frohe Kunde zuflüstern: „er kommt! der lange Erwartete, heiß Ersehnte."

Und wahrlich, seht plötzlich bedeckt sich der Himmel über und über mit schwarzen Wolkenschauern und ein fernes Grollen kündet den beginnenden Kampf der Elemente. Die ersten schweren großen Regentropfen klatschen hernieder und werden gierig von der schmachtenden Erde, von Pflanzen, Tieren und Menschen mit gleicher Lust aufgesogen. Nun wird der

Regen dichter und stürzt zuletzt mit solcher Heftigkeit hernieder, daß die Schauern der sich erquickenden Geschöpfe nur eiligst wieder ihr schützendes Obdach aufsuchen müssen. So plötzlich und heftig wie er gekommen, geht er aber auch vorüber; kaum wenige Minuten und die Sonne strahlt schon wieder in aller ihrer Pracht und Majestät am blauen Himmelszelte.

Ein unbeschreibliches Wohlgefühl erfüllt und belebt jetzt jedes lebendige Wesen; Thau und Blüthen richten sich empor, Gewürm und Vögel jauchzen und schmettern vor Wonne und Jubel und die Brust des Menschen hebt sich in lang entbehrtem Wohlbehagen.

Der Chemiker belehrt uns, daß die Ursache dieser nach einem Sommerregen so unendlich wonnigen Empfindungen dann in der Luft liege, indem wir mit derselben, nachdem sie durch den Regen gereinigt, zugleich die sich entwickelnde Humussäure einathmen, welche so außerordentlich heilsam auf den thierischen Organismus einwirkt.

Doch wir haben es hier mit etwas Anderem zu thun. Sobald die Sonnenstrahlen nun die schon in der Hitze gereiften Samenhüllen und Kapseln der verschiedensten Gewächse nach dem Regen wieder erwärmen, springen und platzen diese auf, und vom leisen Lufthauch bewegt, rollen, gleiten und wehen die Sämereien aus ihrer mütterlichen Verhüllung und fallen nieder zur Erde, oder hängen hier und da am Gestrüpp oder Stein.

Jetzt überschlagen wir Monate. Dann an einem der ersten rauhen Herbsttage gehen wir wieder hinaus, um das große Werk der Natur, die Aussaat weiter zu betrachten. Ein grauer Wirbelwind rafft mit Sand und Staub zusammen Tausende von Körnern, Häkchen und Federchen auf, peitscht und wirft sie untereinander und streut und säet sie aus bis in die entlegensten Ecken und auf die höchsten unzugänglichsten Spitzen. So fliegen die leichten Samen einiger Holzarten, z. B. der Birke, viele Meilen weit, und wo früher kein solcher Baum gestanden, kommt sein Pflänzchen hervor, ja sogar recht hoch auf dem Thurme in einer Mauerritze Fuß, wo es lustig grünt zum Kopfzerbrechen der Leute, welche nicht wissen, wie es dorthin gekommen.

Dann fällt es naß; der leise herabrieselnde Regen feuchtet den die Körnchen bedeckenden Staub an und die Saat ruht nun daher geborgen im Schooße der Mutter Erde bis zum Erwachen im Frühjahr.

Inzwischen hat der Fleiß des Menschen die Felder abgeräumt, die reiche Frucht liegt aufgehäuft in Scheunen und Speicher; der Landmann hat nun vollauf und kann sich pflegen, doch nein — im Schweiße des Angesichts soll er sein Brod essen. Ho! hi! he! hi! hören wir den Pflüger schon wiederum die Ochsen antreiben, und wenige Tage, nachdem die goldenen Garben eingefahren, streut der Bauer das Winterkorn schon wieder über die aufgelockerte schwarze Erde. Und wenn dann die Felder allmälig ganz leer geworden, auch das letzte Sommerkorn, die Kartoffeln und Gartengemüse schon eingeerntet sind, dann erfreut sich der Blick des Landmannes wiederum an den grünenden Saaten — dann mag es schneien und frieren so arg es will, seine Brust trägt die freudige stille Hoffnung auch im Leid und Weh, wie der Acker die Roggen- und Weizenpflänzchen und die zarten Rapsstauden unter dem tiefen Schnee und dem harten Eise. —

Doch, „die Jugend ist die Zeit der Saat, das Alter erntet Früchte," wie im Menschenleben für die Jugend, so ist auch für das Frühjahr die eigentliche Aussaat vorbehalten. Viele der Wald- und Feldsämereien reifen erst über Winter, oder liegen doch ruhig geborgen unter Erde und Laub und werden dann erst von den Frühlingsstürmen ausgesäet und gestreut nach allen Richtungen.

Mit dem Jubeltriller der ersten Lerche zieht auch der Bauer wiederum hinaus. Hintereinander, im März Roggen und Weizen, im April Erbsen und Wicken, im Mai Kartoffeln und Hafer und im Juni Gerste und Buchweizen, und je nach der Gegend und den Verhältnissen noch die verschiedensten Saamenarten, fallen als wahrer goldener Regen aus der

schwieligen Hand des Ackermanns auf die fruchtbare Erde, um als reicher goldener Segen zurückzukehren in die Speicher und in die Kasten, in die Taschen der Reichen und aus der Hand in den Mund der Armen.

So ist das ganze Thun des Landmannes — wie eines jeden Menschen — ein ewiger Kreislauf von Saat und Ernte, von Hoffnung und Erfüllung und zuletzt vom Tode, der geheimnißvollen Aussaat des Menschenleibes zur erhofften Ernte, dem künftigen Leben der glaubensvollen Sterblichen:

— Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Gräbern
Erblühen soll zu schönerm Loos.

Wie auch das kälteste Herz im Frühlinge, wenn der Mensch nach monatelanger Verbannung aus der Stube zurückkehrt in die schöne freie Natur, unwillkürlich aufjubelt und den entzückten Blick von dem saftigen Grün der Saaten gar nicht loszureißen vermag, so erfüllt den Menschenfreund auch stilles Entzücken bei der Betrachtung einer Hausfrau in ihrer Thätigkeit im Hausgarten. Sie selbst, ein liebliches Bild des reichsten Himmelssegens, streut hier die Himmelsgabe wieder aus, voll Hoffnung und Zuversicht auf den Segen des Himmels. Hier erblicken wir schon früh im März ein glatt geklopftes Zwiebelbeet, dort wird Mohrrüben-, Radies-, Spinat-, Petersilien- und dergleichen Samen, mit feuchtem weißem Sande vermischt, über einen anderen Rücken gestreut. Dicht daneben werden ebenso große Strecken mit Zwiefel- (rothen Rüben) oder den Sämereien der Kohlarten besäet. Dann später, im April, kommt der in der heißen Zeit so erquickende Salat, welcher vom Winter an in Mistbeeten und dann im Garten, das ganze Jahr hindurch immer jung und frisch erhalten werden muß. Ferner nun die Zuckererbsen, welche ebenso wie die im Mai folgenden Bohnen sehr sorgsam und sorgfältig „Reih' bei Reih', im gleichen Raum" in die Erbrillen gelegt werden. Noch weit mehr Sorge und Sorgfalt erfordert aber das Bestellen der für jede Wirthschaft so sehr wichtigen Gurkenbeete, denen sich Kürbisse, Melonen ꝛc. anschließen. Und zuletzt folgt nun, um das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden, die Herstellung und Pflege des Blumengärtchens, welchen eine gute deutsche Hausfrau wohl nimmer versäumen wird, wenn sich ihr nur irgend der Raum und die Gelegenheit dazu bieten. —

Wennschon aber ängstlich darauf geachtet wird, daß die Kartoffeln im Vollmond, die Zwiebeln im Zeichen des Steinbocks und alle die übrigen Sämereien ebenfalls in den guten Zeichen, z. B. Jungfrau und Wage, in die Erde kommen, so müssen besonders die Gurken im zunehmenden Mond gelegt und dürfen weiter die Kohl-, Wruken- und Rübenpflanzen in keinem Falle anders, als in dem „Kreuzbogen," Anfangs Juli, gepflanzt werden. Für die Wurzelgemüse ist besonders der Steinbock und der Krebs gefährlich, da die Mohrrüben im ersteren hart und, im letzteren ausgesäet, krebsig oder vielwurzelig werden.

Und so streue denn deinen Saamen, wackerer Landmann, stecke deine Pflänzchen in die Erde, brave Hausfrau! deutscher Boden wird eure Mühe reichlich lohnen und Vaterlandserde euren Fleiß nicht zu Schanden werden lassen!

Berlin

Karl der Große.

Ein deutſches Kaiſerbild.

Von Dr. Heinrich Hahn.

Unter allen Herrſchern des Mittelalters ragt Karl der Große durch ſeine Wirkſamkeit ſowohl, wie durch den Ruhm, mit dem ihn Geſchichte und Sage verherrlicht hat, hervor, und wenn auch Vieles von dem, was er geſchaffen, zuſammenbrach, als das Auge ſich ſchloß, das über die Erhaltung des Geſchaffenen wachte, ſo hat er doch den Stempel ſeines Geiſtes allen folgenden Jahrhunderten aufgedrückt. Was uns Deutſche betrifft, ſo hat er das unſterbliche Verdienſt, die verſchiedenen Stämme unter einem Scepter vereinigt und ſo das Gefühl der Zuſammengehörigkeit in ihnen erweckt, dann aber die Sachſen, die nachherigen Träger deutſcher Entwicklung, dem Chriſtenthum und der Civiliſation entgegengeführt zu haben. Ohne dieſes Verdienſt nun ſchmälern zu wollen, muß man indeß ſagen, daß er ſeinen Ruhm, wie Alexander, Otto der Große, Friedrich der Große, zum nicht geringen Theil den Anſtrengungen ſeines Vaters oder genauer der konſequenten Familienpolitik ſeiner Ahnen verdankt, die in ihm den Abſchluß und die Vollendung fand und ihn daher ſelbſt als den höchſten Ausdruck derſelben, als den Hervorragendſten in der Fürſtenreihe ſeines Stammes erſcheinen läßt. Faſt jede ſeiner Thaten oder Einrichtungen, die man gewöhnlich als Ausflüſſe ſeines ſchöpferiſchen Genie's preiſt, führt auf gleiche Vorgänge unter ſeines Vaters und ſeines Großvaters Regierung zurück. Das Charakteriſtiſche ſeines wie aller großen Geiſter beſteht nur darin, das vorhandene Gute nicht verkannt, ſondern im Gegentheile ſcheinbar unbedeutende Keime mit Ausdauer bis zur Blüthe gebracht zu haben.

Aehnlich wie ſein Vater unter Karl Martell hatte auch er Zeit, ein Vierteljahrhundert eine tüchtige kriegeriſche und politiſche Schule durchzumachen, zu lernen, was ſeiner Zeit und ſeinem Volke nöthig und nützlich war und dann Gelegenheit, die überkommenen Aufgaben mit der Thatkraft des blühendſten Mannesalters zu Ende zu führen.

Er war nämlich von Pippins Söhnen der ältere, bald nach deſſen Regierungsantritt geboren. Das Geburtsjahr ſelbſt iſt ſchwankend; man ſtreitet ſich um die Jahre 742, 743 und 747. Das erſte wird gewöhnlich als das richtige angenommen; doch hat das letzte ebenſo viel für ſich. Jedenfalls ſcheint ſich aber die Ausſage ſeines Biographen Einhard zu beſtätigen, daß man über die Geburt, Kindheit und das Knabenalter Nichts, wenigſtens nicht viel zu ſagen weiß. Denn auch der Tag ſeiner Geburt, der 2. April, iſt nicht zweifellos; noch unſicherer aber iſt ſein Geburtsort. Es ſtreiten ſich um dieſen, wie einſt ſieben Städte um Homer's Wiege, eine Reihe von Ländern und Städten, ſo Belgien, Frankreich, Deutſchland und innerhalb dieſer wieder Lüttich, Jüpil, Heriſtal, Paris, Aachen, Ingelheim, Worms, Karlsburg in Bayern u. ſ. w. deren Anſprüche ſich meiſt nur auf Vermuthungen gründen und ſich ſämmtlich nicht bis zur Unumſtößlichkeit erweiſen laſſen. Die Sage, die ſich wie der Lebensgeſchichte Karl's überhaupt, ſo vorzugsweiſe ſeiner Jugendgeſchichte bemächtigt, um ſie phantaſtiſch auszuſchmücken, hat das Ihrige beigetragen, um dieſen Streit noch verwirrter zu machen. Sie erzählt nämlich, nach Sagenart an die verſchiedenſten Orte, ſo auch an das Dorf Vargula in Thüringen an der Unſtrut anknüpfend, daß Pippin's Gemahlin Bertha von einem treuloſen Haushofmeiſter beim Brautgeleite in einen Wald verſtoßen worden ſei. Nur durch das Mitleid der beauftragten Knechte ſei ſie von dem

Tode befreit worden, und habe bei einem Müller als fleißige Spinnerin Zuflucht gefunden. Bei einer Jagd habe sich Pippin in diese Mühle verirrt und ohne seine Gemahlin zu erkennen, mit ihr den Knaben erzeugt, dem Bonifacius schon in der Nacht der Empfängniß seine künftige Größe geweissagt haben soll. So viel steht fest, daß seine Mutter, die noch die ruhmreichen Zeiten ihres Sohnes zum großen Theil durchlebte, und erst 784 sterbend mit Ehren an der Seite ihres Gemahls bestattet wurde, eine fränkische Grafentochter war, so daß Karl von Vaters und Mutters Seite der fränkischen Nation angehörte. Aus seinem Jugendalter wissen wir bloß, daß er, wie er selbst erzählt, als siebenjähriger Knabe mit seinem kleineren Bruder einer Prozession folgend, in kindischem Spiele in einen Graben gesprungen ist und sich dabei den ersten Zahn ausgebrochen hat, daß er mit seinem Vetter Adalhard, dem berühmten Abt des sächsischen Klosters Korbie, zusammen erzogen worden sei, daß er dem Papste Stephan zum Empfange desselben im Jahre 754 vom Vater entgegengeschickt, mit diesem vom Papste gekrönt wurde, in der Zeit der Majorennität 761 und 762 zum ersten Male seinem tapfern Vater in den Krieg gegen die abtrünnigen Aquitanier folgte und in denselben Jahren einige Grafschaften und einigen Regierungsantheil erhielt.

Als Pippin am 24. September 768 die Augen schloß, da trat Karl, wie sein Bruder Karlmann die väterliche Erbschaft an, jener zu Noyon, dieser zu Soissons sich krönen und salben lassend (9. Oktober). Ihre Anrechte auf die Erblichkeit des Thrones wurden nicht mehr, wie beim Vater in Zweifel gestellt. Wohl aber war wiederum der große Gedanke der Reichs-Einheit, dem alle Karolinger bis dahin mit Glück und richtigem Takt und Energie nachgestrebt hatten, der entgegengesetzten Gewohnheit, beim Tode die Länder unter die Kinder zu theilen, zum Opfer gebracht. Karlmann erhielt die Provence, Gothien, Burgund, Elsaß und Alemannien, mit einem Worte, den Süd-Osten des Frankenreichs; Karl das Gebiet im Nord-Westen, das sich von der Garonne bis zum Rhein, wie im Bogen um den Besitz des Bruders gezogen zu haben scheint. Den politischen Fehler heilte nicht wie beim Vater und Oheim brüderliche Eintracht, sondern hier schienen Mißhelligkeiten unter den leiblichen Brüdern die Gefahren heraufzubeschwören, welche dort der Neid und die Widerspenstigkeit eines Stiefbruders Grifo erzeugt hatten. In Folge dessen mußte Karl auch gleich anfangs einen Krieg allein unternehmen, dessen Erfolg für das ganze Reich von Wichtigkeit war, den aquitanischen.

Am heftigsten hatten sich nämlich bisher der Unterwerfung unter fränkisches Scepter und somit der Reichseinheit die Fürsten von Aquitanien widersetzt, eines Gebiets von den Pyrenäen bis zur Loire. Ein rebellischer Herzog Hunold hatte, dem weltlichen Leben entsagend, die Fortsetzung des immer erneuerten Kampfes seinem tapfern Nachfolger Waifar hinterlassen. Pippin brachte die letzten 9 Jahre seines Lebens zu, diesen Gegner zu unterwerfen. Schritt für Schritt rang er ihm durch ununterbrochene Kriegszüge, durch Anlage fester Plätze das Land ab. Durch den Tod des Feindes schien er am Ende seines Lebens sein Ziel, Gallien bis an die Pyrenäen zu unterwerfen, erreicht zu haben. Seinem Sohn war es beschieden, den letzten Rest von Empörungslust zu dämpfen und die Unterwerfung Aquitaniens zu vollenden.

Aus dem Dunkel des Klosters hervorkommend, empörte sich Hunold noch einmal. Ein rascher Kriegszug zwang ihn zu seinem Gränznachbarn, dem Wasconen- oder Baskenherzoge Lupus zu flüchten, der ihn aber, selbst eingeschüchtert, nebst seiner Gemahlin dem drohenden Karl auslieferte (769). Seitdem war Aquitanien ohne Widerrede dem Frankenreiche einverleibt. Das Baskenland aber in den Pyrenäen und am Fuße derselben bis zur Garonne blieb in zweifelhafter Abhängigkeit.

Wie seinen Vater, begünstigte auch ihn die Vorsehung darin, daß sie, den Fehler der Reichstheilung beseitigend, das ganze Land in eine starke Hand gab. Dort brachte es der

freie Entschluß des frommen Oheims Karlmann, Mönch zu werden, zu Wege, hier der rasche Tod des Bruders (771). Er faßte zum Wohle des Reichs die dargebotene Hand des Glücks. Die Flucht der Gemahlin und der Söhne seines Bruders nach Italien verräth, daß er wie in allen seinen Unternehmungen eine gewisse Rücksichtslosigkeit nicht scheute. Die Geistlichkeit und die Großen seines Bruders huldigten ihm natürlich.

Nun aber begann für Karl eine Arbeit, die ihn recht eigentlich zum Helden der Weltgeschichte macht, deren Früchte wir heute noch ernten, und bei der sich die ganze Größe, aber auch die Fehler seines Charakters kundgeben. Es ist der Krieg gegen die Sachsen. Hier stand die zähe Ausdauer eines unentnervten, kriegerischen Volkes, das für seine Freiheit, seine Sitten und seinen Glauben kämpfte, eine Ausdauer, die überhaupt den freiheitliebenden Volksstämmen und Volksfürsten jener Zeit eigen war und welche durch die selbst bei Karl mitunter durchblickende Planlosigkeit der Kriegsunternehmungen ermöglicht ward, der eisernen Willenskraft eines Helden gegenüber, der unter seinem Vater eine treffliche Kriegsschule durchgemacht und vor Allem in den aquitanischen Kriegen von jenem gelernt hatte, einen einmal gefaßten Vorsatz nicht mehr wieder aufzugeben, und der endlich selbst für seinen großen Gedanken begeistert war. Das war der Grund, warum der Kampf sich über 33 Jahre hinzog und auf der einen Seite die verzweifelte Empörung immer wieder wach rief, auf der andern stete Feldzüge und Härten von mancherlei Art herbeiführte.

Der Krieg selbst und der Gedanke, der ihm zu Grunde lag, war kein neuer. Schon Karl Martell suchte mit Feuer und Schwert das Christenthum unter den Sachsen zu verbreiten. Pippin war es im Vereine mit seinem Bruder und später allein sogar gelungen, den südöstlichen, Thüringen benachbarten Theil Sachsens zu unterwerfen; auch er bekehrte mit Gewalt und ließ Kirchen und Klöster in der Nähe als Pflanzstätten christlichen Glaubens anlegen, und vielleicht hätte er auch die Durchführung jenes Planes unternommen, wenn nicht der nähere, Aquitanien zu erobern, den Rest seines Lebens in Anspruch genommen hätte.

Auch hier führte der Sohn ruhmreich und glücklich zu Ende, was der Vater ebenso begann. Es wäre ermüdend, die vielen Züge, Ueberfälle, Versprechungen, Wortbrüche, die den Krieg fast endlos machten, aufzuzählen; nur Hauptpunkte sollen berührt werden.

Die Sachsen wohnten in der Zeit, von der wir reden, vom Rhein bis zur Elbe, von der Eider bis zur Werra und Fulda. Sie zerfielen in drei Hauptstämme, die Westfalen, Engern, Ostfalen und die Nordalbinger oder Nordliudi jenseits der Elbmündung, die sich in Sprache, Recht und Sitten vielleicht unterschieden. Roh in ihrem Glauben, wild in ihrer Vertheidigung, barbarisch in ihrem Recht, zäh in ihrer Freiheit, waren sie für eine gesunde Fortentwicklung ihres Staatslebens nicht recht geschaffen. Festes Zusammenhalten der Stämme war ihnen fremd; sie zerfielen in freie Gemeinschaften, die nur stammweise im Kriege zusammentraten und sich einen Führer wählten. Einen gemeinsamen Fürsten hatten sie nicht, vielleicht nicht einmal eine mitunter genannte Volksversammlung an der Weser. Was sie furchtbar machte, waren nur die oben berührten Eigenschaften.

Nur durch Ebenen und niedrige Waldgebirge von den fränkischen Besitzungen getrennt, waren sie den Bewohnern derselben schon früher durch beständige räuberische Ueberfälle, Mord, Brand, Plünderung und massenhafte Zerstörung ihrer Kirchen lästig und gefährlich.

Karl wollte diesem Unwesen ein Ende machen. Im Jahre 772 machte er den ersten Einfall nach Sachsen. Eine ihrer Festungen, die Eresburg wurde eingenommen und die Irminsul, ein Nationalheiligthum, zerstört. Sie vergalten gleich im nächsten Jahre diesen Schaden durch einen Rachezug und Ueberfall der Kirche in Fritzlar. So bekundet sich der Kampf als ein überwiegend für den Glauben unternommener. Sie benutzen jedesmal die Abwesenheit des Königs, zumal wenn er in andre Kriege wie in den longobardischen oder

spanischen verwickelt ist, um die Zugeständnisse, die sie bei der letzten Niederlage gemacht, wieder zurückzunehmen, die versprochenen Tribute zu verweigern, die zu ihnen gesandten Missionäre zu vertreiben oder zu tödten. Der Biograph Karls, Einhard, meint mit Recht: „Es ist schwer zu sagen, wie oft sie besiegt waren und sterbentlich sich dem König unterwarfen, aber auch andererseits jedesmal sogleich bei der Hand waren, das Gegentheil zu thun, so daß kaum ein Jahr verflossen ist, in dem nicht ein solcher Wechsel mit ihnen vorginge."

Karl indeß ermüdete nicht, sie immer wieder von Neuem zu strafen, ihre Burgen z. B. die Eresburg und die Siegburg an dem Zusammenfluß der Ruhr und Lenne ihnen zu entreißen, Besatzungen hineinzulegen, neue Burgen z. B. an der Lippe, wahrscheinlich Lippstadt aufzubauen und so das Eroberte zu sichern. Wunder, wie das Erscheinen zweier Jünglinge in weißen Kleidern über der Kirche zu Fritzlar, zweier rothflammenden Schilde über der Siegburg, stellen die sonst nicht furchtsamen Sachsen in Schrecken gesetzt und von der Verbrennung jener Ortschaften abgehalten haben. Mehr wohl durch seine Kriegsgewandtheit erreichte er es, daß er in den Jahren 775 und 776 die drei Stämme mit ihren Vornehmsten an der Spitze zum Eide der Treue bewog und zum ersten Male im Feindeslande eine Reichsversammlung in Paderborn abhalten konnte, wo sich die Sachsen demüthigten, Geißeln in größerer Zahl gaben und im Falle der Abtrünnigkeit Freiheit und Vaterland verlieren zu wollen erklärten. Nur einer ihrer Führer, Widukind, entzog sich durch die Flucht zum Dänenkönig der Rache Karls. Trotz dieser Unterwerfung nahm der Kampf von beiden Seiten einen immer grausameren Charakter an. Bei einem Angriff im Jahre 778 verheerten die Sachsen die Dörfer und Flecken am Rhein von Deutz bis zur Mosel. Einhard erzählt: „Heiliges und Gemeines ward gleicher Weise dem Verderben Preis gegeben. Die Erbitterung des Feindes kannte keinen Unterschied von Alter und Geschlecht, so daß ganz deutlich war, wie er nicht der Beute, sondern der Rache wegen in das fränkische Gebiet eingebrochen war." — Inzwischen setzte Karl aber auch schon alle Mittel in Bewegung, durch die er das unterworfene Volk auf die Dauer zu sichern glaubte. Er vertheilte Bischöfe und Aebte über das Land mit dem Auftrag, fleißig zu predigen; er setzte Grafen ein, die die Gerichte und den sächsischen Heerbann leiten sollten; oft wählte er dazu sächsische Adlige, um sie an seine Interessen zu ketten; überhaupt zeigte er sich persönlich noch milde und versöhnlich. Aber die Unversöhnlichkeit und unerschöpfliche Treulosigkeit der Sachsen führten auch ihn zu härteren Maßregeln.

Im Vertrauen, daß Alles in Sachsen beruhigt sei, hatte er nämlich ostfränkische und sächsische Truppen ausgesandt, um die benachbarten slavischen Sorben für Einfälle nach Thüringen zu bestrafen. Da brachen im Rücken dieser Schaar, von dem heimlich zurückgekehrten Widukind angefacht, neue Aufstände aus. Die Führer wandten sich also um und vereinten sich mit einem andern fränkischen Heere zu gemeinsamem Angriffe gegen die Sachsen. Am Berge Suntel, am rechten Weserufer kam es dazu, aber der Neid der Führer führte eine blutige Niederlage herbei, in welcher fast Alle, die Führer und Grafen nicht ausgenommen, bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wurden. Karl ahmte nun einen Nachakt seines Oheims Karlmann in Alemannien nach. Da er bei einem von ihm selbst in Sachsen abgehaltenen Gerichtstage des Rädelsführers Widukind nicht habhaft werden konnte, so ließ er bei Verden an der Aller im heutigen Hannover 4500 Mann auf einmal hinrichten (783). Nun wuchs die Erbitterung unter den Sachsen mächtig. Sie scheinen sich jetzt zu größern Massen vereinigt zu haben; es kam zu blutigen Feldschlachten zu Detmold und an der Hase, in denen Karl sie entscheidend schlug und worauf er verwüstend ihre Fluren bis zur Elbe und Saale durchzog, von seinem Sohne Karl unterstützt. Zwei Jahre lang ließ er seine schwere Hand sie fühlen und die Gesetze, die er im Jahre 785 auf einer zweiten Reichsversammlung zu Paderborn gab, athmen Tod und Verderben. Wer die Kirchen,

die Bischöfe, die Priester, die Grafen tödtet, sich gegen den König verschwört, ihm untreu wird, wer die Fasten nicht hält, sich der Taufe absichtlich entzieht, allen denen ist der Tod angedroht. Es macht fast einen grausenhaften Eindruck, bei jedem Punkte des Gesetzes den blutigen Refrain „so sterbe er des Todes" zu lesen. Grausame Strenge ist aber auch das Gegengift gegen die grausame Rohheit des Heidenthums; denn die obige Strafe steht auch denen bevor, welche Menschenopfer darbringen, Hexen oder Leichen verbrennen. Karl ist jedoch gleichzeitig bemüht, den Abscheu, den die Sachsen etwa gegen die christliche Kirche, als die Urheberin dieser blutigen Verfolgungen fassen könnten, dadurch zu heben, daß er sie als eine Versöhnerin kennzeichnet und als eine Herrin, der auch er und sein Staat sich unterwirft. Wer in ihre heiligen Stätten sich flüchtet, ist vor dem Rächerarm geschützt; wer bußfertig einem Priester sein Verbrechen bekennt, dem ist das Leben geschenkt. Nicht bloß die Sachsen sollen den ungewohnten Zehnten geben, der ihnen wie eine harte Steuer erscheinen konnte, auch der königliche Schatz entrichtet ihn von den eingelaufenen Buß- und Friedensgeldern. Den Verschwörungen schiebt er einen Riegel vor, indem er alle nicht von seinen Sendboten abgehaltenen allgemeinen Versammlungen verbietet. Die Kirche soll darüber wachen, daß der Graf nur seine Gauversammlungen abhält. Sie soll also auch hier ihre Aufgabe vollziehen, wie schon unter den Vorgängern Karl's, der rechte Arm des Staates zu sein.

Karls Energie blieb nicht ohne Erfolg. In demselben Jahre empfingen Widukind und Abbio, die Häupter der bisherigen Empörungen, nachdem sie sich Verzeihung und Straflosigkeit hatten angelobt lassen, in Attigny in seiner Gegenwart die Taufe. Ihr Name verschwindet. Sie scheinen unschädlich gemacht zu sein, und einige Jahre hindurch sind die Sachsen, ihrer Stützen beraubt, kampfunfähig und still. Ihre persönliche Freiheit ist unangetastet; aber sie fügen sich den fränkischen Einrichtungen und ziehen mit in Karl's Kriege.

Nur die Friesen und die Sachsen der nördlichen Gaue, besonders aber die nordalbingischen oder Nordliudi, empören sich noch mehrmals, vernichten einzelne Heerschaaren der Franken, stellen deren Bundesgenossen Hinterhalte, ermorden die Abgesandten des Frankenkönigs und das mitunter in Zeiten, wo Karl, durch Kämpfe mit den Avaren, mit den Arabern und durch Verschwörungen überhaupt in gefährlicher Lage war. Er wendet nun die Mittel, die Rebellen unschädlich zu machen, in größerem Umfange an. Tausende, theils vom Adel, theils vom Volke, Männer, Frauen und Kinder führt er außer Landes, mitunter sogar je den dritten Mann. Am schärfsten traf seine Rache die Nordliudi; gegen sie sendet er seine Bundesgenossen, die slavischen Abodriten, im heutigen Mecklenburg in's Feld; im Jahre 798 z. B. empfingen sie durch jene bei Schwanke an der Warne in der Nähe von Rostock eine völlige Niederlage, bei der etwa 4000 von ihnen fielen. Endlich im Jahre 804 führte er 10,000 von ihnen mit Weib und Kind aus der Heimath fort und gab ihr Land seinen Helfern, den Abodriten. Sachsen war nun völlig unterworfen und dem Frankenreiche einverleibt. Von einem Frieden in diesem Jahre wissen gleichzeitige Quellen Nichts; er ist bei der gewaltsamen und schrittweisen Unterdrückung dieses Volkes nicht recht denkbar.

Karl hat den Sachsen, welche nicht persönlich straffällig waren, Recht, Freiheit und Grundbesitz gelassen, ihre Gesetze sogar aufschreiben lassen und nur mit fränkischen Bestimmungen in Einklang gebracht. Predigt und Taufe unterstützte er und gründete als Mittelpunkte zur Verbreitung des Glaubens Bisthümer, z. B. zu Bremen, Verden, Münster, Minden, Osnabrück und Paderborn, gleichzeitig aber auch als Hort und Wächter fränkischer Herrschaft, und seine Geistlichen arbeiteten mit solchem Erfolg, daß wenige Jahrzehnte nach ihm ein sächsischer Bauer im Heliand das Leben Christi besang mit einer Glaubenstiefe, daß das Lied eine Perle christlicher Poesie ist. Bald war damit auch der kräftigste deutsche Stamm für den Anschluß an die Bildung des Alterthums gewonnen und nachher ihr treuester Pfleger.

An dem Widerstande, den Empörungen wie den endlichen Schicksalen ihrer Nachbarn nahmen die gleich zähen heidnischen Friesen an der Nordsee bis zur Weser, bei denen noch unter der vorigen Regierung der greise Bonifaz erschlagen wurde, vollen Antheil.

Gleich in den ersten Jahren des blutigen Sachsenkrieges dehnte Karl sein Reich auch nach dem Süden aus. Zunächst gerieth er im Jahre 774 mit den Longobarden in Streit. Dieses kriegerische Volk nämlich, im Besitz von fast ganz Italien, sah seine Länder nur durch wenige griechische Besitzungen, wie Venedig, Ravenna und Rom durchbrochen. Der Papst als geistlicher Herr des letztern Gebiets war daher ihr natürlicher Feind. Von demselben Lande, von wo ihnen jetzt Untergang des weltlichen Besitzes zum Nutzen eines Einheitsstaates droht, kam ihnen damals Hülfe gegen longobardisches Einheitsstreben und weltlicher Besitz. Karl's Vater, König Pippin, besiegte ihren grausamen Gegner Aistulph zwei Mal, ward ihr Schutzherr und steter Freund, beschenkte sie mit Rom und einzelnen Gebietstheilen der Longobarden und machte sie so auch gleichzeitig von griechischer und vorläufig auch von longobardischer Herrschaft frei. Indeß Aistulph's Nachfolger Desiderius ward dem Papste von Neuem gefährlich, um so mehr, da es eine Zeitlang schien, als sollte sein Interesse mit dem Karl's inniger verknüpft werden. Karl hatte durch Vermittlung seiner Mutter Desiderius Tochter zur Frau. Ihre Unfruchtbarkeit war der Vorwand zu einer Scheidung, die im Vortheil des Papstes lag, und die er daher bereitwillig gegen die Kirchengesetze vollzog. Die Heimsendung der Tochter war Grund der folgenden Spannung. Desiderius nahm die flüchtigen Neffen Karl's an seinem Hofe auf und wollte den Papst zwingen, sie zu Frankenkönigen zu salben, um Zwiespalt im Lande seines Gegners hervorzurufen. Es gelang ihm nicht. Als er den Papst deswegen anfeindete, ging Karl mit zwei Heeren über die Alpen, das eine unter seiner eignen Leitung über den Mont-Cenis, das andere unter seinem Oheim Bernhard über den Berg gleiches Namens. Ohne Widerstand überlieh ihm Desiderius die Pässe und schloß sich in seiner Hauptstadt Ticinus oder Pavia ein, das Karl nach einer harten siebenmonatlichen Belagerung eroberte. Der Sage nach soll er bei dem Anblick der gepanzerten fränkischen Schaaren und vor allen Dingen des „eisernen Karl" selbst, von panischem Schrecken ergriffen worden sein; denn dieser war behelmt mit eisernem Helm, seine Arme bedeckt mit eisernen Schienen, die eiserne Brust und die breiten Schultern geschützt durch einen eisernen Harnisch. Die Linke trug die hochaufgerichtete eiserne Lanze; denn die Rechte war immer für den siegreichen Stahl bereit. — An seinem Schilde sah man nichts als Eisen. Auch sein Pferd war eisern an Farbe und Muth." —

Die Longobarden kamen aus allen Theilen des Landes, unterwarfen sich und stellten vornehme Geiseln; auch die longobardischen Herzoge von Spoleto und Benevent wurden ihm später unterthänig und bewiesen diese Unterordnung durch Geschenke und Tribute. Nur Desiderius Sohn Adelchis floh gleich Anfangs nach Konstantinopel und suchte von da aus in Verbindung mit den Griechen Empörungen anzustiften, aber vergebens. Ebenso wurde ein longobardischer Herzog von Friaul, Hrodgaud, der das fränkische Joch abzuschütteln suchte, 776 geschlagen und getödtet, und in seine Städte, wie schon früher in die andern, fränkische Grafen eingesetzt. Auch dieses Land behielt sein eignes Recht, so daß sogar Karl's neue Gesetze ihren früheren Rechtsbüchern angefügt wurden; auch behielten sie die Ehre des Namens eines selbstständigen Königreichs; denn Karl setzte sich ihre Krone auf's Haupt, führte den Titel König der Longobarden, zählte die Regierungsjahre darnach und setzte im Jahre 780 seinen Sohn Pippin zum König dieses Landes ein. Dem Papst bestätigte und erweiterte er die Schenkung seines Vaters, doch so, daß er sich selbst dabei nicht vergaß. Die Päpste wenigstens gestanden ihm wirkliche Hoheitsrechte in Rom zu und zählten nach seinen Regierungsjahren.

Wenige Jahre nach dieser Eroberung faßte er auch in der zweiten südlichen Halbinsel

Europa's, in Spanien Fuß, freilich unter schwereren Kämpfen, und dennoch nicht für alle Zeiten; auch ist seine Eroberung hier von nicht so weltgeschichtlicher Bedeutung als jene. — Als er nämlich im Jahre 777 in Paderborn eine Reichsversammlung hielt, da kam ein Sarazene Hussein, ein abgesetzter Statthalter von Saragossa und bat im Verein mit andern abtrünnigen Sarazenen und dem Bischof jener Stadt, sowie einem gothischen Grafen Karl um Beistand gegen seinen Oberherrn Abdurrahman. Karl ging darauf ein und eilte, im Frühling des nächsten Jahres über die Pyrenäen und eroberte sofort Pamplona, legte eine Besatzung hinein und vereinigte vor Saragossa sich mit dem andern fränkischen Heere, das zusammengesetzt aus Austrasiern, Burgundern, Provencalen, Gothen und Longobarden über die Ostpässe der Pyrenäen nach Spanien gekommen war.

Eine mächtige Partei in der Stadt nahm nun zwar aus Furcht vor Karl's Drohungen die Thore öffnend, seine Schützlinge, den vertriebenen Hussein und einen Statthalter von Gerunda auf; dieser jedoch, Hussein zuvorkommend, wirft sich zum Herrscher von Saragossa auf, und zwingt Karl, die Stadt zum zweiten Male zu belagern. Inzwischen erscheint aber ein Feldherr Abdurrahmans mit einem Heere im Norden. Die unterworfenen Sarrazenen fallen treulos von Karl wieder ab; selbst Pamplona nimmt wieder arabische Besatzung auf und wird zur Strafe dafür von Karl, der die Belagerung von Saragossa aufhob und sich nicht mehr halten zu können einsah, dem Erdboden gleichgemacht. Karl gewann also 778 Nichts und erlitt auf dem Rückzuge noch eine bedeutende Niederlage; denn in den Thälern von Roncevalles in den Pyrenäen wurde sein Nachtrab von den baskischen Bergbewohnern überfallen und, durch die schwere Bewaffnung im Nachtheile gegen sie, wurde er völlig geschlagen und geplündert, worauf sich jene in ihre Bergschluchten und Wälder zerstreuten. Es fielen dabei Karl's Helden, sein Truchseß Eckhart, sein Pfalzgraf Anselm und Rutland, der Befehlshaber der Seeküste des Kanals, der nachher in den mittelalterlichen Dichtungen und Sagen über Karl unter dem Namen „Roland" eine so herrliche Heldengestalt in seiner Umgebung wird.

Ohne Karl's persönliche, aber auch ohne seines Sohnes Ludwig hervorragende Theilnahme, dem er das Königreich Aquitanien zugewiesen, und dem er in Folge dessen die weitere Leitung des Krieges überließ, rückten die Franken dem Ebro immer näher. Sie eroberten 789 die Seeküste und die sarrazenischen Gränzwächter baten Ludwig zu Toulouse demüthig um Frieden. Aber was er hier gewann, verlor er in den nächstfolgenden Jahren wieder; denn noch einmal ergossen sich die sarrazenischen Schaaren nach dem lange schon verschonten Gallien (unter Haschim), zerstörten die Vorstädte von Narbonne und brachten bei Carcassonne 793 dem Herzog von Toulouse trotz seiner persönlichen Tapferkeit eine schwere Niederlage bei, worauf sie mit Beute beladen nach Spanien heimkehrten. Erst im Jahre 795 wurden die Anfänge der spanischen Mark gelegt, die einst verlassenen Städte Nord-Spaniens wieder befestigt, einem Grafen zum Schutz übergeben, und nun Barcellona nach 7monatlicher Belagerung und andere Städte eingenommen (801), schon vorher die balearischen Inseln. Die Gränzen der spanischen Mark vom J. 795 werden in diesem Jahr befestigt und werden im J. 815 eingeschlossen vom Mittelmeere, den Pyrenäen und dem Flüßchen Siceris. Die Navarrer und Bewohner von Pamplona werden wieder mehr als Bundesgenossen, denn als Unterthanen aufgenommen, ohne daß der fränkische Heer- und Gerichtsbann hier zu dauernder Befestigung der Herrschaft eingeführt werden konnte.

Die fortwährenden Seeräubereien und Ueberfälle der Inseln des Mittelmeers, durch welche die Mauren bald von den Bewohnern Sardiniens und den ausgesandten Flotten Karls in die Flucht geschlagen wurden, bald aber auch in den Besitz der schutzlosen Inseln Sardinien und Korsika gelangten, und die wahrscheinlich von der Stadt Tortosa ausgingen, führten eine dreimalige Expedition Ludwigs gegen sie zu Wege, die aber nur Uebergabe der Schlüssel, aber keine völlige Einnahme zur Folge hatten.

Auch hier ist also Karl einen Schritt über die Leistungen seines Vorgängers hinausgegangen; während Karl Martell dem stürmischen Vordrängen der Muhammedaner durch die Schlacht bei Tours Halt gebot, Pippin Gallien von ihnen reinigte und ihnen Narbonne, ihr letztes Bollwerk daselbst, nahm, machte Karl den Anfang, sie auch aus ihrem eigenen Lande zu drängen; selbst Fuß fassend, war er den Bestrebungen der christlichen Fürsten eine Stütze, die ihm zum Zeichen des Danks, wie Alphons, ihre Siegesbeute, Maulthiere und Panzer als Geschenke übersandten und ihn Herrn nannten. Im Ganzen war aber die aufgewandte Mühe dem Erfolge nicht entsprechend, und der Mangel persönlicher Leitung Karls fühlbar.

Zehn Jahr nach dem Beginn dieser Kriege (788) ward das fränkische Reich auch nach Osten hin ausgedehnt und dem schwankenden Zustande der Unterthänigkeit Baierns durch Absetzung seines Herzogs und Einverleibung seines Landes ein Ende gemacht. Hier regierte Tassilo, ein Schwestersohn Pippins, ein Vetter Karls. Schon seinen Oheim hatte er, die Unabhängigkeitsgelüste seines Vaters Odilo wieder aufnehmend, und uneingedenk der beschworenen Treueide, der empfangenen Wohlthaten, der Verwandtschaft, treulos im Stich gelassen, alle Beziehungen zu ihm abgebrochen und wie ein selbstständiger Fürst demgemäße Titel angenommen und geistliche und weltliche Versammlungen im eignen Namen abgehalten. Pippin und Karl hatten ihn gewähren lassen, vielleicht weil mit wichtigeren Kriegen zu sehr beschäftigt, vielleicht aus Rücksicht für die verwandtschaftlichen Bande, die sich verdoppelten, als Karl sich mit Desiderius Tochter vermählend, Tassilos Schwager wurde. Handlungen der Feindseligkeit, die Tassilo aus Rache für das Schicksal seines Schwiegervaters unternahm, erinnerten Karl, unterstützt vom Papst, auf die Erneuerung des längst vergessenen Treueides zu dringen. Tassilo leistete ihn zu Worms, fand ihn aber so schmachvoll, daß er äußerte, er wolle lieber 10 Söhne verlieren und selbst sterben, als leben und so weiter regieren. Zwar beugte er sich, als Karl mit drei Heeren in sein Land einrückte, er selbst vom Lech, sein Sohn Pippin herauf von Trident und Sachsen und Ostfranken von der Donau her, er ward Vasall, schwur demüthig Gehorsam und erhielt Gnade, doch ohne ihrer werth zu sein; denn schon im folgenden Jahre zettelte er eine gewaltige Verschwörung und Völkercoalition an, rief die Avaren aus ihren Sitzen herbei und die Griechen nach Italien, Gefahren, die Karl durch Siege glücklich überwand. Zu Ingelheim aber ward Tassilo der neuen und alten Schuld der Hochverrathes oder todeswürdigen Desertion angeklagt, zum Tode verurtheilt, mit Weib und Kind aber statt dessen in Klostermauern zu St. Goar eingesperrt. Sein Land nun ward, wie früher schon sein Nachbarland Alemannien von Grafen verwaltet. Im Jahre 794 wurde er aber noch einmal aus dem Dunkel des Klosters hervorgeholt, um durch wiederholtes Bekenntniß seiner Schuld und eine scheinbar freiwillige Entsagungsakte der harten That des Königs den Stempel des Rechts aufzudrücken; patriotische Verschwörungsgelüste in Baiern schienen diese Maßregel nothwendig zu machen.

Als nun auch Sachsen unterworfen war, da waren alle deutschen Stämme zum ersten Mal unter einem Scepter vereint, das Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihnen erweckt, durch das Erbrecht der nachfolgenden Karolinger befestigt und genährt und nicht mehr verloren. So hat Karl das weltgeschichtliche Verdienst, den Grundstein einer deutschen Nation gelegt zu haben.

Doch nicht blos begründet hat er sie, sondern ihr als Mitgift die Elemente moderner Bildung: Christenthum, romanische Cultur, Königthum und andere ausgebildete Staats- und Rechtsinstitutionen eingepflanzt, dieser Neuschöpfung vor der zerstörenden Wuth heidnischer Nachbarn durch Bollwerke dauernden Schutz gewährt, und den Anfang gemacht die bezeichneten Segnungen über sie hinaus nach Osten roheren Völkern zu bringen, und so zeichnete er der eben geschaffenen Nation eine unvergängliche Aufgabe vor, die ihr immer

Karl der Große mit seinen Töchtern auf der Jagd.

Gezeichnet von R. Schuster. Geschnitten von R. v. Leipzig.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

großen Ruhm gebracht, und an deren Lösung sie heute noch arbeitet, den Osten zu germanisiren und damit zu bilden.

Tassilos Verrath brachte ihn in der Beziehung zunächst mit den Avaren zusammen. Das heutige Ungarland war im Mittelalter immer die Pandorabüchse für Europa, aus welcher die völkerverheerenden Schaaren der „Gottesgeißel" Attila, dann die Avaren und später die barbarischen Ahnen der jetzigen Bewohner mordend hervorbrachen. Am wenigsten schadeten die Avaren, weil ihre Eroberungslust das böse Verhängniß traf, auf Karl, als Gegner zu stoßen; doch haben sie ihm ebenso viel Mühe, als Ruhm verursacht. Von Tassilo herbeigerufen, fielen sie gleichzeitig in mehreren Schwärmen nach Baiern und Italien, wurden aber überall zurückgeschlagen (788) und von der Zeit begann ein ununterbrochener Krieg gegen sie in 7 Feldzügen, bald von Karl selbst, bald von seinen Söhnen und Generalen unternommen. Sie wurden in ihrem eignen Lande aufgesucht, wo sie in sogenannten Ringen, von Hecken, Pallisaden und Gräben geschützt, wohnten. Eine ungeheure Menge Goldes und kostbarer Schätze, die aufgehäufte Beute früherer Raubzüge, ward den Franken zum Lohne und drückte den Werth des Silbers im Heimathlande fast herab. Der Hauptgewinn aber war, daß der oberste Häuptling Chalan nebst andern Fürsten Karls Oberhoheit anerkannte, daß das Volk sich allmählig über die Theiß und nach dem obern Pannonien zurückzog, und mit den Avaren auch kleine slavische Stämme, früher ihnen unterthan, in das Verhältniß des Gehorsams traten. Auch Istrien, Venetien und Dalmatien, also die Nordküsten des adriatischen Meers eroberte er, wenn auch die letzten Länder vorübergehend. Kurz, es werden hier Gebiete fränkisch, welche bald darauf den Namen Pannonische, zum Theil Ostmark führen, und deren Regierung in neuerer Zeit die von Karl begonnene Aufgabe der Germanisirung nach Osten mehr im Munde geführt, als vollzogen hat.

Auch mit den Slaven jenseits der Elbe band er an. Die Abodriten waren seine treuergebenen Alliirten gegen das verbündete Heidenthum der Sachsen und Slaven der Mark Brandenburg, besonders gegen die Wilzen und die Dänen, um so wichtiger, weil sie, an den Ostseeküsten in Mecklenburg wohnend, den Sachsen im Rücken gefährlich wurden und einen Keil in jene heidnische Völkerverbindung schoben. Die Wilzen in der heutigen Mark Brandenburg waren besonders jenen Abodriten gehässig. Karl schützte seine getreuen Anhänger, zog mit Sachsen, Franken und Friesen über die Elbe, befestigte die beiden dort gebauten Brücken durch Verschanzungen und zwang den Wilzenkönig Dragawit, wie andre Slavenfürsten 789 zur Stellung von Geißeln und zum Gehorsam, der freilich noch mehrmals gebrochen wurde. Gleiches geschah 805 durch seinen Sohn den Böhmen, deren Herzog Lech getödtet wurde. So war dem slavischen Vordringen ein Wall gesetzt, und der Anfang zur Wiedereroberung ehemals deutscher Gebiete gemacht, die dann seine Nachfolger in Jahrhunderte langen Kämpfen fortsetzten.

Heute aber sind jene Strecken zwischen Elbe und Oder, wo er den germanischen Namen zuerst wieder furchtbar machte, die Sitze, zum Theil die Vororte deutscher Cultur und kaum eine Spur noch von jenen Völkern, deren Nachbarschaft seinen deutschen Eroberungen und dem neugegründeten Glauben gefahrdrohend schien.

Gegen die Raubzüge der dänischen Normannen, welche zur See durch Ueberfälle die Küsten Galliens und Deutschlands verheerten, besonders aber unter ihrem König Godfried, der sich sogar vermessen haben soll, mit Heeresmacht vor dem Königssitze Aachen zu erscheinen die Abodriten als Bundesgenossen der Franken 808 hart bedrängten, verhielt sich Karl anfangs mehr vertheidigend. Es wurden Flottenstationen an verschiedenen Stellen Frankreichs angelegt und jenseit der Elbe ein Ort zum Schutze ausfindig gemacht, befestigt und bevölkert, das heutige Itzehoe. Aber auch Godfried schien vor dem gewaltigen Karl etwas

Söhne zu haben. Er baute von der Schlei quer über die Halbinsel einen Wall mit einem einzigen Thore für Wagen und Reiter und suchte seinen Angriff bei einer Zusammenkunft mit Karls Gesandten zu beschönigen. Die Unterredung war erfolglos, und es schienen sich von beiden Seiten entscheidende Schläge vorzubereiten, wer in der Nord- und an der Ostsee die Herrschaft haben solle.

Gottfried kam zuvor; eine Flotte von 200 Schiffen landete 810 in Friesland. In 3 Schlachten wurden die Friesen besiegt und zu einer Steuer von 100 Pfund Silber gezwungen. In zorniger Eile sammelte Karl ein Heer; aber ehe es noch zu der von Gottfried angebotenen Feldschlacht kam, befreite dessen Tod, durch Ermordung herbeigeführt, seinen von seinem Gegner, und die unter den Söhnen ausbrechenden Thronstreitigkeiten von der Gefahr weiteren Kriege. Ein feierlicher Vertrag zwischen Dänen und Franken sicherte den Frieden. Das Land zwischen Schlei und Eider blieb den Franken und wurde später zur Nordmark.

So dehnte sich sein Reich von der Elbe bis zum atlantischen Ocean, von Nord- und Ostsee bis zum adriatischen Meere aus. Deutsche, Slaven, Avaren, Spanier, Araber, Longobarden, Italiener waren seinem Scepter unterthan, eine „Herrschaft, wie sie seit dem Untergange des Römerreichs nicht war erlebt" werden. Sein Ruhm aber ging weit über die Grenzen seines Reichs hinaus. Gothische Fürsten Spaniens, schottische, irische Häuptlinge nannten sich seine ergebene Unterthanen, britische Fürsten kamen an seinen Hof, der Patriarch von Jerusalem sandte ihm die Schlüssel zum heiligen Grabe, zum Calvarienberge und zur Stadt sammt einer Fahne. Wie Großes von Großem immer angezogen wird, so war auch der mächtige Chalif Harun al Raschid Karls Bewunderer und schenkte ihm einen Elephanten, ein kostbares seidenes Zelt und eine kunstvolle Wasseruhr, Geschenke, die er durch Uebersendung von spanischen Maulthieren und Pferden, friesischen Kleidern u. s. w. erwiederte.

Am Schluß des 8ten Jahrhunderts war die obenangedeutete Machtstellung im Wesentlichen erreicht. Erweitert konnte sie kaum mehr werden; aber sie konnte einen sichtlichen, sinnlichen Ausdruck bekommen. Und das geschah. Bei der Scheide zweier Jahrhunderte, am 25. December, am Weihnachtstage des Jahres 800 ward Karl zum Kaiser gekrönt d. h. zum Haupt der katholischen Christenheit gemacht. Auch hierbei erreichte er nur das Ziel der Bahn, die sein Vater eröffnet hatte und gab den Ideen Ausdruck, die in seiner Familie schon längere Zeit vorherrschend waren. Christliche Kirche und Staat müssen Hand in Hand gehen, König und Papst, Bischof und Graf. Darum fand Bonifazius an Pippin eine Stütze, darum trat dieser mit den Päpsten in Briefverkehr, darum ward er sein Vertheidiger gegen die Longobarden. Darum salbte ihn der Papst zum König von Gottes Gnaden und ernannte ihn und seine Söhne zu Schutzherrn Roms.

Karl blieb diesen Ideen treu. Auch er, sehen wir, sah sich den Heiden und Muhammedanern gegenüber, als Hort und Verbreiter des christlichen Glaubens an; auch er war ein Schutz der Päpste gegen die Longobarden. Er bestätigte ihnen die väterliche Schenkung. Es war natürlich, daß der Gedanke sich Bahn brach, die ganze abendländische Christenheit sei ein Ganzes, und die Aufgabe sie zu leiten und zu schützen nur zwei Händen zugleich anvertraut, der des Hauptes der abendländischen Kirche, durch Bonifazius Bemühungen als solches anerkannt, und der Karl's, des mächtigsten christlichen und von seiner religiösen und sittlichen Sendung erfüllten Herrschers in Europa. Diese weltumfassende Aufgabe und diese seit Jahrhunderten nicht gesehene Herrschaft erinnerten natürlich in Rom, das bereits zu seinem Reiche gehörte, an die untergegangene höchste Würde eines Weltreichs, an die römische Kaiserwürde, zumal in einer Zeit, wo die Regierung des oströmischen oder byzantinischen Reichs in Weiberhänden ruhte.

Karl also, vom Papst Leo gegen seine Feinde in Rom, die ihm gemißhandelt und geblendet hatten, zu Hülfe gerufen, eilte dorthin, und als er an dem hohen Festtage demüthig seine Andacht an den Stufen des Altars der Petrikirche verrichtete, da setzte ihm Papst Leo die kaiserliche Krone, vielleicht nicht völlig unerwartet auf das Haupt und salbte ihn. Das Volk aber schrie: Karl, dem frömmsten Augustus, dem von Gott gekrönten, großen, Friede schaffenden Kaiser Leben und Sieg." Als solchen erkannte ihn auch der griechische nach einiger Spannung und nach Ueberlassung von Venetien und Dalmatien an.

Nach seiner Rückkehr wandte sich Karl, eingedenk der heiligen Pflichten, die ihm sein neues Amt auferlegte, und tief davon ergriffen, fast ausschließlich der Sorge für die innern Angelegenheiten des Reiches zu, während er die Abwicklung der äußern seinen Söhnen und andern Personen überließ. Alles das aufzählen, wodurch er die Gedanken seines Vaters und seine eignen, fortsetzte und verwirklichte, hieße eine ganze Religions- und Verfassungsgeschichte schreiben. Aber aus dem Großen, wie Kleinsten, was er that, leuchtete die eine Idee durch, daß er von Gott berufen sei, das Wohl seiner christlichen Unterthanen zu fördern. Ein neuer Eid, von den Franken im Jahre 802 gefordert, sollte Alle, vom Jüngling an verpflichten, dem Kaiser gehorsam, ihm in der Ausübung seiner heiligen Pflichten beizustehen. Falscher Eid, Gewalt, Betrug und Schmeicheleі sollten verbannt sein, Schutz der Kirche, der Armen, der Frauen, der Fremden, aller Mitmenschen, des Rechts und der guten Sitte Allen am Herzen liegen. Nicht Alles, was dem gemäß geschah, ging nun vielleicht immer von ihm persönlich aus. Aber der Geist seiner Zeit und sein eigner, gingen in einander auf, und er sorgte nur dafür, daß jener nicht stockte. So nahm er sich der Kirche und des Staats, gleichmäßig und bis in's Einzelnste an. Wie schon unter seinen Vorgängern waren Kirchen- und Reichsversammlungen eins. Hier ließ er Reichsverräther wie Tassilo verurtheilen und Kirchenstreitigkeiten wie über Bilderdienst und die Meinungen des Bischofs Felix von Urgel entscheiden. Hier ließ er eine Zusammenstellung von Beschlüssen der Kirchenversammlungen und der Päpste veranstalten. Und andererseits sorgte er auch wieder dafür, daß das Recht jedes einzelnen Volksstammes schriftlich als eine Richtschnur aufgezeichnet werde. Denn obwohl in Alles eingreifend, ließ er doch Kirche und Völker Freiheit und Selbstständigkeit der Entwickelung. Er hatte mit der Uebernahme der römischen Kaiserwürde nicht den germanischen Sinn für Freiheit verloren.

Er beschenkte nicht blos selbst in Massen Kirchen und Klöster, er baute nicht blos welche und stellte dazu geschickte Baumeister, wie Einhard an und ließ Marmor und Säulen, wie bei der Achner Kirche aus Ravenna kommen, er sicherte ihnen auch ihre Rechte, drang auf die Zahlung des Zehnten, dem er selbst sich nicht entzog, wie wir oben sahen, des Zinses, den Empfänger kirchlicher Güter schuldig waren, auf Erhaltung der Dächer und kirchlichen Gebäude von Seiten der dazu Verpflichteten. Der Graf sollte beistehen, wenn der Arm der Kirche zu schwach war, sich Recht zu verschaffen.

Ebensosehr sorgte er aber auch für die Rechte seiner weltlichen Unterthanen.

Die Grafen sollten die freien Bewohner ihrer Gaue nicht drücken, keine Dienste in Feld und Haus, keine Beisteuer, keine Herberge, keine Einquartierung verlangen, die ihnen nicht zukäme. Die Reisenden sollten seines Schutzes genießen, der ihnen oft durch Schutzbriefe gesichert war. Die Armen sollten zwar nicht betteln; aber es war den Vermögenden zur Pflicht gemacht, für die Dürftigen ihres Bezirks zu sorgen, besonders in Zeiten der Hungersnoth. An seinem Hofe hatte er einen besonderen Aufseher für sie.

Die Kaufleute erfreuten sich ebenfalls seiner Fürsorge; er regelte die Zölle, er legte Brücken an, wenn auch nicht immer gerade für ihre Zwecke, wie die große hölzerne zu Mainz, die er später mit einer steinernen vertauschen wollte, die aber von ruchloser Hand in Brand gesteckt wurde. Er stellte verfallne Leuchtthürme wieder her und sorgte für die

Erhaltung der Wachtfeuer, er vermehrte Märkte und Marktplätze, er machte einen Versuch, Rhein und Donau durch einen Kanal zwischen Altmühl und Rednitz zu verbinden, der durch die Ungeschicklichkeit seiner Arbeiter mißlang. Er drang auf gleiches Maaß und Gewicht. An seinem Hofe soll deswegen ein Normalmaaß aufbewahrt worden sein. Um der Verbesserung des Geldes willen beschränkte er die Münzstätten und nahm sie unter seine besondere Obhut.

Aber auch umgekehrt schützte er sein Volk vor dem Egoismus der Kaufleute. Das Getreide sollte nicht vor der Ernte und auf dem Halm verkauft, der Preis nicht willkürlich gesteigert werden, bei Mißwachs keine Ausfuhr stattfinden, dem Feinde bei Todesstrafe keine Waffen zugeführt werden.

Ueberhaupt sollte sein Volk ein frommsittliches sein; so schärfte er die Heilighaltung des Sonntags, der Ehe ein und erließ Gesetze gegen Trunkenheit, gegen andere Laster, gegen Raub, Mord, gegen heidnischen Aberglauben u. s. w.

Und damit die ganze Staatsmaschine in diesem Geleise bleibe, bildete er eine schon früher angewendete Maßregel zu einem organisirten Institut aus, zur Sendgrafschaft. Sendgrafen sollten die Verbindung zwischen Thron und Volk aufrecht erhalten und regelmäßig im ganzen Reiche ausgehend darüber wachen, daß Recht und Gerechtigkeit von den Grafen geübt, rechter Glauben und gute Sitte von Bischöfen und Priestern gelehrt werde. Darum ward meist ein Bischof und ein Weltlicher zusammen geschickt, um vom Bischof und Grafen Rechenschaft zu verlangen und ihm wieder zu überbringen. Reichsversammlungen und Reichsgerichte, Alles ward geregelt.

Die Bildung fand einen hervorragenden Patron an ihm. Er ließ nicht bloß an seinem Hofe Schulen anlegen, sondern deren Gründung auch bei Kirchen und Klöstern anbefehlen. In eigner Person erkundigte er sich nach dem Fortschreiten der Zöglinge und rügte mit harten Worten die Schlaffheit der vornehmen Knaben und lobte den Eifer der geringeren. Es ist bekannt, daß er die bedeutendsten Gelehrten an seine Person oder in sein Land zog, den berühmten Alcuin aus York in England, Peter von Pisa, den longobardischen Geschichtschreiber Paulus Warnefried, auch Diakonus genannt. Der erste gründete in Tours gewissermaßen eine Hochschule. Karl selbst und die angesehensten Personen seines Reichs rühmen sich seine Schüler zu sein. Er brachte die in England bereits bekannte Methode des Studiums der Wissenschaften auch in Frankreich in Aufnahme und gründete einen wissenschaftlichen Orden. Man fing an, sich eingehender mit dem Studium der klassischen Wissenschaften und der Bibel zu beschäftigen, d. h. germanische an klassische Bildung anzuknüpfen. Karl ließ auch eine deutsche Sprachlehre schreiben, deutsche Heldenlieder sammeln, und seine eigne Größe gab der Geschichtschreibung Stoff und Uebung. Italienischen Gesang führte er nach dem Beispiele seines Vaters in Gallien ein. Die Hauptschule war in Metz. Italienische Kunst und Künstler bürgerten sich bei dem Bau seiner Paläste zu Aachen, Ingelheim, im Frankenreiche ein.

Selbst in Bezug auf den Landbau ward er durch Anordnungen für die königlichen Güter das Vorbild eines sorgsamen, weisen und gerechten Gutsherren. Er gab nicht nur Verordnungen über Ackerbau, Garten-, Weinbau, Hauseinrichtung, Jagd u. s. w., er ließ sich auch zu Weihnachten Rechnung, zu einer andern Zeit die Einkünfte abliefern, bestimmte die Lieferungen an Naturalien, Vieh, Butter, Käse, Eiern. Er ließ sich eine genaue Beschreibung der Güter, alles Zubehörs anfertigen und Berichte über ihren Zustand abstatten. Er schärfte seinen Aufsehern streng ein, mit ihrer Amtsgewalt keinen Mißbrauch zu treiben. Sich selbst behielt er die Endentscheidung in allen wichtigen Fällen vor.

Zum Schutz des Landes gegen äußere Feinde gab er den Grenzgrafen größere Gewalt in die Hand und schuf auch die sogenannten Marken oder Grenzstriche, denen er besondere

Grafen vorsetzte z. B. die spanische, die dänische. Gegen die Ueberfälle der Normannen und Mauren baute er Flotten, z. B. in Boulogne und besichtigte sie selbst, legte Häfen an und setzte Wachtposten hinein. Endlich ordnete er die Heerpflichten, und wenn er mit Strenge einerseits verfuhr bei allen Verletzungen derselben, z. B. bei Nichterscheinen im Falle eines Aufgebots und bei Desertion, so zeigt sich auch hier andrerseits wieder seine Milde für die Aermeren, seine Sorge für die Erhaltung des Freienstandes überhaupt. Da nämlich die Ausrüstung von den Freien selbst zu bestreiten war, ebenso wie der Unterhalt, so war der Dienst eine schwere Last; deßhalb ordnete er an, daß nur die Reichen in eigner Person zu erscheinen hätten, die Aermeren in Gruppen von 2—5 Personen zusammentreten sollten, um einen Mann in's Feld zu senden.

Kurz, es giebt kein Gebiet des Staatslebens, wo Karl nicht an frühere Einrichtungen anknüpfend, rastlos die bessernde Hand angelegt hätte, bald ergänzend, bald ordnend, nie aufhebend oder zerstörend. Nach allen Seiten hin hat er so Anregungen ausgestreut, von denen vielleicht einzelne im Drange der Verhältnisse erstickt sind. Die Mehrzahl aber trug Früchte, und die Cultur Deutschlands läßt sich schließlich auf ihn zurückführen. Aus allen seinen Thaten wie Gesetzen aber blickt stets der Geist der Frömmigkeit, der Weisheit, des Rechts und der Milde hindurch. Und wenn dennoch scheinbar Züge der Härte aus diesem so harmonisch gestalteten Wesen hervorbrechen, so ist nicht Willkür, sondern Ueberzeugung die Quelle davon. Er selbst kann eben sein, wie es der Augenblick erheischt.

Auf ihn kann man des britischen Dichters Wort anwenden:

„Des Heimands Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
Das Merkziel der Verrachter."

Nicht wichtig ist es, nachdem das ausführlich besprochen ist, wodurch er für die Ewigkeit gewirkt hat, auch von dem Vergänglichen in seiner Erscheinung, seiner Person zu reden; und dennoch interessant, die Quelle, aus der so Großes geflossen, kennen zu lernen.

Er war eine gewaltige Erscheinung, als müßte der große Geist auch eine Form haben, die über das gewöhnliche Maaß hinausragt. Sieben seiner Füße lang, breit und kräftig war sein Körper. Seine Glieder waren ebenmäßig, und nur sein Nacken etwas kurz und dick, sein Bauch herabhängend. Doch mag das wohl nur im höheren Alter gewesen sein. Aus seinem runden Kopf, im Alter bedeckt mit wallendem weißen Haar, blitzten lebendige, große Augen. Seine männliche Haltung, sein fester Gang boten einen stattlichen und würdigen Anblick dar, wozu nur seine helle Stimme nicht recht paßte. Und dabei war sein Gesicht stets heiter, freundlich und milde. Seine Gesundheit war eine feste; nur in den letzten Lebensjahren litt er an Fieber und fing an zu hinken. Durch mäßiges Leben, fleißige Leibesübungen, besonders Fechten, Reiten, Schwimmen und Jagen, worin er es allen Altersgenossen zuvorthat, suchte er sich jene zu erhalten. Wie die Mehrzahl großer Männer, ein Attila, ein Friedrich der Große, überhaupt wie alle braven Herrscher, die das Wohl ihrer Völker im Ernst zu fördern streben, liebte er nicht äußeren Prunk und war seinen Unterthanen ein Vorbild bürgerlicher Einfachheit und Mäßigung. Er ging daher für gewöhnlich in schlichter vaterländischer Tracht, in leinenem Hemd und Unterhosen, in einem Wamms mit seidnen Streifen, die Beine umwunden mit Binden, die Füße bedeckt mit Schuhen. Im Winter schützte ein Seehundspelz Brust und Schultern, im Sommer umwallte ihn ein meergrüner Mantel. Nur das Schwert, das Symbol seines kriegerischen Ruhmes, hatte Griff und Gehenk von Gold und ward bei festlichen Gelegenheiten mit einem mit Edelsteinen besetzten vertauscht. Ueberhaupt ging er von der hergebrachten Kleidung ab, wenn es galt, den Gesandter fremder Herrscher oder bei festlichen Gelegenheiten die Erhabenheit

seiner Völker darzustellen. Dann prangte er im golddurchwirkten Kleide, im Purpurmantel, von goldenen Spangen zusammengehalten und im reich mit Edelsteinen besetzten Diadem.

Mäßig war er auch im Essen und Trinken. Ein guter Wildbraten, selbst geschossen und spartanisch gewürzt, ein einziger guter Trunk bei der Tafel, aber gewürzt durch heitere Unterhaltung, durch Musik oder Vorlesen, ein wenig Obst nach Tisch, so war es ihm recht. Trunkenheit, Völlerei verabscheute er bei sich und andern.

Seine große Seele war rastlos thätig und immer dem Edlen zugewandt. Wie hätte er auch sonst so Vieles und Großes vollbringen können! Selbst in der Nacht ließ es ihm keine Ruhe. Vier — fünfmal mochte er auf, stand auf, ging im Gemach umher und übte sich im Schreiben, zu welchem Behufe Tafel und Papier stets unter seinem Kopfkissen lagen. Die Zeit war ihm kostbar, sie durfte nicht mit alltäglichen Geschäften vergeudet werden. Beim Essen hörte er gern von den Thaten der Helden der Alten oder aus den Schriften des heiligen Augustinus, besonders „vom Worte Gottes." Beim Ankleiden entschied er Streitigkeiten und andere Staatsangelegenheiten. Die wissenschaftlichen Lücken füllte er noch in vorgerückten Jahren aus; mit Ausdauer übte er sich im Schreiben, lernte er rechnen, unterrichtete er sich in Rhetorik, Grammatik, Astronomie. Das Lateinische sprach er allmählig fertig wie deutsch. Das Griechische verstand er wenigstens. So arbeitete er mit nicht minderem Eifer an sich selbst, wie an der Verbesserung seines Staates. Hat was er an Kenntnissen versäumt hatte, das ersetzte ihm sein durchdringender Verstand. Er war daher vollkommen der Rede Herr. Was er sprach, war klar und lebendig, reich und schön, ein Beweis der innern Klarheit, Sicherheit und des innern Reichthums. Hat wenn die Anekdoten von ihm beim Mönch von St. Gallen auch nur zum Theil wahr, ja auch nur in seinem Geiste erfunden wären, so erkennen wir daraus seinen schlagenden Witz, seine Geistesgegenwart, seinen Humor und seine unwandelbare Gerechtigkeitsliebe.

Der Fülle seines Geistes kam nur die Fülle seines Gemüthes gleich. Ein liebender Sohn, sprach er den Namen seines Vaters stets nur mit der größten Hochachtung aus und tastete seine Gesetze und Verordnungen nicht an. Seine Mutter ward bei ihm in Ehren alt, und kaum einmal brach ein Zwist zwischen ihnen aus; mit gleicher Liebe hing er an seiner frommen Schwester Gisla, mit größerer noch an seinen Kindern, besonders seinen Töchtern, so daß er sie nicht verheirathete, weil er ohne ihre Gesellschaft nicht leben konnte. Selbst bei der Jagd ritten seine Söhne ihm zur Seite, und auch seine Töchter durften dabei nicht fehlen. Unser Bild soll eine solche Jagdscene vergegenwärtigen und ist ganz geeignet, uns, obgleich es nicht die volle Zahl der Töchter Karls des Großen zeigen kann, von seinem Verhältniß zu ihnen, das selbst die bekannte Sage von Eginhard und Emma im Auge hat, einen frischen Eindruck zu geben. Nie speiste, nie reiste er ohne sie. Wie ein guter Hausvater hielt er streng darauf, daß die Kinder wissenschaftlich erzogen wurden, die Söhne durch Leibesübungen sich zum künftigen Beruf ausbildeten, die Töchter mit Spinnrocken und Spindel sich beschäftigten, alle dem Müssiggang abhold waren. Ihren Tod ertrug er zwar wie ein Mann, gefaßt, doch nicht ohne Thränen, die ihm auch bei der Nachricht von dem Verlust des hochgeschätzten Papstes Hadrian reichlich flossen, denn er war seinem Freunden — diese Lob wird ihm aus dem Munde seines Freundes Eginhart ertheilt — ungemein treu, überhaupt für Freundschaft empfänglich und leicht zugänglich. Er gilt nach den letzten schilderten Seiten hin dem Großen, der nach ihm den Thron Frankreichs bestieg, Heinrich IV., auch darin vielleicht, daß auch ihn mancherlei häusliches Mißgeschick verfolgte.

Karl, eben so groß als Held und Herrscher, wie verehrungswürdig als Privatmann, starb endlich nach 47jähriger Regierung, als Siebziger, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens gekränkelt hatte, am 28. Januar 814 in der dritten Stunde des Tages. Vor dem immer wiederkehrenden politischen Fehler der damaligen germanischen Völker, der Theilung

seines Reiches, die er bereits im Jahre 806 unter seinen Söhnen vorgenommen hatte, bewahrte ihn am Ende seines Lebens, wie am Anfang ein gutes Geschick, nämlich der Tod der beiden ältesten, die ihm in's Jenseits vorausgeeilt waren. Das große Reich blieb ein Einheitsstaat. Seinem Sohne Ludwig nämlich, den er schon im Vorjahre des nahenden Todes ein Jahr vorher nach Aquitanien gesandt, zum Mitregenten, Kaiser und Augustus ernannt hatte, hinterließ er sein Land und seine Würde. Zu Aachen in der Kirche der heiligen Mutter Gottes ward er begraben. Sein Leib ward einbalsamirt und auf goldenem Stuhle sitzend und mit den kaiserlichen Prunkgewändern und dem Diademe angethan, im Grabgewölbe bestattet.

Unermeßlich war das Klagen und Trauern des Volkes, und mit Recht; denn es verlor seinen weisen und gerechten Vater. Die nachfolgenden Geschlechter aber setzten ihm ein Denkmal in ihren Liedern und dichteten ihm Wunder an, deren er nicht bedurfte um unsterblich zu sein.

Seine Kaiserwürde vererbte sich mit der Zeit auf die Herrscher der deutschen Nation. Noch in manchem ward der Begriff wieder lebendig, den Karl in jene Würde hineingelegt hatte, Recht, Sitte, Wahrheit und Glauben in seinem Volke zu schützen und zu fördern, die rechte Hand des Papstes, das weltliche Schwert Gottes, der Mittelpunkt und der Oberherr christlicher Völker zu sein. Lange aber ist dieser Begriff verschwunden, lange auch die Würde selbst. Das Volk sehnt sich, sie aus dem Grabe mit altem Glanze auferstehen zu sehen, und ein Geschlecht auf den Thron zu erheben, dessen Glieder an Frömmigkeit, Weisheit, Liebe zum Volk, Rechtsgefühl und Tapferkeit der Familie Karls nicht nachstehen. Wollte Gott, daß einer von ihnen die unerschrockene Hand Pippins besäße, nach der Krone zu greifen, und ein anderer sein deutsches Volk so beglückte, wie Karl das seinige!

Die Schwabenstreiche und Ortsneckereien der Deutschen.

Von Professor Friedrich Kohl.

Außer der gemeinsamen Schriftsprache und dem Bundestag wird das deutsche Volk bekanntlich noch durch ein drittes innigs Band umschlungen, nämlich das der Sprach- und Redelust, mit welcher nicht allein ein Stamm den andern, sondern oft in jedem Gau wieder eine Stadt die andere, ein Dorf das andere, sei es ob ringlaner tiefsinniger Weisheit, sei es ob vollsäftiger Durchdringung des ganzen Lebens mit der Humorwürze, verspottet und verlacht. Dies Band ist aber kein etwa erst heut gewobenes, sondern ist älter als der Bundestag und die Schriftsprache und die ältesten Zeugnisse seiner Existenz reichen bis in die Zeiten der Völkerwanderung, wo man z. B. von den Herulern berichtet, sie hätten sich, wie später die ehrlichen Schwaben, in ein blau blühendes Flachsfeld geworfen, weil sie gemeint, es sei ein Wasser, in dem sich der blaue Himmel spiegele. Weiter hinab nehmen sich die Zeugnisse, die endlich am Ende des sechszehnten Jahrhunderts die berühmte Schildbürgerchronik oder das Lalenbuch erhielten, welche die damals wohl gebräuchlichsten Schwänke mit vielem Geschick und Witz in eine Geschichte der Stadt Schilda verwebte, deren Einwohner von einem der sieben Weisen abstammend und daher ursprünglich mit höchster Weisheit begabt, von allen Nachbarn zu Rath benutzt wurden und darüber ihre Stadt und ihr Handwerk vernachlässigten, weshalb ihre Weiber sie endlich zurückriefen. Damit nun aber solcher Schaden nicht zum zweiten Male Gemeinde und Familie treffe, befleißigen die Schildbürger sich nämlich zu stellen und gebärden auf viele Meile allmählig so in die Thorheit hinein, daß

sie betrieben nicht mehr lebig werden können und endlich ihre eigne Stadt im grimmen Wahne den Flammen weihen, worauf sie als Apostel der Narrheit in alle Welt ziehen und so denn ihr schalkhaftes Völklein in zahlreichen Vertretern überall zu finden ist.

Diese Verweisung in ein größeres Ganzes hat jedenfalls viel zur weiteren Verbreitung der hier verarbeiteten Schwänke beigetragen und auch andere den dort erzählten ähnliche hervorgerufen, doch ist jedenfalls auch ein großer Theil anderer noch vorhanden gewesen, die dort nicht zur Verarbeitung gekommen sind und bis auf die neuesten Zeiten nur im Munde des Volkes fortgelebt zu haben scheinen. Erst jetzt, wo mit den Sagen und Gebräuchen der einzelnen Stämme auch viele Ueberlieferungen alter Zeit gesammelt sind, überrascht man mit Ueberraschung die große Zahl derer, die aus dem Urquell der Weisheit getrunken, und sieht, daß auch heute noch manche Städtlein sich auf dem magischen Wege der unbeirrten Weisheit wie Schilda behaupten oder doch von ihren näheren Landsleuten als solche bezeichnet werden. So hat in der Mark z. B. Köpenick ein ehrbar älteres Anrecht auf jene vom Thale über einem seiner Genossen kommende Weisheit, doch ist es in neueren Zeiten ganz in den Hintergrund getreten, während die aus dem Munde des großen Königs herrorgegangene Schöpfung sich vielleicht in nicht allzuferner Zukunft dem Bernburg, Potswig, Schöppenstädt u. s. w. ebenbürtig zur Seite stellt, wozu durch die Bemühungen gelehrsamer und Polsterer und kleinerer Schwänke hinreichende Data gebrochen ist. Doch greifen wir der Zukunft nicht vor und halten wir uns allein an die Gegenwart, welche uns zeigt, ein wie großer Ueberfluß an lustigen Streichen bei allen deutschen Stämmen noch vorhanden ist. Wir wollen aus der ganzen Fülle nur eine kleinere Auswahl halten. In Betreff der nachfolgenden Zusammenstellung bemerken wir, daß sie eben nur einzelnes mehr oder minder sich an einander reihendes zusammenstellen wollte, und daß wir daher ohne einen anderen Grund mit den Bätkmern anfangen, als weil sie die am weitesten nördlich wohnenden sind und der niederdeutsche Humor sich kaum an einem anderen Beispiel in gleichstehender Weise zeigt.

Die Bätkmer, welche an der Küste im Lande Ditmarschen wohnen, schwammen einst Sonntags über neun hinaus in die See, und als sie eine Strecke hineingeschwommen waren, drehte sich der Vordermann um und sagte: Jungens, ik mutt doch wahrhaftig mal tellen, of de ock wull verlaren is oder wo noch all tohopen sünd. De fing also an: een, twee, dree, veer, fief, söss, söben, ach — ik bin ik," sagte er zuletzt, „to mutt dar wull verlaren sin." „Vart mi man ins tellen," sagte ein anderer und fing an: een, twee, dree, veer, fief, söss, söben, ach — ik bin ik, dar is warraftig een verlaren." Jungens, ich muß doch wahrhaftig mal zählen, ob da auch irgend einer erloffen ist und wir noch alle zusammen sind. — Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, — ich bin ich! so muß da einer erloffen sein! — Faßt mich nur mal zählen, eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, — ich bin ich! — da ist wahrhaftig einer erloffen! Traurig schwammen sie nach dem Ufer zurück und suchten ihre noch einmal den neunten. Einer fing wieder an zu zählen, als gerade ein Fremder des Weges kam, der sah die neunten Bätkmer stehen und fragte, was sie da machten. Da erzählten sie ihm, wie sie ihrer neun ins Meer hinausgeschwommen wären, aber nur acht herausgezählen könnten und also wohl einer ertrunken sein müßte. Der Fremde rieth ihnen darher, es solle jeder seine Mütze in den Sand stecken und nachher sollten sie die Köpfe zählen. Die Bätkmer thaten's und fanden die richtige Zahl; es waren wirklich neun Köpfe. Da kleideten sie sich vergnügt wieder an und gingen in's Dorf zurück.

Aber die Bätkmer sind nicht allein in solcher Noth gewesen, wie ihnen, ging es auch den Köpenickern, da sie einst in den Müggelsee hinausgeschwommen waren, und sie wurden erst über Sorge lustig, nachdem auf den Rath eines Vorübergehenden jeder einem Finger in den Sand gesteckt hatte und bei der Zählung die richtige Zahl herauskam; auch die Zöharder im Wittingschen geriethen einst in gleiche Angst und brachten erst die Wahrheit heraus,

als sie ihre Nasen in Schnee gesteckt und die Löcher gezählt hatten. Ob sie davon den Schnupfen bekommen haben, wird nicht erzählt, jedenfalls werden sie damit zufriedener gewesen sein, als die guten schwäbischen Bopfinger mit ihrer Probe. Diese geriethen mal in große Verlegenheit, da sie nirgendwoher Salz bekamen, und in ärgster Noth schrieben sie endlich öffentlich aus: „Wer Salzsamen habe, sie kauften welchen." Endlich kam einer und brachte viele Säcke voll. Auf dem Breitwang ging's an's Ackern und Säen. Nach längerer Zeit zog der hochweise Rath gegen den Breitwang, um zu sehen, wie es mit der Saat stehe. Da war ganz wie ein Wald. Nun wollte der Bürgermeister nicht hineinwaten, um keinen Schaden zu thun. Da trugen ihn vier Rathsherren hinein, welche, damit sie nicht zu viel zertreten möchten, die Stiefel anzogen. Aber die Salzpflanzen, es waren Brennnesseln, brannten den vieren gewaltig an den Füßen, so daß bald dieser, bald der fragen und reiben mußte, und auf einmal plumps! lag der Bürgermeister zusammt den Trägern auf der Bahre in den Brennnesseln. Nachher zählte der Bürgermeister ab, es kamen aber immer nur vier heraus; da gab ihnen ein Strohkopfer den Rath, in den frischen Kuhfladen auf dem Wege die Nasen zu stecken. So viel Löchlein, so viel Nasen, so viel Mann. Und siehe, es waren noch alle fünf! Um gleich von der Salzsaat weiter zu reden, so ist bekannt, daß es den Schildaern auch so ging, und diese auch den gleichen klugen Einfall hatten, ihren Schultheißen auf der Bahre in's Feld zu tragen, um nicht die Frucht zu zertreten. Doch dürfte schwer zu entscheiden sein, welche von beiden Städten zuerst auf diesen Gedanken gekommen ist, und ob nicht etwa Beide nur anderen Weisheit nachgeahmt haben. Man höre!

Auf den Wiesen der Mandlesser Bauern — Mandlesen ist ein schönes schwäbisches Dörflein, welches sich einen so weitberühmten Namen gemacht hatte, daß ihm sein Name endlich unbequem wurde, und es daher um die Vergünstigung einkam und sie auch auswirkte, den Namen Mandlesen mit „Andorf" vertauschen zu dürfen und so heißt es jetzt, — also auf den Wiesen der Mandlesser Bauern hielt sich früher ein Storch auf, den bewunderten und verehrten sie dergestalt, daß sie ihm zu Ehren einst ein besonderes Fest feierten und in die Kirche gegen und daselbst folgendes Lied sangen:

Heut feiern wir das hohe Thier,
Das nur auf unsern Wiesen geht:
Es hat ein schwarzweiß Mäntlein an
Und einen Schnabel wie a Gans. Halleluja!

(Wer der Dichter dieses Mandlesser Psalmes sei, ist beiden nicht bekannt, offenbar gehört er aber derselben Sängerschule an, aus welcher derjenige hervorgegangen war, der bei den Wettspielen zu Schilda [andere wollen behaupten, es sei zu Köpenick gewesen] mit dem Liede

Ich bin der Mayer Hildebrand
Und stelle meinen Storch an die Mauer

den Preis und das Schultheißenamt gewann.) Indeß wurde der Storch den Mandlesern doch bald lästig, weil er ihnen so viel gutes Gras verwüstete. Sie hielten daher einen Rath, wie man ihn am besten von den Wiesen entfernen könne und beschlossen nach langem Hin- und Herreden, daß der Büttel ihn wegjagen solle. Damit aber auch dieser kein Gras verwüste und man zugleich urkundlich die Ausführung dieses Beschlusses wisse, erhielten vier Gemeinderäthe den Auftrag, den Büttel auf einer Bahre hinauszutragen. Und es geschah also. Der Storch aber ließ die Mandlesser bis dicht in seine Nähe kommen und flog dann davon, worauf der Büttel seine Träger noch auf die Behändigkeit des Storches aufmerksam machte, indem derselbe, bevor er fortgezogen, sich noch von den Gemeinderäthen verdrängt habe.

Man möchte fast glauben, daß Mandlesen den Anspruch auf die erste Verfassung dieses Verfahrens habe, zumal wenn man bedenkt, daß das ganze übrige Schwabenvolk, wenn es

sagt: „Dat is a Gandauler Streech (Streich)!" zur Erklärung auch wohl hinzuzufügen pflegt: „Wie da, wo man a Streech gliehn hat." Auch will ich nicht verschweigen, daß auch Unter-Jesingen in Schwaben, Mossenberg in Westfalen, sowie Griesheim in Hessen einigen Anspruch auf Berücksichtigung haben; das letztere verdient jedenfalls besondere Erwägung, da hier das edle Beispiel am besten gewirkt hat. Denn als nun der Gemeinderath einer auf der Leiter saß und den Storch vor sich betrieb, da war ein andrer Langbein so vermessen, daß er der Leiter nachschritt und klapperte, als wolle er den Rath und seine Ordnungen verhöhnen. Da rief der Bürgermeister: „Auf, ihr Leute, holt noch eine Leiter; ich setze mich darauf, denn meine Pflicht ist, für Euer Wohl zu sorgen!" Und von zwölf Männern getragen, verfolgte er von der Leiter herab den Störchen und hätte einen derselben fast todtgeschlagen, wenn er nur ein wenig rascher gewesen wäre. Solch bereitscher Patriotismus konnte natürlich nicht ohne Nachfolge bleiben; bald sahen alle Gemeinderäthe auf Leitern und die Griesheimer hatten die freudige Genugthuung, durch diese edle That des Ortsvorstandes die Aecker am einem Ende des Orts einen ganzen Tag frei von den Störchen zu sehen. Zwar war alles, was sie trugen, zertreten, aber dafür hatte man den Störchen die Lehre gegeben, daß man sich nicht ungestraft von ihnen verhöhnen lasse.

Ob das war wohl etwas werth, denn zu Griesheim, wie zu Gandelen, Schilda, Schöppenstedt und an all den andern Sitzen der Weisheit, stand noch das Ansehen der Obrigkeit unerschüttert, denn es war ein gut Regiment, das mit Rath und That überall, wo es galt, voran war. Es ist bekannt, wie der Schultheiß in einer dieser Städte oder Dörfer dem Zeche tief ins Auge schaute und sich zuerst an die über den Brunnen gelegte Stange hängte, wie dann der ganze Rath ihm folgte, indem sich der Erste an des Schultheißen Beine, der Zweite an die des Ersten hängte und sie so eine lange Kette bildeten, um die Tiefe des Brunnens auszumessen, und wie sie schneller, als sie es dachten, den Wasserspiegel erreichten; der Schultheiß nämlich, der die ganze Last allein zu tragen hatte und deshalb schon einiges Brennen in den Händen empfand, rief seinen treuen Genossen zu: „Holt' mal ernstlich fest, Jungens, ich will man blos mal in de Hänn' spiegen," und im selben Augenblick lag die ganze Gesellschaft unten.

Der Ruhm dieser mannhaften Schultheißenthat, um den sich wie um die Geburtsstätte Homers das Siebengestirn Gandelen, Poppingen, Wechte, Schöppenstedt, Jetenow, Peilweg, Schilda streiten, ist, wie es scheint, doch auch nur ein mythischer, wie die Person des griechischen Sängers. Denn eine ganz ähnliche That finden wir in einer Sammlung indischer Erzählungen, von denen die Oxforder Bibliothek eine Handschrift besitzt, aufgezeichnet. Diese Erzählungen handeln von den Thorheiten der Mitglieder eines Bettlerordens, Pharataka genannt, und da die Handschrift bereits aus dem Jahre 1673 stammt, die Sprache aber auf ein viel höheres Alter schließen läßt, so möchte wohl den indischen Bettelmönchen der Ruhm, den herrlichen Gedanken zuerst erfaßt zu haben, beizulegen sein, obwohl sich nicht läugnen läßt, daß Poppingen und die anderen Städtlein denselben mit echtgermanischer Gemüthlichkeit in ihrem Geiste umgestaltet haben. Die indische Erzählung lautet nun folgendermaßen:

In dem Forte Gaghetha wohnten viele Bettelmönche, deren einer den Namen Sarvapaya (Allzieh oder an allem Vieh reich) hatte. Dieser legte sich einen Garten an, der nach einigen Jahren durch den Schmuck seiner zahlreichen Bäume, Blumen und Früchte dem Himmelsgarten ähnlich wurde, so daß selbst die Himmelskuh Kamadhenu in der Nacht zu ihm hinabstieg und lustig darin umherwandelte, denselben aber, sobald die Morgendämmerung kam, wieder verließ und davon ging. Als sich das nun mehrere Tage nach einander wiederholte und der Garten des reichen Bettlers dadurch gewaltig zertreten wurde, stellte sich dieser zu einer Nacht auf die Lauer und sah nun zu seinem Staunen die Himmelskuh herabsteigen und lustig die Blumen und Früchte des Gartens abweiden. Sei es nun, daß der

fromme Mann von der ihm zu Theil gewordenen Gnade so betroffen war, daß er sie nicht verscheuchen mochte, sei es, daß es ihm vermöge der den Bharatafa's eigenen Vielschwätzigkeit der Gedanken erst beim ersten Erglühen des Morgenroths einfiel, daß ihm die himmlische Kuh den Schatten erstatten müsse, kurzum erst als die Kuh sich eben wieder auf den Rückweg zum Himmel machte, packte er sie schnell beim Schwanz und war, ehe er sich's versah, droben im Himmel. Hier labte er sich an dem Genusse herrlichen Zuckergebäcks und andrer Leckerbissen, und namentlich jenes mundete ihm so vortrefflich, daß er sich einen Theil, die heut den Namen Löwenmähne führen, einsteckte, die Kuh am andern Tage wieder am Schwanze packte und so zu seinem Garten zurückkam. Als er nun früh morgens aus dem Garten heraustrat, begegneten ihm einige andere Heu- und Futterträger und fragten ihn, wo er gewesen sei, worauf er antwortete: „Ich bin im Himmel gewesen; da hab' ich den Indra, Siva, Manuja und andere Götter gesehen und solches Zuckergebäck gegessen," bei welchen Worten er es den frommen Brüdern zeigte; sie erhielten dann Jeder ein Stück davon, das ihnen auf der Zunge verging, worauf sie riefen: „Ha, führe uns auch zum Himmel, daß wir auch den Himmel sehen und die herrlichen Zuckerkuchen genießen können." Das war er zufrieden und sagte: „Kommt nur alle zu mir in den Garten, da stellen wir uns auf die Lauer; wenn dann die Kuh darin umhergewandelt ist und in die Luft aufsteigt, packe ich ihren Schwanz, einer von euch packt mich am Fuß, ein anderer packt dessen Fuß und so fest alle andern, daß wir eine ganze Kette bilden. Also geschah's denn auch und alle stiegen auf; da, auf der Mitte des Wegs, fragte einer der unten befindlichen: „He, Brüderlein, sage mir doch, wie groß sind wohl die Zuckerkuchlein im Himmel?" Da ließ der erste Bharatafa, der, wie unser Text böswillig hinzufügt, ein großer Einfaltspinsel war, den Kuhschwanz los, schlug die Arme auseinander und zeigte: „so groß sind sie!" und da stürzten sie allesammt auf die Erde. Ob sie mit gesunden Gliedern wieder aufgestanden und zu jeder auch wieder auf seine Beine gekommen sei, erzählt der indische Bericht so wenig wie die Deutschen erzählen, ob Schultheiß und Rathmannen im Brunnen ertrunken seien oder sich noch einmal herausgerappelt haben. Einige Schwierigkeit, jeder zu seinen Beinen zu kommen, mögen sie wohl gehabt haben, wie sich aus der folgenden Erzählung über die Einwohner von Wechte entnehmen läßt, die wegen der Frage, welches ihre Beine seien, einmal in wirklich großer Noth waren.

Die treffliche Bauerschaft Wechte liegt nämlich im nördlichen Westfalen in einer moorigen und sandigen Gegend, so daß den armen Wechtern oft der schwarze Moorsand arg in die Holzpantoffeln fliegt und ihnen die Beine schwärzt, als wären sie durch Galle gegangen. Die Wechter beschließen daher einmal, daß es ihnen wohl heilsam sein möchte, wenn sie ein Aushad nähmen; da sie aber sparsame Leute sind, haben sie, damit es weniger Holz zur Feuerung koste, das Wasser in einem großen Kessel beigesetzt, um darin gemeinschaftlich die Waschen weiß zu waschen. Der Kessel war aber doch nicht so groß, daß sie alle ihre Beine nach Bequemlichkeit hätten darin unterbringen können, und als sie sie daher bald nach vorn, bald nach hinten, bald nach rechts, bald nach links mit großer Schmiegsamkeit wanden und spülten und jeder möglichst klar Wasser zu erreichen suchte, da geschah es zuletzt, daß keiner mehr wußte, welches seine Beine seien, denn roth sahen sie natürlich von dem heißen Wasser alle gleichmäßig aus. Nun wäre Wechte, wie einst Holland in Noth gewesen, wenn der Mäuschirt, bekanntlich immer der Weiseste der Weisen, nicht gewesen wäre; der hatte sich nämlich mit seiner Katze, mit der er die Mäuse zu treiben pflegte, an den Kessel gelegt und als nun das Wasser allmählig verkühlte und bald hier, bald da ein weißes Bein oder ein rothes Zehen zum Vorschein kam, meinte er, es seien seine weißen Mäuse mit ihren rothen Schnäbeln und schlug, um sie zu Paaren zu treiben, tüchtig auf die Wechte'schen Beine los und hoßt du nicht gesehen' waren alle Beinknoten gelöst und stand jeder wieder

auf seinem Eigenthum. — Ob diese gewiß tief ergreifende Wiedererkennungsscene wirklich zu Recht oder, wie die neuste Schildbürgerchronik will, bei feierlicher Gelegenheit zu Schilda stattgefunden habe, lasse ich dahingestellt; gewiß ist, denn es steht ja gedruckt zu lesen, daß die Schildbürger, als sie des Kaisers Pfeffer verzehrten, beim Zechen, da sie auf dem grünen Rasen lagen und alle einer Farbe Hosen an hatten, ihre Beine verwechselten und nicht mehr kannten und keiner mehr aufzustehen wagte, weil er fürchtete, der andre nehme ihm etwa seine Kühe oder er dem andern sein Bein. Da ritt gerade einer vorüber, dem klagten sie ihr Noth, weshalb der einen Prügel schnitt und tüchtig auf die Beine losschlug, bis er jedem das seine wieder aufgezwungen und den Laufpaß gegeben hatte. Uebrigens macht das schwäbische Mittelhausen, obwohl die Leute dort grundgescheidt sind und deshalb noch jener Zeit angehören, wo in Schilda die Wissenschaft noch nicht umgesehrt war, Anspruch darauf, das dritte im Bunde zu sein, was des Weiteren zu erzählen hier zu weit führen würde. Aber doch Köpenick auch einigen Anspruch auf Berücksichtigung verdiene, mag ich kaum glauben, wenn es mir auch aus glaubwürdiger Quelle versichert wurde, denn die Berliner sind bekanntlich von je her spöttisch mit ihren Nachbarn, den Potsdamern, Spandauern und Köpenickern umgegangen und die liebe berliner Jugend ruft noch heute, aus welchem Grunde? habe ich nicht ermitteln können, den Köpenickern Aufstrauen, wenn sie in ihren langen Kähnen in majestätischer Ruhe auf der Spree dahinfahren, zu: Huie, huie, huie! Was macht der Teufel in Köpenick? indem sie dieselben durch das Schmeichelwort „huie" doch wohl als Thierlein bezeichnen will. Kurzum, der böse Mund der Berliner sagt, der Rath zu Köpenick hätte einmal einer wichtige Sitzung gehalten, bei welcher sich die Rathsherrenheine in tropischer Weise wie ein Mattenkönig verwickelt hätten, so daß, als man habe aufheben wollen, keiner die seinen hätte auseinander machen können. Darüber sei ein solcher Lärmen im Rathssaale entstanden, daß viele Bürger herbeigestürmt wären, in der Meinung, der große Krebs sei los und wolle den Rath verschlingen; unter diesen Bürgern war aber auch der göttliche Zauberer, der nahm, als er die Beinverwirrung sah, instinktmäßig seine lange Peitsche und wußte sie so tüchtig zu schwingen, daß er alsbald die ganze Rathsversammlung wie seine liebe Heerde aus dem Rathssaale lustig vor sich hertrieb.

Jedenfalls waren die köpenicker Rathsherren, Aeltester, Schildbürger und Mittelhausen wenn auch die letzteren nicht ohne Pudel trotz, wieder zu dem Ihrigen gelangt zu sein, wie die innige Liebe zu Heimath und Eigenthum sich auch bei anderen gründungsrüchtigen Bürgergeschaften in ähnlicher Weise offenbarte. Denn die Vaihinger hatten einmal einen Pelinquenten, der gehenkt werden sollte, besaßen jedoch keinen eigenen Galgen und mußten die Landheimer um den ihrigen angehen. Der hochweise landheimer Magistrat pflog reifliches Rathe und beschied: sie wären gern bereit, als Nachbarn den Galgen herzuleihen, allein sie hätten in den Akten gefunden, daß derselbe blos für sie, ihre Kinder und Kindeskinder bestimmt sei, daher könnten sie ihn für den Vaihinger nicht hergeben. Da war guter Rath theuer, bis die Vaihinger endlich beschlossen, dem Pelinquenten ein gutes Reisegeld zu geben, damit er nach Nürnberg gehen könne, um sich da hängen zu lassen. Er wird vielleicht da mit dem wahnsinnigen Pelinquenten, dem es ebenso erging, zusammengetroffen sein, vielleicht war es auch derselbe, der später nach Pirmasens kam und dort Kubeier verkaufte. Das ging so zu.

Als das gute Dorf Pirmasens, zwischen der Wildenburg und den hohen Rhön gelegen, gewöhnlich Pirmi genannt, seinen Anfang genommen hatte, gab es dort noch keine Kühe, sondern blos Ochsen. Nun wollten die Leute doch auch gern Kühe und Kälblein haben; siehe, da fuhr einst Tages ein Mann mit einem Schubkarren durch das Dorf, rufte sich aus und ward gefragt, was er denn Schönes und Gutes in dem Korbe auf dem Karren habe? Dieser Mann war ein Schalk, der die Leichtgläubigkeit der Pirmaser wohl kannte, und antwortete unverzagt: „Kubeier!" Das wunderte und erfreute die Einwohner. „O wirklich

Kuheier?" riefen sie, „und was kostet die Mandel?" — „Ich lasse mich billig finden," sprach der Käsehändler, strich den Bart auf und die frischen, wenigen Quarkkäse lachten die Dutzider an. Es wurde eine Mandel der Kuheier angekauft und dabei suchten sie die größten heraus. Unerbittlich gab der Kaufmann noch die Versicherung, wie die Ausbrütung vorgenommen sei, nahm seine Zahlung und fuhr von dannen. Nun wurde alsbald ein Nest gebaut und die Frau Schultzin nebst einigen andern Weibern wurden zu Brutheunen auserkoren. Das Nest lag auf einem Berge über dem Ort. Als einige Tage gebrütet worden war, wuchsen Würmer in den Käsen und bissen die brütende Frau Schultzin, so daß dieselbe unruhig hin- und herrückte und eines der Eier den Berg hinabrollte und in eine Hecke fiel. Aus dieser sprang alsbald ein Hähnchen hervor, worauf die Brütende vermeinte, es sei das junge Kätzchen, aufsprang und ihm nachschrie: „Hänschen hierher! Hänschen hierher! Kennst's deine Mutter nicht?" Aber das Hähnlein lief davon und die andern Vier waren alle zerbrütet, daher für diesmal die Dutzider noch keine Käuer gewinnen mochten. Sie mögen sich mit den Schildbürgern trösten, denen es, wie im zweiten Kapitel der Chronik angedeutet wird, ebenso erging, wie denn auch jetzund die Rottweiler als die Obersauer in Schwaben in gleicher Weise Gift aus einem Kuheie brüten wollten und davon noch heute nur „die Gift" heißen; die Hepfinger dagegen fanden einmal Nesteln, die der hochweise Rath für Hahneier hielt, die der Bürgermeister ausbrüten sollte, während die Gauleiten ein Sterchenei für ein Hahnei hielten, mit dem in gleicher Weise verfahren wurde. Wenn gleich der Wettstreit um die Priorität dieser Brutheime in Schwaben am lebhaftesten ist, so wird er doch auch von andern deutschen Gemeinden aufgenommen; in Weilheim war es der Bürgermeister selber, der den Kürbis für ein Ohrei kaufte und ihn bebrütete; in dem auf der fränkischen Höhe gelegenen Marktflecken Pleß kaufte man den Kürbis als ein Notei, und als das Hühnchen krepirte, rief ihm der heimweh regierende Sechswöchner nach: „Pleß, Pleß, Hühnle, Hühnle, nach Pleß mein, nach Pleß mein!" und davon hat der Berg, wo das Brutnest gebaut war, bis heute den Namen Hühnleberg behalten. Auch die Mainzer brüteten statt Quarkkäse wie die Dutzider, nur wollten sie arabische Pferde und nicht Käuer aus Kuheiern aufziehen; die Kleinenbergt in Westfalen kauften und behandelten in gleicher Weise Kanonenkugeln als Pferdeeier und eine Elber Gemeinde, die der erzählende Pfarrer nur als W...st bezeichnet, bei der christlichen Schwung, bei es, weil er selbst dabei war, kaufte Nummern (Nonkelhühner) als Pferdeeier und ließ sie von dem Verkäufer ausbrüten, der nachher, als der Hahn aufsprang, ihm nachrief und noch heute wiederkommen soll. Uebrigens haben die Pfälzer entschieden den Vorrang zu beanspruchen, da in den aus dem 11. Jahrhundert stammenden armenischen Akten des Barlaam bereits die ehelichen eines Kampfes erzählt wird, der einen Weisen als Pfleger hatte, und als er diese beim Spielen getraut, einen daraus aufgeschnittenen Hahn verfolgte, in der Meinung, das sei der ausgeschlüpfte Vogel; hier sehen wir die Brutheime, welchen sich ein ebenfalls schon alter Schwank, nämlich der des Zwingsamen vom schwangern Weib mit den bis in unsere Zeit im Vollkommnete lebenden Variante vom kranken Bauer, der seinen Knecht mit dem Meßstab zum Arzt schickt, in dem Krankgetauften zur Seite stellt, ein Stoff, den dann Boccaccio und Hans Sachs weiter ausgebildet und verbreitet haben.

Uebrigens erfordert es eine gleich ideale Auffassung des Lebens, wie von der materialistischen Weisheit der Naturgeschichte noch kein gehöriges ist, auch noch in anderen Fächern unserer christlichen Landsleute. So giebt es in der Nähe von Hannover ein Dorf Herkenbrock, dessen Bewohner schon seit alter Zeit als sehr pfiffig bekannt sind. Einst war ihr Fischteich gefroren und sie wußten nun gar einen andern haben, wußten aber nicht, wie sie das anfangen sollten. Endlich sei einem, welcher der allerpfiffigste im Dorfe war, glücklicherweise ein, man solle doch den Schein thun, dann würden auch dem einen viele, und

herauß Wasten sie sich dann den schönsten wählen. Dieser Rath wurde mit großem Beifall aufgenommen; man zertheilte den Bullen in Stücke und schoß sie. Bald nachher kamen Schwaben danach, und als ein Herkuser diese erblickte, eilte er in's Dorf, rief die ganze Gemeinde zusammen und jubelte: „Kommt mit zum Bullenkamp! Die Hörner wachsen ihnen schon heraus!“ Nun lief Alles, was Beine hatte, zum Bullenkamp und alle schlugen vor Freude die Hände zusammen und riefen: „Richtig, die Hörner wachsen ihnen schon!“ — Auch die Böhmer bestellten einst ein Feld mit Kuhsamen, in der Hoffnung, es sollten da Kühe wachsen und die westfälischen Kleinenberger hatten auch gehört, daß wenn man Käse anbaue, Käse daraus wüchsen; sie machten danach den Versuch in einem Bruch, der indeß mißlang, weßen das Bruch aber noch heute den Namen Käsebruch trägt.

In ähnlicher Weise zeigten andere Städte und Dörfler ihre abweichende naturgeschichtliche Auffassung bei einer andern Angelegenheit. Den Herrnhuter Bauern regnete es in einem Sommer einmal viel zu lange, sie meinten, es dürfe nun einmal genug sein. Was sie aber den lieben Gott mit Kreuz und Fahne auch bitten mochten, sie bekamen doch keinen besseren Bescheid. Da fand sich denn ein Schalk in der Umgegend, der ihnen den Rath gab, in die Apotheke zu schicken und da schön Wetter zu kaufen, in einer so reichen Stadt wie Basel sei allerd um Geld viel. Die Gemeinde wählte einen Abgeordneten, gab ihm einen Batzen Geld und schickte ihn in die Stadt. Dort sprach er: „Herre abbedächter, i hätt do gärn für e batzo schönwätter für unse gmein z'Herrnhuse dänn!“ (Herr Apotheker, ich hätte doch gern für einen Batzen schön Wetter für unsere Gemeinde zu Herrnhut drunten.) Der Apotheker verbiß das Lachen, bat ihn einen Stuhl und verließ die Stube, angeblich, um sogleich das Recept fertig zu machen, eigentlich aber, um sich draußen erst zu besinnen, wie man einen taufrischen Narrenstreich schließlich zu Ende bringe. Endlich nahm er eine alte Pillenschachtel und übergab sie dem Manne mit dem Bescheid, sie ja nicht vorzeitig zu öffnen, weil sonst das schöne Wetter gewiß noch einen Batzen mehr kosten würde. Nun wird es schwer zu sagen sein, was hierauf größer wurde, des Bauern Vergnügen oder seine Neugierde. Als es am Heimwege anfing, in der Schachtel zu brummen und zu surren, hielt er aus Feldesfüßen zu; denn, dachte er, wenn das Wetter herauskäme, dann hätte ja der Teufel auf's Neue seine Freude an uns Herrnhutern. Aber erfahren hätte er doch nun auch mögen, wie denn das schöne Wetter aussehen müßte, das sich in einem so kleinen Papierschächtelein in den Sack stecken und heimtragen ließ. Da stand er eben am letzten Hügel, übersah das Dorf und drinnen schon das Haus des Gemeinde-Ammann, dem er das Ding, das er selbst noch nicht angesehen, in den nächsten Augenblicken übergeben sollte. Einmal ist keinmal, sagte er, setzte sich nieder, stieß am Deckelchen und hm — hm! brummte eine Hornisse heraus und flog dem Dorfe zu. Mit der unverlangtesten Miene von der Welt ging er dem Vogel nach heim, und als ihm allerd mit der Frage entgegen gelaufen kam, wo er denn das Schönwetter habe, antwortete er: Ei, 's ist ja gerade in's Dorf hineingeflogen! — Darum wird das Dorf Hornissen genannt, behauptet die böse Welt, während es doch in alten Urkunden Hernesten genannt wird, also der Name einen ganz andern Ursprung hat. Auch von den Heppingern und Emeringern in Schwaben wird dasselbe erzählt und wer sich eine gute Tracht Prügel wünscht, der gehe nur nach Emeringen und frage nach dem guten Wetter, er wird nicht lange warten müssen. Die Emeringer führen in der Umgegend davon auch den Spitznamen „Hummler“, wie andere freilich angeben von ihrem dicken Kopfe. Ebenso tragen die Mitglieder im Landgericht Lauterach den Spottnamen Hummler, weil sie in gleicher Weise sich eine Schachtel Schönwetter aus Nürnberg kommen ließen, während sie nach anderer Sage den Namen von dem beim Kinderbau zu Hottbach beschäftigten Arzt erhielten. Auch die Inhaber hatten sich schön Wetter aus Göttingen kommen und die Gebrauchsart in Hessen wiederum der Grund, daß sie herbeikommen möchte, um ihnen zur Heimreise

zu bringen, allein alle dieſe ſcheinen nicht ſoviel Anſpruch auf die Urſprünglichkeit des Gedankens zu haben, wie die Schöppenſtädter im ſchönen Lande Braunſchweig. Bei denen hatte es mal gar lange nicht geregnet, ſo daß ihnen bange wurde, die Leute möchte mißrathen und ſie daher nach Braunſchweig ſchickten, um ſich ein Gewitter zu verſchreiben. Zu dem Ende ſchickten ſie eine alte Frau ab, die auch glücklich nach Braunſchweig kam und dort von den Braunſchweigern, die ihre Leute kannten, eine Schachtel erhielt, in welcher, wie ſie ihr ſagten, das Gewitter wäre. In dieſer Schachtel aber, die ziemlich groß war, befand ſich ein ganzer Bienenſchwarm, und als ſie nun mit derſelben nach Schöppenſtädt zurückging, fingen die Bienen, da es ſehr heiß war, in der Schachtel gewaltig an zu ſummen und der Frau wurde angſt und bange, denn ſie hatte oft genug erlebt, daß das Gewitter auch zuweilen einſchlage und ſie fürchtete jetzt, da ſie das dumpfe Grummeln hörte, daß es auf einmal losbrechen und ſie erſchlagen könnte. Als ſie daher auf die Höhe vor der Stadt kam, öffnete ſie die Schachtel ein wenig, um dem Gewitter, dem es, wie ſie dachte, drinnen zu heiß ſei, etwas Luft zu machen: denn ſie meinte, es wird ja wohl für Schöppenſtädt genug übrig bleiben, wir ſind ja dicht davor. Aber kaum hatte ſie den Deckel etwas gehoben, da flog der ganze Schwarm heraus und zurück nach Braunſchweig, und ſo viel ſie auch rufen mochte: „Gewitter, Gewitter! Hierher, nach Groß-Schöppenſtädt!“ das Gewitter flog fort und kam nicht wieder.

Wie die Hernuſſer und Genoſſen gern gut Wetter oder die Schöppenſtädter ein Gewitter, ſo hätten die Kiebinger in Schwaben gern einmal den Mond fangen mögen, da ſie dann manchen Kreuzer für Oel und Licht hätten ſparen können. Ein Bauer in Kiebingen ſah nämlich eines Abends den Mond im Neckar und zeigte es ſogleich im Dorfe an, daß man den Mond fangen könne, da er im Neckar liege. Alsbald nahm er ſelbſt ein Netz und viele Leute zogen mit ihm zum Neckar und ſahen ganz ſtill zu, wie er verſuchte, den Mond zu fiſchen und zu fangen. „Nette, ſieh, da haſcht'n!“ rief ein Bub, allein der Mond ſchlüpfte immer wieder aus dem Netz heraus. — Ein andres Mal wollten ſie den Mond im Schweinſtall fangen und feſthalten, aber ſie konnten die Thür nie ſchnell genug zumachen, und dabei ärgerte ſie der Mond noch, denn ſo oft ſie die Thür wieder aufmachten, ſaß er vor ihrer Naſe ſchon wieder drin, wollte ſich aber durchaus nicht einſperren laſſen. Weil die Kiebinger aber doch gar zu gern den Mond gehabt hätten, ſo nahmen ſie ſpäter noch einmal eine Stange und wollten ihn vom Himmel wie einen Apfel vom Baume herunterſtoßen. Allein die Stange war nicht lang genug. „Man muß ſie ſtrecken!“ ſprach einer. Und ſofort faßten zwei ſtarke Bauern die Stange an beiden Endpunkten an, um ſie auszudehnen, und zogen und zogen dran, bis endlich der Stärkere den andern niederriß und allein mit der Stange fortlief. „Es gaht, es gaht!“ rief er, und rannte immer weiter bis ins Dorf, indem er meinte, daß ſich die Stange verlängerte. Seitdem heißen die Kiebinger „Mondfänger und Stangenſtrecker.“ Andere erzählen, das ſeien nicht die Kiebinger, ſondern die Munderkinger geweſen, die ſich auf dieſe verſchiedenen Weiſen den Mond zu verſchaffen ſuchten; übrigens zeigten auch die Büſumer daſſelbe Verlangen, denn als einmal der volle Mond ſo recht hell aus einem klaren Brunnen hervorleuchtete, meinten ſie, ihn recht bequem herausſchneiden zu können, wie ſie's aber machten und ob ſie's zu Stande gebracht, das kann ich nicht verrathen, jedenfalls aber müſſen ſie ihn im letzteren Falle einen Stellvertreter geſchafft haben, da auch die andern Menſchenkinder noch Mondſchein haben. Auch die Zeller im Fichtelgebirg zogen einſt mit langen, langen Stangen auf den Haideberg, um den Mond herunterzuſtechen, aber es ſoll ihnen nicht gelungen ſein. Glücklicher dagegen waren die Hendorfer, Oberamts Saalgau in Schwaben, ſofern man der Angabe einer ſchönen Hendörferin Vertrauen ſchenken darf und das dürfen ja wohl Alle, die nicht mit dem Bauer im Volksliede zu ſingen brauchen: „Ich bin ein armer Ehemann, wie alle Männer ſind.“ Es

kam also mal ein Mädchen aus Henderf in einen siegmaringenschen Flecken hinüber in Dienst. Als es früh morgens erwachte, sah es den Vollmond noch am Himmel. „Hui Bauer, hend ihr en ganze mo, us em eisere ist o stöckle, mier hend-n ab'r offgfange und i d' saustall gsperrt.“ (He, Bauer, habt ihr einen ganzen Mond? Aus dem unseren ist ein Stücklein, wir haben ihn aber aufgefangen und in den Saustall gesperrt.) Der Bauer fragte, wie's die Henderer gemacht hätten. Das Mädchen sagte, sie hätten Leitern genommen, seien hinaufgestiegen und hätten den Mond herabgestupft und in den Saustall gesperrt. Das muß aber wohl ein anderer Mond gewesen sein, als der, den die Altheimer (Riedlingen), ihre Landsleute, einst fangen wollten. Die Altheimer ärgerten sich nämlich sehr, daß die Sonne, wenn sie über den Oesterberg aufging, die ganze Gegend vergoldete. Sie hielten diesen Schein für die Ursache der Oede ihres Berges und konnten nicht anders glauben, als daß die Sonne dem Berge zu nahe hänge und ihn ausdörre. Die Gemeinde beschloß daher, die Sonne und ihren Kameraden, den Mond, auf dem Oesterberg in Netzen zu fangen und in einem eigens auf dem Kirchthurm hergerichteten Kasten aufzubewahren, um sie nach Lust und Lieb scheinen lassen zu können. Die guten Altheimer glaubten, die Sonne möchte ihr Netz durchreißen und schlugen daher noch Pfähle in den Berg, um es zu befestigen. So lauerten die Schlauen denn hinter Wachholdersträuchern auf den Hang. Aber die Sonne lief zu ihrem großen Schrecken über das Netz weg. Da sie aber das für die Ursache hielten, daß der Berg gerutscht sei, so schlugen sie nun gewaltige Pfähle in den Fuß des Berges. Aber auch diese Vorsicht führte nicht zum Zweck; Sonne und Mond gingen ihren alten Weg und seither lächelt der Mond den Altheimern zum großen Aergernis. — Besser meinten es dagegen die Szekler mit dem Monde, wie wenigstens die siebenbürgischen Sachsen erzählen. Mehrere Szekler lagen einmal unter den bekannten einfachen Kobern ihrer Wägen und schliefen. Sie konnten das wohl thun, denn ihre kleinen treuen Pferde gingen auch ungemahnt, des Weges kundig, rüstig vorwärts. Als die Pferde an den Mierefch bei Aeen gelangt waren, lenkten sie in das ihnen im Mondschein entgegen blinkende klare Wasser, um sich auch einmal, wie ihre Herren im feurigen Miereschwein gethan hatten, gütlich zu thun. Da nun alle Wägen in einer Reihe im Wasser stehen, erwacht plötzlich einer der Szekler und erblickt das Bild des Mondes im Wasser. „Gott im Himmel“, ruft er aus und weckt alle seine Gefährten, „seht doch, seht! Der Mond ist vom Himmel herunter in's Wasser gefallen! Kommt, wir wollen versuchen, vielleicht sind wir noch im Stande, ihm herauszuhelfen.“ Da sprangen Alle von ihren Wägen in's Wasser und eilten in's nahe Zollhaus und brachten Feuerhaken und Stangen und langten in die Tiefe nach dem Monde, um ihn zu fassen. Endlich rief einer: „Ich habe ihn, kommt jetzt alle hierher und ziehtt“ (Er hatte nämlich mit seinem Haken einen mächtigen Baumstamm gefaßt, der gerade an der Stelle im Wasser lag, wo sich der Mond abspiegelte. Da faßten sie insgesammt an der Stange und zogen und zogen, daß ihnen der Schweiß rann. Plötzlich gab der gemarterte Baumstamm nach und Alle fielen rücklings in's Wasser, daß die klaren Wellen über ihren Köpfen zusammenschlugen. Wie sie aber mit dem Gesicht heraustauchten, sahen sie den Mond am Himmel; sein Bild im Wasser war aber durch dessen Aufregung und Trübung für den Augenblick zerstört. Freudig riefen Alle: „Gott sei Dank! Da haben wir ihn doch wieder heraufgebracht!“ Triefend setzten sie sich jetzt in ihre Wägen und fuhren ihres Weges weiter. Aber noch ihre Nachkommen sind stolz darauf, welch einen wesentlichen Dienst ihre Vorfahren einst der Welt erwiesen hätten.

Wenn wir sehen, daß die Kenntniß der Realien bei so alltäglichen Dingen wie Mond und Sonne sind so mangelhaft selbst bis in die erleuchteten Landstriche hin sind, in deren Nähe der Vollmond ewig scheint, so ist es nicht zu verwundern, daß auch hier und da an andern Orten ähnliches vorkommt. Die Berchinger z. B. in Franken, fingen einmal einen

großen Hecht in ihrem Stadtgraben. Als ſie ihn ans Land gebracht hatten, riß er immer das Maul auf und zu und ſchnappte nach Waſſer. Da vermeinten ſie, er wollte ſingen und ſperrten ihn in einen Vogelbauer, hingen ihn im Rathhaus auf und warteten auf den Geſang. Daß der Gedanke aber ganz natürlich war, beweiſt der Umſtand, daß er auch den Biberachern in Schwaben einkam. Als nämlich mal die Riß austrat, kam das Waſſer auch bis in die Karpfengaſſe. In einem Hauſe, wo zwei alte Leute wohnten, ein Mann und eine Frau, hatte ein Käfig oben in der Stube gehangen. Das Waſſer drang faſt bis in den zweiten Stock des Hauſes. Eine Welle ſchlug des Käfigs Thürlein auf; der Kanarienvogel flog davon oder nicht davon; kurz als das Waſſer wieder zurücktrat, war ein ſchöner Karpfen im Käfig. Der Mann hatte ob dem ausländiſchen Vogel große Freude, pfiff und ſang ihm vor und meinte, als er den letzten Schnapper that und ſtarb, er fange ſchon das Singen an. Daher erhielt die Karpfengaſſe ihren Namen.

Bekanntlich hielten ſchon die ehrſamen Schildbürger einmal einen Krebs, der ſich in ihr Dorf verirrt hatte, für einen Schneider, da er zwei Scheeren bei ſich habe, legten ihn darum auf ein Stück ländiſch Tuch und ſchnitten mit der Scheere immer hinter ihm her, als er über das Tuch hin kroch, da ſie meinten, er wolle ihnen das Muſter vorzeichnen; ſie ſchnitten aber ſo lange, daß von dem Tuche zuletzt nur die Fetzen blieben. Da ſie nun an ihrer Vermuthung irre wurden, oder vielleicht auch einer im Zorn den Krebs angreifen wollte, packte ihn der mit der Scheere der Art, daß er anfing um Hülfe zu rufen und zu ſchreien: „Es iſt ein Mörder, es iſt ein Mörder!“ Da wurde ſogleich ein Gericht über den Krebs zuſammenberufen und das ließ das Urtheil ergehen: „Daß dieſer muthmaßliche Schneider, als ein Leute betrügendes und ſchädliches Thier mit dem Waſſer gerichtet werden ſolle und was dazu gehört.“ Dies Urtheil ward alsbald ausgeübet und als der Krebs in das Waſſer kam, zappelte und hinter ſich kroch, da ſingen ihrer etliche unter dem Bauern an zu weinen und ſprachen: „Nun ſollt' einer wohl fromm ſein: ſchaut doch, wie thut der Tod ſo wehe!“ — daß übrigens Schildbürger ſolche kluge Gedanken nicht allein gehabt, iſt bekannt, denn auch die Büſumer hielten einen Hummer für einen Schneider, was um ſo mehr zu bewundern iſt, als die Erkenntniß hier um ſo ſchwerer war, da die Schneider bekanntlich viel dünnere und weniger krumme Beine haben als die Hummer. Auch das ſteht nicht allein, daß die Schildbürger unparteiiſch das Recht wieſen und gerechte Vergeltung übten.

Ein Ockbecker hatte nämlich einmal in Rendsburg ſich für ein paar Schillinge geſalzene Heringe gekauft und ſeine Nachbarn darauf zu Gaſt geladen. Sie fanden das Eſſen vortrefflich und wünſchten viele ſolche Fiſche zu haben. Der klügſte unter ihnen gab endlich den Rath, einen ganzen Kerb voll aus der Stadt zu holen, und ſie in den Teich des Dorfes zu ſetzen; da würden ſie ſich vermehren und ſie alle dann davon reichlich haben. Geſagt, gethan. Ging nun während des Jahres ein Ockbecker am Teiche vorbei und es regte ſich etwas im Waſſer, lief er zu den andern und erzählte es ihnen, und alle waren des künftigen Gewinnes froh. Im nächſten Herbſt ward ein großes Netz angeſchafft. Aber der klügſte fand es am gerathenſten, den ganzen Teich ablaufen zu laſſen. Alle ſtanden herum und guckten nach den Heringen; aber auch nicht ein einziger war zu ſehen, als alles Waſſer ſchon fort war. Nur ein Aal wälzte ſich im Schlamm. Er wurde gefangen und darüber waren alle einig, daß nur er ihnen die Heringe würde aufgefreſſen haben; dafür müſſe er nun gehörig beſtraft werden. „Laet uns em slachten un upäten“ ſagte einer. „Dat weer em jüs recht“, meinte ein anderer, und weil er ſich einmal gebrannt hatte, ſchlug er vor, ihn ins Feuer zu werfen. „Brennen is slimm“, ſagte ein dritter, der einmal ins Waſſer gefallen war und bald ertrunken wäre, „laet uns em in de an smyten un em verdrapen; dat is myn meenung.“ Alle ſtimmten ihm bei, daß Ertrinken der ſchrecklichſte Tod ſein müſſe und man ward einig den Aal in die Aue zu werfen. Der Bauervogt nahm ihn in

einen Korb, ging voran und alle folgten ihm; und wie er ihn ins Wasser warf und der Aal sich krümmte und fröhlich rechts und links machte, rief jener aus, der den Rath gegeben hatte: „sehd, wat he sik qwält!“ Da gingen alle Heckenker ganz glücklich über die ausgeführte Rache nach Hause.

In diese Urzeit, wo man weder die Natur des Krebses noch die des Aals kannte, fällt auch offenbar das Erscheinen der ersten Katze in Beckum in Westfalen und anderen Orten. Die Beckumer haben sich nämlich vor Zeiten vor Mäusen nicht retten können, so daß sie ihnen in die Suppe fielen und sie sie oft fast mit hinuntergeschluckt haben. Da ist einmal ein Mann mit einer Katze gekommen, die hat schnell unter den Mäusen aufgeräumt, und die Beckumer haben ihm vieles Geld geboten, wenn er ihnen das Thier lassen wolle. Das ist der Mann auch zufrieden gewesen, hat sein Geld eingestrichen und ist davon gegangen. Als er aber schon ein gut Stück Weges fort war, ist den Beckumern eingefallen, daß sie ihn nicht gefragt, womit sie das Thier füttern sollten; sie sind ihm daher sporenstreichs nachgelaufen und als sie ihn endlich gesehen, haben sie ihm schon von ferne zugerufen: „Was frißt das Thier?“ Da hat er ihnen geantwortet: „Alles, was Menschen essen!“ Der Wind hat aber den ersten Theil seiner Rede davongetragen und die Beckumer haben deshalb geglaubt, die Katze fresse Menschen; darum sind sie schnell umgekehrt und haben die Katze mit Mistgabeln und Knüttein gejagt, so weit sie nur immer hat laufen wollen. — Auch den Schildaern und den Gabelern hat sich einst die günstige Gelegenheit eine Katze zu kaufen, als aber jene aus der Antwort des Fremden, welcher sagte „was man ihr beut“, die Worte „Vieh und Leut“ fresse sie, herauszuhören meinten und auch diese ihn so verstanden, daß sie Menschen fresse, da steckten sie eiligst das Haus, in welchem sich das Thier befand an, und als es sich in ein anderes Haus flüchtete, auch dieses, bis das ganze Dorf in Asche lag. Daß sich diese Geschichte auch in Watungen, wahrscheinlich noch vor der thüringer Sintflut, von der es in einem alten Reime an der Mühle zu Oberweimar heißt:

Darinnen Mensch und Vieh ersäuft,
Die all' der Ilmstrom weggeschleift.

zugetragen habe, erzählen glaubwürdige Männer, welche berichten, daß die Watunger, sobald sie gehört, der Maushund fresse „alles“, das Thier schnell wieder über das Weichbild hinausgejagt hätten.

Da wir vielleicht nicht wieder Gelegenheit haben, auf diese uralte Kulturstätte Thüringens, die durch den Watungerkrieg unsterblichen Ruhm erlangt hat, zurückzukommen, wollen wir gleich hier noch eins der neuesten Zeugnisse der Watunger Umsicht, die für alles Rath weiß, anreihen. Eine Watunger Köchin sollte kürzlich ihrer Herrschaft weiche Eier sieden. Sie brachte dieselben hart gesotten auf den Tisch. „Oi, sprach die Frau, die Eier sind ja hart!“ — „Nu, se hann doch lang genung gekocht“, erwiderte die Köchin, „es wern ahle (alte) hinn, ich will se noch emal in's Töpfe thu un tüchtig koch.“

Daß man in jener Urzeit, wo das Leben der Menschen sich noch eng an die Natur anschloß, und wie es in dem Liede heißt, eine Dryas in jedem Baum lebte, auch inniges Mitgefühl für Alles in Wald und Feld hatte, ist aus den Schildbürgern, die einen Nußbaum tränken wollten bekannt. Auch in den Bopfingern lebte dieser echt deutsche Charakterzug. Da, wo die Sechtach in die Eger mündet, stand eine Uferweide, die immer herabbaumelte auf das Wasser, wenn es ein Bischen windete. Die Bopfinger schauten dem Dinge lange zu und es fiel ihnen ein, daß die Uferweide gewiß recht Durst habe. Sie befestigten eben ein Seil und zogen die Weide ganz ins Wasser. Damit sie aber nicht gleich wieder hinaufschnellen könne, mußte einer dabei bleiben, dem man das Seil um den Hals band. Kaum ließen die andern fahren, so schnellte es den mit dem Seil jämmerlich hinauf, wo er wahrscheinlich noch hängt, wenn ihn die Bopfinger nicht abgenommen haben.

Wenn auch die meisten bisher aufgeführten Ereignisse mehr in die frühe Jugend der von uns betrachteten Städte und Dörfer zurückversetzen, wo die kindliche Naivetät der Grundzug des Charakters ihrer Einwohner bildet, so hat sich doch diese natürliche Frische und Unbefangenheit auch in dem entwickelteren Staats- und Gemeindeleben derselben erhalten und bis in die neueste Zeit hinein herrliche Blüthen getrieben.

Wie die Schildbürger, so wurden auch die schwäbischen Bopfinger, als es an den Rathhausbau ging, erst durch einen Zufall inne, daß Baumstämme, wenn sie auf einem Berge gefällt und der Zweige entledigt sind, den Berg von selbst hinabrollen. Sie schleppten nämlich die großen Waldstämme mit unsäglicher Mühe den Berg hinab; als sie halb herunter waren, kugelten sie aus ihren Armen von selbst den Berg hinab. Verwundert sahen sie dem zu und holten, um sich die Arbeit leichter zu machen, die Stämme noch einmal herauf und ließen selbige von ganz oben noch einmal hinabrollen.

Ein andermal hatten die Bopfinger eine Mühle gebaut und man sollte den Mühlstein den Kreitweg herablassen. Damit er aber auch die rechte Richtung erhalte, schlüpfte einer in das Mittelloch und dirigirte. Schnell rollte der Stein herab und im Nu in einen (Gumpen*) der Sechtach. Der im Loch schrie gewaltig im Herunterfahren, und die Bopfinger meinten, er spotte ihrer und sei davon gerannt und lache sie recht aus. Alsbald konnte man ein Bopfinger Ausschreiben lesen: „es sei einer mit einem Mühlstein um den Hals davon gegangen, im Betretungsfall habe man ihn einzuliefern." Wenn auch nicht der Fassung, so doch dem Inhalt nach erließen die Büsumer und die Schildaer ein gleiches Schreiben bei gleicher Gelegenheit. — Den T...ern in der Eifel ging es ähnlich, nur daß dem Mann im Mühlstein, der Benz hieß, der Kopf absprang und die D...er vor Verwunderung riefen:

Benz zwern, Benz zwern,
Benz hat d'kopp verlorn!

Uebrigens sieht man bei dieser Gelegenheit, ein wie dringendes Bedürfniß eine auf zuverlässigen Quellen beruhende Geschichte dieser Ortschaften ist, aus folgender Erzählung. Bei Dittis liegt ein Berg, der Benzenberg oder Beinzeküppel genannt. Als einst nämlich das Gemeindeholz auf dem Berge geschlagen war und nun an die Nachbarn vertheilt werden sollte, erhob sich ein Streit über das Längenmaaß der Holzscheiter, welcher endlich dahin verglichen wurde, daß der Gemeindevorsteher sich auf jedem Stamm der Länge lang legen sollte, wo dann nach jeder Länge ein Zeichen eingehauen werden müsse. Dieser Vorsteher nun führte aus besonderen, den Dittissern wohlbekannten Ursachen, den Spottnamen Boinz. Wie er nun einigemale mit dem Körper die Holzstämme zu richtiger Abklafterung gemessen hatte, geschah es aus einem kleinen Versehen, daß der Hauende ihm den Kopf abschlug, vielleicht aus einem ihm nur allein bekannten Grunde. Da fiel der Körper vom Stamm und der Kopf rollte den Berg hinunter und die Dittisser schrieen:

„Boinz oben, Boinz unten!
Boinz hat's bald verloren!

und seit jener Zeit nannten sie ihren Gemeindewaldberg den Boinzeküppel. Wir müssen es der gelehrten Forschung überlassen zu untersuchen, welcher von beiden Orten den meisten Anspruch auf den Urboinz habe.

Wie aufmerksame Naturbeobachtung der deutschen Baukunst zu ihrer herrlichen Entwicklung verhalf, zeigt sich an mehrfachen Beispielen. So hatten die Nimer einmal einen großen Balken in die Stadt zu bringen; da sie ihn aber der Breite nach trugen, so konnten sie mit demselben nicht durch das Thor kommen und berathschlagten nun, wie diese Schwierigkeit zu beseitigen sei. Nach vielen vergeblichen Vorschlägen stritt man zuletzt nur noch

*) Unter Kessel im Wasser, niederdeutsch Kolk

darüber, was vorzuziehen sei: entweder den Balken kürzer oder das Thor breiter zu machen. Da kam gerade durch das Thor ein Spatz geflogen, der trug einen Strohhalm zu seinem Neste und folgte dabei alter Gewohnheit, daß er ihn der Länge und nicht der Breite nach trug: „Halt", rief da ein aufmerksamer Ulmer, „mir geht ein Licht auf!" Und sofort machte er den Vorschlag, dem Beispiele des Spatzen zu folgen, was denn auch allgemeinen Anklang bei den anwesenden Bürgern fand, so daß sie den Balken auf gute Weise in die Stadt brachten. Seitdem müssen sich die Ulmer den Namen der „Spatzen" gefallen lassen bis auf den heutigen Tag. — Die Jageler bei Schleswig hoch im Norden machten dieselbe Entdeckung und haben sie zu Nutz und Frommen von Jedermann bis heute bewahrt. Von ihnen hätten andere nieder- und oberdeutsche Brüder lernen können, namentlich die Schöppenstädter, die Wechter, die Bopfinger und die Weilheimer. Bekanntlich giebt es unter den Sperlingen rechte Dickköpfe und so wollte der unglückliche Zufall, daß die genannten Ungermanen ihre Beobachtung gerade an einem querköpfigen Sperling anstellten, der einen Strohhalm in der Quere zu Neste trug. Da es ihnen nun schien, daß er mit demselben leichter flog, als wenn er ihn der Länge nach getragen hätte, so bauten sie bei der Heuernte, in der sie gerade begriffen waren, den Wiesbaum quer auf den Wagen und als sie so zum Thore hineinfahren wollten, mußten sie dasselbe natürlich einreißen, um hindurch zu kommen.

So leicht wie den Ulmern ward es den Weilheimern nicht, als sie ihr Rathhaus bauten. Zwar ging der Bau rüstig von Statten und endlich setzten sie den Dachstuhl darauf, deckten ihn und gingen nun feierlich in das Rathhaus, welches aber bei hellichtem Tage stockfinster war, da sie vor lauter Eifer die Fenster vergessen hatten. Der Herr Bürgermeister verordnete daher, daß jeder einen Sack nehmen, ins Freie gehen und mit Schaufeln und Scheffeln Tag in den Sack schöpfen, sodann denselben im Rathhause ausleeren sollte. Dies thaten sie auch, allein es kam kein Tag in das Rathhaus, welches sie nachher abdeckten, um doch Licht zu bekommen. — Die Bopfinger hatten gleiches Ungemach mit ihrer Kirche und obwohl sie auf den klugen Einfall kamen, den Tag mit Mausfallen zu fangen, blieb es doch finster in derselben. Auch die Schildaer versuchten es auf gleiche Weise. Die W...er in der Eifel und die Dittiser waren aber klüger, denn als sie den Schaden merkten, schickten jene an die Landesobrigkeit, diese nach Fulda, um sich guten Rath auszubitten. Wer der Bote gewesen sei, wird zwar nicht gesagt, doch darf man vermuthen, daß er aus demselben Holze gezimmert war, wie jener Bopfinger; diese hatten nämlich einmal einen Stadtschreiber, da hielt der hochweise Rath Sitzung und die Stimmen fielen auf einen, der weder lesen noch schreiben konnte. „Thut nichts zur Sache," sagte er, „ich habe ein gutes Gedächtniß!" Kurzum, die Eifeler und Dittiser schickten ihrem Boten ab und ertheilten den Bescheid, sie sollten Fenster machen, dann würde der Tag von selber in Kirche und Rathhaus kommen. Als aber der Dittiser Bote unterwegs fortwährend sein „Fenster, Fenster!" wiederholte und auf den Hutrasen kam, da stolperte er und fiel und zugleich entfiel ihm auch das Wort. Lange suchte er danach, konnte es aber nicht wieder finden und kehrte endlich traurig nach Dittis heim. Da machte sich das ganze Dorf mit Hacken und Schaufeln auf den Weg zum Hutrasen und wühlten tiefe Löcher in denselben, bis sie den verlorenen Tag wieder fanden; davon sieht man heute noch die Spuren bei Dittis. Der Eifeler Bote dagegen mußte auf dem Rückwege über einen Bach setzen und indem er das that, machte er sich Muth mit den Worten „fupp über" und dies Wort brachte er dem Gemeinderath zurück, der nicht wußte, was er damit anfangen solle, bis er endlich nach vierstündiger Sitzung auf den Einfall kam, der Bote möchte das richtige Wort verloren haben. Das schien demselben denn auch wahrscheinlich und so kamen die Eifeler denn auch glücklich zum Ziel.

Als man so nun endlich in verschiedenen dieser Dörfer Kirche und Rathhaus erbaut

hatte, ſtellten ſich andere Übelniſſe ein. So ging's den Romêern. Auf Romê war's einmal Mode geworden rothe Jacken zu tragen, nur ein Mann, ein armer Robbenſchläger und Thranſchmelzer, Paul Moders, hatte keine rothe Jacke; er war aber ein Philoſophus und wenn einer ihn wegen ſeiner grauen Jacke fragte, ſo ſagte er, daß er keine andere haben wolle. Aber die Nachbarn neckten ihn dann und meinten, er könne nur keine rothe bekommen. Nun kam in der Zeit den Romêern der Gedanke, ihre Kirche um zwei Ellen wenigſtens zu verſetzen. Das ganze Land nahm die Angelegenheit in Erwägung, weil ſie da nur eine Kirche haben und man ſtritt lange und heftig auf dem Thing. Da trat Paul Moders vor und ſagte, die Kirche ſei ja nur von wenigen Leuten gebaut, viele mügten ſie alſo leicht von der Stelle bringen können. Alle Mann ſollten ſich alſo gegen die Nordſeite ſtemmen, auf der Südſeite aber zwei Ellen von der Mauer eine rothe Jacke hinlegen, damit man nachher wüßte, ob die Kirche auch ſo weit geſchoben ſei. Man fand allgemein dieſen Vorſchlag ſehr verſtändig und alle Leute auf der Inſel eilten an die Nordſeite und ſchoben. Aber nicht lange, ſo kam Paul Moders um die Ecke und meldete, daß die Kirche ſtände, wo ſie ſtehen ſollte und daß von der Jacke nichts mehr zu ſehen wäre. Die Romêer waren's wohl zufrieden und freuten ſich, mit der ſchweren Arbeit ſo bald zu Ende zu ſein, konnten es aber doch am nächſten Sonntage gar nicht recht begreifen, wie Paul Moders zu einer rothen Jacke gekommen ſei. — Ähnliches begegnete den Büſumern im Wirthshauſe, als ſie dem Wirth ein gut Stück Geld gaben, damit er ihnen, um nicht zu nahe am Feuer zu ſitzen und zu viel Hitze auszuſtehen, die Wand weiter zurückſetzen laſſe; er rückte ihnen, als ſie hinausgegangen waren, die Stühle ein wenig zurück und als ſie wiederkamen, freuten ſie ſich über die nun erſt behaglich gewordene Wärme. — In Teterow ſtand die Kirche mitten auf dem Markte, gerade vor der Straße, die vom Roſtocker zum Malchiner Thore führt; das war den Teterowern höchſt unbequem und ſie beſchloſſen, Walzen unterzulegen und ſie fortzurollen. Der Küſter ſollte den umgelegten Strick vorn ziehen und der ganze Magiſtrat wollte nachſchieben. Allen ſonſtigen Einwohnern wurde aber bei Todesſtrafe verboten, hierbei zu erſcheinen, damit nicht beim etwanigen Umwurf der Kirche Jemand zu Schaden käme. So war denn alles in Ordnung und es hieß nun „Angefaßt!" Da aber ſchrie der Küſter „Halt" und rief, er wiſſe nicht, wie weit die Kirche ſolle. Daran hatten ſie natürlich noch nicht gedacht. Der Bürgermeiſter aber zog ſchnell ſeinen Rock aus, warf ihn vor der Kirche auf die Erde und ſprach: „So juſt bis hier über den Kragen weg!" Der Küſter aber gedachte des Bürgermeiſterrocks und ſeines ſchädigen und wie es doch jammerſchade ſei, erſteren unter der Kirche verkommen zu laſſen, darum trug er während der Bürgermeiſter fort ging, eilig das Röckſein heim, war mit einem Satze da und rief: „Nun zu!" Ein Ruck und noch einer, da ſchrie der Küſter: „Halt, wir ſind ſchon drüber weg!" Er meinte über den Rinnſtein, der Bürgermeiſter aber dachte über den Kragen und jammerte über ſeinen ſchönen Rock. Der Küſter half ihm auch nicht aus ſeinem Irrthum und ſprach überhaupt nicht davon, daher denn zu Teterow die Rede aufkam: „Uns Kerk ſteit up'n burmeiſter ſien'n rock." — Aehnlich ging es den W...ern in der Oſtſee, denen war ihre Kirche zu klein, ſie legten deshalb Leintücher um die Kirche, die ſie mit Erbſen beſtreuten und nun drückte die ganze Gemeinde von innen gegen die Wände, während ein Fremder, der draußen vorüberging, die Leintücher fortnahm. Als der Ortsvorſteher nach einiger Zeit hinauskam, fand er ſie nicht mehr und Alles rief nun froh: „Nu hot ſück gemaagd, Jungens, nu hot ſück gemaagd." — Seitdem haben ſie alle Platz in der Kirche. Die Poppenger thäten auf dieſelbe Weiſe ihr Rathhaus und die Buchberner und Weilheimer ihre Kirche. Die Rummelſer in Siebenbürgen aber meinten, wenn ſie nur Erbſen rings um die Kirche ſtreuten und dann innen gegen die Wände drückten, dann würden ſie dieſelbe erweitern. Als ſie daher ans Werk gingen und ſo tapfer drückten,

daß ihnen die Grillen unter den Füßen fortrollten und sie alle auf die Erde fielen, meinten sie, das Werk sei ihnen gelungen.

Ob die Gauliker auf diese oder ähnliche Weise einmal ihre Kirche fortgerückt oder erweitert haben, wird nicht berichtet, doch waren sie auf jede Weise bemüht, dieselbe zu einer Zierde des Ortes zu machen und ließen deshalb an der Seite auch eine Sonnenuhr in bunten Farben, auf der sich die Ziffern klar abhoben, anbringen. Jedermann freute sich darüber, nur der „Schultheß" bemerkte mit bedenklichem Gesicht, daß der Regen die schönen Farben bald abspülen werde, weshalb er den Rath ertheile, daß man ein schützendes Dach über der Sonnenuhr anbringen lasse. Das that denn die Gemeinde sogleich und alle bewunderten die Weisheit und Fürsicht ihres Schultheß.

Mit einer Zierde ganz anderer Art schmückten die gleichfalls schwäbischen Kalener ihr Rathhaus. Sie hatten nämlich einmal mit dem Kaiser Streit und wähnten, als es nun zum offenen Kampfe kommen sollte, einen gar klugen Mann aus ihrer Mitte, daß er des Kaisers Kriegsheer auskundschaften sollte. Selbiger Mann begab sich auch alsbald geradewegs in das Lager des Feindes und sprach: „Grüß Gott, ihr Herrn!" Als man ihn dann fragte, wer er sei und was er wolle, so sagte er: sie sollten nur nicht erschrecken, er sei der Spion von Kalen und wolle sich nur das Lager ein wenig besehen, was man ihm denn auch gestattete. Aus Dankbarkeit haben die Bürger von Kalen diesem Spion später ein Denkmal gesetzt und ihn an der Rathhausuhr leibhaftig abgebildet, da drehte er wie der Pfeffekönig zu Basel seinen Kopf mit dem Perpendikel hin und her und schnitt solche Gesichter, daß selbst Napoleon lachen mußte, als ihm einmal das Männlein gezeigt und die Geschichte erzählt wurde. Vielleicht erinnerte er sich dabei der Deputation der Juden, die ihm in orientalischer Tracht aus der Stadt Posen entgegenzog und ihn mit den Worten begrüßte: „Zerreißen sich nicht Euer Majestät, wer sein keine Terken, wer sein die Posener Juden!"

In den Rathhäusern, die mit solcher Umsicht erbaut waren, wurden nun auch, wie sich leicht denken läßt, sehr weise Rathschläge zu Nutz und Frommen der Gemeinde gefaßt. So befand sich einst in der Gemeindekasse von W. in der Eifel eine ansehnliche Summe Geldes; der Schöffenrath beschloß deshalb, hinsichtlich der Sicherheit desselben Vorsorge zu treffen, und nachdem verschiedene hierauf bezügliche Vorschläge gemacht worden waren, einte man sich dahin, das vorhandene Geld sollte in einen Beutel gethan und dasselbe an den Gipfel der im Dorf befindlichen hohen Linde gehängt werden. Ein Ortseinwohner, der im Klettern geübt war, wurde ausersehen, um den Beutel mit dem Gelde an die sichere Stelle zu bringen und entledigte sich seines Auftrages im Angesichte der Ortsschöffen und der ganzen Gemeinde. Nach einiger Zeit, als man des Geldes zur Bestreitung der Gemeindeausgaben bedurfte, ließ man denselben Mann hinaufsteigen und den Beutel herabnehmen; aber wie wurden alle überrascht, als sie statt des Geldes Kuhkoth im Beutel fanden. Alle stimmten darin überein, daß sie den Verlust des Geldes gern verschmerzen wollten, wenn sie nur begriffen könnten, wie es einer Kuh möglich gewesen, auf den Baum zu kommen und dies Schelmenstück anzurichten.

Gleich weise Fürsorge trafen die G...er in der Eifel, als sich einst der Feind der Stadt näherte und Stadtrath und Einwohner in Besorgniß geriethen, er möchte sich die Glocken der Stadt aneignen. Man sann auf Mittel, dieselben in Sicherheit zu bringen und ein Rathsherr schlug vor, man solle sie in den vorbeifließenden Fluß versenken. Der Vorschlag fand Beifall, jedoch erhob Jemand das Bedenken, ob man denn auch später beim Herausziehen der Glocken die Stelle wieder finden würde, an welcher man sie versenkt hätte. Dies Bedenken beseitigte jedoch ein Anderer, indem er bemerkte, um dieser Gefahr vorzubeugen, reiche es hin, wenn man in das Schiff, aus welchem man die Glocken versenke, einen Kerb über der Stelle mache, an welcher man die Glocken versenkt habe. Der Vor-

wurde von Allen als trefflich anerkannt, und nachdem man die Glocken aus dem Schiffe tief in den Fluß versenkt, machte man einen Kerb in's Schiff und fuhr freudig an's Land.

Die Teterower verfuhren einst in gleicher Weise, als sie einen gewaltigen Hecht gefangen hatten und ihn zum gemeinsamen Mahle beim Königshause aufheben wollten. Da sie ihn nämlich bis dahin nicht außer Wasser lassen konnten, hängten sie ihm nicht nur eine Klingel um, sondern schnitten auch an der Stelle einen Kerb in den Kahn, wo er in's Wasser gelassen worden war. Sie haben ihn aber bis jetzt noch nicht wiederfinden können, soviel sie auch nach der Klingel gehorcht haben und selbst der Kerb hat sich bisher noch als trüglich erwiesen.

Wir sind durch die mecklenburgischen Teterower unserem nördlichen Ausgangspunkte Büsum wieder nahe gerückt und haben somit unseren Rundgang durch die Gefilde der Erbweisheit vollendet. Sollten wir einen oder den andern Ort unbilliger Weise zurückgelassen haben, so bitten wir um Verzeihung, versprechen aber augenblickliche Abstellung des Mangels, sobald uns ein hoher Rath die schriftlichen Beweise übersendet, daß er Anspruch habe, hier eingereiht zu werden. Daß dies für manche Stadt nöthig werden wird, möchte unter Anderem schon die bedenkliche Konkurrenz beweisen, in welche sich ein bekannter schlesischer Magistrat mit dem von Polkwitz eingelassen hat.

Die deutsche Reichspolitik und der große Kurfürst.

Von Ferdinand Schmidt.

Es ist nothwendig, den Leser zunächst daran zu erinnern, wie durch den von dem Hause Habsburg über Deutschland gebrachten dreißigjährigen Religionskrieg das Bewußtsein der Einheit und das Selbstgefühl der deutschen Nation auf lange Zeit verloren gegangen war. Der protestantische Theil der Bevölkerung hatte in seiner höchsten Noth die ihm vom Auslande dargebotene Hülfe angenommen. Wie sie von Seiten Schwedens, so lange Gustav Adolf lebte, gemeint war, wissen wir, wie auch, daß Schwedens Beistand hinterher so selbstsüchtiger Art ward, wie der Frankreichs zu jeder Zeit gewesen war. Beiden Mächten war es gelungen, Theile von Deutschland an sich zu reißen und zwar hauptsächlich durch die Schuld des habsburgischen Kaiserhauses, dem bei allen entsprechenden Anlässen die Frage zu oberst stand: Was ist unserer Hausmacht am vortheilhaftesten? Je nach Beantwortung dieser Frage wurden deutsche Interessen gewahrt oder rücksichtslos geopfert. — Und wer kann ermessen, was um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts im Nordosten Deutschlands geschehen wäre, hätte nicht der unternehmende Schwedenkönig Karl Gustav in Friedrich Wilhelm einen ebenbürtigen, die kommenden Stürme klar voraussehenden Gegner gefunden! —

Nun drohete von Süd-West, von Frankreich her, dem deutschen Reiche neue Gefahr. Wir klagen heut, daß das Ausland kein Mittel unversucht läßt, uns in Uneinigkeit zu erhalten. Diese Politik ist schon alt; die Römer wandten sie schon und leider zeitweise mit gutem Erfolge gegen Deutschland an, und auch in den Berechnungen Ludwigs XIV., der zur Zeit des großen Kurfürsten in Frankreich regierte, hatte sie ihre Stelle gefunden.

Dem argwöhnischen Herrscher Frankreichs war es gelungen, deutsche Fürsten so zu umstricken, daß er beim Tode des Kaisers Ferdinand III. Aussicht hatte, zum — Kaiser von Deutschland erwählt zu werden! — Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen vereitelten jedoch den heillosen Plan, und so ward Leopold, der Sohn Ferdinand III., auf den deutschen Kaiserthron erhoben, — eine in anderer Beziehung freilich auch nicht glückliche Wahl-

Eine der Hauptunternehmungen Ludwigs XIV. ging auf die Erwerbung Belgiens und der Freigrafschaft Burgund. Sich auf angebliche Erbansprüche stützend, fiel er mit zwei Heeren in die Länder ein. Der Widerstand Spaniens war nur unerheblich. Da verbanden sich Holland, England und Schweden gegen ihn, und er sah sich genöthigt, Frieden zu schließen und seine Truppen zurückzuziehen. Doch behielt er in den spanischen Niederlanden zwölf Plätze, aus denen er starke Festungen machte.

Der ihm von jenen drei Staaten angethane Zwang hatte indeß in dem Gemüthe Ludwigs einen schmerzenden Stachel zurückgelassen, namentlich richtete sich sein kläglich verborgen gehaltener Groll auf die Republik Holland, und er faßte den Plan, dieselbe mit einem Schlage zu vernichten. Es gelang ihm, den König Jacob von England auf seine Seite zu ziehen und ihn zum Abschluß eines geheimen Vertrages zu bewegen, in welchem Letzterer sogar das Versprechen gab, nach einiger Zeit zur katholischen Kirche überzutreten. Auf die leitenden schwedischen Staatsmänner hoffte Ludwig XIV. durch Bestechung einwirken zu können, Oesterreich dagegen ward bereits im Innern beschäftigt, indem man die durch Zrini's und anderer Großen Ungarns und Siebenbürgens hervorgerufenen Unruhen heimlich nährte. Sogar einzelne deutsche Fürsten waren von Ludwig gewonnen worden; nur der Beistimmung des bedeutendsten derselben, Friedrich Wilhelms, hatte er sich noch nicht versichert. Diesem legte er nun den Plan zur Theilung der sieben vereinigten Provinzen Hollands vor und bot ihm als Beute-Antheil Geldern und Zütphen an. Friedrich Wilhelm wies das Anerbieten zurück. Als darauf Ludwig an ihn das Verlangen stellte, sich wenigstens neutral zu verhalten, verweigerte er die Abgabe einer bindenden Erklärung. Wie Friedrich Wilhelm aber über Neutralität dachte, spricht ein Schreiben von ihm aus jener Zeit (1671) aus. „Was neutral zu sein ist, habe ich schon vor diesem erfahren, und wenn man schon die allerbeste Conditiones hat, wird man doch übel tractirt. Ich habe auch verschworen, mein Lebtag nicht neutral zu sein, und würde mein Gewissen damit beschweren."

Ein Jahr darauf ward Wilhelm von Oranien zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht Hollands ernannt. Nun schloß Friedrich Wilhelm mit Holland einen Vertrag, demzufolge er sich verpflichtete, der Republik, im Fall sie von Frankreich angegriffen würde, mit 20,000 Mann zu Hülfe zu eilen. Er erkannte deutlich, daß ein Vorrücken der französischen Macht zugleich eine Bedrohung Deutschlands in sich schloß, und so trat er — der einzige der vielen deutschen Fürsten — für die Wahrung der deutschen Interessen mit aller Kraft ein. Nach Wien hatte er ein Schreiben des Inhalts ergehen lassen, daß, da das Reich bedroht sei, nach seiner Ueberzeugung das Reichsoberhaupt die unabweisbare Verpflichtung habe, ebenfalls Truppen gegen Frankreich marschiren zu lassen, worauf ihm erwidert wurde, der Kaiser sei bereit, in dem angedeuteten Falle 12,000 Mann Hülfstruppen zu senden. Wie es aber mit der Wahrung der deutschen Interessen in Wien gemeint war, werden wir bald erfahren. Hatte sich doch Leopold I. bereits die Schlinge eines, das Wohl Deutschlands gefährdenden Vertrags um sein höchst unkaiserliches Haupt werfen lassen! —

Plötzlich, ehe noch eine Kriegserklärung von Frankreich erfolgt war, drang ein Heer von über 100,000 Franzosen in Holland und in den kurfürstlich-brandenburgischen Theil Cleve's ein. Daß auch Cleve zugleich heimgesucht ward, erklärte Ludwig als aus dem Grunde geschehen, weil Friedrich Wilhelm, wie ihm zur Kenntniß gekommen, mit Holland, seinem Feinde, in ein Bündniß getreten sei. Die Franzosen hausten in den von ihnen überfallenen Landestheilen fast ärger noch, als ihrer Zeit die entmenschten Banden des dreißigjährigen Krieges. Die Stadt Bedegraven wurde angezündet, und die Bewohner, als sie vor den Thoren erschienen, um dem Verderben durch die Flucht zu entgehen, mit Flintenschüssen in das Feuermeer zurückgetrieben, wo sie elend umkamen. Man schnitt den Bauern, von denen man meinte, daß sie Geld oder werthvolle Gegenstände in Versteck hielten, die Fußsohlen

auf und hielt die Füße, nachdem man Salz und Pulver in die Wunden gerieben hatte, gegen das Feuer, so daß viele der also Gequälten später an Brandwunden starben. In evangelischen Kirchen wurden die Altäre niedergerissen und katholische Gebräuche gewaltsam wieder eingeführt.

Friedrich Wilhelm, überrascht durch den plötzlichen Ueberfall Holland's und Cleve's, that, was in seinen Kräften stand, um den Verbündeten die versprochenen Hülfstruppen zuführen zu können, während sich der Kaiser, trotz der dem Kurfürsten gegebenen Versprechungen, vollkommen unthätig verhielt. Da sandte Letzterer eine zweite Botschaft nach Wien, in der er seine schon einmal ausgesprochene Aufforderung in verstärkter Weise wiederholte.

Was sollte man nun in Wien einem solchen im Angesichte der deutschen Nation auf's Neue erhobenen Mahnrufe gegenüber thun? Der wiener Hof, der Heerd so vielen Unheils für das deutsche Volk, fand Rath: Wir lassen marschiren gegen Frankreich — das befriedigt den Kurfürsten und das deutsche Reich, — unsere Generäle aber empfangen von uns die geheime Weisung, die Franzosen — aus irgend welchen vorzuschützenden Gründen — nicht nur nicht anzugreifen, sondern auch den Kurfürsten in seinen kriegerischen Unternehmungen gegen dieselben zu behindern. — Auf diese Art ziehen wir dann — ohne alle Gefahr — unsere Vortheile hier wie dort ein! — Das war der klug ersonnene Plan des Hauses Habsburg, und es wurde demselben gemäß in der That auch verfahren.

Aber weshalb ward ein so feindseliges Verhalten gegen die deutsche Nation eingeschlagen? Der Kaiser hatte sich einige Jahre früher in einem geheim gehaltenen Vertrage mit Ludwig über eine künftige Theilung der spanischen Monarchie verständigt. Diesem Vertrage gemäß sollte Oesterreich die Krone von Spanien, Indien und Mailand, Frankreich dagegen Belgien, Neapel und Navarra erhalten. —

Im September 1672 befand sich der Kurfürst an der Spitze von 20,000 Mann auf dem Marsche nach dem Rhein; im halberstädtischen stieß der kaiserliche General Montecuccoli (derselbe, von dem das seitdem viel wiederholte Wort „Zur Kriegsführung sind drei Dinge nothwendig: erstens — Geld, zweitens — Geld, drittens — Geld!" herrühret) mit 16,000 Mann zu ihm. Montecuccoli schlug dem Kurfürsten einen Marsch vor, der einzig und allein darauf berechnet war, mit den Franzosen möglichst spät zusammenzutreffen. Der Kurfürst ging in die Falle, und die brandenburgischen und österreichischen Hülfstruppen bewegten sich auf einem Umwege vorwärts. Als der Kurfürst sich dem Rheine näherte, wurden ihm von andern **deutschen** Fürsten, trotzdem doch das Reich von den Franzosen thatsächlich bedroht war, neue Hindernisse in den Weg gelegt. Die Kurfürsten von Mainz und Köln verweigerten ihm den Rheinübergang, „weil sie das Gleiche auch dem Könige Ludwig XIV. abgeschlagen hätten."

Nun wandte sich Friedrich Wilhelm nach Nierstein, um daselbst den Uebergang zu bewerkstelligen. Hier bereitete ihm der Kurfürst von der Pfalz alle möglichen Schwierigkeiten, und als er mit Gewalt seinen Willen durchzusetzen sich anschickte, erklärte der kaiserliche General, daß er in diesem Falle zurückbleiben werde. — Die Franzosen, geführt von dem kriegsgewandten Turenne, hatten indeß genügende Zeit gehabt, sich in der Gegend von Trier zu sammeln und daselbst eine starke Stellung einzunehmen. In so schnöder Weise wurde ein wahrhaft deutschgesinnter Fürst behindert, wirksam für des Reiches Interessen einzutreten.

Am Kaiserhofe waren, wie der brandenburgische Gesandte dem Kurfürsten schrieb, die Worte gefallen. „Den Kurfürsten noch mehr wachsen zu lassen, ist nicht heilsam; nöthig ist es, daß er gedemüthigt werde." Fast um dieselbe Zeit empfing Friedrich Wilhelm von Wien aus auf eine Vorstellung zu Gunsten der schlesischen Protestanten, die — früher gegebenen Verheißungen entgegen — hart bedrückt wurden, eine im hohen Grade schroffe Antwort. Von gerechtem Zorne erfüllt schrieb er an Schwerin:

„Ich überschicke euch hierbei das kaiserliche Schreiben und muß gestehen, daß ich mir niemals ein so hartes Schreiben eingebildet hätte, denn da ich Satisfaction wegen des Grafen Schaffgott'schen begehret, wie unbillig man mir solchergestalt begegnet. Der Teufel muß aber daselbst los sein, in Ungarn stehen ihre Sachen schlimm und mich disgustiret man; läßt mich Gott leben und Gesundheit dabei, so werde ich suchen, solches zu revanchiren, denn das ist zu grob, das ist der Dank, daß ich ihm (Leopold I.) die Krone aufgesetzt habe, die Zeit kann kommen, daß ich die abnehme und einem andern, der es besser meritiret, als er, wieder aufsetze."

Eine Kriegsführung, wie sie eben geschildert wurde, konnte natürlich der Republik Holland nichts nützen, und sie begann mit der Zahlung der Hilfsgelder innezuhalten, woraus dem Kurfürsten neue Verlegenheiten erwuchsen. An des kaiserlichen Generals Montecuccoli's Stelle war Bournonville gekommen, der nach gleicher geheimer Weise handelte und dem Kurfürsten, so oft dieser zum Angriffe schreiten wollte, unter der Angabe der nichtigsten Gründe versicherte, ihm nicht Beistand leisten zu können. Daneben verhandelten, wie früher Hannover, so jetzt Schweden und Sachsen — letzteres hatte seit längerer Zeit schon eine verdächtige Rolle gespielt — im Geheimen mit Frankreich, während der König von England dem Kurfürsten die heftigsten Vorwürfe machte, daß durch seine Schuld der Krieg der Franzosen gegen Holland sich verzögere. Holland, das noch nicht klar erkannte, wo allein die Schuld der matten Kriegsführung zu suchen sei, ward mißtrauisch gegen den Kurfürsten und machte Miene, mit Frankreich zu verhandeln, ohne, wie es das Abkommen verlangte, den Kurfürsten dabei zu Rathe zu ziehen.

War es unter so bewandten Umständen zu verwundern, daß in Friedrich Wilhelm endlich die Besorgniß aufstieg, es könne am Ende hinter seinem Rücken ein Friede, und zwar ein Friede auf seine Kosten zu Stande gebracht werden?

Um den zuvor zu kommen, schloß er zu Vossem (6. Juni 1673) Frieden mit Frankreich. Er verpflichtete sich, seinem Feinde Frankreichs Beistand zu leisten, sofern nicht das deutsche Reich angegriffen würde; Ludwig dagegen versprach, dem Kurfürsten 800,000 Livres zu zahlen, von welcher Summe nach Unterzeichnung der Friedensbedingungen 30,000 Livres ihm eingehändigt werden sollten.

Indeß hatte sich der Wind in Wien gedreht, und man war nun plötzlich höchst ungehalten darüber, daß der Kurfürst einen Frieden mit Frankreich eingegangen war.

Ludwig XIV., nun noch übermüthiger geworden, glaubte sich, dem Kurfürsten gegenüber, nicht gebunden, den eingegangenen Verpflichtungen, die sich auf die Achtung der deutschen Reichsgrenze bezogen, nachzukommen. Französische Truppen hielten nicht nur die deutsche Pfalz besetzt, sondern erlaubten sich auch immer größere Gewaltthätigkeiten in diesem Landesgebiete. „Ich sehe," schreibt der Kurfürst an Schwerin, „daß es auf lauter Betrügereien abgesehen ist. Ich werde meine mensures darnach nehmen und danke Gott, daß ich den Franzosen nicht obligirt bin."

Unter solchen Umständen knüpfte der Kurfürst neue Verhandlungen mit Holland an, trat bald darauf dem zwischen Holland, Spanien und dem Kaiser geschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse bei und erschien wieder mit 20,000 Mann auf dem Kriegsschauplatze, um — auf's Neue durch die heillose Wiener Politik an einem kraftvollen Vorgehen behindert zu werden.

Hören wir darüber den handschriftlichen Bericht des geheimen Staats-Archivs in Berlin. „Dem Kurfürsten", heißt es darin," waren überall die Hände gebunden. Der Marschall Derfflinger gerieth darüber mehrmals in solchen Zorn, daß er, wenn er (im Kriegsrathe) mit seinem Antrage, den Feind anzugreifen, nicht durchdrang, mit der Faust auf die Tafel schlug, davon ging und erklärte: mit der Sache nichts mehr zu thun haben zu wollen. Die Andern (die österreichischen Generäle) lachten ihn darüber aus und hatten ihren Spott."

Auch ein Schreiben des Kurfürsten an den schwedischen General behandelt denselben Gegenstand. „Wir haben nunmehr" — so lautet dasselbe — „drei Wochen gegen Turenne im freien Felde gestanden; er hat sich aus seinem vortheilhaften Posten nicht herausbegeben, noch Eins wagen wollen. Wir hatten ihn zwar anfangs in unsern Händen; weil aber die meisten Stimmen dahin gingen, daß er in seinem Posten nicht anzugreifen wäre, ist er uns entwischt."

Bei Beurtheilung der Gründe, die die Erfolglosigkeit einer solchen Kriegsführung veranlaßten, darf nicht außer Erwägung gelassen werden, daß der Kurfürst nur dem Namen nach Oberfeldherr der Verbündeten war. In Wahrheit befehligte Bournonville das Heer, und auch er hing von den Beschlüssen des Kriegsrathes ab. Es kam zu einzelnen Gefechten, durch die aber nichts Wesentliches entschieden ward, — das war Alles! —

Daß Ludwig XIV. das Heer der Verbündeten mit einer Oberleitung, wie sie geschildert worden, nicht besonders fürchtete, ist erklärlich. Er fürchtete aber den Kurfürsten und war sich dessen wohl bewußt, daß ihm dieser, wenn er etwa in Bezug auf die Kriegsführung die Hände frei bekäme, genug zu schaffen machen würde. Ein Mittel zu finden, ihn vom Kriegsschauplatz zu entfernen, war daher ein Hauptgegenstand seines Nachdenkens. Er fand das Mittel, bei dem die Staatsmänner Schwedens sich ihm als willige Werkzeuge darboten.

In Schweden herrschte der junge, noch unerfahrene Karl XI., der von seinen Räthen und obersten Kriegsleuten abhing; und diese waren von Ludwig bereits in geheimen Sold genommen worden. Längst schon hatte sich der schwedische General Gustav Wrangel persönlich bemüht, den Kurfürsten einem Friedensschlusse mit Frankreich geneigt zu machen. Was ihn dazu bewegte, bezeichnet ein Gesandtschaftsbericht, in welchem es heißt:

„Der schwedische Feldmarschall Wrangel soll vom Könige von Frankreich mit reichen Geschenken, 80,000 Thalern an Werth, versehen sein." — Seine Mission bei dem Kurfürsten war indeß erfolglos gewesen. Da Vorstellungen nicht halfen, meinte man ein ernsteres Mittel in Bewegung setzen zu müssen. Aber was thun? Eine schwedische Armee muß in die Mark einrücken! Das war das Mittel, von dessen Anwendung Ludwig sich den besten Erfolg versprach. Der gute Wille, sich dem Könige von Frankreich gefügig zu zeigen, war bei den schwedischen Staatsmännern vorhanden. Aber es entstand nun in ihnen die Frage: Auf Grund welcher Veranlassung sollen wir gegen Brandenburg feindselig vorgehen? Der Kurfürst hatte sich seit langer Zeit als friedlicher Nachbar Schwedens bewährt, er war sogar nahe verwandt mit dem jungen Könige. — Französische Arglist wußte Bedenken dieser Art zu verscheuchen. Man brauche ja nicht — hieß es — als Brandenburgs erklärter Feind aufzutreten. Der König von Schweden erkläre dem Kurfürsten, die Behauptung des Friedens zwinge ihn, eine Armee, die aber durchaus keine Feindseligkeiten ausüben solle, zunächst in Schwedisch-Pommern und, je nachdem, auch in Brandenburg einrücken zu lassen.

Ludwig rechnete natürlich darauf, daß es, geschähe nur Jenes, dann zu Feindseligkeiten schon von selbst kommen werde. Ein Hülferuf aus Brandenburg aber, sagte er sich weiter, muß dann als nothwendige Folge den Kurfürsten veranlassen, eilig in die bedrohte Heimath zurückzukehren. — Auf diese Art hoffte der arglistige König freie Hand am Rheine zu gewinnen.

Man ging an's Werk. Der König von Schweden — er war damals siebenzehn Jahr alt — wurde von seinen Räthen für den Plan gewonnen, und er ließ eine Vorstellung der gewünschten Art an den Kurfürsten abgehen. Zu gleicher Zeit — es war im Herbste des Jahres 1674 — wurden Truppen aus Schweden nach Pommern übergeschifft und Wrangel rückte mit ihnen gegen die Uckermark vor. Vielleicht wurde anfangs von den schwedischen Staatsmännern die Hoffnung gehegt, schon dieser Zug werde genügen, den Kurfürsten zur Rückkehr zu bewegen. Da derselbe jedoch in seiner Stellung, den Franzosen gegenüber, beharrte, erklärte Wrangel dem Statthalter der Kurmark, daß er nunmehr sich genöthigt sehe,

in der Mark Winterquartiere zu nehmen; es solle jedoch, fügte er hinzu, gute Mannszucht gehalten und der Friede von Seiten der Schweden nicht gestört werden. Als darauf der angekündigte Einmarsch begann, erklärte Wrangel auf den von dem Statthalter dagegen eingelegten Protest, er sei zu diesem Schritte genöthigt, weil nicht zugegeben werden könne, daß die Franzosen gänzlich aus Deutschland verdrängt würden. Sobald der Kurfürst den Elsaß verlasse, werde auch er sich wieder aus der Mark entfernen.

Der Statthalter hatte sogleich einen Eilboten an den Kurfürsten gesandt. Als dieser die Nachricht empfing, sagte er mit der größten Ruhe, ja sogar mit heiterm Gesicht zu seiner Umgebung: „Die Schweden sind in die Mark eingefallen; auf die Art könnte ich ganz Pommern erhalten!" — Er sandte nun den Befehl zurück, die Schweden, da sie als Freunde gekommen zu sein erklärt hätten, durch Feindseligkeiten keinerlei Art zu reizen. Die Städte sollten verschlossen gehalten werden, würden sie jedoch gewaltsam geöffnet, so sollten die Bürger den Eindringenden keine Gewalt entgegensetzen.

Die Schweden, ihres alten Kriegsruhms gedenkend, wiegten sich, zumal man von einem Rückmarsch des Kurfürsten nichts vernahm, mit jedem Tage mehr in Sicherheit, aus der bald genug der Uebermuth erwuchs. Sie begannen, dem Lande drückende Kriegssteuern aufzulegen. Frankreich hoffte nun auf das Bestimmteste, der Kurfürst werde ungesäumt nach der Mark zurückkehren. Aber nein, Friedrich Wilhelm bezog mit seinen Truppen Winterquartiere in Franken, und so hatte Ludwig den gefürchteten Feind wenigstens noch in drohender Nähe.

Ludwig war empört und drang jetzt mit Entschiedenheit darauf, Wrangel solle in förmliche Feindseligkeiten übergehen. Da starb dieser, und sein Stiefbruder, der Generallieutenant Waldemar Wrangel, übernahm den Oberbefehl über das schwedische Heer.

Waldemar Wrangel ging auf die Wünsche Frankreichs sofort ein, und die Schweden nahmen nun eine entschieden feindselige Haltung gegen Brandenburg an. Zugleich löste sich unter dem neuen Oberbefehl im schwedischen Heere die Mannszucht vollständig auf, und man vernahm mehr und mehr von empörenden Gewaltthätigkeiten, die den Bewohnern des Landes von den Schweden zugefügt wurden.

Nun galt es, sich der Haut zu wehren, wollte man nicht, bis der Kriegsherr Hülfe brachte, Alles über sich ergehen lassen. Aber der Ritterschaft fehlte eben so sehr der Muth, etwas für sich und das Land zu thun, als dem Bürgerstande. Nur aus der Bauernschaft traten hier und da tapfere Männer zusammen, bewaffneten sich mit Heugabeln und Sensen, ordneten sich zu Kompagnien und erwählten Haidereiter und Flurschützen zu Führern. Diese braven Leute führten Fahnen mit dem rothen brandenburgischen Adler, der in den Fängen das Scepter und einen grünen Kranz hielt. Ueber demselben standen die Buchstaben F. W., unterhalb die Worte:

„Wir sind Bauern von geringem Gut,
Und dienen unserm Kurfürsten mit Leib und Blut."

Vereinzelte Haufen schwedischer Soldaten, die auf Räubereien umherzogen, wurden von ihnen oft mit gutem Erfolge angegriffen, namentlich in den an Wäldern und Sümpfen reichen Havelgegenden, die den Bauern zugleich sichere Zufluchtsstätten boten.

Immer übler gestaltete sich die Lage der Dinge, täglich vernahm man von größeren Gewaltthätigkeiten der Schweden, ja es erneuerten dieselben in dem Lande, das sie als „Freunde" betreten hatten, endlich im vollsten Umfange die Schreckensscenen des dreißigjährigen Krieges. Man plünderte die Dörfer, nahm das Vieh, verwüstete Saaten, hieb Obstbäume und Weinstöcke ab und verübte gegen die Bewohner, um sie zum Geständnisse zu bringen, wohin sie den bessern Theil ihrer Habe geflüchtet hätten, Greuelthaten der entsetzlichsten Art. Vermittelst eines Trichters goß man den Unglücklichen die ekelhaftesten Flüssig-

leiten in den Mund, bis der Leib aufschwoll, Männer grub man bis an den Hals in die Erde und schoß dann nach ihren Köpfen, Frauen wurden, nachdem an ihnen andere Arten viehischer Rohheit verübt worden waren, mit den Brüsten an Thürpfosten genagelt. Aus den Kirchen nahm man die Gefäße, Leuchter, Altarbekleidung und sonstigen Schmuck, selbst Gräber wurden aufgewühlt und Leichen ihrer Gewänder beraubt.

Es läßt sich ermessen, wie sehr die Kunde von solchen Uebelthaten das landesväterliche Herz des Kurfürsten erschüttern mußte. „Ich beklage", schreibt er (unter dem 5. Februar 1674) an den Statthalter von Brandenburg, „von Herzen meine gute Kur-Brandenburg und meine lieben Unterthanen, welche darüber zwar leiden, aber ich hoffe, daß sie dadurch in ruhigern und bessern Zustand in's Künftige sollen gesetzt werden, und daß wir uns nicht mehr solches — unter Reichsständen niemals erhörten — barbarischen Ueberfalls zu befahren haben werden. Es vermeinen zwar die Schweden, daß sie mich durch solche Ueberfallung dahin zwingen und bringen wollen, daß ich von der Alliirten Partei abtreten und mich zur Neutralität oder auf ihre Seite zu bringen, resolviren solle. Sie fehlen hierin sehr; denn seitdem sie mich ganz ruinirt haben, bleibt nichts übrig, als das Leben in mir und solches will ich lieber verlieren, als zu schangiren und mich nicht zu revangiren, es mag nun ablaufen, wie es wolle, und dadurch beweisen, daß ich nicht so veränderlich bin, als sie mich öffentlich ausgeben. Ich vertraue meiner gerechten Sache! Gott hat mich so oft gnädig aus mancher Gefahr, worin ich gestanden, wunderbar errettet. Ich zweifle nicht und traue ihm, er werde es in diesem auch thun und seine gnädige Hand von mir nicht abziehn, sondern mit Ehren und Ergötzung wunderbar herausführen." —

Am 22. Februar empfing der Statthalter ein neues Schreiben von Friedrich Wilhelm, in welchem es heißt: „Man muß sich nur ein Wenig gedulden, es wird Alles gut werden, und hoffe, zweifle auch nicht, der Schaden werde theuer genug bezahlt werden!"

Um gegen Schweden mit Erfolg vorgehen zu können, war es für den Kurfürsten nothwendig, sich mit Geldmitteln zu versehen und Bundesgenossen zu gewinnen. Hatte sich doch seine Sache insofern noch verschlimmert, daß nun auch und zwar ebenfalls auf Einwirkung Ludwig XIV. Polen Miene machte, dem Beispiele Schwedens zu folgen! Friedrich Wilhelm beschloß, sich persönlich nach dem Haag zu begeben, um von Holland die nöthigen Hülfsgelder zu erhalten. Unglücklicherweise erkrankte er unterwegs (in Cleve) an einem Gichtleiden, das ihn längere Zeit an das Bett gefesselt hielt. Erst am 2. Mai vermochte er die Reise fortzusetzen. Im Haag angekommen, begann er seine Sache sogleich auf das Lebhafteste zu betreiben, und bald gelangten die persönlich von ihm geführten Unterhandlungen zu einem erwünschten Abschlusse. Holland erklärte Schweden den Krieg, und kurze Zeit darauf erfolgte auch, als Ergebniß inzwischen mit Dänemark gepflogener Unterhandlungen, von diesem Staate eine Kriegserklärung gegen Schweden. Endlich kam es ihm zu statten, daß man zur Zeit in Wien nicht gut auf Frankreich zu sprechen war.

Nun eilte der Kurfürst zurück zum Heere, das sich bereits auf seinen vorausgesandten Befehl in Bewegung gesetzt hatte.

Unter dem 20. Mai schrieb er an den Statthalter: „Ich hoffe von Schweinfurt in vierzehn Tagen schon an der Elbe zu stehen; Edelleuten, Bürgern und Bauern wollen Ew. Liebden gleichfalls befehlen, allen Schweden, wo sie solche bekommen können, die Hälse entzwei zu schlagen und kein Quartier zu geben. Gott sei gedankt, daß alle Alliirten nunmehr einig sind, daß kräftig gegen die Schweden agirt werden soll!"

Die Schweden, die keine Ahnung von den Absichten des Kurfürsten hatten, und es überdies nicht im Entferntesten für möglich hielten, daß er an ein feindliches Vorgehen gegen sie auch nur denke, hatten die Kraft des Landes fast gänzlich erschöpft. Eine einzige Stadt — Rathenow — mußte z. B. (außer den Geldsummen, die zu zahlen ihr auferlegt worden

waren) dem Landesfeinde täglich 120 Tonnen Getränk, 40,000 Pfund Brod und 100 Ochsen liefern. Die Schweden hatten in letzterer Zeit Ruppin, Zehdenick, Gremmen und Oranienburg erobert und machten zur Zeit Anstalt, Spandau und Brandenburg anzugreifen.

Auf dem Marsche ward der Kurfürst wiederum von einem heftigen Gichtleiden befallen; dennoch blieb er, der jetzt nur von dem Gedanken erfüllt war, sein Land zu befreien und den frechen Feind zu strafen, bei dem Heere. Er ordnete an, daß der 31. Mai in sämmtlichen kurfürstlichen Ländern als Fast-, Buß- und Bettag begangen werden sollte und bestimmte als Text zur Predigt: „Aber der Herr ist bei mir, wie ein starker Held: darum werden meine Verfolger fallen und nicht obliegen, sondern sollen sehr zu schanden werden, daß sie so thöricht handeln; ewig wird die Schande sein, der man nicht vergessen wird." (Jer. 20., 11., 12.)

Am 11. Juni traf der Kurfürst in Magdeburg ein. Um zu verhindern, daß die Schweden Nachricht von der Nähe der Brandenburger erhielten, wurden die Thore der Stadt gesperrt und sämmtliche Elbkähne auf eine Stelle gebracht und daselbst Wachen aufgestellt.

In der Nacht fand ein Kriegsrath statt.

In dem Kriegsrathe war beschlossen worden, den ermüdeten Truppen — dieselben hatten den Weg von Schweinfurt bis Magdeburg in 16 Tagen zurückgelegt — einen Rasttag zu gönnen. Da die Schweden den Brandenburgern an Zahl bei weitem überlegen waren, so war der Kurfürst gewissermaßen darauf hingewiesen, die Vortheile der Ueberraschung für sich auszubeuten und die feindlichen Heerhaufen einzeln anzugreifen. Das von schwedischen Dragonern besetzte Rathenow bildete etwa den Mittelpunkt des Landestheiles, der sich in feindlicher Gewalt befand. Um nun wo möglich den rechten und linken Flügel der Schweden von einander zu trennen, ward gerade diese Stadt als erster Angriffspunkt ausersehen.

Am 13. Juni, früh drei Uhr, — es regnete in Strömen — brach der Kurfürst mit 5000 Reitern und 1200 Fußsoldaten von Magdeburg auf. Zur Beschleunigung des Marsches waren 120 Wagen zusammengebracht worden, auf welchen die Fußsoldaten fuhren. Einige Kähne zu Flußübergängen wurden ebenfalls auf Wagen mitgeführt. Zur unmittelbaren Begleitung des Kurfürsten gehörten der Feldmarschall Derfflinger, der Landgraf von Hessen-Homburg, der kurfürstliche Stallmeister Emanuel von Froben und der Kammerherr v. Buch. Der unablässig herabströmende Regen machte den Marsch außerordentlich beschwerlich. Am folgenden Tage empfing der Kurfürst von einem Herrn v. Brieft die sichere Nachricht, daß der schwedische Oberst Wangelin, der die Besatzung Rathenow's befehligte, von dem Anmarsche der Brandenburger noch keine Kunde habe. Friedrich Wilhelm eilte nun mit der Reiterei voraus, kam spät in der Nacht bis eine Meile vor Rathenow an und hielt hier im Walde, bis das Fußvolk eintraf. Reiterabtheilungen, die vorausgesandt worden waren, um an einer Stelle der Havel eine Zahl von Kähnen zusammenzubringen, stießen hier ebenfalls zum Hauptcorps; sie führten Landleute mit sich, die der Wege kundig waren.

Nach Mitternacht setzte sich der ganze Heerhaufen in Bewegung.

Rathenow liegt auf einer von der Havel gebildeten Insel. Auf der Seite, von der der Kurfürst anrückte, hat die Havel zwei Arme, über die zwei Brücken führen.

Gegen zwei Uhr befand sich die Hauptmacht der Brandenburger der Stadt nahe, während drei Abtheilungen auf den zusammengebrachten Kähnen die Havel hinabfuhren, um im entscheidenden Augenblicke einen Seitenangriff zu unternehmen. Nun ritt — der Morgen graute eben — Derfflinger an der Spitze von hundert Dragonern voraus. Nahe der Brücke ließ er seine Mannschaften halten, nahm eine kleine Zahl derselben mit sich und sprengte auf den ersten Wachtposten zu. Da er längere Zeit unter den Schweden gedient hatte, war er der schwedischen Sprache so weit mächtig, daß er sich dem Posten verständlich machen konnte. Sich für einen schwedischen Officier ausgebend, der von Brandenburgern verfolgt

werde, forderte er den Wachtposten auf, die Zugbrücke hinabzulassen. Der Korporal, der die Wache befehligte, zögerte und sagte, er müsse erst den Obersten fragen. Derfflinger rief den Mannschaften zu, daß sie gehängt werden würden, wenn sie ihn gefangen nehmen ließen. Sie möchten ohne weiteres Zögern seiner Aufforderung nachkommen; er übernähme jegliche Verantwortlichkeit dafür. Mißtrauten sie ihm, so frage er sie, was sie von ihm zu fürchten hätten? Er wolle allein über die Brücke, und sobald dies geschehen sei, befände er sich ja in ihrer Gewalt! Die Zugbrücke fiel.

Da donnerten zugleich die Hufen mehrerer Pferde auf der Brücke, denn nicht der verwegene Führer allein, sondern auch seine Begleiter sprengten über dieselbe. Die Schweden flogen aus den Schriften, und im Nu war die Wache bewältigt, bis auf zwei Mann, denen die Flucht gelang, und die nun in der Stadt Lärm erhoben. Während dies geschah, erfolgte auch der Angriff von der Seite. Die Schweden verteidigten sich tapfer, aber in kaum einer Stunde waren die Brandenburger Herren der Stadt.

Der alte Derfflinger.

Der Kurfürst sandte an demselben Tage einen Eilboten mit der Nachricht von der Einnahme Rathenow's nach Berlin. „Ew. Liebden," schreibt er dem Statthalter, „geben Wir zu vernehmen, was Maßen es dem gütigen Gott gefallen, Unsere gerechte Sache und Unsere Waffen wider die Schweden bald Anfangs dergestalt zu segnen, daß Wir diesen Morgen um drei Uhr die Stadt Rathenow mit stürmender Hand eingenommen haben. Des Obersten Wangelin ganzes Regiment Dragoner, so darin gelegen, bestehend aus sechs Compagnien, ist ruinirt und niedergemacht worden. Der Oberst selbst nebst seiner Frau, sein Oberstlieutenant, Oberstwachtmeister und zwei Capitains sind gefangen; die übrigen Offiziere und meisten Gemeinen sind geblieben und etliche gefangen, auch die sechs Fähnlein haben wir bekommen. Weil nun dieser glückliche Erfolg allein dem höchsten Gott, von dem aller Sieg und Segen kommt, billig zuzulegen ist, so haben Sie die Verfügung zu thun, daß seiner Güte deshalb gebührend von den Kanzeln gedankt und Er angerufen werde, Un-

sere gerechten Waffen ferner zu segnen. Unsere Cavalerie ist noch nicht aus, zu sehen, ob sie ein feindliches Regiment, so diesseits der Havel gestanden, antreffen könne, und werden Wir darauf bedacht sein, wie Wir diesen Uns von Gott verliehenen Sieg weiter pussiren mögen, gestalt Wir jedem Orte ertheilt, daß die zurückgebliebene Infanterie, Artillerie und Bagage Uns schleunigst folgen sollen."

Der Bürgerstadt, der so ursprünglich von dem Schwerte des Kurfürsten ausgegangen war, erhob den niedergebeugten Muth der Landesbewohner wieder.

Des Kurfürsten einziges Bemühen ging nun zunächst darauf hin, den Schweden die wenigen Ausgänge aus dem havelländischen Luch abzuschneiden und sie zur Annahme einer Schlacht zu zwingen. Bei Nauen nahm er dem Feinde eine Anzahl Gefangene, wie auch zum Stück Rindvieh und Pferde, die von demselben geraubt worden waren. „Ich danke dem Höchsten", schreibt er, „daß er bis dato meine Waffen gesegnet hat, derselbe wolle mir ferner beistehen!"

Der Feind hatte auf seinem Rückzuge Fehrbellin erreicht. Das auf einer kleinen Anhöhe liegende Städtchen wird im Südosten von einem nassen Wiesengrunde begrenzt, durch den sich Bäche und Gräben („Rhine" genannt) ziehen. Etwa eine Meile von dem Orte wird der Wiesengrund durch eine Reihe unbedeutender Erhöhungen von einem Torfmoor getrennt. In der Nähe des Dorfes Linum jedoch ist zwischen der Wiese und dem Torfmoor vermittelst des sogenannten Landwehrgrabens eine Verbindung hergestellt worden. Hier hat die Niederung etwa 1200, weiterhin — in südlicher Richtung von Fehrbellin — gegen 2000 Schritt Breite. In dieser Gegend liegen die Dörfer Linum, Hakenberg und Dechtow, die ersteren beiden vom Wiesengrunde, das letztere vom Torfmoor begrenzt. Verbände man diese Orte durch gerade Linien, so entstände ein gleichseitiges Dreieck, dessen Seiten etwa 4000 Schritt betragen würden. Dies war der Raum, auf dem am 18. Juni des Jahres 1675 die brandenburgischen und schwedischen Waffen sich miteinander messen sollten.

In der Frühe des Morgens war der Prinz von Hessen-Homburg mit 1500 Reitern vorangegangen. Da der vom Regen erweichte Boden ein schnelles Vorrücken der Hauptmacht, zumal wenn die Geschütze nicht zurückgelassen werden sollten, verhinderte, so hatte der Kurfürst dem Prinzen den Befehl gegeben, den Feind nur aufzuhalten, dagegen jeden ernstlichen Angriff auf ihn zu vermeiden. Der alte, vorsichtige Derfflinger — er war damals bereits im siebenzigsten Lebensjahre — rieth, den Feind auch mit der Hauptmacht jetzt nicht anzugreifen, sondern ihn von Bremmen aus in den Rücken zu nehmen. Geschähe dies, und gelänge es außerdem, dem Feinde die wenigen Wege, die ihm noch offen ständen, zu versperren, so werde er sich ohne Zweifel in kurzer Zeit auf Gnade und Ungnade ergeben müssen. Der Kurfürst sagte: „Weil wir dem Feinde so nahe sind, so muß er Federn oder Haare lassen." „Gnädiger Herr," entgegnete Derfflinger darauf, „ich habe geglaubt, als General meine Meinung nach bester Einsicht aussprechen zu müssen; da es aber Eurer Kurfürstlichen Hoheit nicht gefällt, dieser beizupflichten, so wird mich nichts abhalten, dem Feinde nach Kräften Abbruch zu thun; sei auch ein Kampf dem Zufall mehr überlassen, als ich es wünsche, sei auch die Gefahr größer, als sie bei meinem Vorschlage sein würde."

Wir werden Derfflingers Rath um so richtiger zu würdigen vermögen, wenn wir die beiderseitigen Streitmittel miteinander vergleichen. Das schwedische Heer betrug 11000, die brandenburgische Streitmacht 5600 Mann; auf schwedischer Seite hatte man 38, auf brandenburgischer nur 13 Geschütze.

Die Schweden waren somit den Brandenburgern — Alles in Allem gerechnet — um mehr als das Doppelte überlegen.

Kaum waren jene Worte von Derfflinger gesprochen, so begrüßte ferner Kanonendonner, daß der Prinz von Hessen-Homburg bereits im Gefechte stehe. Die Schweden hatten sich

bis Hakenberg zurückgezogen, waren daselbst aber gegen den Prinzen, der sich von seiner Heißblütigkeit hatte hinreißen lassen, zum Angriffe vorgeschritten.

Nun streifte der Kurfürst den rechten Arm auf, wie er zu thun pflegte, wenn es zum Kampfe ging, zog seinen Degen und gab den Befehl zum Vorrücken. Während die Truppen sich zum Angriffe formirten, fiel er auf seine Knie und betete: „Allmächtiger Gott Israels, gehe mit deinen Schrecken voran und demüthige den stolzen Feind! Unser Sieg soll deine Ehre sein. Gott mit uns!" Hierauf bestieg er sein Pferd und rückte an der Spitze seiner Truppen, so schnell es ging, vor.

Ein dichter Nebel hüllte die Gegend ein und verhinderte, daß die Schweden den Anmarsch der brandenburgischen Hauptmacht bemerkten. Zu ihrer Rechten befanden sich einige kleine Hügel, die sie unbesetzt gelassen hatten. Sogleich ließ der Kurfürst auf einen der Hügel Geschütze auffahren, die — es war gegen acht Uhr — plötzlich auf die Schweden zu feuern begannen. Den Geschützen war eine Abtheilung Dragoner, die abgesessen waren, zur Bedeckung gegeben worden, und es wurden zu deren Unterstützung bald darauf noch zwei Regimenter Dragoner kommandirt.

Der Nebel hatte sich indeß verzogen, das Schlachtfeld war vollständig zu übersehen. Wrangel erkannte, daß die besetzte Anhöhe der Hauptschlüssel der feindlichen Stellung sei. Er ließ nun den Hügel durch Reiterei und Fußvolk heftig angreifen. Die brandenburgische Reiterei wich, und da der größere Theil der Brandenburger das Schlachtfeld noch nicht erreicht hatte, war die Gefahr nicht gering. Die Derfflingerschen Dragoner, die, ungewohnt zu Fuß zu kämpfen, mit dem Säbel in der Faust tapferen Widerstand leisteten, riefen der weichenden Reiterei nach, sie würden sich bei den Kanonen begraben lassen. Da sprengte der Kurfürst herzu, und es gelang ihm, die beiden Reiterregimenter wieder zum Stehen zu bringen, während der Prinz von Homburg den Derfflinger'schen Dragonern mit einem Regimente zu Hülfe kam. Die Schweden wurden zurückgeworfen.

Indeß donnerten die Kanonen auf dem Hügel ohne Unterbrechung, und die Geschosse trugen Tod und Verderben in die Reihen der Feinde. Wrangel formirte eine neue, weit stärkere Angriffskolonne. Da sandte der Kurfürst einen Adjutanten an den Obersten Mörner, der die Vertheidigung des Hügels leitete, und ließ ihm befehlen, Alles aufzubieten, um die Batterie zu halten. „Eher sterben, als die Geschütze lassen!" rief der Brave, stürmte an der Spitze der Dragoner dem wieder anrückenden Feinde entgegen, warf ihn zurück, ward aber von einer Kugel in die Brust getroffen und starb den Heldentod.

Die durch den Fall des Führers entstandene Verwirrung benutzend, sammelten sich die Schweden zu einem dritten Angriffe.

Der Kurfürst, der überall, wo Gefahr im Verzuge war, erschien, ritt einen schönen, prächtig aufgezäumten Schimmel, auf den es die Schweden abgesehen zu haben schienen, da nirgends die schweren Kugeln aus den Geschützen dichter einschlugen, und der Tod nirgends eine reichere Ernte hielt, als da, wo sich der Kurfürst befand. Jedenfalls hatte man auf feindlicher Seite Kunde empfangen, daß der stattliche Reiter auf dem weißen, muthig einhersprengenden Rosse kein Anderer als der Kurfürst selbst sei.

Die seinem Herrn drohende Gefahr war dem wackern Stallmeister Emanuel Froben nicht entgangen, und durch Vorschützung irgend eines Grundes wußte er den Kurfürsten zu bewegen, seinen Braunen zu besteigen und ihm dafür den Schimmel zu überlassen. Dem neuen, noch verstärkteren Angriffe der Schweden hätten die ihres heldenmüthigen Führers beraubten Dragoner wohl kaum zu widerstehen vermocht, wenn nicht der Kurfürst persönlich zu ihnen geeilt wäre.

Friedrich Wilhelm trug an diesem Tage einen leichten Brustpanzer und darüber einen tuchenen Rock im niederländischen Schnitt; sein Haupt, zunächst geschützt von einer eisernen, innen mit Sammet gefütterten Sturmhaube, war bedeckt mit einem schwarzen Filzhute.

Schon drangen die Schweden wieder vor, als er auf dem bedrohten Punkte erschien und sich an die Spitze des Regiments stellte. „Getrost, tapfre Brandenburger," rief er, „ich, Euer Fürst und nunmehriger Capitain, will mit Euch siegen oder zugleich mit Euch sterben!" Mit gezücktem Degen sprengte er gegen den Feind, erneuerten Muthes stürmten die Seinen ihm nach. Nur Einer blieb zurück — Froben, der, von einer Kanonenkugel durchbohrt, als ein Opfer seiner Treue vom Rosse sank und verschied.*)

Es erfolgte ein furchtbarer Zusammenstoß. Schwerterschlag und Kampfruf erschütterte die Luft, heldenmüthig ward auf beiden Seiten gestritten. Der Kurfürst, seines Wortes eingedenk, leuchtete den Seinen voran im Kampfgewühle. Während mancher Schwertschlag sein Haupt traf, ohne ihn indeß verwunden zu können, streckte er eine Zahl von Feinden nieder. Sein glühender Kampfesmuth trieb ihn aber zu weit hinein in die feindlichen Reihen, und er sah sich plötzlich umringt von Feinden, deren gleichzeitigem Angriff er allein wohl nicht lange würde Abwehr haben leisten können. Voll Schrecken bemerkten die Seinen die Gefahr, von der ihr Fürst und Feldherr bedroht war.

Neun brandenburgischen Dragonern gelang es, durch den wirren Feindesknäuel eine blutige Gasse zu hauen und ihren geliebten Landesherrn aus der offenbaren Gefahr zu befreien.

Hin und her wogte nun eine Zeit lang der Kampf, doch dem Muthe der Brandenburger vermochten die Schweden endlich nicht mehr zu widerstehen. Sie flohen — es war gegen zehn Uhr Morgens — und suchten, so schnell es ging, Fehrbellin zu erreichen. Es ward dem Kurfürsten der Vorschlag gemacht, die Stadt und den Feind zu vernichten, mit

*) Es sei mir erlaubt, hier eine Stelle aus meiner Volks- und Jugendschrift „Brandenburg und Fehrbellin. Ein historisches Gemälde aus der Zeit des großen Kurfürsten" beizufügen: Lange Zeit hat die Erzählung von dem freiwilligen Opfertode Frobens die patriotischen Herzen erwärmt. Kleist verherrlichte ihn in seinem Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg", Mündung in dem vortrefflichen Gedichte „Fehrbellin". Neuerdings ist nun aber die Schlacht von Fehrbellin ein sehr ins Einzelne gehendes Werk erschienen (Veranlassung und Geschichte des Krieges in der Mark Brandenburg im Jahre 1675. Von H. v. Gansauge, Major. Berlin 1834), in welcher der That Frobens ausdrücklich in Abrede gestellt wird. Dieses Werk ist in neuester Zeit von vielen Geschichtschreibern und Lehrern der Geschichte als maßgebende Quelle angesehen worden, und so hat die Auffassung des Majors v. Gansauge nun jetzt eine große Verbreitung gefunden.

Da ich bei Schilderung der Schlacht von Fehrbellin diese Angelegenheit berühren mußte, vermochte ich nicht, mich so ohne weiteres mit der Angabe des Majors v. G. zu begnügen. Ehe ich mittheile, welche Schritte ich that, und zu welchen Ergebnissen ich kam, führe ich aus dem genannten Werke die Stelle an, durch die der Verfasser eben jene That Frobens in Abrede stellt:

„Friedrich II. hat zuerst ausgesprochen, daß die Besteigung eines kurfürstlichen Schimmels Frohen den Tod zugezogen habe. Aber sämmtliche Schriftsteller, die vor dem großen Könige geschrieben, wissen hiervon nichts; namentlich blieb dieser Umstand Augenzeugen, wie Herrn v. Buch, fremd. Nach der gründlichen, diesen Gegenstand betreffenden Abhandlung des Ordensrathes König (Jahrbücher der preußischen Monarchie, 1792) wurde es überflüssig sein, eine vollständige Revision dem Publikum vorzulegen. Friedrich II. macht sein eigenes Zeugniß zweifelhaft, da die ganze Erzählung aus den späteren Ausgaben der Memoires, namentlich aus der von 1762, weggeblieben ist." —

Wie schon bemerkt, hatte es mich schmerzlich berührt, zu sehen, wie die Kritik dabei war, einen hellstrahlenden Edelstein aus der brandenburg-preußischen Geschichte auszubrechen, und ich beschloß, lebende Autoritäten um ihre Meinung in dieser Angelegenheit zu befragen. Der erste der Herren, den ich fragte (ich nenne seinen Namen nicht), nahm die Sache sehr leicht. Die Geschichte von Frohen, sagte er mit lächelndem Angesicht, sei allerdings nicht wahr; da sie aber einmal da sei, rathe er mir, alles Kopfzerbrechen zu lassen, und sie frischweg als wahr zu erzählen. — Das genügte mir nicht, und ich beschloß, mit Männern zu reden, die Wahrhaftigkeit als die erste Forderung an den Geschichtschreiber stellen. Ich besuchte die Herren L. v. Ledebur, Varnhagen v. Ense und den Historiographen Preuß. Diese, um die preußische Geschichtschreibung so hochverdienten Männer ließen zu meiner großen Freude die Gansauge'sche Kritik nicht gelten.

Varnhagen v. Ense deutete auf Folgendes hin: 1) Gansauge beruft sich auf eine Abhandlung des Ordensrathes König, in der er den Pferdetausch als unwahrscheinlich darstellt. König hat aber bald darauf in einer zweiten Abhandlung über denselben Gegenstand seine früher ausgesprochenen Zweifel selbst bekämpft. Diese zweite Abhandlung kennt demnach Gansauge nicht. 2) Gansauge beruft sich auf einen Bericht des Kammerherrn v. Buch, der in der Schlacht zugegen war. In diesem Berichte ist allerdings nichts vom Pferdetausch enthalten. Buch hat aber wahrscheinlich aus persönlichen Rück-

brennenden Kugeln zu beschießen, worauf er entgegnete: „Ich bin nicht gekommen mein Land zu verbrennen, sondern zu retten!"

Der Verlust der Brandenburger betrug 500, der des Feindes dagegen 3000 an Todten und Verwundeten. Den Obersten Hennig, der sich in der Schlacht außerordentlich hervorgethan hatte, erhob der Kurfürst noch auf dem Schlachtfelde unter dem Namen „von Treffenfeld" in den Adelstand. Ein jeder der neun Dragoner, die dem Kurfürsten so tapfern Beistand geleistet hatten, erhielt eine Handvoll Goldstücke von ihm.

Am nächsten Tage verfolgte Derfflinger den Feind und nahm ihm noch eine Anzahl Kanonen, 2000 Gepäck- und andere Wagen, eine große Zahl von Pferden und mehrere tausend Stück geraubten Viehes ab. Letzteres ließ der Kurfürst sogleich in den von dem Feinde am meisten heimgesuchten Ortschaften vertheilen.

Als die vollständig aufgelösten schwedischen Heerhaufen vier Tage später die brandenburgisch-pommersche Grenze erreichten, zählten sie im Ganzen nur noch einige tausend Mann.

„Am 21. Juni," heißt es in einem Bericht, „sah man in Berlin die in dieser glorreichen Schlacht gewonnene Beute, drei sechspfündige und eben so viele dreipfündige Stücke, drei Reiter-Standarten, drei grüne Fahnen mit Franzen, acht weiße Fahnen und eine große Menge von Pulver, Lunten, Kartuschen, Kugeln und andren Kriegsbedürfnissen. Auch folgten 150 schwedische Gefangene und sieben Wagen mit schwedischen Verwundeten, welche ebenfalls in Kriegsgefangenschaft gerathen waren."

Am 23. Juni hielt der Kurfürst unter Glockengeläute und Jubelruf des Volkes seinen feierlichen Einzug in Berlin, begab sich aber schon am Nachmittage wieder zu seinem Heere zurück.

---

fichten gegen den Kurfürsten von der Sache nichts erwähnt. Es mochte dem Kurfürsten hinterher sehr peinlich sein, daß, wie er sich sagen mußte, durch seine Schuld ein Mensch sein Leben verloren habe. Wäre von der That Arebens gar nichts bekannt, so würden schon die Ehren, die ihm im Tode erwiesen wurden, auf den Schluß führen, daß er irgend etwas Außerordentliches gethan haben müsse. Er war Stallmeister und wurde nach seinem Tode viel mehr geehrt, als hohe Militairs, die bei Fehrbellin gefallen waren. Er wurde im Dome beigesetzt, ja es wurde ein besonderer Trauergottesdienst für ihn abgehalten. Auch ließ der Kurfürst **mehrere** Denkmünzen auf ihn prägen, was, zumal im Hinblick auf jene Zeit, sehr hoch anzuschlagen ist.

Der Hofhistoriograph führte noch andere Gründe für die Glaubwürdigkeit der Erzählung an und nahm damit der Gansauge'schen Kritik den letzten Schein der Wahrheit. Ich fasse seine Darlegung kurz zusammen:

Friedrich der Große beschäftigte sich früh mit der vaterländischen Geschichte. An seinen Vater schreibt er den 12. August 1737, daß er vorgestern einen alten Mann gesprochen, der seit 1670 in des großen Kurfürsten Kriegsdiensten gestanden, und der ihm viele Umstände aus der Schlacht von Fehrbellin recht vollständig erzählt habe. Bei einer späteren Gelegenheit sagt Friedrich der Große, er sei über die Schlacht von Fehrbellin so orientirt, als ob er selbst dabei gewesen wäre. Deshalb verdient seine Schilderung der Schlacht gewiß Beachtung. Seine Erzählung von dem Pferdetausche war außerdem — entgegen den Gansauge'schen Anfechtungen — schon lange vor ihm von den Geschichtschreibern als Thatsache aufgenommen, z. B. 1708 von Gundling in seiner handschriftlichen Biographie des großen Kurfürsten, 1740 von Mauvillon in dessen Biographie Friedrich Wilhelm's I. Und da Friedrich der Große — wiederum entgegen den Behauptungen Gansauge's — diese Arebensche Geschichte in alle selbstständige Ausgaben seiner Mémoires de Brandenbourg aufgenommen hat (der hochverehrte Herr Hofhistoriograph hatte die Güte, mir von jeder der bezeichneten Ausgaben ein Exemplar vorzulegen), so steht dieselbe auch im ersten Bande der von Preuß besorgten Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen Seite 75 und 76. Dieser Ausgabe liegt der letzte offizielle Text der brandenburgischen Geschichte des großen Königs, der vom Jahre 1767, zu Grunde. Auch verdient noch bemerkt zu werden, daß König Friedrich Wilhelm II. dem letzten des Geschlechts der von Arebens, dem Oberstlieutenant Alexander Friedrich von Arebens, der 1793 in Basel ohne Nachkommen gestorben, den 28. December 1786 gnadig Ordre sandte, um auf das Andenken seines durch die Schlacht bei Fehrbellin unsterblichen Ahnherrn eine Ehrensäule zu setzen, „wegen" — heißt es in dem Königlichen Schreiben — „der Ablenkung dessen, dem einer Eltern das Leben rettete, billigerweise die Ehren hergiebt."

Hoffentlich werden sich in der Geschichtsforschung die Ansichten der genannten verehrten Männer Bahn brechen.

Diese heldenmüthig geschlagene Schlacht bewirkte, daß das Vertrauen in die eigene Kraft im Lande ungemein stieg. Das Ausland zollte dem Kurfürsten und seinen tapfern Soldaten die höchste Bewunderung, und es gingen Beglückwünschungsschreiben aus London und Paris, aus Madrid, Moskau, aus dem Haag und aus Kopenhagen in Berlin ein.

Vigilando vigilo — im Schlaf, im scheinbaren Schlaf wache ich. So lautet höchst bezeichnend die Umschrift einer Denkmünze, die der Kurfürst zum Gedächtniß an die Schlacht von Fehrbellin schlagen ließ.

Die verlorene Schlacht hätte die Zahl seiner Feinde vermehrt, die gewonnene führte dem Kurfürsten Freunde oder doch wenigstens Helfer zu. Der Sieger von Warschau hatte jetzt sein Haupt mit einem noch höheren Ruhmeskranze bedeckt, und es erschien manchem Hofe, der ihm im Stillen den Untergang wünschte, am gerathensten, mit ihm ein gutes Einvernehmen zu unterhalten. Nach einem solchen Erfolge von Seiten des Kurfürsten erklärten Kaiser und Reichstag den König von Schweden für einen Reichsfeind, und es wurden nun auch dem Kurfürsten Hülfstruppen zugesagt. Es scheint aber, als ob Friedrich Wilhelm auf diese Zusagen kein besonderes Gewicht gelegt habe, denn er beeilte sich, Dänemark für seine weitergehenden Pläne zu gewinnen, und es kam auch nicht lange Zeit darauf zwischen Brandenburg und Dänemark ein Bündniß zu Stande, dessen Zweck dahin ging, die Schweden gänzlich aus Deutschland zu vertreiben. Dänische Truppen, die aus dem Mecklenburgischen heranrückten, verbanden sich mit den tapfern, ihres Sieges frohen Brandenburgern, und das vereinte Heer trieb darauf die Schweden bis hinter die Wälle von Stralsund zurück, die Eroberung dieses Platzes gelang aber nicht.*)

Es war indeß ein strenger Winter angebrochen und das verbündete Heer schickte sich an, Winterquartiere zu beziehen. Der Kurfürst beschloß diesen Feldzug mit der Einnahme von Belgard, Wollin und Greifenhagen.

Hören wir zum Schlusse noch das Urtheil, das der große Urenkel des Siegers von Fehrbellin über den Feldzug und den Sieg des Kurfürsten fällte: „Wenige Heerführer", sagt er, „können sich eines Feldzuges, dem von Fehrbellin ähnlich, rühmen. Der Kurfürst entwirft einen so großen und kühnen Plan und führt ihn mit staunenswerther Schnelligkeit aus. Er überfällt ein Standquartier der Schweden (Rathenow), während Europa meint, daß er noch in Franken verweile; er fliegt zu den Feldern von Fehrbellin, wo die Feinde sich ihm geschaart entgegensetzen; er schlägt mit einem kleinen Reiterkorps, welches von langen Märschen abgemattet ist, eine zahlreiche und achtungswürdige Infanteriemacht, die das deutsche und polnische Reich besiegt hatte. Dieser Zug, so glänzend wie nachdrucksvoll, verdient es, daß man auf ihn das veni, vidi, vici des Julius Cäsar anwende."

„Fehrbellin, zu allen Zeiten ist im Heldenlied gepriesen,
Fehrbellin am blauen Rhine, mit dem Hügel, mit den Wiesen,
Und wo einst ein Pilger wandert durch das Brandenburger Land,
Weiß ihm Brandenburg und Rathenow, weiß' ihm Fehrbellin genannt."

Vorstehender Aufsatz ist uns in der Handschrift mitgetheilt aus Ferdinand Schmidt's noch ungedruckter Abtheilung seiner preußischen Geschichte, über deren frühere Lieferungen Herr Professor Jahn in Weimar unter Anderem sagt: „Unter den zahlreichen für's Volk geschriebenen Büchern sind im Verhältniß wenige geschichtliche, und unter diesen höchst selten ein wahrhaft populäres Geschichtswerk. Die angeblich populären Geschichtsbücher haben meistens die Popularität nur auf dem Titel. So ausgezeichnet auch die deutsche Geschichtsforschung ist, in Beziehung auf geschmackvolle Darstellung der Geschichte stehen wir Deut-

*) Siehe: Unsere Skizze u. Seite 49 u. f.

schen noch immer den Franzosen und Engländern nach. Die deutschen Geschichtswerke sind entweder zu gelehrt und schwer verständlich, oder trocken, skizzenartig, mit Namen und Zahlen angefüllt. Wir freuen uns daher in Ägid. Schmidt's Geschichte Preußens in Wort und Bild ein Buch zu erhalten, welches in jeder Beziehung den Namen eines trefflichen populären Geschichtswerkes verdient.

Die Kurfürstin Louise Henriette in Oranienburg.

„Das Buch erscheint zu einer glücklichen Zeit. Jetzt, wo die Augen von ganz Deutschland mehr als je auf Preußen gerichtet sind, muß auch für das deutsche Volk die Geschichte dieses Staates doppeltes Interesse erregen. Der Verfasser behandelt die preußische Geschichte immer im Zusammenhang und mit Hinweisung auf die deutsche Entwickelung. Die lichtvolle Zeichnung der politischen Geschichte erhält aber dadurch noch mehr Farbe, Licht und Leben, daß die Kulturerscheinungen jeder Zeit in lebensvollen Bildern geschildert sind."

Wie musterhaft die Burger'schen Illustrationen zu Ferdinand Schmidt's preußischer Geschichte sind, mag die vorstehende Probe zeigen, welche das landwirthschaftliche Wirken der Kurfürstin in Oranienburg darstellt. Gerade dies Bild wird für unsere Leser noch ein besonderes Interesse haben, da Theodor Fontane's „Schloß Oranienburg" im ersten Bande von „Unser Vaterland" (S. 196) auch diese Seite von Louise Henriette's Thätigkeit geschildert hat.

Den großen Kurfürsten anlangend, auf den wir später in einem Aufsatze von Max Ring, „der Kampf des großen Kurfürsten mit den Ständen in Ostpreußen" zurückkommen, bemerken wir noch, daß auch der dritte Band der trefflichen „Geschichte der preußischen Politik" von Droysen über seine Politik und namentlich auch über sein Verhältniß zu den Schweden handelt. Wie wichtig ihm die Beziehungen zu Schweden waren, geht schon daraus hervor, daß einst eine Heirath des großen Kurfürsten mit der Tochter Gustav Adolfs, der Königin Christine, in's Auge gefaßt war: offenbar der erste großartige Plan zur Herstellung eines protestantischen Kleindeutschland, der für alle Zeiten merkwürdig bleiben wird. Vielleicht freilich ist es ein Glück, daß ein Kleindeutschland damals nicht zu Stande kam, dessen Schwerpunkt wahrscheinlich eben so gut, als wenn es Gustav Adolf selbst gegründet hätte, nach — Schweden gefallen wäre. Noch im August 1646 war der große Kurfürst im Bade zu Hornhausen im Halberstädtischen mit der Königin Christine von Schweden zusammen.

Weswegen sträubte sich der große Kurfürst, die Bisthümer Halberstadt und Magdeburg, deren Ertragsfähigkeit er doch aus eigener Anschauung beurtheilen könnte, für Vorpommern anzunehmen? Er wollte, sagt man, viel Küstenland für Schifffahrt und Handel haben. Der Hauptgrund aber war, daß er fürchten mußte, die Bisthümer — könnten von der katholischen Kirche noch einmal zurückverlangt werden. „Wie gut, daß er sich darin geirrt!" wird jedes Schulkind im Magdeburgischen und Halberstädtischen jetzt sagen.

Kaiser Maximilian und der Abt auf dem Hundsrück.

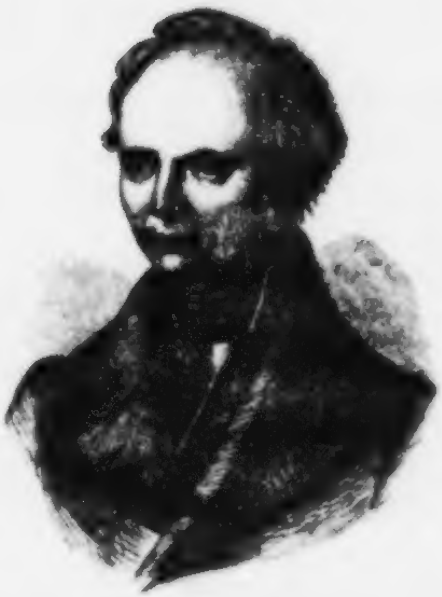
Mitgetheilt von Heinrich Pröhle.

Kaiser Maximilian der Erste, der hochlöbliche, hatte zum Ehegemahl Maria, Carls von Burgundien Tochter, die ihm herzlich lieb war und über deren Tod er sich heftig bekümmerte. Dies wußte Johannes von Trittenheim, der Abt zu Spanheim auf dem Hundsrück war, wo nach dem Sprüchwort der Teufel Abt gewesen ist. Er erbot sich, dem Kaiser sein Gemahl wieder vor Augen zu bringen, daß er sich an ihrem Angesicht ergötze. Der Kaiser ließ sich überreden und sie nahmen noch einen dritten Mann mit und gingen in ein besonderes Gemach. Doch verbot ihnen der Abt, daß ihrer keiner bei Leibe ein Wort reden solle, so lange die Erscheinung währte.

Maria kam hereingegangen, spazierte fein säuberlich an ihnen vorüber, der lebendigen wahren Maria so ähnlich, daß gar kein Unterschied war und nicht das Geringste daran mangelte. Als sie zum zweiten Male vorüberging, ist dem Kaiser ein Grauen ankommen hat dem Abt gewinkt, er solle das Gespenst wegthun, und danach mit Zittern und Zorn zu ihm gesprochen: „Mönch, mach mir der Possen keine mehr," und hat bekannt, wie schwerlich er sich enthalten, daß er ihr nicht zugeredet. Wenn das geschehen wäre, so hätte ihn der böse Geist umgebracht.

Dietrich Chriſtian Grabbe.*)

Von Dr. David Müller.



Es gibt eine unheimliche Sage von einem geſpenſtiſchen Schiff, das mitten im Sturm auf todtdrohendem Meer dem Seefahrer erſcheint; ein Blitz beleuchtet das ſchauerliche Bild: die zerriſſenen, im Winde flatternden Segel, und auf dem Deck eine Mannſchaft, bleiche, leichenhafte Geſtalten, die, unbekümmert um das Verderben, zechen und zanken, jubeln und fluchen — im nächſten Moment hat die Nacht das Bild verſchlungen: und nur der Eindruck des Entſetzens und Grauſens iſt geblieben.

Faſt dieſem Schiff gleich iſt Chriſtian Grabbe's Weſen und Leben. Er iſt unter all' den unglücklichen Dichtern, von denen nicht nur einſt der junge Leſſing, ſondern jede Zeit, jede Nation zu erzählen wußte, vielleicht der unglücklichſte, und, fügen wir hinzu, durch eigne Schuld verlorenſte. Zwiſchen Kerkermauern iſt er geboren (ſein Vater war Zuchthauswärter zu Detmold); ſeine erſte Erinnerung iſt, einen alten Mörder im Sonnenſchein des Gefängnißhofes ſpazieren geführt zu haben. Eine roh-gutmüthige Mutter läßt dem ungezähmten, ſeltſamen Knabenwillen alle Zügel, vergiftet ihm früh Blut und Nerven mit den ſchärfſten geiſtigen Getränken. So erwacht zwiſchen Duſterm, Unſchönem und Gemeinem die junge Seele; aber es treiben auch in ihr zugleich aus jenem geheimnißvollen Quell Gott-gegebener Anlage die entgegenwirkenden Heilkräfte hervor; er greift, erſt im kindiſchen Spiel, dann im ernſten Studium, zur Geſchichte; ſie füllt ſeine Vorſtellung mit großen und kühnen Bildern, nährt und reinigt ſeine wilde Phantaſie; ſie bildet durch ſein ganzes Leben hindurch

*) Dieſe Arbeit war urſprünglich ein in Berlin mit vielem Beifalle gehaltener Vortrag.

gegen das Gemeine den klaren, markigen, wenn wir wollen, sittlichen Gegensatz, der in seiner Poesie je länger je mehr siegreich wird, nur leider nie in seinem Handeln.“ So kommt er zur Universität, wir finden ihn zwischen den Jahren 1820 und 1824 in Leipzig und in Berlin. Da herrscht in ihm ganz der böse Genius seiner Natur. Hier in Berlin trieben damals die letzten, wüsten Nachschwärmer der einst doch geistiger veranlagten Romantiker ihr wildes Wesen; Hoffmann verwirklichte in der Poesie das Hexenwort aus Makbeth: „Schön sei häßlich, häßlich schön“, und feierte mit dem wild-genialen Devrient in dem bekannten Weinhause am Gensdarmen-Markte seine Orgien. Dem Geiste solcher Meister folgte ein Jüngerkreis, der, um echte Genialität zu erringen, um in ungebundenster Geistigkeit schwelgen zu können, wie eine neue Buddha-Secte den Körper verwüsten zu müssen glaubte; der Kreis der Uechtritz, Köchy, Gustorff, Robert, der Kreis, den auch der junge Heine damals eben streifte, freilich nachher den Rockarmel sauber abblasend, ehe er dann wieder in den feinen Zirkel der Henriette Herz sich begab. In den Kreis dieser wilden Gesellen trat Grabbe ein, früh durch seinen Gothland als Dichter des neuesten Geschmacks sich verkündigend: Aber selbst hier wird nach seinem ersten Erscheinen gefragt, ob dieser Mensch ein Genie, oder verrückt sei; dieser Mensch, in dem der Heros mit dem Idioten in entsetzlicher Ehe zusammengebunden scheint; dieser Mensch, mit der prächtig gewölbten Shakspear-Stirn, mit den Augen, die seltsam leuchten von deutscher blauer Meerestiefe — aber dem die Lippe so schlaff und verdrossen über das fast verschwindende Kinn herabhängt, dem die jugendlichen Kniee schon schwanken, dessen Tritt unsicher voranstößt, wenn er geht; dieser Mensch, so vernachlässigt, so linkisch, kindisch und unbeholfen in allen Dingen. Und wie er hier auftritt, so bleibt er. Beides, zu blöde und zu stolz, um edlere Bekanntschaft zu suchen, arbeitet er sich nicht, wie doch mancher jener Genossen, aus dem Gemeinen empor; selbst für die edleren Gelüste in ihm bleibt Rohheit und Cynismus die nächste, schmutzige Hülle, und wie Heinrich Heine, nur ohne dessen Grazie, lernt er jeder echten Regung des Gemüthes einen spöttischen Nachklapp geben, seltner zwar in seiner Dichtung, immer aber in seinem Verkehr. — Dann verschollt er auf lange Zeit. Er sitzt wieder in Detmold, in seiner Heimath, bis eine fast zufällige buchhändlerische Aufforderung ihn veranlaßt, (1827) seine frühesten dramatischen Versuche zu veröffentlichen, die fünf Jahre lang im Pulte gelegen hatten, und von denen nur Dieser und Jener eine halbvergessne Kunde besaß. Der Eindruck war ein seltsamer, aber für den Dichter glücklicher. Der schlaffen Zeit imponirte der Gothland mit den verzweiflungsvollen Ausbrüchen einer Kraft, die doch mehr Krampf als Kraft war, zu der wir heute mit Achselzucken vorübergehen würden. Der Beifall befeuerte ihn; und von seinem guten Genius, dem Geist der Geschichte geleitet, der schon aus dem, mit dem Gothland veröffentlichten Fragmente, Marius und Sulla, gesprochen hatte — schuf er nun in rascher Folge seine beiden Hohenstaufen-Dramen, Barbarossa und Heinrich VI., schuf sein Meisterwerk, den Napoleon oder die hundert Tage, dann den Hannibal, und leider auch ein armseliges Machwerk, in dem er dem Gothland sich wieder nähete, Faust und Don Juan. Aber schon hatte ihn im Leben der frühere Geist, dem er seit seiner Jugend verkauft war, wieder zurückgefordert; nach manchem Streiche gräßlichen Humor's, der dem Wahnsinn glich, hatte er sich verheirathet, und gleich nach der Trauung gesprochen, „da haben wir das Unglück.“ Und der wilde Witz ward furchtbare Wahrheit. Mit seinem zerrütteten Charakter konnte er ohnehin das Weib, das er gewählt, nur unglücklich oder schlecht machen; das Letztere trat ein, denn er hatte eine kalte egoistische Seele gefunden, die auf der Lauer gegen ihn war, und ihn zur Verzweiflung brachte. — Wieder sind einige Jahre vergangen; er hat die Verhältnisse der Heimath durchbrochen, wir finden den Dichter bei einem Manne, dessen starke sittliche Hand noch einmal versucht, ihn emporzuheben, nachdem er sich ihm wie zur Rettung vor die Füße geworfen: bei Immermann in Düsseldorf, dessen Plan, dort mit kleinen Mit-

sein eine Bühne zu gründen, die bei dem allgemeinen Sinken des Schauspiels den edleren Geschmack aufrecht erhalten sollte, wahrlich nicht Platens bittern Spott verdient hätte. Hier flammt noch einmal Grabbe's Schöpferkraft auf; er vollendet die Hermannsschlacht, sein Schwanenlied. Aber eine Heimath, eine echte Theilnahme gibt es für ihn nicht mehr. Lebensmüde, eine Jammergestalt, in der der alte Geist nur wie zum Spott seiner selbst noch manchmal aufflackert, kehrt er in die ihm zur Hölle gewordene Vaterstadt zurück; und bald sinkt hier der 34jährige Dichter in ein vorzeitiges Grab, und eine kalte Hand — die seiner eitlen Frau — ziert den fast einsamen Sarg mit dem letzten Lorbeerkranze. —

Wozu aber dieses dunkle Bild? Soll mit ihm der Gedanke ausgeführt werden, den der Landsmann des Dichters, Freiligrath, in seinem phantastischen Nachruf an Grabbe aussprach: daß der Dichtung Mal ein Kainsstempel sei? Gewiß nicht! Wer je das olympische Haupt Göthe's, die lichtvolle Stirne Schiller's mit innigerem Verständniß angeblickt, der wird sich sagen können, daß solche tollen Worte zu den verschollenen Klängen der Weltschmerz-Poesie gehören, die in der scharfen Alpenluft der Gegenwart ihr exotisches Dasein bereits ausgehaucht hat. Hier sollte nur ein Fragment gegeben werden, denn Grabbe's Dichten, Grabbe's Leben, Grabbe's Seele ist nur ein Fragment. Es sind Trümmer, freilich „Trümmer eines eingefallenen Tempels", „Trümmer von Porphyr und Granit." Treten wir heran, lassen wir uns durch das Unschöne, Scharfkantige, Bizarre nicht schrecken! wir entdecken am Bruch doch wohl ein edles Korn. Haben wir bisher mit voller Unparteilichkeit uns die Schattenseiten des Dichters nicht verschwiegen; so dürfen wir jetzt wohl auch mit um so größerem Recht auf die Lichtseite von Grabbe's dichterischem Schaffen eingehn. Die kann freilich da nicht sein, wo er dichtend sich selbst verräth; wo seine Poesien Selbstbekenntnisse sind nach Göthischer Art, da sind es wahrlich nicht Bekenntnisse einer *schönen* Seele. Wo aber *der* Genius ihm die Hand führt, der sein guter war, ohne ihn selbst gut machen zu können; da sind seine Schöpfungen höchst bedeutend: und dies findet statt in seinen historischen Dramen.

Das historische Drama! Als über Schiller in jener wundersamen Mainacht 1805 unter den Trauermelodien der Nachtigallen das Grab sich geschlossen, war nicht nur unser deutscher, war der größte *historische* Dramatiker aller Zeiten bisher und aller Völker zur Ruhe gebettet. Denn auch Shakspeare dürfte, wo es sich nur um das *historische* Drama handelt, nicht auszunehmen sein. Wir wagen dies Urtheil, nicht etwa, weil Grabbe einen Aufsatz über Shakspeare-Manie geschrieben und darin in seiner wuchtigen, pfundschweren Prosa manches verständigere Wort gesprochen hat, als man es dem excentrischen Bachanten zutrauen sollte, sondern deshalb, weil das historische Drama zu seiner Voraussetzung die Geschichte verlangt, d. h. Auffassung des Geschehenen als Entwicklung göttlicher, die Erscheinungswelt durchleuchtender Gedanken, und eben in diesem Sinn Geschichte noch nicht vorhanden war, als Shakspeare dichtete; und deshalb, weil, was uns in den historischen Dramen Shakspeare's interessirt, nicht jener Dreiklang von Held, Volk und Zeit ist, der nun einmal unerläßlich die historische Harmonie ausmacht, sondern allein der Held es ist, der mit Shakspeare'scher Meisterhand entworfen wird, während sein Volk immer der brittische Pöbel ist, und ein ganz eigener Scharfblick dazu gehört, um im König Johann die Gründung der englischen Verfassung, in König Richard III. die letzten Zuckungen des Feudalstaates und in Heinrich VIII. die Reformation dargestellt zu finden. Die Geschichte ist ihm kaum ein anderes Material, als jene italienische Novelle, aus der er Romeo und Julie, und jene nordische Sage, aus der er Hamlet gestaltet. Daß ihm trotzdem große historische Charaktere gelungen sind: so jener Fürst des Fächers, Bolingbroke, so jener Cardinal des schönen Mailand Pandulfo, der Inbegriff der ganzen diplomatischen Machiavellistik, die die Kirche lange vor Machiavell gefunden — wer wollte es leugnen? Es ist ja doch immer

Shakspeare, der schafft. Unsere Schiller'schen Helden sind schwächer — man erinnere sich an den lentzenschen Wallenstein — aber eine Zeit versteht er mit Meisterhand zu skizziren. Wo hätte ein Jahrhundert je so plastisch sich dargestellt, als das siebenzehnte, im Lager jener wilden Scharen, die aus Söldnern und Kleinen zusammengelegt und gestaltet werden? Und ebenso einem Volke weiß er ein sachenreiches, schönrundes Dasein zu geben — aber was gehört uns somit am Tell! Goethe stellt sich ihm in dieser Kunst mit der ersten Scene seines Egmont als der große Geisterbeherrscher ebenbürtig zur Seite. Hier wären alle Dichter, die vermöge der modernen Reflexion ein anderes Volk, eine andere Zeit als die ihre schufen. Und wie haben sie es praktisch widerlegt, daß Wissenschaft und Bildung die Kunst nicht tödtet! Ebenso hat Schiller die Resultate der Philosophie zu seiner wunderbaren Lyrik, Goethe die beginnende Naturforschung zur Poesie umgestaltet: wo nur die Hand ist, die in Gold verwandelt, was sie berührt, die echte Dichterhand, die Alles taucht „in der Schönheit Traum!" Mithin wird auch das historische Drama kein würdiger Literaturbürger und schlechtweg zur halbgelehrten Epigonen-Poesie, zum alten Eisen werden, es den mittelalterlichen Reimchroniken, die Poesie und Geschichte verbinden wollten und keine von beiden waren, an die Seite stellen dürfen! Ja, wo der Dichter vergäße, daß er Dichter wäre! wo er das thörichte und vermessene Wort als Dogma sich verhalten ließe, daß nichts so poetisch sei, als die Geschichte; thöricht: als ob die Steine schon Crystalle wären! vermessen: als ob ein Menschenblick der Ewigen Blick wäre, der in das leuchtende Innere der Dinge dringt und die Tragödie Weltgeschichte bis an's Ende überschaut! — Und, schon mit dem Dichter ab: hat nicht ein Volk ein unbestreitbares Recht, seine Geschichte in Poesie verklärt zu sehen? Hat es nicht noch ein weiter greifendes Recht legen auf alle Geschichte alter und neuer Cultur, an der doch kein ganzes gesittigtes Volk ungalten will? — So lange, von diesem Damm der Schrift und Kritik eingeengt, die Jugendbegeisterung der Nationen im breiten, majestätischen Strome einherzieht, wird das Volksepos diesem Wunsche begegnen. Wo aber Bildung und Reflexion, Wissenschaft und Geschichte die Geister gereift haben, da muß unter allem künstlerischen Schaffen das bewußteste, das Drama, diesen Beruf übernehmen. Das epische Element, das an sich nicht mehr besteht, wird dann mit übergehen in das historische Drama; ich meine nicht, in langen homerischen Nürnberg-Geschichten, sondern dramatisch kühn gewendet, wie in Wallensteins Lager, wie in jener mächtigen Scene des Demetrius, die uns den polnischen Reichstag verführt; und wenn hier der Beispiele nicht mehr aufzuzählen sind, so liegt es wohl daran, daß der Kranz des historischen Dramas auch von unserer erfahrensten Hand eben erst nur berührt, noch nicht gewunden worden. —

Es mußte hier von dem historischen Drama gesprochen werden, ehe wir auf Grabbe's Bedeutung tiefer eingehen konnten. Wenn man seit jener Begeisterungszeit 1813 sich darnach umschaute, wer es vermöge, — „mit Würde sich zu setzen, auf einen Stuhl, den Schiller leer gelassen" — was traf der Blick? Wir brauchen uns wohl nur kurz an die Richtungen zu erinnern, die seitdem das Drama einschlug. Die eine verlor sich in die schauerlichen Labyrinthe der Schicksalstragödie, gebar die Ismenien, die Nygarts und andere gräuliche Ungethüme; die andere verlief sich auf der weiten Heide des Dühnengerechten, über die die wohlgepflasterte Straße der Phrase führte: die Raupach's, die Houwald's kamen „wie der gemächliche Trott auf gebahnten Wegen hinter der Kürassier-Division." Unter ihnen Allen ist nur Einer werth, die Hand nach dem Lorbeer des historischen Dramas ausgestreckt zu haben: es ist Heinrich Kleist. Nicht von seinem Käthchen von Heilbronn darf hier die Rede sein, dem so lieblich und bräutlich von der Liebesblüthe aufduftete; nicht von seinem zerbrochenen Krug, diesem Meisterstück echt niederländischen Genres, auch nicht einmal von seiner Hermannsschlacht, denn sie ist nur Zeitgedicht: aber erinnern wir uns seines Prinzen von Homburg, an die Gestalt des großen Kurfürsten, im Gedicht nicht minder groß und stark,

wie in Ort hört auf der langen Brücke; an die Gestalt des christlichen Hans Getwirt aus der Prinzessin, das treuste Bild gutmütiger Trivialität, die, wenn sie auch einmal ungeduldig wird und aufmurrt, doch „an guter Frauen ihres Silberhaare" sich wieder sanft leiten läßt — und es wird auf der Hand liegen, daß hier einmal wieder vom historischen Drama die Rede sein konnte. Aber neben Shakespeare stellen sich Grabbe Helden, nicht zwar als ihre Nebenbuhler an Vielseitigkeit, Humanität, Witz und Ironie, sondern auch nur als historischer Dichter.

Es würde falsch sein, Grabbe irgend einer Schule einreihen zu wollen. Er ist weder ein junger Gottfriedscher und Schillerscher Pathetiker, noch ein letzter, weiter Echo der Romantik: er hat weder die Klarheit auf das Maß der Griechen, noch die Weite und Formlosigkeit der Engländer. Auch Shakespeare's Nachahmer ist er nicht; er hat nichts von dem, was einen solchen kennzeichnet; nichts von erzwungener Ueberfülle, gemachtem Reichtum, falscher Kraft; trifft er einmal an Gewalt und Ungeheuerlichkeit der Phrase oder an Glanz der Farben mit ihm zusammen, so liegt dies in der verwandten Natur. Er ist nicht schwer mit irgend Einem zu vergleichen. Am ehesten noch möchte man ihn einen naiven, verspäteten Brite aus weiten Fernen und Traumreichen nennen können. Begreiflich war sie Tieck war es da, daß Immermann von ihm, Niemand hatte ihn gekannt, Niemand ihn empfohlen. Er trat es mit seinem Jugendwerk, Herzog Theodor von Gothland, auf. Da sein Stück, obwohl der Titel irreführen könnte, keine seiner historischen Stücke ist, von denen allein ja hier die Rede sein sollte, so darf eine Analyse derselben hier weit zurückstehen: es ist dramatisch unreifes, farbiges, viel gewolltes Theaterstück, eher Lust- als Trauerspiel, aber bei aller seiner Phantastik als geistige Wirklichkeit wohl durch die Hegel als reifster Weisheit die historischen Pläne faßte, es ist seine geschmackliche Schuld, nicht sein Mangel; es ist Grabbe selber. „Wenn Shakespeare, schrieb Immermann damals über sein Werk, seinen so hoch die ideale poetische Auffassung und Behandlung ist, wo Platz auf der Bühne durch die Wirklichkeit beschränkt?" Es mochte wie eine verächtliche Ironie, die wollen, halbgestaltlosigen Züge aus einer Notwendigkeit der entgegenstellen, abschätzend klingen wie ein gewisse Mißverhältnis zwischen Dichter und seinem Stoffe bringen: der Dichter sei überlegen, müsse sich den Stoff soll zu Knechte übergeben, denn nur dann könne Großes gelingen in der Form und Norm. — Auch von seinen Helden sprach man und schreibt Grabbe bisweilen: es sind in ihnen nur, wie in dem Zimmer Grabbe's, zum Beispiele viel leere Flaschen, die mit Schnaps, Bier und Likören — manche Flaschen selbst mit einem klugartig verfaßten Etikette beklebt, wie sie zu sein pflegt — sind sie Wesen leicht betrunken; man geht am besten vorüber. Es würde ja wie in Grabbe's Leben, so auch in seinem innern reichen Werke, mit dem Maß des Gewöhnlichen Norm, es bleibt sich auch als Zeugnis fest, was in ihm ist es, wo wir dem eigentlichen historischen Werke Grabbe's auf die Spur kommen: es ist ein Stück, Marius und Sulla, schon sehr Vieles deutlich war im Gutwurf fertig sind; aber hier liegt nichts näher vor uns, als der titanische Plan, das Trauerspiel der geschwungenen römischen Republik poetisch nachzudichten. Grabbe geht hier wie in allen seinen historischen Dichtungen von dem Gedanken aus, die ganze Weite der historischen Anschauungen aus sie schaue: er schreibt die Schlacht, die Verhandlungen, die Schlachten; er teilt alle mit einem Auf im Pfeil, aber er verlacht es, was wir eben nannten das Epos dramatisch haltig zu machen: mitgeht Regnet der breite Strom, in kräftigem Rauschen schallt von Wellenmaß die Ferne. Der Gutwurf schaut in seiner Ausführlichkeit fast einer Ausarbeitung gleich; ebenso ist Grabbe's eigentümliche Talent der Gutwürfe; in der Ausführung tritt, von den stofflichen Fesseln kaum verhält, die Fülligkeit seiner Lebensanschauungen, die geniale Kürze und die mangelnde Sicherheit hervor. — Zwei

aber haben beide Helden eine vollkommene, innerliche, psychologische Entwicklung, was in der Art in keinem seiner späteren Stücke der Fall ist: der durchaus dramatische Gegenstand gab es hier an die Hand. Marius, flüchtig, auf den Trümmern Karthago's — wie kannte Grabbe anders beginnen! — gefangen und gefesselt von den Seinen, in seiner Nähe zu wahnsinniger Wut gereizt, zum siebenmaligen Consul und noch einmal Roms Herr: so steht er begreiflicherweise über den hingeopferten römischen Senat am Fuß des Jupiter Stator; da tritt ein Bote hastig ein, kaum schaurig rasch er aus: Sulla ist gelandet! Sulla! wiederholt Marius in unaussprechlichem Aufschrecken und wie ein Echo im Gebirgswalde wiederhallt Sulla, Sulla im unheimlichen Dialog. Da ist der Name des Gewaltigen, der fast mehr als seine eigne Gegenwart wirkt, der seinen Schreckbilde der alte Marius zum Halluzinieren, zum Trinker, zum altrömischen Schicksalserzähler wird — bis er wenigstens groß, im Angesichte seines zurückkehrenden Heeres, zu sterben weiß. In Sulla ist dagegen, was dem Marius fehlt, die gewaltige Ueberlegenheit des Genius, die mit den Schwierigkeiten schwer kargt, da sie sie spielend löst, und der das Glück beständig zuzutreiben scheint, so daß er sie selbst lenken muß.

Nur immer weiter Freunde! Sieg auf Sieg
gleicht uns, und auf den Wolken tollen
in wildem, tollem Schwarme auch die Leichen!
Ich weiß es an der mondlichen Hast
in der die Erde hier die Winde' und Wind
in Ungestüm, Wirbel in der menschlich, wie
die Wetter wären keine Wetter, wenn
der Mensch sie nicht mit allen Leidenschaften
hoch schwarz hätte' rasend schäumt'
ich bin mich selbst, und unter seinem Namen
mit Sulla kühn will ich meinem Leben
entgegenjagen!

(Ein Soldat mit freudigem Gesichtsausdruck)

Sulla tot! —

Sulla.

Wie toter Mann hier nicht existiert! Ich
bin Sulla! Sulla ist der Triumph!
Die Welt steht hier auf Roms Mauern
ich kann mich dem Schicksal beugen,
der Mensch hat sie schon angefaßt;
doch meine Schwerter läßt sie sie nicht heben.
Ich aber schwinge sie hier in der Rechten
und schwinge meinen in der Nachbarin!

Voll Ernst hatte Sulla's Gemahlin Metella Jugendlust und Uebermut in seiner Nähe und weilte ihm nun von den Schrecken der Marianer in Rom, da rollt ihm das Volk und seine Soldaten schon die unabsehbaren weißen Zelte, die er im Rücken hatte, größer werden: schwere Zeichen der unbeschränkten Volksherrlichkeit. Aber er ist sich seiner Volkstümlichkeit immer bewußt, er kennt sie und weiß ihre Zuverlässigkeit zu beurteilen, ja sogar zu benutzen. Er erkennt die Gewalt seines landsknechtischen Straßenrechts, das er über Italien und Rom verhängt, so sehr an, daß die Zaudrer der Gegenpartei und Unschuldigen in der That kein Mitleid mehr bei ihm in der Möglichkeit liegt. Also weist Sulla, Grabbe's Urenkel, dem wilden Catilina, ihm zu folgen:

Fort Weib
Gesellung! Mensch! Catilina kann
in meiner Hütte' nicht und Du! auch Leben!

Sulla.

Warum?

Das Weib schweigt.

Warum?

Sulla.

Ja, sag' mir das! — Warum? —

Nun endlich steht er am Ziel. Er hat gesiegt, er ist vom Senate zum Dictator perpetuus ernannt, er hält seinen Einzug in Rom halten. Die Straßen füllen sich, die Balkonen gleich Kranzgewinden, Triumphbogen ziehen sich auf, Weihrauch erfüllt die Luft und der Triumphzug für Sulla über alle seine besiegten Feinde, von Mithridates an, beginnt. Er geschieht genau in der herkömmlichen Form. Der Jo triumpe der Siegbegrüßten, mit Siegesfahnen geschmückten Soldaten schallt donnernd zum Himmel. Gefangene Fürsten, erbeutete Waffen, Gold, Weihrauch, Alles wird dem Sulla vorangeführt. Aber jeder Blick erwartet nur ihn, jedermann spricht nur von ihm. Er ist der Herr der Welt,

Der Gestalt liegt wie ein
gebrannter Sklave unter seinem Fuß,
Lorbeerbekränzt, wie den Mittelpunkt der Planeten
begeht das Volk sein Fächeln.

Mit einer Purpurtoga geschmückt, erscheint er endlich auf dem von weißen Rossen gezogenen Wagen. Seine Gemahlin Metella, im prächtigsten purpurglänzenden Gewande begrüßt ihn, wie es vorgeschrieben, von einem erhabenen Sitze aus mit Beifallen. Er überblickt mit einem Blick die unermeßliche Fülle der Macht und Herrlichkeit, die ihn umgibt. Da faßt es durch seinen Geist. Diese Alles ist mir wenig, ich bedarf es nicht. Das Wenige hab' ich gethan; darum bin ich mir selbst genug." Er winkt, das Triumphgeschrei schweigt, laut erklärt er, daß er seinem Amt hiermit entsage. Seine Siegeszeichen müssen die Fasces niederlegen. Die so Gefangen gewesenen Gefangenen erhalten alle Auszeichnungen vom Gefängniß bis zum Niedrigsten. Sulla aber reicht lächelnd seiner Gemahlin Metella zu sich, gibt ihr abermals den Herrscherstab in die Hand, und lebt für sie, mit ihr auf seinem Landgut bei Cumae in heiterer Ruhe und Abgeschiedenheit zu leben — und so endet das Stück.

Man will recht nicht zurecht werden, wenn man behauptet, daß der Entwurf dem Ausführen in der Poesie nichts nachgibt. Freilich ist vom Entwurf zur Ausführung noch ein großer Schritt, und bei ihm groß erscheint später Grabbe fast immer, und eben nur darum ist er kein ganzer Dichter. Nehmen wir aber so manchen Versen, die, ohne großen Dimensionen thätig zu sein, in den Schilderungen des Details schwelgt, so können wir auch wohl einmal uns an einem klein-wirklichen Bilde erfreuen, erwacht er nur in Momenten zur wahren Größe. Grabbe's eigentümliches Talent, die Weltgeschichte zur Poesie zu machen, ohne sich zu entfernt, Weltgeschichte zu sein, diese eminente Talent leuchtet wohl zur Genüge hervor. Diese so völlig zusammenhaltenden Worte Grabbe's, das dem Stoff und dem eben besprochenen nahe steht, die Charakteristik ist in seiner bekannten Knappheit und seinem einzigen plastischen Tod auch seinen meist gelungen. Auch in ihm ist ein tendenziöser tragischer Gehalt angedeutet: die Welt schreitet an dem Krämergeiste, dem Egoismus, der Weltstadt und dem bloßen Führen einer Sonne des Weltlichen und Irdischen vorbeiführenden großen Hauptcharakters, der sich mit dem Cäsarismus entpuppt, als es nur noch Zeit zeitlebig zu werden ist

Der Name Krieg' unermeßlicher Krieg'
ruft die Gestalt des Feldherrn in das Marktgewühl,
„Hat, schaut aus nicht so —"
schallt es ihm als Antwort entgegen —
Sie kommt, da kommt der Afrikanische Caravanen! Ha, die Kameele, Pferde und Straußen!

das Sprüngt, das bäumt sich! Wie da bieten die Elephanten schnaubend die Rüssel erhoben! die Löwen, wie sie an den Gitterstäben ihrer Käfige knirschen, wie die Panther brüllen, wie Giraffen den Hals recken! Prächtig!

Aber der herrliche Stoff ist knapp ausgeführt, durch das Streben, wieder das ganze Gebiet der Geschichte zu umfassen (der 2. und 3. Punische Krieg werden sogar in Eins gezogen, beide Scipionen neben einander gestellt) bleibt die Grundidee, bleiben auch die Hauptcharaktere so unentwickelt, daß wir, wie gesagt, auch hier nicht mehr als einen Entwurf haben. Wir dürfen schweigen von den beiden Hohenstaufen-Dramen, Friedrich Barbarossa und Heinrich VI., die auf dem Raumerschen Geschichtswerke beruhen, die echt Grabbisch sind, d. h. voll glänzender Blicke, ohne das schwerste, vielleicht unbezwinglichste aller poetischen Probleme, unser Mittelalter uns poetisch zugänglich zu machen, lösen zu können. Wir dürfen vollends schweigen von seinem Don Juan und Faust, einem Stück, in dem nur das colossale Magnet aus einen Augenblick interessirt, den nordischen und südlichen Geistesbruder neben einander zu stellen, die noch dazu beide ächt, der eine in Göthe's erhabener Poesie, der andere in Mozart's zauberischer Musik, ihr verklärtes, göttliches Leben, jeder wie es seiner Natur entsprach, empfangen hatten — und getrost, abweichend von der chronologischen Folge, zu Grabbe's Hermannsschlacht über. Auch Kleist hat eine Hermannsschlacht gedichtet, beide Männer stehen also hier auf einem Boden, auf dem am leichtesten ein Vergleich sich anstellen läßt. Da wir beide Männer einander stellen, so wird gerade bei diesem Stück die Vergleichung lockend und lehrend sein. Wir haben auf der einen Seite den Idealisten, auf der anderen den Realisten; hier ein Festgedicht, dort ein historisches Stück. Kleist schrieb sein Gedicht unter dem entsetzlichsten Druck der Napoleonischen Fremdherrschaft. Daher gährt in ihm Alles von unsterblichem Ingrimm, von deutschem Zorn, der so tief ist, wie deutsche Liebe. Die Ahnung der Pläne, durch die Thusnelda den glatten, schmeichlerischen welschen Fürsten, den sie doch selbst noch so artig gefunden, zerschellen läßt, hat gleichsam die Verkörperung jenes unerträglichen Druckes, wie er damals vor allem das gepreßte Preußen erfüllte. Jene liebenswürdigen, höflichen, galanten, fast den Schein der Gutmüthigkeit tragenden Römer, die kaum merklich einmal die Krallen ausdrücken, so sind sie rechten Söhne der grande nation; so sahen theils heimlich, theils vertraulichen deutschen Höfen hat sie ihn umgebende Zeit manches Porträt geliefert; Marbod und Hermann, die endlich die Faust so reichen zur gemeinsamen Vernichtung der Feinde, sind Oesterreich und Preußen, und getreu der halb folgenden gutmüthigen, vertrauensseligen Politik bringt Preußen-Hermann sich vor Oesterreich-Marbod, Andreä und unter anderen Verhältnissen Schaf Grabbe. Also hing die Hermannsschlacht mit der Gegenwart lebhaftest durch die Hermannsäule zusammen, die von dem Gipfel seines Teutoburger Waldes deutschaum sollte auf die bisher etwas wenig fertig gewordene Einheit, im Uebrigen war sie ihm nur Geschichte. Sie sind seine Römer auch wirklich die römischen Veteranen, die in Vater's Schule gebildet sind, die römischen Aristokraten, die auf den Höhen römischer Weltherrschaft gesessen sind. Text sagt der Barus nach dem ersten Schlachttage auf dem aufgeweichten Feld des Vogesen, Angesichts der hinsterbenden Leute wird der nächstere Mann poetisch, sein Blick trägt ihn an die anderen Enden der Welt, früher, glücklicher Tage leben vor ihm auf. „Jenseits ist ein schönes Land — das Meer spült da leiser an die Küsten, als hier der ewige Regen auf die Thäler hinniederrauscht." Grabbe's Deutsche sind rohe Naturkinder, barbarischer wie sie von ihm, wie sie von Tacitus Mutter lebten; Grabbe's Thusnelda nach seinem eigenen Wort, wie die Meierdirn vom Fähnhof. Und so kommt es in diesem Realismus zu Zuständlichkeiten, wie jener Mittagsruf des Knechts und Mägde, zu dem „Schweinsjunge, fett", das uns wieder ein Lächeln abnöthigt. Irgendwo ist auch in diesem Stücke der Blick in die Geschichte ein grellartiger, und es ist ein Klang der Verzöh-

sung mit Grabbe's wildem Wesen selbst, der aus diesem seinem Lebensgang nur entweder einen tiefen Blick am Schlusse des Gedichtes tief zum heiligen Lebensblick wird. Der Verbannte Augustus hat die Schreckensbotschaft der Vernichtungsschlacht bekommen, sein weltberühmtes „Varus, Varus!“ gerufen — dann fährt er fort (zum Theil mit den Worten des Tacitus): „Zwölf hundert und einzig Jahre stand Rom, als es unter Metellus und Papirius Carbo's Consulat zum erstenmale hörte, daß die Cimbern in Waffen seien; wir vertilgten sie, doch an Deutschland haben bezwingen wir mehr als hundert Jahre umsonst — glaubt mir, Rom altert, wie die Weltgeschichte. Es beginnt eine neue Zeit: nicht blos aus dem Norden, auch aus dem Osten naht sie. Der Schilf des Jordans flüstert wundersame Sagen. Jeremias schreibt mir: drei Könige aus Aethiopien, Arabien und Indien hätten einen Stern gesehen, der sie mit Strahlen nach Bethlehem gewinkt haben soll. Sie sind dem Sterne gefolgt, sind dort zusammengetroffen, und haben ein Kindlein gefunden, zwar nur in einer Krippe liegend, doch sammt seiner Mutter umleuchtet von wie grabenem Himmelsglanz. — Jesus Christus nennt man den Wunderknaben.“ —

Wen der Ahnung angeweht, wie sie der echte Dichter vor den Ereignissen empfindet, begann Grabbe wenige Monate vor der Juli-Revolution 1830 seinen Napoleon oder die hundert Tage. Zwanzig Jahre erst waren vorüber, seit dem Schlusse der erhabenen Tragödie, die so in der Wirklichkeit spielt; zwanzig Jahre erst seit jener Schlacht, die freilich schon an sich poetisch, plastisch und dramatisch ist, wie keine sonst in der ganzen Geschichte — da unternahm Grabbe das ungeheure Wagniß, diesen noch so nahe liegenden Stoff zu behandeln. Und dieses Wagniß ist ihm gelungen, nicht im Sinne der Bühne zwar, aber doch ist es, als ist die Geschichte selbst als Mahr ihm erschienen und habe ihn betrübt. Immermann sagt in seinen Memorabilien, er habe auf der Düsseldorfer Bühne auch Grabbe's Napoleon aufführen wollen „barocovide, phantasmagorisch-halluzinatorisch“ wie er sich ausdrückt. Es ist schwer, sich eine deutliche Vorstellung von diesem Plane zu machen. Das Stück nimmt, wie kein anderes, theater- in der unbeschränkten Majestät der wirklichen Geschichte. Auch hier ist Alles kühnigster Realismus. Da kommen Phrasen vor in dem Stück, viele, ungeheuerliche, fast in jedweder Mund gelegt; aber es sind die Phrasen der Nationen, die mit Blut in die Bücher der Geschichte eingetragen worden, Phrasen, wie sie gleichsam die Repräsentanten einer fast unübersichtlichen historischen Summe sind; Phrasen, aus denen es sich den lustigen Scherz der Dichtung wohl, der nun einmal um die Wirklichkeit der Dinge gebunden werden muß. Hier sehen in der Naturgröße des Stücks das Treiben einer ferneren Hauptstadt, das Getriebe einer Nation, das anfängt sich zu constituiren, d. h. geschichtlich zu werden; wir hören die verschiedensten Auffassungen, die keine andere Nichtigkeit kennen, als die Natur, keine andere Macht, als Napoleon; wir sehen das wilde Träumen am Ziel der jahrhundertelangen Bewegung, eine Reaction, die sich freut, daß Alles, selbst die alte Erbfeindschaft, todt ist, weiter da ist, die nichts gelernt und nichts vergessen hat; und dann sehen wir den Gewaltigen, Verbannten auf seinem Eilande, einsam hinausschauend auf das weite Meer, das so weit ist, wie seine Pläne und Gedanken. — Es ist ein Wort so ein. In den hellen Gegensatz Alles ist Napoleon der Lenker, selbst ohne Hand die Fäden der Action wie das Schlangenhaar des Medusen gekrönten Haupt, und der noch einmal der große Kaiser wird. Der Gesichtspunkt für Napoleon und die Franzosen blieb Grabbe, als Grabbe die 100 Tage schrieb, in Deutschland; es war eine Verherrlichung für die rohen rohen Repräsentationen der Nationalität. Die deutsche Nation wollte es sich von dem französischen Volke Heinrich Heine's und von der arrogantesten Staatsweisheit Ludwig Börne's nur in etwas manierirten Worten sagen lassen, was etwas später die Aufrichtigkeit A. Auge's ihr unverblümt sagte: sie sei eine niederträchtige Nation. Und doch war sie es höchstens darin, daß sie sich so etwas

sagen ließ. Andreas Grabbe. Lange, ehe die gesamte Zeit, lange, ehe ein Volk, Dresden, Häuser und Autore durch ihre eben so patriotischen als bitterlich betrauenden Arbeiten der deutschen Nation wieder Achtung vor den Helden der Freiheitskriege einhauchten, hat Grabbe neben der hinreißenden Glorie der Franzosen und des großen Kaisers auch die mutige Heldengestalt unseres Blücher, die mit ehrer Jugendlichen gespannte Begeisterung der preußischen Jugend, die kalte Tüchtigkeit des Engländers mit gleicher Liebe, Gerechtigkeit und Wahrheit dargestellt; ja, es hat schon das preußisch-deutsche Nationalthum als das nothwendige Resultat der Freiheitskriege, als die Leitung der Zukunft angekündet. Und was die Schwäche, die französische Schlagfertigkeit des Stücks anbetrifft: mag es hier genügen, beispielsweise nur an die Katastrophe zu erinnern. Napoleon hält auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance, eben will er den letzten Stoß gegen die schon erschütterten Engländer führen: „Garde, Vorwärts!“ ruft Cambronne — da pfeifen die ersten Chassepotkugeln fahlen vorgetrommelter preußischer Infanterie nahe hinter Stabe vorüber, da tönt das so weltbekannte Klagelhorn des preußischen Jägers zu seinen Rechten. „Einige Dragoner hin, die verfolgten den jungen Zollstock zu ergreifen!“ befiehlt Napoleon. Aber schon sprengen in wilder Hetze seine Adjutanten heran:

Erster Adjutant.

Sire, Gnade! Der ganze Corps von Bülow ist voll Preußen!

Zweiter Adjutant (hastet).

Sire, Leben. Schon leuchtet preußischer Helmbusch im Walde von Frischemont. Der General will, seinem Auftrag entgegenkommen.

Dritter Adjutant.

Sire, Sire! Retten! Die wilden Jäger des Engländers sind aus dem Walde von Frischemont, schießen Pferden und Reitern mit gezielten Carabinern die Köpfen ohne Fehlen von ihren tollkühnen Reitern ab.

Napoleon.

Flüchtet? — Retten? — Ihre Corps wollen Canonen sein.

Adjutant.

Sire, sire. Ja sie sind, wollen sie sein vom Blücher; immer heißt's nur ihre Hand. Sie trieb die Wilden brüderlich Pferde vor Pferden gegen die vor sechs Stunden in voller Canonirung.

Napoleon (für sich).

Der Teufel war nicht von der Seine von Rudesheim.

Adjutant.

Sire, Sire, Sie sind verloren! Die Nacht naht mit den Preußen! — Sire, Sire, die Schlacht geht heute noch verloren!

* * *

Grabbe ist kein Optimist, Anschauung und Skizze, Bilder bleiben verwischt, Contur auf die Fläche hin, auf den Hintergrund — Perspektive sieht Niemand mehr. Es geht einem eigenthümlich, wenn man Grabbe wie im Fieber, gleich Skizzen, Entwürfe, Masken, es war nicht die Hand, es war der Teufel, der sie gezeichnet. Nichts recht, wie damals zu Detmold am Herd — auch hier in einem so stillen Thale unsere schönen Bergketten der heilige Berg Abnoberon, der sich mit spitzigen Mützenhaut die Nacken des Teufels emporhebt und dem deutschen Volke das nationale Trauma, das Trauma der Einheit bringt! Die Einheit ist da, aber sie ist nicht Fahrt, wie der Einheit, deren Entstehung deutlich verfolgen mag — als der Einheit, wie wir Alle wollen, unser deutsches Vaterland recht groß und klein wünschen!

Der Kampf des großen Kurfürsten mit den Ständen in Preußen.

Von [illegible]

Seit dem Frieden von Oliva hatte der große Kurfürst alle seine Gedanken und Kräfte darauf gerichtet, die Hoheit seiner Souveränität in Preußen zu behaupten und zu diesem Zwecke seine Hausmacht zu vermehren. Von diesem Staatsinteresse geleitet, war er unablässig bemüht gewesen, sich Mittel zu sichern, um in seinem ausgedehnten Lande ein gutes Heer halten zu können, und die große Macht der Stände, welche sich unter der Herrschaft Polens erhoben hatte, mit der ihm eigenen Energie zu brechen. Auf der andern Seite entwickelte er eine so kluge Mäßigung, indem er die eingeführten Akzise und die Städte sich dabei einleben, auch nicht einen Punkt von ihren früheren Rechten und Privilegien aufgeben ließ. Unter solchen Verhältnissen wurde es nothwendiger Weise ein Hauptziel seiner Politik, die durch dynastische Interessen, geschichtliche Verhältnisse und die mächtige Persönlichkeit des Königs Karl Gustav und der ihm gegenüberstehenden Mächte über [illegible] Stellung und [illegible] Bedeutung [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible]

wegen seiner gemischten Bevölkerungsverhältnisse, ja sie gingen so weit, ihn als ein Werkzeug der Jesuiten auszuschreien, wozu allerdings der Umstand einen willkommenen Anlaß gab, daß sein Bruder in Warschau Jesuit war.

Bei den mannichfachen Berührungen kam vor Allem das Verhältniß des Landes zu dem Kurfürsten und der Krone von Polen zur Sprache. Die letztere hatte allerdings dem Kurfürsten von seinem souveränen Lehnsverhältnisse zu ihr freigesprochen und ihm die Souverainität über Preußen vollkommen eingeräumt. Dagegen stand die Opposition des Standes, daß ein derartiges Abkommen nur mit Zuziehung der Stände getroffen werden und erst dadurch seine Gültigkeit erlangen könne, daß dieser alle ihre Privilegien und Rechte nach wie vor bestätigen und der König von Polen dem Kurfürsten nicht eine größere Macht übertragen dürfe, als er selbst besitze. Hieronymus Minde, der hochverdiente Schöppenmeister, stieg in Vorlegung dieser Rechtssätze vor, eine Gesandtschaft nach Warschau an den früheren Lehnsherrn des Landes abzuschicken; der unruhige Generalleutenant von Kalkstein und sein Sohn stimmten ihm bei und trugen den Adel zu dem gleichen Schritte an, obwohl die Chronik sehr derartige Forderung bei Strafe des Hochverrathes verboten hatten.

Durch diese Verhandlungen und die gehässige Spannung der aus den verschiedenen Interessen einer solch gemischten Bevölkerung entspringenden Zwistigkeiten, gelang es diesmal dem Statthalter, eine Spaltung zwischen Adel und Bürgerschaft zu bewerkstelligen und die beabsichtigte Versammlung der Stände zu hintertreiben. Der Kurfürst war mit seinem Gefolge gekommen, vergeb den eigenmächtig Zusammenkommen und berief den von ihnen früher vergeblich gewünschten Landtag, um die Beschwerden des Landes zu prüfen.

In diesem Sinne wurden Instruktionen außer dem Statthalter und den Obersten noch den geheimen Rath Otto von Schwerin, ein ausgezeichnetes Staatsmann jener Zeit bei, welche sollte den Ständen im Auftrage seines Herrn vor: „wie sehr alle benachbarten Potentaten in mächtige Armaten begriffen und wie zu befürchten sehr, es möchten die schwedischen Waffen, so sich gethane in fast allen Elementen ereignet, den Ständen auch neue wohlmeinende Tractaten antragen, weshalb er den Sitz als Souverain verlangte, ohne jedoch die Privilegien verrichten zu wollen. Daß sonst Neue er nicht verwandte, zu dessen Unterhalt hätte man im Allgemeinen ein billmäßiges Beischuß gethan werden, damit künftig hier zu Lande Ruhe und feine Bürgerschaft wieder Raum."

Die Stände waren mit diesem unterthänigen Schreiben durchaus nicht zufrieden und erklärten, daß sie durch die Verbindung des Kurfürsten hinlänglich beruhigt wären und ihren Eid gegen Polen nicht für gebrochen hielten; dazu wären polnische Versicherungen nöthig. Die Souverainität sei zwar dem Kurfürsten zugesagt, nicht aber einem Schweden, der bisher der Feind gewesen. Erst König Kasimir brachte zwischen Preußen und Polen eine engere Einigung, bis sie ist ihre Bahn recht betreten. Diese Bund genügen, diese das Land einen Schutzherrn Polen geben. Dagegen hatte der Kurfürst den Ständen die Vertheidigung der Souverainität anheimgegeben, zugleich wahrte er sie davon ab, Schweden nach Warschau zu folgen, was in die eine politische Verletzung sehen würde. Nichts desto weniger verlangten die Stände gänzliche Bestätigung ihrer Privilegien, gerichtliche Beseitigung des Landtags, Errichtung einer preußischen Staatskasse und Festsetzung von jener Contribution, wenn der Kurfürst in einen auswärtigen Krieg verwickelt würde. Bei entstehenden Streitigkeiten sollte der König von Polen Schiedsrichter sein und im Falle der Minderjährigkeit die Vormundschaft führen. Da in verschiedenen Landesgegenden Krankheit ausbrach, eine Versammlung zu Stande kommen, andere dichte Schwierigkeiten entgegen den Sommer. Die Pest, welche im August sich in Königsberg zeigte, trieb den Landtag auseinander, der sich erst nach einigen Monaten wieder in Barkenstein versammelte. Diese Pause wurde von dem

Kurfürsten und seinen Räthen auf das Beste benutzt, um neue Spaltungen hervorzurufen. Besonders gelang es ihm, die Königsberger Innungen zu gewinnen und eine Partei unter der Bürgerschaft zu werben, deren Widerstand durch die trüben Zeiten, die Noth der Pest und die dadurch veranlaßte Nahrungslosigkeit gebrochen war. Der bisher vergötterte Schöppenmeister Rhode lernte die Wandelbarkeit und Unzuverlässigkeit der Volksgunst kennen, er wurde vom Landtage abgerufen und seine Gegner triumphirten über ihn.

Bald trat jedoch wieder ein Umschlag der öffentlichen Meinung zu seinen Gunsten ein, da der Kurfürst in steter Geldverlegenheit neue unerschwingliche Steuern forderte. Noch ein anderes Ereigniß trug wesentlich dazu bei, die Bürger aufzubringen. Der Kurfürst hatte 1656 eine neue Schanze, die nachherige Friedrichsburg, angeblich zum Schutze gegen äußere Feinde, in Königsberg angelegt und dadurch Mißtrauen und Unzufriedenheit erregt. In derselben kommandirte der Oberst Belcum, ein rücksichtsloser Soldat, der alles Land im Bereiche seiner Kanonen in Anspruch nahm und daselbst auf städtischem Grunde eine Bierschenke angelegt hatte. Da alle Vorstellungen nichts fruchteten, schickte der Magistrat einige Zimmerleute, um das Haus abzubrechen. Der Kommandant vertrieb sie mit Gewalt und ließ sogar auf einige Bürger, welche zwei beim Straßenraube ertappte Soldaten in die Schanze verfolgten, aus seinen Kanonen Feuer geben. Man kann sich leicht die Entrüstung der Königsberger denken; nur die Furcht vor den Geschützen hielt sie ab, die Schanze zu stürmen und dem Boden gleich zu machen. Auf die Beschwerde des Magistrats mißbilligte zwar der Kurfürst das Benehmen des Befehlshabers und ordnete sogar scheinbar eine strenge Untersuchung an, ohne diesen jedoch ernstlich strafen zu wollen. — Zu diesen politischen Zerwürfnissen gesellten sich noch religiöse Streitigkeiten, hervorgerufen durch die Geistlichkeit und Universitätsprofessoren, welche als strenge Lutheraner gegen jede den Reformirten bewilligte Freiheit sich empörten. Der eifrige Pastor Mislenta an der Domkirche ging sogar in seiner Glaubenswuth so weit, seinem Gegner, dem Professor Behm, ein christliches Begräbniß zu verweigern, weil dieser zu den nach seiner Meinung ketzerischen Lehren des heimstädter Professors Calixtus neigte und unbußfertig gestorben war. Der Kurfürst mißbilligte diese theologischen Händel und legte den hadernden Pfaffen Stillschweigen auf, wogegen diese das Volk wider ihn aufhetzten, indem sie ihn, wenn auch mit Unrecht, beschuldigten, die Lehre Luthers auf Kosten des Calvinismus zu unterdrücken und die in Preußen herrschende Kirche zu beschädigen.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß die Partei des Schöppenmeisters Rhode ihren früheren Einfluß mit nur noch größerem Gewichte wieder erlangte; sie setzte endlich die so oft angedrohte Absendung einer Gesandtschaft nach Warschau im Namen der Städte durch, an deren Spitze der junge Rhode stand, indem sie erklärten, eher dem Teufel unterthänig zu werden, als unter dem gegenwärtigen Drucke länger zu leben. Die Polen waren aus nahe liegenden Gründen über diesen Schritt sehr erfreut und besonders zeigte sich die intrigante Königin geneigt, die Unzufriedenen mit ihrem ganzen Ansehen zu unterstützen und ihren Beschwerden Nachdruck zu geben. Der Hof zu Warschau bestärkte den Schöppenmeister Rhode und seinen Anhang in ihrem Widerstand gegen die Souveränität des Kurfürsten, so daß seine Gegner kühner als je ihr Haupt erhoben und in Erinnerung an den preußischen Bund vom Jahre 1440 den verwegenen Plan faßten, eine förmliche Verbindung zu schließen und feierlich in der Kirche zu beschwören, mit der Absicht, ihre bisherigen Freiheiten unter den Schutz der polnischen Oberherrschaft zu stellen und zu bewahren. Ein solcher Schritt erschien indeß den Bürgern zu gewagt, da er offenbar an Empörung gränzte. Der Kurfürst war im höchsten Grade darüber aufgebracht und verlangte wiederholentlich die Bestrafung des hochverrätherischen Schöppenmeisters, auch sollten sämmtliche Bürger Königsbergs auf das Rathhaus vorgefordert werden, um durch eigene Namensunterschrift ihre Er-

klärung abzugeben, ob sie mit der von Rhode veranlaßten Gesandtschaft nach Warschau einverstanden oder dagegen gewesen. Aber die Gerichte der Altstadt wiesen die Klage zurück und die Oberräthe selbst riethen zur Nachgiebigkeit. Der Kurfürst jedoch verlangte, daß der Magistrat die Zünfte und die Gerichte auf das Schloß entbieten und so lange festhalten sollte, bis Rhode und die übrigen Rädelsführer verhaftet sein würden. Zugleich ließ er seine Truppen in die Nähe der Stadt rücken, um seinen Befehlen Nachdruck zu geben. Abermals waren die Bürger jetzt fest entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; sie griffen zu den Waffen, besetzten die Thore mit Wachen und die Wälle mit Kanonen, so daß der Statthalter, wollte er es nicht zum Aeußersten kommen lassen, nachgeben und die Truppen zurückgehen mußte.

Diese Vorgänge veranlaßten den Kurfürsten, selbst nach Königsberg zu gehen und durch seine persönliche Erscheinung sein gesunkenes Ansehen wiederherzustellen und seine Gegner einzuschüchtern. Anfänglich versuchte er durch Milde und Freundlichkeit die Stände zu gewinnen, er bestätigte die Landesprivilegien, erkannte die Rechte der augsburgischen Confession als herrschende Landeskirche an und versprach nichts Wichtiges ohne den Rath und die Zuziehung der Stände zu unternehmen. Trotzdem blieb das alte Mißtrauen, da er weder die verlangte Verminderung des Heers, noch die Erleichterung der drückenden Steuerlast, diese beiden Hauptbeschwerden, bewilligen konnte und wollte. Da er im Wege der Milde nichts erlangte, so beschloß er sofort mit Strenge vorzugehen. Vor Allem lag ihm daran, sich der Person des Schöppenmeisters zu bemächtigen, den er nicht mit Unrecht für den Urheber aller dieser Unruhen hielt. Zu dem Zwecke schickte er den Oberst Hille mit einigen Truppen ab, um Rhode gefangen zu nehmen. Diese Nachricht brachte die ganze Stadt in die heftigste Aufregung; die Bürger liefen mit Stangen, Aexten und Knüppeln herbei und verstrickten den Oberst Hille und seine Soldaten, die sich unverrichteter Sache wieder nach dem Schlosse unter einem Hagel von Steinwürfen zurückziehen mußten.

Wollte der Kurfürst nicht sein ganzes Ansehen einbüßen, so durfte er weniger als je sein Vorhaben aufgeben. Um zum Ziele zu gelangen, hielt er die Bürgerschaft auf die Rathhäuser unter dem Vorwande einer wichtigen Besprechung versammelt. Unterdessen rückte der Oberst Hille von Neuem, aber diesmal mit einigen hundert Reitern und Kutschwagen in die Straße vor, wo das Haus des Schöppenmeisters stand. Dieselbe wurde vollkommen abgesperrt, das Haus umzingelt und Rhode, der arglos und nichts Böses ahnend zum Fenster hinaussah, eilig nach dem Schlosse gebracht, wo der Kurfürst in Gesellschaft des Statthalters und des Fürsten Johann Georg von Dessau mit Spannung den Ausgang des gemachten Unternehmens erwartete. Diesmal waren die besten Maßregeln getroffen, dreitausend Mann ergebene Truppen standen in Waffen, um dem Volke zu wehren, Kanonen wurden aufgefahren und auf die Stadt gerichtet, die rothe Fahne wehte vom Dache des Schlosses, letztere wurde mit einer weißen verwechselt, sobald der Gefangene glücklich eingebracht war. Groß war die Bestürzung der Bürger, aber, wie es meist in solchen Fällen zu geschehen pflegt, ließen sie sich durch den festen Willen des Kurfürsten einschüchtern, sie fügten sich in das Unabänderliche und wagten keinen offenen Widerstand. Eine eigene Commission wurde ernannt, um das Urtheil über den Schöppenmeister zu fällen, für dessen Freilassung sich die Bürgerschaft, der Erzbischof von Gnesen und selbst der König von Polen vergeblich verwendeten. Er wurde des Hochverrathes überwiesen erklärt und zunächst nach Kolberg, später nach Küstrin und endlich nach der kleinen Festung Peitz gebracht, wo er bis zu seinem Lebensende in strenger Haft gehalten wurde. Der Kurfürst, welcher ihn selbst nicht für so schuldig hielt und gern nach seinem Siege Großmuth walten lassen wollte, bot ihm nach zwei Jahren seine Freiheit unter der Bedingung an, daß er seine Schuld eingestehe, sein Unrecht einsehe sollte. Der stolze Patriotismus konnte sich jedoch nicht entschließen, um Verzeihung

zu bitten; mit männlicher Würde gab er die Antwort: „er hoffe seine Lossagung von der Gerechtigkeit des Kurfürsten und verlange nichts von dessen Gnade." Sechszehn Jahre trug er geduldig die Lasten der Gefangenschaft; er starb 1678 in seinem Kerker, würdig eines besseren Geschicks.

Unter dem Vorwande der Verhaftung Rhode's berief der Kurfürst die einflußreichsten Mitglieder des Königsberger Magistrats, die Schöffen und Zünfte zu einer neuen Berathung, die natürlich seinen Wünschen und Vorstellungen noch geneigter sein sollte, als die bisherigen. Die Versammlung erkannte, nachdem sie sich eine achttägige Bedenkzeit erbeten, die Souveränität endlich an, wogegen der Kurfürst versprach, ihre Privilegien zu bestätigen. Der größere Theil des Volkes war jedoch damit keineswegs einverstanden und erwartete mit Sehnsucht die Ankunft der polnischen Bevollmächtigten, von denen die Bürger sich Abhülfe ihrer sonstigen Beschwerden versprachen. Endlich langten dieselben an und wurden festlich und mit großem Aufwande empfangen. Am 28. October 1663 fand die feierliche Huldigung statt; der Kurfürst saß zwischen den beiden Bevollmächtigten auf einem Throne von rothem Sammt; die Abgeordneten der Städte und des Adels leisteten ihm den verlangten Eid, wodurch sie ihn als ihren wahren und unmittelbaren Oberherrn anerkannten. Nur für den Fall, daß der brandenburgische Mannesstamm erlöschen sollte, würde das Heimfallsrecht der Krone Polen gesichert. Die Gegner der Souveränität mußten zu ihrem Aerger einsehen, daß der schwache König in Warschau weder die Macht, noch den Willen besaß, sie in ihrem bisherigen Widerstande zu unterstützen; sie sahen sich daher genöthigt, vorläufig nachzugeben und sich den Umständen zu fügen.

Es blieb aber noch immer eine große Zahl von Unzufriedenen, denen es nur an einem entschlossenen Führer fehlte, um dem Kurfürsten neue Schwierigkeiten zu bereiten und die wegen der fortdauernden Steuerlast schwierige Stimmung wieder zu einem Ausbruche zu benutzen. Ein solches Haupt fand sich bald in der Person des Christian Ludwig Kalkstein, Hauptmann von Liepe und Oberst eines Reiterregiments. Gleich seinem verstorbenen Vater war er ein entschiedener Gegner der Souveränität, ein kühner und entschlossener Parteimann, der, wie Rhode unter den Bürgern, unter dem Adel einen großen Anhang zählte. Er hatte unter allerlei Vorwänden den Huldigungseid nicht geleistet und erhob jetzt Widerspruch gegen das verfassungswidrige Verfahren des Kurfürsten. Dieser wandte die schon damals üblichen Mittel gegen seine politischen Gegner an; es fehlte ihm nicht an Vorwänden, da Kalkstein in in der That mehr als eine Klage bot und keineswegs ein nach allen Seiten reiner Charakter gewesen zu sein scheint. Wegen angeblicher Bedrückung der Unterthanen und verschiedener gewaltthätiger, sogar grausamer Handlungen, in seiner Eigenschaft als Hauptmann von Liepe, wurde er seines Amtes entsetzt. In wildem Zagern über den angethanen Schimpf stieß er gefährliche Drohungen aus, indem er sich vermaß, die Polen in das Land zu rufen und den Kurfürsten, der jedoch längst wieder abgereist war, zu erschießen. In Folge dieser Beschuldigungen wurde Kalkstein zum Tode verurtheilt, jedoch zu lebenslänglicher Gefangenschaft begnadigt. Auf Fürbitte der Kurfürstin bei der Geburt ihres ersten Sohnes erhielt er jedoch schon nach einem Jahre wieder die Freiheit, nachdem er eidlich angelobt, sich von seinen Gütern ohne besondere Erlaubniß nicht entfernen zu wollen. Außerdem sollte er eine Geldstrafe von 12000 Thalern zahlen, die ihm auf seine Bitten bis auf die Hälfte erlassen wurde.

Trotz der empfangenen Gnade blieb Kalkstein unversöhnt, er benutzte nur die ihm wieder zu Theil gewordene Freiheit, um nach Warschau zu entfliehen, wo er sich mit dem noch immer anwesenden, jungeren Rhode vereinigte, um am polnischen Hofe neue Intriguen gegen den Kurfürsten anzuspinnen. Laut rühmte er sich, daß er es wieder dahin bringen wolle, Preußen in ein polnisches Lehn zu verwandeln, was es früher war. Seine Kühnheit

fand einen Rückhalt und Unterstützung bei vielen Großen in Warschau, welche noch immer dem Kurfürsten nicht sein Verfahren in dem letzten Kriege verzeihen konnten. Vergebens ließ der Letztere durch seinen Residenten Eusebius von Brandt die Auslieferung Kalkſteins verlangen, sie wurde ihm unter dem Vorwande abgeschlagen, daß dieser den Oberbefehl eines polnischen Regiments übernommen und sich demnach im Dienste der Krone befinde. Ebenso wenig wirkte ein eigenhändiges Schreiben des Kurfürsten an den König und die Mittheilung der Prozeßakten gegen Kalkſtein an die einflußreichsten Senatoren, um dieselben mit seinen Verbrechen bekannt zu machen. Unter solchen Umständen glaubte der Kurfürst selbst zur Gewalt und List seine Zuflucht nehmen zu dürfen, um sich eines so gefährlichen Gegners zu bemächtigen; er befahl seinem Residenten in Warschau mit Hülfe bestochener Polen Kalkſtein zu ergreifen und nach Preußen zu schaffen. Der ergebene Diener seines Herrn hielt es jedoch für gerathen vorläufig von einem so gefährlichen Mittel abzustehn, um einen andern, minder auffälligen Weg einzuschlagen. Er stellte dem schwachen Könige die unruhige Lage des Landes und die drohende Stellung des Kurfürsten so eindringlich vor, daß jener selbst Kalkſtein den Rath ertheilte, Warschau zu verlassen und einen andern Zufluchtsort zu suchen. Er fand einen solchen bei dem Oheim des Königs selbst, Demetrius Wisnowizki, den er ganz für sich einzunehmen wußte und durch dessen Einfluß er nach wie vor gegen den Kurfürsten intriguirte, so daß der Resident sich genöthigt sah, neue Beschwerden zu erheben und seine Entfernung auch von dort zu verlangen.

Bei der Eröffnung des polnischen Reichstages erschien Kalkſtein plötzlich und unerwartet wieder in Warschau. In öffentlicher Sitzung desselben überreichte er, gleichsam im Namen und als Abgesandter der preußischen Stände, zwei Schriftstücke, worin er die Krone Polens zum Schutze und zur Befreiung von dem drückenden Joche feierlich aufforderte. Diese Schrift las der Marschall den Landboten, begleitet von heftigen Ausfällen gegen den Kurfürsten, in öffentlicher Sitzung des Reichsrathes vor. Mit allgemeiner Acclamation wurden die heftigsten Stellen seiner Rede von den versammelten Magnaten begrüßt, welche zum Kampfe bereit, den Bromberger Vertrag für erzwungen hielten und laut den Krieg gegen Brandenburg forderten. Der geheime Rath von Brandt übergab dagegen dem Könige eine schriftliche Verwahrung, in welcher er darauf antrug, den Kalkſtein zu verhören, um zu erfahren, weder dieser seine Vollmacht und Beglaubigung als Gesandter des Herzogthums Preußen habe, und wenn er diese nicht vorzeigen könne, ihn als Fälscher und Landesverräther dem Kurfürsten auszuliefern. Auf Befehl des Königs, der die Miene der Unparteilichkeit annahm, sollte der Reichsreferendarius auch diese Schrift verlesen. Der kühne Aufwiegler aber eilte, auf Anreizung des Kanzlers, die Stufen zum Throne hinauf und entriß dem Reichsreferendarius im Angesicht des Königs und des ganzen Senats die betreffende Anklage. Seine Verwegenheit rief eine allgemeine Bestürzung hervor, aber Niemand wagte, ihn zu hindern. Der erzürnte Reichsreferendarius rief zwar seinem Secretair zu, den Frechen zu züchtigen, was dieser jedoch aus Furcht vor dem gewaltsüchtigen Mann unterließ. Der König selbst gab weder seine Zustimmung noch seinen Zorn durch ein Zeichen zu erkennen; er wollte es mit keiner Partei verderben und fürchtete eben so sehr, den Kurfürsten zu beleidigen, wie den zahlreichen Anhang Kalksteins unter den Magnaten gegen sich aufzubringen.

Als dem Hauptmann so der kühne Streich geglückt war, las er selbst die Beschwerdeschrift des Kurfürsten mit lauter Stimme vor; zugleich aber lieh er die wichtigsten Punkte der wider ihn gerichteten Anklage fort. Hierauf gab er das Dokument dem ihm befreundeten Kanzler, welcher, nachdem er es durchflogen, erklärte, daß diese Angelegenheit nicht vor den Reichstag gehöre, sondern vor ein Gericht, das auf die Anklagen des Kurfürsten und die Vertheidigung Kalksteins hören und demgemäß entscheiden würde. — Sobald der Kur-

fürst von dieser frechen Beleidigung seines Gesandten in Warschau Nachricht erhielt, beklagte er sich von Neuem in einem scharfen Schreiben an den König und forderte die Auslieferung Kalkſteins dem Völkerrechte und den bestehenden Verträgen gemäß. Dasselbe mußte Brandt noch mündlich verlangen und eine Erklärung der preußischen Stände vorlegen, daß ihnen nicht in den Sinn gekommen wäre, dem Kalkſtein derartige Aufträge zu geben, indem sie zugleich ihren Abscheu über die verbrecherischen Anschläge desselben bezeigten. Kalkſtein stellte diese Erklärung der Stände als erzwungen in Abrede und gab dagegen eine andere Schrift in mehreren hundert Exemplaren öffentlich heraus, in der er angeblich durch die Stände als ihr Bevollmächtigter bestätigt und gebeten wurde, in seinem verdienstlichen Kampf für ihre Rechte fortzufahren, da ihre jüngste Erklärung für die Sache des Kurfürsten nur nach Lage der Umstände gemacht sei, sie aber ihn nicht hülflos lassen würden.

Der schwache König von Polen wagte keinen festen Entschluß zu fassen; er gab dem Kurfürsten eine ausweichende Antwort, worin er zwar versprach, Kalkſtein nicht ferner zu beschützen, aber die Auslieferung desselben unter dem Vorwande verweigerte, daß jeder Preuße in Polen durch längeren Aufenthalt das Recht eines Eingeborenen erhalte, weshalb er ohne Verletzung der Gesetze nichts gegen den Hauptmann unternehmen könne. Vergebens fügte sich der Gesandte darauf, daß Kalkſtein ein Ränkeschmied und Betrüger sei, der den König und die Republik durch falsche Angaben täusche. Der König wies die ganze Sache an den Senat, welcher beschloß, sie auf dem nächsten Reichstag von Neuem zu untersuchen. Da Brandt unter solchen Verhältnissen den Krieg fast für unvermeidlich hielt, indem der Kurfürst im Begriffe war, mit 8000 Mann in Preußen einzurücken, faßte er den kühnen Entschluß, sich mit Gewalt oder List der Person des Aufwieglers zu bemächtigen. In diesem Zwecke warb der Gesandte einige Polen unter Anführung des Fähnrich Baumgarten, außerdem stand ihm der Hauptmann Montgommeri zur Seite, ein verwegener Soldat, den der Kurfürst schon früher nach Warschau gesendet hatte, um Kalkſtein, im Falle seiner Auslieferung sicher nach Preußen zu geleiten. Diese kleine, zu jedem gefahrvollen Unternehmen bereite Schaar hielt Brandt in seiner Wohnung, die in der Vorstadt gelegen war, heimlich verborgen, um sie bei geeigneter Gelegenheit zu gebrauchen.

Durch seine bisherigen Triumphe hatte die Zollkühnheit Kalkſteins einen so hohen Grad erreicht, daß er, wie Brandt behauptete, uneingeladen und nur von einem Menschen begleitet in das Haus des Gesandten kam und sich mit ihm über seine Angelegenheiten sorglos besprach. Auf ein verabredetes Zeichen stürzten sich die im Hinterhalt liegenden Reiter unter Anführung des Hauptmanns Montgommeri auf den wehrlosen Kalkſtein, den sie nach einem kurzen, nichtigen Widerstand überwältigten und an Händen und Füßen banden. Um ihn am Schreien zu hindern, wurde ihm ein Knebel in den Mund gesteckt, sein Körper wie ein Waarenballen in eine alte Tapete gewickelt und er selbst in einen verschlossenen Wagen geworfen. Die dunkle Nacht begünstigte dies Verbrechen gegen jedes Völkerrecht; ungehindert gelangten die Entführer mit ihrer Beute in's Freie. Sie eilten, so schnell es die Pferde erlaubten, der preußischen Grenze zu. Erst, nachdem drei Meilen zurückgelegt waren, wurde der Gefangene von seiner erstickenden Hülle befreit und auf ein Roß gesetzt.

Als diese Vorfälle in Warschau bekannt wurden, regte sich das Mitleid und die allgemeine Entrüstung über diese offenbare Gewaltthat. Der Unterkanzler benachrichtigte sogleich den König, der den Gesandten des Kurfürsten vorfordern ließ; natürlich leugnete derselbe jede Mitwissenschaft, obgleich er den ihn treffenden Verdacht nicht entkräften konnte. Die Erbitterung am Hofe war außerordentlich groß und selbst der österreichische Gesandte Meersberg erklärte geradezu, daß Brandt der Urheber sei und so lange in Ketten gehalten werden müsse, bis die Herausgabe Kalkſteins erfolgt sei. Als der Kronkanzler Myelſkin sagte, daß das Völkerrecht den Gesandten schütze, erwiederte der Palatin von Kulm, das Völker-

recht schütze diejenigen nicht, welche es so gemein verletzten. Vergebens suchte Brandt die empörten Gemüther zu beschwichtigen; der Zutritt am Hofe wurde ihm verboten und auch wirklich ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen, dem er sich nur durch schleunige Flucht entzog, indem er, eine Spazierfahrt vorschützend, Warschau heimlich verließ.

Der König von Polen beruhigte sich nicht; er verlangte mit mehr Energie, als er bisher gezeigt, daß Kalkstein frei nach Warschau zurückgeschickt und die Urheber seiner Entführung streng nach dem Völkerrechte bestraft werden sollten. Der Unterkanzler, ein Freund des gefangenen Hauptmanns, und der litthauische Feldherr Paz verlangten, sogleich den Krieg zu erklären und in Preußen einzufallen. Dagegen erwiderte der Kurfürst, er habe dem Könige und der Republik hinlänglich die entsetzlichen Verbrechen Kalksteins nachgewiesen und umsonst die Auslieferung dieses gefährlichen Hochverräthers verlangt; daher hoffe er, daß der König die, welche den Verbrecher in die Hand des Kurfürsten geliefert, weit eher durch Gnadenbezeugungen, als mit unverdienter Rache verfolgen, obwohl er selbst nicht wisse, von wem und wie die Abführung Kalksteins bewirkt worden sei. Mit dieser Auskunft war der König keineswegs einverstanden; er schickte einen eigenen Gesandten nach Berlin, der die Auslieferung des Residenten Brandt verlangte, den er als Beleidiger der polnischen Nation, als Verletzer des Völkerrechts offen anklagte; zugleich forderte er die schleunige Zurücksendung des Entführten. Auch sagte er noch die Drohung hinzu, daß künftig kein kurfürstlicher Resident in Warschau verweilen, sondern die Stadt nach Beleidigung seiner Aufträge ungesäumt zu verlassen habe.

Der Kurfürst wurde durch diese Drohungen keineswegs eingeschüchtert, sondern nur noch mehr gereizt; er erwiderte, daß die Polen Kalkstein zurückerhalten sollten, aber nur — todt. Obwohl entschieden verweigerte er die Bestrafung der Thäter; die Zurückweisung seines Residenten aus Warschau nahm er aber als eine offene Kriegserklärung an. Nichtsdestoweniger zögerte er, einen Krieg mit Polen zu beginnen, da gerade zu jener Zeit Frankreich eine drohende Stellung gegen Deutschland wieder einnahm. Auch der von ihm zu diesem Zwecke berufene „geheime Rath" stimmte gegen jede gewaltsame Maßregel und gab dem Kurfürsten zu bedenken, daß es nicht recht sei, wegen eines einzigen Menschen so viele unglücklich zu machen. Es wurde daher der Vorschlag gethan, vorläufig die Sache hinzuziehen, um Zeit zu gewinnen. Zum Scheine gab der Kurfürst dem Gesandten das nichtssagende Versprechen, Brandt und seine Helfershelfer nach Verdienst zu bestrafen. Der Hauptmann Montgomeri wurde in Königsberg öffentlich vorgeladen, inzwischen aber wohlmeinend benachrichtigt und ihm der Rath ertheilt, sich einige Zeit verborgen zu halten, bis sich die Leidenschaften abgekühlt und der erste Sturm gelegt haben würde. Auch Herr von Brandt wurde scheinbar in Ungnade entlassen und eine Art von Untersuchung gegen ihn eingeleitet, die natürlich keine weiteren Folgen für ihn hatte.

Nachdem der Kurfürst den König von Polen einigermaßen beschwichtigt glaubte, ließ er den Prozeß gegen Kalkstein um so mehr beschleunigen. Der Unglückliche wurde nach Memel gebracht, auf dessen Commandanten der Kurfürst sicher zählen durfte. Statt der bisherigen ostpreußischen Richter wurde Kalkstein vor eine Kommission gestellt, die hauptsächlich aus Nicht-Preußen zusammengesetzt war. Wie vorauszusehen, erfolgte ein einstimmiges Todesurtheil; nicht einmal die Folter wurde dem Unglücklichen erspart, um ein Geständniß von ihm zu erpressen. Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ertrug er die Qualen derselben und nichts konnte seinen bewunderungswürdigen Muth erschüttern. Ziebend empfing er im Kerker das Urtheil, welches folgendermaßen lautete: nachdem der Beklagte gütlich (!) und unwiderruflich eingestanden, daß er gegen den von ihm geleisteten Eid Preußen verlassen, in Warschau im Namen der preußischen Stände, ohne deren Vollmacht und Wissenschaft, dem König Lüge, den Kurfürsten schmähende und gegen ihn zur Feindschaft aufwiegelnde Bitt-

schriften übergeben, sei er als Eidbrüchiger, Fälscher und Hochverräther zum Tode mit dem Schwerte und zur Einziehung seiner Güter verurtheilt worden.

Nur gegen diese letzte Bestimmung erhob der Angeklagte seinen Einspruch, indem er den Kurfürsten bat, nicht seinem armen, unschuldigen Weibe und den hülflosen Kindern das Verbrechen des Vaters anzurechnen, sondern ihnen „das Stücklein Brod" auf die Güter zu lassen, damit sie nicht betteln oder gar verhungern müssen. Gerührt versprachen die Kommissarien, sich zu diesem Zwecke bei dem Kurfürsten zu verwenden.

Nun verlangte der Gefangene einen Geistlichen, um sich auf seine letzte Stunde vorzubereiten; er legte ihm ein wenigstens Theilbekenntniß seiner Sünden und Vergehungen ab, von denen der jähzornige und gewaltthätige Mann gewiß nicht freizusprechen war. An seine Gattin und die Kinder trug er ihm die herzlichsten Grüße auf, indem er sie um Verzeihung wegen der ihnen verursachten Sorgen wiederholentlich bat. Gestärkt durch den Trost der Religion ging er fast mit Heiterkeit seinem Tode entgegen. Er war so wenig niedergeschlagen, daß er, als sich sein Petschaft, welches ihm der frühere Kerker zugezogen, am Tage der Hinrichtung verloren hatte, scherzend äußerte, dieß sei ein Mittel gegen jedes Uebel. Ruhig setzte er sich auf den Stuhl, der auf einem besonderen, mit schwarzem Tuche behangenen Schaffotte stand. Der Scharfrichter schwang sein Schwert und mit einem Hieb flog der Kopf vom Rumpfe.

Mit diesem Schlage endete auch der preußische Ständekampf, da sich kein anderer Rächer fand, um ihn wieder aufzunehmen. Der Kurfürst hatte sein Ziel erreicht und war jetzt unumschränkter Souverain seiner Staaten. Die Einheit des Landes war hergestellt, die mittelalterliche Zersplitterung, die getheilten Interessen der verschiedenen Stände, der schleppende Rechtsgang und die mangelhafte Verwaltung beseitigt und die Kraft der Regierung gehoben. Der moderne Staatsbegriff verlangte um jeden Preis diese Centralisation, welche in der Souverainität ihren Ausdruck fand. Wie immer, wenn eine alte Zeit abzulaufen und eine neue beginnen soll, erhob sich ein Kampf der sich gegenüberstehenden Gewalten und Interessen. Die Stände strengten sich an, ihre alten Rechte und Privilegien gegen das absolute Herrscherthum zu wahren. Sie mußten jedoch unterliegen, weil sie nur ihre eigenen Vortheile, die Sonderinteressen der Kasten, Provinzen, Zünfte und des Adels im Auge hatten und vertheidigten, während der große Kurfürst den Staat als ein großes, unheilbares Ganzes in sich aufnahm und wiedergab. Durch ihn wurden erst die zerstückelten Provinzen ein Staat, die getrennten Stände ein Volk. Er war der Träger einer großen Idee; deshalb steht er in den Augen der Geschichte gerechtfertigt da, selbst wo der Menschenfreund ihn der Härte und sogar der Grausamkeit beschuldigen muß. Noch ist der alte Kampf nicht beendet, der in mannigfachen Formen immer wieder auflebt und sich bis auf die Gegenwart erstreckt, doch was den kühnen Bürgern in Königsberg, einem Adolf und Kalkstein nicht gelungen, wird unsern heutigen „kleinen Herrn" um so weniger gelingen, da sie nur für ihre eigenen materiellen Interessen kämpfen. Der Geist der Einheit und des Fortschrittes waltet aber eben so tief im Königsthume wie in dem Volke der Gegenwart; Beide haben von den „Ständen" nichts mehr zu fürchten, selbst wenn ihr Gespenst in der Dunkelheit noch zuweilen sein geschichtliches Grab verläßt und umgeht. Wenn der Morgen graut und die helle Sonne die Nacht verscheucht, muß es für immer entweichen.

Heinrich der Löwe und Thedel von Walmoden.

Von Heinrich Pröhle.

In der bis auf unsere Zeit fortgepflanzten Volksüberlieferung pflegen noch einzelne Züge aus der heidnischen Religion der alten Deutschen enthalten zu sein. Diese Züge haben sich in den Kindermärchen der reinen Phantasie untergeordnet. In der Ortssage haben sie sich mit bestimmten geographischen Punkten in Verbindung gesetzt, wenn nicht diese Verbindung von Anfang an stattgefunden hat, was bei allen Opferplätzen der Fall ist. In der geschichtlichen Sage sind Züge aus der heidnischen Religion mit geschichtlichen Begebenheiten oder Personen in Zusammenhang gebracht. Bei der Geschichtssage darf der reingeschichtliche Maßstab auch bei den nicht wunderbaren Zügen nicht angewandt werden.

In den bekanntesten Geschichtssagen gehören die Sagen von Bergentrückung. Wer kennt nicht die Sage, daß Kaiser Friedrich der Rothbart in den Kyffhäuser entrückt ist? Weil der Kaiser dort mit seinem Hofstaate an der Tafel sitzt, hat man in ihm Wuotan, den höchsten Gott der heidnischen Deutschen, in Walhalla erkannt. Man hat aber theils vermuthet, daß der Ort der Bergentrückung die heidnische Unterwelt sei; theils auch in der Person des Kaisers Rothbart Züge vom Donnergott Donar zu finden gemeint, welche an dem Heinamen Kaiser Friedrichs, Rothbart, einen Anhalt gesucht hätten.

Die Sage von Heinrich dem Löwen ist gleichfalls auf Wuotan gedeutet und die Entrückung nach dem gelobten Lande oder vielmehr die wunderbare Wiederkehr von dort gleicht der Versetzung in den Kyffhäuser. Ebenso ist auch der durch die Luft ziehende wilde Jäger der Gott Wuotan.

Die Sage von der wunderbaren Fahrt von und nach dem gelobten Lande, wobei das heilige Grab leicht an die Stelle einer heidnischen Unterwelt treten konnte, scheint in vielen vornehmen niedersächsischen Familien zur Zeit der Kreuzzüge heimisch gewesen zu sein. Da sie bei Heinrich dem Löwen allein zur allgemein deutschen Sage wurde und sonst verschwand, konnte die braunschweigische Familie von Walmoden späterhin einen Antheil an der Entrückung ihrem Ahnherrn Theodulus nur dadurch sichern, daß ihre Familiensage den Thedel zu Heinrich dem Löwen in das ihm auch sonst angemessene untergeordnete Verhältniß brachte und ihn im gelobten Lande mit Heinrich dem Löwen zusammentreffen ließ. Um 1549 lernte ein Schüler Melanchthons, Georg Thymus (Rice) diese Familienüberlieferungen als Lehrer eines von Walmoden in Goslar kennen und bearbeitete sie als Lehrer zu Wernigerode in einem größeren Helden- und Zaubergedichte. Dieses liegt der folgenden Bearbeitung der Thedelsage zu Grunde.

Thedel Unverzagt von Walmoden.

Aschen von Walmoden war ein Edelmann unweit Braunschweig gesessen. Seine Gemahlin hieß Bertha, sie war zu Gernrode geboren. Sie hatten einen Sohn, welchen sie Theodulus oder Thedel nannten, weil ihr Geschlecht aus Griechenland stammte. Thedel Unverzagt studirte bis in's sechszehnte Jahr in Frankreich und kehrte dann zu den Seinigen zurück. Nach kurzer Zeit wurde er zu Gevatter gebeten. Nun konnte Thedel Latein reden. Darum verstand er genau die Worte, welche der Priester bei der Taufe sprach. Auch ver-

gab er sie nicht wieder aus seinem Herzen. Nach der Taufe hielt man in alter Art ein groß Bankett mit Speise und Trank, mit Fröhlichkeit und Todtliedern. Nach der Mahlzeit bittet Thedel den Pfarrherrn, Herrn Diederich, zu sich und fragte ihn, ob er auch mit diesen Worten getauft sei. Der Pfarrer versicherte, daß es vor achtzehn Jahren geschehen sei. Weil ihm nun auf diese Weise Gottes Schutz versprochen war, beschloß der Thedel sich sein Leben lang selbst vor dem Teufel nicht zu fürchten. Den Teufel aber verdroß es gar sehr, daß des Thedels Glaube so groß war.

Nach dem Tode seiner Eltern erbielt Thedel das Haus Luther am Barenberge zum Sitze. Von da zog er einstmals mit seinem Schreiber in das Thal bei Brelem nach der Fahr, wo sie Aalen und Fische fangen wollten. Unterwegs, als sie vor den Appelhorn gekommen waren, begannen sie Spießen und Heilighölze zu hauen. Da trug sich's plötzlich zu, daß Thedel unter einige bekannte Reuter aus seiner Heimath gerieth, die doch vor langer Zeit schon gestorben waren. Vor ihnen her ritt als schwarzen Mann der Teufel, der führte eine große schwarze Fahne und saß auf einem hinen schwarzen Rosse, das sprang und trieb seltsame Geberden. Thedel erschrak nicht, gab seine Springschnur und die Glocken dem Schreiber und sagte: Stelle du die Garne alle fein gemach, ich will der Reuter wahrnehmen. Er sah aber fünf Reuter hinterher traben. Nun kam ein Gewatter daher geritten auf einer schwarzen dreibeinigen Geis. Der Gewatter fragte den Thedel, was er da mache und sagte, ob er nicht Lust dahin gegangen wäre, seltsame Abenteuer zu sehen, und ob er Lieb, Lust und Gefallen hätte, mit nach dem heiligen Grabe zu ziehen. Dann sollte er hinter ihm auf die Ziege sitzen. Er wolle es ihn hindringen und er könne das schwarze Pferd verdienen, auf welchem der weiße schwarze Mann reite. Auf dem Wege dürfe er kein Wort sagen, sonst würde der böse Feind ihm den Hals brechen. Auch unterwies ihn der Gewatter, wie er sich verhalten solle, wenn er nach Jerusalem zu Stück gekommen sei, und sprach: „Beim heil'gen Grabe sollt Ihr absteigen und Euch daselbst gar wohl bekehren. Thut, was Ihr ausrichten wollt mit Opfern, Beichten und Kirchgehen. Wenn's Euch gefällt, mögt Ihr ein Bild in der Kirche am heiligen Grabe zum Gedächtniß malen lassen. Auch könnt Ihr etwas geben zum Heiligthum. Ihr dürft dableiben bis in die andre Nacht. Wird aber zum drittenmale der Kirchring umgedreht, so müßt Ihr hinfüro wiederkehren." Thedel sagte, wenn er ihm gerathen wolle, daß er wieder auf dieselbe Stelle käme, so wolle er sein Pferd ringen und sich getrost auf die Ziege setzen, ob sie gleich nur drei Beine hätte. Er sei durch Jesu Christi Tod erlöst worden von des Teufels List. In Gottes Namen wolle er fahren.

Der Held sprang auf die Ziege und rasch ging's durch Wald und Feld. Da sie nun an das Meer gekommen waren und das heilige Land daliegen sahen, sprach der Gewatter zum Thedel: „Nun soll's nicht mehr lange währen. Faßt Euer Rüsteln und sitzet still, wir müssen erst noch über jene kleine Pfütze da springen."

Sogleich kamen sie zum heiligen Grabe und stiegen ab. Da war begraben unser Herr Christus, aller Menschen Seligmacher. Er erwarb uns das ewige Leben für den Tod, als er sich opferte für die Sünde der Welt. Er band den Teufel, trat ihn mit Füßen nieder und gab dem Tode seinen Lohn.

Thedel ließ malen zu seinem Gedächtniß ein Schild hübsch und fein. Man findet es noch heutiges Tages daselbst, wie diejenigen gethan haben, welche dort gewesen sind. Er hieß es in die Kirche hängen als sein Wahrzeichen. Auch beichtete Thedel seine Sünde und ging zum Nachtmahl des Herrn. Er that Buße und sah nichts vor sich als den Tod. Doch vertraute er auf Gott und ging muthig hin und her, sich Alles zu besehen. Zuletzt ward er unter Andern gewahr des Herzogs Heinrich, welcher damals mit seinem Löwen in dem Dome erschien.

Sobald der Ibdel Unverzagt des durchlauchtigsten hochgebornen Fürsten und Herrn Herrn Heinrich Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, seines gnädigen Herren, in der Kirche ansichtig wurde, erzeigte er seiner fürstlichen Gnaden gebührliche Ehrerbietung. Der Herzog verwunderte sich ganz über die Maßen, daß er seiner Unterthanen einen in so fernen Landen angetroffen, dessen er sich nicht vermuthet, weil seit zwei Jahren Niemand aus deutschem Lande dort vorbeigekommen war. Ibdel berichtete seiner fürstlichen Gnaden, daß er in sehr kurzer Zeit dahin geritten sei, und wie es ergangen wäre. Bald hernach fing der Herzog an den Ibdel zu fragen:

Wie geht's unserm lieben Gemahl
Mit den Kindern auf unserm Saal?
Und wie hält das Hofgesind Haus,
Weil ich so lang bin gewesen aus?

Auch fragte er:

Was machen doch die Räthe mein
Und Alle, die meine Getreuen sein?

Ibdel sprach: „Sie sind noch sammt und sonders frisch und gesund, dazu steht es auch sonst allda gar wohl. Allein die gemeine Sage ist, Euer fürstliche Gnaden sollen mit Rittern im wilden Meere ertrunken sein und Eure Schiffe wären untergegangen und versunken. Dies Gerücht ist auch vor Eure fürstliche Gemahlin gekommen, und deshalb will sie sich einen Pfalzgrafen zum Gemahl geben lassen, und das wird gewiß geschehen, wenn Ihr nicht vor Michaelis gen Braunschweig heimkehrt."

Während der Herzog Heinrich und der Ibdel Unverzagt ihr Gespräch in der Kirche gehalten hatten, war sein Gevatter daher gekommen, zum ersten Male den Kirchring umzuziehen. Er ermahnte ihn, in der folgenden Nacht nicht weit von dieser Stelle zu bleiben, damit er nicht in Leibesgefahr käme. Hierauf hat ihn der Herzog zu Gaste und nahm ihn mit in seine Herberge, um ihm schriftliche und mündliche Aufträge an seine Gemahlin zu geben. Da sie nun in die Herberge kamen und ein Diener das Pferd vom Herzoge nahm, befahl der Marschall vor allen Dingen dem Wirthe: „Bestelle auf's Beste die Küche, decke den Tisch und laß die Mahlzeit zubereiten. Gott hat meinem gnädigen Herren Botschaft beschert. Drum wollen wir guter Dinge sein und mit dem Boten den besten Wein trinken, den man bekommen kann, ehe er sich wieder auf die Reise begiebt."

Die Diener des Herzogs gaben allesammt dem weltbekannten Ibdel Unverzagt ihre Gunst. Sie fragten nach der Heimath und hörten höflicher Weise seine Erzählungen. Da nun die Mahlzeit gehalten und die Briefe zubereitet waren, kam des Fürsten berühmter Kanzler vor den Tisch gegangen, schloß die Briefe und petschirte sie zu nach rechter Art, wie sich's gehört. Er sprach zum Ibdel, der wegfertig war: „An diesen Briefen liegt unserm Herrn viel, drum bewahre sie vor Regen und laß Euch die Sache befohlen sein." Der Unverzagte nahm die Briefe an mit Ehrerbietung und versprach, sie wo möglich innerhalb vier Tagen zu bestellen. Damit nahm er Abschied von seinem gnädigen Herren.

Ehe er aber von Jerusalem wegzog, ging er in die Kirche. Er verharrte darin bis Mitternacht. Der Böse klopfte an und fragte: „Was machst du doch allein da? hoffst du vielleicht des schwarzen Mannes schwarzes Pferd zu erhalten?" Der gute Gesell kehrte sich nicht daran, daß er klopfte, und hörte wie der Teufel zum zweiten Male vergeblich anklopfte. Nach dem Rathe seines Gevatters blieb er still sitzen. Der Teufel wandte alle Mühe an, Ibdel in's Unglück zu bringen. Ibdel aber blieb zu seinem Glücke die ganze Nacht munter und folgte dem Rathe seines Gevatters, bis zum drittenmal an die Thür geklopft wurde. Der Teufel schrie laut: „O weh, o weh, ich vernehme dich! Ich hoffte, du solltest es verschlafen und mich nicht anpochen hören. Dann hätte ich Dir ein ander Lied ge-

ſungen. Allein Dein Glaube iſt ſo ſtark und ſo beſtändig in Gefahr, daß weder Berg noch Waſſer Dir etwas anhaben kann."

Bald darauf, ehe er vom heiligen Grabe wieder heimreiten wollte, gab ihm der Teufel in der Geſtalt des ſchwarzen Mannes das ſchwarze Pferd. Er ſagte ihm auch: „Als Futter gieb dem Rößlein glühende Kohlen und dazuzu ſehr ſcharfe Dornweſſen. Wenn du dies thuſt, wirſt du es gebrauchen können, wozu du es nur haben willſt. Bei Turnier, Streit und Kampf brauchſt du auf dieſem Pferde Niemand auszuweichen, Alles wird dir zum Glücke ausſchlagen. Doch darf kein Mund nicht melden, woher du es genommen haſt. Handelſt du gegen dies Verbot, ſo mußt du drei Tage danach gewißlich ſterben."

Ihdel ſetzte ſich auf das Roß und ſo kam er in derſelbigen Nacht an die Stelle vor dem Appelborn auf's grüne Gras, wo er am Tage vorher aufgeſeſſen und Abends ſpät ſeinen Schreiber beim Hafengarn gelaſſen hatte. Der Schreiber hatte ſich um ſeinen Herrn ſehr bekümmert und war in ſeiner Abweſenheit ganz grau geworden. Auch hatte er ſich nicht getraut, allein nach dem Hauſe Luther hineinzugehen. Er hing die Lappen und Hafengarne an's Reß. Ihdel ritt mit dem Schreiber nach Luther zu ſeiner Hausfrauen und trabte ein auf dem ſchwarzen Pferde. Sobald als er zu Hauſe angelangt war, nahm ſein Stallknecht das Pferd, welches gar hübſch und wohlgeſtaltet war. Niemand konnte es ſelbſt mit großer Gewalt zäumen, ſatteln und anbinden, der nicht ſein Weſen kannte.

Der Ihdel ging ſeiner Hausfrau, Frau Anna entgegen, ſie umfing ihn mit ihren Armen und hieß ihn Gottwillkommen ſein. Sie ſprach: „Viel mal ſeid Ihr ausgezogen zu ritterlichem Turnier, oft ſeid Ihr gezogen zur Schlacht, Gott hat Euch noch ſtets Sieg gegeben. Oefters iſt in Städten Euch Leid und Unglück widerfahren. Doch iſt mir noch nie ſo bang geweſen als eben jetzt. Gott ſei gelobt, daß Ihr noch friſch und geſund ſeid!" Da antwortete der Unverzagte: „Anna, meine liebſte Hausfrau, mein Leben lang ſoll mich nicht gereuen, daß ich bin ausgezogen, Abenteuer zu ſpüren und zu fangen. Davon ſoll man ſingen und ſagen, denn wahr iſt's, ich bin geweſen während des kurzen Zeitraums zu Jeruſalem, welches von hier ſehr weit iſt. So wunderbar hat Gott mich bewahret, daß ich nicht einmal Alles erzählen darf, was mir begegnet iſt. Wir wollen alſo der Sache auch nicht mehr nachſinnen, ſondern uns laſſen einſchenken vom allerbeſten Bier und Wein und wollen eſſen und dabei guter Dinge ſein." Die Knechte brachten nach aller Herrlichkeit ſehr wohl zubereitete Koſt. Desgleichen ſetzten ſie ihnen und andern Gäſten vom ſchönſten Bier vor. Bald ward die Geſchichten am Tiſche geſprochen und mit Luſt und Wonne ſaßen ſie da.

Nach der Mahlzeit friedlich fragte der Ihdel Unverzagt ehelich Gemahl ihren Junker: „Wo und wie ſeid Ihr doch an ſolch ſchwarz Pferd gekommen, das ſich ſo ungern läßt angreifen, wenn man es zäumen, ſatteln und zum Reiten allenthalben gerüſtet machen will, das ganz wild iſt, ſtrampelt mit den Füßen und reißt jetzt hin, jetzt her, geldweige denn, was es thut mit Mähnen und Schütteln, wenn Jemand im Reiten darauf ſitzt." Der Ihdel gab ſeiner Frau zur Antwort: „Heute habe ich's gekauft auf dem Jahr von einem verſchmitzten Kaufmann aus Nickerland, der da nicht wollte melden, wie er mit Namen hieß, und bezahlt mit baarem Gelde, welches ich noch von meinem letzten Zeite übrig hatte."

Am andern Morgen machte Ihdel ſich wieder auf den Weg und zog nach Braunſchweig, allda diejenigen Briefe abzugeben, die er zu Jeruſalem empfangen hatte. Er kam vor die Burg, klopfte an und begehrte im Frauenzimmer die Herzogin in eigener Perſon anzuſprechen. Da kam der Hofmeiſter an und ſprach: „Was thut Ihr vor der Thür? Niemand kommt und geht hier hinein, er nun mir erſt ſeinen Sinn ſagen. Der Unverzagte ſprach: „Ich habe, glaubt mir, heimliche Worte zu reden mit der gnädigen Frau. Ich muß ſie ſelbſt allein mündlich der Herzogin anzeigen. Solches wollt Ihr nun vortragen, dann

werd' ich nicht lange vor der Thür warten müſſen und mich bald wieder davon machen können, welches alsbald geſchehen wird, wenn ich meine Botſchaft wohl ausgerichtet habe."

Auf freundliches Bitten des Thedel Unverzagt trug der Hofmeiſter deſſen Sache der Herzogin vor und ſagte, daß der Thedel da ſei, welcher aus fremden Landen geritten gekommen wäre und ihrer Gnaden etwas Heimliches anzuzeigen hätte. Die Herzogin befahl dem Hofmeiſter, daß er den Thedel wolle in den Saal kommen laſſen. Auf ſolchen Befehl wurde der edle Held vor die Herzogin gelaſſen. Er entblößte ſein Haupt, als er vor ihr ſtand, neigte ſich mit den Knieen und erzeigte ihr demüthiglich alle ihr gebührende Ehre. Er ſprach: „Gnädige Fürſtin zu Braunſchweig, Euer Gemahl, der Herzog Heinrich, lebt noch zur Zeit und geht ihm wohl. Er iſt auch noch ſtark, friſch und geſund und liebt Euer

Thedel Unverzagt vor der Gemahlin Heinrichs des Löwen.

Gnaden von Herzen. Ehegeſtern war ich bei dem Herzog in Jeruſalem, wo er mich im Dom anſprach und mir die Hand gab. Er nahm mich mit in die Herberge und that mir eine gute Anrichtung von Eſſen und Trinken. Er entbeut Euer Gnaden ſo viel Heil und gute Nacht, als manch rothes Mündlein lacht im Jahre. Desgleichen auch ſoviel, als Sandkörner im Meere und in allen Quellen ſind. Daneben ſoviel, als Graeſtiele ſich finden auf dem Wege von Braunſchweig nach Jeruſalem."

Die Herzogin ſagte anfänglich, daß Thedel unmöglich in ſo wenig Tagen eine ſolche Reiſe gemacht haben könne. Allein Thedel übergab der Herzogin ſogleich die Briefe im Beiſein der jungen Herrſchaft und des ganzen Hofgeſindes. Die Herzogin küßte das Sieget

und ſprach weinend: „Thedel, nun glaube ich deinem Worte. Dieſe Briefe ſandte über Waſſer, Meer und trockenes Land mein Herr und allerliebſter Gemahl, welchen ich von Gott wieder haben ſoll. Du ſollſt Dich an Speiſe und Trank erquicken, bis wir geleſen haben. Du ſollſt nicht von hinnen gehn, ohne daß wir Dir zugeſprochen haben: iß, trink und ſei fröhlich.“ In den Briefen fand man, wie es dem Herzog ergangen war und was ein Jeder thun ſolle. Der Herzog aber hatte ſie ſelbſt mit ſeiner Handſchrift unterſchrieben. „Gott ſei nun Lob, Ehr, Preis und Dank, ſprach die Herzogin. Er hat meinen lieben Gemahl bewahrt auf der gefährlichen weiten Reiſe und wird ihn wohlbehalten nach Hauſe zurückbringen.“

Die Herzogin war ſehr guter Dinge und gab dem Thedel unverzagt zur Verehrung und Botenlohn etliche ehrliche Geſchenke, die da nicht zu verachten oder gering zu ſchätzen waren, als einen neuen Hut, darauf ein Kranz geheftet war, eine hübſche Ketten von ungariſchem Golde gemacht und hundert Gulden ſchwer, desgleichen einen goldenen Ring an ſeinen Finger zu ſtecken und dazu ein neu Kleid. Dabei ſprach die Fürſtin: „Du biſt uns nun ein lieber Gaſt, denn Du gabſt Leib und Leben in große Gefahr und Noth. Ein ſchnelles Pferd mußt Du gehabt haben, daß Du ſobald hin und hergekommen biſt ohne Leibesgefahr.“ Ja, ich hatte ein gutes raſches Pferd, ſprach Thedel, und die Briefe ſelber zeigten wörtlich, daß ſie vor zwei Tagen fern in Jeruſalem gedichtet und geſchrieben ſind. Dieſe Briefe ſind nun an rechter Statt, darum lobe ich Gott. Er führte mich wieder heim, wiewohl ich Tag und Nacht wandern mußte über Land, da ich ganz fremd war. Die Fürſtin reichte ihm die Hand, ehe denn ſie ihn entließ.

Thedel ging in die Herberge und ſprach: „Herr Wirth, macht uns die Rechnung und zeigt uns an, was ich und der Knecht ſammt den Pferden verzehrt habe.“ Der Wirth wollte ihm keine Rechnung machen und ſprach: „Zieht in Gottes Geleit, wann ihr wollt. Die Fürſtin bezahlt für Euch. Nehmt ſo fürlieb.“

Thedel unverzagt ritt zum Grafen von Schladen, welcher ihn ehrlich empfangen und ehrlich tractirt hat. Am Abend nahm der Teufel einen Pferdedieb vom Galgen, brachte ihn in's Schloß und ſuchte den Thedel damit zu ſchrecken, als er ſich zur Ruhe begeben wollte. Thedel aber vermerkte von Stund' an die bebende und ſchalkhafte Liſt des ſchwarzen Zauberkünſtlers, welcher ihn tückiſch um die Fichte zu führen ſuchte. Thedel war auch diesmal ganz unerſchrocken und machte kein Kreuz vor dem Böſen, ſondern war ſtark und gewappnet mit Gottes Wort. Sein Schreiber aber wäre wiederum vor Schrecken über den todten Pferdedieb faſt geſtorben. Am andern Morgen aß Thedel mit dem Grafen von Schladen die Morgenſuppe. Als der Graf ihn wegen der nächtlichen Störung bedauerte, ſprach er: „Weil ich ein gläubiger Chriſt bin, ſo fürchte ich nicht des Teufels Liſt. Der todte Dieb hätte mir kein Haar krümmen können. Treulich befahl ich Leib, Seel' und Leben in Gottes Hand.“

Von dem Grafen zu Schladen zog Thedel wiederum heim nach ſeinem Hauſe zu Luther unter dem Barenberge am Walde gelegen. Nach kurzer Zeit begab ſich's, daß Gott der Herr einſtmals den Durchlauchtigen Fürſten und Herrn, Herrn Heinrich Herzog zu Braunſchweig, friſch und geſund mit ſeinem Löwen auf dem ſehr weiten Wege glücklich heim brachte. Ehe der Herzog aus dem Lande gewandert war, hatte er ſeine ungehorſamen Städte verſtört und geſtraft. Jetzt war er angethan mit großer Macht und aß und trank ganz friedſam, und ließ ſich nur noch angelegen ſein, wie er das Beſte bekommen konnte für ſich, ſein Gemahl, ſein Hofgeſind und ſeine Gäſte. Damit in allen Landen das Geſchrei von ſeiner Rückkehr möchte erſchallen, erklingen und kund werden, ließ der Herzog an andere Fürſten, Grafen, Ritter, Edelleute, Nachbaren und bekannte Herren in den Städten Briefe ſchreiben, darinnen er ſie zu ſich berief und bat, daß ſie zu Braunſchweig auf dem Meeshauſe erſcheinen möchten, da dann in ſeiner fürſtlichen Stadt ein prächtig Bankett

mit großem Triumph, sonderlicher Ergötzung und herrlicher Solennität sollte gehalten werden. Zu solchem Wohlleben war neben vielen Andern der Ibedel desgleichen mit eingeladen und gefordert worden, daß er dahin kommen und sich einstellen wolle. Der Ibedel kam deswegen alda sammt andern geladenen Gästen mit seinem Diener zu Hofe mit eingeritten. Da nahm sein Knecht ihm das Pferd ab. Ibedel rüstete sich alsbald und zog ein neues Kleid an, das nicht wenig Gulden werth war und mit welchem er ging und den Fürsten in der Burg zu schauen begehrte. Bald sah er ihn in der Burg spazieren gehen. Der Herzog gab ihm die Hand, empfing ihn und hieß ihn willkommen, wie der gemeine Brauch und Gewohnheit ist, wenn fremde Leute zu einander kommen.

Ibedel wünschte dem Herzog Glück zu seiner Heimkehr. Dann sprach der Herzog: „Komm, laß uns in dem Gemache die andern Gäste empfangen." Der Unverzagte antwortete: „Gnädiger Herr Herzog Heinrich, ein Fürst Wohlgeboren zu Braunschweig! Die Lande an der Weser, am Rhein und an der Elbe gehören einzig Euer Gnaden! Unter den Fürsten des Reiches ist Niemand Euch zu vergleichen. Ich sage es offen, daß ich mich verpflichtet fühle, Euch Dienst zu erzeigen, denn leugnen kann ich nicht, daß ich Euer Unterthan bin, dazu Euer Gnaden Lehnsmann und als der will ich begraben werden mit meinen Kindern und allen Erben."

Da erzeigte ihm der Fürst große Wohlthat, wie gemeiniglich fromme Herren ehrlichen Leuten pflegen. Die fremden Gäste empfingen sie mit einander. Bald ließ der Herzog den Marschall fordern, dem er Befehl gab, daß sich die Gäste zu Tisch setzten. Das geschah, nachdem die Trommeter zur Tafel geblasen hatten. Hernach fing man an zu essen, zu trinken und Summa Summarum fröhlich und guter Dinge zu sein. Ueber dem Essen ward einmal von etlichen verordneten Ganteritus auf das allerlieblichste gesungen, das andermal von den Spielleuten auf mancherlei Instrumenten geschlagen. Nach der Mahlzeit ward getanzt, item ein herrliches Turnier gehalten mit Rennen, mit Stechen, mit Fechten, mit Ringen, mit Springen, mit Singen und allenthalben eine freudenreiche Ergötzung und vielfältige Uebung im Ritterspiele getrieben, dergleichen wohl niemals zuvor geschehen werden. Bei jedem Thun und Fürhaben wurde stets Junker Ibedel als der Fürnehmste an der Spitze im Spiele befunden, welcher sich daselbst als ein tapferer edler Held ritterlich mit der That auf mancherlei Weise erzeigte. Stets behielt er den Platz und das Feld. Kohlschwarz war das Leibpferd, welches er in Jerusalem gewonnen hatte. Der Herzog ließ ihn zu sich holen und sprach mit hellen Worten: „Du hast uns heute hoch erfreut, weil Du Dich so ritterlich erwiesen hast. Du hilt von Deinem schwarzen Pferde noch nie auf die Erde gefallen. Auch strauchelten Du keinmal. Fürwahr, Du trägst großen Ruhm daran. Wir sind an vielen Höfen gewesen zuvor und auch auf dieser Reise nach dem fernen heiligen Grabe und anderswo zu mancher Zeit, wenn wir nach entlegenen ausländischen Orten zogen, da wir manch ehrlich Ritterspiel mit Rennen, Stechen, Fechten und Turnieren gesehen haben. Aber desgleichen wie nun heute von Dir geschah, haben wir nie gesehen."

Nach dem Ritterspiele ließ der Herzog abermals zu Tische anblasen. Bald trugen die Tischdiener zum herrlichsten Essen auf von Fischen, Vögeln, Wildpret und anderem Fleisch, desgleichen mancherlei köstliche Getränke von Wein und Bier. Nach dem Essen trat eine hübsche zarte Jungfrau hervor und setzte auf Bestellung des Herzogs dem Ibedel einen güldenen Kranz auf's Haupt, daran ein Kleinod von edlem Gestein in köstlichem Gelde hing, vermöglich weil Ibedel bei dem Ritterspiele es allen zuvorgethan hatte. Ibedel bedankte sich dafür und tanzte mit der Jungfrau hervor auf den Platz. Der Herzog holte ihn auch beim Tanz vor Allen. Ibedel aber dankte in seinem Herzen dabei der heiligen Dreifaltigkeit für alle empfangenen Wohlthaten und bat, daß ihm als einem armen Sünder Gott gnädig sein wolle in seinem letzten Ende.

Als nun der Ibbel Unverzagt so hoch gefeiert wurde, fand sich alsbald ein Ritter, welcher ihm das Alles mißgönnte, und erdachte tückische Ränke. Deshalb sprach er zum Herzoge: „Hochgeborner Herzog, von Gottes Gnaden seid Ihr anerkeren ein Fürst der Baiern und Sachsen, dazu habt Ihr noch mehr Land und größere Ehre, weil Ihr ein Herr zu Braunschweig seid. Im ganzen Reiche findet man keinen Fürsten Eurer Gnaden gleich. Nun will ich Euch sagen, daß gar kein Mensch auf Erden ist, wie hoch er auch herfähret und schwebt, den man nicht leicht erschrecken könnte. Es ist auch der Ibbel Unverzagt wegen seiner Jugend und Unerschrockenheit zu hoch erhaben und gar wohl zu erschrecken. Traun thut, wie ich Euch sage. Wenn Ihr früh in die Kirche reiten wollt, so laßt eine kleine dünne Feder vom Schlafe im Barte stecken und befehlet, mit alleiniger Ausnahme des Ibbel Unverzagt, dem Hofgesinde, daß Niemand sich unterstehen solle, sie herauszuziehen. Dann wird der Ibbel schwerlich unterlassen, sie Euch aus dem Barte zu ziehen. Alsdann laßt Euch auf dem Pferde nicht merken, daß Ihr wisset, was er will, sondern thut, als meintet Ihr, daß er Euch heimlich etwas in's Ohr sagen wolle. Wenn Ihr ihm nun das Ohr hinhaltet, sollt Ihr ihm nach der Hand schnappen und beißen. Dann kann's nicht fehlen, er wird sich erschrecken."

Solche Rede gefiel dem Herzoge wohl und am nächsten Morgen brach er früh zur Kirche auf. Auch ließ er sein Hofgesinde zusammenfordern, um ihn zu begleiten. Da nun der Ibbel unter den Hofräthen sein tapfer Haber getreten kam und in des Fürsten Barte eine Feder stecken sah, ging er vor des Herzogs Pferd und wollte sie mit sittsamen Geberden herausholen. Der Fürst neigte sich zum Unverzagt nieder, und da dieser nach der Feder griff, biß ihm der Herzog nach der Hand. Der Unverzagt aber entsetzte sich darüber gar nicht, sondern gab dem Fürsten einen Backenstreich auf sein Angesicht, daß es klang. Dabei sagte er entrüstet: „Sind Euer Gnaden ein Hund worden? Hättet Ihr nicht gebissen, so hätte ich nicht geschlagen. Dieweil Ihr Ernst angegeben habt, müßt Ihr auch wiederum Ernst einnehmen." Da sprach der Fürst: „Ibbel, wir schwören bei Jesu Christ, wenn's uns ein Andrer gethan hätte, wollten wir es nicht ungestraft lassen. Weil wir einem Narrenrathe gefolgt sind, haben wir Narrenlohn erhalten." Der falsche Rathgeber kam in große Ungnade und mußte das Herzogthum verlassen. Da er nun sich hinweggemacht hatte, setzte sich der Herzog mit den Gästen zu Tische und ließ Essen und Trinken nach aller Herrlichkeit und Fülle auftragen, damit er solches Leids vergäße. Als er fort war, stand der Tisch gedeckt. Die Diener brachten köstliche Fische, der Koch richtete köstlich Wildbret in der Küche an, gut Bier ward in die Gläser geschenkt und man goß Wein in die Becherz. Die Gäste aßen und tranken und wurden darüber voll Freude. Der Fürst, welcher mit zu Tische saß, vergaß darüber alles Leid. Nach dem Essen ließ er ein braunes Roß dahertraben, das war wohl hundert Gulden in Golde werth. Das schenkte er dem Ibbel als Lohn der Unerschrockenheit. Ibbel nahm das Pferd mit großem Danke an und zog wieder davon.

Ibbel wollte jetzt eine Zeit lang bei den Seinen daheim bleiben. Allein der Bischof von Halberstadt sandte ihm von seiner Burg Langenstein einen Fehdebrief. Ibbel brachte nun tausend Mann Fußvolk und dreihundert Reiter zusammen. Sie rannten dem Vieh im Felde nach und trieben's hinweg. Als man's ihnen wieder abjagen wollte, wurde der Bischof selbst, der mit im Zuge war, gefangen genommen. Für tausend Mark kaufte er sich nach einem Jahre wieder los.

Nicht lange darauf wurde dem Ibbel sein Weib sehr krank und starb. Der tapfere Held Unverzagt ließ den verstorbenen Leib zu Goslar in's Münster bei seiner Vorältern Leiber begraben. Der Leichnam wurde vom Hans Luther in die kaiserliche freie Reichsstadt Goslar gebracht. Da begrub man ihn mit köstlichem Begräbniß. Eine große Menge Volks folgte im langen Zuge. Alle sangen dabei hell und fein zum Himmel hinan.

Hierauf lieh Ibedel all sein Gut seinem Sohne und zog nach Livland zu den Schwertbrüdern. Hier that er Wunderwerke auf seinem schwarzen Pferde und tödtete viele Heiden, die sich nicht bekehren wollten. Der Ordensmeister zog ihn darum allen Schwertbrüdern vor. Da Ibedel nun lange Zeit in Livland gewesen war, begehrte einst der Ordensmeister zu wissen, wie er doch an das schwarze Pferd gekommen wäre. Ibedel bat, daß er es nicht sagen müsse, weil er sonst sterben würde. Allein das glaubte der Ordensmeister nicht und wollte als sein Oberer ihm kein Stillschweigen gestatten. Da bat Ibedel noch um vierzehn Tage Aufschub, bereitete sich wie ein Christ zum Tode, eröffnete seinen Oberen das Geheimniß und starb.

Teplitz.

Zum einhundertjährigen Jubiläum dieses Bades.

Von Dr. W. Schwarz.*)

Am Südabhange des sächsischen Erzgebirges, in einem der fruchtbarsten Theile Böhmens, liegen die berühmten Badeörter Teplitz, Karlsbad, Eger und Marienbad. Tausende wallfahrten alljährlich dorthin, um Heilung ihrer Leiden zu finden, aber wenn auch das nicht wäre, so ist die Gegend an sich schon so lieblich und schön, so reich an historischen Erinnerungen aus den verschiedensten Zeiten, daß sie wohl den Besuch lohnte. Namentlich gilt dies von Teplitz und Umgegend. Kommt man von Dresden auf der Prager Eisenbahn, so verläßt man dieselbe bei Aussig und fährt auf einer Zweigbahn in das Thal hinein, wo zwischen dem Erzgebirge und dem parallel etwa bis Saaz sich hinziehenden niedrigeren, dem sogenannten Mittelgebirge, mitteninne Teplitz in einer Entfernung von etwa 2 Meilen liegt. Rechts und links wird das Auge bei dieser Fahrt auf das Mannigfachste in Anspruch genommen. Etwa auf der Hälfte des Weges liegt rechts am Erzgebirge das Schlachtfeld von Kulm, darüber die Nollendorfer Höhen, wo Kleist sich seinen berühmten Beinamen von Nollendorf erwarb. Da schimmern schon die rothen Kupferthürme von Maria-Schein herüber und dahinter ziehen sich die Häuser der Bergstadt Graupen in die Höhe, neben welchen zwischen Gestein und Ruinen die Belvedere der Wilhelmshöhe und der so berühmten Rosenburg mit ihren weißen Säulen hervorleuchten. — Auf der linken Seite am Mittelgebirge erhebt sich der Kegel des großen und kleinen Milleschauer, des böhmischen Donnersberges, denen sich andere Berge in südwestlicher Richtung anschließen, bis am Westende eine vereinzelte Kuppe das Auge fesselt, der wunderbar gefirmte kahle Bilinner Felsen, welcher aussieht, als wäre er wie eine ferne Warte auf Posten gestellt, um herüber und hinüber in's Land zu schauen. Jetzt verengt sich der Horizont auf dieser Seite, der Zug fliegt an dem lang sich hinstreckenden Teplitzer Schloßberg vorbei und nach wenigen Minuten nähern wir uns Teplitz, das inmitten jener Bergreihen wie ein Paradies daliegt. Links tauchen zunächst die Häuser von Schönau auf, einem Dorfe, welches im Lauf der Zeiten zur Vorstadt von Teplitz geworden, in dessen Mitte sich der Mont de Ligne mit einem Belvedere erhebt, dahinter liegt rechts fern Teplitz selbst am Abhange des Spitzelberges, auf dessen Höhe das Schützenhaus und die Schlackenburg, wohl besuchte Vergnügungsörter, liegen.

*) Von demselben Verfasser ist auch im I. Bande (neben den andern beiden Aufsätzen) „der verhängnißvolle Doppelschuß u. s. w." S. 83 ff., was zum Inhalts-Verzeichniß des betreffenden Bandes nachträglich bemerkt wird.
Der Herausgeber.

[illegible]

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Geſchichte von Teplitz. Der Urſprung der Stadt verläuft ſich in die älteſte ſagenhafte Zeit Böhmens, wie denn überhaupt die ganze Umgegend, obwohl ſie jetzt einen mehr deutſchen Character trägt, eng mit derſelben verflochten iſt. So liegt anderthalb Stunden von Teplitz an der Prager Straße das berühmte Stadiz, der Geburtsort des Przemiſl, welcher von der Herzogin Libuſſa zum Gemahl gewählt und vom Pfluge auf den Thron berufen wurde. Bekanntlich mußten die Abgeſandten einem milchweißen Roſſe folgen, bis ſie den fänden, der auf einem eiſernen Tiſch ſein Mittagbrod verzehre. Noch zeigt man das Königsfeld, wo Przemiſl an dem umgeſtürzten Pfluge ſeine Mahlzeit hielt, und das Roß ſich vor ihm neigte, noch den Nußbuſch, die „Königsſtaude", welche aus dem Haſelſtab entſproß, den die Abgeſandten nach Libuſſa's Gebeiß in die Erde ſteckten, und der ſofort grünen ſollte, wenn ſie den rechten Mann getroffen. Zur Zeit des Nachfolgers des Przemiſl, des Herzogs Nezamiſl, nach gewöhnlicher Chronologie alſo etwa im 6. Jahrhundert, ſoll nun nach Einigen die Teplitzer Quelle durch Hirten des Ritters Koloſtug, des Herrn dieſer Gegend, entdeckt ſein, welche durch das Geſchrei ihrer Schweine aufmerkſam gemacht, die ſich im heißen Waſſer verbrühten, den warmen Born im dichten Buſch auffanden. Eine alte Tafel im Stadtbade mit lateiniſchen Verſen giebt dagegen 762 n. Chr. als das betreffende Jahr an, ſo daß nach dieſer local gewordenen Tradition es gerade jetzt 1100 Jahre her wäre; und den 29. Auguſt, den Tag der Enthauptung Johannes des Täufers, feiert man alljährlich noch ſpeciell als den Tag des Auffindens der Quelle. Die geſchäftige Sage ſchmückt die Sache aber noch weiter aus. Unter den Hirten des Koloſtug, der in dem nahen Settenz wohnte, ſollte ſich nämlich einer durch Schönheit und Männlichkeit ausgezeichnet haben. Ihm waren die Säue entlaufen und Koloſtug drohte ihm mit dem Tode, wenn er ſie nicht wiederfände. Troſtlos irrte er im Walde umher und ſank zuletzt ermüdet unter einem Baume nieder, bald an ſeinen Tod, bald an des Koloſtug ſchöne Tochter denkend. Plötzlich weckte ihn ein fern ertönendes Grunzen, und wie er dem nachging, fand er die Thiere ſich in einer Quelle wälzend, welche warm aus der Erde hervorſprudelte. Dies ward die Quelle ſeines Glücks. Denn da man bald die Heilkraft des Waſſers erkannte, ſiedelte nicht bloß Koloſtug nach dem Orte über, ſondern gab dem glücklichen Hirten auch ſeine Tochter zur Frau. Noch jetzt werden die beiden im Clary'ſchen Park beim Eingange neben der Stadtkirche gleich rechts ſtehenden Thürmchen, die man das alte Schlößchen nennt, als die Ueberreſte der damals erbauten Burg bezeichnet. Der Ort ſelbſt aber erhielt den Namen Teplitz, denn der Hirt hieß „Tep", und Koloſtugs Tochter „Vice", ſagt die Sage, indem ſie ſich nicht um böhmiſche Etymologen kümmert, welche Teplitz als „Teplice" faſſen und es als Bezeichnung eines Ortes verſtehen, wo „warme Quellen" ſich finden.

Gleich aber entſtand um den Beſitz der Quellen Streit und Kampf. Die Bila nämlich, die Herrin von Bilin, neidete dem Koloſtug ſein Glück. Sie neidete ihm die warmen Quellen, neidete ihm ſeine Tochter, da ihr ſelbſt Mutterfreuden verſagt, und als ſie von einem Feſte, das Koloſtug der Nachbarſchaft gegeben, mit ihrem Gemahl heimkehrte, hetzte ſie dieſen, den Koſtial, auf, Koloſtug zu überfallen, ſeine Burg niederzubrennen und ſich der Quellen zu bemächtigen. Schon war Alles zum Sturm bereit, aber der dichte Wald entzog die Angreifer nicht den Augen des wachſamen Koloſtug. Sein ſicherer Pfeil traf den Koſtial, als dieſer, noch nichts ahnend, hinter einer Fichte ſtand und ſein Viſir einen Augenblick lüftete. Todt ſtürzte er nieder und ſeine Leute flohen zurück nach Bilin, der Bila die Trauerbotſchaft zu bringen, welche vergebens ſchon gehofft hatte, die Flammen von Teplitz auflodern zu ſehen, und nun mit einem Schrei ebenfalls todt niederſtürzte. Ein altes Bild im Clary'ſchen Schloſſe ſtellt Koſtial's Tod durch Koloſtug dar, wodurch der Sache natürlich ebenſowenig hiſtoriſche Gewähr gegeben wird, als wenn böhmiſche Chronikenſchreiber den Koſtial zu einem Vetter des Herzog Nezamiſl machen und dieſen ſeinen Tod rächen laſſen.

Nach diesen sagenhaften Reminiscenzen finden sich die ersten historischen Nachrichten von Bedeutung erst aus dem XIV. Jahrhundert, wo der bekannte Chronist Pulkawa die Bäder von Teplitz als Heilquellen erwähnt. Es würde aber zu weit führen, die Geschichte der Stadt weiter im Speziellen durch die verschiedenen Jahrhunderte zu verfolgen, nur einzelne besonders interessante Momente, die zum Theil eine allgemein historische Bedeutung haben, dürften nicht übergangen werden. Der Hussiten- sowie der dreißigjährige Krieg tobeten zerstörend über diese friedlichen Auen bis in die Berge hinein, seine Wellen trafen nicht blos die Städte im Thal, sondern auch die Burgen auf den Höhen, wie die ärmlichen friedlichen Hütten, die wie Schwalbennester an den Felsen kleben. Ziska's und Procop's Schaaren haben hier in Teplitz wie in Graupen und auf allen Punkten des Erzgebirges gehaust, und vor Allem empfand das Teplitzer Nonnenkloster ihre Wuth. Auch der dreißigjährige Krieg suchte diesen Landstrich heim, und besonders war die Schwedenzeit eine böse Zeit für das Land. Uebrigens war auch Wallenstein's Schicksal in die nächste Beziehung zu Teplitz getreten. Von 1619—1634 war nämlich Wilhelm von Chinski Herr von Teplitz, der dem Wallenstein nahe verwandt in sein blutiges Ende zu Eger mit hineingezogen und den 25. Februar 1634 als das erste Opfer fiel. Chinski hatte nämlich eine Schwester Terzki's zur Gemahlin, welcher bekanntlich Wallensteins Schwager war, indem beide Gräfinnen von Harrach geehelicht hatten. Chinski's Wittwe floh über die Berge nach Sachsen, und Teplitz erhielt durch eine Schenkungsurkunde Kaiser Ferdinand's II. vom 4. Mai desselben Jahres der Graf von Aldringen. Von den Aldringen ging es aber bald in weiblicher Linie auf das aus dem Florentinischen stammende Geschlecht der Clary's über. Dieser Familie verdankt die Stadt Teplitz und die ganze Herrschaft nun fast Alles, was sie außer den Reizen der Natur an Schönem und Bequemem für die Badegäste aufzuweisen hat. Besonders war es schon im XVII. Jahrhundert Marcus von Clary und im XVIII. Johann Nepomuk, der sich den Ruhm eines Mäcen von Teplitz erwerben; der letztere war auch der zweite der Familie, welcher den ihr von Kaiser Joseph II. in der Primogenitur verliehenen Titel und Stand eines Reichsfürsten führte. Im Laufe der Zeiten waren übrigens schon immer mehr Quellen, welche in der Stadt und Schönau reichlich sprudeln, zu Bädern eingerichtet worden. Fürst Nepomuk von Clary gestaltete u. A. das an das alte Stadtbad grenzende Herren- und Fürstenbad neu um, gleichzeitig ward das Schlangenbad in Schönau vom Fürsten von Rohan, einem Verwandten der Clary's, verbessert, in deren Nähe schon der Stadthauptmann Eckert dem sogenannten Steinbade zweckmäßigere Einrichtung gegeben hatte. Als das stärkste Bad gilt noch heute unter Allen das Stadtbad, doch hängt eben die zweckmäßige Anwendung dieses oder jenes von dem Gutfinden der Aerzte ab; die lauteste, die Wiesenquelle im Stephansbade in Schönau hat 25° R., die im Neubade daselbst 33—35°, während das Stadtbad die Höhe von 39° erreicht. Als ein interessantes Factum mag nebenbei bemerkt werden, daß im Jahre 1755 am 1. Novbr. 11 Uhr Vormittags zur selbigen Stunde, wo das Erdbeben in Lissabon stattfand, die Teplitzer Hauptquelle einige Minuten versiegte, dann aber plötzlich unter heftigem Brausen erst ganz roth, dann gelb und später wieder ganz klar hervorsprudelte. Die Bäder haben anerkannte Heilkraft für Gicht, chronischen Rheumatismus, Lähmungen u. dgl., besonders aber auch für krankhafte Zustände, welche in Folge schwerer Verwundungen eingetreten, daher ist Teplitz ganz besonders der Zufluchtsort auch von Kriegern, die ihre Campagnen oder Leiden, welche sie sich im Dienst zugezogen, ausheilen. So hat denn auch Schönau ein eigenes österreichisches Militärbadehaus seit den Jahren 1863—1866, in dem jährlich 1200 Kranke verpflegt werden, und Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der Teplitz so lieb gewonnen und gern dort weilte und badete, gründete auch für preußische Militärpersonen ein derartiges, wenn auch kleineres, dem sich später ein Königlich Sächsisches angereiht hat. Auch manche milde Civilstiftungen hat Teplitz aufzuweisen, so ein für kranke

Bürger, Dienstboten und Gesellen aus kindlicher Pietät gegen Friedrich Wilhelm III. von seinen Söhnen gestiftetes Institut, ein ikractitisches Spital u. dgl. Der fast regelmäßige alljährliche Aufenthalt Friedrich Wilhelms III., dieses milden Fürsten, hat überhaupt segensreich auf Teplitz gewirkt und bei der freundschaftlichen Beziehung zum östreichischen Kaiserhause hier gleichsam ein Belle-Alliance für Oestreich und Preußen gestiftet, welches die preußischen Gäste jetzt noch, wo so viele Jahre schon darüber hingeflossen, höchst angenehm empfinden. Die Teplitzer Bürger hatten Friedrich Wilhelms Andenken hoch und neben dem Schützenhaus auf dem Spittelberge, also auf der Südseite, legt eine Denksäule Zeugniß ab von der Dankbarkeit der Teplitzer Bürger gegen Preußens König, der Berg heißt seitdem die „Königshöhe." Doch nicht hier allein, auch sonst noch an verschiedenen Punkten lebt in Namen, sowie in der Erinnerung der Einwohner diese Glanzzeit von Teplitz fort. Nicht leicht paßte aber auch ein Badeort zu dem einfachen Charakter Friedrich Wilhelms III., welcher daneben für alles Feine so empfänglich war, als gerade Teplitz. Die Natur athmet hier gleichsam einen Herzensfrieden, über Allem liegt ein Hauch des Aeußerstlieblichen trotz einer gewissen Beschränkung, die schon äußerlich in der Lage zwischen diesen beiden Bergreihen, in denen das Thal von Teplitz liegt, hervortritt, so daß die Ansichten selten durch besondere Neuheit, sondern nur durch frische Nüancirungen in der Gruppirung fesseln, und die Natur gleichsam dadurch den Stempel der Treue und Einfachheit empfängt; zwei Züge, welche überall in dem sich wieder spiegeln, zu dem jener Monarch seinem Wesen angemessen sich hingezogen fühlte. Wer je das Havelland und Paretz, seinen Lieblingsaufenthalt daselbst, gesehen, der findet auch dort unter andern Verhältnissen jenen einfachen, klaren Charakter der Landschaft und Anlage, von dem wir reden, wieder.

Teplitz ist übrigens seit dem April 1848 durch ein Fürstlich Clary'sches Patent aus dem herrschaftlichen Verbande gelöst und eine freie Badestadt geworden, durch die Verhältnisse sind aber die Clary's nach wie vor die Mäcene und meist auch Herren alles dessen, was, abgesehen von der leiblichen Verpflegung und einigen Vergnügungsörtern, dem Badegast den Aufenthalt angenehm macht. Der Mittelpunkt von Teplitz ist der Markt mit einer 23 Fuß hohen Dreifaltigkeitssäule, welche Graf Franz Karl von Clary 1718 hat errichten lassen und die am Fuße mit Wasserbehältern versehen ist. Auf der Südseite des Marktes liegt das Clary'sche Schloß, eine stattliche Front, mit einem herrlichen Park hinter demselben, während links am Ostseingange nach dem Markte zu vorspringend zwei Thürme nebeneinander sich erheben, die Schloß- und Stadtkirche. Letztere hatte einst, von 1570 bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges, lutherische Pfarrer, worauf mit der böhmischen Selbstständigkeit auch das Lutherthum, oder wohl eigentlich der Nachhall des alten Hussitenthums, dem Kaiser erlag; beides blickt aber doch noch in der Erinnerung des Volks, wenn man näher geht, hier und da hindurch, gerade wie die mit Moos bewachsenen Ruinen zwischen den Felsen auch an frühere Zeiten in leiser Klage erinnern. — In der Nähe des Schlosses übrigens, der Stadtkirche gegenüber, und auf dem Wege nach Schönau liegt das schon mehrmals erwähnte Stadtbad und daneben das Herrenbad mit einem Garten, der Promenade für die Brunnentrinker. Alle diese Bauten tragen den Character des vorigen und des Anfangs dieses Jahrhunderts, während Alles, was Schönau aufzuweisen hat, mehr modern aussieht. So ist es auch mit den Wohnungen. In Teplitz wohnt man in rein städtischen Verhältnissen und oft in enger Straße, in Schönau dagegen mehr in eleganter Sommerwohnung an breitem, mit Bäumen bepflanztem Wege, meist überall aber reinlich und sauber, wobei besonders die weißgestrichenen Steintreppen nicht wenig beitragen, jedem Hause schon diesen Anstrich zu verleihen. Thun doch auch die Teplitzer Alles, dem Gast den Aufenthalt — natürlich auf seine Kosten — angenehm zu machen. Im Sommer zieht sich fast jeder Teplitzer in seine Hinterstube zurück und räumt Alles den Fremden ein, weiß er doch, daß im Winter ihm das

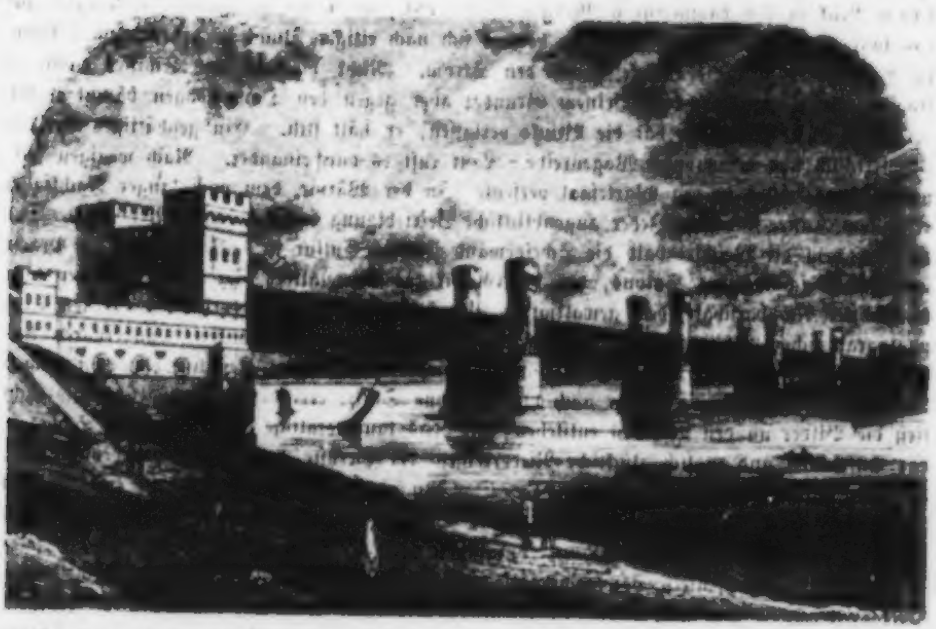
ganze Haus gehört, und daß er dann von dem erworbenen Gelde froh und heiter leben kann. Und sie sind ein lustiges Völkchen, diese Teplitzer, und bei vielen mag es wohl heißen: wie gewonnen, so zerronnen. Denn im Winter da wird gejubelt und getanzt, da sind die Teplitzer die Badegäste, für die Alles, was noch übrig geblieben, da ist, wobei auch die Bäder dann nicht verschmäht und fleißig benutzt werden. Doch kommen die Fremden oft schon ziemlich früh, wenngleich die eigentliche Saison Juni und Juli ist. Dann erreicht das Badeleben seine volle Blüthe. Des Morgens versammelt sich die feine Welt im Morgencostüm im Garten des Herrenbades, trinkt ihren Brunnen, plaudert mit Bekannten, hört der Musik zu; falls es regnet, bietet eine Rotunde leidlichen Schutz. Täglich rechnet man sich vor, wie viel Bäder man noch zu nehmen und wie lange man noch zu bleiben habe, ermahnt sich gegenseitig zur Vorsicht, da mit derartigen heißen Bädern nicht zu spaßen und dergleichen mehr. Um 8½ Uhr schweigt die Musik und der Garten wird leer. Inzwischen ist schon seit des Morgens um 4 Uhr auch gebadet worden; wer in den Bädern gut angeschrieben, sucht, zumal wenn er daneben Brunnen trinkt, eine der Stunden zwischen 9—11 Uhr zu erhalten, denn dann ist noch grade so viel Zeit, um das Bad nachwirken lassen und die Toilette vollenden zu können, daß man pünktlich um 11 Uhr im Clary'schen Park erscheine. Lange Züge wallfahrten dann dorthin. Auch hier tönt Orchestermusik dem Besucher entgegen und es entfaltet sich der volle Glanz der Haupttoiletten. Eifrige Musikfreunde umstehen das Orchester, die Meisten aber promeniren die große Allee auf und ab, rechts und links die auf den Bänken sitzenden Bekannten grüßend. Da kommen auch schwerere Kranke auf ihren Rollstühlen hin, jeglichen Alters, jeglichen Geschlechts und Standes, Aller Gesicht aber umspielt der Schimmer der Hoffnung, denn der Herr wurde auch noch vor drei Wochen gefahren, jetzt geht er schon an einem Stocke, diese Dame sieht auch schon seit einigen Tagen zeitweise von ihrem Rollstuhl auf und promenirt an der Hand ihrer Mutter eine Strecke! — Dreifach glücklich der, welcher ohne Schmerzen sich der balsamischen Luft, der frischen Kühle erfreuen kann, welche die schönen Baum- und Buschpartien des Schloßgartens gerade in dieser Zeit der Mittagshitze gewähren, — die Leiden, welche sein Auge hier oft trifft, lassen ihn dies doppelt dankbar empfinden.

Gegen 1 Uhr lichten sich die Gänge, denn Jeder eilt, zeitig seinen Platz am Mittagstische zu finden, um auch, wenn es das Wetter erlaubt, den Nachmittag etwas anfangen zu können. Bei regnerischem Wetter ist es überall nicht schön, aber in solchem Badeort besonders trübe, wo der Mensch ebenso auf geistige Erfrischung, als leibliche Stärkung rechnet. Da schleicht die Zeit in den Cafféen oder Restaurationen den Badegästen dahin, und Alles wird ergriffen, was leichter über dieselbe forthilft. Ist es aber schön Wetter, dann eilt, was nicht schon ein abgehärteter Badegast geworden, hinaus in's Grüne. Der Clary'sche Park in der Stadt, der Turn'sche Garten bei Schönau bieten schattige Spaziergänge, brennt aber die Sonne nicht zu heiß, dann sucht man die Königshöhe auf, wo das Schützenhaus und die Schlackenburg angenehme Ruhepunkte gewähren. Die letztere ist ein aus Ziegelschlacken in Form einer großen Burgruine originell aufgeführtes Gasthaus, und wenn schon der Blick vom Schützenhause und von der Bank vor der Säule Friedrich Wilhelm's III. hinunter auf Teplitz und das ganze Thal bis hinüber zum Erzgebirge schön ist, so concentrirt sich die Ansicht von der Schlackenburg aus zu einem vollständigen Panorama. Im Süden begrenzt der waldige Wachholderberg mit der oberen Bergschänke auf seiner Höhe den Horizont, im Osten schweift das Auge längs dem Schloßberg entlang über Wald und Feld nach Aussig zu, dann fesselt, wenn man sich wendet, den Blick im Norden das Erzgebirge, und vor dem Beschauer liegt das ganze Panorama von Culm, Mariaschein, bis im Westrande sich die Höhen nach dem schönen Forsthause Doppelburg und Kloster Osseg herumziehen. In dieser Richtung liegen auch die schönsten und interessantesten Partien, die man indessen, wenn man nicht ein

guter Fußgänger ist, zu Wagen machen muß, wozu aber in Teplitz die Gelegenheit eben nicht fehlt, und auch nicht allzutheuer ist, zumal die mit einem Pferde bespannten Droschken auf den guten Chaussee'n eben so sicher und rasch bergauf und bergab rollen, als die besten Zweispänner, zu denen man nur bei größeren, anstrengenden Touren zu greifen braucht. Auf diese Umgebungen von Teplitz gedenken wir aber in einem besonderen Aufsatz noch zurückzukommen, da das in diesem Jahre stattfindende elfhundertjährige Jubiläum dieses Bades die Aufmerksamkeit auf diese Gegend ganz besonders hinlenken dürfte.

An der Dirschauer Brücke.

Von Eugen Kühnemann.



Den Horizont säumt die blasse Röthe eines kalten Herbstmorgens, der über dem fruchtbaren Weichseldelta aufgeht. Nicht die Nogat nur und die Weichsel sind es, die dieses heute begrenzen. Ihm ist ein Merkpfahl gesetzt zu beiden Seiten, den fabelhaften Wunderbauten der Vorzeit, den riesigsten Bauten aller Zeiten ebenbürtig. Die Nogat- und die Weichselbrücke zwingen mit eiserner Gewalt die tückischen Ströme. In jenes milder, aber begeisterungslose Roth des Himmels zeichnet mit der Farbe der blutig starren Consequenz das Gitter der Weichselbrücke sich hinein. Die Fluthen des gebändigten Stroms schneiden brausend die Pfeiler, die in ihnen eine feste und sichere Stätte sich erzwungen. Das ist nicht ein Fluß, der reißend dahindraust und vernichtend mit sich zieht, was sich unbedacht ihm naht — dem Gebirgsstrom gleich, der sich in sich überstürzt in voller übermüthiger Lebensfülle! das ist nicht ein Fluß, der spielend bald sich fortbewegt, so lange seine Umgebung freund-

lich ihn grüßt, dräuend bald zum Strudel sich vereint, sobald sie ihm Fesseln anlegen will — den stolzen Hauptströmen Deutschlands gleich, deren Erinnerungen zu den Gebirgen hinaufreichen und die an die Natur dieser auch in weitrem Laufe mahnen. Das ist ein slavischer Strom, bald schleichend, bald in roher, wüthender Gewalt dahinbrausend, ein entfesselt, in sich unbändiges, Element. So hemmt er kaum, sondern wird fast von dem scharfen Wind gegen die Pfeiler gedrängt. Kaum hebt sich athmend eine Welle; doch erreicht er die Träger der Brücke. Mit schneidender Eile rast er in sich und gegen jene, um die er sich gewaltig windet. Vielleicht zerstört er doch allmälig wieder, was schnell mit überlegener Gewalt geschaffen. Der Tropfen höhlt den Stein, und Milliarden Tropfen nähren den nie endenden Kampf hinaus. Und noch eine Stimme unterdrückter und sich dämmender Gewalt klagt in den stillen Morgen hinein. Es ertönt das Pfeifen auf der Brücke. Wie der Sturmwind die Schiffstaue im Hafen zusammenklatschen, daß sie miteinander unter klägelichem Pfeifen heulen, so wälzt sich durch das vielverzweigte Gitter, das sich wie ein Kettennetz, aus eisernen Stäben gewoben, auf die Brücke legt, ein Aechzen aus dunkler Ferne. Bald schweigt es, bald hebt es wieder an. Die scharfgeschnittene Sichel des Mondes, die den letzten Blick in den dämmernden Morgen thun wollte, wirft ihn in ängstlicher Neugier auf das laute Schauspiel unter sich. Da bewegt sich nach eiliger Flucht in gehemmtem Schritte die Lokomotive über die Brücke, über den Strom. Nicht die Last des Schiffes wollte er tragen, und manches ruht auf seinem Grunde; aber gegen den Dampfwagen bäumt er sich vergeblich auf. Der Zug hat die Brücke verlassen, er hält still. Ein geschäftiges Treiben entwirrt sich aus der langen Wagentreihe. Laut ruft es durcheinander. Nach wenigen Minuten ist das alles in den Wartesaal versetzt. In der Wärme, dem nach langer Nachtfahrt ersehntem Kaffee findet ein Jeder augenblickliche Befriedigung seines nächsten Bedürfens. Der Fremde, dem die Weichsel bald die Scheidewand jeglicher Kultur ist, erstaunt über die Pracht und den Geschmack des Saales, der die Gothik des Mittelalters hier wieder erstehen läßt in nächster Nachbarschaft des gewaltigsten ehrwürdigen Denkmals derselben. Eine Reihe photographischer Abbildungen an den Wänden legt Zeugniß ab von dem wunderbaren Anblick der entstehenden, der wachsenden und der gewordenen Brücke; Zeugniß von dem ewigen Ringen des Menschengeistes, der auch hier sich eine Stätte errichtet. Das gebändigte Licht ließ die Bilder an den Wänden entstehen und das tausendfältige Hämmern und Schlagen, das Aufrichten und endlich glückliche Niederreißen der Gerüste um und über dem Wasser, das war auch ein Kampf für das Licht. Das Auge, das für diesen Kampf ergänzte, ist geschlossen. Mag es in lichtern Sphären des Sieges froh sein, den es hier der deutschen Vereinigung, der deutschen Sache mit königlichen Waffen errungen. So lange schied jeder Frühling das Land jenseits von dem diesseits der Weichsel. Der Eisgang machte die Ueberfahrt zu einem gefährlichen, schon mit dem Tode bezahlten Wagstück, und die erste Morgenpost, die das Auge in der Königsberger Zeitung erspähte, war die Nachricht von dem Stande der Weichsel bei Dirschau. Heute trägt der Telegraph mit geflügelterer Eile die Worte über den entarteten Strom, als er früher jeder Verbindung sich entgegensetzte. Heute trägt der Dampfwagen mehr Menschen hinüber, als sich unten Schollen brechen, und der Passagier, der schlafend über die mächtigen Eisstücke fährt, läßt sich's nicht träumen, daß diese vor noch nicht langen Jahren manchen zum ewigen Schlafe in den kalten Wogen unter sich betteten. Der ungetrübte Traum der in die weichen Kissen sich drängenden Reisenden — er ist ein königliches Geschenk. Die Kunst hat das der Gegenwart in ihrer Sprache schon verkündet, sie wird es der kommenden Zeit, die kein glücklicheres Gedächtniß für die Namen von Wohlthätern haben wird, als die vergangenen, mahnend in Erinnerung bringen. Ueber dem Portale der nach der Stadt Dirschau zu gelegenen Seite der zu zwei mächtigen Thürmen sich erhebenden Brückenpfeiler ist in der Höhe von zwanzig Fuß ein Relief in gebranntem Thon

angebracht, die feierliche Einweihung der Brücke durch König Friedrich Wilhelm IV. darstellend. Professor Bläser, der Meister, der mit seiner Pallas auf der Schloßbrücke zu Berlin sich in dem Leben der griechischen Ideale so glücklich heimisch zeigt, hat mit dem Griff in den kecken Realismus hinein — denn das ist der darzustellende Gegenstand — urkundlich bezeugt, daß die Kunst im Künstler lebt und nicht nur in seinem Verwurfe. Die Baumeister weisen den königlichen Bauherrn auf die Brücke, die er, hoch zu Roß, zu betreten im Begriffe steht. Der Hermelin wallt von seinen Schultern, aber die königliche Würde weitet auf der Stirn mit ihrer idealen Tiefe, weitet auf dem Antlitz, das verklärt erscheint in der verklärenden Kunst, durch die verklärende Kunst. Die dankbaren Bewohner der Weichselgegenden jubeln ihm auf und die ihm durch Blut zunächst verbundenen Glieder seiner Familie reihen sich an ihn. Jede Figur ist bedeutend, der Schmuck der geschmückten Brücke würdig.

Noch breitet die Morgendämmerung ihr Grau über das Relief, über die Brücke. Ein vereinzelter Schein der Gasflammen flackert hinauf. Die ruhende Locomotive stößt in langsamen Absätzen aus ihrem Schornsteine den blauen Rauch hinauf. Leicht angehaucht und leicht verwehend zeichnet er in seiner Tinte sich skizzenhaft in den röthlichen Himmel. Hie und da noch ein flimmernder Stern und weit über der tiefebenen Niederung die Landschaftsstimmung zwischen Herbst und Winter. In dieser Stimmung das Unfertige und doch im Unfertigen das befriedigend Erfüllende. Allein ein Bahnhof ist kein Terrain für Stillleben und die Detailmalerei findet schwerlich auf ihm die sorgliche Ruhe für die Versenkung, für das Einzelne und die geistige Befriedigung in ihm. So ziehen, wie Nebelbilder flüchtig und mannigfaltig, wenn auch nicht wie sie reichgestaltig, aus dem sich wieder öffnenden Wartesaale, aus der kleinen, schmutzigen, aus ihrem Schlafe sich erhebenden Stadt, von allen Seiten her Gruppen, Bilder auf den Bahnhof zu, an ihm vorüber. Die Schaffner pfeifen, die Gepäckträger rufen die Reisenden auseinander, diese, — schnell gewordene Bekannte sich wieder zusammen, die Waggons werden bestürmt, ein Jeder sucht das seine wieder, es geht zur Abfahrt. Zwei Züge kreuzen sich. Der eine, der Berliner, nimmt seinen Weg mit der aufgehenden Sonne, der andere bewegt sich langsam nach jener Brücke, nach Marienburg zu. In wie schneller Zeit ist die üppig fruchtbare Landschaft zwischen Marienburg und Dirschau mit der Eisenbahn durchschnitten! Der in seine volle Herrschaft getretene Tag zeigt dem wenn auch flüchtigen Blicke eine in landwirthschaftlicher Beziehung so reiche Gegend wie irgend eine Deutschlands. Mag jener Blick sich von der Brücke unmittelbar dieser Landschaft zuwenden, so läßt er ein gar belebtes Bild hinter sich. Die kleine Stadt Dirschau gruppirt sich auf einer steilen Anhöhe, dem Weichselufer, um eine weit sichtbare, in ihrem Roth an eine ferne Vergangenheit mahnende Kirche. Von dem Gipfel jener Anhöhe löst sich die Brücke los und überspannt in fünf Pfeilern und zu Anfang und Ende in einem mit dem Lande verbundenen wallartigen Unterbau, auf dem die Brückenportale ruhen, den Fluß nicht nur, sondern auch eine weite Strecke des alljährlich beim Uebertritt desselben unter Wasser gesetzten Landes. Mit sicherer Ruhe trägt sich die colossale eiserne Ueberbauung von einem Pfeiler zum andern. Wie unter dem südlichen Himmel Italiens leicht bewegt der Piatte nach Schiller's glücklich gewähltem Ausdrucke den canal grande von Venedig überhüpft, so schreitet über die eisigen Schollen, den kalten nordischen Strom mit gemessenem Schritte die nicht minder als die venetianische denkwürdige Brücke. Unter jener huscht eine Gondel an der andern vorüber, hier aber schwimmt mit aufgerichtetem Maste und rauchendem Schornsteine das Dampfschiff unter dem Lastwagen, über Kreuz eine mit Dampf genährte Verbindung Deutschlands mit seinen slavischen Nachbarn.

Am Ufer wartet eine Reihe von Lastwagen, um ebenfalls dem bezwungenen Strom und seinen Schiffen den Fuß auf's Haupt zu setzen. All' die Fuhrwerke bewegen sich so zu

sagen in ihrem Elemente und man könnte den Eindruck eines Friedens erhalten, in dem Schiff, Wagen und Lokomotive sich zu respektiven vereinbart haben. Das ganze Land scheint unter dem Segen dieses Friedens zu blühen. Die Weinreisenden, die diese Bauern mit der Auslese jedes Jahrgangs versehen, erzählten, daß sie bei der Bezahlung, die nie zug um zug erfolgt, auch gefragt würden, welches Jahrgangs Champagnerthaler sie haben wollten. Dies platte Land hat einen größern Bedarf an Seide und Atlas, als manche große Stadt, und die Pianoforte-Fabrikanten sind diesen Bauerhäutern gleich den Schneiderinnen Bedürfniß. Und doch sind es Bauerhäuser. Die geistige Bildung hat freilich überall an dem materiellen Erwerbe eine gefährliche Grenze. So harmlos sind unsere Tage nicht mehr, daß der Gemüthsreichthum eines Mädchens im Scherz mit ihrem Vermögen parallel bemessen wird. In dem civilisirten Deutschland hat man den in Rußland landläufigen Standpunkt „eines reichen Sclaven" überwunden. Der Reichthum und die Freiheit sind in der Meinung Wendnachbarn. Jener stolzirt durch das ganze Delta mit dem übermüthigsten Selbstbewußtsein, und was diese, die geistige, anlangt, so ist das jährlich neu aufgewärmte Sprichwort des Bauern dieser Niederung nicht uncharakteristisch, „er wolle lieber in der Tiefe versaufen, als in der Höhe verhungern." Vor diesem, in der That, bewahrt sie ihr üppiger Boden und sie wissen, was das heißt; denn wie sie reich, so sind ihre kleinen Hinterleute arm. Jenes, das Ertrinken, geht ihnen dagegen oft nahe genug. Wer die Feuer- oder richtiger gesagt, die Wasserprobe der Weichselbrücke gesehen, dem bleibt die grausige Illustration zu dem erwähnten Sprichworte unauslöschlich in Gedanken. Damals, es war im Frühjahr 1855, ragten erst vereinzelt die Pfeiler in die Höhe. Die Eisenbahnfahrt erlitt vor ihnen eine Unterbrechung — eine grimmig schaurige Unterbrechung. So weit das Auge reichte, eine unabsehbare Wasserfluth. Die Weichsel und die Nogat, die getrennten Ströme, hatten sich zu jäher Vernichtung verbündet. Die mächtigen Eisschollen hatten das ursprüngliche Flußbette verlassen und thürmten, wo immer die Ebene zu einem Hügel sich erhob, sich ängstlich aneinander. Die Fahrt von festem wieder zu festem Lande war nur mit größern Kähnen möglich. Da stiegen sie ab, bemannt mit den Reisenden. Die Frauen suchten die Mitte des Boots und wähnten sich sicherer, sobald sie sich dichter aneinander drängten. Auch den Männern ward nicht leichter bei der weitern Fahrt. Neben den Landstraßen führen sonst tiefe Gräben. In diesen fand die Ueberwenge des fluthenden Wassers willigen Abzug. Wie der Wagen sonst die Landstraße suchte, so mußte der Kahn ihre Nähe meiden; denn die Gräben waren ein Bette gefährlichen Strudels. Solche Straße führte nach dem reinlichen, reichen Kirchdorf Gnewau. Die Häuser waren fast ganz verschwunden, um die Dächer brauste die Fluth und nur der Kirchthurm ragte höher empor. Auf Hügeln einzeln stehende Häuser boten auf ihrem Dache den treuen Hausthieren den letzten Zufluchtsort und dem von Irrsal zu Irrsal schweifenden Auge blieb selbst der Anblick schwimmender Leichen nicht erspart. Ueber all dies Elend schauten fest und sicher jene Pfeiler mit ihren runden, gothischen Doppelthürmen, zwischen denen später die Eisenbahn ihren Weg nehmen sollte. Wird uns dies grimme Element auf ewig scheiden, wird uns das Brückendach über ihnen vereinen? — so schienen sie wie fragende Ausrufungszeichen dazustehen. Und die Frage war so gewaltig und der Kampf des Menschengeistes mit dem Elemente so nahe gerückt, daß beide mitten in der Verzehrung ihr Recht behielten. Mit dämonischer Lüge raste es gegen die begonnenen Bauten. Es hat ausgerast und das Begonnene ist glorreich vollendet. Die beiden Flüsse nehmen wieder ihren gesonderten Lauf und über sie hinweg geht die Locomotive.

Wir sahen sie gen Marienburg gehen. Die Nogat, der böse Fluß, küßt das Fundament der emporstrebenden Hochburg. Ueber jene weg, weit weg über die Ebene, nach der Weichsel, nach der Ostsee hin blickt das aus mittelalterlichem Schlafe zu seinem ritterlichen Glanze wieder erweckte Ordenshaus. Ein halbes Jahrtausend ruht auf diesen Mauerräumen,

Wir staunen vor diesem gewaltig glänzenden Produkt der Gottheit. Der gläubige, keusche, ernste Sinn jener langverhallten Tage spricht hier seine unvergeßliche Sprache. Der gothische Bogen findet sich somit leicht über einiger nebelhaften Unklarheit zur erhabenen Spitze. Die Gewölbe der berühmten Meister tragen nichts von dieser. Die Ritter, die sie errichtet, voll der phantastischen Kühnheit, sind in dieser heute noch herauszulesen. Von den schlanken Granitsäulen des Ordensremters schwingen sich nach allen Seiten die zierlichen Rippen zur spitzbogigen Höhe. Es ist, als mahnten die Rippen an die saftigen Blätter der Palmen, deren Erinnerung aus dem Orient die frommen Ritter heimgenommen, um die feurigen Gelübde, die Kinder heißerer Klimaten, als ewiges Ziel vor Augen zu haben. An dem Grabe des Erlösers wehte die stille Palme. Unter diesen nordischen, steinernen Palmen reiften — wenn nicht die süßen Früchte des Orients, so die gewaltigen des ernsten deutschen Mannesgemüthes.

Wir treten an eines der Fenster. Wieder begegnet unser Auge der Brücke, unserm Ausgangspunkte. Zwei denkwürdige Zeichen einer um fünf Jahrhunderte aus einander liegenden Zeit blicken auf das zwischen ihnen liegende Land. Im untern Geschosse des nördlichen Flügels der Marienburg liegt die Annakapelle, auf ihr die mit herrlichen Sterngewölben bedeckte Kirche. In der Tiefe des Dirschau zunächst liegenden großen Brückenpfeilers liegt ein Fort. Es beherrscht die Weichsel und das nächste Land, wie die Marienburg die weite unabsehbare Ebene. Der kühne phantastische Aufschwung aus quellendem überreichen Gemüthe, das tiefe gedankenvolle Versenken aus grübelnd liegendem Verstande, und mitten inne die nordische Natur, weniger reich an Blüthen als an Früchten, und die Strome, die völlig ihre Straße dem Verkehre öffnen, den sie in ihrer Vereinigung doch nur zu bedrohen — scheinen. Im fernen Amerika sucht mancher Deutsche die Goldkörner aus dem ergiebigen Flusse zu schöpfen. Hier trägt er den Schlamm aufs Land her, wie jeder, unter dem Schweiße der Arbeit zum geldspendenden Segen wird.

Johann Gottlieb Fichte.

Ein Gedenkwort zu seinem hundertjährigen Geburtstage

Von Dr. David Müller.

Ein Geisterfrühling ohne Gleichen war es, der unter den hagelschauern nationalen Unglücks und unter der Schneedecke fremder Bedrückung im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts still in unserem Vaterlande emporgekeimt war, um sogleich, als der belebende Hauch der neuen Zeit darüber wehte, in voller Blüthenpracht dazustehen. Im Reich der Poesie war war Schiller geschieden, noch ehe die böse Zeit kam; aber er hatte ein geistiges Geschlecht gezeugt, das in seinem Sinn und Namen die herrlichen Lieder sang, welche neben und mit den Heeren Schlachten schlugen, die Körner, Arndt und Schenkendorf; im Reich der deutschen Sprach- und Alterthumsforschung begannen die Brüder Grimm zu walten, im engen Anschluß an die Romantiker, die Hardenberg, Tieck, Schlegel, Brentano, die, wenn auch mit mancher Verirrung, zu einem nationalen Dichterton einleiteten, und an die Görres und Beisserées, die die sinnvolle Musik zu deuten begannen, wie sie aus dem steinernen Hochwalde unserer rheinischen Dome sprach; im Reich der Geschichte hatte Johannes Müller objektive Forschung, historische Menschenwirksamkeit mit plastischer Darstellung gepaart, leider in

seinen späteren Jahren nicht mehr im Einklang mit der anti-vaterländischen Gesinnung, deren Herold er in besseren Tagen gewesen, im Reich der Theologie schon Schleiermacher, sowohl mit tiefer, billigfähiger Aufklärung, ein neues religiöses Bewußtsein und eine neue Wissenschaft als frische Blüthe an einem Stamme, der Vielen schon im Welken begriffen schien, im Reich der Philosophie endlich schien die Zeitkraft sich immer nur verkleppeln zu wollen, die Tiefkraft, die aus Kant Fichte, aus Fichte Schelling und aus Schelling wieder Hegel hervorwachsen ließ, wie Schöße der Palme, einen stets über und aus dem andern, bis zur Erreichung der letzten schwindlichten Höhe. All' diese Männer wirkten am tiefsten Fall, wo Scharnhorst ein neues Heer, Stein einen neuen Staat schuf. Weltbeherrschen, nach deutscher Art aus der Tiefung zur Größe erwachsen, an Fülle der Kraft und an Kraft der Wirkung selbst nicht erreicht von jener Schaar der Genien in Kunst und Wissenschaft, die im Beginne des vorigen Jahrhunderts das wiedererlebte Alterthum in Italien hervorpressen ließ, am wenigsten von dem nur äußerlich glänzenden Haufen der Talente, die der Phantasie der französischen Revolution und der Napoleonischen Schlachtfelder kurz verdorrt in's Dasein gerufen.

Das deutsche Volk aber ist dankbar wie kein anderes gegen seine großen Todten. Das hat unter Schillerfeier, nahezu Hundertjährigkeit, unserer Klage um Ernst Moritz Arndt gezeigt. So wird das deutsche Volk auch dem Manne nicht vergessen, dessen hundertjährige Geburtstag am 19. Mai dieses Jahres anbricht: des Mannes, der nicht nur ein großer Philosoph, ein großer Denker für alle Zeiten und alle Völker gewesen ist, sondern auch ein echter Volksmann für unser deutsches Volk in der Zeit seiner Noth wie seiner Erhebung; es wird an Johann Gottlieb Fichte gedenken.

Die Kraft zum ersten Mal im tiefen Nothstand dem Aeußern von Stein persönlich gegenübertrat und es in sich nachlang, wo es doch schon einmal diesen Mann gaben, diese Reine, aber trotzig naturfrische Gestalt, dich zurückschlagende energische Stirn, dieses klare, verdeckte Auge, diese gewaltige Brust — man erlaube einen altfränkischen Ausdruck — strenge Nase, dem ganz, schwer Auftreten; da rief es auf einmal in ihm mit allen seinen Stimmen: „Fichte!" Nur in der That, beide Männer hatten etwas Aehnliches, etwas stark Herrschgewaltiges, Zeitüberragendes, das ihnen höher auflauft, als taktische Beredsamkeit, beide waren geborene Meister, des Wortes Sohn wie der Weltbeherrschen, Sorgfalt, die im geistigen Sinn an der Spitze ganzer Heerhaufen wandern — nur Jener mehr in dem Reiche der Praxis, Fichte, der Ideen. Aber die gewaltige Zeit hat auch Fichten auf die Bühne der wirklichen, der handelnden Welt gerufen, und auch hier hat er sich als ein großer Mann bewährt.

War in letzterer Beziehung kaum in vielen Zeilen von Fichte die Rede hier, wenn wir es in Betracht ziehen, ein Buch seinem Wirken zu geben.

In dem Hügellande der Oberlausitz, im Dorfchen Rammenau bei Bischofswerda, ward am 19. Mai 1762 dem einfachen Bauersleuten, in deren Familie aber Redlichkeit und Charakterstärke für ein altes Erbtheil galten, ein kräftiger Knäblein geboren, an dessen Wiege ein feiner prophetischen Gabe wegen in der Familie noch in Ehren gehaltener Greis letzter Aufgang dieses Kindes war, indem er Gott das weissagende Wort sprach, er werde zur Ehre Gottes und der Menschen heranwachsen und gedeihen. Dieses Knäblein war Johann Gottlieb Fichte. An seiner Wiege tauschte der Wehestab: eng und beschränkten wurden die Bildungsmittel, die sich ihm boten, aber tiefe Redlichkeit, Strenge und Frömmigkeit legte der Vater in die junge, aufwachende Seele. „Mache mich, Gott, zu so einem guten, ehrlichen, rechtschaffenen Manne", so schrieb als 30 Jahre später der Sohn in sein Tagebuch nach einem Besuch bei seinem Vater „und einem mir alle meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen!" Sein Geist, wie der so manches Knaben voll bedeutender Anlage, wann sich in einsame Träume, wenn er in der schönen Heimath schweifte und sein

Sage in die Arme, in die untergehende Sonne hatte. Da war ein Moment, wo das Barometer mehr denn jemals seinen Stand gewechselt. Seit drei Tagen hatte eine feine Jagerede weit lag Hannover, die Oberwerfer bis an Mund und Ohrhöhle verwandelte, und ein Menschenalter dem verunglückten Bothen, nach Herr Chur, etwas sehr niemal so weit entfernt, lag Nicht, wo ein sehr Jahr jüngst Schleiermacher in der Predigerwunde seine erste Jagerstellung erhalten hat. Nichts ist drastisch niemal und das ähnliche Paar hier auf so ähnliche Weise, eben war es der gleiche Trost, gegen den sie alle sich sträubt, alle Kraft zu so gewaltiger, tödtender Abwehr und Charakterstark entwickelt. Wenigstens hat Nicht die harte Schule der Noth durchmachen müssen, wie nur irgend ein anderer unserer großen Männer seit Vielem Jahren an.

Die ungewöhnliche Anregsamkeit der Knaben, der eine gehörte Predigt wörtlich nachzusagen vermochte, machte einen zum Schulz im heiligen Amtlich verschwatzte Pastor v. Mitzig auf den Knaben, im seinem Jahren vor dem sechsjährigen Knaben aufmerksam. Das dichte angenommen und unter die Hut einer strengen Geistlichen gegeben, macht er seine ersten raschen Fortschritte in den Wissenschaften, deren Hall der bedeutsame Mann sich mehr gewachsen hatte, als seine Mitte auf seine Kraft mit der Knabe nach Schulpforte abreiste, jener berühmten Anstalt, die auch Klopstock seine Bildung einst verdankt hatte; dann wandert er nach Jena zur Theologie zu studiren (1780). Hier hatte in Jägi Hahnes Charakterstärke gegeben in ihnen im deutschen Hause, als er die geliebte Mutter vom geliebten Vaterhaus, die Heimat Mutterhaus und schon Bild auf Abschied die erste und einzige Trennung, so ist ihn am Schlusse bleibt, mit schmerzlicher Verletzung in's Mutter war, so in Schulpforte, als er, der bisher hier, und nun wie in ein Nichter eingepresst, von seinen Schulen und Jugendfreunden Knabe, mit strengen Gesetzen die Nacht so in weite Bett verwandelt, dann aber, mit dem so schnell wiederkehrenden, im Osten gewonnenen Muthe, heimlich verschwand, um sich bei Straße zu stellen, die vertraut einmal in Verbindung sich verwandelte aber gut, im schweren Zwangsgefühl, bekannte er mehr denn je gegen alle Aengstlichkeit, alle Gottesfurchtsamkeit, um unter den drückenden Zeugen und dem dürren Wasser nicht unterzugehen. Eine Naturkraft war, die sich verbreitet, und ein Eigenes, und sie stammt die edelste Frömmigkeit gegründet auf seine Studien in Gott gefühlt wurde, die mächtigen, nicht ungestalten, stumm vor Autoren Nicht übergroßen Charakterzeichen, so in Knab und Kind weiß Nichts einmal ist, und so Hand an der Schwelle der Mannheit. Von als so Land Kinder der Eltern großen Tugenden vor den nachgegangen und Jahr für wurde, hatte sein Selbstvertrauen gewirkt für sein Glück (1788). Eine Tochter jener Schwester Klopstocks, die statt sie, die der geliebten Tochter in treuster Freundschaft zugethane Jahrer Jungfrau Nahe heimgeführt hatte, weist die Ehre, Gemahl seinem, so reiche Kraft gebildeten Charakter, war in jener nur in ein geistige Verkehr, der mit dem um die Jahre seines Wachsen angefangen wurde, in dem zur Innerlichkeit, in gegenseitiger Achtung, in innigem Vertrauen und redlich zu der Partner, trotzdem, daß Nicht durch persönlich auf ihre Lieben Hahn unterschiedlich gewissen Nicht hatte. Aber so nicht die Nächste, die sich für gefährliche Ehren Jahre über in einem Mißtrag befinden, die mich mehr zum Charakter nähren, obwohl die Neigung auf die auf Verständigen fehlend, daß sie Hahn seiner Braut die Heimgang entfernt. Im Jahr dem jungen Paar eine bedeutsame Prüfung gehören haben wurde, und noch einmal Gott sie, in der Schwelle der Mannesalter, sehr Hausgewirken in die ungewisse Fremde, um sich auf der neue im Heiligen Nothdurft zur Selbstbestimmung zu reinigen. Und so wandert er nach einmal, reist nur Jahren ein intimes Gleichgesinnen in Leipzig voll wandert, ein strebsamer, wissenschaftlicher Mensch, der so seinem Charakter kommen; mag sich dann auf seiner Rückreise sogar bis nach Berlin, wo über sein Familienkreis nicht

deren vorgespiegelte Annehmlichkeiten alsbald sich als das Gegentheil darstellen, und die er von der Hand weisen muß; wagt sich weiter auf das Ungewisse hin bis nach Königsberg, um Kant, den großen Philosophen, für den seine Seele längst geglüht und dessen System auf Lebensgrundsätze er sich angeeignet, zu sehen, durch dessen Bekanntschaft sein aufgeregtes Gemüth ihm eine Wendung seines Lebensschicksals weissagt.

Hier schrieb er (1791), von der Noth gedrängt, und um sich Kant, der ihm, wie ein neigesinnter Mann den Freunden, sich aufgenommen hatte, zu empfehlen, in vier Tagen seine erste philosophische Schrift, „Versuch einer Kritik aller Offenbarung", die Kant wohl aufnahm und die er ihm zu veröffentlichen empfahl. Wieder stand Fichte an einem Wendepunkt seines Lebens, ja noch einmal der Verzweiflung nahe. Er hatte Kant in einem männlichen, rührend offenen Briefe um ein Darlehn zur Rückkehr in seine Heimath gebeten. Kant wollte, er konnte nicht helfen, behandelte ihn aber nach wie vor mit Auszeichnung. Fichtes Tagebuch aus dieser Zeit schließt bedeutungsvoll.[1]) „13. September. Heute wollte ich arbeiten und that nichts. Mein Muthmuth überfällt mich. Wie wird dies ablaufen? Wie wird es heute über 8 Tage mit mir stehen? Da ist mein Geld rein aufgezehrt." Aber wieder streckte sich ihm die höhere Hand, die sein Geschick lenkte, in diesem entscheidenden Wendepunkt helfend entgegen. Nicht nur, daß er plötzlich eine sehr vortheilhafte Informatorstelle erhielt; ein gesegnetes Glück folgte unmittelbar und führte ihn rasch zu literarischer Berühmtheit. Sein klar und scharf gedrucktes Urtheilsvermögen wurde von unbefangenen Menschen als das unerkennbare Werk Kant's bezeichnet, und folglich mit Lob überschüttet. Als Kant dann nicht über sich abwies und den wahren Verfasser nannte, „den Candidaten der Theologie Fichte, jetzt als Hauslehrer bei dem Herrn Obristen von Krockow stehend," durfte das Urtheil natürlich von seinem Urheber nicht zurückgenommen werden, während Andere dadurch Muth erhielten, die gepriesene Schrift zum Theile heftig anzugreifen; Angriffe aber wie Vertheidigungen machten das an sich zwar verdienstvolle, aber von Fichte selbst recht abenteuerliche Werk nur um so bekannter, und trugen den Namen seines Verfassers auf den Markt der literarischen Tagesmeinung. Auch die Vermögensverhältnisse seines kaum gegründeten Schweizeraufenthaltes stellten sich, wenigstens zum Theil, wieder her, und so eilte er bald in die Schweiz, seine zweite Heimath, zurück, und ward hier für immer mit seiner edlen Gefährtin verbunden (1793).

Aber Fichte war, so sahen ihn auch die Seinigen in die nächsten Nöthe des Lebens eingetreten, nicht dazu gemacht, hier über den Dingen zu schweben. Seine energische Natur drängte ihn nach unmittelbarem Eingreifen in die Zeit. Da lebte damals eben von den weithallenden Donnern der französischen Revolution, und um die Berechtigung einer Staatsumwälzung überhaupt zu prüfen und mit dem großen Publikum der Gebildeten darüber sich zu verständigen, schrieb er seine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution" (2 Theile, 1793), eine Schrift, in der er auf J. J. Rousseau fortbauend, das Recht des Staatsvertrags zu Ehren, jeder der an ihm betheiligten Partheien einräumt, und in die er Untersuchungen über die Berechtigung des Eigenthums, des Krieges, des Adels im Staat u. s. w. einflechten läßt.

Wie war der eingeborene deutsch-protestantische Weltverbesserungsmuth, der damals die Geister mächtig ergriff, in die Hände, die er später mit seinen Nation zugleich gebunden hat, [illegible] so hoch trete, so breit er doch gern. Und war das Ich, aber nicht das isolirende, sondern das sich und seine Gottheit Bewußtseins, das ihn hoch emporhebt, das ihm unzerbrechliche Stimme gegen die ihn umgebende objective und historische Welt [illegible] Weltanschauung, auf das reine Philosophische, in seinem Weiterschreiten aus Kant sich entwickelt, sich damals als auf seinen Ausgangspunkt [illegible]

[1]) J. G. Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohne I. H. Fichte. [illegible]

Konsequenzen auszubilden, hatte er die glücklichste Muße; aber unerwartet traf ihn (Ende 1793) der Antrag, an die Stelle des nach Kiel berufenen Philosophen Reinhold nach Jena zu kommen. Er nahm den Ruf an und siedelte (Ostern 1794) an den Ort über, wo damals das Herz des deutschen Geisteslebens schlug, wo der ihm verwandte und bald nah' befreundete Geist unseres Schillers wirkte; wo damals, und in dem nachfolgenden Jahrzehnt, Männer wie Hufeland, Paulus, Wolfmann, Griesbach lehrten, wo Göthe oft einsprach, wo Wilhelm v. Humboldt als Gast verweilte, wo dann von solchen Männern gezogen, die Schlegel, Tieck, Brentano, vorübergehend auch Novalis, sich privatisirend niederließen; wo später Schelling und Hegel ihren philosophischen Ruhm begründeten; wo Herbart und Hölderlin Fichte's unmittelbare Schüler waren. — Aber auch hier wollte Fichte nicht bloß lehren: er wollte erziehen, erziehen den Kern der ganzen deutschen Jugend, der damals in Jena sich zusammenfand, sittlich umbilden das ganze akademische Leben. Und so muthete er seinen Studenten zu, früh um 6 Uhr schon zu seiner Vorlesung zu kommen und sie kamen in hellem Zudrang. Wo das größte Auditorium sie nicht zu fassen vermochte, da saßen sie auch den Flur füllend, im Hofe standen und in den Fenstern hingen; er zeigte ihnen in schonungsloser Kritik, wie nichtig ihr Leben in den Gelagen der Landsmannschaften und Orden oder im dumpfen Aufnehmen des „Trabirten" (Vorgetragenen) verlaufe. Schon dieses reformatorische Auftreten zog ihm von den wildesten der Studenten, den Helden der Orden oder Corps, bei denen damals wie heute die blöde Reaction ihren Sitz hatte, Anfeindungen zu. Andere, größere Schwierigkeiten folgten. Damals war seine philosophische Ueberzeugung zu einer Schroffheit gediehen, die einem Bruche mit dem Christenthum nahe kam. Er kleidete diese Ueberzeugung nicht in dunkele, nur dem Eingeweihten verständliche Formeln ein, sondern er trat damit öffentlich heraus in Vorträgen, an denen alle Gebildeten in Jena Theil nehmen konnten, und die er sogar auf den Sonntag verlegte. Ein Aufsatz in dem von Fichte begründeten philosophischen Journal, der nicht von ihm, sondern von einem seiner jungen Anhänger herrührte, gab der kurfürstlichen Regierung Anlaß, wider ihn in Weimar zu klagen und mit Verbot der Universität für ihre Landeskinder zu drohen. Carl August und Göthe, bei denen die Entscheidung lag, hätten die Sache gern gütlich abgethan und Fichte mit einem formellen Verweise abkommen lassen. Aber Fichte erklärte in trotzigem Mannesstolz, daß er einen solchen nicht annehmen, sondern eher seine Entlassung ertheilen werde. Nie so auf die Spitze getriebene Angelegenheit mußte zum Bruche führen, und Fichte ging, wieder wie ein Heimathloser, aber jetzt noch kaum mit Stab und Kind, in die Fremde. Da öffnete ihm Preußen, öffnete ihm Berlin einen Zufluchtsort (1799), freilich in das Herz Friedrich Wilhelms III., das er in seiner schlichten Persönlichkeit sprach, als es sich im Staatsrath darum handelte, ob Fichte's ein Aufenthalt in seinem Lande zu gestatten sei: wenn's wahr sei, daß Fichte mit dem lieben Gott Zwistigkeiten habe, so möge dies der liebe Gott selbst mit ihm ausmachen; ihm (dem Könige) thue das nichts.

So hatte das Geschick Fichte'n in den Staat geführt, in dem das verjüngte Deutschland, wie auch noch immer eingeschnürt in pedantische Form, heranwuchs; in den Staat, der für diesen Mann allein ein angemessener Boden war, weil dem er für die edle Gastlichkeit, mit der er ihn empfangen, reichlich Dank vergolten hat. Seine Leistung lehrt er als privatisirender Gelehrter, dann hielt er Vorträge in Berlin, an denen Gebildete aller Stände, Gelehrte, Künstler, Staatsmänner, Theil nahmen, bei denen Schlegel und Reichardt auf einer Bank sich fanden, bei denen der Geheime Kabinetsrath Beyme mit der Minister Altenstein aufmerksame Zuhörer waren. Rufe in die Ferne, wie z. B. nach Kopenhagen hin, lehnte er ab, nahm aber durch Beyme's Vermittlung eine Professur an der (damals preußischen) Universität Erlangen an, die ihn jedoch nur den Sommer über fern von Berlin halten sollte. Um diese Zeit hatte sich auch seine Philosophie milder und ruhiger gebildet und eine Brücke

wiedergewonnen zum Christenthum hinüber. Sie war der Religion nicht mehr ferne, der Religion „des Einwohnens unseres Lebens in Gott", die in vollständiger Vernichtung der Selbstsucht in und besteht, und in der Hingabe des Einzelnen an den allgemeinen göttlichen Zweck der sittlichen Weltordnung. Aber eben damals feierte diese Selbstsucht ihre größeste Zeit. Selbstsucht, in Fichte's Auffassung, herrschte bei den Regierenden wie bei den Regierten, herrschte bei den Reichen in rohem, materiellem Genuß, bei den Gebildeten in dem Raffinement des Kosmopolitismus von Kunst und Wissenschaft ohne innere Tüchtigkeit, in der geistreichen Ironie, d. h. im Spiel der Idee mit den sittlichen Gewalten der Welt. Sie war zum eigentlichen Dämon der Zeit als die französische Revolution, die als Völkerbeglückerin auftrieb, zur Völkerbedrückerin sich verkehrte, zur Knechterin der Nationen, und als eben ihr Princip des letztendlichen Materialismus in Napoleon Bonaparte sich personificirte.

Diesem Acute zu trotzen, wappnete sich jetzt Preußen; aber mit den alten, abgebrauchten Mitteln. Wir meinen hier nicht die genugsam bekannten Mängel seines damaligen Heeres und Staates, wir meinen in Fichte's Sinn die heimlichen Künste einer nur halbwegs muthigen Vergeistigungsfrucht, dann das beherzigten Strebens nach Siegen um jeden Preis: die Selbstsucht hatte es ergriffen, wie auch den Feind, der unsittliche Geist, der hier nicht einmal hinter Ruhm- und Vaterlandsliede sich versteckte. Das Beispiel, wie man die Selbstsucht überwinde, wollte Fichte, als die Preußischen Heere zum Kampf ausrückten, eben damals lehren: nicht nur, daß es zur Verpflegung des Heeres eine freiwillige Zumuthung beitragen, die nach gewöhnlichem Maßstabe gemessen, seine Kräfte weit übersteige; er wollte selbst die Armee begleiten, um, wie er in einem damals abgefaßten Entwurfe sagte, „weil er eben den Verhältnissen nach nur reden könne, wenigstens sich Schwert und Pflug zu nehmen". Preußen schwang die alten verrosteten Waffen, mit hochfahrender Ueberhebung der Verfeindeten, mit ganzer Rücksichtslosigkeit des gröblichsten — und sah, wie es sehen mußte, wie es immer wieder fallen muß, wenn es, statt aus der Tiefe deutscher Sittlichkeit zu siegen, sich in äußeren Formen und Maßregeln bot. Als der Feind nach der Schlacht von Jena auf Berlin rückte, folgte Fichte mit vielen hervorragenden Männern seinem Könige auf der Flucht nach dem Osten des Reiches, nicht blos, weil er so sehr gerührt und getrieben, daß er für seine Sicherheit fürchten mußte: er wünschte sich hier mannhafter Stirn gegen die Erniedrigung, gegen das Verderben der Knechtung, gegen das Verzweifeln der Muthlosigkeit, die in solchen Fällen allemal auf gleichsam logisch den sittlichen Rest hebt. Wiederum sollen es, fast auf ein Jahr, Stille und Ruhe, die ihm nicht folgen konnten, jetzt in Königsberg, in Memelburg; oft als der unglückliche Fürsten-Rückzug gewüthet, als das gedrängte Treiben des Hofes und der Behörden, Fichte's Lehramt ohne Hörer, in dem fortgeschmolzenen, aber doch enthusiastischen Berlin die größte That seines Lebens: wie Stein den Staat, Scharnhorst das Heer, so schuf er Geist und Gesinnung neu. Er sah nicht mehr in thatenlosen Jünglingen, auch nicht mehr in einem gefälligen Kreis gebildeter Männer, die er lehren und anregen wollte; er hielt seine „Reden an die deutsche Nation" im Berliner Akademie-Gebäude, „während ein französischer Marschall Gouverneur der Stadt war, die Regimenter unten mit klingendem Spiel vorbeizogen, Thüren im Hause sich schlossen, und keiner von den später Hinzukommenden auch nur den Muth hatte, aufzublicken." (Winter 1807—1808.) Er hielt sie an die ganze deutsche Nation: denn, so sprach er im Eingang seiner Reden zu seinem Jahrhundert, „ich rede für Deutsche überhaupt, von Deutschen überhaupt, nicht anerkennend, sondern durchaus bei Seite lassend und insgesammt alle die besonderen Unterschiedungen, welche mancherlei Vorgänge seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben. Die, Abwesende Versammlung, hat einen meinem leiblichen Auge die alten und neuesten Zeichnungen, welche die geltenden Nationalzüge als vorgezeichnet tragen, und der sichtbare Brennpunkt, in welchem die Strahlen meiner Rede sich entzünden,

aber mein Geist versammelt den gebildeten Theil der ganzen deutschen Nation, aus allen den Ländern, über welche er verbreitet ist, um sich her, bekannt und beachtet unter aller gemeinsame Lage und Verhältnisse, und wünscht, daß ein Theil der lebendigen Kraft, mit welcher diese Reden vielleicht Sie ergreifen, auch in den stummen Abdruck, welcher allein unter die Augen der Abwesenden kommen wird, verbleibe und aus ihm athme und an allen Orten deutsche Gemüther zu Entschluß und That entzünde." — Er sprach in seinem, hierdurch Zeit, nicht bei den Trübsalen und Schwere der Entwicklung, wie es denn seinem hellen Geiste nicht leicht war, sich sich selber zu entringen; aber er sprach mit mächtiger Beredsamkeit, mit Muthmuth und Selbstvertrauen, was er sah, war wie geläutert, ausgegossener Geist, was ihm entzündete, war wie Flamme des Herrn am Herzen, welche den Busch, durch den sie leckerte, nur verklärte, nicht verzehrte. Er sprach wie ein Prophet, ja seine Rede war gleich der des von ihm eifrigst alttestamentlichen Sehers am Wasser Chebar, „zu dem der Herr sprach: Du Menschenkind, meinst Du, daß diese Todtengebeine werden wieder lebendig werden?" Er sprach zu der kranken Gegenwart, die genesen sollte, genesen mußte, selbst wider ihren Willen: „Die Zeit erscheint mir wie ein Schatten, der über seinem Nachnamen, aus dem sechen ein Heer von Krankheiten ihn herausgetrieben, rückt und jammert, und seinen Blick nicht hinwenden vermag von der ehedem so geliebten Hülle, und verzweifelnd alle Mittel versucht, um wieder hineinzukommen in die Behausung der Seuchen. Zwar haben schon die befreundeten Völker der andern Welt, in die die abgeschiedene eingetreten, sie aufgenommen in sich und umgeben sie mit warmem Liebeshauche, zwar begrüßen sie schon freudig heimliche Stimmen der Schwestern und heißen sie willkommen, zwar regt es sich schon und lebet sich in ihrem Innern nach allen Richtungen hin, um die herrliche Gestalt, zu der sie erwachen soll, zu entwickeln, aber noch hat sie kein Gesicht für diese Völker, kein Gehör für diese Stimmen, aber, wenn sie es hätte, so ist sie aufgegangen in Schmerz über ihren Verlust, mit welchem sie zugleich sich selbst verloren zu haben glaubt. Was ist mit ihr zu thun? Auch die Morgenröthe der neuen Welt ist schon angebrochen, und vergoldet schon die Spitzen der Berge, und bildet vor den Tag her zu kommen stellt. Ich will, so ich es kann, die Strahlen dieser Morgenröthe sammeln und sie verdichten zu einem Spiegel, in welchem die trübselige Zeit sich erblicke, damit sie glaube, daß sie noch sei, und in ihm ihr wahres Sein sich die Fabelbilde und die Entstellungen und Verstümmlungen erblicken in einem weltlagenden Gesichte vor ihr verschwinden." Er sprach nicht in unmittelbaren Beziehungen auf Ereignisse und Verhältnisse der Gegenwart und auf ihre Persönlichkeiten, die Deutschen und Fremden in diesen Verhältnissen hatten nichts zu leiden, denn sie verstanden nichts; er trat nicht den Kampf, in dem der Gemeine ja allein Verpflichtung hat, er trat die Höhe der Zeit mit den unbeugsamen, mit den ehernen treffenden Schlägen seiner Reden. Es war, wie wir gesehen, die Eigenthümlichkeit des Mannes, so wie nach seiner Ansicht die Zeit erstand, in das Stadium der vollendeten Sündhaftigkeit getreten: „sollte sie so gesunkene Menschheit denn retten können, so mußte dies durch ein ganz neues, bisher noch niemals versuchtes Mittel, vermittelst der Verfassung einer ganz neuen Ordnung der Dinge, geschehen." Verhalt, sahst Fichte aus, denn die Rettung nur kommen, aus einer vollkommen veränderten Ordnung. Diese habe statt äußerliche Kenntnisse, Lehren und Vorschriften zu geben, wie sie bisher gethan, vor allem die Kraft des innern Menschen, den Willen zu bilden, auf daß er, ohne Wahl, in das sittliche Leben hinein wachse. Auch literarische Neigungen hat sage wichtig sein Wirken, den halb damals Jahn, gleichfalls zuerst in Berlin, zur Wirklichkeit machte. Er suchte damit auf die Erziehungsmethode, die Pestalozzi, welchen er von der Schweiz her kannte, bereits praktisch übte. Aber diese neue Bildung kann nur von den Deutschen und an Deutschen zuerst ausgeübt werden, — und nicht im Allgemeinen von allen einst germanischen Völkern, die im Laufe der Geschichte mit andern

sich versteht haben; sondern nur von dem Urstamme, der sein eigenstes, wesentlichstes Bildungsmittel beibehalten, seiner Sprache. „Darum hat das deutsche Volk, während andere Völker nur Geist haben, zum Geist auch noch Gemüth, darum ist der deutsche Geist ein Adler, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt und mit starkem und vielgeübtem Flügel viel Luft unter sich bringt, um sich näher zu heben der Sonne, deren Anschauung ihn entzückt." Das deutsche Volk ist es deshalb auch nur allein, das zu den höchsten sittlichen und geistigen Zielen sich erheben kann, ja auf dessen Dasein die ernsten Hoffnungen aller andern der ganzen Menschheit beruhen, wie seine Geschichte und sein Bildungsgang bisher es deutlich geweissagt hat, obwohl es eine Zeitlang sich selbst vergessen, und deshalb mit Schmach bedeckt in diesem Augenblick daliegt. Zur dieses höchste Ziel das Leben in Liebe und Aufopferung hinzugeben, ist Pflicht jedes Einzelnen. Die, welche in der Weltgeschichte je dauernd obgesiegt — die alten, noch edlen Römer, die alten Germanen und unsere protestantischen Vorfahren — „sie haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und nothwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüthe ist es, welche Siege erkämpft." Die Hingabe aber an die allgemeinen Zwecke, an den einigen Fortschritt des Menschengeschlechts, haben wir nur bei der deutschen Nation: wollte man ihr diese nehmen, sie beschränken auf das, was dem andern als das Höchste gilt, etwa bürgerliche Gleichheit, inneren Frieden, äußeren Nationalruhm und häusliche Glückseligkeit (und der andern würde man doch nicht mehr haben, als man sich selber gönnt): so würde eben jener höhere Sinn, der sie über, die die Erde zur Hölle und zum Ekel machen; in wem jene höheren Anforderungen an das Leben nur jemals aufgegangen, er müßte wünschen, nicht geboren zu sein, wünschen, daß sein Auge je eher je lieber sich dem Anblicke des Lages verschließe, unverbrüchbare Dauer bis an das Grab möchte seine Tage erfüllen; denn, was ihm sich ist, könnte er seine höhere Habe wünschen, denn einen dumpfen und genügsamen Sinn, damit es mit wenigen Schmerz einem ewigen Leben jenseits des Grabes entgegenlebe. „Kennen wir, fragt der Redner, ein solches, dem Stammvolke der neuen Welt ähnliches Volk, von welchem die ähnlichen Erwartungen sich haben hegen lassen? Ich denke, jeder, der nur nicht hier schwärmerisch meint und hofft, sondern gründlich untersuchend denkt, werde diese Frage mit Nein beantworten müssen. Wo ist daher ein Anderes — so schließt Fichte seine Reden an die deutsche Nation — Wenn Ihr verfinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung."

Wunderbar! Niemand hat Fichte angefeindet wegen dieser Reden. Sie entgegen sich dem Verständniß der edlen, weltweisen Zuhörer. Napoleon verachtete die deutsche Beredsamkeit zu sehr, als daß er geahnt hätte, wie hier Ideen und Waffen aufgingen aus den Worten eines schlichten deutschen Gelehrten. So blieb Fichte in Berlin ungestört, und bald wurde ihm vergönnt, noch bei einer großen That fördernd und entscheidend mit einzugreifen, einer That, für welche allein Friedrich Wilhelm III. ein unvergängliches Denkmal sich verdient hat in dem Herzen seines Volks wie in der Erinnerung der preußischen und deutschen Geschichte, und welche zwischen mit mancher Zaghaftigkeit, mancher Unklarheit und Verdrießlichkeit (wenn doch ursprünglich eines Willens): es war die Schöpfung der Berliner Universität.*) Gleich nach seiner Rückkehr, noch vor den Reden an die deutsche Nation, hatte man Fichte aufgefordert zu einem Gutachten für eine höhere Lehranstalt, den er sich nach seinem Plan, unabhängig von bisher bestehenden Traditionen, einrichten sollte. Fichte hatte alles Ernstes die Aufgabe angegriffen, und es war natürlich, daß er die neue Anstalt auf Selbstthätigkeit der Studirenden, auf persönliche Anregung der Lehrenden einrichten wollte

*) Vgl. Unser Vaterland, 1. Band S. 92 u. 93: Die Universität zu Berlin.

daß er auch hier den Geist der Jünglinge durch Aufforderung zu eignem Denken, nicht bloß durch dumpfe Mittheilung ergreifenden Dinge bilden, daß er ihren Willen zugleich zum Guten, zur Freundschaft wider alles Böse entzünden wollte. Das war Fichte's Gedanke: wenn die, 1810 gegründete Berliner Universität allmälich mehr und mehr den andern deutschen Universitäten in allen Vorzügen und Mängeln sich gleich gestaltete, so war doch der Gedanke ihres ersten Gründers ebenso kühn und schön, wie die That des preußischen Königs, der der neuen edlen Schöpfung einen der schönsten Paläste Berlins einräumte, der mit allem Eifer die hervorragendsten Männer berief (neben Fichte, der die ersten zwei Jahre hinter einander Rector der Universität war, einen Schleiermacher, Wolf, Savigny und Andere), der mitten unter den drückendsten Sorgen und finanziellen Verlegenheiten seines von allen Seiten gedrängten Staates noch Geld für die Wissenschaft, und zwar im freigebigsten, edelsten Maße hatte.

So rüstete sich Preußen für den Freiheitskampf, unter seinen unverzagtesten, den Tag der Erhebung mit Sicherheit weissagenden Männern stand Fichte. Dieser Tag der Befreiung nahte. Von Breslau, wohin er zu freiem Entschluß sich aus dem gefährdeten Berlin geflüchtet, rief Friedrich Wilhelm III. in dem denkwürdigen Aufruf vom 3ten Februar die Jugend Preußens zu den Waffen. Als dieß königliche Wort nach Berlin kam, schien Fichte sein Ziel. Seine Jünger wußten, was zu thun sei, was er von jedem unter ihnen erwarte. Aber auch er selbst wollte nicht müßig sein. Wieder drängte es ihn, mit zu Felde zu ziehen als der Redner seiner Nation, als ein Heilprediger im weitesten und großen Sinne, um an der Seite der kämpfenden Heere „Schwert und Blitz zu weihen." Als dieß Anerbieten höheren Orts abgelehnt ward, begleitete er wenigstens den ersten Ausrückenden noch mit drei Reden „über den Begriff des wahrhaften Krieges", die an freiem Mannesmuth ein würdiges Gegenstück zu den Reden an die deutsche Nation. Da ihm zunächst nicht mehr zu thun vergönnt war, trat er wenigstens in den Landsturm mit ein; er wie Schleiermacher haben damals die Waffen getragen. Und als die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz die Spitäler der Hauptstadt mit Verwundeten und Kranken füllten, da war er es nicht minder, und auf seine Anregung seine edle Frau, die die Schwerverwundeten eifrig besuchten und körperliche Labung wie geistlichen Trost spendeten. In diesen, auf eine durch dies edle Werk erstellte ihn der Tod: auch ihm war's beschieden, wie Körner, wie Scharnhorst, für's Vaterland zu sterben den schönen Tod, den er in seinen Reden gepriesen — nur in anderer Weise. Fichte erkrankte am Nervenfieber, das er bei der Krankenpflege sich zugezogen, Fichte's Frau, als nach langem schmerzvollem Bangen der Strahl der Genesung auf ihrem Angesicht wieder aufging, und Fichte voll inniger Dankesrührung sich über sie beugte: da empfing er den Keim der tödtlichen Krankheit, welche den, in gewaltiger Kraft sich Ständnaten und Ringenden doch bald niederwarf, eben nur noch Zeit in seine Sterbestunden die Nachricht von Blücher's Rheinübergang, vom siegreichen Fortschritte des heiligen Krieges, wie ein letzter Hoffnungsstrahl hoffnungverkündend hinein — dann schied (am 27. Jan. 1814) einer der gewaltigsten Freiheitskämpfer Deutschlands, der Mann seiner Zeit wie der seinen Zukunft, der Mann, des Deutschlands unabwendbar nahende Größe mit kühner Sicherheit geweissagt, ein Mann, wie kein anderer im edelsten Sinn „ohne Furcht und Tadel", der hier schon so helle Augen, um es erst wieder für die nie untergehende Klarheit des ewigen Lichtes zu öffnen.

Schon die Mitwelt ist für Fichte nicht so dankbar gewesen, wie sie hätte sein sollen; kein hervorragendes Lied gleichzeitiger Sänger feiert ihn, wie doch so manchen Helden des Freiheitskampfes. Eine nachfolgende, sichtsinnlose Zeit hat selbst das Unmögliche möglich gemacht, daß von Deutschen die Reden an die deutsche Nation verhöhnt wurden, die selbst der Feind in heiliger Scheu nicht anzutasten gewagt hatte. Nach dieser Unglückszeit ist es unserer Wissenschaft verhalten geblieben, anzuknüpfen an die geistigen Gesetze der Freiheits-

kriege, als kein preußig trübe Jahre deutscher Geschichte nicht gewesen oder doch nur gewesen, um durch ihre Prüfungen uns zu lehren. So hat denn auch unsere Zeit die Pflicht, Achten in sein volles Obermecht zu setzen. Wie nun irgend Einem, so gebühret ihm in Preußens Hauptstadt ein Denkmal, es gebühret ihm an der Stelle vor der Universität, deren geistiger Vater er geworden, aber mehr noch gebühret es der deutschen Nation, im Herzen zu tragen, was er in seinen heiligen Reden gesprochen: daß sie am wenigsten der schlaffen und trägen Selbstsucht sich hingeben dürfe, daß sie das göttliche Leben der Freiheit, der Hingebung an ewige Ziele leben müsse, als ein leuchtendes Vorbild für alle Nationen der Erde. —

Der Eibenbaum.

Von Fr. Langkavel.

Die Gewalt des Menschen über die Pflanzenwelt ist nicht unerschütterlich; zwingt er nicht ohne Unterlaß die Natur die Kulturgewächse ab, bringen diese nicht fortdauernd erobernd in den Urwald ein, so tritt die ursprüngliche Flora wieder in die verdrängten Rechte, oder die Steppe breitet ihre eigenthümliche Pflanzendecke über das hinterlassene Kulturland aus. Ein steter Kampf um Existenz, nicht nach Tagen, Monden, nein, nach Jahrhunderten, Jahrtausenden. — So ist in unserm Vaterlande die Macht der Wälder dem betrachtenden Beobachter allmälig ins Auge, verschwunden aus der spiegelnden Fluth der deutschen Ströme die wilden Stämme des Urwalds, schauen Grünland und Aecker in ihren Furchen und Mähnen Hindernisse zu haben. Wo das Ackerland nicht seine alte Gewalt, wie im Gebirge die kurze Vegetation, bewahrte, wo der Pflug aus ihrem tausendjährigen Besitze sie nicht Alles verdrängte, kennen wir oft nur noch aus den geographischen Namen auf die frühere Configuration der Heimat schließen. Von Mittel-Rußland bis nach Frankreich und England weisen plötzlich viele Namen auf das frühere so häufige Vorkommen der Eibenbäume hin. Wir wollen von ihnen für unser deutsches Vaterland nur erwähnen den östlichen Theil des Teutoburger Waldes und Lippe, wo meilenweit aus Eichen und Buchen bestehenden mit Prächtigen erfüllten Urwaldes Arist, in dem spärlich das Licht noch sein Dasein fristet, Eibenstätte im Hügelland, Eibenhof an der Externer Wand, die Eibenhainer Hügel, die die Grenzlinien in der Altmark gehn und ihren höchsten Punkt bei Jerxheim haben, Ibenbeck in der Nähe des Hannöver Forst, die sogenannten Eibeninseln im Neuwarper Forst, das Forst Forst bei Rathenow und unter manchen andern noch Ibenbäume in der Grafschaft Lingen: Schwer Zeugnisse für das schon von Cäsar behauptete häufige Vorkommen der Eibe in Gallien und Germanien, die jetzt manche Specialitäten nur noch in Anpflanzungen kennen, und die auch deshalb nicht an so vielen Orten verschwunden, weil sie zu den „Forstlichen" gehört. Im Gegentheil, unter allen europäischen Bäumen erreicht sie das höchste Alter. Nach der Schätzung de Candolle's, daß sie jährlich während der ersten 150 Jahre 6 Zoll an Stärke zunehme, in den nächsten hundert aber noch weniger, berechnete man das Alter einer Stammeiche zu Fontainebleau auf 1214, zu Crowhurst in Surrey auf 1256, zu Braburn in West Wales auf 1460, zu Derbyshire auf 2026, zu Fortingall in Schottland auf 2500, zu Braburn in Kent gar auf 3000 Jahre! Bei uns in Deutschland noch einige bis zu 800 Jahren. Von andern Bäumen bei uns bringt es die gemeine Linde auf 350, Pappeln auf 500, Eichen auf Buchen auf 1000—1500 Jahre.

Außer der Verwendung bei Bauwerken, zu Tanzgeschirren u. A. war in den Gewerken ihr Holzverbrauch verhältnißmäßig ziemlich gering. Bei abergläubischen Gebräuchen jedoch erwies sich das Eibenholz sehr wirksam. Begehrt ist doch die dritte Hexe bei Macbeth

slips of yew
slivered in the moons eclipse

und bei Bürger

Teufkraut, Eibenreis, in mitten
in Walpurgisnacht geschnitten.

Denn groß war die Scheu vor den verderbenden Giften des Eibenbaumes. Die Exkretionen der Weiden und Kühe, das Pferd, Rind, Maulthiere und Hühner sollen sterben, wenn sie von seinen Blättern gefressen, Virgil's Rath, sorgfältig die Bienen vor der eurneischen zu bewahren, Theokrites Warnung, in ihrem Schatten nie einzuschlafen, wenn man je wieder erwachen wolle, wie es ja auch im Verse bei Gotter heißt:

hier, wo die Ulme trauert, der Eibe Schatten schrecket,

das Gerücht, daß der Anführer der Cimbern Katwelkus durch Eibengift sich getödtet, daß aus einem ebenen Becher überhaupt nur zu trinken den Tod bringe, alles dies in Generationen sich forterbend, trug dazu bei, diesen, den unterirdischen Göttern geweihten albero della morte zu verklagen, wo er sich vorfand. Eichenlaub für den Sieger, ein Blatt vom Traubenmünzenstock in das Gebetbuch der frommen Bäuerin, ein Rosmarienblatt für die Kranzjungfrau; aber, sagt Hehenstein „die Heuchelei jetzt Räubern Kränze von Lorbeern, wie der Undank ihren Wohlthätern von Eibenlaub auf."

So verschwand mehr und mehr, theils mit dem Walde, theils allein durch die Art die Eibe und blieb nur noch an unbeachteten oder weniger zugänglichen Orten.

Man hat Unrecht gethan, die saftige, fleischige, scharlachrothe Hülle um den schwarzen Samenkern, die sogenannte Frucht der Eibe für giftig zu halten. Schroff's genaue Untersuchungen konnten nur den Ausspruch des Theophrast bestätigen, daß sie es nicht ist, wohl aber sind es die Blätter. Der Forscher rieth, das Laub den einhufigen Thieren nicht vorzuwerfen, doch unbedenklich in Zwischenräumen den Wiederkäuern als milcherzeugendes Futter, und diese alte griechische Erfahrung bestätigten aus den oberösterreichischen Alpenländern Wehrle, aus den Kalkbergen um Schnepfenthal Othmar Lenz. Die auf der Oberseite dunkelgrünen, unten gelbgrünen Eibenblätter ähneln in Gestalt und Anheftung den Tannennadeln. Ist man so glücklich, im „Freien" eine Eibe anzutreffen, so sieht man selten ihren Stamm baumartig; oft schon in ganz geringer Entfernung über dem Stocke theilt er sich in mehrere Aeste, die bei gleichmäßigem Wachsthum einen reichlich verzweigten, dichten, breiten Busch bilden von ungefähr 20 Fuß Höhe, während wirklich baumartige Eiben bis zu 30 Fuß aufsteigen. Aehnlich wie bei der Platane löst sich die dunkelrothbraune Borke periodisch in großen Platten der Länge nach vom Stamm und von den stärkeren Aesten. Das im Kern röthlichbraune, im Splint gelblichweiße Holz hat keine Harzgruben, ist aber bei aller Zähigkeit, Dichtigkeit, Schwere und Zähigkeit doch nur in soliden Stücken verwendbar, weil es auf dem Blindholze nicht gut hattet.

Der verwirrte Geschmack der Franzosen, der es in seinen geistlosen Rococospielereien für schön erachtete, die Natur in die Rahmen geometrischer Formen zu spannen, anstatt wie in den italienischen Gärten die Anlagen an die schöne Natur anzuschmiegen, füllte nicht mit Blumen, nein, mit bunten Porzellan- und Glasscherben die Beete, und konnte wegen der großen Ausschlagefähigkeit der Eibe sie als Schlachtopfer des Zopfstiels zu Hecken, Obelisken, Pyramiden und andern Ungeheuerlichkeiten willfährig schneiden und zustutzen. Welch wahrer Naturgenuß, im abgezirkelten Beete vor zwerghaften Taxusobelisken auf Porzellanscherben die Wappen des hochadligen Besitzers bewundern zu können! Taxuskegel können wir jetzt noch in Berlins Straßen anstaunen! Wie der gute Geschmack diese widerlichen Mißgestalten aus den heiteren Blumenbeeten beseitigt, hat er an schattige dunkle Stellen des Parks den dunkellaubigen Baum gepflanzt, um das zu Ernst und Nachdenken gestimmte Gemüth sieben

durch ihn zu erhöhen. Auch auf den Friedhöfen der Neuzeit schmückt er der Heimgegangenen Grab, untermischt mit dem „langherabwallenden Haar“ der Trauerweide und der Trauerbirke „schattenhaft zerfließenden Gestalt.“ Den uralten Begräbnißplätzen aber, wenn sie überhaupt mit Bäumen bepflanzt waren, fehlte die Eibe, weil an oder auf den Hügeln für sie keine dauernde Stätte war.

Denn betrachten wir genauer den Standort, wo jetzt noch die Eibe ohne zu kränkeln üppig gedeiht, so finden wir ihn in der norddeutschen Tiefebene, ebenso wie in andern Gegenden, nie in selbstständigen Beständen, sondern in von Waldmooren durchzogenen Mischwaldungen, überdacht von den Kronen der Kiefern, Hainbuchen, Zitterpappeln, Eichen und Schwarzerlen. Raubt man ihr an diesen schattenreichen, meist nach Nord oder West gelegenen Orten die Umgebung, zwingt sie also zum Wachsthum ohne Schutzbaum, so beharrt sie in Strauchform, schmarotzende Flechten überdecken den Stamm, der nun nicht mehr die Rinde abwirft, aber sie wird, falls sie schon zum Baume sich erhoben, gipfeldürr und geht langsam aber sicher ihrem Ende entgegen. Unter den mancherlei Bodenarten des Widerhonig, wie sie mit Schlangenmoos und dem nordischen Moosglöckchen, lagert meist Lehm, Mergel und Diluvialthon oder wie auf Rügen, die Kreide. In der Rostocker Haide scheint sie die besondere Eigenthümlichkeit der Flora immer mehr der Frühlings-Küchenschelle und dem Sumpfvogel zu überlassen. In Mitteldeutschland gehört das häufigere Vorkommen des Eibenbaumes im romantischen Bodethale zu den Seltenheiten und liefert an den oft unter starkem Neigungswinkel auftretenden Westhängen in den hannoverschen Forsten von Nörten bis Hollenstedt, dem anmuthigen Thale Mariaspring häufig mitten im Kalkschutt den schlagendsten Beweis, welchen Ertrag der bisweilen noch so verschriene Muschelkalk bei zweckmäßiger Bewirthschaftung zu liefern im Stande ist. Jene starken Eibenstämme, jene prächtigen Stockausschläge und verjüngten Sämlinge unter dem Schirme spärlicher Buchen und Ahorne, sind allein schon eine Reise dorthin werth. In den Voralpenwäldern Süddeutschlands, und dort sogar bis auf trockenem Muschelkalkboden, und in den Karpathen findet sich der Taxusbaum am häufigsten. Ueberall also, wo in der nördlichen Hemisphäre unter unsern Breitegraden, dieselbe geognostische Unterlage sich findet, dieselben Feuchtigkeitsverhältnisse in Mischwaldungen auftreten, bis nach dem Plateau von Tibet, in Amerika die kanadische mit immergrünen Blattrande, gedieh die Eibe als heimische Pflanze in fast gleicher Anzahl von männlichen und weiblichen Stämmen, war überall ebenso ursprünglich bei uns, wie unter den Thieren in Norddeutschland früher das Elen, in Irland bis 1710 der Wolf, in Oberschlesien bis 1770 der Bär, und ein ebenso berechtigtes Glied unserer deutschen Flora, wie die in den Moorpolstern an ihrem Fuße sich sammelnden Silnattern der einheimischen Fauna sich einreihen. Sie ist also ein wahrer Eingeborener unserer Gegend. Da aber die Gegenwart für diese nicht mehr eine angenehme Temperatur abgiebt, verschwinden sie wie in andern Reichen so auch in dem der Pflanzen; unter der Pflege des Menschen mag und kann sie nicht gedeihen, und in der Thierwelt, die sonst in so inniger Verbindung mit der Pflanzenwelt steht, sorgt keine Misteldrossel für ihre Verbreitung durch den Samen. Der organischen Oekonomie entfremdet, muß man den Baum zu den alternden geologischen Species rechnen. Keinem der jetzt lebenden Insekten ist er Wohnort oder Nahrung; der buntwürfelige Magerkäfer, ein naher Verwandter der einst so gefürchteten Todtenuhr, ist bis jetzt das einzig bekannte Thier, das vielleicht nur aus Caprice Eibenholz bisweilen in Stubenluft verwandelt.

Eiben, Linden, Feldulmen, Haselnuß, früher überall in Griechenland anzutreffen, sind jetzt dort die größten Seltenheiten. Wollen wir alle unsererseits dazu beitragen, daß bei seinen nächsten Besuchen Schüler die Eiben bei uns nicht vergeblich suche!

Armin, der Befreier Deutſchlands.

Von Profeſſor Rudolf Köpke.

Quintilius Varus, der römiſche Legat und Proconſul in Germanien zur Zeit des Kaiſers Auguſtus, war ein ruhiger und bequemer Charakter; nach römiſchem Urtheil nicht ohne Würde und Haltung, mehr ein Mann des Quartiers als des Feldzugs, der Verwaltung als des Heeres, mehr geldgierig als ehrgeizig, wie die meiſten Römer jener Zeit. Früher hatte er Syrien verwaltet, das Land arm betreten und reich verlaſſen. Gewöhnt, entartete oder gezähmte Barbaren zu regieren, glaubte er an die Unfehlbarkeit der römiſchen Politik und Herrſchaft. Auch in Germanien war vieles

Das Hermanns-Denkmal auf dem Teutoburger Walde.

geſchehen, um ihn in dem Glauben zu befeſtigen, es ſei eine leichte Aufgabe, einem bald unterworfenen Volke ſeine Eigenthümlichkeit vollends zu nehmen. — Waren doch die Römer darin Meiſter!

Manches Jahrzehnt hatten die Legionen in den Winterquartieren am Rhein und der Weſer geſtanden, aus den Lagern waren befeſtigte Plätze und Caſtelle geworden, unter deren Mauern ſich Flecken und Städte ſammelten, wo man Handel und Wandel trieb. Märkte wurden eröffnet, Gewinnſucht und Eigennutz angeregt, und die Germanen kamen herbei, die Bedürfniſſe der

Römer befriedigen zu helfen. Im täglichen Verkehre wurden einfache Naturerzeugnisse gegen Spielereien des Luxus eingetauscht, und Schaaren römischer Geschäftsleute und Wucherer, die dem Heere folgten oder ihm mit tollkühner Habgier Bahn brachen, beuteten das Land aus. Die Legaten zogen die Fürsten, die Edeln und deren Söhne an sich, man ertheilte ihnen das römische Bürgerrecht, lockte sie durch Ehren und Auszeichnungen, gewöhnte sie am Sitze des kaiserlichen Stellvertreters zu erscheinen, und ließ sie Theil nehmen an seinem Glanze und Festgelagen. Schon traten sie in die Legionen, und im Besitze ihrer Dienstauszeichnungen blickten sie verächtlich auf die ungezähmten und ungeschickten Volksgenossen herab. Mit stiller Gewalt drangen Sitte und Gewohnheit, Sprache und Gedanken der Römer weiter und weiter vor, und mancher Tropfen fremden Bluts kam in die germanischen Adern. Nur Eines noch fehlte; dieser unbestimmte Einfluß, die nur politische Abhängigkeit der Bundesgenossen, mußte zur klar ausgesprochenen Unterthänigkeit werden.

Hier sollte das römische Recht eingreifen; seinen strengen Regeln wollte Varus die einfache Sitte, das tägliche Leben unterwerfen. Aber er bedachte nicht, ein kühnes und kräftiges Volk, dessen ehrenvollste Thätigkeit der Krieg ist, läßt sich leichter von dem überlegenen Gegner zur gewandteren Führung der Waffen, selbst wider das Vaterland, erziehen, als jene friedlichen Güter entreißen, die ein uraltes Erbe der Väter sind und im stillen Verkehr mit Flur und Trift, mit den Genossen der Mark bewahrt und befestigt werden. Er forderte Geld von den Fürsten, Geld von den freien Männern; aber wenn Buße oder Schadenersatz zu erlegen war, leisteten sie ihn nach altem Herkommen in Pferden oder Viehhäuptern. Auf dem Richterstuhle des Prätors, umgeben von den Liktoren, welche Beile und Ruthenbündel, die abschreckenden Zeichen der Gewalt über Leib und Leben trugen, wollte er die Rechtshändel hören und entscheiden, wie auf dem Forum sollten Kläger und Sachwalter vor ihm reden. Bei den Germanen fanden freie Männer und Gaugenossen das Recht, die Nachbaren, die ihn kannten, saßen zu Gericht über den Angeklagten. Auf dem Rücken des Schuldigen sollte der Liktor die schmachvollen Ruthen zerbrechen, aber an den Leib des freien Mannes durfte kein Mensch Hand legen, es sei denn der Priester; er that es im Namen der Gottheit. Gab es eine größere Schmach, als gezüchtigt zu werden, wie der Knecht? Unter dem Beile sollte der Verurtheilte fallen, während die volksthümliche Blutrache das Recht in die Hand des Beleidigten gab. Man zahlte eine Buße, oder es entschied der Zweikampf.

Wie hätte bei solchen Schauspielen das Blut in den Adern dieser Volksgenossen nicht aufwallen sollen? Da fuhr manche Hand zum Schwerte, das unwillig in der Scheide rostete. Die Fürsten und Edlen gedachten ihrer frühern Macht, das Volk seiner heimischen, ungezwungenen Sitte, alle der Freiheit und des Lebens zur Zeit der Väter. Je mehr der Erfolg äußerlich für Varus zu sprechen schien, um so sicherer war sein Verderben. Eingeengt zwischen Legionen, Castellen, Beamten und römischen Kundschaftern, lernten auch sie sich verstellen, und den berechneten und verderbten Künsten einer ausgebildeten Verwaltung setzten sie die abwartende Schlauheit entgegen, die sich bei dem Naturmenschen leicht zur Kraft gesellt. Allmälig wußten sie die Schwächen des unüberwindlichen Gegners zu erspähen; in seine eigenen Netze verstrickten sie ihn.

In der Stille bildete sich ein geheimes Einverständniß der Völker am Rhein und der Weser, in dessen Mittelpunkte die Cherusker standen, auf welche Varus gerade am sichersten rechnete. Hier gab es im Volke wie in den edlen Geschlechtern eine römische Partei, die jetzt die Oberhand gewonnen hatte. Sie hielt eine Abwehr der Römer für unmöglich und sah das einzige Rettungsmittel im engsten Anschlusse. Ihr Führer war der Fürst Segest, der gleich Anfangs das römische Bürgerrecht erhalten hatte. Er sprach seine Ansicht dahin aus, stets habe er Freunde und Feinde den römischen Zwecken gemäß gewählt, „nicht aus Haß gegen das Vaterland, sondern weil ich überzeugt war, Römern und Germanen sei in

Krieg und Frieden ein und dasselbe zuträglich.“ Die unzweifelhaftesten Bürgschaften hatte er gegeben, sein Sohn Segimund ging in die Stadt der Ubier und ward Priester in einem römischen Tempel. Diese enge Verbindung mit den Römern war eine Folge früherer innerer Kämpfe, der persönlichen Feindschaft und Eifersucht der edlen Familien, die um Einfluß und Herrschaft haderten. Ihnen gegenüber stand die volksthümliche Partei, an ihrer Spitze ein anderes edles Geschlecht von altem Ansehen, der Fürst Segimer mit den Seinen. Aber auch diese waren von dem römischen Wesen nicht unberührt geblieben. Gewiß hatte auch Segimer an den Ehren Roms Theil genommen; seine Söhne Armin und Flavus schlossen sich dem römischen Heerdienst an, sein Bruder Ingumer war in hohem Ansehen bei dem Legaten. Gerade hier aber entstand der Gedanke der Befreiung; am stärksten lebte und wirkte er in der Seele Armins.

Fünf und zwanzig Jahre war Armin alt, da er als Führer seiner Landesgenossen auftrat, in der Fülle der ersten männlichen Kraft, eine jugendlich kühne Heldengestalt, ausgestattet mit allem, was in einem kriegerischen Volke den Einzelnen über die Häupter der Menge emporhebt. Er war raschen und gewandten Geistes, weit mehr als der Römer es von dem Barbaren voraussetzte, offenen und scharfen Blicks für die Dinge, fähig das Fremde in seiner Eigenthümlichkeit zu erfassen, und in sich aufzunehmen, was ihm angemessen war, erfinderisch in Plänen und Anschlägen, zäh' und beharrlich, bis er sie wirklich ausgeführt hatte. Nicht ohne tiefe Verschlagenheit hielt er die gährende Naturgewalt lange zurück, um sie desto schonungsloser ausbrechen zu lassen, voll höhnischer Verachtung und Grausamkeit gegen seine Feinde, und unversöhnlichem Ingrimm gegen Rom. Sprach er heftig und entscheidend im Rathe der Fürsten und freien Männer, oder kämpfte er an der der Spitze seiner Schaaren, immer schien ein höherer Geist aus seinem wilden Auge zu blitzen.

In den römischen Feldzügen hatte er reiche Erfahrung gesammelt. Einst hatte er als Führer jener Cherusker gekämpft, die sich den Römern als Bundesgenossen anschließen mußten; im Lager hatte er gelebt, Heereszucht und Dienst, Bewaffnung und Sitte kennen gelernt, Charakter und Ansichten der Eroberer durchschaut. Er leistete wesentliche Dienste, und außer dem Bürgerrecht wurde ihm auch der Rang eines römischen Ritters ertheilt. Wer hätte nicht meinen sollen, er sei zum Römer geworden, wie sein Bruder? Dieser war in den Dienst der Legionen eingetreten, vertauschte seinen barbarischen Volksnamen mit dem römischen Flavus, der Blonde, und ward ein Römer. So spaltete dieser Einfluß nicht das Volk allein, auch die Familien. Während Flavus und Segest sich auf Seiten der Römer stellten, hielten Armin und Segest's Bruder, auch er hieß Segimer, fest an dem germanischen Leben.

Zwischen dem Legaten und dem Fürsten des verbündeten Volkes bestand ein freundliches Verhältniß, wenigstens glaubte es Varus, und Armin vermied alles, was diesen Glauben hätte erschüttern können. Er erschien am Hoflager, nahm Theil an seinen Festen und durchzog mit ihm das Land. Aber im Herzen kochte es, wenn er Varus mit Beil und Ruthenbündeln schalten und walten sah. Zuerst mit Wenigen im engsten Geheimniß, dann mit Mehreren besprach er die Möglichkeit die Römer zu bewältigen, die Nothwendigkeit die Freiheit herzustellen. Bald gingen diese Verbindungen über die Grenzen der Cherusker hinaus, und überzogen das Land zwischen Weser und Rhein. Man schmeichelte dem Wahne des Varus, dies wilde Volk gezähmt zu haben, indem man sich willig, ja dankbar den Formen eines mildern Lebens zu fügen schien. In der Stille wartete man auf das Zeichen, daß die Flamme emporschlagen solle.

Alles war genau verabredet. Varus mußte seine Heeresmacht vertheilen, wenn es zu einem entscheidenden Schlage kommen sollte. Auf Bitten der Verschworenen sandte er ein-

seine Abtheilungen da und dorthin, bald zur Dämpfung angeblicher Empörung, bald als Schutzwachen; dann lockte man ihn in das Land der Cherusker bis in die Gegend der Weser. Da lief die Kunde ein, auch im Westen sei ein Aufstand ausgebrochen. In bequemer Weise setzte er sich in Marsch, noch umgaben ihn Armin und die Verschworenen; jetzt beurlaubte sich ein Theil, unter dem Vorgeben Hülfstruppen heranzuziehen. Bis zum letzten Augenblick begleitete Armin den Feind, dessen Haupt schon dem Tode verfallen war. Aber auch Segest hatte ihn begleitet. In der Nacht, wenige Stunden vor dem Ausbruche, als man zum letzten Male mit einander aß, erhob er wie schon früher seine Stimme; er wußte um die Pläne Armins, und wußte was geschehen war, was noch geschehen sollte. Noch einmal warnte er laut und dringend: alles sei zum Ueberfalle bereit, Ort und Stunde verabredet; er beschwor den Legaten, wenn er ihm mißtraue, möge er ihn, Armin und die übrigen Fürsten in Verhaft nehmen lassen, das Volk werde nichts wagen, wenn ihm die Führer fehlten. Varus schalt seine leere Furcht, dankte ihm für die gute Absicht und hieß ihn gehen. „Ein Gott", so ruft ein römischer Geschichtsschreiber aus, „hatte sein Auge verblendet, und seine Sinne verwirrt. Das Unglück ward bei ihm zur Schuld!"

Inzwischen hatte es schon begonnen. Die Fürsten, welche sich von Varus getrennt hatten, ließen die vereinzelten römischen Abtheilungen niederhauen, dann zogen sie von allen Seiten mit ihren Aufgeboten heran. Da entwich endlich auch Armin; vom Sturme des Volkszorns wurden die Schwankenden fortgerissen, die Widerstrebenden überwältigt, Segest und der ihm gleich gesinnte Bojokal, Fürst der Ampsivaren, in Fesseln gelegt.

Es ist schwer zu bestimmen, von welchem Punkte der Marsch des Varus begann. Er stand in einem Abschnitte des oft betretenen Berglandes, zwischen der Werre und Emmer, die Weser hatte er im Rücken, vor sich den Osning und die Egge, zwischen denen die Dörenschlucht den Eingang in die Senne und das Tiefland eröffnet. Auf diesem Wege konnte er das Castell Aliso, von da auf der Lippe'schen Heerstraße den Rhein erreichen. In lässiger Ordnung zogen die Legionen durch das dunkele Waldgebiet. Der Troß, Weiber, Kinder und Sclaven, Wagen und Lastthiere mit Gepäck aller Art, machten ihre Bewegungen auf dem schwierigen Boden noch unsicherer. Doch man meinte ja in Freundes Land zu sein. Mühselig wand man sich durch die Bergschluchten, die Axt mußte den Weg durch das Gestrüpp lichten, oder Menschen und Thiere drängten sich ungeduldig hindurch, und brechende Zweige stürzten krachend auf sie nieder. Dahinter sperrten riesige Baumstämme den Pfad, vor denen der Zug stockte, wie ein gehemmter Strom; sie mußten zur Seite geschafft werden. In überwachsenen Erdrissen hatte sich das Moorwasser zum Bache gesammelt, oder in hundert kleinen Rinnen durchzog es den weichen Boden, und in Eile mußte ein Steg angelegt werden. Glück's genug, wenn man hinüber kam, wenn er unter der nachdrängenden Last nicht zusammen brach, oder Menschen und Thiere in die Erdspalten sich hinabstürzten. Der Herbststurm brauste durch den Wald, es war um den 7. September des Jahres 9. v. Chr., heftige Regengüsse fielen hernieder, gegen die das Laubdach bald nicht mehr schützte. Unmuth und Unordnung nahmen Ueberhand.

Die Lage der Römer war gefährlich, bald ward sie verzweifelt. Schon zeigten sich die Germanen von vorn, im Rücken, dann brachen sie von allen Seiten aus den wohlbekannten Waldpfaden unter lautem Schlachtruf hervor. Zuerst überschütteten sie den Feind mit Wurfgeschossen, dann umdrängten sie ihn näher und näher. Unter fortgesetzten Angriffen schlugen die Römer am Abend des ersten Tages an einer offenen Stelle das Lager auf. Was irgend entbehrlich war, verbrannten sie, anderes ließen sie im Stich, und schickten sich am folgenden und noch einem dritten Tage zum Todesmarsche an. Umsonst waren die Versuche auf lichteren Waldstellen die Germanen in geordneter Schlachtreihe zurück zu werfen. Es war nicht möglich, die eigenen Streitkräfte zu entfalten, sie geriethen nur in heillosere Unordnung.

Die Soldaten verwickelten ſich im Geſtrüpp, ſie ſtürzten über Wurzeln und Baumſtämme zu Boden, ſie verſanken in die ſchlammig aufgelöſte Erde, die Fußgänger fielen unter den Hufen der Reiter, ſie konnten Wurfſpieß und Schild nicht mehr führen, im anhaltenden Regen erſchlaffte die Bogenſehne. Die ſonſt ſo ſiegreichen Waffen verſagten den gewohnten Dienſt; da ſenkten die römiſchen Adler die Flügel.

Umſonſt hatten Varus und ſeine Legaten dem Verderben zu wehren geſucht, ihre Stimme verhallte ungehört. Aber todtverkündend erblickte man auf der Höhe eines Hügels Armin's Geſtalt, man vernahm ſeinen wilden Ruf. Als Varus, ſelbſt ſchwer verwundet, ſah, wie die Legionen vor einem verachteten Feinde faſt wehrlos fielen, erkannte er, die Stunde ſei gekommen, als Römer zu ſterben, da er als Römer nicht zu ſiegen vermocht hatte. Er gedachte, wie in den Bürgerkriegen ſein Vater bei Philippi, ſein Großvater bei Pharſalus, um den Feinden zu entgehen, ſich in ihr Schwert geſtürzt hatten, und ſo gab auch er ſich den Tod mit eigener Hand im Teutoburger Walde. Seinem Beiſpiele folgten andere Führer. Da ergriff den Reſt der drei Legionen dumpfe Verzweiflung, lautlos ließen ſie ſich hinwürgen, wurden zu Boden getreten, gefangen. Zwei Adler wurden erbeutet, einer von Bructerern, der zweite von Marſen, den dritten brach der Träger von der Stange, barg ihn im Gürtel und entfloh in den Sumpf. Nun begannen die Thaten wilder Rache, die Cheruſker brachten ein Todtenopfer. Tribunen und Centurionen wurden vor heiligen Altären geſchlachtet, Gefangene an Baumäſten und Galgen aufgehängt oder in Moorgruben geworfen, die abgeſchlagenen Häupter anderer an Baumſtämme genagelt, dazwiſchen die erbeuteten Feldzeichen der Römer als Weihegeſchenke aufgehängt. Der Leiche des Varus hatten die Soldaten mitten in furchtbarer Bedrängniß noch die letzte Ehre des Verbrennens erweiſen wollen, dann, als ſie aufgeſchreckt wurden, verſucht, ſie in den Sumpf zu verſenken. Gräßlich war ſie entſtellt, als die Germanen ſie hervorzogen und das Haupt des Verhaßteſten aller Feinde abſchlugen und als höchſtes Siegeszeichen emporhoben. Um dieſe Greuel nicht zu ſehen, ſchlug der gefangene Gallus Caelius die gefeſſelten Hände gegen das Haupt und zerſchmetterte ſich das Gehirn.

Die lang eingedämmte Naturkraft eines freien Volkes, das geknechtet werden ſollte, durchbrach furchtbar die Schranken. Als die Wuth ſich zu legen begann, verfuhr man mit den Gefangenen glimpflich; noch in ſpäteren Jahren lebten einſt vornehme Römer im Innern des Landes als Knechte und Hirten im Hauſe und auf den Aeckern der Germanen. Manchem gelang es, aus den furchtbaren Waldungen zu entkommen; einige Reiterſchaaren erreichten das Tiefland und flohen dem Rheine zu.

Alle feſten Plätze der Römer rechts des Rheins fielen auf den erſten Anlauf, nur Aliſo nicht, deſſen Beſatzung ſich nach tapferer Gegenwehr durchſchlug. Auch jenſeits des Stromes hallte der furchtbare Schlag wieder, auch hier erinnerte man ſich der alten Freiheit. In der Stadt der Ubier zerriß Segeſt's Sohn Segimund die römiſche Prieſterbinde und entfloh in die Wälder.

Als die Nachricht nach Rom kam, drei Legionen, drei Reitergeſchwader und ſechs Cohorten ſeien von den Germanen vernichtet, zwei Adler erbeutet, der Proconſul und ſeine Legaten als Opfer gefallen und alles jenſeits des Rheins verloren, erneuerten ſich die cimbriſchen Schrecken. Schon ſah man Germanen die Grenzwehren durchbrechen, Gallien überfluthen, oder mit den kaum unterworfenen Pannoniern im Bunde. Auguſtus meinte das Werk ſeines Lebens gefährdet, er befürchtete einen Aufſtand. Alle Germanen und Gallier, die ſich in Rom befanden, mußten die Stadt verlaſſen, auch die, welche in der Leibwache waren; eine neue Aushebung von Truppen wurde gehalten, die eiligſt dem Rhein zuzogen; der Kaiſer gelobte, wie in den ſchlimmſten Zeiten, dem hohen Jupiter heilige Spiele, wenn der Staat gerettet werde.

In der ersten Bestürzung täuschten sich die Römer über die Natur des germanischen Aufstandes. Unendlich viel hatten die Germanen gewonnen, aber sie keineswegs Alles verloren; das linke Rheinufer ward im Gehorsam erhalten. Die Sieger thaten nicht einmal, was sie früher so oft gethan hatten, sie überschritten den Rhein nicht, als sie von umfassenden Vertheidigungsmaßregeln hörten. Nichts beweist mehr den gewaltigen Eindruck, den die Römer gemacht hatten. Auch fehlte viel, daß sich nur die westlichen Völker alle erhoben hätten. Dieses Mal war es kein dahinbrausender Völkerstrom, kein überlegter Eroberungszug, es war eine That der Befreiung, der Rettung, zu der sich ein in den Wurzeln seines Daseins schwer verletztes Volk erhob. Sitte und Weise der Väter wollte es auf seinem Boden frei bewahren; zufrieden, das Nothwendigste erreicht zu haben, verzichtete es auf den Ruhm einer offenen Schlacht, was ihm die Römer als Heimtücke am wenigsten verzeihen konnten. Dennoch war es eine That von weltgeschichtlicher Bedeutung. Hinter dem Rhein behaupteten sich die Germanen seit der Teutoburger Schlacht in ihrem ursprünglichen Leben, sie wahrten sich vor dem Geschicke der Gallier, und gewannen die Zukunft.

Wilhelm, regierender Graf zu Lippe-Schaumburg,

ein patriotischer Regent.

Von A. Freiherrn v. Gelb.

Wilhelm, Graf zu Lippe, zweiter Sohn des regierenden Grafen zu Lippe-Schaumburg, ward geboren am 9. Januar 1724 zu London, wo seine Mutter, Tochter Georg I. und der Herzogin von Kendal, getrennt von ihrem Gatten, sich aufhielt. Er verlor sie, als er noch Kind war und kam früh schon unter männliche Leitung; sie war eine würdige. Mit außerordentlichen Anlagen, ja den außerordentlichsten an Leib und Seele, hätte seine wilde Lebendigkeit ihn leicht in Abgründe gestürzt, während sie jetzt nur bis an den Rand des Abgrundes ihn führte, denn seine Wildheit wurde, wenn nicht gezügelt, so doch geleitet von der milden Macht seiner Führer, die ernste Wissenschaft ihm zeitig lieb machten. Er überragte als Knabe schon alle seine Altersgenossen an Kraft und Größe, an Können und Wissen, er ritt, focht, schwamm meisterhaft, leistete Ungewöhnliches in Musik und Malerei, sprach und verstand Englisch und Französisch bis zur Vollendung, lernte, als er es bedurfte, leicht Italienisch und Portugiesisch, nur in der deutschen Sprache nach der damaligen leidigen Sitte brachte er es, wie viel Mühe er auch in späteren Jahren daran wandte, nie zur sichern Herrschaft. Aus seiner Kindheit ist nur ein Zug bekannt, der aber charakteristisch ist. Er war schön wie ein Liebesgott und wurde deshalb oft geliebkost und gerühmt; da kommt er eines Tages, das Antlitz braun gefärbt vom Saft unreifer Wallnüsse, deren Färbung erst nach langer Zeit vergeht, und als der Vater erzürnt ihn nach dem Grunde frägt, sagt er stolz: „Ich will nicht schön sein wie ein Mädchen, ich bin ein Junge."

Sein Vater vermählte sich zum zweiten Male; dies, sowie seine künftige Bestimmung führte ihn wieder aus dem väterlichen Hause, in das er nach dem Tode der Mutter zurückgekehrt war. Er war der zweite Sohn und für den hielt man den Kriegsdienst für den einzig möglichen Beruf; für den Grafen wäre er's gewesen, auch wenn er der Erstgeborene war, er blieb es ihm, als sein Bruder starb und die Erbfolge auf ihn überging, er blieb es ihm, als sein Vater starb und die Regierung auf ihn überging. Im achtzehnten Jahre

ward er frühreich bei der englischen Leibgarde, aber nur auf kurze Zeit, denn da sein Bru-
er starb, rief sein Vater den künftigen Regenten zurück nach seiner Residenz Bückeburg.
ofluft war keine Lebensluft für den Grafen Wilhelm, am wenigsten war es die Bückebur-
er. Willkür und Pracht, Ueppigkeit und Verschwendung war da heimisch, und ob der Sohn
uch mit keinem Worte seinen Unmuth aussprach, daß er gar nicht sprach, das sprach laut;
r ward dem Vater, er ward dem ganzen Hofe lästig. Er ging in holländische Dienste,
ald aber nach England in den Seedienst; hier wollte er der Seekrankheit trotzen, aber sie
warf ihn nieder, da gab er ein Element auf, das ihn unterwarf, kämpfte im kaiserlichen
Heere gegen die Türken, stürzte sich aber dort so tollkühn in Gefahr, daß man besorgt ihn
vom Heer entfernte. Jetzt ging er auf Reisen; ein brennender Ehrgeiz erfüllte ihn, er wollte
Ungewöhnliches lernen und leisten und weil das gewöhnliche Leben dazu keine Gelegenheit
bot, so schaffte er sie gewaltsam. Da geschah manches, das nicht nur an Thorheit grenzte,
as wohl über die Grenze hinausging. Was für unthunlich gehalten wurde, das that er;
r ritt rückwärts in einem Ritt von London nach Edinburg; er machte große Reisen
hne einen Pfennig Geld, sich durchbettelnd; er warf sich in Banditenkämpfe und bestand
ie; bei Regensburg, wo die Donau besonders reißend ist, sah er in die strudelnden Wellen,
en den Umstehenden sagte einer, auch der beste Schwimmer kann hier nicht durchschwimmen,
in demselben Augenblicke stürzte der Graf sich hinein und erreichte die Mitte des Stroms;
a überwältigte ihn der Strudel, er versank und ward nur mit Mühe gerettet. Aehnlich er-
ging es ihm im Leben, er stürzte sich oft in den Strudel, ging in keinem zu Grunde, ging
immer gesund daraus hervor und stürzte sich von Neuem hinein. Da starb plötzlich sein
Vater, er trat die Regierung des Landes an.

Was lange in ihm geglimmt und geglüht, der verzehrende Grimm über die Wirthschaft
am Hofe, über die geschmacklose Pracht der Bauten, über den steifen und doch üppigen Prunk
der Feste, über den Glanz der müßigen Dienerschaft, über die Kostspieligkeit der faden Hof-
ämter, das Alles brach in zerstörender Flamme, im verheerenden Sturm plötzlich hervor; nicht
abgetragen, zertrümmert wurden die Paläste, vernichtet die theuern Möbel und Gefäße; nicht
entlassen, fortgejagt wurden die Diener, die Beamten. Die Trümmer durften nicht wegge-
räumt werden, sie mußten liegen bleiben als „Wahr- und Warnungszeichen." Was er als
seine Lebensaufgabe erkannt hatte, dafür wollte er jetzt wirken; den Krieg in ein System
bringen und dadurch für den Frieden arbeiten. Er hielt den Krieg für ein Uebel, für un-
sittlich; ihn erschweren, den Angreifer bedenklich, die Gefahr des Angriffs erschreckend groß
machen, das stellte er sich zur Aufgabe, darauf wollte er alle Mittel an Macht, Geist und
Geld verwenden, die ihm zu Gebot standen. Noch hielt er sich nicht reif genug für
seine so große Aufgabe, darum ging er von Neuem auf Reisen, um Kenntniß und Erfahrung
zu sammeln; zuerst nach Berlin, um da vom großen König zu lernen. Bald erregte er
dessen Aufmerksamkeit, ja Zuneigung, die ihm blieb, so lange er lebte, und durch mannigfache
Beweise, auch durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens zu erkennen gegeben wurde. Des
Grafen Kenntnisse erregten die Bewunderung der Academie, die ihn zum Ehrenmitglied er-
nannte; seine Reiterkünste, seine Körperkräfte brachten die Jugend zum Staunen, er setzte
mit dem Pferde über Gräben und Kanäle, die dazu angelegt waren, daß kein Pferd darüber-
setzen sollte, er sprang ohne Springstock mannshoch, aller Orten suchte er kriegskundige Män-
ner auf, um von ihnen zu lernen, verarbeitete das Erlernte in höchster Zurückgezogenheit
und kehrte nach drei Jahren anhaltenden Fleißes nach Bückeburg heim, um dort in's Werk
zu setzen, was er an Ideen und Erfahrungen gesammelt; es galt, durch die That voranzu-
gehen auf dem Wege, den er als den richtigen erkannt. Sein Grundsatz war: Sollte das
Land sich gegen einen mächtigen Angreifer vertheidigen, so müßte es das aus eigner Kraft,
mit den eigenen Landeskindern, nicht mit geworbenen Söldnern thun, darum schaffte er im

seinem Lande das Werbesystem ab und führte allgemeine Wehrpflicht ein. Das erregte im eigenen Lande die höchste Mißstimmung, im Auslande die höchste Mißbilligung. Das eigene Land beruhigte sich zuerst; allgemein galt damals der Soldatenstand für einen Sklavenstand, dessen unglückliche Mitglieder bei karger Kost und reichlichen Schlägen so lange gebraucht und mißbraucht wurden, bis Schwäche oder Alter sie unbrauchbar gemacht und sie zum Bettelstabe greifen mußten; als die Soldaten und ihre Angehörigen sich aber mit der Zeit überzeugten, daß das lippesche Militair gut gekleidet und reichlich beköstigt, auskömmlich besoldet und menschlich behandelt, nach der festgesetzten Dienstzeit pünktlich entlassen, oder wenn sie arbeitsunfähig geworden, treulich für sie gesorgt wurde, da hörte die Mißstimmung in dem Lande auf, die Soldaten sahen ihren Stand nicht mehr als eine Qual, sondern als eine Ehre an. Wenn sie sich mit den Kriegern der Nachbarstaaten verglichen, so erschien ihnen das Loos derselben jämmerlich gegen das ihrige und sie sagten mit stolzem Selbstgefühl: Wir sind lippesche Soldaten.

Ehrgefühl zu schonen, wo er's fand, es zu wecken, wo es fehlte, machte sich Graf Wilhelm zur steten Aufgabe und wenn seine Soldaten schon dadurch sich geehrt fühlten, daß sie nicht, wie die anderer Heere, geworbenes, vielfach desertirtes, nichtsnutziges Gesindel, sondern lauter Landsleute neben sich hatten, die unbescholten waren und von denen viele sich in den besten bürgerlichen Verhältnissen befanden, — so wurde dies Gefühl befördert durch die väterliche Weise, in der ihr Landesherr mit ihnen verkehrte, durch die höfliche Behandlung, die er den Offizieren zur Pflicht machte. Außerdem war das Kriegsmaterial vortrefflich, Bekleidung und Bewaffnung waren nur für den Dienst im Felde, nicht für die Parade berechnet; das Fußvolk (lauter Jäger), war für leichte Bewegung eingerichtet, die Reiterei dagegen, zum Durchbruch der Massen bestimmt, war schwarz und schwer gepanzert und bewaffnet; sie ritt lauter kräftige Hengste und trug Küraße und Helme von gebranntem Leder. Bisher hatten seine Soldaten nur Aufsehen erregt, aber nirgends Anerkennung gefunden, „eine Spielerei, kostbar im Frieden und unbrauchbar für den Krieg, der erste Feldzug wird ihre völlige Unbrauchbarkeit erweisen!" so urtheilten die Offiziere der Nachbarstaaten über seine Krieger; sie wurden in der Regel nicht lippesche, sondern läppische Soldaten genannt; ihre Offiziere vermieden deshalb gern eine Berührung mit den Kameraden der anderen Heere, denn sie führte fast immer zu Zweikämpfen, die der Graf durchaus mißbilligte und streng bestrafte; ein Feldzug wurde daher von allen ersehnt, um durch die That zu beweisen, daß sie Krieger für den Krieg seien. Die Gelegenheit dazu zeigte sich bald; der siebenjährige Krieg verwickelte den König von England (zugleich Kurfürst von Hannover), als Bundesgenossen Preußens in jenen großen Kampf. Die hannöverschen Lande waren durch ihre Lage den Angriffen Frankreichs zunächst ausgesetzt. Der Graf, durch seine Verwandtschaft mit dem König und Kurfürsten und dem Aufenthalt an seinem Hofe näher bekannt und erkannt, wurde, nach vorgängiger Berathung mit Friedrich dem Großen, zum hannöverschen General-Feldzeugmeister ernannt, und seine Truppen wurden gegen englische Subsidien mit den hannöverschen verbunden. Bald waren die lippeschen Jäger der Schrecken der Feinde; überall, da, wo man sie am wenigsten vermuthete, nahmen sie Geschütze, Vorräthe, Kassen, befreiten Gefangene und zeigten sich, oft völlig unerwartet, selbst im Rücken der feindlichen Armee, so daß es hieß, Lippe sei ein Hexenmeister, der seine Jäger unsichtbar machen könne; seine schweren Reiter galten für unverwundbar und unüberwindlich, sie wurden von den französischen Soldaten nur les hommes de fer genannt und erregten eine Art gespenstiger Furcht. Doch war des Grafen Stellung zu untergeordnet, die Zahl seiner Truppen zu gering, als daß beide hätten wesentlich zur Entscheidung beitragen können; der englische Oberfeldherr schien unfähig, das englische Ministerium feil, die schmähliche Convention von Kloster Seven verurtheilte die Armee und mit ihr den Grafen Wilhelm zur Unthätigkeit, aber ihn nur zur scheinba-

ren. Er zog sich in die Nähe von Hamburg auf's Land zurück. Ueberzeugt, daß der Kampf bald und zwar auf demselben Felde wieder beginnen werde, studirte er den geahnten Kriegsschauplatz mit höchster Sorgfalt; seine Ahnung erfüllte sich vollständig. Jetzt unter einem neuen, fähigen Führer, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, konnte auch er seine Fähigkeiten glänzend entwickeln. Er wurde zum Chef der Artillerie ernannt und leistete mit Rath und That Außerordentliches. Oft setzte er sich persönlich den größten Gefahren aus, und wenn seine Kühnheit den Franzosen, die es besonders auf ihn abgesehen hatten, öfters Gelegenheit zu bieten schien, ihn abzuschneiden und gefangen zu nehmen, so befreite eben diese Kühnheit ihn jedesmal wieder, auch da, wo er unrettbar verloren schien.

Während des Feldzuges forderte ein kaiserliches Mandat ihn als Reichsfürsten auf, seine Waffen von denen der Verbündeten zu trennen und sie gegen den Reichsfeind, den König von Preußen zu richten, widrigenfalls er in die Reichsacht, also für vogelfrei erklärt werden würde. Die anderen Fürsten, mit ihm in gleicher Lage und auf gleiche Weise aufgefordert und bedroht, verlachten die Aufforderung und die Drohung, ohne sonst irgend Notiz davon zu nehmen; er aber rechtfertigte sein Verfahren bei der Reichsversammlung in einem selbstverfaßten Schreiben, das großes Aufsehen erregte, eben so sehr durch den hohen Freimuth, als durch die besonnene, selbst ehrerbietige Sprache, mit der es die stärksten Wahrheiten sagte.

In der Schlacht bei Minden hatte er, nach dem Urtheile des Feldherrn, am glorreichen Siege den größten Antheil; er legte beim Richten des Geschützes fortwährend Hand mit an, war unermüdet und unausgesetzt thätig, gönnte selbst, als die Schlacht beendet war und die Krieger, erschöpft von ihren Anstrengungen, fast umfielen, sich keine Ruhe; bis in die Nacht hinein blieb er thätig und hülfreich, um für die Unterbringung der Gefangenen und Verwundeten zu sorgen. Bald darauf nahm er Marburg ein; er hatte, was kein Mensch für möglich gehalten, Geschütz auf die steilen Berge, welche die Stadt beherrschen, bringen lassen oder richtiger gebracht, denn er selbst hatte Hand mit angelegt, hatte gleich den gemeinen Soldaten gezogen, gestoßen, gehoben und durch sein Beispiel die Leute zur größten Kraftanstrengung getrieben. Von dort eilte er zur Belagerung von Münster. Das war eine mißliche Aufgabe; die Besatzung war stärker als das Belagerungscorps, überdies eilte eine französische starke Heeresabtheilung unter General Armentieres zum Entsatz der Festung herbei. Lippe befand sich in augenblicklicher Gefahr, von zwiefacher Uebermacht, von vorn und von hinten angegriffen und vernichtet zu werden, da eilte er in nächtlicher Stille dem General entgegen, schlug und verjagte dessen Corps und stand schon wieder vor Münster, ehe die Besatzung etwas von der Annäherung der Hülfe geahnt. Bei der nun eröffneten Belagerung stand er in den Laufgräben mitten im heftigsten Kugelregen, da tritt ein lippescher Soldat vor ihn hin, schilt ihn mit harten Worten, daß er hier sein Leben aussetze, das sei ein Platz für einen Soldaten, aber nicht für den Feldherrn, packt ihn mit derber Faust, schiebt ihn bei Seite und stellt sich an seinen Platz. In demselben Augenblick reißt eine Kanonenkugel dem Soldaten den Kopf weg. Sinnend stand der Graf einen Moment still und nahm dann, als sei nichts vorgefallen, den vorigen Platz wieder ein. Da die Festung keiner Aufforderung Gehör gab, befahl er ihre Beschießung aus allen Geschützen; die Stadt gerieth in Brand, das Feuer verbreitete sich mit rasender Wuth. Von einer Anhöhe herab sah der Graf das Elend, die Verzweiflung der Bürger, Thränen stürzten ihm aus den Augen; in dem Augenblick wurde eine weiße Fahne aufgesteckt, die Stadt ergab sich, er rückte mit seinen Truppen ein und half löschen und retten.

Wie mild der Graf gegen Unglückliche, wie wohlwollend er gegen Untergebene war, so wenig war er beides gegen Anmaßung und Dünkel; da war es ihm eine Freude, die Anmaßenden in ihrer ganzen Blöße hinzustellen. Streng in seinen Forderungen gegen sich

war er es auch gegen andere; selbst ohne Furcht, duldete er sie bei keinem und stellte die Offiziere zuweilen auf wunderliche Proben. So hatte er einst im Lager viele von ihnen zum Mittagessen eingeladen. Plötzlich erdröhnt während der Tafel ganz in der Nähe Kanonendonner, die Offiziere erkannten an dem Schall sogleich, daß das keine blinden, sondern scharfe, d. h. mit Kugeln geladene Schüsse waren, sprangen auf und riefen: „Die Franzosen sind da!" Der Graf blieb sitzen, speiste ruhig weiter und sagte lächelnd: „Wenn die Franzosen da wären, müßte ich auch etwas davon wissen, bitte meine Herren, lassen Sie sich nicht stören." Man setzte sich wieder hin; als aber das Schießen von Neuem begann, als es immer stärker wurde, als einzelne Kugeln die Zeltspitze trafen, andere die Leinewand in der Höhe in Stücke rissen, erhoben sich die Herren von Neuem und riefen: „Die Franzosen müssen ganz in der Nähe sein!" Und zum zweiten Male sagte der Graf: „Wenn die Franzosen hier wären, möchte ich auch etwas davon, ich bitte, lassen Sie sich nicht stören!" Da setzten die Herren sich wieder hin, die wunderliche Tafelmusik währte bis zum Ende der Tafel, aber Speisen und Weine mundeten nicht, einer sah den andern fragend an; der Graf blieb, als sei dabei nichts besonderes, ein aufmerksamer Wirth. Nach aufgehobener Tafel führte er die Herren vor das Zelt, zeigte ihnen auf einer Anhöhe vor dem Lager sein sämmtliches Geschütz, das dort aufgefahren stand und sagte: „Ich wollte Ihnen eine kleine Probe von der Geschicklichkeit meiner Artilleristen geben und habe sie deshalb während der Tafel nach der Spitze meines Zeltes schießen lassen." Die Herren fanden den Gedanken originell, als sie aber unter sich waren, sagten sie: „Will er sich todtschießen lassen, mag er's in des Teufels Namen thun, aber wir haben keine Lust, auf so hundsföttische Weise um's Leben zu kommen!" Bei seinen Artilleristen erzeugte aber dieser Beweis von Zutrauen hohe Freude und stolzes Selbstbewußtsein, wie denn überhaupt die Anhänglichkeit und die Begeisterung der gemeinen Soldaten eben so groß war, als der Groll und die Mißgunst der höheren Offiziere. Das wäre ein Uebelstand gewesen, wenn er Oberfeldherr war, es war ein doppelter, da Manche im Heere an Rang ihm gleich und über ihm standen. Er überragte Alle in Rath und That, in Einsicht und Wissen und machte daraus kein Hehl. Gewohnt, in seinem Lande der Erste zu sein, war er an Unterwürfigkeit gewöhnt und nur da geneigt, sie zu erlassen, wo man sie freiwillig ihm entgegenbrachte, wo man Miene machte, sie zu versagen, da forderte er sie mit Entschiedenheit und Härte. Dies Fordern von der einen und Versagen von der andern Seite führte allerlei Störungen herbei und erzeugte Verhältnisse, die auf die Dauer unhaltbar wurden; sie drohten, den Grafen für seinen entschiedenen Beruf, für den Kriegsberuf unbrauchbar zu machen; da fand sich eine Stellung, die für ihn wie geschaffen war und er für sie.

Frankreich hatte seine bedeutendsten Heerführer, seine besten Truppen den Verbündeten in Deutschland entgegengestellt, und hatte keine Erfolge erreicht, oder doch nur solche, die von den bald darauf erlittenen Niederlagen in Vergessenheit gebracht wurden, da verhieß ihm ein Einbruch in Portugal raschen sichern Erfolg. Dies Land, durch die Verhältnisse an die Bundesgenossenschaft Englands gewiesen, war dadurch zum Gegner Frankreichs geworden; isolirt und hülflos, in seinen Finanzen zerrüttet, in seiner Verwaltung verwahrlost, in seiner Heerverfassung heruntergekommen, schien es den verbündeten Höfen von Frankreich und Spanien am Wege zu liegen, wie eine Beute, nach der man nur die Hand auszustrecken braucht, um sie ohne Mühe davon zu tragen. Die spanische Kriegsmacht, der portugiesischen an Zahl und Zucht, an Macht und Muth ohnedies vielfach überlegen, wurde durch eine französische Armee verstärkt, und rückte in Eilmärschen an die portugiesische Gränze; zugleich erging an den König von Portugal eine Note, die in hohem, höhnenden Ton ihm seine Verblendung zum Vorwurf machte und die Erniedrigung, die er durch solche Bundesgenossenschaft auf sich lade; von solchem Joche wollten die verbündeten Höfe ihn befreien. Der König

ſchloß ſich um ſo feſter an England und erwiederte jene herabwürdigende Note durch eine Kriegserklärung; er hatte von dem, was zur Kriegführung nöthig war, Nichts, und erwartete Alles von England; er täuſchte ſich nicht. England ſchenkte ihm: einen Mann, und mit ihm Alles, es bewog den Grafen Wilhelm nach Portugal zu gehen, und dort die Stelle des Oberfeldherrn anzunehmen. Im Frühjahr 1762 ging er über England nach Portugal; als er dort an's Land trat, wurde er, wie ein rettender Engel, von der Bevölkerung mit Jubel empfangen, mit Ehrenbezeugungen überhäuft und im Triumph nach Liſſabon geleitet. Der Ruf ſeiner Thaten war ihm vorangegangen und hatte der muthloſen, verzagten Nation ſchnell eine fröhliche ſiegesgewiſſe Zuverſicht gegeben, die jetzt jede Gefahr ſchon beſeitigt glaubte, und die kaum weniger gefährlich war als die frühere Verzagtheit; denn eine wie die andere Schwäche ertödtete die Beſonnenheit, die Kraft zum Handeln. Er beachtete die allgemeine Begeiſterung ſo wenig, als ginge ſie ihn gar nichts an, einfach und anſpruchslos in ſeinem Weſen, hielt er dennoch durch die gebietende Hoheit ſeiner Erſcheinung Alle, ſelbſt den König nicht ausgenommen, in einer gewiſſen ehrerbietigen Entfernung. Dieſer ernannte ihn zum Feldmarſchall mit einem Gehalte von 20,000 Thalern, und ſandte ihm die dreifache Summe zur erſten Einrichtung. Der neue Feldmarſchall wies jedes Gehalt zurück, nahm von der zugeſandten Summe ſo viel als die Feldmarſchalls-Uniform koſtete, bezahlte damit den Schneider und ſchenkte den Reſt an die Militairkaſſe, um mit demſelben den Soldaten ihren rückſtändigen Sold auszuzahlen; das zog ihm die dankbare Verehrung derſelben, aber zugleich den giftigen Haß der höhern Beamten und Offiziere zu; ſolche Uneigennützigkeit war unerhört! mußte man nicht von einem ſolchen Mann erwarten, daß er mindeſtens, wenn auch nicht eine ähnliche, ſo doch die ſtrengſte Redlichkeit von allen Untergebenen verlangen würde? und er verlangte ſie; freilich ohne ſie zu erreichen. Er hatte auf große Schwierigkeiten gerechnet, aber ſie überſtiegen jede Berechnung. Die ſogenannte Armee beſtand aus einem zerlumpten undisciplinirten Haufen, der in den Dörfern ſtahl, raubte und plünderte, in der Hauptſtadt in den Häuſern, auf Straßen und Plätzen bettelte. Das geſchah nicht allein von den Soldaten außer dem Dienſt, das geſchah von den Schildwachen vor der Hauptwache und vor Königs Palais; das geſchah ſogar in Reih' und Glied! gemeinſam mit den Offizieren! In feierlicher Prozeſſion zog bald dieſes, bald jenes Regiment durch die Straßen, Gewehr oder Degen in der einen Hand, die andere ausgeſtreckt zur demüthigen Bitte um ein kleines Almoſen! Nur die höher geſtellten Beamten und Offiziere wurden bezahlt oder machten ſich bezahlt durch Beſtechungen, die ſie annahmen, durch Erpreſſungen, die ſie ausübten, durch Unterſchlagungen von Sold und Gehalt; die Offiziere der unteren Grade, die dazu nicht Macht und Gelegenheit hatten, trieben dagegen ſämmtlich ein Nebengeſchäft; ſie halfen ihren Frauen beim Hökern oder beim Waſchen für vornehme Häuſer, indem ſie die ſchmutzige Wäſche abholten und die gereinigte überbrachten, ſie friſirten und raſirten, ſie putzten Stiefeln und verrichteten ähnliche Dienſte oft beim Kommandeur ihres Regiments.

Graf Wilhelm ſpeiſte eines Tages bei dem portugieſiſchen General Grafen von Artos, da ſah er, daß heute an ſeinem Stuhl ein Rittmeiſter mit der Serviette unter dem Arm ihm den Teller wechſeln wollte. Er ſprang auf, holte einen Stuhl, ſetzte ihn zwiſchen dem ſeinen und dem des Generals und beſtand darauf, daß der Rittmeiſter, der bisher in ſeinen freien Stunden Bedientendienſte beim General verrichtet, ſich zu ihnen ſetzen mußte. Das erregte ungemeines Aufſehen, wurde durch's ganze Land beſprochen und vermehrte die Begeiſterung der untern und den Haß der höhern Stände; doch fehlte es auch in den untern Ständen nicht an ſolchen, die ihn haßten und deren Haß ſo weit ging, daß ſie ſeinem Leben nachſtellten. Die Geiſtlichkeit fand es unerträglich, daß ein Ketzer die Armee befehligte, ſie hätten ſich lieber den katholiſchen Spaniern unterworfen, als das Land durch einen lutheriſchen

Gewalt tetten lassen, der ihre Vorurtheile nicht theilte und nicht schonte. Bei der Befestigung der Hauptstadt sollte eine Kapelle weggerissen werden, die Geistlichkeit protestirte; als auf diesen Protest nicht geachtet, die Kapelle eingerissen und der Bau der Festung fortgesetzt wurde, verkündeten die Geistlichen, die Jungfrau Maria würde ein Wunder thun und den Bau verhindern. Der Graf ließ sich dadurch nicht stören, verdoppelte aber seine Wachsamkeit; da hörte er eines Tages wüstes Geschrei, alle Arbeiter verließen ihre Arbeit, alle Soldaten ihre Posten und flüchteten in wilder Flucht; aus einem Schacht, hieß es, stürze Rauch in die Höhe, dort läge das Pulver zu den Minen, die Jungfrau würde zur Strafe des Frevels die ganze Festung aufsteigen lassen. Der Graf blieb unbewegt; zum Entsetzen aller stieg er ganz allein in den Schacht, fand da eine brennende Lunte, trat sie aus, versicherte, es habe keine Gefahr, und befahl an die Arbeit und auf den Posten zurückzukehren. Wenige Tage darauf stand er im Lager im Gespräch mit einigen Offizieren, da drang, ohne daß man einen Schuß hörte, eine Flintenkugel durch seinen Hut, und gleich darauf eine durch seinen Kragen; die Offiziere für ihn und sich besorgt, drangen in ihn, den Platz zu verlassen, weil ein Verräther aus irgend einem Versteck wahrscheinlich mit einer Windbüchse auf ihn schieße; er aber blieb ruhig stehen und sagte: erst muß ich wissen, wo die Kugeln herkommen! er spähte scharf umher, da pfiff wieder eine Kugel bei ihm vorbei, er bemerkte, daß sie aus einem Zelt gekommen, dessen Leinwand sich ein wenig bewegte, eilte darauf los und fand einen Soldaten eben beschäftigt, eine Windbüchse von Neuem zu laden. Ergriffen und gefesselt, gestand dieser, daß ihm für den Mord des Grafen die ewige Seligkeit von seinem Beichtvater versprochen worden sei. Der Graf befahl, daß der Soldat auf der Stelle ohne Beichte und Absolution gehangen würde. Da faßte alle ein Schauder, das war unerhört, einen Menschen nicht nur zum Tode, sondern auch zur ewigen Verdammniß zu verurtheilen! Aber kein Bitten, kein Beschwören half, der Soldat wurde sofort gehängt und der Befehl bekannt gemacht, daß in jedem ähnlichen Fall ähnlich verfahren werden sollte. Das half; es wurde kein zweiter Mordversuch gemacht, denn ob auch Fanatiker genug im Heere waren, die ihr Leben bereitwillig Preis gegeben hätten, um die ewige Seligkeit zu erlangen, die Seligkeit selbst mochte keiner opfern. Aber nicht nur in den untern, auch in den höchsten Ständen war er von feindlich Gesinnten umgeben, selbst die unter ihm kommandirenden portugiesischen Befehlshaber correspondirten mit dem Feinde, und, wenn nicht Verrath, so begegnete er überall Feigheit, Ungehorsam, Widerwilligkeit, so daß er nie sicher war seine Befehle vollzogen zu sehen, oder auch nur wahrhafte Berichte zu erhalten; er hatte zwar einige zuverlässige Offiziere mitgebracht, aber sie waren als Fremde und Ketzer verhaßt, fanden überall Widerstand, und hatten nicht den Vortheil, durch das Imponirende ihrer Stellung und ihrer Persönlichkeit gleich ihm den Widerstand besiegen zu können. Er verfuhr auch hier mit großer Mäßigung und Weisheit: dem Offiziercorps eines Regiments, das sich auf sein Privilegium berief, nur Inländer aufzunehmen, setzte er nicht seine unbedingte Vollmacht entgegen, alle Privilegien aufzuheben; er erwiederte ihnen, sie sollten durch die That zeigen, was Portugiesen vermöchten, nach einem Jahre würde er ihnen antworten. Schon nach einem halben Jahr konnte er ihnen sagen: ihr braucht keine Fremden, denn ihr seid Ausländern und Einheimischen ein Vorbild. Zuweilen sah er sich genöthigt von seinen Grundsätzen abzuweichen; bei seinen eignen Truppen waren Duelle auf's Strengste untersagt, bei den Portugiesen entzogen sich die Offiziere dem Zweikampf aus Feigheit unter dem Vorwande, die Religion verbiete ihnen, sich zu schlagen; da erklärte er, daß jeder, der etwas auf sich sitzen ließe oder ein Duell ausschlüge, kassirt werde; wer religiöse Bedenklichkeiten habe, möge in's Kloster gehen. Mit solchen Soldaten, denen es an Allem fehlte, was den Soldaten macht, mußte er in's Feld gehen, denn der Krieg war da, der Feind zog mit Uebermacht heran, es war keine Zeit, ein anderes Heer zu schaffen, er mußte nehmen was

vorhanden war. Die Truppen, die ihm gegenüberſtanden, hatten Alles, was zu einem vortrefflichen Heere gehört; Eins nur fehlte ihnen: der Heerführer, der mußte im portugieſiſchen aber auch Alles ſein, überall gegenwärtig. Wo er's war, da war die Furcht vor ihm größer als die vor dem Feinde; da hielten ſich ſpäter die Leute durch ſeine bloße Gegenwart für geſchützt, für geſtärkt, für unbeſiegbar. Zu einer eigentlichen Schlacht durfte er's nicht kommen laſſen, da hätte ihn die Maſſe, die ihm gegenüberſtand, erdrückt, ihr überlegenes Geſchütz, ihre kriegsgewohnte Zucht ihn überwältigt; er mußte alle kleinen Vortheile wahrnehmen, jede Blöße benutzen, die ſie gaben, jeden günſtigen Punkt, den die Oertlichkeit darbot; dazu kam der Reſpect, den ſelbſt die Feinde vor ihm hatten. Das Unerwartete, Blitzartige ſeiner Bewegungen, die unmöglich geglaubten Erfolge, die er errang, erzeugten bei den Gegnern Unſicherheit, übertriebene Vorſicht, und halfen ſo ſeiner Kühnheit oft zum Siege. Auf einem der Streifzüge, die er, nicht wie ein Feldherr, ſondern wie ein Parteigänger oft in eigner Perſon unternehmen mußte, ſtieß er an der Spitze von 600 Mann auf 3000 Spanier, die aus einem Gehölz hervorbrachen; er hatte einen tiefen See hinter ſich, Rückzug war unmöglich und würde auch von nachtheiligſter moraliſchen Wirkung geweſen ſein; er dehnte deshalb ſeine 200 Reiter in eine ſehr weitläuftige Stellung aus, und drängte ſein Fußvolk auf einen Flügel zuſammen; die Spanier beſorgt, er wolle ſie überflügeln, dehnten ſich gleichfalls immer mehr und mehr aus und rückten ihm in ausgebreiteten Reihen entgegen; da zog er plötzlich ſeine Reiter dicht zuſammen, ſtürmte an ihrer Spitze, während das Fußvolk im Sturmſchritt nachdrang, auf die dünne Ordnung des Feindes, durchbrach ſie und ſtob ſie mit großer Niederlage nach beiden Seiten auseinander. Solcher Geiſtesgegenwart bedurfte es unausgeſetzt; wo er nicht ſelbſt war, da mißlang faſt Alles; jeden Augenblick ſchlug eine Berechnung fehl, weil die Ausführung der gegebenen Befehle mangelhaft oder gar nicht erfolgt war; oft kamen drei, vier ſchlimme Nachrichten zu gleicher Zeit, wurde an drei, vier Orten ſeine ſchnelle Gegenwart dringend verlangt; ſelbſt von der Hauptſtadt her kamen unausgeſetzt Störungen; bei jeder Bewegung, die er machte, hielt man ſich für verloren, und erwartete jeden Augenblick die Ankunft des Feindes; man tadelte den Unverſtand ſeiner Operationen, man beſchuldigte ihn des Verrathes, und beſtürmte den König, ihm den Oberbefehl zu nehmen! und wie reich an Hülfsmitteln ſein Geiſt, wie unvermeidlich ſeine Thätigkeit auch war (die Soldaten behaupteten, er ſchliefe und äße niemals), vermochten ſie doch nicht zu hindern, daß die Feinde nach und nach vorrückten. Eine offene Feldſchlacht durfte er ihnen nicht bieten; er konnte, abgeſehen von der Uebermacht des Feindes, nicht ſicher ſein, daß ſeine Befehle da ausgeführt wurden, wo er nicht ſelbſt gegenwärtig war, deshalb führte er den Krieg faſt nur in nächtlichen Ueberfällen, zerſtörte die Magazine des Feindes, nahm ihnen Geſchützkolonnen und Munitionsvorräthe, machte das Land zur Wüſte, daß ſie nicht Lebensmittel, nicht Menſchen vorfanden und der Hunger ſie aufrieb oder zurücktrieb; und die Elemente waren ihm verbündet: unendliche Regengüſſe machten die Zufuhr unmöglich und erſchwerten jede Bewegung; die braven portugieſiſchen Bergbewohner, ſelbſt die Bauern folgten dem Aufruf des Grafen, bildeten Landwehr und Landſturm, thaten dem Feinde Abbruch und ſtörten ſeine Verbindungen. Der Feind, unaufhörlich geneckt, ohne eine Möglichkeit, ſeine Uebermacht geltend zu machen, verlor zuletzt auch dieſe. Noch war keine Schlacht geſchlagen, und ſchon hatten die Feinde die Hälfte ihrer Truppen eingebüßt, knirſchend ſah ihr Feldherr ſich genöthigt, mit der anderen Hälfte nach Spanien zurückzukehren. Sein Heer war entmuthigt, in halber Auflöſung, ähnlich dem portugieſiſchen Heere vor Beginn des Feldzuges. Wie ganz anders aber war dies Heer jetzt! es war, wenn auch noch nicht gehörig organiſirt und disziplinirt, doch kriegeriſch geworden; es hatte Muth und Selbſtvertrauen gewonnen und ſah der Wiederkehr des Feindes mit Entſchloſſenheit, ja mit Verlangen entgegen. Aber er kehrte nicht wieder. Spanien und Frankreich hatten darauf

gewohnt, gegen Portugal in den Krieg zu ziehen, aber nicht gegen den Grafen Wilhelm; sie schlossen Frieden; Frankreich gab in demselben die bis dahin von ihm besetzten lippeschen Lande zurück, aber noch durfte der Graf nicht heimkehren, er mußte die in Portugal angefangene Schöpfung der Armee vollenden, befestigen. Er ging nach Lissabon: der König empfing den Retter des Landes und der Krone mit ausgesuchter Huld, er schrieb eigenhändig an den König von England um ihn zu danken, daß er ihm den Grafen gesandt, er ertheilte diesem den Titel Hoheit, und gab ihm dadurch den Rang über sämmtlichen Königlichen Prinzen mit Ausnahme des Kronprinzen, der in Portugal allein diesen Titel führt; er betrachtete und behandelte ihn bei jeder Gelegenheit wie einen nahen Verwandten, und nannte ihn nie anders als il mio Primo, er befahl, daß sämmtliche Beamten, wie hoch oder wie niedrig sie ständen, den Befehlen des Grafen unbedingt nachkommen sollten; schienen sie ihnen bedenklich, so sollten sie dennoch sie sofort ausführen und erst nach der Ausführung an den König berichten; dadurch wurde sein Einfluß groß auf alle Zweige der Verwaltung, aber seine Hauptaufgabe blieb ihm das Kriegswesen. Jetzt entfaltete und verwirklichte er sein System von der Vertheidigung; er bereiste das ganze Land, gab überall die Pläne persönlich an, und heute noch werden die von ihm angelegten Festungen als Muster betrachtet; er errichtete Kriegsschulen, er verbesserte das Seewesen, ließ neue Kriegsschiffe bauen und zu diesem Zweck 300 Schiffbauer aus England kommen. Die Offiziere, welche sich untüchtig erwiesen, wurden ohne alles Ansehn der Person, das sonst in Portugal allein gegolten hatte, entlassen, ausgezeichnete Ausländer in den Kriegsdienst gezogen, vor allem wurde der Geist des Heeres durch Gesetze und Strafen, durch Belohnung und Beispiel gehoben. Als das Werk so weit gediehen war, daß der Fortbau ohne Hülfe des Grafen möglich schien, überließ er ihn den Portugiesen; so nur, meinte er, könne es heimisch und dadurch dauernd werden. Der König drang in ihn, noch zu bleiben, er widerstand allen Bitten; sein Heimathland, das lange unter den Drangsalen der Fremdherrschaft gelitten, verlangte nach ihm. Man war in Verlegenheit, wie man ihm Dankbarkeit bezeigen sollte, da sein uneigennütziger Stolz jede Belohnung zurückwies, und versuchte es deshalb durch einige bedeutungsvolle Geschenke, z. B. durch edle Pferde, seltene lebende Adler und sechs kleine Kanonen, deren Rohr von gediegenem Gold und deren Lafetten von Ebenholz mit Silber beschlagen, ihm eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen. Jetzt, da er das Land verließ, waren Alle günstig für ihn gestimmt und selbst seine früheren Gegner waren hingerissen von der allgemeinen Strömung, oder wagten doch nicht, sich ihrem Zuge entgegen zu stemmen. War bei seinem Eintritt in's Land der Erguß begeisterter Dankbarkeit für die erwartete Rettung reicher strömend gewesen, namentlich in den unteren und untersten Ständen, so war der Ausdruck des Dankes für die vollbrachte Rettung jetzt ein allgemeinerer. Sein Kommen war überraschend, sein Gehen war lange vorher bekannt, und die Feier des Abschiedes vorbereitet, während die der Bewillkommnung vom Augenblick eingegeben war; so war der Abschied großartiger, glänzender, das ganze Land nahm Theil daran durch Deputationen. Der Graf ging, wie er gekommen war, einfach und anspruchslos, in milder Hoheit. Wie er um eine Kopfeslänge die Umstehenden überragte, so stand er über all dem Pomp, er gewährte ihm keine Befriedigung, denn er kannte nur eine: Bewußtsein erfüllter Pflicht. Er mußte dem König versprechen, auch aus der Ferne dem Lande seine Sorgfalt zu erhalten, und einst wiederzukehren. Jetzt aber bedurfte sein eigenes Land der Fürsorge. Die Drangsale des Krieges hatten vieles zerstört, er half mit Rath und That wieder aufbauen, Neues begründen, Verfallenes herstellen, Angefangenes vollenden. Die Periode des Stürzens und Ueberstürzens war vorüber, reicher an Jahren und Erfahrungen, war er milder und reifer geworden; gewaltig war er noch immer, aber nicht mehr gewaltsam; die stille Gewalt der Natur war sein Vorbild, nicht der Sturm, die Sonne sprengt die Hüllen und treibt die Keime, die Knospen zur Blüthe, zur Frucht.

Hebung des Landbaus war sein Hauptaugenmerk; er errichtete ein Versuchsfeld, auf dem er selbst das, was er auf Reisen, in Büchern, im Gespräch Neues gesehen und gehört, zur Anwendung brachte, ehe er's empfahl; er richtete eigne Versammlungen ein, zu denen die erfahrensten Landwirthe eingeladen wurden, um sich zu berathen, und ihre Wünsche und Vorschläge der Regierung vorzulegen. Er hob alle Frohndienste auf, verpachtete seine Domainen nicht wie bisher an den Meistbietenden, sondern an den Fleißigsten und Tüchtigsten, um diesen und zugleich der Güter Kultur aufzuhelfen; er beschränkte die Unzahl der Feiertage, weil sie die Arbeitsamkeit hemmten und die Vergnügungssucht förderten; er führte Hülfskassen und Versorgungsanstalten ein, ließ Moräste austrocknen, wüste Haideſtrecken urbar machen, mit Haus und Hof bebauen, und sie verdienten Kriegern als Niederlassung anweisen. Die Beamten wählte er mit Sorgfalt, gab ihnen reichliches Diensteinkommen, lohnte ihren Eifer, strafte aber unnachsichtlich jede Bedrückung und Gesetzwidrigkeit. Er hatte große Auswahl, denn die Tüchtigen traten gern in seinen Dienst, nur die Unredlichen und Nachlässigen hatten Furcht vor seinem gerechten, strengen Regiment; oft überraschte er sie in ihren Sitzungen und Amtshandlungen, revidirte unvermuthet die Kassen, und hörte jede Beschwerde der Unterthanen freundlich an. Karg gegen sich selbst, war er freigebig in hohem Grade, wo er überzeugt war, daß Hülfe Noth that und angebracht sei. Diese Kargheit gegen sich selbst gab ihm die Mittel, daß er aus seinen eigenen Einkünften, ohne Erhöhung der Abgaben, so Vielen helfen, so viele Verbesserungen begründen und durchführen, so viele Anstalten, so viele Bauten vollenden konnte. Jede Ausgabe war eine Saat, die er streute, damit sein Land ernten sollte, und die Ernte blieb nicht aus. Kein deutsches Ländchen hatte während des siebenjährigen Krieges so viel gelitten, als die Grafschaft Lippe, die Franzosen hatten schlimmer dort gehaust, als irgend wo, sie übten Rache für den Schaden, den der Beherrscher des Ländchens ihren Armeen in Deutschland und Portugal that. — kein deutsches Ländchen überwand so schnell die Leiden und Nachwehen jenes Krieges, keines zeigte so schnell die Rückkehr zum vorigen Wohlstande, ja eine solche Steigerung desselben.

Während dieser Friedenswerke war der Graf nicht unthätig in dem, was er, und gewiß nicht mit Unrecht, für seinen eigensten Beruf hielt, in der Hebung, ja Umgestaltung der Kriegsführung. Mitten in einem großen Landsee, dem sogenannten Steinhuder Meer, bildete er durch Versenkung von Steinen eine Insel, und baute auf derselben eine Festung, die er Wilhelmstein nannte; sie hatte die Gestalt einer Sternschanze, deren Spitzen durch 16 Außenwerke gedeckt wurde, jedes aus einer kleinen Insel bestehend, und mit Gebäuden und Gärten für die Besatzung versehen; auf der Hauptinsel in der Mitte stand ein bombenfestes Fort, das die Wohnung für den Grafen, Lehrsäle und Sammlungen, Zimmer für Offiziere und Gäste, große Gewölbe für Pulver und Provision, Kasernen für die Mannschaft enthielt. Ueber der Pulverkammer stand die Bettstelle des Grafen. Als ein Verwandter ihn fragte, weshalb er gerade auf dieser gefährlichsten Stelle sein Schlafgemach angebracht habe, erwiederte er: meine Leute haben mich lieb, ich weiß, sie werden um so vorsichtiger mit dem Pulver umgehen.

Die Festung sollte ein Muster für andere im großen Maßstabe sein, aber auch in ihrer kleinen Gestalt bestand sie die Feuerprobe; als im Jahre 1787 der Landgraf von Hessen-Cassel sich des Landes gewaltsam bemächtigt hatte, setzte er Alles daran, auch den Wilhelmstein zur Uebergabe zu zwingen, aber er vermochte es nicht. Der Graf hatte, wie bei allen seinen Entwürfen, auch bei diesem Bau das Wohl des Ganzen im Sinne; er hatte den kühnen Gedanken, daß Deutschland unbezwingbar für äußere Feinde sein müsse, wenn jeder deutsche Fürst, groß oder klein, in seinem Gebiete die von der Natur gebotenen Oertlichkeiten benutze und sie durch Kunst zu unangreifbaren Plätzen erhöhe; der Bau des Wilhelms-

seins sollte dazu ein Beispiel geben, sollte ein Glied sein einer künftig durch ganz Deutschland vielfach geschlungenen Kette. Ein einiges Deutschland! Der Gedanke belebte sein Herz, erfüllte sein Thun vor hundert Jahren schon. Er fand keine Nachfolge; er wurde kaum beachtet, und wo es geschah, mehr bespöttelnd als anerkennend, doch ließ er sich nicht irre machen; still und geräuschlos ging er seinen Weg. Er gründete eine vollständige Kriegsschule, besonders für Geschütz- und Genieweſen, berief die ausgezeichnetsten Lehrer und Führer, die gern seinem Rufe folgten; sein Ruf allein war eine Lockung, aber er gab ihnen auch eine Stellung an Rang und Gehalt, wie kein anderer Fürst; er schaffte mit großem Aufwande Lehrbücher, Modelle, Naturalien, mathematische und astronomische Geräthe an; keine Wissenschaft blieb unberücksichtigt, wenn auch die kriegerischen Hauptaufgabe blieben. Wie er bei hoher Gelehrsamkeit durch und durch praktisch war, so war es auch die Lehrmethode; alle Theorien wurden in ihrer Anwendung versucht, geübt: Feldschanzen, Lager, Kasematten, Minen, Feuerwerke, Geschütze der verschiedensten Art, Bewegungen und Stellungen der Truppen, erprobte und neuerfundene, wurden den Schülern vorgeführt; besondere Waffenarten, leichtere Geschütze, neue Minirkünste, z. B. Eisminen wurden in Bückeburg zum ersten Mal angewandt, obgleich die schwedischen Ingenieure, die sie einige Jahre später bei ihrer Armee einführten, sich für die Erfinder derselben ausgaben. Er errichtete eine eigene Stückgießerei, um seine und fremde Erfindungen ausführen und erproben zu können.

Bei der Auswahl der Zöglinge, die er in sein Lehrinstitut aufnahm, bewies er große Sorgfalt, er sah nicht auf Geburt und Vermögen, nicht einmal auf Vorkenntnisse, nur auf Fähigkeiten und — vor Allem auf Charakter. Nur edlen und tugendhaften Menschen, sagte er, dürfen die großen Vortheile einer Ausbildung eröffnet werden, welche jeden Einzelnen für sich selbst auf einen höheren Standpunkt stellen müssen und in der Welt zu höchstem Ansehn und Einfluß erheben können. Er wohnte stets den Prüfungen und häufig dem Unterricht bei, Lehrer und Schüler anregend; oft gab er selbst lehrreiche Erörterungen, stellte besondere Fragen an Einzelne, veranlaßte sie zu schriftlichen Ausarbeitungen und besprach sich mit ihnen über geschichtliche und sittliche Gegenstände, um ihr Inneres kennen zu lernen, ihren Geist zu wecken und ihr Gemüth zu erheben. Sein Geist und sein Wesen imponirte den Jünglingen, seine Milde fesselte sie, er zwang sie, ihn lieb zu haben, indem er sie selbst von Herzen lieb hatte, sie hingen mit schwärmerischer Liebe an ihm; aber mit welcher Zartheit behandelte er sie auch! War eine Rüge nothwendig, was äußerst selten der Fall war, so wurde sie nie öffentlich ertheilt, er nahm dann den Schüler allein mit auf sein Zimmer und sprach väterlich ernst und liebreich zu ihm, Niemand erfuhr, wovon die Rede gewesen. Wenn eine schriftliche Arbeit sich besonders auszeichnete, erbat er sie sich zum Andenken; wenn eine Zeichnung vorzüglich gerathen war, ließ er sie einrahmen und hängte sie in seinem Zimmer auf. Unterstützungen an Geld für Aermere gab er nie als Geschenke, sondern als Ersatz für verwandte Zeit und Auslagen bei der Anfertigung von Arbeiten und Modellen. Seine frühere Gewaltsamkeit, seinen Jähzorn hatte er durch Willenskraft und Uebung überwältigt, er war ein Löwe von Natur und Statur, auch die Mähne fehlte nicht, aber die Bestie, die im Raubthiere steckt, lag an der Kette, er hielt sie mit seinem eisernen Willen, nur der König der Thiere war sichtbar und beherrschte in unbeschränkter Majestät die andern Geschöpfe. Scharnhorst, der des Grafen Schüler war, sagte von ihm, er habe nie einen Menschen gefunden, der mit einem ruhigen Blick eine so vollkommene Herrschaft über Andere ausübte, und in einem schriftlichen Urtheil über ihn sagt er: „Ich kann nie ohne eine Art Enthusiasmus mich der Anordnungen dieses Herrn erinnern, und mir ist nie was lächerlicher vorgekommen, als wenn Leute, die in Allem weit unter ihm sind, die Dreistigkeit haben, ihn entscheidend zu beurtheilen, zu loben oder zu tadeln.“

Ein Theil von dem, was er gewollt und geleistet, ist uns erhalten, theils durch Wil-

helmsstein, mehr noch in einem umfassenden Werke, das in sechs Bänden in der Stadthagener Bibliothek bewahrt wurde. Nur zehn Abdrücke wurden davon veranstaltet, es war dem König von Portugal zugeeignet und entwickelte die Kunst, einen kleinen Staat gegen einen mächtigen Feind zu vertheidigen. Es heißt in der Vorrede: „Der Mensch scheint von Natur eine Neigung zum Kriege zu haben, wie gewisse Thiere zum Raube. Was der Mensch mit jedem thierischen Triebe thun muß, um nicht zum Thiere herabzusinken, muß er auch mit diesem thun, ihn bilden und veredeln. Die Neigung zum Kriege, die, roh und ungebildet, Schande der Menschheit ist, wird dann Quelle von neuen Tugenden, von Großmuth, Tapferkeit und jeder innerlichen Größe. Die Bemühung die Kriegswissenschaften zu vervollkommnen ist also nicht das traurige Geschäft der Erfindung neuer Arten künstlich zu morden, sondern Verdienst um die Menschheit. Je vollkommner die Kriegswissenschaften sind, desto gefährlicher ist es, Kriege anzufangen, desto seltener werden Kriege geführt, desto mehr entfernt sich die Art sie zu führen vom wilden Erwürgen. Mißbrauch dieser höhern Kunst zum Angriffskriege führt uns dahin zurück, worüber sie selbst uns erhob. Keiner als der Krieg der Vertheidigung ist rechtmäßig, jeder Angriff unter der Würde des rechtschaffenen Mannes."

Sein Einfluß auf die portugiesischen Angelegenheiten blieb auch in der Entfernung bedeutend; der König, in steter Verbindung mit ihm, theilte ihm seine Sorgen und seine Pläne mit, und fragte über Alles, was von Wichtigkeit war, um seinen Rath. Im Jahre 1767 reiste er auf wiederholte dringende Einladung dahin, hielt genaue Musterung über den Zustand des Heeres und der Verwaltung, rügte und strafte manche eingerissene Mißbräuche, mußte sich aber doch gestehen, daß seine Schöpfung nicht Wurzeln genug im Volke geschlagen hatte, um aus eigener Kraft zu bestehen und fortzuwachsen. Der Einfluß der Geistlichkeit war nicht gebrochen, sie selbst widerstand und widerstrebte den Einwirkungen, die vom Grafen ausgingen, ja, die Inquisition übte eine selbst seine Sicherheit bedrohende Macht in solchem Grade, daß der König bekannte, ihn nicht schützen zu können, und daß er heimkehrte mit der tiefschmerzlichen Ueberzeugung, eine gründliche Heilung der krankhaften Zustände könne nur von innen heraus, nicht durch *ihn* erfolgen; er lehnte deshalb die Aufforderung ab, im nächsten Jahre wieder dahin zu kommen. Dennoch war er augenblicklich entschlossen, zum dritten Mal zu gehen, als neue Verwickelungen mit Spanien den Ausbruch von Feindseligkeiten drohten; war's die Nachricht: der *große Graf* kommt! (denn so hieß er in Portugal und Spanien) der dieser letztern Macht plötzlich friedliche Gedanken gab? Sie stimmte ihren hohen Ton herab, die freundschaftlichen Beziehungen wurden hergestellt und Graf Wilhelm blieb in der Heimath. Aber eine rechte Heimath war ihm Bückeburg bisher doch nicht gewesen, dazu fehlte der Heimath die Häuslichkeit des Ehelebens; auch dies Glück sollte ihm noch zu Theil werden. Bei einem Freunde und Waffengenossen, dem Grafen Lippe-Bückeburg, las er einige Briefe von dessen Schwester und wurde so innig ergriffen von dem Seelenadel und der Tiefe des Gemüths, die daraus hervorleuchtete, daß er, ohne die Schreiberin gesehen zu haben, um ihre Hand warb. Die Gräfin hatte schon lange eine hohe Verehrung für ihn im Herzen getragen und sagte freudig zu. Diese Ehe, geschlossen von zwei Menschen, die sich vor ihrer Verbindung nie gesehen hatten, wurde eine sehr glückliche. Die Gräfin freute sich seines hohen Strebens, seines gewaltigen Geistes und sah kindlich, aber nicht schüchtern, sondern mit ganzer Seele vertrauend zu ihrem Gatten hinauf, ihre heitere Anmuth milderte seinen Ernst, ihre freundliche Holdseligkeit ebnete die schroffen Zacken seines starken, strengen Gemüths. Verschieden in Alter, in ihren Eigenschaften, in ihrem ganzen äußern und innern Wesen, ergänzten sie sich gegenseitig, jeder war für das Glück des andern unentbehrlich, darum zogen sie sich oft von der Welt ganz zurück und lebten nur sich selbst auf dem Lande in völliger Abgeschiedenheit. Im sechsten Jahre

ihrer Ehe durfte er Vaterfreuden hoffen. Diese Freude allein hatte zu seinem vollständigen Glück gefehlt; ein Sohn sollte vollenden das Gebäude, zu dem er den Grund gelegt; alle seine Pläne fanden erst in dem Sohne ihre Fortsetzung, manche ihren Beginn, denn was ist die kurze Spanne eines Lebens für den, der für die Menschheit baut!

Des Vaters Liebe zu den Kindern ist nicht so uneigennützig, wie die der Mutter, die liebt das Kind um seiner selbst willen, sie will nur sein Glück, Nichts für sich, Alles für das Kind; der Vater will sein Erziehungssystem verwirklichen, einen Plan durchführen in ihm; für die Mutter sind die Kinder ihre Welt, dem Vater sind die Kinder Welten, die er aufbaut, bei deren Aufbau sie ihm helfen sollen; seine Welten konnte nur ein Sohn bauen. Als nun in der entscheidenden Stunde eine Tochter ihm in den Arm gelegt wurde, gab er sie betroffen zurück, ging auf sein Zimmer, schloß sich ein und brachte eine Stunde in tiefer Stille zu, dann kam er heitern Antlitzes heraus, ging zu seiner Gattin, umschloß sie in herzlichster Liebe, war und blieb ihr der zärtlichste Gatte, der er immer gewesen und wurde der liebreichste Vater gegen seine Tochter. Sie starb nach einigen Jahren, die Ehe blieb kinderlos, ihr Glück wurde dadurch nicht gestört; beide schlossen sich immer inniger aneinander an; die Gattin wurde immer mehr seine Freundin, seine Vertraute, sie wurde sein Bibliothekar, die Genossin seiner Studien, sie las ihm vor, machte Auszüge für ihn, bewahrte und ordnete seine Handschriften und Zeichnungen. In den Kreis ihrer stillen Frömmigkeit drang er nicht störend oder wühlend ein; er besorgte, durch den kühnen Schwung seiner Anschauungen den tiefen Frieden ihres Glaubenslebens zu trüben. Für die Mittheilung dieser Anschauungen hatte er einen andern Freund sich erobert, den Professor Abbt, der durch seine Schrift über den Tod für's Vaterland und über das Verdienst, sich einen Namen gemacht. Der Graf hatte, auf's Höchste durch den Inhalt befriedigt, am Tage seiner Rückkehr aus dem Feldzuge in Portugal, eine sechsspännige Kutsche nach Rinteln, wo Abbt Professor war, geschickt, und ihn so unwiderstehlich eingeladen, daß Abbt sein Amt aufgab und als Hof- und Regierungsrath in des Grafen Dienste trat. Das Verhältniß war ein ebenso ehrenvolles als freies; ohne jede Verpflichtung zu bestimmten Leistungen sollte der Regierungsrath sich nur mit solchen geistigen Arbeiten beschäftigen, die ihm zusagten. Er wohnte beim Grafen, war sein täglicher Mittagsgast und nächst der Gräfin sein vertrautester Umgang. Drei Jahre währte dies Verhältniß ungestört, durch den Tod allein wurde es zerstört. Abbt starb in der Blüte des Mannesalters; sein Verlust schlug dem Grafen eine tiefe Wunde, die nie ganz heilte und bei jeder Berührung von Neuem blutete. Er ließ ihm in der Hofkirche ein bestbares Denkmal errichten, zu dem er folgende Grabschrift schrieb: „Wenn reine Gottesfurcht, ungeheuchelte Menschenliebe und ausgebreitete Gelehrsamkeit, Verdienste sind, so besaß der Selige, dessen Gebeine hier ruhen, das, was er der Welt angepriesen hat.“ Sein Bild ließ er über seinen Schreibtisch aufhängen, um es immer vor Augen zu haben, und gedachte seiner stets mit Dank und Bewegung.

Fünf Jahre ließ er vergehen, ohne ein neues Freundschaftsbündniß zu suchen, denn ob er auch einen Vertrauten im Major Röpe besaß, vor dem er kein Geheimniß, selbst seine Schwächen nicht verbarg, ob er auch dem Rath Springe, der ihn in allen Geschäften treu berieth, das Recht eingeräumt hatte, ihn ohne Scheu zu tadeln, — Freunde, im höchsten Sinne des Wortes, wie Abbt, waren sie ihm nicht. Da ging Herders Ruhm durch die deutschen Gauen, da ging, was er geschrieben, Lippe durch die Seele, er berief ihn in ein ähnliches Verhältniß wie Abbt, und freudig folgte Herder dem Rufe eines Mannes, auf den das Vaterland mit staunender Bewunderung blickte. Beide Männer sahen ihrer Verbindung mit der Erwartung, mit der Zuversicht vollster Befriedigung entgegen, beide täuschten sich; ein feindlicher Friseur trat zwischen sie, ehe sie sich noch gesehen. Herder war früh am Morgen in Bückeburg angelangt und hatte beim Grafen anfragen lassen, wann er sich ihm vorstellen

dürfe, dieſer hatte ſagen laſſen, er erwarte ihn um 11 Uhr. Um ganz friſch friſirt zu erſcheinen, hatte Herder erſt in der letzten Stunde nach einem Friſeur geſchickt, der aber, obgleich er verſprochen hatte, ſogleich zu kommen, blieb aus, ebenſowenig war ein anderer aufzutreiben, denn eine große Hochzeit im kleinen Orte hatte alle Haarkünſtler in Beſchlag genommen. Unfriſirt an den Hof zu gehen, war damals eben ſo unmöglich, als es heut ſein würde, in Schlafrock und Pantoffeln zu erſcheinen. Herder kam anderthalb Stunden zu ſpät. Der Graf, an hohe Pünktlichkeit gewöhnt, geſtattete ſich ſelbſt nie, einen Bedienten warten zu laſſen. Seine Zeit war ihm koſtbar und deshalb genau eingetheilt bis auf die Minute; er hielt Warten laſſen für die unverzeihlichſte Rückſichtsloſigkeit, die er ſchwerer vergab, als jede andere. Ein ſpaniſches Sprüchwort*) ſagt: man denkt unaufhörlich an den, der auf ſich warten läßt, aber nicht gerade an ſeine Tugenden. Der Graf war in dieſer Lage. Herder aber, von dem ſchon Goethe ſagte, daß er in dem Bewußtſein, höher zu ſtehen, als andere, nicht gewohnt geweſen ſei, Rückſichten zu nehmen, beachtete den Verſtoß nicht, den er begangen, fühlte ſich vielmehr gekränkt durch die kalte Hoheit, mit welcher der Graf ihn empfing; er ſetzte dieſer Hoheit geiſtliche Abgemeſſenheit entgegen; ſo ſtießen ſich beide zurück und ſchieden im höchſten Grade unbefriedigt. Dies unglückliche Zuſammentreffen iſt nie völlig ausgeglichen worden. In jedes Menſchen Leben giebt es Stunden und Stimmungen, in denen die Härten, von denen keiner frei iſt, in verwundender Schroffheit hervortreten; ſetzt da der Verwundete Duldung und Liebe entgegen, ſo iſt die Wunde nicht gefährlich, treffen aber die böſen Stunden und Stimmungen zuſammen, wird dem Stoß ein Gegenſtoß entgegengeſetzt, dann werden Schäden bloßgelegt, für die man nur bei dem Geliebteſten einen Verband bereit hält, um ſie zu verhüllen, wo man ſie nicht heilen kann; während man bei dem, der uns noch nicht ſo lieb geworden iſt, den Schaden mit Widerwillen ins Auge faßt, die Erinnerung daran nicht los wird, und jede Berührung, ja jede Annäherung unwillkürlich vermeidet. Es ging beiden Männern ähnlich; ſie lernten ſich allmälig achten, aber ſie traten ſich nicht näher. Herder, um zwanzig Jahre jünger, als der Graf, fühlte ſich trotz ſeiner Jugend oder vielleicht eben wegen ſeiner Jugend, in ſeiner geiſtlichen Würde und ſetzte dieſe mit der Unbeholfenheit und Gereiztheit, die in ſeinem Weſen lag, der militairiſchen Würde des Grafen entgegen; das hinderte jeden fernern Austauſch der Geiſter, aber es hinderte nicht, daß jeder die hohe Bedeutung des andern erkannte und anerkannte; ja, der Graf, der eine lebhafte Freude über Herders ſchriftſtelleriſche Erfolge empfand, ſprach es öfter aus, daß er ſtolz darauf ſein dürfe, einen ſolchen Mann den ſeinigen zu nennen und daß er's unbegreiflich fände, wie man ihm einen ſolchen Schatz laſſen könne; doch lag wohl in dieſem Verwundern zugleich ein leiſes Bedauern; er hätte dem Manne eine Berufung in eine höhere Stellung gegönnt, ihm und ſich. Die Berufung ließ fünf Jahre auf ſich warten; beide lebten während dieſer Zeit nicht im Kriege, aber auch nicht eigentlich im Frieden, nur im Waffenſtillſtande, in dem gegenſeitige Achtung ſie erhielt; bis zur Liebe kam's nicht. Als Herder auf Goethe's Vermittlung zum General-Superintendenten nach Weimar berufen wurde, fühlte der Graf ſich frei und machte keinen Verſuch, durch eine dritte Verbindung ſich in neue Feſſeln zu legen, er zog ſich mehr von den Menſchen zurück und lebte für die Menſchheit. Große Thaten, Tod für Freiheit und Vaterland ver-

*) Die polniſchen Sprüchwörter unterſcheiden ſich weſentlich von den deutſchen; dieſe entſtammen dem Volke, das ſie häufig im Munde führt, ſie bezeugen deshalb eine friſche, derbe Geſinnung, oft eine Aufforderung zur Wiedervergeltung, ſie ſind immer geſund, oft derb, nicht immer ſittig, ſo nicht einmal ſtets ſittlich, während die polniſchen Sprüchwörter ihre Entſtehung den Gebildeten verdanken, im Volke nicht heimiſch ſind, und ihre Herkunft durch eine gewiſſe Feinheit der Beobachtung und der Anforderung bekunden, ſo z. B.: „Man empfängt jemand nach ſeinem Rock und entläßt ihn nach ſeiner Rede.“ „Wer ſeine Frau zwingt, daß ſie ihre Fehler abbeigt, der beſſert ſie, wer ſie erträgt, der beſſert ſich“ u. ſ. w.

mochten aber immer noch ihn so zu begeistern, daß er, sobald die Rede darauf kam, in einen feuerströmen bewunderten Worte ausbrechen konnte. Mit besonderer Vorliebe sprach er von den karthaginiensischen Brüdern, von denen Sallust erzählt, daß sie sich lebendig hatten einscharren lassen, um bei einer Grenzstreitigkeit etwas mehr Land für ihren Staat zu gewinnen. Er hätte das auch gekonnt. Sein Talent zum Malen benutzte er zur Darstellung dieser und anderer Thaten, die ihm besonders groß und nachahmungswerth schienen, eine ganze Mappe war mit solchen Skizzen angefüllt.*)

Ein halbes Jahrhundert hatte der Graf gelebt und gestrebt in voller unaufhaltsamer Kraft, keine Kugel, keine Krankheit, keine Verwundung, kein Unfall hatten, nicht einmal auf Tage oder Stunden, seine rastlose Thätigkeit gestört oder gelähmt; es schien, als wäre er an Leib und Seele wie seine Reiterschaar homme de fer. Eisen zieht den Blitz an, aus heiterm Himmel traf ihn ein Strahl, der seinen Geist und Körper niederschmetterte. Seine Gattin starb ohne vorhergehende Krankheit im 32. Lebensjahre und wandelte mit ihrem Tode den jugendkräftigen Mann in einen lebensmüden Greis. Keine Thräne kam in sein Auge, keine Klage über seine Lippe, aber sein ganzes Wesen war eine erschütternde Todtenklage. Mit ihr war ihm Alles gestorben, seine übrigen Tage gehörten ihrem Andenken und ihrem Grabe, von dem er sich nicht trennte und dem er die Inschrift gegeben: „Ewig ist das Fortschreiten zur Vollkommenheit, wenngleich am Grabe die Spur der Bahn unserm Auge entschwindet." —

Wer den Grafen längere Zeit nicht gesehen, erkannte ihn nicht wieder; das dunkle Haar ergraut, die hohe Gestalt zusammengesunken, die sonst klangvolle Stimme tonlos, das einst flammende, sengende Auge erloschen. Niemand hatte geglaubt, daß der Felsenmann so zertrümmert werden könnte; es galt von ihm, was Heinrich von Kleist in der Penthesilea sagt: „die blätterlose Eiche steht im Sturm, allein die reichbelaubte stürzt er um, weil er in ihre Krone greifen kann." Und doch — ob er auch vernichtet schien, eine Saite war ganz, war straff geblieben: sein Pflichtgefühl! Portugal wurde mit Krieg bedroht, der König schrieb an ihn und bat ihn um Beistand; er sagte sogleich zu, raffte sich auf und rüstete sich zur Reise, aber der vermorschte Leib versagte den Dienst, er sank auf's Lager, das sein Sterbebett ward am 16. September 1777.

Er ist fast vergessen, der Mann, der Held, der Fürst, wie's wenige giebt; seiner Zeit ging er mit mächtigem Schritte voran, die Mitwelt wurde nicht fortgerissen von ihm, sie sah ihn anfangs mit blödem Staunen an, nur wenige Auserwählte verstanden ihn und ließen in sich und Andern nachwirken, was er angeregt hatte. Fast zu Allem, was seit seinem Tode in nationaler Wehrverfassung, in humaner Agrargesetzgebung geschehen, ist er Antrieb und Vorbild gewesen; Scharnhorst, der wehrhafte und wahrhafte, der mit der Tiefe seines Gemüths und seines Wissens mit seiner zähen Eindringlichkeit dem schwer zugänglichen Friedrich Wilhelm III. allmälig die Schöpfung eines Volksheeres aufdrängte, war des Grafen Schüler, hatte von ihm alle die kühnen Pläne, die uns 1813 losrissen aus den welschen Klauen. Wenn die übrige Welt den Grafen Wilhelm vergißt, so ist das unrecht, wenn unser Vaterland ihn vergäße, so wäre das undankbar. Vor solchem Undanke uns zu bewahren, sei die Aufgabe dieser Zeilen.

*) Einst las er in der Zeitung die Geschichte von dem portugiesischen Priester, der, als man ihn unter den Trümmern von dem geschleuderten Schusse retten wollte, das ablehnte, weil jetzt seine Pflicht ausgehe. Auch davon entwarf er eine Zeichnung, welche Herder beschrieb in dem Gedichte „der Schutzengel", das in seinen Werken zur schönen Literatur und Kunst im 6. Bande (1827) abgedruckt ist.

Das Bodethal.

Zur Eröffnung der Eisenbahn nach Thale am Fuße der Roßtrappe.

Ein Landschaftsbild von Heinrich Pröhle.

Da steht der übrige Stamm des alten Harzes umher,
Da ragen das Thal, der Fels hervorragend,
Auf dem hoch einsam Maal der Jahrhunderte Deutschlands
Der staunenverlorene Wanderer steht.

Der Waldner fabelt ihm vor: Ein Riesenroß,
Ein hoher Ritter darauf, sprang über das Thal
Der schönen liebenden Riesin nach!
Oben auf der Klippe ließ den Fußtritt das Riesenroß.

Klopstock.

Am Sonnabend vor dem Palmsonntage (dem Confirmationstage dieser Gegend, welchen hoch aufgerichtete Tannen vor den Pforten vieler Bauernhäuser festlich ankündigten) schritt ich von Quedlinburg aus den Felsen des Bodethales zu. Ein echtes Aprilwetter beleuchtete bald die grandiosen Umrisse der Teufelsmauer zur Seite mit einem prächtigen Sonnenblicke, bald tünchte es mit den Schleiern eines Hagelschauers die Fahrgleise nach dem Harze zu, daß sie glänzten wie Mondenschein, und belegte sie wie mit silbernen Schienen. Daneben waren auch die Schienen der Eisenbahn schon gelegt, welche, eine Fortsetzung der Potsdam-Halberstädter Eisenbahn, jetzt bereits Berlin mit dem felsigen Bodethale verbindet. Der verdienstvolle Augustin in Potsdam, der Hauptunternehmer derselben, ist der Sohn eines trefflichen Alterthumsforschers, der in Halberstadt vor einigen Jahren starb, und so sah ich im Geiste die Eröffnung der Bahn im Weiterschreiten vor Augen, wie den ankommenden bekränzten Lokomotiven das alte niedersächsische Roß aufgerichtet entgegenwieherte, das noch jetzt vor dem Pfluge der sächsischen Bauern einherschreitet und in das Wappen der altsächsischen Fürstenthümer Braunschweig und Hannover aufgenommen ist. Ich sah dies geisterhafte Roß, die Lokomotive in der alten deutschen Sage, im Geiste am Tage der Einweihung der Eisenbahn von dem Felsen des Hexentanzplatzes nach dem Felsen der Roßtrappe hinüberspringen, wo es in alter Zeit seinen Huf in den Felsen eingegraben hatte. Das Wiehern des alten Sachsenrosses vermischte sich mit dem hier überall hörbaren Brausen der Bode und so schien hier die alte Zeit der neuen, schien der Harz Berlin aus den Felsen heraus seinen Gruß entgegenzujauchzen.

„Durch die Eisenbahn — sagte jüngst etwas mißgünstig ein Quedlinburger mit Rücksicht auf das Lustwäldchen Brühl bei seiner Stadt — wird der Harz der Brühl der Berliner." Aber auch die nächsten Gebirgsanwohner aus der Ebene freuen sich der Eisenbahn, welche sie so rasch den nahen Bergen zuführen wird, zum Theil nach Art jenes Mütterchens, welches im hohen Alter zum ersten Male sich von ihren Enkeln bewegen ließ, mit Strampeln, Schreien und Kreischen noch einen Berg zu besteigen. „Kinder," sagte sie, als sie sich droben umsah — „nu sei ick doch, dat die Welt kein Tubendopp is." (Kinder, nun seh ich doch, daß die Welt kein Taubennest ist).

Diese Eisenbahn ist aber nicht allein für Vergnügungsreisen, sondern auch für den Verkehr Norddeutschlands von Wichtigkeit. Durch sie trat die Hauptstadt der deutschen und einer der wichtigsten Punkte der europäischen Tiefebene in unmittelbare Verbindung mit der Nordgrenze des zusammenhängenden europäischen Gebirgslandes, welche von den Karpathen in der Richtung von Südosten nach Nordwesten am Nordrande des Harzes

hin bis zum Teutoburger Walde läuft, und insbesondere mit dem merkwürdigsten und wildesten Thale, welches das deutsche Gebirgsland an seiner Nordgrenze gegen diese Tiefebene öffnet.

Dieses Thal durchbricht die kleinere von den beiden getrennten Granitmassen am nordöstlichen Harzrande, nämlich die Felspartien der Roßtrappe und der daranstehenden Victorshöhe, während die andere, größere und höhere durch das Brockengebirge gebildet wird. Der Bodestrom, welcher dieses Thal durchzieht, ist einer der Flüsse, die mit ihrem herrlichen Austritt in die Ebene dem Nordrande des Harzes wie den Gürtel der Venus den Zauber der Anmuth verleihen, welcher trotz der ausdrucksvollsten Windungen der Gebirgszüge seinem Südrande fehlt. Mit vollem Rechte und mit weiser Hand hat die Natur die herrlichsten Thalausgänge des Harzes, dieses großen Wassermagazines der norddeutschen Tiefebene, auf die Nordseite und nicht auf die Südseite gelegt, weil unser deutsches Vaterland sich von Süden nach Norden, von den Alpen nach der Nordsee hin senkt, weshalb die auf der durchschnittlich 80 Fuß höher als die Nordseite gelegenen Südseite des Harzes herabrinnenden Gewässer ihre unnatürliche gleichsam ultramontane Richtung doch bald wieder aufgeben und den Stromgebieten der Weser und Elbe sich noch anschließen müssen. Auf ihrem ursprünglichen südlichen Laufe werden sie von der Helme und Ruhme, in welche sie münden, gleichsam umgekehrt und zunächst der Unstrut und Laine, hierauf der Saale und Aller zugeführt und so für Elbe und Weser gewonnen. So kunstvoll reichen diese Flüsse sich „die goldenen Eimer", um ihre Bestimmung zu erfüllen, all' dies Gebirgswasser zu einen und in ein deutsches Meer zu leiten. Die Bode auf der Nordseite des Harzes als der wichtigste Fluß des Gebirges fließt nach einem sechszehn Meilen langen schweren und mühsamen Laufe bei Nienburg unmittelbar in die Saale, nachdem sie in der lachenden Ebene noch die andern dem Elbgebiete angehörenden Flüsse des nördlichen Harzrandes, die Selke und die Holtemme, in sich aufgenommen hat. Die Wasserscheide zwischen Elbe und Weser bildet an einer Stelle der Grafschaft Wernigerode ein Berg, auf dem die Kirche von Altenrode steht, welche von den Bauern der Gegend als eine jedenfalls schon aus alter Heidenzeit her heilige Stelle zu gewissen Zeiten feierlich umritten wurde. Auf der Nordwestseite des Harzes nimmt die Oker ihre Schwestern, die Radau, Ecker und Ilse auf und führt sie in die Aller, die sich fast wie ein großer Quergraben durch die Tiefebene legt, deren Wasservorräthe für die Weser sammelt und dieser dann die eigene Richtung aufdrängt. Auf diese Weise erhalten Elbe und Weser alles Harzwasser und führen es gemeinlich der Nordsee, dem deutschen Meere, zu. Wie weit die brüderlichen kleinen Harzflüsse sich daher auch mitunter von einander entfernen: dennoch bringen die gefahrvollen Wogen der Nordsee dem Helgoländer Lootsen, der das Schiff des Kaufmanns im Umkreise der benachbarten Mündungen von Elbe und Weser zu behüten sucht, mit Sicherheit den Gruß des Berg- und Hüttenmannes von der Innerste und des Fischers von Ihlefeld.

Anstatt sogleich in das Bodethal hineinzugehen, schritt ich auf das Seitenthal des kleinen Steinbaches zu. Durch dieses gelangt man am besten zu dem Hexentanzplatze, welcher auf dem rechten Ufer der Bode dem Roßtrappfelsen des linken Ufers gerade gegenüber liegt. Das Steinbachthal ist etwas breiter als das Bodethal und neben seinem kleinen Gewässer steigt eine gute Chaussee auf, welche nach Friedrichsbrunn führt. Blühende Kirschbäume standen vor dem Eingange dieses Thales eine Strecke weit zu beiden Seiten. Tannen, knospende Birken und grünende Büsche winkten hinter ihnen. Das Steinbachthal selbst ist dem Bodethale am Fuße der Roßtrappe sehr ähnlich, doch ohne dessen Mannigfaltigkeit, besonders ohne seine künstlichen Windungen. Hier und da erheben sich auf dem meist kahlen rechten Ufer des Baches einzelne Tannen oder auch Felsgruppen wie Burgen mit hohen Thürmen. Doch der Blick wurde von den entfernten Felsen oft auf die idyllischen Erscheinungen dicht am

Wege hingelenkt. Dort saß ein Rothkehlchen am Felsen und versteckte sich hinter demselben; es hüpfte dann in's Gras, darauf in Büsche und zog sich endlich vor dem eben hereinbrechenden kurzen Schneegestöber in eine Felsenspalte wie in ein sicheres Winterschloß zurück. Nicht lange darauf kam ich zu den Stufen, welche am linken Ufer des Steinbachthales in der tiefsten Waldeinsamkeit den Aufgänger zum Hexentanzplatze hinaufführen. Die Stiegen, auf welchen man emporklimmt, sind von Haidekraute umgeben. Dazwischen blühten weiße Blumen, auf welche fast zu gleicher Zeit der Schnee fiel und die Sonne schien.

Nach solchem Aprilwetter that die geheizte Gaststube im Wirthshause zum Hexentanzplatze, das selbst zum Uebernachten eingerichtet ist, wohl. Auch fehlte es nicht an Unterhaltung, denn das Fernrohr, welches man mir reichte, zeigte vom behaglichen Ofenloch aus die prächtigste Gebirgslandschaft, die sich bis zum Brocken hin immer höher erhob. So sah ich vor mir in geringer Entfernung auf dem hohen rechten Bodeufer den grünen Rasen vor dem Tannenwalde sich scharf abschneiden als einen rechten Tummelplatz für schönes Wild. Weiterhin wurde die Gegend durchaus gigantisch, und das mit dem Fernrohre bewaffnete Auge wühlte am Brockengebirge, ohne etwas Anderes zu finden als Schnee, Gewölk und die dem Brocken eigenthümlichen blauen Streifen an den schneefreien Stellen.

Eine sorgfältigere Umschau sowohl über das Bodethal als auch über das feste Land hin gestatten einige Plätze vor dem Wirthshause auf dem Hexentanzplatze. Ich trat zuerst in die Mooslaube, welche nicht allein aus Moos erbaut, sondern auch mit bemooster Erde und bemoosten Felsen und außerdem mit Vogelbeerbüschen umgeben ist. Vom Moosbäuschen aus schweift der Blick über Feldergrün und Torfstreu in der weiten Ebene, um dann in der Nähe auszuruhen auf den blühenden Bäumen, welche die rothen Dächer des Dorfes Thale am Austritte der Bode in die Ebene umgeben, und auf den großen glänzenden weißen Granitsteinen im Bette der Bode. Eine ganz ähnliche Aussicht genießt man auf einem von braunem Heidelbeerkraute und Vogelbeerbüschen umgebenen Felsenvorsprunge neben der Moslaube. Weiß schimmerte mir da der bekannte Brocken entgegen, mir gegenüber aber konnte ich die gewaltigen Felsen der Roßtrappe bereits genauer betrachten, die sich wie ein dunkler umhüllender Mantel der Allmacht vom Gipfel bis zum Fuße des Gebirges erstreckten.

Die bequemste Umschau bietet die Hexenkanzel, eine Stelle auf dem Hexentanzplatze mit einem Tische neben einem Felsen, der mit Birken bewachsen ist. Das schäumende Wasser (man blickt von diesem Punkte aus auf die wildesten Stellen der Bode), das braune verwesende Laub an den Felsen des südlichen Ufers und das dunkle Grün der Tannen boten hier dem Auge, welches sich bereits vorher an dem Anblicke der lachenden Ebene gesättigt hatte, die großartigsten Kontraste dar.

Vom Hexentanzplatze führt der Kaiserweg, ein jäher Weg von übereinander gelegten Steinen, zwischen bemoosten Felsen und Baumstämmen den Aufgänger zu einem der größten Gasthöfe des Harzes, an welchen, laut der von dem Wirthe (Herrn Assel) abgeschlossenen Verträge alles in Gunthersberge geschossene Wild und alle in Altenbrak gefangenen Forellen und Schmerlen das ganze Jahr hindurch abgeliefert werden. Es ist dies der kleine und große Waldkater, welcher letztere der Eisenbahn wegen schon wieder erweitert wird. An diesem Punkte hat man den ganzen steilen schwarzen Roßtrappfelsen vor sich, und an diese Stelle mochte sich der Dichter August Schöler erinnern, als er sang:

Gelehnt auf einen Block Granit,
Sah ich hinauf zur Felsenwand,
Wo Gottes Odem leise zieht,
Und wo, gepflanzt von seiner Hand,
Sich schmiegen Tannen, Birken, Eichen
An eine rauhe Brust von Felsen.

Einzelne Zacken des Rentrappfelſens ragen in die wundertichſten Gebilde aus, und dort jenes bekannte Felſtein, davon der Mönch genannt, ſieht wie ein echter Kapuziner oder wie ein Biſchof mit der Biſchofsmütze aus. Aus jeder Ritze dieſer gewaltigen Felſen blickt ein Strauch hervor: hier dunkelt ein Tannenbuſch am Felſtein, dort leuchtet helles Birkengrün. Weiter hinauf beginnen erkenntliche kleine Baumgänge zwiſchen den Felſen. Ganz oben ſtehen feierliche Buchen die niedrigeren Birken und Tannen ab. Des Himmels erhabenes Blau überwölbt das Ganze.

Aber auch der Blick auf die gewaltig tobende Bode dicht vor uns hat vom Waldwater aus viel Eigenthümliches. Beſonders betrachtet man hier die großen Granitblöcke in der Bode erſtaunt aus der Nähe. Ich hatte oft in Quedlinburg ganze Heerden von Schweinen in die Bode treiben ſehen, und gerade wie dieſe Granitblöcke hier lagen, ſo hatten die weißen Rüſſelthiere dort in dem Fluſſe ſich kaum zu regen vermocht. Einen durchaus erfreulichen Eindruck machte hier im Eingange des Felſenthales das Pflanzenreich. Ein großer Vogelbeerbaum neben dem Waldkater grünte bereits, zwiſchen der Mooslaube am Waldkater und der Bode grünte das Himbeergeſträuch und die Palmweiden waren mit ihren Schäfchen behangen recht wie zur Feier des kommenden Palmſonntages. „Palmarum, tralarum!“ ſprach ein Jäger, der mit ſeinem Hunde das Bodethal hinunter kam, anſpielend auf einen bekannten Jägerreim von den Schnepfen, als er dieſe Blüthe ſah.

Von dem Waldkater aus geht man im Bodethale aufwärts und bleibt, wenn der Waldkater wegen einer Krümmung des Bodethales bereits nicht mehr ſichtbar iſt, auf der zwiſchen zwei Felſen hingelegten Teufelsbrücke zuerſt wieder zu einer längeren Umſchau ſtehen. Auf dem linken Ufer der Bode erblickt man hier in bunter Verwirrung dicht neben der Brücke bemooſte Felſen in allen Lagen, zum Theil wie Leichenſteine, das rothe Dach einer Konditorei, kleine Hütten, grüne Bäume und den außerhalb der Konditorei befindlichen Feuerherd derſelben. Auf dem rechten Ufer geht hier die Ausſicht nach Süden hin weiter. Da glänzt das Silber des Fluſſes und darüber winken viele Tannen als reicher Beſatz eines Felſens. Dann bildet eine Krümmung des Fluſſes von Oſten nach Weſten eine ziemlich gerade Bergwand und ſchließt dahin mehr großartig als intereſſant die Ausſicht ab.

Der nächſte größere Ruhepunkt iſt auf der Brücke über dem Bodekeſſel, der größten Verengerung des den Reiſenden zugänglichen Bodethales, mit welcher zugleich die ſüdlicheren Stellen ihr Ende erreichen, die keinem Wanderer mehr den Zutritt geſtatten und deren Wildheit hauptſächlich von dem hohen linken Ufer aus bewundert wird. In den Bodekeſſel ſoll die Krone gefallen ſein, welche eine Prinzeſſin verlor, während ſie, durch einen Rieſen verfolgt, mit ihrem Pferde über das Bodethal hinweg vom Hexentanzplatze nach der Rentrappe ſprang. Der Keſſel, der auch der Rieſenpfuhl heißt, gleicht einem dunkeln Teiche, der ſo grundlos gehalten wurde, obgleich er nur zwanzig Fuß tief iſt. Nur ein dünner, ſchmutziger, immer gleicher Streifen von Schaum zieht ſich von einer Seite dieſes unheimlichen Waſſers zur andern hin wie der Schaum im Munde eines tollen Hundes. Moos, Himbeergeſträuche, wilde Roſenbüſche und ein Überhang von Tannen zieren die Felſen an der Brücke. Stellen wir uns auf der Brücke ſo, daß das Auge dem Laufe des Fluſſes folgen kann, ſo erſcheint uns das linke Ufer geräumiger und lichter; das rechte Ufer mit ſeinen Schluchten iſt dunkler, grüner, maleriſcher und ſeine Felſen ſind buſchiger und mehr charakteriſtiſch.

Nach dem Uebergange über die Brücke erwartete uns auf dem rechten Flußufer noch ein ganz kurzer Weg mit einem Geländer, welches ſich nach wenigen Schritten wegen der Unzulänglichkeit des Thales ſchließt. Aufwärts blicken wir hier in die verborgeneren Gänge des Fluſſes hinein, auf welchem mitten in der Felſennacht dunkle ruhige Stellen mit ſchäumenden Punkten wechſeln wie wenn dunkles Gewölk am Himmel neben den Silberglanz

des Mondes tritt. Licht-Lichtungen, wie die Ossianen gerbet Waldein gestaltet, sind hier an den Felsen die Riesen schlafen. Aus dem gelblich-grünen Moose der Klippen am Wege sickert das Wasser tropfenweis in untere Felsen nieder. Vogelbeerbäume und Lumbeerbäume wachsen selten dem Gestade. Nachdem ich eine Zeitlang auf dem schlüpfrigen gestanden hatte, fuhr ein kalter Hauch aus Norden zwischen die Felsen hinein. Der gebrungene Gebirgsbaum*), welcher, im rechten Ufer wurzelnd, sich quer über den Bachpfuhl gelegt hat, raschelte unter einem heraufziehenden Schneegestöber und schien geheimnisvoll an der unheimlichen Stelle von den Zeiten des Heidenthums zu erzählen, da es in unserem damals noch zauberem Vaterlande mehr als jetzt verbreitet war. Auch das grüne Kleid der nächsten Tanne bewegte ein heftiger Wind und machte zur Rauhe.

Den Rückweg nach Treseburg nahm ich über die Nesstrappe. Um sie zu erreichen, geht man etwa halb die zur Teufelsbrücke zurück und klettert dann in der ingemauerten Schlucht auf die Höhe des linken Felsufers empor. Von den jähen Felsen an der Nesstrappe aus blickt man auf das schwarze Thal hinab, welches nun offen vor dem Auge liegt, bis sich die Bode um zwei große mit Tannen besetzte Felsen windet. An drei Stellen, von denen zwei rein mit einem Gitter umgeben sind, erfreut man sich besonders der Aussicht, welche sich am schönsten um den Bodefelsen herum präsentirt, wo der Schaum an den Steinen, aber auch die Windungen des Thales ungemein malerische Mannigfaltigkeit der Bode neben dem Grün verschiedener Tannen in einer unvergleichlichen Mischung wechselnd schimmert, wie das Wasser am Rande dieser Naturbilder weiter hinab gewaltsame Arbeit anstimmt. Thatsächlich dagegen thut der Felsen der Tanzplatze wie ein großes Gitterwerk den mit goldenem Duft in vor uns da. Vogelbeerbäume umwachsen die Felsen, auf denen wir standen. Auf dem Nesstrappefelsen selbst ist die große Nesstrappe ganz mit krystallischem Wasser angefüllt. Unheimlich bewegte es der Wind und ich mußte bei diesem Anblicke noch an Bürger's schöne in dem Gedichte auf die Nesstrappe denken:

Drunten hatten aus Borken mit rothem
Gelben in der Felsen gehauen das ewige Maal
Der Jahrhunderte Teufelskinder.
Den Huf des heiligen weißen Rosses

Mit dem Hammerbeil, mit der schönen,
Silberhellmessen Mähne, dem Sterne stirn
In hohen schwer, mit schmiedeeiserne Hammer kann.
Und die Hexe Hexli mit der gabelschwarzen Stimme

Der hagerhexte Hexe trat in den Umkreis
Der nachtschlafenen Hexen, und in rasch die Pferde
Der Hexen gewicht, weckend sie aus der Hexenen Bucht
Mannigfalter Hexe, die Hexen der hexen Tage.

Da tönten: hab in Hexen Hexen Hexen
Ein Maal erhaut aus Hexenerhexen!

Minder erhaben, aber anmuthiger, als die Aussicht von der Nesstrappe, ist der Blick von der unweit des Weges nach dem Hüttenhause zur Nesstrappe am westlichen Abhange des hohen linken Ufers gelegenen Bülowhöhe aus. Selbst nach Norden hin öffnet eine zwischen gelagerte Felsenkette die lichtere Aussicht in das Thal, als man läuft, anfangs wie ein Labyrinth gebildet, bald unter uns in die herrlichen Gestalten der Bäume und in die unteren Gebüsche aus, zu welchen wir vom Standorte der natürlichen Terrasse jetzt wieder gerade unter uns sieht. Auf der Bülowhöhe stehen wie die Tannen unter uns und gewaltige Felsen hervorragen,

*) S. „Unser Vaterland", II. Band S. 240.

die weißblumigen und die so und hundertfache Rede umzieht weiter nach der Ebene zu den Berg in einem malerischen Halbkreis, zieht sich nach dem Nordosten aus dem Gebirge verbei zu Tälern mit rothen Dächern und schlängelt sich wieder weiter hinein in die unübersehliche waldumgrünte Höhe mit ihrem Hochwalde, ihrem Brandkopf, Hohe und ihrem Hagwalde, der wie eine Königskrone auf ihrem Haupte sitzt, an der Ebene bei Heiligenstein. Auch am grünen Wege von der Nestlappe nach dem etwas rothlichen Wasserfall bietet sich ein herrlicher Blick in's obere Land hinein dar, besonders an einem Gewitter, das ich einige Tage später mit tiefdunklem Wolkern umklänzt fand.

Am Dienstage in der Osterwoche (15. April 1862) legte ich meine Karte das Bärenthal hinauf von frischen Seite aus fest, wo ich am Donnerstage vor Palmarum so genossen hatte. Ich ging nämlich mit einem Reisegefährten von der Nestlappe aus Morgens auf der herrlichen Chaussee nach Freiburg, die sich auf dem hohen linken Bergufer hinzieht, weil das Bärenthal die jetzt vom Nestzufall aus für eine Vierstündige vor Freiburg hätte meist unzugänglich ist. Die Chaussee wird theils von herrlichen Waldungen eingefaßten, theils gewährt sie einen gewaltigen Anblick in das Bärenthal. In der Mitte des Weges einer hat auf freundlichem Grund und Boden einige kleine Parkanlagen gemacht werden. Man hat an dieser Stelle der Höhe in ungeheurer Tiefe unter sich; die himmelan ragenden Granitfelsen des Bärenthales hier wie ein im Sturme wogendes Schilfmeer. Der Contrast an den Felsen gibt mit den Wetterwolken über den Wegen auf eine eigenthümliche Weise von Licht und Licht hin sich über das Thal.

Wie über aber auch alle diese Naturschönheiten hat Auge entzücken, so ist doch am lieblichsten für das Verständniß des Thales der entscheidende Punkt des Bärenthals, welchen unsere Lithographie zeigt, nämlich die Gegend um Freiburg.

Was wir jetzt wahrnehmen, wenn wir an Ort und Stelle sind, ist, daß an diesem Punkte, wo der Freiburg sein Thalbecken über das übrige kommt. Von der Freiburg, über sehr tief Blick, in westlicher Richtung wie ein Riegel vorgeschoben hat. Im vielen Lagen, von einem mittelmäßigen Schmuckgebäude gekrönt Bergrücken aber ist die hier freilich übermorale Thatsache eingekommen, von allmälig in's That nach dem Thal abwechselnden bewaldeten freundwirthlichen Orte Freiburg hinabgestalten zu werden, welcher theils gerühmt von Natur die Vorzüglichkeit hat der Nähe und theils auf seiner entgegengesetzten sonnigen Seite liegt. Die Nähe, welche vor dem Freiburge einen Nicht stiftet und die zu seinem langen Leben einen beförderlichen, von ihm aus aber einen nachtheiligen Einfluß hat, empfindet der nämlich sowohl im Leben als im Norden hat eine Stunde lang und man hat ihn vor einigen Jahren an seiner schmalsten Stelle von dieser Chaussee aus durchbrochen, so daß man durch einen natürlich nur dem Schwarzwalder heimischen Tunnel nach wenigen Minuten die nördliche und die östliche Seite der Nähe erblickt. Auf diesem Nebenwege, dem Forst nicht mehr sehr, liegt auch die Ruine der alten Freiburg und mit Recht sehr hinzu hat man am Eingange des Tunnels die etwas matten Verse:

Wanderer, halt! Du schaudre nicht!
Nicht Du Grau'n und Herz erbeben,
Nicht schlagen Mordgedanken,
Wo der Vorzeit Schauer weben
Um vor langst verschwund'nen Jahren
Hausten hier der Ritter wilde.
Aber jetzt Dein Herz ruht
Auf der Menschheit milder Huld
Nur Du wirst nur Tod; — dem Mörder,
Wenn Du nahst, brodelgleichen
Zieht in Dich Verderben ein!

Erhält man auf der Südseite des Berges angelangt ist, nimmt man auch wahr, weshalb der Berg gerade an der Stelle des Tunnels so schmal ist. Gerade hier nähert sich nämlich die östliche Wand dem Bergabhang nicht anders, als wollte sie ihm zur Erleichterung des großen Unterfangens durchbrechen und hilft ihm einen eigenen Tunnel graben, einen zu dem Punkte auf der Nordseite des Berges hin, wo der Blick die nördliche Richtung bis zu seinem Austritte aus dem Gebirge annimmt. Aber anstatt den Berg zu durchbrechen, schlägt die Wand vor dem Herausgehauene einen Bogen um den Tunnel herum, einen so weiten Bogen, daß man die Anlagen am Tunnel herum einen so weiten Spaziergang nennen könnte. So schließt sie eine kleine halbinsel von unregelmäßiger Schönheit ein, welche vom Herausgehauenen aus sich gar wie ein künstlich runder Platz ausnimmt. In der Mitte desselben ragt in schöner Harmonie mit dem Ganzen ein kegelförmiger Tannenwäldchen hervor, welches allmählig zu einem schönen Mittelpunkte aufsteigt. Dieses, schön gewachsene Bäumchen ragt zwischen den Tannenwald auf das Ufer des Flusses und bietet besonders am Abend einen Sammelplatz für die Reh- des Hügelchens dar, der, vom Herausgehauenen beobachtet, etwas Anziehendes hat.

Man glaubt sich aber hier auf einer Insel oder auf einer Halbinsel im See zu befinden, wenn man vom Tunnel aus, bei welchem Nichtkundige an den Felsblöcken stehen, auf den in Stein eingehauenen Spaziergängen zum Rücken des Gebirgsrückens gelangt ist und sich hier unten auf drei Seiten von der Höhe umfangen sieht. Verschiedene Ruheplätze laden hier einen zu längerem Verweilen ein. Einer herrlichen Aussicht auf den jenseitigen Ufer der Höhe gerade gegenüber steht auf einem geräumigen Platze ein Tisch aus Bausteinen mit Bänken gesetzt.

Dicht neben an der Felsklippe stehen die mit Pulverwerk angefüllten Sprenglöcher des alten Felsenberg. Eine Bude, mitten auf einem erhöhten Platze, bezeichnet diese Stelle und Erinnerungen an eine rauhe Vorzeit, da der Raubritter von hier aus alle Umgegend der Höhe beherrscht haben mag und an seinen Zeitgenossen im Gebirge die berühmten Faustrechte übten und von da auf den Strand herabsteigenden Reisenden die Taschen schwerlich aus ihren sprudelnden Quellen ergänzte. Wohin hat sie, diese wilden Männer, welche dem Reichsten nicht so unerwartet aus dem Hinterhalte entgegentraten, das ihre Beute umgibt? Nachdenklich stehen jetzt die Gäste hier am steinernen Geländer mit dem Blicke auf den Gebirgsrücken, fast ganz der Höhe gleichen Niveau, von welchem Felsen hervorragen und betrachten die umhergestreuten Mauerreste, die Überbleibsel der alten Burg. Tabak schweift der Blick hinab an der mit Pulverwerk bewachsenen steilen Abdachung des Felsberges, an jeden Zacken gerade hier sich Gesträuch und Bäume anklammern bis zur Niederung. Beim Hinabsteigen auf jener gegenüber Stelle bemerkt man am Abhange des Berghügels noch viele blaue Blumen. Man sagt, daß solche blaue Blumen die mit Schätzen angefüllten Keller der alten Ritterburgen anblühten. Jene Natur'n Größe ist eine solche Blüthe ja wie, die Blume von der Felsburg . . .

Wer gelangen hält nach dem wegen der wachsenden Nähmen der Kaiserschlacht von Felsberg hier vorgefallen, aber glücklicher Weise noch immer rettungsvollen Gefechte im Anfang der Zeit, welches unter die Blicke auf unserem Bilde Licht aufgehoben ist. Ungleich mit der Mittheilung mögen in dem mit Stock gefüllten Fenstern der Gasthäuser neben der Bäche nicht verweilen Fremden, so ist doch hübsch das warme Essen und Trinken nach allen Seiten hin die schönste Aussicht. Im Thore gehen die Pferde, etwa die Tannen in den Thalwiesen der Bäche und die Tappisse mit Bäumen und Gärten dahinter hübsch von hier aus die prächtigen Bilder. Gerade vor der Küchen der Wirthstube aber wurde die Blicke auf den alten Burgberg mit seinen Felsen und seinen blauen Blumen einige Augenblicke von einem Unwetter mit Schnee und Schlossen bedeckt. Während dieser Zeit war es offen-

lich, mit den Wirthsleuten, dem Ärzte von Treseburg und einigen andern Männern aus entfernten braunschweigischen Gebirgsorten im traulichen Wohnstübchen zu sitzen.

Aber leider drehte sich das Gespräch um eine Angelegenheit,*) welche es durchaus zweifelhaft machte, ob Treseburg je lange Zeit nach dem Untergange der alten Burg wirklich ein Ort ist, wo sich der ruhige Bürger ungestört vom Gemurre von Naturschönheiten überlassen kann, wie die Inschrift über dem Tunnel uns versichert. Mit großer Lebhaftigkeit nämlich erzählte man uns, daß vor einigen Stunden an den Ortsvorsteher zu Treseburg der Befehl gekommen sei, durch den dortigen Landjäger einen umherschweifenden verdächtigen Gauner verhaften zu lassen. Nun war an diesem Morgen lange vor uns ein feiner Herr im Gasthofe zu Treseburg angekommen, welcher mit verdächtig-scheinender Eile sogleich nach einem eigenen Zimmer verlangt hatte. Während dieses geheizt wurde, hatte er erzählt, daß er ein großer Verkäufer von Tempiafen sei und mit einem solchen Vogel in den Gasthof auf der Rosstrappe gekommen sei. Dort habe er vom Sohne des Wirthes erfahren, daß der Wirth in Treseburg einen vortrefflichen Tempiafen besitze, und habe sich ausgemacht, um diesen zu dem Preise von zehn Thalern einzukaufen. Da nun gerade um diese Zeit die Tempiafen als Zugvögel von der Ostsee nach dem Harze kommen, so hatte sich der Fremde mit einem Käfige in den Stall begeben, um mit Hülfe des Treseburger Tempiafen als Lockvogel andere Tempiafen zu fangen. Weil er dabei an einem scharfen Messer fehlte, hatte der Fremde ein Instrument, welches vielerlei Messer, aber auch einen Korkzieher enthielt, hervorgezogen und gebraucht. Dies schreckliche Messer machte ihn noch verdächtiger; dem Landjäger aber blieb von Allem nichts verborgen. Kaum hat der Fremde wieder auf dem Sopha in seiner gebrigen Stube, als der Landjäger vor ihm stand und nach dem Passe fragte, der ihm unglücklicher Weise verloren gegangen war. Die einzige nähere Angabe in dem Steckbriefe lautete, daß der Verfolgte sehr kurz sein sei. Der Fremde weigerte sich zwar, sich zum Messen an die Wand zu stellen. Schnell er indessen aufstand, mußte der Augenschein lehren, daß er viel kleiner war. Um zu zeigen, daß er nicht ohne Reisemittel sei, legte er mehr als hundert Thaler in Papiergeld auf den Tisch. „Nehmen Sie es nicht an," rief er dem Landjäger zu, „es ist weiter als Ihre Hand!" Dieser aber hatte es doch in Verwahrung genommen, den Fremden verhaftet, die Mütze über die Schulter gehängt und den Fremden eine halbe Stunde vor unserer Ankunft zur Stadt abgeführt. Nach den Berichten, die wir in der Wohnstube des Wirthes zu Treseburg erhielten, waren wir neugierig geworden auf die Ansage des Wirthes auf der Rosstrappe, wohin wir am Abende desselben Tages auf der Rückreise nochmals kamen. Auf der Rosstrappe war die Verhaftung des Fremden schon bekannt. Eine anwesende Gesellschaft hatte mit Wärme die Möglichkeit in's Auge, daß der Fremde unschuldig sein könne, und schalte die Verhaftung mit Leidenschaft als gewaltsame polizeiliche Willkür. Der Wirth geachtet zwar auch der Menschenliebe des Fremden, hielt ihn indessen für unschuldig, führte die Gesellschaft auf sein Zimmer, zeigte sein luxuriöses Arbeiten, die eingerichtete Werkstatt und erklärte den zurückgelassenen Tempiafen, den er im Keller wöchentlich mit Futter versorgt hatte, worauf wir dann das klägliche Vögelchen auf seinen Stern, von dem wir später nichts mehr zu hören glaubten, beim Abschiede

*) Hoffentlich bewirkt die nachfolgende, sehr nützliche Veröffentlichung, daß ähnliche Dinge im braunschweigischen Antheile des Harzes nicht weiter vorkommen, und die braunschweigische Polizeiverwaltung sich nicht wieder so grausam übereilt. Auf dem preußischen Harze wäre der Vorfall unmöglich gewesen. Wie aber würde man überall, wenn dieser Vorfall sich dennoch ereignete in Preußen handeln müssen? Aus möchte man auf eben sehr betrübenden Rückschritt schließen, denn der Hofrath Krieger, der 1818 ein Buch „Die Vogelhändler", Braunschweig, erschien ist, erwähnt es ausdrücklich, daß man im Harze gar keinen Fang gebrauche. Ein empfehlenswerthes Vogelhandbuch von einem Braunschweiger, Freiherrn von Berlepsch, gilt die besten Vorschriften für den Vogelfang von Harzreisen, gewährt aber dabei den Vortheil, daß es nicht

von der Kettreppe verlassen durften. Als ich indessen am Sonnabende vor Ostern nochmals nach der Kettreppe kam, erfuhr ich, daß er als unheilbar entlassen sei und sich täglich nach Jerichow begeben habe, um den Jerichower Dompfaffen noch wirklich anzufertigen. Während dieser Erzählung trat der Wirthe plötzlich in das Wirthshaus zur Kettreppe, indem er einen Käfig mit dem Jerichower Dompfaffen auf der Hand trug. Der Arme selbst erzählte nun seine Geschichte unaufgefordert. Erst am Morgen nach seiner Verhaftung hatte er in der Gerichtsstube verhört werden und den Beweis seiner Unschuld liefern können. Da er sich während der Gefangenschaft in seinen Zustand durchaus nicht zu finden vermochte, so erlangten bald verstörende Szenen, auf die ich nicht näher eingehen will. So kam Wirthe auf der Kettreppe sagte er in meinem Beisein: „Ihr Lehrer hat die ganze Geschichte veranlaßt; er sagte mir, daß der Jerichower Dompfaffe viel Gesänge pfeifen könne; nun schöpfe ich ihn, und er kann nur zwei."

Als an jenem Tage in Jerichow das Schneegestöber aufgehört hatte, traten wir auf dem Wallhause heraus und sahen nun genau die Stelle auf, von welcher aus unser Bild gezeichnet ist. Nachdem wir über die auf dem Bilde sichtbare große Breite der Bete, eigentlich der kalten Bete, und auch auf einen aus sehr Baumstämmen bestehenden Brücke über die Puppkete gegangen sind, welche gerade hier von Süden kommend in die Biegung der kalten Bete mündet, wenden wir auf dem rechten Ufer der kalten Bete in einem herrlichen, steilen und dunklen jungen Buchengange fast bis zu dem nahen Aussichtspunkte ohne Rohau, aber mit einem Geländer im Herbste versehen, welches der weiße Hirsch genannt und in der Regel dem Fremdenzuge auf einem anderen Wege erhalt wird. Da die Puppkete die Grenze zwischen Preußen und Braunschweig ist, so befinden wir uns bereits wieder auf preußischem Gebiete. Wie wir aus der Stelle nähern, werden die Buchen lichter und größer. Nach Südwesten lag hier auf dem engen Wege. In der Nähe des „weißen Hirsches" aber ging auf weißen Blumen im plattdeutschen Gebiete von Weißdornen und Tannen ein riesiger Jäger umher. Wir hatten uns auf die Bänke des steil über „weißen Hirsche" niederen und betrachteten die Gegend. Wir wenigen wilden Sprossen von dicht Riegg hatte man meinen, unten im Wallhause sein zu können. Dicht Theil des Tales, die Bäche dauten und die Biegung der Bete um den Jerichberg herum füllet, den Hauptschatz unseres Bildes, während die Puppkete auf deutschem Grund Platz hat. Ihr breites Thal, das sich zum Meere begibt, ist unten ganz mit Tannen bedeckt. Seitlich breiten sich die hügeligen Buchen überall aus, die ganz steilen auf dem Bergkamme nur noch einzeln, aber desto majestätischer stehen, wie denn im Süden hinter dem an sich engen Thal der Puppkete eine riesige Bergkette mit Buchen, zwischen denen einige Tannen schimmern, langsam und gebietend aufsteigt. Blickt man endlich in die beiden Bachthäler mit ihrem glänzenden Wasser hinein, so glaubt man ein Reich einer Fee zu sehen, deren Strenge nach der Mündung der Puppkete und dem „weißen Hirsche" zu liegt. Der Name Bete stammt von dem Deutschen Worte wate zu der Bergeit sehr gut paßt und bedeutet schnellfließendes Wasser. Die kalte Bete entspringt 2770 Fuß über dem Meere am steilen Brocken und fließt aus den Mooren des Brockenfeldes heraus. Sie ist selbst im Sommer sehr kalt und den größten Theil des Jahres mit Eis und Schnee belegt. Die Jerichberg selbst für den Flächeninhalt der Gebirge, welches sich von den Hüttengruben des Brockens und des Christianen nach dem Süden und den Forstwohnungen des Peterhofes hin zieht. Auf dem Rande des Jerichberg hat die rüstige Naturkraft aber einige zwei Schwestern, die warme Bete und die Puppkete aufgenommen, so welchen sich hier vor unseren Augen noch die Puppkete als vierte Naturnymphe gesellt, worauf dann alle vier Schwestern vereint sich zum Austritte aus dem Gebirge bereiten und als saumende Bachfluthen sich von den Bergen in die tiefere

norddeutsche Ebene hinabstürzen. Vom „weißen Hirsch" aus hatten wir überall Berge vor uns und das Auge wurde fast verwirrt von diesen großen, für das Hochgebirge bezeichnenden, vielgewundenen Massenmassen, die wie große silberne Bänder an den Bergen hinab vor uns lagen. Zuletzt verweilte mein Auge mit Sehnsucht in dem aufsteigenden Theile der fallen Bete, da meine Reise im Bethale hinauf ist, wo ich jetzt bin, zu Ende war. Tief das Thal hinaus lagen vor mir Felder und Tannen, dann wieder Felder und wieder Tannen, bis endlich überall den unzähligen terrassenförmigen Windungen des Flusses der Berge selbst als Quellpunkt weithin in den Wolken erblieben. Ein erhabeneres Naturschauspiel ist in Norddeutschland nicht leicht zu denken. Diese tiefe Sehnsucht ergriff mich als Gegenstück nach einem innigeren Verkehr mit dem Volke, wie ich ihn früher um den Brocken her gepflogen war, und im Geiste sah ich die nahe Osternacht über allen den Bethälern aufgehen und die Hirtenfeuer nach alter Weise auf den Höhen der Häuser an den Alpen hervorleuchten und das brillante Osterwasser schöpfen. Besonders aber suchte mein Auge mit Wehmuth eben im Thale der fallen Bete um den Brocken her nach der Lage der Stadt Wilsingerode, wo ich vor vielen Jahren das ganze Osterfest im Volke verlebt hatte. Da glaubte ich, daß die goldenen Töne der barocken Orgel von der taubenen Stadt her zu mir herüberwallten und daß im fallen Thale herunter zu mir die Melodie des unvergleichlichen Liedes herklinge, welches man an jenem Osterfeste in der Stube zu Wilsingerode sang. Der mit einem Kunstwerke, wenn nur das Volk noch das deutsche Volk wäre, gelungene Rückverein des Volks, welchen ich immer wieder zu hören glaubte, heißt:

Wenn sag' ich's noch einmal:
Schön ist die Jugend,
Schön ist die Jugend, sie kehrt nicht mehr!

Der Wallfahrtsort Mariazell in Steiermark.

Von H. H. Hahn.

„Für Mutter Gottes zu Gnaden
Liegt heut' der Schnee so dick."

Eine der großen kulturhistorischen Merkwürdigkeiten der Vergangenheit und Gegenwart sind die Wallfahrten und Gnadenorte. Sie gehören mit zu dem romantisch-heiligen Zauber, der den Katholicismus umflicht; es ist eine tief im menschlichen Herzen begründete Vorstellung, daß ein und der andere Ort, ein und der andere Platz, Raum oder Lokalität von Gott besonders begnadigt und mit Wunderkraft ausgestattet worden sei. Die heidnische Welt kennt viele solcher Gnadenorte, sie stehen aber nicht in gleichem Range, es giebt solche, die nur in der nächsten Umgegend gekannt sind und wieder andere von europäischem Rufe.

Die Geschichte der Wallfahrten verliert sich bis in's graue Heidenthum, das seine heiligen Bäume, Quellen und Berge kannte; auch jetzt sind alle Kindesalter mit Marienbildern, Quellen, die unter dem Hochaltar einer alten Kirche entspringen, Berge, deren Scheitel fromme Klöster krönen, übergroßliche allgemeine Verehrung, die jährlich Pilgerschaaren aus weitester Ferne herangiehen. Da die Wallfahrten und die Verehrung für gewisse Orte und ihre Heiligthümer Sache einer allgemeinen menschlichen Gefühles sind, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir ähnliche Sitte bei den verschiedensten Völkern und Religionen antreffen. Japan und Tibet, die frommen Hindu und halbwilde Malayen, Juden und Mohammedaner folgen dem gleichen Zuge. In Nangasaki hielt man so gut bildliche Dar-

pflanzen als auf Gräbern. Typisch, Kirche und Kirchhof sind für die verschiedenen Bräuche gleich Zeitpunkte heiliger Handlung. In der christlichen Kirche hatten die Sitte hierher Umzüge und Wallfahrten seit dem vierten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. Der Wallfahrer hierin die Sitte oft vollkommen und weil so kommt es, daß die heidnischen Wallfahrtsorte jener Zeit ihren Ursprung verleugnen. Unter die bedeutendsten allgemein bekannten Zeitpunkte heutiger Tage gehört unstreitig Mariazell in Steiermark. Wie Jerusalem und Rom für Christen, wenn sie einmal Christenrecht gleichen Rang mit Trento und San Jago erwarben. Neben Gnadenbilder, Trento und Altötting in Bayern die größte und berühmteste Wallfahrtsort, so übertreffen Mariazell heute diese weiten, so viele Pilger gläubiger Verehrung sich auch zugewandt haben mögen. Und sehr merkwürdig wie, daß dem Theil der Ost- bisher Germanen an Wallfahrtsorten besser als Österreich und weiter östlich weder zu finden, weder Jagell der Marienkirch bekannten, noch Jagiel Mutter Gottes von Tschenstochau, in welchem Bilde Litte liegt, ist ebenfalls an Wallfahrtsorte. Die Hauptstadt Wien besitzt zwei Marienwallfahrtskirchen, „Mariahilf" und „Maria Trost" und in der Provinz Austria sind zwei heilige Pforten gewallfahrt Kirche, zu welcher von Jahren gewallfahrt wird, ist die von Heiligen Taufe die Heilung von Blinden oder Besserung von Augenleiden verspricht.

Zahlreich zählt so viele Wallfahrtsorte als Gnadenbilder und das will viel sagen, wenn die ersteren schon und die „heilige Berg", der dem Heiligthum, verwandelten „Mondsee" sieht. Eine wichtige Rolle spielt auch als Gegenstand der Wallfahrt das heilige Blut Christi, und gibt in Österreich viele Wallfahrtsorte, die sich der Heiligen Blut besitzen rühmen, am bekanntesten darunter sind „Heiliges Blut" am Zaß die Oberglogau bei. Als sehr Wallfahrtsorte übertrifft an Bedeutung und Not Maria Zell in Steiermark. Viele Umstände mögen dazu bei, das Andenken dieses Ortes zu erhalten und ihn auf die Gegenwart aufrecht zu erhalten. Einen Theil mag es das freundige Alter der Gnadenorte, andern Theil die örtliche Lage des steirischen Hochs, dem Zeitbau die Anschaulichkeit der Umgegend, endlich vor die Schönheit Gnadenbild, der weit angesehen und öffentlich der von Generationen auf Generationen vorgängig Glaube an die Wunderthätigkeit der Gnadenbilder. Stellte Jemand eine gültige Geschichte Mariazells überein, so würde es für in zwei Theilen theilen: von der Entstehung des Gnadenortes bis auf die von einem Kartäuser angefertigte Bilder Gregorius und von da bis auf unsere Zeit. Der Grundlagengrund wäre folgender. Bis auf die Zeit des Beginnes der Kartäuser hatte der Gnadenort seine örtliche und geistliche Geschichte, die Gründung, die Erbauung der Kirchen zu St. Lambrecht und Gratzen, die Zahlen und Deutung der Wallfahrten der Landgrafschaften überhaupt. Erst für die Kartäuser beginnt Legende. Früher gegründ Privilegienbriefe der Kaiser Maximilian, Ferdinand zu Wien und Ferdinand Almosenbriefe der Neustädter Bischöfe, erklärte die Wallfahrt nach Mariazell zum allgemeinen öffentlichen Pilgerort und setzte persönlich den hierfür Tag nach dem Gnadenort, bis jener Zeit reichen die Mariazell der ungarischen Schrift der Legende, der Akten und der Urkunden.

Wie die meisten Anfänge dieser sind verschwunden sind und die größten Ströme aus winzigen Quellen entspringen, so ist auch die Begründung des Gnadenortes, abgesehen von der Wunder, worauf sie die meisten Tage erklärt, leicht einfach und sagen wir kurz auch ungemein natürlich. Im Mittelalter existirt parallel der Institutionen der Pfarrgrafen auch das Institut der Einsiedler, ja es gab sogar eigene Einsiedler, Episcopi pagani, die Einsiedler wurden nach alten Nachrichten ausgestellt, um den christlichen Bewohnern weit entlegener Gegenden, wo sie noch keine geistlichen Verrichtungen besaßen, die Verrichtungen der Kirche zu spenden und die gottesdienstlichen Handlungen pünktlich zu verrichten.

Eine solche Sende hatte statt unter Otto dem Siebenten, Abt des Stiftes Lambrecht um das Jahr 1157. Drei Mönche des Benediktiner-Ordens gingen von dem Kloster aus, der Eine gen Süd „Feistritzthal", der Andere nach der „Mettenmauer Thauern", der Dritte gegen „Wildoner der Gstad entlang", der Vierte dem Lauf der „Salza" hin und der Fünfte gegen „Aflenz", fast am Ursprung, das die Ostmark vom Traungau scheidet. Der gute Seelsorger, dem die letztere Aufgabe zugewiesen worden war, trug unter den andern geistlichen Utensilien auch eine kleine Marienstatue aus Birnbaumholz mit sich, für die er eine ganz absonderliche Verehrung gehegt haben soll. — Diese kleine hölzerne Madonna bildete den Kern, um welchen sich die Wallfahrtsherrlichkeit Mariazells krystallisierte.

Wahrscheinlich hatte der Benediktiner-Mönch die Marienstatue als ersten Grundstein einer geistlichen Niederlassung mit Verdacht nach dem Gebirge getragen und dabei erwogen, daß, wenn erst das Heiligthum zur Stelle sei, sich auch die Beter finden würden und so geschah es auch, er befestigte das Bildniß aus Nußbaumholz an einem Baumstamm und stieg hart neben dem Heiligthume eine Hütte aus Reisern zusammen. Die andächtigen Bewohner des Gemspulvers kamen bald und pilgerten dann aus der Ferne gebrachten Heiligthume Ruhe und Verehrung. Die geistliche Niederlassung war fertig.

Fast ein halbes Jahrtausend war darüber verflossen und das Marienbild prangte noch immer an dem nämlichen Baumstocke, jedoch hatte sich aber die wundervolle Geschichte des Gnadenortes verbreitet. Der Ruf des wundthätigen Bildes war weit über die engen Marken der Landschaft hinausgedrungen, man erzählte sich von den Wundertaten, die sich zugetragen, von den Gnadenerfahrungen, die von dem Heiligen ausgingen. Im Jahre 1200 that Ernst Herzog von Kärnten das Gelübde einer Wallfahrt nach Zell, wenn er von seinem Leidthum befreit würde. Nach erlangter Genesung pilgerte er nach dem Gnadenort. Seiner Freigebigkeit soll die kleine Kapelle aus Stein, die noch gegenwärtig das wundertätige Bildniß beherbergt, Ursprung und Entstehung verdanken.

Vom Baumstamme zur Kapelle aus Stein war ein gewaltiger Schritt, es war nun nicht mehr die von Jägern, Hirten und armen bekannte Waldheilige, der Steinbau sicherte ihr Dauer, die Aerthauer und stete Steigerung ihrer Verehrung, dennoch währte es abermals anderthalb Jahrhunderte, bis sich die erste Kirche über das Heiligthum wölbte. Einer der größten Fürsten des Mittelalters, der vielleicht ein großes Oesterreich gestiftet hätte, wenn ihm die Zerstückelung seiner Dynastie im Mannesstamm gelungen wäre, Ludwig von Ungarn baute 1363 die Kirche von Mariazell. Dieselbe war es nicht Lust für wilder erhaltene Gebundheit, sondern errungener Triumph über den Islam, welcher diese fromme Handlung veranlaßt hatte.

Jetzt erst war Mariazell in die Reihe der großen Wallfahrtsorte eingetreten; demnach konnte es bis ins sechzehnte Jahrhundert, daß Mariazell der Privatandacht Einzelner blieb; erst die fürstliche Hand des alten Regentenhauses, dem in die Zukunft des Land hinter gehaltenen Cardinals Retzat, nahm sich Mariazells mit wahrhaft Marianischem Eifer an. Dieser religiöse Eifer erhielte auch in der weitgebreiteten Dynastie von Habsburg von einem Augustin unter Josef II., um hohe Hilfe unter Leopold II., Franz, Ferdinand und Franz Josef aufzukommen.

Nachdem wir eine kurze historische Skizze vorausgeschickt, sei es nun gestattet, auf die Mariazeller Wallfahrten zurückzukommen. Der gewöhnliche Platz der Wallfahrten, die von Wien oder seiner nächsten Umgegend kommen, führt über Mürzzuschlag, Kindberg, Pillenhöfe und den Aanaberg nach Mariazell; es ist dies die alte Wallfahrtsstraße, während jetzt viele, nur kleine Prozessionen, die Fußbahn die Mürzzuschlag benutzen und nun dort den Weg über das Niederalpel einschlagen. Folgen wir der eben erwähnten breit gebauten Straße, welche auch die große Wiener Prozession, die alljährlich nach Zell pilgert, einschlägt. Der Weg

führt durch ein schönes, romantisch-malerisches Stück Landes; da kommt man gleich, nachdem die Brühl bei Mödling mit ihrer hochgradigen Civilisation, die sich in unerschwinglichen Wirthshauspreisen, ungenießbarem theurem Kaffee und den bizarrsten architektonischen Formen ihrer vielen Landhäuser und Villen offenbart, durchschritten wurde, durch ein kühles schattiges Waldthal nach der alten Abtei Sattelbach, dem heutigen „Heiligenkreuz". Diese Cistercienserabtei ist eines eigenen Besuches vollkommen werth. Wenn sich auch mancher Zubau zu dem mittelalterlichen Kern des Klosters nicht recht schicken mag, so bringt doch das Ganze der Baulichkeiten den günstigsten Eindruck hervor. Es ist so angenehm, im Dämmerlichte der kühlen schweigenden Kreuzgänge, deren Ruhe nur das Plätschern des vielmündigen Springbrunnens stört, zu wandeln und die innigen, hie und da höchst naiven Wandgemälde, deren Stoff dem Leben des heiligen Bernhard entnommen ist, zu betrachten, oder das Grabgewölbe des ersten österreichischen Dynastengeschlechtes der thatkräftigen Babenberger zu besuchen. Weshalb hat noch keine fromme Hand das verstümmelte Steinbild

Mariazell.

des letzten Babenberg wiederhergestellt? Man stürzerich der Streitbare mit verstümmelten Gliedmaßen bleiben, damit ein Zeigwart und Fremdenführer nach dem andern Jahrhunderte hindurch die Worte wiederholen könne: „Das haben die Türken gethan!" Oh, ihr andern christlichen Fürsten, warum schämt ihr euch nicht, den Schaden gut zu machen?

Der berühmte Kreuzpartikel, die Hauptzierde des Klosters und der Ursprung seines Namens, der Schwer- und Mittelpunkt des Ganzen, steht wie überflüssig in einem Erker der Sacristei. Von einem Dorn aus der Krone Christi, welcher zu den Hauptkleinoden der Abtei gehört, will Niemand wissen. Gegen „Viktorin" steigen die Berge höher an, das umgebende Grün wird frischer, die ganze Gegend gewinnt an Farbe und Reiz. Nicht die spanischen und portugiesischen Mönche allein haben die schönsten und gelegensten Flecken zum Bau ihrer Klöster zu wählen verstanden, ihre deutschen Brüder — und das gereicht ihnen nicht zur Unehre — theilten dieses Verständniß von Schönheit und Reichthum der Natur. Sieht

es reizendere Stellen im Lande unter der Ems als jene, wo sich die Mönche vom Kloster Neuburg, Zwettel, Mölk, Gottweih, Heiligenkreuz und Lilienfeld ihre Klöster gründeten? Wer den Klostergarten von Lilienfeld besucht, glaubt in ein klösterliches Paradies zu treten. Die Anlage des Gartens zeigt von so viel Verständniß des Schönen in der Natur, daß wir die Eigenthümer unmöglich für Heilige, eben so wenig aber für finstere Schwärmer halten können. Man kann sich nichts Freundlicheres denken als diese hellgrünen Lauben, welchen sprudelnde Brunnen Kühlung zuwehen, als jene fremdländischen Pflanzen mit farbenprächtigen Kelchen mitten in der zaubervollen Gebirgslandschaft, als jene schattigen Bäume, aus deren dichtem Gezweig ein hundertstimmiger Chor von Waldsängern niedertönt.

Ueber Lilienfeld hinaus liegen die einst so gefürchteten Berge Anna-, Joachims-, Josephs- und Sebastiansberg, welche ehemals zu Wagen nur mit Lebensgefahr überschritten werden mochten. Seit die jäh abfallende Straße durch in sanften Schlangenwindungen geführte Wege ersetzt worden, gehört auch jene abenteuerliche Furcht der Pilgrime des vorigen Jahrhunderts nur der Geschichte an. Das erste Grenzdorf auf steiermärkischer Seite wird ausschließend von Protestanten bewohnt, und so berühren sich auch hier die Gegensätze auf merkwürdige Art, denn dieses protestantische Dorf ist gleichsam die Vorhut des nunmehr eine Viertelstunde entfernten erzkatholischen Wallfahrtsortes. Vor dem Wirthshause des Dorfes wird jene scherzhafte Taufe vorgenommen, welcher Jedermann unterworfen ist, der an dieser Stelle das erste Mal steiermärkischen Boden betritt; ein lutherisches Weib vollzieht gewöhnlich gegen ein kleines Trinkgeld die unheilige Handlung. Noch wenige Schritte, und Mariazell, das wunderverherrlichte, hochberühmte, liegt vor uns. — Hier schallen täglich und stündlich Posaunenklänge und Paukenwirbel anlangender und scheidender Pilgerzüge. Kaum verläßt eine Schaar das Gotteshaus, so verkünden Gesänge und Musik, Glockengeläute und entfaltete Fahnen das Nahen einer andern. Die Kirche wird von Sonnenaufgang bis kurz vor Mitternacht nicht leer von Betern. Jedes Haus des bescheidenen Ortes wird zur Herberge, jeder Raum zur Schlafstelle. Weihrauch und Orgelton erfüllen den weiten Platz rings um die Kirche und dringen bei geöffnetem Fenster bis in die Stube des Fremden, der sich in eine oder die andere der vornehmsten Herbergen eingemiethet hat.

Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, dem sich Niemand so leicht entziehen kann, wenn die heiligen Gesänge noch durch die schweigsame Nacht von der Kirche herüberschallen, oder wenn der stille, kaum heraufdämmernde Morgen schon mit festlichem Geläute begrüßt wird. Wie das Lachen und Weinen ansteckend wirkt, wie dem Gähnenden ein Anderer nachgähnt, so vermag sich der Besucher der Kirche, zu welchem Glauben er sich immer bekennt, doch beim Anblick so vieler und heißer Andacht, bei so mächtigem Vertrauen und so innigen Gebeten, der Theilnahme und Rührung kaum zu entziehen.

Die Kirche selbst ist ein geräumiges, weitläufiges Gebäude, das mit seinen Thürmen hoch über den niedrigen Häusern des Marktfleckens emporragt. Der ganze Ruhm des Gebäudes besteht endlich darin, höher und massiver zu sein als alle übrigen Bauten des Ortes, sonst entbehrt die Kirche, von ihrem Zweck abgesehen, aller Ehrwürdigkeit und Schwungkraft; bekundeten nicht die Thürme den erhabenen Zweck des Gebäudes: man wäre versucht, die Wallfahrtskirche für ein stattliches Herrenhaus anzusehen, dessen Erbauer wohl das nöthige Geld, aber keineswegs den nöthigen Geschmack zur Bauführung mitbrachte. Freilich wird man sich über den Ungeschmack nicht länger wundern, wenn man erfährt, daß die Kirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt nach Zerstörung des mittelalterlichen Baues durch Aexer im Ausgange des siebenzehnten Jahrhunderts aufgeführt wurde. Leider war dies die Zeit des Jesuitengeschmackes oder vielmehr jesuitischer Barbarei. Der noch wohl erhaltene Mittelthurm, das einzige Ueberbleibsel des gothischen Baues, beweist, wie viel durch die Einäscherung der alten Kirche verloren ging. Gewohnheit hat die Reihe einförmiger Buden, welche

die Kirche halbmondförmig umgeben, sanctionirt, strenger Geschmack und Achtung vor der Heiligkeit des Ortes werden es nie. Daß das Feilschen unmittelbar vor den Thoren des Gotteshauses nicht zur Erhöhung der Andacht und Feierlichkeit des Ortes beitrage, glauben wir überdies hinzusetzen zu können. In den mehr als hundert Buden werden Rosenkränze, Heiligenbilder, Muttergottespfennige, allerlei Rauchwerk, aus Gußeisen erzeugte Weihbrunnkessel, Kreuze, Ringe, dann silberne Andenken an Mariazell, aber auch Tabakspfeifen und Cigarrenmundstücke feilgeboten. Das Seltsamste bei dem ganzen Handel ist der Umstand, daß alle diese Waaren aus Wien bezogen und von den Wienern hier zu viel höheren Preisen zurückgekauft werden. So weit geht die Unverschämtheit der Verkäufer, daß sie nicht einmal den Erzeugungsort zu verbergen bemüht sind. Mit Wiener Gußeisenwaaren wird der lebhafteste Handel getrieben, da die Fremden alle diese Producte für Erzeugnisse des nur eine Stunde entfernten Mariazeller Gußwerkes halten. Das Gußwerk von Mariazell, aerarisches Eigenthum, ist aber mit Stückgießerei und Erzeugung von allerlei Kriegsgeräth so vollauf beschäftigt, daß keine Zeit für Weihbrunnkessel, Kreuze und Ringe übrig bleibt. Abgesehen von der Vorliebe für den Gnadenort und das Vertrauen zur Gottesmutter von Mariazell liegt der sonderbare Wahn, daß die Weihe, welche den verschiedenen Andenken in Mariazell ertheilt werde, höheren Werth besitze, als diejenige, welcher alle diese Sächelchen in der Heimath unterzogen werden könnten. So lautete mindestens der letzte Bestimmungsgrund, weshalb die Leute Wiener Produkte aus zweiter Hand in Mariazell kauften und doppelt so theuer bezahlten.

Wir haben bisher nur in der Vorhalle des Heiligthums verweilt, werfen wir nun einen Blick in das Innere. Vor Allem müssen wir die Leser dieser Zeilen bitten, mit uns zwischen dem Schauplatz des heiligen Eifers und den handelnden Personen zu unterscheiden. Die Andächtigen machen die Kirche andächtig, ihre frommen Gesänge wecken den Wiederhall in der Brust des Glaubensgenossen, die religiöse Erhabenheit der kirchlichen Feier erbaut die Gemüther, die Wohlredenheit der Priester stimmt die Gemeinde religiös, die innern Formen der Kirche aber tragen dazu nichts bei. Trüge nicht den frommen Pilger die Idee inbrünstiger Andacht und Gottergebenheit in die Räume der Kirche hinein, die innere Gestaltung würde sie nimmermehr zu erzeugen und anzuregen im Stande sein. Der an sich weite Raum des Kirchschiffes, das drei und fünfzig Schritte in der Breite und hundert zwei und vierzig in der Länge misst, wird durch die in der Mitte der Kirche angebrachte Gnadenkapelle beeinträchtigt. Es giebt keine Stelle, an der man die Kirche ihrer ganzen Ausdehnung nach überblicken könnte, dabei ist das Innere, der Außenseite entsprechend, gleichfalls geschmacklos decorirt. Die Gnadenkapelle selbst, durch die Ehrfurcht der Gläubigen fast jeder Beurtheilung entrückt, übt an sich durchaus nicht jenen mächtigen geheimnißvollen Zauber, welchen die unscheinbarste, im altdeutschen Style erbaute Kapelle hervorzubringen gewiß ist. Von Außen unförmlich und geschmacklos, enthält sie massenhaften Silberprunk im Innern. Gitter und Altar, Lampe und Heiligenschein, selbst der über der Kapelle schwebende Engel sind aus gediegenem Silber, die überlebensgroßen Statuen zu beiden Seiten des Altars sind aus dem gleichen Metall. Das Silbergitter wiegt 400 Mark, das von Franz Adam Schwarzenberg zum Gnadenmale gestiftete Antipendium 200, zwei Engelstatuen 47 und das halbe Tausend hoher silberner Leuchter eben so viel. Der Hintergrund der Kapelle ist blau bemalt und mit goldnen Sternen besäet, die aber wieder von den vielen aus wirklichem Metall bestehenden Silberweihen verdunkelt oder doch eingehüllt werden. Das Allerheiligste, die bereits erwähnte Statue aus Lindenholz, überragt ein schwerseidener, reich vergoldeter Baldachin, das Marienbild selbst misst achtzehn Zoll und ist bekleidet, das kostbarste Gewand, mit dem es zeitweilig geschmückt wird, rührt von der historisch bekannten Karoline von Neapel, der Gönnerin Nelson's und der Lady Hamilton, her. Dem Prachtkleid fügte Graf Stephan Almasy

auch noch die Halszierde bei, welche nur an Gold drei und sechzig und einen Viertel Dukaten wiegt. Außer diesem Schmucke tragen noch andere kostbare Halsbänder und Perlenschnüre zur Bekleidung.

Wir wünschten, daß so mancher äußere Prunk wegfiele, und glauben, daß die heilige Bedeutung des Ortes darunter nur gewinnen könnte. Am feierlichsten erscheint die Kirche des Abends bei Kerzenbeleuchtung, bei den schwankenden Umrissen, welche das Halbdunkel hervorbringt, fallen die unzähligen Verstöße gegen den guten Geschmack weg. Hinter der Gnadenkapelle steht eine Marienstatue aus Marmor, mit Steingeländer umgeben; hier entflammt frommer Glaube täglich hundert und hundert Lichter zu Ehren der armen Seelen im Fegefeuer. Um die Statue kniet, den aufgethanen Arme gemahnend, wälzt sich der wegmüde Pilger auf den Knieen zur Sühne und Vergebung begangener Missethat oder auch nur erträumter Sünde. Wir sahen viele hundert Männer und Weiber, Rosenkränze in den Händen, laut betend und singend, oft auch weinend und schluchzend, den Weg um die Bildsäule auf oben beschriebene Weise zurücklegen. Andere strecken sich in Kreuzesform auf den Steinboden der Kirche hin und verharren unbeweglich viele Stunden in Gebet. Man sagte uns, daß namentlich die Slaven oft ganze Nächte in dieser Lage auf dem Pflaster der Kirche zubringen, überhaupt muß bemerkt werden, daß es dieser Volksstamm jeder anderen Nationalität an Frömmigkeit bis zur Ausschweifung zuvor thue. Nirgends bekundet sich innigere, fast schwärmerische Religiosität als bei den Pilgerzügen slavischer Herkunft. Unter dem ein übertriebenen Eifer der Wallfahrer leidet Niemand schwerer als die zu Mariazell exponirte Klostergeistlichkeit. Die Aushorcher dieser Priester ist Sisyphusarbeit; sie hören oft von Sonnenaufgang bis Abends zur Beichte und haben doch noch für das letzte Beichtkind milden Zuspruch und freundliches Lächeln. Außer den Kirchen Roms dürfte es wohl schwerlich einen Ort geben, wo so viele Bußfertige und Sacramentsbegierige zusammenströmen als zu Mariazell in Steiermark. Alle die Tausende, die im großen Pilgerzug oder einzeln nach dem Gnadenort wandern, betrachten Beichte und Communion als den Hauptzweck ihres Hierhinseins, an dieser Stelle werden oft neunmalige Geständnisse über lang verjährte, bisweilen grauenhafte Thaten abgelegt. Es ist für den Herzenskundigen leicht erklärlich, warum gerade Sünden, deren Bekenntniß die Beichtenden schmerzlich macht, weit von dem Schauplatze der That hinweggetragen und am liebsten jene von all den bekannten Gesichtern, denen man in Wien oder Prag, Pest oder Graz begegnen könnte, im Beichtstuhl der Wallfahrtskirche dem vollkommen fremden Priester anvertraut werden. Daß sich der Andacht und religiösen Innigkeit zuweilen Heuchelei und Scheinheiligkeit beimischt, wer wird es bezweifeln! Oben so wenig möchten wir für den stets gewissenhaft beobachteten Anstand und die feine Sitte der Processionen einstehen. Die Gelegenheit zu Heucheln liegt zu nahe, die Häuser und Herbergen sind überfüllt, unter Tausenden bleibt der Einzelne oft weniger beobachtet, als wo nur zehn Personen beisammen sind, man muß sich oft in das Unvermeidliche schicken, aus der Noth eine Tugend machen. Daß die Wallfahrten in keinem Theile der Canones empfohlen oder gar befohlen werden, daß das Kirchenrecht nicht den geringsten Accent darauf legt, sagen wir nur für Jene, welche mit unsern Kirchensatzungen weniger vertraut sind.

Wir kehren von dieser Abschweifung zurück, um den Blick unserer Leser abermals auf die Kirche zu lenken. Der Hochaltar steht mit der übrigen Ausschmückung des Tempels in Einklang; wie das Gotteshaus selbst wurde auch der Altar erst zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts (1693) erbaut und theilt daher nothwendig die Geschmacklosigkeit des Ganzen; das hindert selbstverständlich nicht den großen Aufwand an edlem Metall, der auch hier anzutreffen ist. Das mächtige Kreuz aus Ebenholz, die beiden silbernen Statuen des gekreuzigten Heilands und Gottes des Vaters, sowie die am Fuße des Kreuzes befindliche Weltkugel aus Silber sind Geschenke des letzten Habsburgers Carl's VI. Die beiden Figuren

werden nach Angabe der Mönche auf 600 Mark geschätzt. Der kolossale Silbergießkessel mit ziemlich richtiger geographischer Eintheilung hat sechs Schuh im Durchmesser und wurde dieweilen als Sacramentalrauchen verwendet.

Zu beiden Seiten des Hochaltars hängen sich Votivbilder von historischem Interesse; sie sind Verehrungen des Brünner Magistrats, das ältere von 1645 stellt die Belagerung Brünns durch die Schweden, das zweite die derselben Stadt durch die Preußen dar, „als Anno 1742 im Winter das ganze Markgrafenthum Mähren die königlich preußischen und sächsischen Truppen überschwemmt hatten" lautet die Inschrift des jüngeren Votivbildes, an welchem die rothe Farbe, um die Blutlinien recht grell erscheinen zu lassen, nicht gespart wurde. Unter den zahlreichen Votivgemälden führen wir noch dasjenige auf, welches die Errettung des Unglücklichen darstellt, der auf den damaligen Kronprinzen Ferdinand bei Baden ein gar rohes Attentat verübte.

Vor einem der Bänge zum Hochaltar rechts gelangt man zu der in der gleichen Höhe gelegenen Schatzkammer. Diese Schatzkammer theilt das Schicksal vieler ähnlichen Sammlungen, nämlich das Schicksal, beerbend überschätzt zu werden. Wir sind weit entfernt, die Schenkungen, die dort aufgehäuft liegen, verkleinern zu wollen, halten aber das Gerücht, welches von Millionen fabelt, für geradezu lächerlich. Wir zweifeln, ob die Herren Keckert, Böhm, Zuck oder Ehrè in Wien diese Schätze ohne Zaudern um einen viel geringeren Preis, z. B. um eine halbe Million, übernehmen würden. Das Gesagte kann natürlich weder den historischen noch den Kunstwerth beeinträchtigen; es sind aber Gegenstände vorhanden, denen weder der eine noch der andere abgesprochen werden darf. Sollen wir sagen, was für einen Eindruck diese Schatzkammer trotz der vorhandenen wahrhaft werthvollen Gegenstände auf uns hervorgebracht? Wir müssen gestehen, daß er nicht weit von dem einer Trödelbude besserer Art entfernt war. In der That sieht man hier eine Mannigfaltigkeit von Dingen, wie sie nicht leicht in irgend einem Museum vorkommen. Neben einer blonden Haarflechte gewahrt man ein Kautschuk mit Goldreif beschlagenes Ei, neben einem aus dem Schlund eines Knaben gegangenen Knochen eine ärztliche Perlenschnur. Alte Ringe mit erblindeten Steinen liegen am Saume einer silbernen, reich vergoldeten Monstranz, die gerne für lauteres Gold passiren möchte; ein Crucifix aus Elfenbein steht neben wir wissen nicht mehr welchem Marterinstrument, mit dem sich ein Selbstmörder den Tod geben wollte. Wenn alle diese Kostbarkeiten geschmackvoller aufgestellt wären, sie müßten unendlich gewinnen; so macht das Ganze den Eindruck des Zusammengewürfelten und der größten Vernachlässigung. Dazu kommt noch, daß bis in die neueste Zeit das Amt des Fremdenführers von einem alten Manne verwaltet wurde, dessen Auffassung von den Merkwürdigkeiten dieser Schatzkammer zu altern war, als daß wir ihm gerne auf das Gebiet folgen konnten. Der Mann hatte eine eigenthümliche Weise, die Gegenstände zu schätzen; als er an eine Kunstarbeit von Elfenbein gelangte, pries er gar nicht den Kunstwerth, sondern begnügte sich mit dem Ausspruche: „Helfenbein geht mit Geld im Werth." Eben dasselbe wurde uns in Beziehung einiger Gefäße von Bergkrystall bedeutet: „Bergcrystall geht mit Geld im Werthe." Der zweite Maßstab für die Dinge, die nach der Ansicht des ausgezeichneten Führers nicht mit Geld im Werthe gingen, waren die Silberzwanziger; so sollte ein kleines Gemälde angeblich von Guido Reni tausend Silberzwanziger werth sein. Während unserer letzten Anwesenheit hatten wir nicht mehr das Glück, den sechzigjährigen kunstsinnigen Cicerone zu treffen und mußten uns mit den Erklärungen eines wackeren Mönches begnügen, welcher den alten Herrn früherer Jahre nicht allzusehr vermissen ließ.

Unter den Gegenständen der Schatzkammer giebt es Sachen, die reich, werthvoll aber geschmacklos sind und wieder andere, die fast nur Kunstwerth besitzen. Das älteste Andenken sind wohl Schwert, Steigbügel und Sporen des großen Ludwig von Anjou und die klei-

dung seiner Königin, jener später so unglücklichen Elisabeth. Das Grün des Damastbrautrockes ist verblichen und der Stoff so rissig, daß man mit leichter Mühe ganze Stücke losztrennen könnte. Die Königin muß, dem Hemd und Oberkleid nach zu urtheilen, eine überaus stattliche Frau gewesen sein, ihre später verübte Gewaltthätigkeit, die sie freilich mit gewaltsamem Tod bezahlte, läßt wenigstens vermuthen, daß die Trägerin dieses grobstoffigen, außerordentlich langen Hemdes und dieses noch umfangreicheren Kleides eine Art Mannweib gewesen sei. Ein Stück von innerem Kunstwerthe ist die kleine Engelsfigur, welche Matthias Corvinus schenkte, geschmacklos dagegen das jüngste Geschenk von Bedeutung, die Abbildung des Kardinal-Primas von Ungarn, Johann Szitowsky, in Silber, wie er den Graner Dom als Weihegeschenk der Gottesmutter von Mariazell darbringt. Auf silbernem Aufsatz kniet der Kirchenfürst und trägt auf flacher Hand die neuerbaute Kirche von Gran, vor ihm steht die Bildsäule der seligsten Jungfrau. Die Figur des Cardinals hat Portraitähnlichkeit. Diese auf 24,000 fl. geschätzte Opfergabe wurde bei Gelegenheit des siebenhundertjährigen Jubiläums des Gnadenortes Mariazell 1857 dargebracht. Interessant ist die goldne Schreibfeder Zacharias Werners, ursprünglich ein Geschenk des Primas Carl von Dalberg an den Verfasser „der Söhne des Thales" und „der Weihe der Kraft". Werner machte sie durch letztwillige Anordnung dem Wallfahrtsort mit dem Bedeuten zum Geschenk, er wolle dasjenige Werkzeug der Gnadenkirche opfern, mit dem er am meisten gesündigt habe. Noch verdient ein goldener Eichenzweig Erwähnung, in dessen Eichel die Kugel eingeschlossen ist, womit das schon oben berührte Attentat auf das Leben des Kronprinzen und nachmaligen Kaisers Ferdinand verübt wurde. Die Spende kam aus den Händen der Kaiserin Maria Anna. Ein Behältniß aus Schildpatt, das die Neugier der Besucher reizt, enthält nichts, als einen Schleier. Es ist derjenige, welchen die Prinzessin Wasa während Ablegung des katholischen Glaubensbekenntnisses trug, als sie in Brünn zum Katholicismus übertrat. Von schöner Arbeit, jedoch ohne große Bedeutung ist die silberne Monstranz, welche Papst Pius IX. zur Jubiläumsfeier spendete.

Ein anderer Genuß harrt des Schaulustigen in einem Raum des südwestlichen Thurmes, es handelt sich um die plastische Darstellung der Krippe, des bethlehemitischen Kindermordes, der Hochzeit zu Cana und des ersten Menschenpaares im Paradies. Die Stadt Bethlehem stellt sich als altehrwürdige deutsche Reichsstadt, ein andres Nürnberg oder Regensburg dar; sie ist mit zahlreichen Klöstern, Kirchen, Kapellen und Glockenthürmen geschmückt. Die Landleute, welche dem Christuskinde Ehrfurcht bezeugen, sind österreichisches Volk, und man trifft darunter, damit alle Nationalitäten vertreten sind, ungarische Kastelbinder, Kroaten, welche mit Leinwand handeln, Zigeuner und böhmische Musikanten. Das zweite Tableau führt uns in das Innere der Stadt, es ist unstreitig der Hauptplatz, auf dem wir uns befinden und König Herodes scheint auf diesen Platz hinaus zu wohnen, denn er beugt sich so eben, die Krone auf dem Haupte und den Reichsapfel in der Rechten, zum Fenster hinaus. Auf dem Marktplatze herrscht buntes Gewühl; wie unsre Kindsmägde gekleidete Frauenzimmer eilen mit ihrer Bürde, ein oder zwei Wickelkindern, bestürzt über die Szene, sie werden von Linientruppen verfolgt. Linientruppen? — Ja, und es scheint noch obendrein das Leibregiment Sr. Majestät des Königs zu sein. Betrachten wir uns die Uniformen der Soldaten, sie üben auf uns den Eindruck des Altbekannten aus. Herodes scheint das Muster für die Uniformirung seines Janyetkes vom österreichischen Regiment Erbach hergenommen zu haben, so wenigstens haben die Soldaten dieses wackern Regimentes treuen Abbildungen gemäß ehemals ane. Herodes scheint ihnen vom Fenster zugerufen zu haben: „Freiwillige heraus!" denn eine Anzahl Tapferer stürmt den flüchtigen Mägden nach, setzt ihnen die Säbel an die Brust oder sucht ihnen die Wickelkinder zu entreißen, während die Ueberreste des Corps Gewehr bei Fuß machen. Das dritte Tableau, Adam und Eva im

Paradies, ist ein Idyll, das uns gestattet, von der erschütternden Scene des bethlehemitischen Kindermordes auszuruhen. Uns wundert nur, daß sich Eva bei so leichter Gewandung und der Höhe ihres Standpunktes über der Meeresfläche noch nicht den Schnupfen holte. Die Hochzeit zu Cana versammelt, wie der Augenschein lehrt, die vornehmsten Gästen der **haute finance**, ein gewisser orientalischer Zug ist an den Köpfen nicht zu verkennen. Der Herr und Meister sitzt, wie ein lutherischer Pastor gekleidet, ein spanisches Rohr, auf das er sich stützt, in der Hand, am Ehrenplatz. Noch müssen wir, ehe wir den Dom für immer verlassen, der zwei Standbilder erwähnen, welche zu beiden Seiten des Haupteinganges aufgestellt sind. Es sind dies die Denkmale der Dankbarkeit Heinrich's des Mähren und Ludwig des Großen von Ungarn. Zu den geschichtlichen Ereignissen des Ortes werden die großen Wetterschaden, Wilbfeuer und Seuche hoher und höchster Personen gezählt, jene als traurige Heimsuchungen, diese als die Mittel, den angerichteten Schaden wieder herzustellen. Mariazell brannte wiederholt ab, der fromme Sinn der Gläubigen gewährte rasch die Mittel zum Aufbau. Nach dem letzten furchtbaren Brande am 2. November 1827 eilte Erzherzog Johann persönlich herbei und vertheilte binnen einigen Stunden achttausend Gulden aus seiner Privatchatulle an die schwer Betroffenen. Noch wohlthätiger hatte sich der Erzherzog zehn Jahre früher erwiesen. Im Jahre 1817 wurde das Hochplateau von Mariazell von Hagel und Stürmen heimgesucht, während Ueberschwemmungen die Niederungen völlig verdarben; ein schreckliches Mißjahr war die Folge dieser Unfälle, die Lebensmittel stiegen zu unerschwinglichen Preisen, die Hungersnoth mit ihrem gräßlichen Gefolge von Seuchen stand bevor. Erzherzog Johann wandte nicht nur durch schnelle Abhülfe das Uebel ab, sondern bewahrte Mariazell und Umgebung selbst vor der Wiederkehr. Augenblicklich wurde auf des Erzherzogs Betrieb der Anbau der Erdäpfel allgemein eingeführt und jeder einzelne Landwirth unentgeltlich mit den nöthigen Samenknollen versorgt. Eine Lebensmittel-Unterstützungsanstalt wurde von dem Menschenfreunde gleichzeitig gegründet und so eine Erneuerung dieser Gefahr unmöglich gemacht.

Wir behaupteten, daß die regierende Familie dem Gnadenorte ihren besonderen Schutz angedeihen ließ. Die Belege hiefür finden wir in den zahlreichen Wallfahrten der Fürsten Oesterreichs und in den milden Spenden, die sie auf dem Marienaltar niederlegten.

Karl VI., Maria Theresia, Leopold II., Franz I., Ferdinand und der jetzt regierende Kaiser Franz Josef wallfahrteten nach dem Gnadenort, die nachmalige so unglückliche Königin Marie Antoinette, die Wittwe eines französischen Kaisers Marie Louise und der Herzog von Reichstadt, der in der Kaisergeschichte Frankreichs fictive Napoleon II., besuchten Mariazell; die Namen der Erzherzoge Rudolf, Franz Carl und Johann verherrlichen die Gedenkbücher des Marktfleckens, die vertriebene Königsfamilie Frankreichs, der Graf von Chambord und die verewigte Herzogin v. Angoulême suchten an der Schwelle des Gnadenortes Trost und Hoffnung, der letzte Polenkönig trug seinen Schmerz an die geweihte Stelle, die arme Josefa von Baiern, die ungeliebte Gemahlin des reformatorischen Kaisers Josef II. mochte hier zur heiligen Jungfrau gefleht haben, daß sie das Herz des Gatten ihr zuwende.

Heil' Du mein krankes Herze,
Ich will auch früh und spät
Andrunstig beten und singen,
Gelobt seist Du Marie'

Und es ging ihr wie dem kranken Knaben, der gegen Gelaar gewallfahrtet hatte; die Heilige stillte ihren Schmerz im Tode. Der Hofadel folgte natürlich dem von oben gegebenen Anstoße und wallfahrtete nach Mariazell. Die erlauchtesten Namen der österreichischen Aristokratie sind in den Aufenthaltsbüchern verzeichnet, manch' reichgesticktes Meßgewand ist

die Arbeit schöner hochadeliger Hände, manches stattliche Geschmeide wurde von den Lichtensteinen, Volkowitzen, Schwarzenbergen und Esterhazy's in die Schatzkammer niedergelegt.

Was bei dieser überaus großen Begünstigung des Wallfahrtsortes durch Hoch und Niedrig merkwürdig bleibt, ist die fortdauernde Mäßigkeit der Preise, die Güte der Kost, die freundliche Aufnahme und höfliche Behandlung der Fremden. Es gibt kein Gasthaus in Mariazell, wo man übertheuert wird; sind sie auch nicht gleichen Ranges, so ist doch der Reisende und Wallfahrer wohl besorgt. Wir müssen dies für ein Wunder halten, das in Mariazell täglich an den Gesunden geübt wird. Mit der Fülle verbindet sich holländische Reinlichkeit; so erhält man gewaltige Schüsseln, diese aber sind rein gehalten und blank geschweift; selbst die Hausmädchen, welche durch ganz Steiermark die Stelle der Kellner vertreten, sind anständig gekleidete freundliche Gestalten, die sich beeilen, jedem billigen Wunsche des Reisenden zuvor zu kommen. Die Kost ist einfach, aber in ihrer Einfachheit ausgezeichnet, der Wein gut und unverfälscht.

Mariazell hat außer der Wallfahrtskirche nichts Ausgezeichnetes oder Erwähnenswerthes, desto reizender ist die Umgebung. Vom Katzattenberge oder noch besser von der Bürgeralpe genießt man den freiesten Ueberblick der Gegend. Höhere Berge werden leicht aufgefunden, selten mannigfaltigere und schönere Formen; diese schimmernden Gipfel heben sich auf das Wundervollste von den frischgrünen Wiesenteppichen, welche den Saum der Berge bilden, ab. Krystallhelle Bäche beleben das landschaftliche Gemälde und die „Aflenzer und Zellerstaritzen", mächtige Ausläufer der Schwabenkette, sorgen für einen des Gesammtbildes würdigen Hintergrund. Oft erscheinen die Spitzen der sogenannten Alpen in glänzenden Schneemantel eingehüllt, während Wald und Flur im warmen Sonnenstrahl glitzern und leuchten und die Sonnenhitze den einsamen Wanderer niederdrückt.

Alles, was zum Malerischen einer Landschaft beitragen kann, hat die Natur mit freigebiger Hand über Mariazell ausgestreut. Selbst Wasserfall und See mangeln nicht. Eine halbe Stunde vom Marktflecken entfernt liegt die „Grünau", ein Stück Smaragd in thätigen Silber heller Wasserfläche gefaßt. Zwanzig Schritte von der Straße abseits stürzt ein von der „Zellerhöhe" kommendes Bergwasser über eine Felswand herunter, der „Marienfall". Eine Viertelstunde weiter gelangt man an den „Erlafsee", der wie die meisten steiermärkischen Seen den Ruf der Unergründlichkeit hat; besser verdient dürfte der altklassische Name des „Fischschwimmelnden" sein, denn der Erlafsee versorgt Mariazell und die hunderttausend Fremden, die es jeden Sommer besuchen, mit Salblingen und Forellen. Die Farbe des Seewassers wechselt je nach den verschiedenen Stellen vom lichtem Stahlblau bis in's dunkle Smaragdgrün; die Ufer sind bergig und reich an der üppigsten Vegetation, die Rhododendren steigen bis zum Fahrweg herab, der rings um den See herumführt. Von Mariazell führt eine wohl unterhaltene Straße nach Weichselboden und dem Brandhof oder von der Grenzscheide aus über das „Niederalpel", „Märzsteg" und „Neuberg" nach Oesterreich zurück.

Wie die Ankunft der Prozessionen durch Einholung mit Trompeten und Pauken, Fahnen und geistlichem Gesange gefeiert, so wird auch der Abschied feierlich begangen; wieder hallen die Glocken, tönen die Petarden, wieder erscheint die Mariazeller Geistlichkeit mit Kreuz und Fahnen und geleitet die Scheidenden bis zum Urlaubskreuz, das eine halbe Viertelstunde außerhalb des Ortes an der Wiener Straße aufgerichtet ist. Daß die Geistlichkeit zu solcher Kraftanstrengung nicht bloß durch kirchlichen Eifer bestimmt wird, kann jeder mit den Verhältnissen Vertraute einsehen. Die Bezahlung richtet sich nach dem Grade der Feierlichkeit, welchen die Wallfahrer ihrem Einzuge zu geben wünschen, das Läuten nur einer Glocke und Entgegenkommen nur eines Priesters berechtigt zur niedrigsten Taxe; die höchste von den großen Prozessionen Wiens, Prags, den Grazern und Pestthern bezahlte

Jahr veranlaßt die Entfaltung des ganzen kirchlichen Pompes. Die gesammte Geistlichkeit schreitet den Ankommenden unter Vortragung alles erdenklichen Flitterstaates, unter Zusammenklang aller Glocken, mit Trompetengeschmetter und Paukenschlag entgegen. Wenn eine einzelne Partei von Mariazell Abschied nimmt, so gibt es zwar keine kirchliche Ceremonie, dafür aber die um vieles übrige befolgte Sitte des „Buschenaufstekens". Der Kutscher erhält nämlich von Seiten des Wirthes einen grellglitzernden Strauß künstlicher Blumen, dessen Kosten auf die Rechnung gestellt werden. An diesem Busche ist jeder von Mariazell zurückkehrende Fuhrmann mit Zuversicht zu erkennen.

Das Eigenthümliche hat Mariazell und Viele werden die Wahrheit unserer Bemerkung bestätigen, daß es zu angenehme Erinnerungen in der Brust des Reisenden zurücklässt, um nicht die Neigung zur Wiederholung des Besuches über kurz oder lang zu erwecken. Es wäre ein großer Irrthum zu glauben, daß Mariazell nur der Zielpunkt ächter Wallfahrer oder doch nur frommer Seelen sei, deren Hauptzweck in Verrichtung ihrer Andacht vor der Gnadenkapelle besteht; Mariazell wird von den Naturfreunden jeglicher Konfession und religiöser Ueberzeugung besucht, in der heiligen Halle schwang ein türkischer Pascha das Schwert des apostolischen Königs (1835) und weinte mehr als eine ketzerische Prinzessin der katholischen Messe bei.

Einer Merkwürdigkeit von Mariazell müssen wir noch, ehe wir von dem lieben Abschied nehmen, gedenken, des „Augenbrünnleins". Am nordöstlichen Ende des Marktes, beinahe auf einer Anhöhe, liegt eine Kapelle; an den Pfeilern des Altares ist rechts und links je ein Engel angebracht, der eine Urne hält, aus welcher das klarste Gebirgswasser in marmorne Becken niederquillt. Diesem Wasser wird besonders Heilkraft für Augenübel zugeschrieben, die Wallfahrer waschen sich hier Augen und Antlitz und fangen den Wasserstrahl begierig in zu Mariazell erkauften hölzernen Flaschen auf, um das geheiligte Wasser als unfehlbares Mittel gegen alle Gattungen von Augenleiden für sich, Anverwandte und Freunde heimzubringen. Das Wasser ist in der That frisch, klar und schmackhaft und zum Labetranke nach langer, mühevoller Wallfahrt ganz geeignet. Interessant schien uns die Bemerkung, daß der Augenbrunnen nicht, wie es den Anschein hat, hinter dem Altare aus der Erde oder dem Berge hervorquillt, sondern mittelst Röhren künstlich von der Höhe niedergeleitet wird. Ohne Zweifel wirkt die Erdichtung, als sei das Wasser auf heiliger Stelle entsprungen, auf die Einbildungskraft der Gläubigen und läßt sie in dem vortrefflichen Gebirgsbrunnen zugleich einen Gesundbrunnen verehren.

Nachdem wir nun auch dieses kleinen Nebenheiligthums gedacht haben, wollen wir zum Schlusse auf einen kultushistorischen Umstand aufmerksam machen. Die Mariazeller, welche das Glück genießen, das Palladium des Marienkultes in ihrer Mitte zu haben, diese glücklichen Besitzer des größten Heiligthumes der Monarchie, stellen eigene Wallfahrten nach auswärtigen Gnadenorten an, sie pilgern nach dem „Sonntagberg" und nach „Maria Taferl." Wie seltsam! Maria Taferl ist ein um fünfhundert Jahre jüngerer Wallfahrtsort und die Bewohner und Hüter des älteren, berühmteren, ehrwürdigeren Gnadenortes wenden ihr Vertrauen einem erst sehr spät in Aufnahme gekommenen Heiligthume zu. Man wäre, solche Thatsachen vor Augen, geneigt, das Sprichwort: der Prophet gilt nichts im eigenen Vaterlande, selbst auf die Gegenstände des christlichen Kultus anzuwenden, die göttliche Liebe und Erbarmung aber wird durch die mangelhafte menschliche Vorstellungsweise und alle Thorheit des menschlichen Herzens nicht beirrt und vermindert werden.

Bad Oeynhausen in Westfalen.

In der preußischen Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Herford, liegt das Dorf Rheme mit der Saline Neusalzwerk und dem Soolbade Oeynhausen, am südlichen Abhange des Werrathales. Wir kamen von Köln mit dem Köln-Mindener Zuge und hielten in Bad Oeynhausen an, das ungefähr eine Stunde von dort aus vor Minden liegt.

Im Dorfe Oeynhausen war an jenem Tage Jahrmarkt und Unterhaltung beim Umherschlendern gab's genug. Es fehlte sogar nicht an einem Bazar, woselbst mancherlei Gegenstände, kleine Gläser mit Inschriften u. dgl. als Erinnerungszeichen, zum Preise von fünf Silbergroschen an, dargeboten wurden. Die Bauern aus der Umgegend waren durch den Jahrmarkt schaarenweise in Bewegung gesetzt. Man sah zum Theil sehr geschmacklose, unkleidsame Trachten. Männer mit langen, weißen Röcken, reich besetzt und mit breitrandigen Hüten; die Weiber trugen eine schwarze Binde mit einer auf der Stirn liegenden Schneppe um den Kopf, während dazwischen ein Streifen unbedeckten Haares zu sehen war, was dem Haupte ein ganz abscheuliches Ansehen gab. Um den Hals trugen sie sehr breite weiße Krausen, weich, fast bis zu den Achseln herabfallend und Halsbänder von ungewöhnlich großen Bernsteinperlen, in weiten Bögen, die wie vergoldete Nüsse auf der Brust prangen. Diese Tracht sah man auch schon bei kleinen Knaben und Mädchen, welche letzteren mit der Schneppenbinde, die das blonde Köpfchen fest umschlang und den Augenbrauen sich näherte, gar kläglich aussahen.

Neben der belebten Chaussee zieht sich in großer Ausdehnung das Salinenwerk hin. Es ist höchst interessant, die ganze Einrichtung in der Nähe zu betrachten. Der Soolbrunnen, eine ungemein salzhaltige Quelle, wird durch eine Stangenpumpe auf das Gradirwerk getrieben. Die Läuterung des Wassers geschieht, indem es an der mehr als haushohen Decke, die aus Dornengezweig geflochten ist, wieder hinuntertröpfelt. Dann wird es in ein Gebäude geleitet, wo durch Sieden die Wassertheile verdampfen und das schneeweiße Salz als feste Masse sich konzentrirt.

Zum Gradirwerke, der hohen Dornenwand nämlich, führt eine hölzerne Treppe hinauf und oben gewinnt man eine hübsche Aussicht über Thal und Ortschaft hinweg bis zu den entfernten Gebirgsketten, die in sanften Linien am Horizonte sich abzeichnen.

Im kleinen Parke, der von den Badegästen als Promenade benutzt wird und wo zu gewissen Tagesstunden auch Musik nicht fehlt, befindet sich ein Belveder, ungefähr 25 Stufen hoch, oben von unzähligen eingeschnittenen Namen verunziert. An einer Eiche, auf einem recht lauschigen Plätzchen im Parke, in der Nähe des Kurhauses, hat ein unbekannter, dankbarer Freund der Natur und der Heilquellen eine weißgetünchte Tafel von Blech aufhängen lassen, auf welcher, in lateinischen Buchstaben geschrieben, die bekannten Worte zu lesen sind:

Sende freundlich, o Baum, die schattenden Zweige zur Erde.
Jedem, der sich dir naht, säuselnde Kühlung herab.
Gieb dem Zweifelnden Hoffnung, dem Müden ladende Stille,
Und dem Liebenden gieb, daß ihm begegne sein Glück.

Ein kleiner Blumengarten schließt sich dem Kurhause zunächst an und dieser ist schön, sogar elegant eingerichtet, das Lesezimmer äußerst behaglich und vor Allem gefielen mir die hellen, saubern Badestuben. Die Wannen, innen mit kleinen Tafeln von weißem Porzellan ausgelegt, sahen glänzend rein aus und liehen so recht den Vorzug, welchen dieselben vor den stets etwas schmierigen Zinkwannen haben, erkennen.

Die Badeeinrichtung besteht erst seit 1844 und die Entdeckung der Heilquelle hat man einigen Schweinen zu verdanken, den Schweinen eines Bauern im Dorfe. Dieser hatte auf dem Hofe seiner ärmlichen Besitzung seit einiger Zeit eine lästige Pfütze, die sich auf keine Weise verstopfen lassen wollte, noch durch Ableitung zum Austrocknen zu bringen war. Seinen Schweinen schien dieser Umstand indessen sehr erwünscht zu sein, denn sobald sie aus ihrer Haft entlassen wurden, stürzten sie auf die Lache zu und wälzten sich mit großem Wohlbehagen darin umher, was ihnen so sichtlich gut bekam, daß ihr Besitzer aufmerksam auf dies wunderbare Gedeihen seiner Zöglinge wurde. Der Sachbestand kam zur Erörterung und die Gedanken an eine Heilquelle tauchten auf. Demzufolge tauchte der Bauer seine eigenen Glieder in das Pfützenwasser und empfand Erstarkung. Nun wurde ihm von der Salinenbehörde des Orts, welche ein Salzlager unter der Erde daselbst vermuthete, der Antrag gemacht, auf besagtem Punkte seines Gebiets nach einer Quelle zu bohren und in dem Hirne des Bauern bohrte sich der Gedanke fest, daß aus diesem Umstande die Quelle eines großen Reichthums für ihn entspringen müsse. Den sachverständigen Nachforschungen gelang es, eine 27 Grad heiße Quelle an's Tageslicht zu fördern, und nun verlangte der Bauer für diese wichtige Entdeckung und den Abstand des Fleckchens Erde auf seinem Gebiete 20,000 Thaler. Die Behörde aber strich zwei Nullen von seiner Forderung und zahlte ihm 200 Thaler aus, womit sich der Bauer nicht begnügen wollte. Er fing einen Prozeß an, der sich, wie gewöhnlich, sehr in die Länge zog und dem armen Manne Zeit genug ließ, indessen sein Bischen Verstand zu verlieren. Statt der geträumten guten Tage muß der Unglückliche sein Dasein in einem Irrenhause dahinschleppen. Eine Ironie ist es, daß die Behörde ihm — nachträglich die geforderte Summe von 20,000 Thalern für sein Grundstück zugestanden hat. Der Aermste unter den Armen, wird er wohl schwerlich noch zu der Einsicht gelangen, daß die Idee des Reichwerdens mit einem Schlage, ohne besondere Mühe, einen der gefährlichsten Angriffe auf den Verstand der Menschen ausübt. In seiner Forderung muß er Recht gehabt haben. Für die Stelle sagte ihm das Gesetz eine geringe Summe zu, für die Quelle konnte er mehr verlangen.

Windberg bei Straubing.

Von Hans Wolfinger.

Ungefähr drei Stunden nordöstlich von Straubing erblickt der Wandersmann, über einen Bergrücken schweifend, die meisten Höhenzüge des sagenreichen baierischen Waldes, die hintersten abgetönt und ganz schwach umrissen, die vorderen von violettem Dufte überhaucht und von blaßgrünen Matten unterbrochen. Gerade vor dem Beschauer präsentirt sich auf einem abgerundeten Bergvorsprunge, von uralten Nußbäumen umschattet, das so pittoresk gelegene ehemalige Prämonstratenserkloster Windberg, nun Eigenthum des Herrn Barons Anton von Schrenk zu Hagge.

Am Fuße von Windberg liegt Hechdorf, in dessen Nähe der Fremde an Feldpfaden, Zäunen, Feldkreuzen oder unter Bäumen den sogenannten Todtenbrettern begegnet. Es ist eine im ganzen baierischen Wald übliche Sitte, der Verstorbenen auf diese Weise zu gedenken. Auf derlei Bretter pflegte man ehedem vor der Beerdigung die Todten zu legen und nachher stellte man sie bemalt, mit Jahreszahl, Namen und Sprüchen versehen an den Wegen entlang auf. Jetzt giebt man ihnen eine mehr monumentale Gestalt, viele derselben enthalten den Spruch:

Das iſt eine harte Reiſ',
Wenn man den rechten Weg nicht weiß.
Reisg' die drei heiligen Leut' (Jeſus, Maria und Joſeph),
Die zeigen Dir den Weg in d'Ewigkeit.

In Kaiſer Ludwigs des Kinds Zeiten faßte ein Mönch aus dem Sachſenlande Namens Winith den Entſchluß, eine Kirche zu erbauen. Ein Traumbild bedeutete ihm, wie uns die Sage berichtet, er ſolle den grünen Fluß (die Donau) entlang wandern, da werde er einem Manne begegnen, der gleich ihm Winith heiße. Dieſer ſei ihm zum Mitarbeiter beſtimmt. Alſogleich machte er ſich auf und erkannte in dieſem ſeinen durch die Hunnen entführten und längſt todt geglaubten Bruder. Die Grafen von Bogen, in deren Gebiet der Winithberg lag, erbauten ſich darauf hier eine Burg und ſchloſſen die neue Kirche in deren Ringmauern ein. Graf Albert I., ein gar frommer Herr, wie deſſen Gemahlin Hedwig, eine Tochter des kärnthiſchen Herzogs Poppo, Grafen von Zilli und Lambach, beſchloſſen 1125, ihre Burg in ein Kloſter der Norbertiner oder Prämonſtratenſer zu verwandeln. Einige ſetzen dieſe Stiftung erſt in's Jahr 1140. Jedoch alle Kloſterurkunden geben das Jahr 1125 an. Eine 1630 geſchriebene kleine Chronik ſagt: „Anno 1125 iſt das Kloſter Windberg erbauet worden und ſtehet jetzt 505 Jahre lang. Siebzehn Jahre darnach hat man 1142 angefangen, an der großen Hauptkirchen zu bauen und iſt Anno 1167 ausgebauet und geweihet worden."

Hier wurden viele Handſchriften abgeſchrieben. In allen Klöſtern, mit Ausnahme der Kapuziner- und Franziskanerklöſter befanden ſich vor Einführung der Buchdruckerkunſt eigene Schreibſtuben oder Skripterien, in welchen eine beſtimmte Anzahl von Brüdern unter Aufſicht des Bibliothekars dem Abſchreiben von Büchern oblag. Wenn die Brüder das Scriptorium betraten, wurde ein Gebet geſprochen und dann die Arbeit begonnen. Außer dem Abt, dem Prior und dem Bibliothekar durfte dann Niemand das Scriptorium betreten; ſtrenges Stillſchweigen war in demſelben vorgeſchrieben und mit Gebet wurde die Arbeit des Tages beſchloſſen. Dieſe ſtillen Schreibſtuben waren damals die Konſervatorien alles Wiſſens und ſind die Wiege unſerer geiſtigen Aufklärung.

Die ehemalige **Kloſterkirche** iſt ein Granitquaderbau von 3½ Schuh Dicke, mit drei Abſiden, zwei niedrigeren Nebenſchiffen und mit einem Kreuzſchiffe. Urſprünglich ſchwach gedeckt, wurde ſie um das Jahr 1440 mit einem gothiſchen Gewölbe verſehen. Von ganz beſonderem Intereſſe ſind die **beiden Portale**. Im Tympanon des Weſtportales erblicken wir die Gottesmutter mit dem Jeſuskinde, das als zweiter Adam den Apfel des Lebens trägt. Zur Seite knien die frommen Stifter, Graf Albert I. von Bogen und ſeine Gemahlin Hedwig. Auf den Wulſten, welche das Bogenfeld einfaſſen, ſind Perlen, Blumen und bärtige Köpfe angebracht, die zur Gottesmutter gewendet ſind. Die Verzierungen an den Kapitälen der Säulen und Pfeilerchen verdienen eine ganz beſondere Beachtung. Da ſchnäbeln ſich zwei zärtliche Täubchen, dort liebkoſen ſich Mann und Weib, Löw' und Löwin ſchmiegen ſich aneinander. Das andere kleine Portal an der Nordſeite zeigt dem Beſchauer im Bogenfelde einen Mann, der gegen einen heranſchreitenden Löwen das Schwert zieht. Es iſt wohl der Heiland, welcher den Kampf beſtanden und zu kämpfen lehrt gegen den Satan, der ſuchend herumgeht, wen er verſchlinge. Ja nicht zu überſehen iſt der aus Kalkſtein gemeißelte und aus dem 12. Jahrhundert ſtammende **Taufſtein**. Er iſt drei Fuß hoch und hat vier Schuh im Durchmeſſer. Auf vier Löwenköpfen ruhend, ſind die zwölf Apoſtel in Rundbogenniſchen angebracht, über denen eine Bandverzierung herumläuft. Sehr gerühmt wird auch ein in der Nähe der Sakriſtei hängendes altdeutſches Gemälde auf Goldgrund, die Muttergottes mit dem in einem Buche leſenden Jeſuskinde vorſtellend.

Außer den beſprochenen Denkmalen romaniſcher Baukunſt erfreut den Künſtler wie Al-

fenthumsfreund der Grafstein der Gattin eines Ministerialen der Grafen von Regen, die 1279 verstarb und in der nördlichen Außenseite des Frauenkirchleins eingefügt ist. Irmgard, Gemahlin Heinrichs von Allkoven, ist in Lebensgröße dargestellt und von der sorgfältigsten Ausführung. Leider ist deren Gesichtsoval etwas beschädigt, da der Stein lange Zeit unter Schutt und Gerölle außerhalb der Klostermauern lag. Auffallend sind auf dem Friedhofe noch die schlanken Weihwasserbecken alter Art, deren oberes Ende sich halbkugelförmig verstärkt.

Der Conventbrunnen, unfern des östlichen Thores, zeigt Christum und die Samariterin. Die hölzernen Paramentenkästen in der Sakristei sind einer Besichtigung werth. Sie entstammen der kunstgeübten Hand eines Klosterbruders und einer derselben trägt die Jahreszahl 1722. Unter der Sakristei befand sich vordem die Klostergruft, welche später in einen Pferdestall verwandelt wurde, nachdem man die Ueberreste der frommen Mönche am 22. Juli 1828 in den allgemeinen Gottesacker gebracht hatte. Eine Steintafel ehrt deren Andenken.

Berner Oberland.

Wie ein Feldherr von der Höhe aus sein Schlachtfeld mustert, so überblickt der Reisende vom Rigi die Gipfel und Thäler der Alpenwelt, in welche er eindringen will. Dreizehn Seen spiegeln das Bild der auf- oder untergehenden Sonne wieder, aber in unvergleichlicher Schönheit breitet sich wie ein aufgerolltes Banner, das zum Siege führt, der Vierwaldstädter See im Vordergrunde aus. An seinen Ufern vereinigt sich die erhabene Romantik der Natur mit der von Sage und Geschichte; seine grünen Fluthen, die bald in leichten Wellen kräuseln, bald gleich den Meereswogen schäumen, sind von mächtigen Bergeshäuptern umkränzt und bilden gleichsam das Vorspiel zu dem großen Drama, das in stummer Beredsamkeit sich nach und nach entschleiert. Von dem freundlich einladenden Luzern, dem die Klarissen, der Pilatus und andere nicht minder hohe Spitzen sein zauberhaftes Relief verleihen, gleich einem Juwelenschmuck in dem Reich der Nixen an umfließenden Wassern gelagert, steuert der bescheidene Dampfer in fast diagonaler Richtung an dem historischen Gelände von Schwyz und dem heiligen Boden des Grütli nach Flüelen, wo die Gotthardstraße ihren Anfang nimmt. Bald treten die Ufer so dicht zusammen, daß man die Fahrt gehemmt glaubt, aber bei der raschen Bewegung des Schiffes öffnet sich wieder der Durchgang, und man sieht bei Beckenried in das Unterland und zum Ausgang des Sees. Vorüber geht es an Penaten mit ihren bunten Kreuzen, die Tellsplatte darstellend, die in Küßnacht und Altdorf ihren Mittelpunkt hat; eben auf niedriger Höhe bleibt Zwingherg liegen; wir landen in dem Ueberschwemmungen ausgesetzten Flüelen, und flotte bereite Wagen bringen uns nach Altdorf. Hier sammeln sich die Priester des Naturcultus aus allen Nationen, ein modernes Babylon, wo die Sprachverwirrung ihren Anfang nimmt, die uns fort und fort in gesteigertem Maße begleitet; doch herrscht bis zur Paßhöhe neben dem Deutschen das Italienische vor. Die einzig erhabene Straße, deren unbesiegliche Schwierigkeiten menschlicher Scharfsinn und zähe Ausdauer gebeugt haben, windet sich auf alten und neuen Schneckenwegen immer höher; die Großartigkeit der Scenerie läßt uns kaum zur Besinnung kommen, immer wechselnde Erscheinungen, zuweilen lieblich, meist schauerlich, dringen auf das erstaunte Auge ein, bis zuletzt die schäumende, tobende Reuß und die dämonisch gestalteten Felsenhäupter die Allgewalt der Natur in das grellste Licht setzen.

Ihr ſteigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wilden Fluten von dem Berge ſtürzt,
Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die hier Lawin begraben.
Und ſeid ihr glücklich durch die Schreckensſtelle,
So kommt ihr auf die Brücke, welche ſtäubet.
Wenn ihr ſie glücklich hinter euch gelaſſen,
So reißt ein ſchwarzes Felſenthor ſich auf;
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht ihr durch,
Es führet euch in ein heiteres Thal der Freude.
So immer ſteigend kommt ihr auf die Höhen
Des Gotthards, wo die ew'gen Seen ſind,
Die von des Himmels Strömen ſelbſt ſich füllen.
Dort nehmt ihr Abſchied von der deutſchen Erde,
Und muntern Laufs führt euch ein andrer Strom
Ins Land Italien hinab.

Das Urner Loch, das „ſchwarze Felſenthor", ſchließt endlich das grauſe Bild, das Urſernthal mit ſeinen grünen Abhängen, ein „heiteres Thal der Freude", nimmt uns auf, wo wir in Andermatt eine erquickliche Raſt finden. Hier iſt nun die Wegſcheide, hinüber nach Hospental, oder ſeitwärts über Hospenthal in's Berner Oberland; ein leichter Vogel unſerer Wirthstafel entſchloß ſich noch im letzten Augenblick, die erſtere Richtung einzuſchlagen, wir aber wanderten getroſt gen Realp, auf ſchlüpfriger Straße weiterziehend, gelangten gegen Abend zu dem einzigen Gaſthofe des rauhen Oertchens am Fuße der Furka, und wer kein Unterkommen fand, flüchtete ſich zu den Kapuzinern, deren Leben und Haushaltung ſchon Goethe in ſeinen Briefen aus der Schweiz ſo trefflich ſchildert. Dieſe Schilderungen ſind noch heute leſenswerth. „Ja, ich habe die Furka, den Gotthard beſtiegen! Dieſe erhabenen unvergeßlichen Naturſcenen werden immer vor meinem Geiſte ſtehen! Ja, ich habe die ſchweizer Geſchichte geleſen, um bei der Vergleichung recht lebhaft zu fühlen, was für ein armſeliger Schlucker ich bin!" ruft er aus. Und er reiſte durch dieſe Gegenden im hohen Winter, im November 1779. Geibel zieht es auch vor, nach Süden zu wandern, wie er das ſo herrlich ſchildert:

O wie eigen wird dem Wand'rer, der, entflohn des Nordens Haft,
Nach dem heiß erſehnten Süden lenkt die frohe Pilgerſchaft,
Wenn er von des Gotthards Gipfel, der im ew'gen Eiſe ſchweigt,
Langſam durch die Morgendämm'rung gen Italien niederſteigt.

Leiſe theilen ſich die Nebel, und es wird ſo lau die Luft,
Aus der Tiefe wie ein Gruß ſchon weht empor verlorner Duft;
Noch ein Vorſprung! — Hoch, und unten, weit und blühend lacht das Thal.
Dichte Gärten, Silberſeen, übergoſſen vom Morgenſtrahl.

Aus den Hügeln quellen Roſen, um die Ulmen rankt der Wein,
Schlanke Marmorſäulen ſchimmern winkend im Cypreſſenhain;
Dort die Berge lorbeerwaldig, hier das blaukryſtallne Meer,
Und der Himmel wie ein liebend Mutterauge drüber her.

Und dazwiſchen bunt getrieben buntes Volk in Thal und Höh'n,
Braune Buben, ſtolze Frauen, wie des Landes Roſen ſchön,
Blütenduft auf allen Bergen, in den Häuſern Zitherſchall,
Luſt'ge Lieder in den Gaſſen, Klang und Jubel überall.

Doch wir brechen in der Frühe von dem baumlosen Realp auf, wo die getrocknete Alpenrose oft die Stelle des Holzes vertreten muß, und erklimmen den Rücken der Furka nicht ohne Beschwerde, von der eisgepanzerten kleinen Reuß begleitet, die von dieser Höhe herabquillt, während die große am St. Gotthard entspringt. Oben ist ein Furkahaus, welches dem Erschöpften gastliche Aufnahme bietet und neue Kräfte zum Niedersteigen nach dem Gletschhause sammeln läßt. Der Weg führt am Rhonegletscher vorüber, der wegen der Eisspalten große Vorsicht verlangt, und es rathsam macht, genau dem Führer zu folgen. Die gewaltige Wand, welche man hinunterschreitet, ist stundenweit mit Alpenrosen bedeckt, und Göthe sagt von dem Gletscher: „Er ist der ungeheurste, den wir ganz übersehen haben." Sein diamantener, scharfgeschliffener Schild spiegelt das Eis in den buntesten Farben, und hinter ihm steigt die Sonnensäule des Galenstock über 10,000 Fuß empor.

„Und unter mir in Stundentiefe
Lag Eis, gethürmt zu mächt'gen Höh'n,
Als ob da hier der Winter schliefe,
So wahrlich war es anzusehn.
Und wundersam im Sonnenscheine,
In Gelb und Blau, in Grün und Weiß,
Wie Millionen Edelsteine,
So flammt' und flimmerte das Eis" —

sagt Karl Egon Ebert bei diesem Anblicke.

Vor dem Gletschhause überschreiten wir die junge Rhone, welche am Rhonegletscher ihren Ursprung nimmt, und über deren Quelle die Alten wie die Neueren uneinig sind; ihre weißlich grauen Fluthen, deren Farbe wohl auf einen Abfluß aus dem Gletschereise hindeutet, sind hier zum ersten Male überbrückt. Als der Spätling, der auf der Furka plaudernd mit einigen holländischen Botanikern zurückgeblieben war, von der Brücke und der grünen Oase, auf welcher das bescheidene Haus steht, in Sicht kam, war es ein gar köstlicher Anblick, all' die Herren und Damen Willkommen winkend und mit ihren weißen Taschentüchern grüßen zu sehen. Wenige Tage gemeinsamen Lebens hatten ein enges Band zwischen den Reisenden geknüpft, sie waren fast eine Familie geworden. Allein die Unterbrechung blieb nicht aus, und erst oben auf dem Grimselhospiz sollte wieder eine längere Vereinigung eintreten. Nun schweigte das Auge an der erhabenen Pracht der Umgebung, wo das Schaurige und Liebliche in großen Verhältnissen wechseln. Unter den Pflanzen, welche die Alpendecke auf dieser Straße schmücken, und an welchen die Botaniker ihre besondere Freude hatten, wurde mir bekannt die zierliche blaue Enziane (Soldanella alpina), der Germer (Veratrum), der gegen Nervenleiden sich bewähren soll, und die Anemone sulphurea und alpina. Da hörte ich auch, daß die eigentliche Alpenrose, welche wie das Edelweiß in den höchsten Regionen wächst, eigentlich Rosa alpina heißt und nur mißbräuchlich Rhododendron genannt wird. Das junge Volk eines Schweizer Pensionats, welches dieselben Wege machte, war seitdem unaufhörlich bemüht, für meinen Hut die schönsten Sträußchen zu winden, von denen mancher als eine welke Erinnerung in die Reisetasche wanderte. Dem mütterlichen Boden entrückt, der Bergesluft und Alpenhöhe beraubt, welken diese zarten Kinder des Lichtes rasch dahin, und nur die Immortellen verändern sich wenig im Laufe der Zeit.

Schon war die Mehrzahl voraus, als wir wenigen Nachzügler die Maienwand hinanklimmten. Ihre Ersteigung gilt im Allgemeinen für schwierig; doch scheint sie mindestens nicht steiler als die Furka von Realp aufwärts, erst oben beginnt die Schwierigkeit. Das Profil des Berner Oberlandes ist so recht angethan, die Geduld des Reisenden auf die Probe zu stellen, denn es ist ein ewiges Hinauf und Hinunter, an jedem folgenden Tage muß man eben so viel wieder hoch steigen, als man Tages vorher tief gekommen ist. Aber eben hierin liegt der Reiz und der Wechsel, Baum, „Wiesen" und Schneeregion bieten die interessantesten

Tannhäuser. Auf dieser Wanderung zum Hospiz hört man schon die Murmelthiere pfeifen, und kühne Lämmergeier stellen ihnen nach, oft nicht ohne Gefahr, ich hätte manches Abenteuer davon zu erzählen. Die Maienwand oder Maienwang erinnert an die lieblichste Zeit des Jahres, aber oben auf der Paßhöhe der Grimsel ist man wie mit einem Zauberschlage in eine andere Welt versetzt, man befindet sich in dem Sibirien der Schweiz: so weit das Auge blickt, nichts als blendende knisternde Schneedecke; wer hier sich verirrt oder einsam wandert, der ist verloren. Um das Bild der Polarregion zu vollenden, sank ein dichter Nebel herab, verhüllte und trennte die einzelnen Glieder der Gesellschaft, der Mauvemont verschwand sich auf dieser Höhe zu dem Klang einer Kinderstimme, und unsere Lage schien keine ganz gefahrlose. An der Nebeldecke malten sich die Umrisse von Menschen und Maulthieren wie eine Fata Morgana, dem Pinsel des kühnsten Malers hat sich hier ein Stoff, den in seiner ganzen Wahrheit wiederzugeben auch der Meister verzagen muß. Vom Wallis herauf kamen neue Karavanen, die Saumpferde erschienen in gigantischen Umrissen, ihre Schellen tönten gedämpft herüber, aber die feuchte Decke, wie sie unpäßlich sich herabgesenkt, stieg eben so unerwartet wieder in die Höhe und ließ uns Menschen und Gegend erkennen.

Reptingen im Hasli-Thal.

Unter uns lag das gastliche Hospiz, und es war die Frage, wie es am schnellsten erreichen? da die Reisenden ziemlich durchfröstet waren.

Ein geübter Alpenjäger schlug vor, das letzte, etwa drei Viertelstunden weite Schneefeld hinabzurutschen; jubelnd wurde der Vorschlag von uns Fußgängern angenommen. Er setzte seinen Alpenstock ein, grub eine leichte Rinne in den vergletscherndn Schnee, wir Andern nach, und nun ging es im raschen Zuge, oder vielmehr Fluge, dem die Eisenbahn an Schnelle weicht, den Abhang hinunter, die Ersten die Nachfolgenden unten hemmend, um Boden unter den Füßen zu gewinnen. Die Hunde im Hospiz, von der berühmten Race des großen St. Bernhard, hatten schon längst angeschlagen und die Ankunft der Gäste gemeldet. Unter eisigem Nebel, der sich wieder eingefunden und etwa in der Höhe des Hauses stehen blieb, hielten wir unsern Einzug in das neue Hospiz, und jede Zelle war bald doppelt mit Ankömmlingen besetzt. Die Geschichte von dem alten Hospiz und der Brandstiftung Zybach's ist eine gar traurige und zeigt, wie weit verkehrter Ehrgeiz den Menschen treiben kann. Er war ein wohlhabender Mann in dem alten Hause geworden, seine Kinder waren gut versorgt, aber es läßt ihm nicht Ruhe noch Rast, er will ein Hotel haben das dem stets wachsenden Zuge der Reisenden auch in seinem Aeußeren entspreche, und dieser Gedanke treibt ihn zur Brandlegung und bringt ihn, so schlau er auch angelegt ist, in's Zuchthaus.

Ehe wir in's Haslithal hinabsteigen, liegt vor uns das Siedelhorn mit seiner interessanten Aussicht und die weite Gletscherwelt, welche der wissenschaftlichen Forschung mehrfach ein so reiches Feld geboten hat.

B—h.

Verlag Bruno Hessling
Berlin

Friedrich von Stein

Der Miniſter Freiherr vom Stein.

Von A. Freiherrn von Gold.

In Zeiten großer Noth ſtehen große Männer auf, die mit Prophetenblick und Donnerſtimme die Schäden der Zeit deuten, mit Stahl- und Feuerkuren ſie heilen. Stein war ein ſolcher Mann, Sävern nennt ihn des Guten Grundſtein, des Böſen Eckſtein, der Beſten Edelſtein. Bei einem Solchen erſcheint Alles bedeutend, ſeine Vorfahren, ſeine Kindheit, ſeine Umgebungen. Er entſtammt dem alten freiherrlichen Geſchlechte der vom und zum Stein, das ſeit länger als ſechshundert Jahren Burg und Hof und einen guten Ruf von Vater auf Sohn vererbt hat; das Geſchlecht erſtarb, nachdem es in unſerem Stein die reichſte Blüthenkrone, die vollſte Wucht von Frucht getragen, gleichſam erſchöpft von ſolcher Ernte. — In der Reformationszeit bekannten ſich ſeine Vorfahren zur gereinigten Lehre; verfolgt von Haß und Verläumdung, mußte der Freiherr Ludwig vom Stein landesflüchtig werden; in der letzten Minute brach er die Thürklinke ſeines Hauſes los, einen metallenen Eiſelskopf, ließ ſich Zeugniß ausſtellen, daß er dadurch ſymboliſcher Beſitzer des Eigenthums geblieben, und legte die Klinke im Kloſter zu Montabeau nieder. Als ſpäter das Kriegsglück wechſelte, kehrte Ludwig aus der Verbannung heim, holte die Klinke ab, nahm wieder Beſitz von ſeinem Hauſe und gab dem Kloſter alljährlich eine Malter Korn für die Aufbewahrung des Eiſelskopfes; ſeine Nachkommen aber haben Jahrhunderte lang dieſen Zoll der Dankbarkeit fort und fort entrichtet, auch dann noch, als die Güter durch großen Haushalt und ſorgloſe Haushaltung in Verfall geriethen. In ſolchem Verfall übernahm ſie in der Mitte vorigen Jahrhunderts der kurmainziſche Geheime Rath Karl Philipp vom Stein, der Vater unſeres Miniſters, ein ſtrengrechtlicher Mann und leidenſchaftlicher Jäger, der von ſich und Anderen forderte, Pflichterfüllung höher zu ſtellen, als Alles und Jedes. Sein Jäger hatte einſt die tägliche Meldung über den Stand der Forſten unterlaſſen, weil vornehmer Beſuch beim Herrn war; da ſagte dieſer zürnend: „Und wenn der Teufel und ſeine Großmutter bei mir iſt, ſollſt Du berichten!“ Ueber vierzig Jahre lebte er am Hofe, ohne höflich und höfiſch zu werden, miſchte ſich nie in Ränke, forderte nie eine Gunſt, nur ſtrenges Recht, das er ſelbſt übte. Sein Sohn ſetzte ihm die Grabſchrift:

Sein Nein war Nein gewichtig,
Sein Ja war Ja vollwichtig.
Seines Ja war er gedächtig,
Sein Grund, ſein Mund einträchtig,
Sein Wort, das war ſein Siegel.

Stein's Mutter war eine geborene Löw, Löwin an Muth und Kraft, Schwan an Reinheit, die ächte Mutter des ächten Sohnes. Vier Söhne und zwei Töchter überlebten die Eltern; der älteſte, preußiſcher Landjägermeiſter und Geſandter in Mainz, dem Sinnengenuß ergeben, aber innigen Gemüths und kriegeriſchen Geiſtes, hat manche Nacht am Bett des todtkranken Johannes Müller durchwacht. Der zweite Sohn, deutſcher Ritter, war Führer eines öſterreichiſchen Grenadier-Bataillons; im bairiſchen Erbfolgekrieg wollte er Neuſtadt ſtürmen, Feldmarſchall Wallis ſagte: „Sie haben einen ſehr heißen Kopf!“ und unterſagte den Sturm. Im Türkenkriege widerſtand er mit einer Handvoll Leute einer Sturmfluth

von zehntausend Mann von elf Uhr Morgens bis drei Uhr Mittags, warf sich dann in eine Höhle und hielt da einen Monat lang Stand gegen die wüthenden Angriffe des Feindes, der so beispiellose Tapferkeit ehrte und freien Abzug bot; er wurde erst angenommen, als Brod und Pulver zu Ende war. Der commandirende General machte Stein einen Vorwurf aus der Uebergabe, da forderte Stein ein Kriegsgericht; das sprach ihn frei. Der Kaiser bot ihm das Theresienkreuz; er erklärte: „Das deutsche Kreuz duldet kein zweites!" Zwanzigtausend Gulden, die ihm der Kaiser sandte, schickte er zurück mit den Worten: „Ich dien' um Ehr' und nicht um Geld; soll ich Lohn haben, so gebt mir den Sturm auf Belgrad!" Der Wunsch wurde ihm erfüllt; er nahm die Festung. Ein anderer Wunsch blieb unerfüllt; er wäre gern auf dem Bett der Ehre gestorben, starb aber am Fieber 1790. Ein dritter Bruder, zum Stammhalter des Geschlechts bestimmt, gerieth auf Abwege, wurde von der Familie aufgegeben und nach Amerika, damals schon eine Kloake für Familienunrath, expedirt, kehrte wieder, gerieth in großes Elend, gab seinen Familiennamen auf und lebte zuletzt still und versöhnt mit Gott und Menschen von einem Jahrgehalte des Ministers. Zwei Schwestern wurden mit Gesandten vermählt. Die älteste war nicht glücklich in der Ehe, aber im innigsten Verkehr mit ihrem Bruder; die zweite starb schon 1793. Die dritte starb im hohen Alter als Aebtissin; sie blieb im steten nahen Verkehr mit ihrem Bruder, besaß sein Vermittlungstalent, das sich zu Gunsten der Familie bewährte, als die Mutter starb, und zum Vortheil des Klosters, dem sie lange Jahre vorstand. In der Umgebung solcher Menschen und einer wilden kräftigen Natur trat Stein am 26. October 1757 in's Leben. Er gedieh kräftig; hart gewöhnt, täglich in freier Luft, oft von Sturm und Regen gepeitscht, erstarkten Leib und Geist des Knaben; gesunde Frömmigkeit, tiefes Gefühl für die Ehre des Landes und die der Familie, wurden durch Beispiel und Lehre in ihm geweckt und genährt. Noch im späten Alter gedachte er mit froher Verehrung seiner Mutter und bekannte, daß er sein Bestes ihr danke, wie denn wohl kaum je ein Mann Großes geleistet, der nicht Aehnliches bekannt. Aus den Geschichten, welche die Mutter dem Knaben erzählt, erwächst die Geschichte, die einst den Mann ergreift. Wir wissen wenig aus seiner Kindheit, er sprach immer nur wenig, am wenigsten von sich. Einen Zug erzählte er mit Selbstironie: Die Geschwister führten Shakespeare's „Sommernachtstraum" auf; er mochte keine andere Rolle übernehmen als die der Mauer, und Mauerbrecher ist er geblieben Zeitlebens.

Im Jahre 1773 bezog er sechszehn Jahre alt die Universität Göttingen, Rechtswissenschaft zu studiren nach dem Wunsche der Eltern, obgleich die eigene Neigung ihn mehr zur Geschichte zog. Ein Studiengenoß sagte damals von ihm: Es war in allen seinen Empfindungen etwas Leidenschaftliches; aber welche Leidenschaft! dem lebendigen und unbeugsamen Gefühl für alles Große und Schöne unterordnete sich in ihm sogar der Ehrgeiz. — Im letzten Semester hatte er mit besonderem Eifer Staats- und bürgerliches Recht getrieben und sich zu einer langen Reise vorbereitet, auf der er zur weiteren Ausbildung die Reichsgerichte und die bedeutendsten deutschen Höfe besuchen wollte. In Wetzlar widmete er dem dortigen Reichs-Kammergericht eine längere Zeit; von dort aus schrieb er im neunzehnten Lebensjahre an einen Freund über Zustände und Personen so klar und besonnen, daß es einem Fünfzigjährigen Ehre gemacht haben würde. Er zeigte damals schon den eigen tiefen Blick, der ihn nur selten und nur da verließ, wo seine gewaltige Leidenschaftlichkeit — bei ihm war Alles gewaltig und dadurch auch Manches gewaltsam — ihn fortriß. Jene Besonnenheit bestimmte die Familie zu einem Schritt, der Zeugniß davon ablegt, wie richtig sie den Jüngling beurtheilte. Nach den Familiengesetzen wäre das Stein'sche Vermögen dem ältesten Bruder, dem Oberjägermeister zugefallen; sein Hang zur Verschwendung erregte die Besorgniß, daß die kaum halb geordneten Verhältnisse bald wieder zerrüttet werden würden und veranlaßte einen Familienvertrag, durch welchen die vier Söhne auf die Erbschaft

zu Gunsten desjenigen Bruders verzichteten, den die Eltern zum Heimathen und zur Fortsetzung des Stammes bestimmen würden. Die Wahl fiel auf Carl. Er unterwarf sich dem Willen der Eltern gegen seine Neigung, denn er mochte nur ungern sich verheirathet denken; sein älterer Bruder aber warf dieser Begünstigung wegen einen Groll auf den erwählten Stammhalter, der gefahrdrohend wurde und dessen Ausbrüche nur durch die Entschlossenheit des Bedrohten verhütet wurden, dem die übernommenen Rechte zugleich heilige Pflichten waren und der dem wilden Ungestüm des Gekränkten furchtlos entgegentrat. Wer keine Furcht kennt, erzeugt Furcht. Stein übernahm mit der Erbschaft eine schwere Last, die Besitzungen waren durch verschwenderische Ausgaben des ältesten Bruders, durch die kostspielige Erziehung der sieben Kinder, durch Ankauf der Güter einer anderen Linie des Hauses bedeutend in Schulden gerathen; die Abtragung derselben in Gang zu bringen, war Stein's ernste Sorge und er ruhte nicht, bis er dies Ziel erreicht. Kein tüchtiger Charakter duldet Schulden, frei davon zu bleiben und, wo mit oder ohne Schuld sie entstanden sind, frei davon zu werden, danach wird ein edler Sinn immer streben; nur vom Gesetz, nicht von Menschen will er abhängig sein, der Verschuldete ist es von seinen Gläubigern; diese Abhängigkeit, die drückendste, die es giebt, abzuschütteln, wäre es auch durch schwere Entbehrungen, das muß jedem Ehrenmanne Ehrenpflicht sein; Stein strebte unablässig nach diesem Ziele, bis er es erreicht hatte, dagegen verschmähte er die Abhängigkeit nicht, in welche Amt und Beruf bringt. Er hatte die Aussicht, in Besitz schöner Güter, im ruhigen Genuß des Landlebens, ein freies, angenehm thätiges Leben zu führen; aber sein Wirken bedurfte eines weiteren Kreises, er gehörte nicht sich, er gehörte dem Vaterlande an. Die kurze Thätigkeit der Rechtspflege hatte ihm keine Neigung für dieselben geben können, er bestimmte sich für die Verwaltung; das Ländchen, dem er angehörte, genügte ihm nicht, er hielt die Zerklüftung Deutschlands für einen Uebelstand, der den geistigen und materiellen Fortschritt lähmte, sah mit Bewunderung zu dem großen Könige hinauf, der damals die Geschicke Europa's wog und darüber waltete, und nahm dankbar das Anerbieten des mit dem Stein'schen Hause befreundeten preußischen Ministers von Heinitz*) an, der ihm Thätigkeit im Berg- und Hüttenwesen anbot, das unter seiner weisen, kräftigen Leitung eben damals sich aus langer Erstarrung zu neuem Leben empor hob. Am 2. Februar 1780 trat Stein als Referendar in das Heinitz'sche Departement; der Minister selbst entwarf den Plan für seine Thätigkeit, leitete und benutzte sie für Steins Ausbildung und für den Königlichen Dienst in so väterlicher Weise, daß der Schüler sich seiner Zeitlebens dankbar erinnerte. Stein warf sich mit der ganzen Kraft seines mächtigen Geistes und eisernen Körpers in das ihm ganz neue Fach. Schon im zweiten Jahre seiner Wirksamkeit schlug der Minister ihn dem Könige zum Ober-Bergrath vor. Der König erwiderte: „Ober-Bergrath ist doch ein Bischen viel, was hat der Stein denn gethan, um das zu verdienen?" Heinitz berichtete, Stein habe sich durch akademischen Fleiß und durch vielfache Reisen gute Kenntnisse erworben und viele wichtige Sachen mit solchem Erfolge bearbeitet, daß der Minister sich verpflichtet glaube, ihn für den Königlichen Dienst zu erhalten. Da stellte der König ihn an. Zur weiteren Ausbildung machte Stein nun eine fünfvierteljährliche Reise durch deutsche Bergwerke und sandte die Resultate seiner Beobachtungen dem Könige ein. Während seiner Reise schickte ihm seine Schwester einen Heirathsplan zu; es lag nicht in seinem Charakter, sich verheirathen zu lassen, am wenigsten an ein Mädchen, dessen beste Empfehlung sein sollte, daß sie reich

*) Das Ober-Bergamt hat diesen Minister in der Nähe Berlin's in den Rüdersdorfer Kalkbergen ein schönes Denkmal erbaut; einen gewölbten großartigen Canal, der durch die Felsen führt, und am Eingange mit den colossalen Brustbildern Friedrich Wilhelm's II. und Friedrich Wilhelm's III. geschmückt ist. Der Canal führt den Namen Heinitz-Canal und ist eins der schönsten Denkmäler des deutschen Bergbaues.

war. Er erwiderte scherzhaft ablehnend und sagte unter Anderem: „Du weißt, daß es eine bedenkliche Situation ist, aufzutreten als einer, der ein Herz erobern will, insbesondere, wenn das Herz 18,000 Gulden Einkünfte hat, und übrigens ist die Sache so weit aussehend, daß ich es überflüssig finde, anders, als wie jahend zu antworten, und mit aller Lebhaftigkeit in die Idee zu entriren, welche die Ueberzeugung ihrer Unmöglichkeit nur verursachen kann. Ich werde es mit diesem Projecte machen, wie ich es so eben mit dem Buche des Herrn von Archenholz machte, auf das ich drei Louisd'or subscribirte, weil ich überzeugt bin, daß es nie herauskommen wird."

Der König hatte bald die Würdigkeit des neuen Ober-Bergraths erkannt, übertrug ihm die Leitung der westphälischen Bergämter und bestimmte sein Gehalt auf 1200 Thaler. Die höhere Wirksamkeit machte ihm Freude; als er aber das erste Mal Gehalt ausgezahlt erhielt, war ihm das so verletzend, daß ihm Thränen in die Augen traten und er das Geld auf die Erde warf. Diese Leidenschaftlichkeit trug er auch in seinen amtlichen Wirkungskreis hinein; sie erzeugte Mißvergnügen und selbst Beschwerden bei den höheren Behörden. Er bekannte später, daß er das ohne Pflichtverletzung durch mildere Formen hätte vermeiden können. Harte Behandlung der Untergebenen lag nicht in seinem Charakter; wo er verletzt hatte, hielt er es für Pflicht, durch Freundlichkeit zu versöhnen. Eines Tages reichte ihm ein Kanzleidiener einen langen, sauber geschriebenen Bericht zur Unterschrift hin, wollte, nachdem Stein seinen Namen geschrieben, Sand darüber streuen, vergriff sich und goß das Tintenfaß darüber aus. Da sprang Stein heftig auf, riß dem Erschrockenen den nassen Bogen aus der Hand, rieb ihm die Tinte in's Gesicht und wies ihm die Thür. Als einige Zeit darauf der Diener rein gewaschen wieder in's Zimmer trat, um seinen Dienst fortzusetzen, stand Stein auf und reichte ihm freundlich einen neuen Bogen zum Bestreuen. Auf dem Bogen lag ein doppelter Friedrichsd'or, Stein zeigte mit dem Finger darauf und sagte mit leiser Stimme: „Zu Seife!" Der Aufenthalt in Westphalen ward für Stein eine Quelle reicher Thätigkeit und nützlicher Erfahrungen, dennoch fühlte er eine Leere, die ihn fast überwältigte; es fehlte ihm an Geistesgenossen, an anregendem Austausch der Gedanken. „Ich habe nichts als Untergebene um mich," klagte er, „Menschen mit gezwungenem Lächeln und geschmeidigem Knie, nicht einen Einzigen, an dem ich auch nur das Geringste hätte." Dies Gefühl erzeugte Verstimmung, doch kämpfte er dagegen. „Geduld gegen meinen Vater," schrieb er der Schwester, „muß ich Dir predigen, obgleich ich selbst wenig habe, und täglich heftiger und reizbarer werde." Er hatte in seiner Stellung Riesenarbeit zu überwältigen, doch kam nie eine Klage über seine Lippen; einmal nur, nachdem er zufrieden sich über die Angelegenheiten seines Berufes ausgesprochen, sagte er: „Eins beschäftigt mich zuweilen: die Zukunft. Mein Amt erfordert Jugend, viel Gesundheit und paßt sich nicht für einen Mann von gewissem Alter, indessen suche ich meine Pflicht zu erfüllen und lege das Uebrige in die Hände der Vorsehung."

Schon drei Monat später bekam er einen Wirkungskreis, der recht wohl für einen Mann von gewissem Alter paßte. Kaiser Joseph hatte Catharina der Zweiten den Osten Preis gegeben und sie ihm dafür freie Hand in Deutschland zugesagt. Er war überzeugt, bei seinen Vergrößerungsplänen keinen Widerstand zu finden. Der König von Frankreich, mit seiner Schwester vermählt, störte ihn nicht, Friedrich der Große war alt und wie es schien, ausschließlich mit der innern Verwaltung seines Landes beschäftigt; aber der Löwe ruhte nur, er schlief nicht; er berief seine Cabinetsminister, erklärte ihnen, daß er beabsichtige, die Mittelstaaten zu einem deutschen Bunde gegen Oesterreichs Gelüste zu vereinen und schloß mit den Worten: „Wenn wir mit verschränkten Armen dastehen, sind wir verloren. Feuer, Feuer, und nicht mit Gleichgültigkeit zugesehen!" Der große König wandte sich zuerst mit seinen Plänen an den Kurfürsten von Sachsen und an den von Hannover, zugleich König

von England; beide gingen bereitwillig darauf ein. Auch der erste geistliche Kurfürst, Erzbischof von Mainz, zeigte Neigung zum Anschluß. Die Verbindung mit ihm und den benachbarten Höfen sollte durch den Gesandten im fränkischen Kreise eingeleitet werden; der starb unvermuthet. Die Minister waren in Verlegenheit um die Wahl des Nachfolgers: da empfahl ihnen Heinitz den 27jährigen Stein als den geeignetsten; sie schlugen ihn dem König vor, der genehmigte, schrieb aber unter die Genehmigung: „Schwimme aber traue nicht, man muß versuchen, ohne viel zu erwarten." Stein, als Heinitz ihm im Vertrauen mittheilte, was man mit ihm beabsichtige, erwiderte, er sei der Aufgabe nicht gewachsen, sei ganz fremd auf diplomatischem Gebiete und müsse deshalb den Auftrag ablehnen. Da Heinitz ihm aber schrieb, man glaube, daß er nur aus Furcht vor dem kaiserlichen Hofe ablehne, sagte er augenblicklich zu, reiste sogleich nach Bonn, knüpfte alte Verbindungen an und war eben im Begriff, nach Mainz abzugehen, als ihm in Folge seines ersten Ablehnens die Zurücknahme des Auftrages übersandt wurde. Jetzt erklärte er, daß das Durchführen desselben ihm Ehrensache sei und er deshalb bitten müsse, es ihm zu überlassen. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Er befand sich nun auf einem ihm ganz fremden Gebiete, umgeben von Gemeinheit und Aufgeblasenheit, von Liederlichkeit und Bestechlichkeit. Unbeirrt ging er seinen Weg und kam dem Ziele immer näher; erbittert darüber, zeigte ihm der österreichische Gesandte bei jeder Begegnung beleidigenden Uebermuth; Stein wich ihm aus, und war das nicht thunlich, so that er, als bemerke er weder den Gesandten noch seine Beleidigungen; dem muthmaßlichen Nachfolger des Kurfürsten, Herrn von Dahlberg, den er für den würdigsten hielt, sicherte er seine Mitwirkung bei der Wahl zu; Dahlberg versicherte ihm seine ewige Hingebung. Wie wenig würdig die anderen Bewerber sein mochten, geht daraus hervor, daß Stein den würdigsten für zweideutig hielt. Trotz dieser Zweideutigkeit, trotz des österreichischen Gesandten Gemeinheit und des französischen Gesandten Feinheit siegte die gute Sache, Stein's Geradheit und des Kurfürsten gesunder Sinn. Stein schloß den beabsichtigten Vertrag zur großen Zufriedenheit Friedrich's ab. Gern hätte ihn der König weiter in der Diplomatie beschäftigt, aber Stein fühlte sich nicht heimisch darin und zog es vor, in seinen früheren Wirkungskreis zurückzukehren.

Im nächsten Jahre starb der große König; sein Neffe, mit freudigen Erwartungen empfangen, befriedigte sie nicht. Stein war gerecht genug, seine guten Eigenschaften anzuerkennen, seinen richtigen Verstand, seinen wohlwollenden Charakter — und diejenigen anzuklagen, die vor ihm krochen und seine besten politischen Pläne vereitelten.

Auf Stein's Verhältniß hatte der Thronwechsel keinen Einfluß, dagegen ward sein Bruder, der Oberjägermeister, Gesandter am Mainzer Hofe; er selbst benutzte die Muße, die ihm einige durchgeführten Pläne und Bauten gewährten, zu einer längeren Reise nach England, um dort das Maschinenfach zu studiren und das für deutsche Verhältnisse Anwendbare in seinem Departement nutzbar zu machen. Als er heimkehrte, bot ihm die Regierung den Gesandtschaftsposten im Haag, und da er ihn ablehnte, den in Petersburg an; er bat, ihn in seinem Wirkungskreise zu lassen, das geschah, doch wurde der Wirkungskreis bedeutend erweitert, indem Stein zum ersten Kammerdirektor der Kriegs- und Domainenkammer*) zu Cleve und Hamm ernannt und mit Leitung des Fabrikwesens, mit dem Wasserbau am Rhein und an der Ruhr und mit dem Wegebau der ganzen Provinz beauftragt wurde. Mit dem gewohnten Eifer ging er an's ungewohnte Werk; ein bleibendes Denkmal seiner Amtsführung ist die Schiffbarmachung der Ruhr. Als Vorbereitung dazu hatte er besondere Studien und vielfache Reisen bis in's südliche Frankreich hinein gemacht; die segensreichen

*) Kriegs- und Domainenkammern hatten damals die Bedeutung und den Geschäftskreis der jetzigen Regierungen, während man mit Regierung das höchste Gericht der Provinz bezeichnete.

Stiftungen der Ausführung übertrafen alle Erwartungen; sie reichen bis in die Hauptstadt der Monarchie. Millionen Centner Kohlen werden auf der Ruhr verschifft, auf den Eisenbahnen weiter befördert und tausende von Dampfmaschinen durch sie in Bewegung gesetzt; ein gut Theil davon auch in Berlin. (Einige Jahre später wurde die erste Chaussee in den östlichen Provinzen zwischen Berlin und Potsdam gebaut.) Er hatte bei dieser Aufgabe große Schwierigkeiten zu überwinden, nicht allein das Terrain bot dergleichen, es fehlte an Baubeamten, welche mit diesem ganz neuen Zweige der Technik Bescheid wußten; er ließ einige auf seine Kosten reisen; es fehlte häufig an Geld, er gab es her aus seinem eigenen Vermögen, so daß er oft um mehr als 10,000 Thaler im Vorschuß war. Zu solchen Zwecken fehlte es ihm nie am Gelde, denn seine eigenen Bedürfnisse beschränkte er auf's Aeußerste.

Mitten in diese friedlichen Schöpfungen hinein brach die französische Revolution mit ihren noch heute fortdauernden Folgen; sie erklärte: Krieg den Thronen, Friede den Hütten; stürzte jene, plünderte diese, schmiedete, nachdem sie unzählige kleine Ketten gebrochen, eine einzige große, mit der Frankreichs Zwingherr sein Land und das Festland preßte und würgte, bis zum Winter von 1811, in welchem die französische Armee und das Continentalsystem erfror.

Stein war in den Kämpfen und Krämpfen dieser Zeit nicht unthätiger Zuschauer gewesen; die europäischen Kriege, welche die Revolution mit geringen Unterbrechungen beinahe ein Vierteljahrhundert lang hervorrief, begannen mit Friedrich Wilhelm des Zweiten Zuge gegen Paris. Stein war während derselben auf seinem Posten in Cleve, sein Bruder Gesandter in Mainz. Nach dem Rückzuge der Preußen aus der Champagne versuchten die Franzosen einen Handstreich gegen jene Stadt. Vergebens hatte der Gesandte an seinen Hof geschrieben, hatte ihm die Hülflosigkeit derselben, den Verfall ihrer Wälle, die Unbrauchbarkeit ihrer Kanonen, die Unzuverlässigkeit, selbst Treulosigkeit ihrer Besatzung vorgestellt, hatte gebeten, ihm einen Commandanten und Artillerie zu schicken. Man hielt die Gefahr nicht für dringend, wollte den Rechten des Kurfürsten nicht vorgreifen. Speier wurde überwältigt, die Franzosen hausten in nächster Nähe. Da bat der Kurfürst, da beschwor der Gesandte den Landgrafen von Darmstadt, seine Truppen in die Stadt zu werfen, die sonst unrettbar verloren sei. Der Landgraf erwiderte, die Franzosen hätten seine Besitzungen im Elsaß gut behandelt und zog mit 4000 Mann bei der bedrohten Stadt vorüber nach Wiesen in Sicherheit. Custine, bekannt mit der Wehrlosigkeit der Stadt, bedrohte sie mit Sturm; erschreckt öffnete sie ihm die Thore. Vergebens hatte der Gesandte Alles aufgeboten, sie zu retten; er hatte Bürger und die Leibwache des Kurfürsten an die Kanonen gestellt, hatte zwei Batterien gebildet, die er selbst befehligte. Seine Mannschaft verließ ihn. Die Franzosen rückten ein, er ließ Hab' und Gut im Stich und zog bettelarm zum entgegengesetzten Thore hinaus, wandte sich nach Koblenz, schiffte dort das große Hospital ein und was er von Magazin-Vorräthen fortbringen konnte, sandte sie nach Wesel und suchte seinen Bruder, den Kammer-Direktor, auf. Beide berathschlagten, was zu thun sei, um der allgemeinen kopflosen Bestürzung zu wehren und die Franzosen, die ungehindert Alles zu überschwemmen drohten, zurückzuwerfen. Der Gesandte war ganz ohne Geld, sein Bruder gab 4000 Gulden her; Werbe-Offiziere und Kundschafter wurden in Bewegung gesetzt, Couriere flogen nach allen Seiten, an den König von Preußen um rasches Vordringen — nach London, um den Marsch der Hannoveraner zu bewirken, nach Wesel, um es gegen einen Handstreich zu schützen. Der Kammer-Direktor sprach den beiden Landgrafen von Hessen Muth ein, daß sie ihre Truppen gegen den Rhein marschiren ließen. Frankfurt, von den Franzosen bereits besetzt, wurde ihnen mit Hülfe von Handwerksburschen wieder entrissen, die fielen über die Feinde her, zertrümmerten ihre Kanonen und öffneten den Preußen das Eichenthor.

mer Thor. Dennoch ſtreiften einzelne feindliche Corps bis Weſel und drohten Belagerung. Stein war mit der Verſorgung der Magazine beauftragt und dadurch an die Spitze des Trains geſtellt; er hörte, daß die Inſel Bieberich dem Feinde wehrlos Preis gegeben ſei; da gerieth er in den heftigſten Zorn, bewaffnete die Trainknechte, ſtellte ſich an ihre Spitze, verjagte die Franzoſen und rettete dadurch die Feſtung. Mitten in dieſem wildbewegten Leben fand Stein Muße und Sammlung, Briefe voll Innigkeit und Zartheit auszutauſchen mit Freunden und Freundinnen, namentlich mit Frau von Berg in Berlin, die zu den herrlichſten ihres Geſchlechts gehörte. Stein's Natur war durch und durch männlich, trotzdem, oder eben vielleicht deshalb fühlte er ſich angezogen durch echte Weiblichkeit und lebte ſtets im nahen geiſtigen Verkehr mit edlen Frauen. Er war ein entſchiedener Feind aller Gemeinheit; ſeine Seele, ſeine Neigungen waren cryſtallrein; gleiche Reinheit fand er ſelten bei Männern, öfter bei Frauen. Lob war ihm zuwider, aber durch ſtille Anerkennung und Würdigung fühlte er ſich gehoben, ſie war ihm Bedürfniß; nun aber würdigen Frauen Manneswerth oft beſſer als die Männer ſelbſt, daher kommt es, daß die meiſten Frauen, die auf Thronen ſaßen, Gutes und Großes vollbrachten; nicht durch eigene That, aber durch die rechte Wahl der Werkzeuge, denen ſie, mit ihrem Blick für Mannswerth, die Leitung des Staates oder Heeres übertrugen.

Stein blieb bis zu ſeinem 35. Jahre unvermählt, da verlobte er ſich mit einer Gräfin Wallmoden, die er drei Jahre beobachtet hatte und um deren Hand er anhielt, weil er, wie er gegen einen Freund ſich ausdrückte, Reinigkeit des Charakters und Richtigkeit des Verſtandes bei ihr fand, dieſe aber die Quellen aller häuslichen Tugenden ſeien. Die Ehe wurde eine durchaus glückliche, ſie war es nicht von Anfang an. Stein war ein Feuerſtein, der Funken ſchlug und — Wunden; ſeine Gattin zuckte bei jenen, blutete bei dieſen, aber nur innerlich, äußerlich blieb ſie ſtill und unbewegt. Der Gatte nahm die Stille für Kälte, die Unbewegtheit für Unbeweglichkeit; er glaubte ſich unverſtanden; es kam ſo weit, daß er Monate lang ſich ihrer Nähe entzog, daß er zu einer Vertrauten, Thränen im Auge, ſprach: Glauben Sie denn nicht, daß das Herz des Mannes zermalmt ſein kann, wenn ihm das fehlt, was der eigentliche Balſam ſeines Lebens ſein ſoll. — Erſt mit der Zeit erkannte er mehr und mehr, endlich ganz, welchen Schatz ihm Gott in der Gattin gegeben, und nach ſechsundzwanzig Jahren konnte er von ihr ſagen: „Seelenadel, Demuth, Reinheit, hohes Gefühl für Wahrheit und Recht, Treue als Mutter und Gattin, Klarheit des Geiſtes, Richtigkeit des Urtheils" — ſie ſprachen ſich durch ihr ganzes vielgeprüftes Leben aus und verbreiteten Segen auf alle ihre Verhältniſſe und Umgebungen. Nicht die inneren Stürme der Ehe, nicht ihre Sonnenblicke, nicht die friedlichen Freuden des häuslichen Heerdes, für die Stein mehr Sinn hatte, als man ihm zutraute, entzogen ſeine Manneskraft, ſein Glutherz dem Vaterland; Vaterlandsliebe und Franzoſenhaß, bei den Meiſten erſt zwanzig Jahre ſpäter identiſch, erfüllten ihn damals, wie ſein ganzes reiches Leben hindurch. Befragt um ſeine Anſicht von der Zukunft, ſchrieb er an Frau von Berg: „Ich erwarte mir einen Krieg von mehreren Jahren, aber ſeine Einflüſſe ſind vortheilhaft; ſie ſtellen Energie und Muth wieder her, ſie geben einen neuen Reiz zur Thätigkeit, ſie werden die Abneigung gegen die ſcheußliche Nation der Franzoſen vermehren." Dabei war er nicht blind gegen die Fehler und Laſter der eigenen Nation. Aus dem Lager von Mainz ſchrieb er: „Das unthätige, planloſe, alle Thätigkeit erſchlaffende Klagen der Meiſten war mir unerträglich, nur beim Prinz Louis fand ich noch eine mit Bildern großer Thätigkeit angefüllte Einbildungskraft, ein lebendiges und ſich lebhaft äußerndes Gefühl vom Großen; alle Uebrigen, insbeſondere der Herzog von Weimar, ſchleppten ihre centnerſchwere Langeweile herum und predigten entweder eine alles ertödtende, niederdrückende Philoſophie, oder ergoſſen ſich in bittere Klagen." Mit ähnlicher Schärfe des Blickes und der Galle ſpricht er oft über Men-

schen und Zustände, und als ob er sich wahren wollte, diese Schärfe zu mildern, sagt er: „Thätig und duldsam bleiben, selbst dann, wenn jugendliche Lebendigkeit und Gutmüthigkeit sich vermindert hat, aber unter dem Drucke des Leidens und der Einförmigkeit des Hin- und Hertreibens erloschen ist, dieses ist wohl das beste und vollkommenste Resultat alles Strebens nach Entwickelung und Ausbildung und zugleich das seltenste."

Einförmig war sein Leben in der nächsten Zeit nicht, aber wohl geschah Manches, das seine Duldsamkeit auf harte Proben stellte. Die auswärtigen Angelegenheiten lagen in unreiner Hand. Als Friedrich Wilhelm II. die Regierung antrat, waren die Cabinete von Berlin und Wien mit einander gespannt; eine Annäherung ward versucht, aber nicht erreicht. Da schrieb Kaiser Leopold eigenhändig an den König, gab dem preußischen Gesandten die Schuld, versicherte, ein Wechsel der Person würde die Ungleichheit ebnen, und bat, dem Grafen von Haugwitz, mit dem er als Großherzog von Toskana eine Fußreise gemacht, den Posten zu übertragen. Der König vermochte diesen kaiserlichen Wunsch kaum abzuweisen, bot Haugwitz den Gesandtschaftsposten an, hoffte aber, er werde — völlig fremd in der Diplomatie — ihn ablehnen. Haugwitz aber nahm ihn an und bedung sich nur, daß er kein Gehalt zu nehmen brauche. Reiche Güterschenkungen in Südpreußen sorgten dafür, daß er keinen Schaden litt, desto mehr Schaden brachte; er war feig und gemein, oberflächlich und faul, aber schlau und gewandt wußte er sich festzusaugen und in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hineinzuwühlen. Wie die auswärtigen Angelegenheiten, wurde der Krieg geführet, kraftlos und mit selbstsüchtiger Rücksichtnahme, ohne Einheit, ohne Bewußtheit der eigentlichen Aufgabe. Bald gingen die Franzosen, die sich Anfangs kaum zu vertheidigen vermochten, zum Angriff über. Jetzt im Glück legten sie den Schein der Brüderlichkeit, mit dem sie die Völker zu täuschen gesucht, in höhnischer Weise ab. Die Assignaten mußten bei Todesstrafe angenommen, das doppelte Jahreseinkommen als Vermögenssteuer hergegeben werden, alle Gegenstände der Bewaffnung, ja Alles, was sich zur Verarbeitung eignete, Eisen, Leder, Zimmerholz, Flachs, Wolle, Fett, Oel, selbst Farbestoffe wurden nach Frankreich geführt, die Viehherden fortgetrieben, die jungen Männer zum Kriegsdienst gezwungen. — Kaltschnud sah Stein das mit an, aber männlich hielt er aus. Der Landstrich, der unter seiner Verwaltung stand, wurde von den Franzosen überschwemmt, Wesel mit einer Belagerung bedroht. Er brachte seine Frau in Sicherheit zu ihren Eltern nach Hannover und schlug seinen Wohnsitz in Wesel auf, forderte auch eine Abtheilung des ihm untergebenen Collegiums auf, dort zu bleiben, um mit ihm vereint dem Unwesen nach Kräften zu steuern. Auf des Ministers Heinitz Besuch aber befahl der König, Stein solle sich zurückziehen, er bedürfe seiner.

Dem unrühmlichen Kriege folgte ein noch unrühmlicherer Friede, der das linke Rheinufer an Frankreich Preis gab. Die preußische Armee zog sich nach Westphalen zurück, Stein erhielt den Auftrag, für ihre Verpflegung zu sorgen. Die Aufgabe war nicht leicht; eine schlechte Ernte war vorangegangen, zwei Heere, eins am Niederrhein, eins an der Weser, hatten die Vorräthe erschöpft; dennoch löste er die Aufgabe über alle Erwartung. Er ließ sich nicht mit General-Unternehmern und Speculanten ein, schickte zuverlässige Leute nach Holstein, Mecklenburg, den Ostseehäfen, Thüringen, Hannover, Bremen, Ostfriesland und Hessen und ließ da aufkaufen; er errichtete Fahrstraßen, um den Transport zu erleichtern, er erreichte bei den benachbarten Regierungen die Aufhebung der Ausfuhrverbote und konnte schon nach einigen Monaten dem Könige anzeigen, daß die Bedürfnisse des Heeres gedeckt seien. Kurze Zeit darauf ernannte ihn der König, wie es in der betreffenden Cabinets-Ordre heißt, aus besonderem Vertrauen zu seiner durch Erfahrung bestärkten Einsicht, zu seinem betriebsamen Geiste der Ordnung und zu seinem bisher bewiesenen Diensteifer zum Oberpräsidenten sämmtlicher westphälischen Kammern mit dem Wohnsitze in Minden. Stein fand

die mindensche Kammer vernachlässigt und verwildert und fuhr ohne Schonung dazwischen; ein Rath wurde cassirt, zwei in Ruhestand versetzt, ein Kanzlist unter's Militair gesteckt; mit neuem Eifer ging er an sein altes Lieblingswerk, den Bau von Kunststraßen; nicht mindere Aufmerksamkeit wandte er auf die bisher vernachlässigten Wasserstraßen. In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft Scharnhorst's, der damals noch in hannöverschen Diensten stand. Aus der Bekanntschaft wurde bald eine innige Verbindung, die später reiche Frucht brachte. Eine frühere Verbindung mit dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen ward erneuert. Stein hatte ihn während der Rhein-Campagne kennen gelernt und Anfangs den durch schlechte Umgebungen und Leidenschaften der verschiedensten Art hingerissenen Jüngling ungünstig beurtheilt; später erkannte er den ungewöhnlichen Geist, dem das Gemeine nicht zusagte und der sich deshalb ungemeinen Verirrungen hingab. Er liebte ihn väterlich und suchte ihn zu heben durch Wort, Schrift und That; er veranlaßte die Mutter des Prinzen, seine Schulden zu bezahlen, ihm Mittel zu belehrenden Reisen zu gewähren und blieb in naher Verbindung mit ihm, die dadurch begünstigt wurde, daß des Prinzen Regiment in Minden stand. Er sandte ihm die besten Geschichtswerke und schrieb ihm dazu: „Lebt der Mann, welcher sich durch die Natur zu einer großen und nützlichen Laufbahn berufen fühlt, inmitten der Weichlichkeit der Höfe, oder unter kleinen kleinlichen Leuten, so kann er nur dann sich erhalten, wenn er sich mit den großen Männern der Geschichte umgiebt und sich durch ihre Vorbildung gegen die zerstörenden Eindrücke verderbter und kleiner Umgebungen schützt." Die Frucht solcher Mühe blieb nicht aus. Leider wurde der Prinz nach Magdeburg versetzt; dort, dem mahnenden väterlichen Führer fern, stürzte er sich in Schulden, entfremdete sich seiner Familie und überließ sich den verderblichsten Verlockungen. Da wandte sich seine Schwester, die Prinzeß Radziwil, an Stein und bat ihn um Rath und Hülfe. Er schrieb dem Prinzen mild und schonend, aber mit eindringender Offenheit, sprach zu ihm von der Freude, die des Prinzen Mildthätigkeit ihm mache und fuhr dann fort: „Und Sie, gnädiger Herr, der so empfindlich ist für fremdes Unglück, der ihm niemals Beistand verweigert, der dem einfachen Soldaten, dem Gefährten Ihrer Gefahren, die rührendsten Sorgen bewiesen hat; Sie verschließen Ihr Herz gegen das Gefühl der Natur, Sie glauben eines Tages einem so zerreißenden Gefühl entgehen zu können, die sorgenden Bemühungen eines Vaters am Rande des Grabes mit Härte zurückgestoßen zu haben." Diese Worte, eben so zart, als scharf, blieben nicht ohne tiefen, haftenden Eindruck, der Prinz und seine Familie aber blieben Stein Zeitlebens verbunden.

Zwei Jahre vorher war Friedrich Wilhelm III. seinem Vater auf den Thron gefolgt; er hatte den festen Willen, die nothwendigen Grundlagen der Verwaltung, Ordnung und Sparsamkeit zurückzuführen, stellte sofort die eingerissenen Mißbräuche in der Hof- und Schatzverwaltung ab, behielt aber leider die Männer bei, welche er an der Spitze des äußern Departements und der innern Verwaltung vorfand. Genau genommen, wurde damals das Land, wenn auch nicht von den Cabinetsräthen, doch durch dieselben regiert. Die Minister waren ohne regelmäßige mündliche Geschäftsverbindung mit dem König, Alles ging durch die Hände jener Räthe, dadurch bekamen sie einen Einfluß auf den König, der oft um so nachtheiliger wirkte, da sie gewöhnlich keinen Zweig der Verwaltung genau kannten, eben deshalb aber um so vorschneller urtheilten und Befehle erzeugten, die der Ansicht und Einsicht der Minister schnurstracks entgegenstanden und für deren Ausführung und Folgen sie doch verantwortlich waren, dadurch wurde ihnen Kraft und Muth gelähmt, sie wurden zu Bureau-Beamten gemacht, die ihre Schuldigkeit gethan zu haben glaubten, wenn sie den äußern Gang der Staatsmaschine in Ordnung hielten. Das erzeugte Scheu vor eigenem eingreifenden Wirken und vor der Mühe, für höhere Ausbildung durch wissenschaftliche Thätigkeit zu sorgen. Dem Minister Graf von Hagen wollten die Untergebenen zu seinem Geburts-

lage ein gedrucktes Gesetz überreichen, er wies es mit den Worten zurück: „Sie wissen, ich lese nichts Gedrucktes, geben Sie mir das schriftlich!“ Solche Männer wären für Stein ein Gegenstand seines Mitleids gewesen, hätten sie dem Staate nicht geschadet, da sie ihm aber schadeten, waren sie ihm ein Gegenstand seines Grimmes. Er war ihnen ein Gegenstand dummen Staunens, wenn sie Nichts mit ihm zu thun hatten, und einer der Furcht, wenn sie unter ihm standen, denn er forderte Viel von seinen Untergebenen, und er durfte das, denn er forderte noch mehr von sich selbst. Die äußern Angelegenheiten gehörten nicht in den Kreis seiner amtlichen Thätigkeit, doch behielt er sie unausgesetzt im Auge; seine unveränderte Gesinnung bezeugen die Worte, mit denen er gegen Frau von Berg den Heldenmuth bewundert, mit dem der Erzherzog Carl und seine brave Armee gegen die Franzosen kämpften. Er hat, sagte er, Deutschland von dieser Räuberbande, der sogenannten französischen Armee, befreit. Weiter hin klagte er, wie betrübend es sei, uns gelähmt und in einem Zustand der Starrsucht zu sehen; während man mit Nachdruck die Ruhe Europa's hätte wiederherstellen können, amüsiren wir uns mit Kunststücken der militairischen Tanzmeisterei und Schneiderei, und unser Staat hört auf, ein militairischer zu sein und verwandelt sich in einen exercirenden und schreibenden! — Seine amtliche Thätigkeit setzte er fort mit gleicher Strenge gegen die Beamten, mit gleichem Wohlwollen gegen die Regierten, mit weiser Schonung der bestehenden Rechte, mit sorgfältiger Benutzung der vorhandenen Hülfsquellen und unermüdeter Aufsuchung neuer. Wenn man seine Verwaltungsberichte liest, so staunt man eben so sehr über das Großartige seiner Ansichten und Entwürfe, als über die genauen Kenntnisse des kleinsten Details, die tiefe Naturkunde und den praktischen Blick, nur seine gewissenhafte Eintheilung der Zeit und seine rastlose Thätigkeit vermochten solche Arbeiten zu bewältigen.

Im Sommer 1807 wurde ihm der Antrag gemacht, als Minister in hannöversche Dienste zu treten, er lehnte ihn ab und erklärte freimüthig, daß seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Vereinigung der zersteuten und zersplitterten Kräfte Deutschlands sich nicht mit den Pflichten vertrage, die eine solche Stellung ihm auflegte. Preußen war das von ihm erwählte Vaterland, ihm gehörte seine ganze Kraft. Er verkaufte die Familiengüter auf dem linken Rheinufer und kaufte dagegen die Herrschaft Birnbaum in Südpreußen. Mit Befriedigung sprach er es aus, daß er nun ganz Preuße sei.

Die Entschädigung, welche Preußen für die auf dem linken Rheinufer abgetretenen Besitzungen erhielt, bestanden zum Theil aus der größeren Hälfte des Oberstifts Münster und des Bisthums Paderborn; die Uebernahme und Einrichtung dieser bisher geistlichen Besitzung ward Stein übertragen. Das war keine angenehme und keine leichte Aufgabe; die Einwohner, streng bigott, sahen mit ängstlicher Besorgniß, ja mit finsterem Haß sich einer ketzerischen Regierung unterworfen, von der sie das Schlimmste für ihre Religion befürchteten. Hier war Stein an der rechten Stelle; schonungslos gegen die Beamten, die anmaßend oder träge den neuen Unterthanen zu nahe traten, war er gegen diese voll schonender Rücksicht; er machte den Ministern Vorschläge, wie man ihr Zutrauen gewinnen könne durch Heranziehen von Geschäftsmännern aus der Provinz selbst, denen man einen Theil der Verwaltung übertrüge, um auf diese Weise ihren gekränkten Stolz zu befriedigen und dadurch zugleich sich eine Beihülfe und Mitwirkung zu sichern, die in vielen Fällen gar nicht zu entbehren sei. Sieht und hört man ihn in dieser Wirksamkeit, so muß man ihn eben so innig liebgewinnen, als man bei anderen Gelegenheiten mit Ehrfurcht und selbst mit Furcht erfüllt wird. Er erkennt die Eigenthümlichkeit, das ruhige logische Denken der Bevölkerung, das lobenswerthe ihrer provinziellen Verfassung an, und sagt, wenn man diesen Theil nicht zerreißt, so kann selbst aus den Trümmern dieser Verfassung viel Gutes aufgebaut werden. Ueber Stolberg, der kurz zuvor zur katholischen Religion übergetreten war, und der in Münster lebte, sagte er: „Es

bleibt mir immer achtenswerth wegen seiner reinen Liebe zur Wahrheit, und wegen der Resignation, mit der er ihr so Viel opfert; das Betragen seiner literarischen Freunde Jacobi und Voß bleibt hart, brutal, einseitig; sie, die mit Menschen von allen Farben und allen Meinungen und allen Kopfkrankheiten leben, warum erlauben sie Stolberg nicht, seiner Ueberzeugung gemäß zu leben? Er glaubt in der katholischen Religion Ruhe und Bestimmtheit zu finden, er findet in ihr das reine ursprüngliche Christenthum; warum ihn mit Koth und Schimpfen verfolgen?" Mit welch' klarem Blick Stein die Menschen durchschaute, bezeugt sein Urtheil über den Domdechanten von Spiegel; er nennt ihn einen Mann von ausgezeichneten Geisteskräften und ausgezeichneten Kenntnissen, der den Ehrgeiz besitze, gemeinnützig zu sein und den Vorwurf pfäffischen, müßigen, genußreichen Lebens von sich zu entfernen. Dagegen klagte er über die Beschränktheit des Domherrn von Droste, dessen edlen Eigenschaften und Einsichten in der Schul-Commission er nicht anders zu begegnen wisse, als durch Zuordnung eben jenes Spiegel. Beide Männer zeigten später als Erzbischöfe von Cöln, wie richtig sie Stein beurtheilt hatte.

Es kam jetzt eine schwere Zeit über ihn. Das nur für kurze Zeit gelöschte Kriegsfeuer zwischen England und Frankreich brach von Neuem los, Hannover ward der Heerd; ein französisches Heer überschritt von Holland aus die westliche Grenze des Landes, in dem seit langer Zeit nur Schwäche und Unordnung am Ruder gewesen; der König krank und gemüthskrank, die Minister mit allem Möglichen beschäftigt, nur nicht mit der Wohlfahrt des Landes. Vergebens hatte Stein's Schwiegervater, der Feldmarschall von Walmoden, auf Verstärkung und Ausrüstung des Heeres gedrungen; die Schlaffheit der Regierung war so groß, daß man zweifelhaft war, ob man sie empörend oder lächerlich finden sollte. Als der Feldmarschall einen Courier mit der Nachricht bekam, daß der Feind in's Land gebrochen, sich der Hauptstadt in Eilmärschen nahe und seine Vorhut jede Stunde eintreffen könne, forderte Walmoden das Ministerium zur schleunigen Berathung auf: er erhielt die Antwort, die Glocke habe schon zehn geschlagen, man müsse die Berathung auf den nächsten Tag verschieben. Der Feldmarschall wurde angewiesen: „die Truppen sollten sich des Bajonnets nur mit Moderation bedienen" und: er möge mit seinen Anfällen keine Conflicte geben." Dieser zarten Rücksichtsnahme gemäß überließen die Truppen ohne Schwertstreich das Land den Franzosen; ihr Anführer erwiderte diese Artigkeit dadurch, daß er 20 Millionen Kriegssteuer für seine Regierung und eine Million für sich ausschrieb und dem Lande unerschwingliche Lieferungen aller Art auferlegte. Der Schmerz, den Stein über die Schmach und das Verderben des deutschen Vaterlandes empfand, erhielt in diesem Falle noch einen besonderen Stachel dadurch, daß man Anfangs allgemein die Schuld auf seinen Schwiegervater warf und ihn privatim und öffentlich mit Schmähungen überhäufte; zu gleicher Zeit ward Stein persönlich in seinen Rechten gekränkt. Sein Stammgut lag im Nassauischen. Der Fürst des Landes versuchte die zunehmende Auflösung des deutschen Reichsverbandes zur Aufhebung der Ritterschaft zu benutzen und sich in den Besitz aller ihrer Gerechtsame zu setzen. Stein legte in einem kühnen Schreiben energischen Protest dagegen ein, wandte sich zugleich um Schutz an den damals noch deutschen Kaiser. Sein Schreiben an den Herzog wurde gedruckt, allgemein verbreitet und mit Begeisterung gelesen. Der Herzog mußte die ungesetzlichen Verfügungen zurücknehmen. Was Stein that, that er gut an Anderen, auch wenn es gegen ihn gerichtet war; als er einst den Oberpräsidenten von Vincke heftig angegriffen hatte und der sich zurückziehen wollte, rief er ihm, auf seinem Posten zu bleiben und schrieb ihm: „Ich mache es auch nicht wie ein begossener Kater, der den Schwanz zwischen die Beine zieht und sich davon macht; ich beiße tüchtig um mich." — Das that er auch, als er seinen Wirkungskreis in Münster aufgab; er richtete an einen der höchsten Beamten der Kriegs- und Domainen-Kammer ein freundliches Schreiben, in welchem er ihm

viele unentschuldigen Handlungen verhielt und ihm unter Anderem sagte: „Sie sind durch Ihre, alle Gesetze des Anstandes und einer liberalen Erziehung beleidigende, gallige Grobheit ein Gegenstand des Hasses derjenigen geworden, die mit Ihnen in Dienstverhältnissen zu stehen das Unglück haben, und des Spottes derjenigen, die unabhängig von Ihnen sind. Ich erinnere Sie ernstlich und wohlmeinend an die Abänderung Ihres Betragens; die nothwendigen Folgen werden sonst sein, daß man Ihnen Directorial-Geschäfte, die Sie mit menschenfeindlicher Bitterkeit und Illegalität ausüben, nimmt, und auf diese Art für Erhaltung eines besonneren und einträchtigen Geschäftsganges im Collegio sorgt, indem das Collegium geleitet und nicht den Peitschenhieben eines Zuchtmeisters preisgegeben werden soll. Ich stelle dieses Schreiben meinem Nachfolger und Ihrem Departements-Minister zu, damit Ihre Vorgesetzten dadurch veranlaßt werden, bei neuen Beschwerden den, der sie verursacht, außer Stand zu setzen, Unglück und Mißvergnügen unter sich zu verbreiten." — Bei aller Strenge wurde Stein von den Beamten des Collegiums geehrt und geliebt; sie erbaten und erhielten bei seinem Abgange vom Könige die Erlaubniß Stein's Bildniß als Anerkennung ihrer Verehrung und seiner Leistungen im Sitzungszimmer aufstellen zu dürfen. Die Münsterischen Stände wollten dem Preußischen Bevollmächtigten zum Zeichen ihres Dankes ein Geschenk von tausend Goldstücken überreichen. Stein berichtete darüber nach Berlin und erklärte sich entschieden dagegen; er hatte es unter der Würde von Beamten, Geschenke anzunehmen; hätten sie Belohnungen verdient, so dürften sie dieselben nur aus der Hand des Königs empfangen. Hangwitz fand das Bedenken nicht gerechtfertigt, solche Geschenke seien nicht ungewöhnlich und wenn sie am Ende des Geschäfts gegeben würden, auch nicht verwerflich. Aber ihn waren sie freilich weder das Eine noch das Andere.

Nur auf kurze Zeit kehrte Stein in seinen früheren Wirkungskreis zurück, um dann einem Rufe als Minister an die Stelle des verstorbenen Struensee zu folgen, der dreizehn Jahre lang mit eben so viel Eifer als Geschick das Manufaktur- und Handelswesen geleitet hatte. Als der Kabinetsrath Beyme Stein zu dieser Stelle in Vorschlag brachte, hatte der König Bedenken, denn er hielt seiner eigenen Aeußerung nach Stein für ein Genie. Da inzwischen die Männer, denen er einstweilen das Departement übergab, ihre Unfähigkeit zu entschieden zeigten, kam er auf Stein zurück, ernannte ihn zu Struensee's Nachfolger und sagte in der Bestallung: „Die Größe und Wichtigkeit dieses Departements, worin Ihr einen so berühmten Vorgänger gehabt habt, muß Euch zum Beweise der Größe Meines Vertrauens dienen, auf welches Ihr Euch in Eurer bisherigen Amtsführung durch ausgezeichnete Tüchtigkeit, Einsicht, Thätigkeit und Rechtschaffenheit die begründetsten Ansprüche erworben habt."

Bevor Stein sich über die Annahme erklärte, schrieb er dem Könige, daß ihm die genaue Kenntniß der Verwaltungszweige fehle, die der König ihm anvertrauen wolle; daß er sich in seinem Gewissen gedrungen fühle, dem Könige das offen zu sagen und seinen ferneren Befehlen entgegenzusehe. Dieser erwiderte, daß solche Bescheidenheit Stein zur Ehre gereiche und des Königs Achtung und Vertrauen nur steigere; er trage also kein Bedenken, ihn zum Antritte seines Postens zu berufen, und übertrage ihm zugleich die Verwaltung der Bank und der Seehandlung. Um die letzteren beiden Anstalten, die vernachlässigt waren, zu heben, berief Stein bald nach ihrer Uebernahme den Bank-Direktor Niebuhr aus Kopenhagen. (Vergl. „Unser Vaterland", I. Bd., S. 397—400.)

Stein ging bei der Verwaltung seines Departements von dem Grundsatze aus, daß der Wohlstand nur bei freier Benutzung des Bodens und der menschlichen Geistes- und Körperkraft gedeihen könne; darauf hinzuwirken war sein unausgesetztes Bestreben, das anfangs freilich mit endlosen Widersprüchen und Hemmnissen zu kämpfen hatte. Genaue Erkenntniß des National-Reichthums war bei jeder staatlichen Anordnung nöthig und fehlte völlig. Er veranlaßte deshalb den Geheimen Registrator Krug, statistische Tabellen herauszugeben, zu

denen er das Material besorgte; dadurch ward der Grund gelegt zu dem noch jetzt bestehenden statistischen Bureau.

Im Sommer 1805 machte Stein eine Reise durch sämmtliche Provinzen des Staates; die dabei gemachten Beobachtungen sollten nutzbar gemacht werden, aber andere Sorgen und Aufgaben schoben die Ausführung einstweilen in den Hintergrund. Napoleon hatte sich die Kaiser- und die eiserne Krone aufs Haupt gesetzt; England und Rußland schlossen einen Bund gegen ihn, Oesterreich und Schweden traten ihnen bei, und da Preußen mit seinem Beitritt zögerte, sollte es durch Ueberraschung dazu genöthigt werden. Ein russisches Armee-Corps landete in schwedisch Pommern, ein anderes sammelte sich an der Westgrenze des Reichs und drohte durch preußisch Pommern und Schlesien zu marschiren. Der König, bisher unentschlossen, zeigte sich jetzt plötzlich entschieden, zwingen wollte er sich nicht lassen; er setzte seine Heere auf den Kriegsfuß, sie marschirten den Russen entgegen; ein blutiges Zusammentreffen schien unvermeidlich, als plötzlich Napoleon durch seinen Uebermuth die Lage völlig veränderte. — Um mit den Baiern vereint den österreichischen Heeren in den Rücken fallen zu können, hatte er ohne vorhergehende Anfrage oder auch nur Anzeige das neutrale preußische Anspach überschritten, war mit einem Armee-Corps hindurch marschirt und dadurch im Stande gewesen, die vollständige Niederlage der österreichischen Armee zu bewirken. Diese Rücksichtslosigkeit erregte den höchsten Unwillen des Königs; er schloß sich jetzt eng an den Kaiser Alexander, der nach Potsdam kam, wo er Stein kennen und erkennen lernte. Der König befahl, ein entscheidendes Wort zum französischen Kaiser zu sprechen, wählte aber zu dieser Mission den Taugenichts Haugwitz, der gerade dazu am wenigsten taugte. Im Falle dies Wort fruchtlos bliebe, sollte er fruchtlos das Schwert in die Wagschale werfen. Haugwitz ließ sich von Napoleon drei Tage hinhalten, bis der die Siegreiche Schlacht von Austerlitz geschlagen hatte, und schloß nun, seinem Auftrage schnurstracks entgegen, mit einem Leichtsinn, den nur Wahnsinn, mit einer Niederträchtigkeit, die kein Wahnsinn entschuldigen kann, ein Bündniß mit Frankreich, in welchem er sich Hannover, das Eigenthum des preußischen Bundesgenossen, gegen die Abtretung von Neuenburg, Anspach und Cleve hinwerfen ließ. Ein so schmählicher Ausgang lastete auf Stein wie ein schwerer Alp, den erst der Landsturm des Jahres 1813 abzuwerfen vermochte. Auch der König war entrüstet über den Abschluß des unwürdigen Vertrages, er beschloß, ihn nur bedingungsweise anzunehmen, und die Besitznahme Hannovers auszusetzen. Leider wurde die Ausführung dieses Auftrages Haugwitz anvertraut, der ließ sich von Napoleon einschüchtern und am 15. Februar einen noch viel schmählicheren Vertrag aufdrängen, demzufolge Preußen sich Hannover aneignen und seine Häfen für England verschließen mußte. Es hatte entwaffnet, es stand isolirt, ihm blieb keine Wahl. Seitdem folgte eine Demüthigung und Erniedrigung auf die andere, bis beide einen Grad erreichten, der nicht mehr zu ertragen war, und der zu einem übereilten Kriege und zu Schlachten führte, die schon verloren waren, ehe sie noch geschlagen wurden. Für Stein waren diese Folgen nicht unerwartet, er hatte sie vorausgesehen, er hatte sie abzuwenden gesucht, indem er mit kühnem Freimuth, der keine Rücksicht, am wenigsten aber auf sich selbst kannte, dem König die Nothwendigkeit einer Ministerial-Veränderung vorstellte. In dieser Vorstellung sagte er dem König gleich im Eingange, daß er von dem, was er zu sagen habe, keinen Vortheil für sich erwarte, ja sein Ehrenwort darauf gebe, daß er keinen annehme, wenn ihm einer geboten würde; sodann fährt er fort: der preußische Staat hat keine Staatsverfassung; da ihm eine fehlt, ist es um so nöthiger, daß die Regierungsverfassung nach richtigen Grundsätzen gebildet sei. Er weist nun nach, daß die Cabinets-Regierung mit dem dem Cabinet affiliirten Minister Haugwitz höchst mangelhaft sei und trägt: mildert ihre subjektive Zusammensetzung das Aehrhafte ihrer Einrichtung? Er schildert darauf die beiden Cabinets-Räthe, den einen als übermüthig und absprechend, nicht im

Menschen verbindet mit den zur Leitung des Staates nothwendigen Kenntnissen, — den andern als einen frivolen Menschen, in welchem frühzeitige Orgien alles menschliche Gefühl erstickt, der mit Verderbtheit gänzliche Hinfälligkeit verbindet und seine Zeit im Umgange mit verlorenen Menschen, mit Spiel und Possenreißerei vergeudet! Das Leben des dem Cabinet assistirten Ministers bezeichnet er als eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheit und Verderbtheit, er nennt ihn einen Menschen, der die dem Staat gehörige Zeit und Kraft am Spieltisch und in sinnlichen Genüssen jeder Art verschwendet; er sagt von ihm: er ist gebrandmarkt mit dem Namen eines hinterlistigen Verräthers, eines Mannes ohne Wahrhaftigkeit und eines abgestumpften Wollüstlings. Stein bittet den König dringend, die Regierungsverfassung und die Personen zu ändern, mit den neu ernannten aber sich persönlich zu berathen; er schloß mit den Worten: sollten Ew. Majestät sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Veränderungen vorzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des Cabinets zu handeln, so ist zu erwarten, daß der preußische Staat sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwindet. — Stein war auf Alles gefaßt, nur darauf nicht, daß er keine Antwort erhalten würde. Der König liebte keine außerordentlichen Schritte, es war ihm verhaßt, wenn über Menschen, die ihm nahe standen, Nachtheiliges gesagt wurde, und er verzieh es in diesen Fällen um so weniger, da der Cabinets-Rath Beyme angeklagt wurde durch Stein, den Beyme so warm empfohlen hatte. Daher blieben jene kühnen Worte ohne sichtbaren Erfolg und Alles ging oder schleppte sich vielmehr im gewohnten schmutzigen Geleise weiter.

Wenige Monate nach der Uebergabe der oben erwähnten Denkschrift wurde der Rheinbund gestiftet; die Rheinbundfürsten betrachteten sich als unbeschränkte Herrscher und handelten nach Unten eben so rücksichtslos als sie selbst von ihrem Oberherrn behandelt wurden, dieselbe demüthige Unterwerfung erwartend, die sie dargebracht hatten. Ihre Erwartungen täuschten sich nicht; nur Stein unterwarf sich nicht; als der Fürst von Nassau ihm seine Gerechtsame nahm, schrieb er an seinen Amtmann: ich werde mich ansehen als einen Fremden, im Preußischen Domicilirten und dort auf immer Angesessenen, der alle seine persönlichen Verpflichtungen übernimmt.

Der Rheinbund war gestiftet worden, ohne daß an Preußen auch nur eine Mittheilung davon gemacht wurde; nach vollendeter Thatsache wurde ihm die Stiftung eines Bundes der nördlichen deutschen Staaten vorgeschlagen. Es ging darauf ein, Frankreich aber trat dem Zustandekommen erst heimlich, dann öffentlich entgegen, bot an England hinterlistig Hannover und näherte seine Truppen der westphälischen Grenze. Der König glaubte immer noch den Frieden erhalten zu können und wurde darin von seinen Umgebungen bestärkt. Seine Brüder aber und Prinz Louis Ferdinand nebst dem Prinzen von Oranien, Stein und mehrere Generale überreichten dem Könige eine Denkschrift, in der sie ihm die Augen über jene Umgebungen und über die gefahrvolle Lage des Staates öffneten und dringend um die Entfernung jener und um Maßregeln zur Beseitigung dieser baten. Die Folge war, daß die Prinzen einen scharfen Verweis und den Befehl erhielten, sich sofort zu ihren Regimentern zu begeben. Stein ließ er seine Unzufriedenheit zu erkennen geben, sonst blieb Alles beim Alten.

Der König schonte den Krieg aus Liebe zu dem Lande und aus Mißtrauen gegen die Leistungen des Heeres; er verkannte die darin herrschenden Mißbräuche nicht, getraute sich aber nicht, entschieden gegen die Meinung erfahrener Generale aufzutreten; so kam die Krisis immer näher. Wie endlich, als der Losbruch unvermeidlich war, beim ersten Zusammenstoß Alles aus den Augen ging und zusammenbrach, ist weltbekannt. Alle verloren die Besinnung, nur Stein blieb fest und kalt wie Stein; er sandte die reichen Geldvorräthe sofort nach Stettin und Königsberg, mit ihrer Hülfe ward der Krieg bis zum Tilsiter Frieden

fortgesetzt. Diese eilige Fortschaffung war nur dadurch möglich geworden, daß er gleich beim Ausbruch der Feindseligkeiten alle Gelder hatte auf Schiffe packen lassen und dadurch Zeit gewann, denn 24 Stunden später wäre beim raschen Vordringen des Feindes die Fortschaffung nicht mehr möglich gewesen. Stein, obgleich an sehr schmerzhafter Gicht erkrankt, folgte dem König nach Preußen. Als Schlag auf Schlag kam, die Zukunft immer dunkler wurde, der König an die Möglichkeit dachte, daß er in Rußland einen letzten Zufluchtsort würde suchen müssen, ließ er Stein fragen, was dieser in solchem Falle thun würde. Stein erwiderte, wohin auch das Geschick den König führe, er sei bereit, ihm zu folgen. Da ließ ihm der König das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten anbieten. Stein erklärte, er sei ungeübt in dieser Thätigkeit und halte sich deshalb für verpflichtet, diese Amt abzulehnen. Dennoch übertrug es ihm der König einige Tage später. Stein wiederholte die Gründe seiner Weigerung, empfahl aber Hardenberg als den geeignetsten Mann und sagte zu gleicher Zeit, daß, wenn nicht unter Beseitigung der bisherigen Regierungsverfassung ein Staatsrath ins Leben gerufen und dadurch Einheit und Kraft in die Regierung gebracht würde, der ganze Beruf des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten hoffnungslos und ein leerer Schatten sein würde. Stein sei entschlossen, mit dem Königthume und dem Könige jedem Schicksale entgegen zu gehen; wenn aber der König die Aenderung des Systems, die allein den Staat retten könne, verwerfe, dann müsse Stein um seine Entlassung bitten. Der König wollte einen Mittelweg versuchen; er konnte sich nicht entschließen, Hardenberg, Beyme's entschiedenen Gegner, anzustellen, erkannte gleichwohl die Nothwendigkeit, etwas Entscheidendes zu thun, theilte die Geschäfte in drei Hauptsectionen, übergab das Militairwesen dem General Rüchel, die innern- und Finanzgeschäfte dem Minister Stein, die äußern Angelegenheiten dem General Zastrow; alle drei sollten ihm gemeinschaftlich und täglich Vortrag halten. Zastrow nahm die Stellung an, Rüchel und Stein sprachen sich gegen die ganze Idee aus. Stein erklärte, er wolle in dieser schweren Zeit dem Könige seine Dienste und Kräfte gern weihen, aber er könne eine Stellung nicht annehmen, die große Verantwortlichkeit auf ihn lade, ohne ihm die Mittel zu gewähren, ihr zu genügen. Der König hatte gemeint, daß er mit jener Einrichtung Alles gethan, was man billiger Weise verlangen könne, glaubte, die Sache sei damit abgethan, sah die Ablehnung als nicht geschehen an und sandte Stein einen Bericht zur Begutachtung. Stein sandte ihn mit Gegenvorstellungen zurück und wiederholte das, als der König ihn zum zweiten Male zur Begutachtung aufforderte. Da riß diesem die Geduld, er glaubte, es sei bis an die äußerste Grenze derselben gegangen, schrieb Stein eine lange eigenhändige Cabinetsordre, deren Schriftzüge und deren Inhalt bezeugten, daß sie in heftiger Aufregung geschrieben war. Der König hält Stein darin seine ganze Amtsführung vor, erkannte an, daß er sein Departement musterhaft verwaltet habe, warf ihm aber auch zugleich ungezogenes Benehmen, Rücksichtslosigkeit und strafbaren Eigensinn vor. Die Cabinetsordre schließt mit den Worten: „Sie sind als ein trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Caprizen geleitet, aus Feindschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernachtheiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es thut mir wahrlich wehe, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut deutsch Meine Meinung gesagt, sodann ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr gesetzwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern Willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann."

Stein erwiderte: „Da Sie Sich nicht entblödet haben, mich für einen widerspenstigen, trotzigen Staats-

Manne ansehen und ich gleichfalls überzeugt bin, daß dergleichen Staatsdiener am allernachtheiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirken, so muß ich um meine Dienstentlassung bitten."

Der König erwiderte am folgenden Tage: „Da der Herr Baron von Stein unter gehörigem Datum sein eigenes Urtheil fällt, so weiß ich Nichts hinzuzufügen."

So war der einzige Mann, auf den die ächten Königs- und Vaterlandsfreunde als auf einen Rettungsanker gehofft hatten, für das strandende Staatsschiff verloren, und ohne Steuermann trieb es wieder in der Brandung umher. Stein bewährte auch jetzt den edlen Charakter, der ohne Selbstsucht nur das Beste des Vaterlandes berücksichtigt, sobald seine große Seele frei war von den ersten heftigen Eindrücken der Leidenschaftlichkeit. Unter dem Einfluß dieser Eindrücke hatte er die Veröffentlichung der Aktenstücke beschlossen, die sich auf seine Dienstentlassung bezogen. Bei ruhiger Ueberlegung sagte er sich, das könne der guten Sache schaden und beschloß, die Veröffentlichung auf ruhigere Zeiten zu verschieben. Er ist nie dazu geschritten, erst nach seinem Tode hat sie stattgefunden. Von der Hand ging er auf seine Güter im Preußischen, um seine sehr angegriffene Gesundheit zu stärken; müßig konnte er auch hier nicht sein; er entwarf einen Verwaltungsplan für den preußischen Staat, und ging dabei von dem Grundsatze aus, daß die Fesseln gelöst werden müßten, durch welche die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Thätigkeit hindert; man müsse diesen Geist der Habsucht, des schmutzigen Vortheils zerstören, dieser Anhänglichkeit am Mechanismus. Die Nation müsse daran gewöhnt werden, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten, und aus dem Zustande der Kindheit heraustreten.

Zwei Monate nach seiner Entlassung meldete ihm Niebuhr, daß der Kaiser geschrieben, wenn Stein in seinem Dienstverhältniß mehr zum König, und der Kaiser alle seinen Verbindungen nicht um die Dienste eines solchen Mannes bringe, so lade er ihn ein, nach Rußland zu kommen und dort eine seiner würdige Stellung einzunehmen. Stein war nicht abgeneigt, doch traten Verzögerungen und sodann Umstände ein, die Stein's Thätigkeit in Rußland völlig zu beseitigen schienen, bis sie doch zuletzt auf eine höchst [illegible] Weise herbeigeführt wurde. Bald nach Stein's Entfernung wurde Hardenberg wieder in Thätigkeit gesetzt. Vielfach gekränkt, hatte er nicht aufgehört, auch ungefragt auf Beseitigung der Cabinets-Regierung und der dabei betheiligten Personen anzutragen, ohne jedoch ein Resultat zu erreichen; als aber eine Annäherung zwischen Alexander und dem König erfolgte, und der Kaiser Hardenberg dringend empfahl, überwand der König seine Abneigung und übertrug ihm den Abschluß eines Vertrages zwischen Preußen und Rußland, worin dem ersteren der Besitz der seit 1805 verlorenen Länder zugesichert wurde. Oesterreichs bedenkliches Zurückstehen und Rußlands Treubruch machte diesen Vertrag illusorisch und führte den schmachvollen Tilsiter Frieden herbei. Napoleon drang auf Hardenberg's Entfernung. Dieser mußte weichen und empfahl vor seinem Abgange dem Könige dringend, Stein zurückzurufen, als dem einzigen Mann, der den Staat retten könne. Ehe noch der König sich ausgesprochen hatte, wandte seine Cousine, die Prinzeß Louise Radziwill, sich an Stein, beschwor ihn, Alles Vorgefallene zu vergessen und dem verlassenen Könige zu Hülfe zu eilen. Zur selben Zeit schrieb ihm Hardenberg, es sei von der höchsten Wichtigkeit, daß er sich ohne Zögern zum Könige begebe, in dessen Namen er ihn dazu auffordere. Der König, sagte er, wird Ihnen sein ganzes Vertrauen schenken und Ihnen die Wahl der Mittel und Personen überlassen; treffen Sie die rechte Weise, die Geschäfte mit ihm zu behandeln, so werden Sie ihn zu Allem bestimmen. Er besitze die gute Eigenschaft, Widerspruch zu vertragen und diejenigen zu schätzen, die ihm die Wahrheit sagen, wenn es mit der Ehrerbietung geschieht, die man dem Fürsten schuldig ist, ohne Bitterkeit und aus wahrer Liebe zu ihm und seinem Dienste. Stein war gerade damals in Wien der preußische Gesandte, der ihm die Briefe

entgegnete, schrieb ihm: Sie allein werden im Stande sein, das Ungeziefer der Selbstsüchtigen auszurotten, die unsern Staat untergraben haben. Auch Niebuhr bat ihn dringend, zurückzukehren. Seine Freunde hätten die Mühe sparen können, in Stein's edlem Charakter lag so gar keine Selbstsucht, daß er vom ersten Augenblick an entschlossen war, sich dem unglücklichen Könige, dem unglücklichen Lande mit seiner ganzen Kraft hinzugeben. Noch so krank, daß er nicht im Stande war, die Feder selbst zu führen, diktirte er seiner Frau die Antwort an den König, in welcher er erklärte, daß er des Königs Befehle unbedingt befolge und ihm die Bestimmung jedes Verhältnisses überlasse, es betreffe sich auf Geschäfte oder Personen. In diesem Augenblick, wo der König einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit gebe, wäre es sehr unwürdig, seine eigene Persönlichkeit in Anschlag zu bringen.

Stein trat die Reise nach Berlin an, schneller als er und seine Freunde es für möglich gehalten hatten. Das erhebende Bewußtsein, rücksichtslos seine Pflicht zu thun, gab ihm neue Kraft und neues Leben in Leib und Seele. Er fand auf dem Wege zur Hauptstadt das Land in gebrücktem, fast gebrochenem Zustande; Personen wurde mit rauher Raubsucht angegriffen und ausgesogen. An der Spitze des Raubsystems stand Daru, kalt, grämmend dürftig wie ein Blutegel. Eine Erquickung auf dieser Reise voll schmerzlicher Eindrücke war ihm das Begegnen Blücher's in Pommern, der jugendliche Greis war unverändert, geliebt von Offizieren und Soldaten, selbst von den Franzosen mit Achtung und Rücksicht behandelt. Am 30. September traf er in Memel ein, wo damals das Königspaar residirte, schon am nächsten Morgen ward er zum König berufen. Wohl wäre es interessant, nach dem, was vorgefallen, Manches über das erste Zusammentreffen zu wissen, doch ist Nichts darüber bekannt geworden; Beide waren wortkarg, am kargsten über sich selbst. König und Königin bezeugten Stein ein täglich wachsendes Vertrauen; der König gab zu Stein's Vorschlägen seine Zustimmung; sie forderten im Wesentlichen: Aufhebung der Erbunterthänigkeit und der Besitzbeschränkung, gleich freie Thätigkeit für Bürger und Adel, Aufhebung des Zudringens und Inhalts, Verpachtung der Domainen. Der König stimmte überall bei; Aufhebung der Erbunterthänigkeit sei ihm von jeher Regierungsziel gewesen, doch möge Vorsicht bei der Form angewandt werden. — Unterdessen kamen russische Anträge, in den dortigen Dienst zu treten, Stein lehnte sie ab, machte aber dem König Anzeige davon. Dieser erklärte, daß sie ihm nicht befremdeten, Männer wie er müßten jedem Staat willkommen sein; doch beweise es von Neuem seine Anhänglichkeit an den preußischen, daß er in jetzigem, schwierigsten und verhängnißvollsten Augenblicke ihm seine Dienste erhalte. In gleicher Zeit wies der König ihm das frühere Gehalt mit jährlich 10,000 Thalern an, das Stein aber sofort um die Hälfte herabsetzte. Der König arbeitete täglich mit ihm; ein eigentliches Ministerium schien aber durch Zwischenträgereien verhindert zu werden, namentlich flößte Beyme Mißtrauen ein. Stein trug auf dessen Entfernung an; da sie nicht bald erfolgte, trat ein bedenklicher Augenblick ein. Da schrieb ihm die Königin: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten, der König hält gewiß sein Wort; Beyme kommt fort, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach. Doch um Gottes willen daß Sie nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen stoße. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner Selbst willen darum. Geduld!"

Stein geduldete sich. Beyme blieb nur kurze Zeit noch. Jetzt ward das Verhältniß zwischen dem Herrscher und dem Minister ein vertrauteres; sie lernten sich gegenseitig achten. Der König genehmigte alle Vorschläge, die darauf ausgingen, Einheit und Kraft in die Verwaltung zu bringen, Bildung und Anziehung ständischer Elemente zu ergielen. Doch galt es vor Allem, der quälenden Noth des Augenblicks abzuhelfen. Am 29. October schrieb die Königin an Stein: „Wenn Sie nicht zu viel zu thun haben, wenn die bösen Nachrichten von Berlin nicht Conferenzen erfordern, so wünsche ich sehr und außerordentlich, den Trost

zu haben, Sie um 5 Uhr zu sprechen. Mittheilung des Schmerzes, das Urtheil eines klugen gefühlvollen Mannes ist von unendlichem Werth. Gott, wo hat mir, wohin ist es gekommen! Unser Todesurtheil ist gesprochen!" —

Die Königin hatte nicht Unrecht. Der schmachvolle Frieden hatte dem Lande keinen Frieden gegeben und sollte ihm keinen geben. Die Franzosen häuften die verheerende Räumung des Landes zu Bedingungen, deren Erfüllung unmöglich war; Preußen sollte unerschwingliche Contributionen zahlen, die Einkünfte des Landes aber erst dann erhalten, wenn die Contributionen gezahlt waren, und doch waren ihm durch die Entziehung der Einnahmen alle Mittel genommen, jene herbeizuschaffen. Bitten um Erleichterung beim französischen Kaiser erzeugten nur härtere Bestimmungen. Daru hatte den geforderten Jahresbetrag auf 30 Millionen berechnet; Napoleon befahl ihm, 150 bis 200 Millionen zu fordern, und als Gegenvorstellungen gemacht wurden, erklärte er, er würde die Forderung verdoppeln, wenn man sie nicht annehme. Man war widerstandslos in die Hände des brutalen Siegers gegeben, deshalb rieth Stein, nachzugeben und die Summen aufzutreiben; man müsse die Franzosen um jeden Preis aus dem Lande schaffen, denn je länger sie darin hausten, desto mehr nähmen sie dem Lande alle Kraft, ohne daß damit die Verpflichtungen verringert würden. Er schaffte die Mittel dazu durch Ersparungen, wobei die Prinzen Wilhelm und Heinrich sich von ihren Stücken erbeten, ein Drittheil ihrer Apanagen zu opfern, durch Ausschüttung aller von ihm getroffenen Cassenbestände, durch Forderungen an Rußland für höhere Lieferungen, durch Erhöhung der Abgaben, endlich durch den Verkauf der Königlichen Domainen und Forsten. Die Franzosen verlangten, daß ihnen Domainen als Eigenthum übergeben würden, dagegen stemmte sich Stein aus aller Kraft.

Prinz Wilhelm, der jüngste Bruder des Königs, reiste nach Paris, um größere Forderungen zu erweichen und sich dem Kaiser als Geisel für die Erfüllung der preußischerseits gemachten Versprechungen anzubieten; seine Gemahlin wollte die Gefangenschaft mit ihm theilen. Stein, obgleich keinen Erfolg davon erwartend, schenkte dem edelherzigen Gedanken seine volle Anerkennung, dagegen erklärte er sich entschieden wider den von einer anderen Seite gemachten Plan, den zweijährigen Kronprinzen (nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV.) mit Napoleon's Nichte, der neunjährigen Tochter des Königs Joseph, zu verloben, um dadurch des Kaisers Gunst zu erlangen. Er fand den Plan so unsittlich, das Unglück, welches aus der Verbindung mit einer so lasterhaften Familie für den Kronprinzen hervorgehen müsse, daß er gar nicht mit dem König davon sprechen mochte. Des Prinzen edles Anerbieten in Paris blieb erfolglos. Stein überwand seinen Widerwillen gegen Alles, was Franzose hieß, und übernahm es, die Unterhandlungen mit Daru persönlich zu leiten. Er entwickelte hier eine Festigkeit, die Keiner von ihm erwartet hatte, gewann, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, den für unzugänglich gehaltenen Mann, so daß er wirklich fügsam wurde. Dabei vernachlässigte Stein die innere Verwaltung in keiner Weise, er förderte die Volksbildung. An die Stelle der Hallischen Universität (Halle war im Tilsiter Frieden verloren gegangen) berufen er die Berliner vor, bob die zu Königsberg und Frankfurt (später Breslau) führte Landstände ein, aus denen Reichsstände hervorgehen sollten. Während er so die bürgerliche Verwaltung ordnete und vereinfachte, die Kräfte vereinigte, die Säfte reinigte, wirkte Scharnhorst in ähnlicher Weise im Heere, Hand in Hand mit Stein. Beide paßten vortrefflich zusammen, während Stein mit der stürmischen Macht seines Willens und den Blitzen seines Geists den schwerbeweglichen König vielleicht zum gewissen Widerstande veranlaßt haben würde, wirkte Scharnhorst im Stillen mit unermüdlicher Ausdauer, mit der größten Ruhe, die immer wieder auf denselben Gegenstand zurückkam, langsam, aber unwiderstehlich; er war noch consequenter als der König, und der Consequentere trägt zuletzt die Herrschaft davon, im Leben wie in der Ehe. So wurde nach und nach die verlorene Dienst-

zeit im Heere und dadurch die Wehrhaftigkeit des ganzen Volks eingeführt. Die Armee wurde eine große Schule, in der jeder Gesunde, ohne Unterschied des Standes, lernen mußte, die Waffen zu führen. Eine Landwehr, selbst die Einrichtung der freiwilligen Jäger wurde eingeleitet, die allgemeine Erhebung des Volks wurde vorbereitet. Diesem Streben arbeitete eine Partei entgegen, die engen Anschluß an Frankreich für das einzige Rettungsmittel hielt, während der sogenannte Tugendbund im Sinne Scharnhorst's und Stein's wirken wollte. Beide Männer gehörten ihm nicht an. Stein war für eine scheinbare Allianz mit Frankreich, um unter diesem Scheine die Anstalten zum allgemeinen Aufstande sicherer durchzuführen. Den von Gneisenau dazu entworfenen Plan überreichte er dem König und sagte ihm, es könne nicht zweifelhaft sein, ob es rathsamer sei, zahm und geduldig den Ausspruch eines verruchten Tyrannen abzuwarten, oder den blutigen Kampf um die Ehre und die Erhaltung des Thrones zu erneuen.

Der König war nur halb entschlossen. Kaiser Alexander mahnte ihn zur Geduld, gab schöne Versprechungen, ließ sich von Napoleon mit leeren Redensarten hinhalten. Stein warnte vor allen halben Maßregeln und rieth fort, ganze vorzubereiten; da wurde er plötzlich vom Schauplatz seiner Thätigkeit entfernt. Ein Brief, den er an den Fürsten Wittgenstein geschrieben, worin Aeußerungen über das Losreißen vom französischen Joch enthalten waren, kam durch des Ueberbringers Unvorsichtigkeit in Napoleon's Hände. Dieser benutzte den Zufall und schreckte die preußischen Unterhändler zur sofortigen Gewährung der unverschämtesten Forderungen. Stein, durch seine Freunde benachrichtigt, ging sogleich zum König und bat um seinen Abschied, weil seine Beibehaltung jetzt dem Lande nur nachtheilig sein könne. Der König erwiderte, Stein sei ihm unentbehrlich, und wollte Nichts beschließen, ohne sich mit Alexander besprochen zu haben. Stein erkannte die Unhaltbarkeit seiner Stellung, beschloß deshalb, die kostbaren Augenblicke, während deren er sie noch behauptete, zu benutzen. Er versuchte, den König zu vermögen, daß er einen Aufruf an das Land erließ und darin die vorbereiteten Anordnungen versprach. Zugleich wandte Stein Alles, was in seiner Macht stand, an, um den König von der Gewährung der schmachvollen französischen Forderung abzuhalten und zum Losbruch zu treiben. Vergeblich! Die Forderungen wurden zugesagt. Der preußische Gesandte schrieb an Stein, rieth ihm, seinen Abschied zu nehmen, Napoleon habe nur deshalb seine Entfernung nicht gefordert, weil er vorausgesetzt, der König würde sie aus freien Stücken bewirken. Stein zeigte den Brief dem König und bat um seinen Abschied. Der König wiederholte, daß er sich nicht dazu entschließen könne. Unterdessen wurde Stein's Abschiedsgesuch bekannt, und er von vielen Seiten bestürmt, sich dem Lande zu erhalten; eine Partei aber, die immer schon gegen ihn gestimmt und gewühlt, setzte alle Hebel in Bewegung, seine Entfernung zu beschleunigen. Ohne Freunde oder Feinde zu berücksichtigen, setzte Stein dem König auseinander, daß seine Verabschiedung aus Klugheitsrücksichten unvermeidlich, er aber bereit sei, als Privatmann dem Könige seine Dienste ferner zu weihen. Der König erwiderte: „Es ist gewiß ein sehr schmerzliches Gefühl für mich, einem Manne Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hat und zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte." Doch gewährte er ihm Abschied.

Durch Stein's Entlassung schien der Zorn Napoleon's besänftigt. So schien nur so. Wenige Wochen darauf erließ er von Madrid aus ein Decret folgenden Inhalts: „Der Namens Stein, welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, ist zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt. Die Güter, welche der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes, besitzen möchte, werden mit Beschlag belegt. Der besagte Stein wird überall, wo er durch unsere oder durch unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, zur Haft gebracht." Diese Achtserklärung wurde öffentlich angeschlagen;

ſa erregte ungewöhnliches Aufſehen. Tauſende hörten hier zum erſten Male Stein's Namen ausſprechen, der jetzt ſchnell in Aller Munde war, und die Berühmtheit, die Anerkennung bekam, die in jener Zeit Jeder erhielt, von dem es bekannt war, daß Napoleon ihn haßte und verfolgte. Der franzöſiſche Geſandte, der jenes Decret aus Spanien nach Berlin brachte, ließ Stein durch den holländiſchen Geſandten im Vertrauen davon in Kenntniß ſetzen und ihm zu ſchneller Flucht rathen. Stein war, wie immer, raſch entſchloſſen; er ſchrieb an den König, bat ihn, beim Kaiſer Alexander zu vermitteln, daß er ſich ungehindert nach Rußland begeben könne, und reiſte nach Prag, wohin ihm nach einiger Zeit ſeine Familie folgte. Er lebte da ſtill und zufrieden mit den Seinen, hörte mit Gleichmuth, daß die Acht gegen ſein Vermögen mit roher Gewalt vollſtreckt worden, bekam vom König aus Petersburg, woſelbſt dieſer ſich zum Beſuch bei Alexander befand die Nachricht, daß ihm gern ein Aſyl im ruſſiſchen Staate geſtattet würde.

Die Verſuche, ihm ſein Vermögen zu retten, führten nicht zum Ziele. Der Fürſt Primas (Herr von Dalberg), der in Mainz Stein ſeine ewige Dankbarkeit verſichert hatte, wußte geſchickt und mit heuchleriſcher Freundlichkeit auszuweichen, ſobald die Forderung an ihn geſtellt wurde, ſich bei Napoleon für Stein zu verwenden. Dieſer blieb in ſteter Verbindung mit preußiſchen Patrioten: bei dem bevorſtehenden Kriege Frankreichs entwarf Gneiſenau den Plan, eine deutſche Legion zu errichten; er fragte Stein um ſeine Meinung; der ermunterte ihn mit den Worten: „Es iſt jetzt nicht mehr die Rede vom Erhalten, ſondern vom ehrenvollen Fallen und von der Vermeidung der Schmach, die das Syſtem der Lüge und Knechtſchaft vorbereitet.“ Doch theilte er nicht die Hoffnung der öſterreichiſchen Staatsmänner, daß Preußen ſich mit Oeſtreich gegen Frankreich verbünden würde. Seine Befürchtungen erfüllten ſich. Oeſtreich, auf ſich allein angewieſen, unterlag und ſchloß einen Frieden, den Stein übereilt, erniedrigend, verderblich nannte.

Die preußiſche Regierung hatte vor und während des öſterreichiſchen Krieges geſchwankt zwiſchen der Neigung zum Anſchluß an Oeſterreich und zwiſchen der Furcht vor der franzöſiſchen Uebermacht; das war dieſer nicht verborgen geblieben, und nur die Rückſicht auf Rußland und auf den ſpaniſchen Krieg vermochte Napoleon, mit ſeinem Haß gegen Preußen an ſich zu halten, das ſeit Stein's Abgange von Altenſtein und Nagler unter Beyme's Cabinetseinfluß verwaltet wurde; die Verwaltung war keine glückliche. Die Zahlung der Contribution war im Rückſtande geblieben; als Napoleon die Rückſtände gebieteriſch verlangte, wußte Altenſtein keinen Rath; da rief der König Hardenberg, der lehnte aber entſchieden ab, wenn nicht die vorgenannten drei Männer verabſchiedet würden. Endlich willigte der König ein*) und ernannte Hardenberg zum Staatskanzler. Hardenberg wurde

*) Die Verabſchiedung erregte allgemeine Zufriedenheit; eine Grabſchrift, die ſehr verbreitet war und ſelbſt auf den Straßen geſungen wurde, ſollte andeuten, daß man die drei Männer für immer beſeitigt wünſchte. Sie lautete:

Man nehme einen Nagler an,
Der einen Sarg vernageln kann,
Drauf lege man zum Leichenſtein
Den alten böſen alten Stein,
Und endlich pflanz man Beyme (Bäume) drauf,
So ſieht die Todten niemals auf.

Die Berliner waren in früherer Zeit ſehr bei der Hand, mit Witzworten gegen mißliebige Staatsdiener. Als Präſident Scherr nach einem langen Interimiſtikum des Direktor Braak endlich definitiv das Präſidium des Pupillen-Collegiums erhielt, hieß es: Wir haben ſo lange gebraakt und gebraakt und am Ende doch nur Schroen bekommen! (das bedeutet: Wir haben ſo lange Flachs gebrochen und zuletzt doch nur unbrauchbaren Abgang bekommen.) Am ſchärfſten geißelte der Volkswitz den Miniſter Schulenburg, der viel einträgliche Aemter: Curator der königlichen Academie, der General-Wittwenkaſſe, General-Poſtmeiſter, Director der Bank und Münze und Aehnliches in ſich vereinte und nach der öffentlichen Meinung keinem derſelben gewachſen war. Es wurde erzählt, daß bei der Nachricht vom Tode der verwittweten Königin eine Höferin die andere gefragt habe: „Wer wird nu wohl verwittwete Königin werden?“ und daß die andere erwidert: „Wer wird's werden, Schulenburg wird's werden, der wird zu Allens!“

mit frohen Erwartungen begrüßt; es war bekannt, daß Stein ihn einst dem König empfohlen hatte. Der neue Staatskanzler wünschte Stein's Urtheil über den Verwaltungs- und Finanzplan, welchen er entworfen hatte; beide Staatsmänner trafen sich in tiefster Heimlichkeit zu näherer Besprechung in einer einsamen Gebirgshütte an der Grenze Schlesiens und Böhmens. Was sie da verabredeten, ist nie in die Oeffentlichkeit gekommen, doch steht zu befürchten, daß nicht Alles im Stein'schen Sinne ausgeführt worden ist, denn es war Hardenberg's Art, Manches abzuschwächen; er ließ sich von Lieblingen leiten, die zuweilen genial, oft unwürdig waren. Stein hegte damals noch günstige Erwartungen von Hardenberg's Leistungen, obwohl er, der züchtig Strenge, des Staatskanzlers Frivolität und Genußsucht verwerflich fand, eben so seine Schlauheit, die nicht immer ganz ehrenhaft war. „Sehen Sie ihn", sagte er zu einem Freunde, als der Staatskanzler vorüberging, „halb Fuchs, halb Bock!" dennoch war er unzufrieden mit denen, die Hardenberg's Verwaltung streng tadelten; er meinte, es sei patriotischer, in solcher Zeit sich fest an ihn zu schließen. Noch weniger mochte er es dulden, wenn über den König, als dessen Unterthan er sich immer betrachtete, unehrerbietig gesprochen wurde; Gneisenau selbst mußte sich bittere Dinge über eine solche Rede sagen lassen; Stein achtete da kein Ansehn der Person. Einstens, da ein fremder Fürst, dessen Feigheit bekannt war, ihn besuchte und bei der Gelegenheit die preußischen Prinzen hart tadelte, fiel ihm Stein in's Wort und rief zürnend: „Herr, ich weiß nicht, was Sie hierher kommen, um mir in meinem Hause Beleidigungen zu sagen, aber das weiß ich, daß keiner der Prinzen jemals dem Feinde gegenüber hinter der Hecke im Graben gelegen hat!" Da erblaßte der Fürst, unfähig, ein Wort zu erwidern, entfernte er sich schweigend. Stein fühlte sich als Preuße, und deshalb erfüllte es ihn mit stolzer Genugthuung, daß Preußens König jede Zumuthung verwandtschaftlicher Verbindung mit dem französischen Kaiserhause entschieden zurückgewiesen hatte, während die andern deutschen Höfe darnach buhlten, Prinzessinnen aus dem napoleonischen Stamm zu empfangen, oder die eigenen ihnen darzubringen. Der preußische Hof hatte sich rein gehalten von französischem Blute und französischer Frivolität; kalt und keusch in edler Zurückgezogenheit, gering und niedrig, aber nicht erniedrigt. Stein würdigte das, er vermochte es zu würdigen, denn es war sein Sinn und seine That. Man machte ihm den Vorschlag, seine Tochter mit einem Günstling Napoleon's zu verheirathen, um dadurch wieder in den Besitz der confiscirten Güter zu gelangen; er wies den Vorschlag mit Entrüstung zurück. Vergebens verwandten sich seine Freunde, selbst die Kaiserin Marie Louise, für die Rückgabe; Napoleon's Haß war noch nicht befriedigt.

Zwei Jahre hatte Stein im Kreise seiner Familie still und zurückgezogen im Oesterreichischen gelebt, da thürmten sich die drohenden Wolken des langsam heranziehenden französisch-russischen Krieges vor den beiorgten Blicken. Stein sorgte nicht er hoffte; er sprach sich dafür aus, daß Preußen mit aller Entschiedenheit und mit dem Aufraffen seiner letzten Kraft sich an Rußland anschließen müsse. Er schickte dem Staatskanzler die Pläne, die er für diesen Zweck entworfen.

Preußens Politik schwankte. So oft sie nachgebend und schüchtern auftrat, wurde der französische Uebermuth noch brutaler, so oft sie sich ermannte und die Zähne zeigte, zogen die Franzosen die Klauen ein und gebehrdeten sich freundlich. Indessen zogen ihre und die Rheinbundtruppen wie verheerende und verbrennende Heuschreckenschwärme dem Osten näher. Preußen glaubte sich genöthigt, seine Lande dem Durchzuge Preis zu geben, obgleich Scharnhorst nachwies, daß 120,000 Mann sofort schlagfertig aufgestellt werden könnten und für 185,000 vollständige Ausrüstung und Schießbedarf vorhanden wäre. Aber Rußlands zugesagte Hülfe schien unzuverlässig; der König ging ein Bündniß mit Napoleon ein, das ein Drittheil seiner Offiziere, darunter viele der ausgezeichnetsten, wie Scharnhorst, Gneisenau

und Bayern, aus seiner Armee vertrieb. Stein, um seine Meinung über diesen Schritt der Offiziere befragt, sagte: Er könne die nicht tadeln, die ihrem Abscheu gegen die neuen Grundsätze nachgäben, die aber, welche aus ehrenwerthen Gründen blieben, zeigten vielleicht mehr Seelenstärke.

Preußen hatte nur mit höchstem Widerwillen, Oesterreich mit zuvorkommender Hingebung sich Napoleon angeschlossen. Stein fühlte sich jetzt unbehaglich in diesem Staate und suchte Verbindungen in England auf, die ihm diplomatische Thätigkeit daselbst verschaffen sollten. Ehe diese Versuche zu einem Resultate geführt hatten, schrieb Alexander eigenhändig an ihn und lud ihn ein, zu ihm zu kommen. Stein folgte dem Rufe, entschlossen, sich seine Freiheit zu bewahren, dem Kaiser und der deutschen Sache zu dienen, ohne sich durch ein bestimmtes Amt zu binden. Der Kaiser überließ sich seinen Rathschlägen mit vollem Vertrauen und erließ auf seinen Rath an die Deutschen einen Aufruf, sich unter den Fahnen des Vaterlandes und der Ehre zu sammeln. Das Resultat dieses Aufrufs war die Begründung der deutschen Legion, die in den späteren Feldzügen treffliche Dienste leistete; zugleich arbeitete Stein den Plan aus, wie eine allgemeine Erhebung des deutschen Volkes zu organisiren sei. Für geheime Gesellschaften zeigte er keine Neigung, doch meinte er, wenn es wohlgesinnte Personen gäbe, welche Geschmack daran hätten, sollte man sich mit dieser kleinen Schwäche abfinden. Von der Gesellschaft der Tugendfreunde (Tugendbund) sagte er: Sie ist durch ihre guten Absichten achtbar, aber bis jetzt ist von ihren guten Werken noch Nichts erschienen; sie sind in heftigem Zorn gegen die Franzosen, aber ihr Zorn kommt mir vor, wie der Zorn der träumenden Schafe. Dergleichen scharfe und selbst harte Aeußerungen über Verhältnisse und Personen, auch wenn die betreffenden Personen zugegen waren, lagen in Stein's Art oder Unart; man ließ sie sich eher von ihm, als von jedem Andern gefallen; die Größe des Mannes gestattete ihm Vieles, was für Andere unziemlich gewesen wäre, dazu kam, daß er Freimuth nicht allein dulden, sondern selbst ehren konnte. Arndt, den er nach Petersburg berufen hatte, erzählt, daß Major von Stülpnagel, hochverdient um die Bildung der deutschen Legion, durch sein freundliches, schüchternes Wesen Stein unleidlich wurde, weshalb er öfters von ihm sagte: Den hat Gott zum Kanzlisten, nicht zum Soldaten geschaffen, das ist ein langweiliger, matter Kerl! Stülpnagel dagegen klagte gegen Arndt: Ich gehe nicht mehr zu Stein, das ist nicht auszuhalten mit seiner Heftigkeit und Grobheit. Arndt lachte und sagte: So seien Sie mal wieder grob. Das wurde Stülpnagel nun wirklich einmal recht tüchtig. Bald darauf sagte Stein zu Arndt: Der Stülpnagel ist doch so übel nicht, ich habe ihm Unrecht gethan. Später gab er ihm ein sehr anerkennendes Zeugniß über seine Tüchtigkeit und Leistung.

Als die französischen Heere immer tiefer in's Land rückten, die Russen eine Schlacht nach der andern verloren, zuletzt Moskau in Flammen aufging, war Alles in höchster Bestürzung und trostlos. Stein ward heller und blitzender, je dunkler es um ihn her wurde; zündend, anfachend, niederschmetternd oder aufrichtend durch die Donnerkeile seines Grimms, durch die Gluth seiner Begeisterung. Der Kaiser gehoben, getragen durch seine Nähe, stand unerschüttert ihm zur Seite. „Napoleon oder ich, ich oder er!" rief er, „Beide zugleich können wir nicht regieren!" — An den Kronprinzen von Schweden schrieb er: „Lieber uns unter den Trümmern des Reichs begraben, als uns mit dem neuen Attila vergleichen!" — Dem englischen Gesandten eröffnete er: Es sei nicht unmöglich, daß der Feind sich auch Petersburgs bemächtige; er stelle für einen solchen Fall seine ganze Flotte England zur Verfügung, zum Gebrauche gegen den gemeinschaftlichen Feind. Stein aber schrieb an seine Frau voll fröhlicher Zuversicht, ja voller Siegesgewißheit. Er erschien den vornehmen Petersburgern wie ein ausländischer Gott; diese Uneigennützigkeit, diese Furchtlosigkeit, diese spielende Kühnheit, mit dem er Jedem und Jeder seine Meinung sagte, innig und sinnig,

witzig und spitzig, ritzend oder zermalmend, machte ihn dem Kaiser und seiner Gemahlin zum unentbehrlichen Hausfreunde, den Schranzen zu einem Ungethüm, vor dem man Angst hatte und von dem man doch nicht lassen konnte, und das stolze Ungethüm wohnte im Gasthofe zur Demuth.

Stein blieb während der Zeit in steter Verbindung mit England, Schweden und Deutschland und behielt die Fäden in der Hand, aus denen das Seil gedreht werden sollte, den Tyrannen zu binden oder lieber noch zu erwürgen. — Der denkwürdige Winter mit seinem Heer von Verheerungen trat ein, Frost und Hunger fraßen die große Armee, daß nur einzelne abgenagte Glieder davon über die Grenze kamen. Da wurden die vorher Verzagten übermüthig und trotzig; da sprach die Kaiserin-Mutter, die im Unglück muthlos auf Frieden um jeden Preis gedrungen, an der kaiserlichen Tafel in Stein's Gegenwart: „Wenn von dem französischen Heere ein Mann über den Rhein in's Vaterland zurückkehrt, werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein!" Stein sprang auf wie ein gereizter Löwe, bleich vor Zorn rief er mit seiner Donnerstimme: „Eure Majestät haben sehr Unrecht, das zu sagen, und noch dazu vor den Russen, welche den Deutschen so viel verdanken; Sie sollten nicht sagen: Sie würden sich der Deutschen schämen. Sie sollten Ihre Vettern nennen, die deutschen Fürsten!" Stein schwieg und setzte sich nieder, aber seine Brust hob sich noch vor Zorn und sein Athem schnaufte. Alles war todtenstill, Jeder suchte, Keiner fand ein Wort, die lange lastende Pause zu unterbrechen. Die Kaiserin faßte sich zuerst, sie wandte sich mit einem verlegenen Lächeln zu Stein und sprach: Sie haben Recht, Herr Baron, ich danke Ihnen für die Lection. Stein verbeugte sich, ohne zu antworten. Die bald aufgehobene Tafel machte der peinlichen Situation ein Ende.

Stein blieb in der Nähe des Kaisers und von entscheidendem Einfluß auf jede große That, die geschah; er bestimmte ihn zum ausdauernden mit aller Macht fortzuführenden Kampf gegen Frankreich, während die meisten es für gerathen hielten, das unheilbar verwundete Frankreich verbluten zu lassen.

Die russischen Heere näherten sich der Grenze. York schloß die bekannte Convention von Tauroggen. Stein wurde von Alexander mit ausgedehnter Vollmacht versehen, sich in Ost- und Westpreußen an die Spitze der Verwaltung zu stellen und Mittel in Bewegung zu setzen, um den Kampf gegen Frankreich mit Nachdruck zu führen. Das erzeugte mancherlei Mißverhältnisse; rücksichtslos, wo es ein großes Ziel galt, wollte Stein mit aller Energie, die ihm unerläßlich scheinenden Maßregeln sofort durchsetzen, während Civil- und Militair-Behörden und Stände nur direkten Befehlen vom König gehorchen wollten. Solche Befehle aber einzuziehen war unmöglich, da die Verbindung mit Berlin unterbrochen und der freie Wille des Königs gebunden war. Stein erkannte zuletzt, daß seine Stellung, so seine Gegenwart der guten Sache hinderlich war; er räumte den Platz. Vielleicht ist er nie so groß gewesen, als in dieser Nachgiebigkeit; er brachte das größte Opfer, das er je gebracht hat. Im vollen Besitze einer Macht, die seit Jahren sein heißes Verlangen war, gab er freiwillig diese Macht auf mit einer Selbstverleugnung, die kaum ihres Gleichen findet. Auch nach seinem Abgange war das Weben seines gewaltigen Geistes noch fühlbar; er hatte Alles in flutende Bewegung gebracht, die Bewegung wurde zur brausenden Strömung, die unausgesetzt schwellend, Alles überwältigend, durch die deutschen Lande sich wälzte.

Stein kehrte zum Kaiser zurück, der sein Verhalten billigte und ihm wiederholt eine feste dienstliche Stellung anbot. Er zog die Unabhängigkeit vor. Mitten in diesen gewaltigen Sorgen und Freuden behielt er Sinn für die kleinsten, besprach sich schriftlich mit seiner Frau über die kleinen üblen Angewöhnungen der Kinder und ihre Spitze. Am Schluß eines solchen Briefes sagte er: Die Sachen gehen gut. Preisen wir den Himmel, daß wir zu der kleinen Zahl derjenigen gehören, die sich nicht vor dem abscheulichen Tyrannen gebeugt haben.

Der König von Preußen hatte Berlin verlassen und sich nach Breslau begeben; äußerlich noch mit Frankreich befreundet, war sein Herz und sein Volk entschieden zum Kampf auf Leben und Tod. In dieser Zeit ging Stein im Auftrage seines Kaisers zum König, um ihn zu rascher, offener Erklärung zu drängen. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Breslau ging er vom Reisewagen aus in's Schloß, fand den König geneigt, Scharnhorsts sofortige Absendung an Alexander zum Abschluß eines Bündnisses ward zugesagt. Stein fand kein Unterkommen in der überfüllten Stadt, mehrere Gasthöfe wiesen ihn ab, er wurde ungeduldig und zürnte auf der Straße mit lauter Stimme; die erkannte General v. Lützow und bot ihm sein Zimmer, ein Dachstübchen, an; das bezog er. Niemand kümmerte sich um ihn. Dem König war wahrscheinlich sein russisches Auftreten in unlauterer Absicht hinterbracht worden; eifersüchtig auf sein Königliches Ansehen war ihm der, der es beeinträchtigt, unangenehm; Hardenberg besorgte, durch ihn verdrängt zu werden, Anderen war er immer ein Stein des Anstoßes gewesen, so zog sich Alles von ihm zurück, ja Kalkreuth machte den französischen Gesandten auf Stein's bedenkliche Anwesenheit aufmerksam, so daß Jener, um ihn zu beobachten, ein Zimmer, dem Stein'schen gegenüber, miethete, da aber dort kein Verkehr sichtbar wurde, hielt er sich für getäuscht und gab die Beobachtung auf. Unterdessen wurde ein enges Bündniß zwischen Alexander und Friedrich Wilhelm abgeschlossen. Stein sagte darüber: Es war gewagt, denn die preußischen Kräfte waren beschränkt und nicht entwickelt, aber die Entschließung des Königs und seines Volks bleibt immer edel. Es war vortrefflich von ihm, sich den Wünschen seines Volks anzuschließen, heldenmüthig von diesem, mit Strömen von Blut seine Selbstständigkeit wieder zu erkämpfen.

In seinem Dachstübchen erkrankte Stein am Nervenfieber. Prinz und Prinzeß Wilhelm, Blücher, Scharnhorst zeigten innige, thätige Theilnahme. Der König und Hardenberg blieben fern; das dauerte fort, bis Alexander selber kam, da wurde ihm, dem unterdessen Genesenen, eine anständige Wohnung angewiesen, und als Alexander ihn aufsuchte und umarmte, drängte sich Alles nach ihm hin, aber nicht Alle gelangten zu ihm. Dem Einen, der sich melden ließ, wurde erwidert: Seine Thüre stehe nur für ehrliche Leute offen; dem Andern, der durch Hardenberg fragen ließ, ob Stein ihn sehen wolle, ließ er sagen: Das würde er niemals wollen. Hardenberg selbst mußte sich manch hartes Wort über seine Umgebungen sagen lassen, in deren Wahl der Staatskanzler sich öfter so vergriff, daß Stein ihm erklärte, er schäme sich, solche Menschen Kollegen nennen zu müssen. Mit dieser Ansicht stand er nicht vereinzelt da; Gneisenau schrieb ihm in einem vertraulichen Briefe: Der Staatskanzler hört auf Ihren Rath, das Gesindel um ihn her werden Sie wohl verscheuchen. Doch traten vor der Hand Beide in keine nähere Beziehung; je näher man ihnen trat, desto mehr erkannte man ihre Verschiedenheit. Hardenberg, ein schöner, stattlicher Mann, mit allen Formen der Ritterlichkeit, versprach mit Wesen und Worten viel mehr als er hielt; Stein versprach weniger, aber hielt mehr. Er wurde an die Spitze eines Verwaltungs-Raths gestellt, der die von Russen und Preußen besetzten Rheinbundlande interimistisch regierte, bis ihr künftiges Schicksal entschieden war; dazu gehörte auch Sachsen. In diesem schwierigen Verhältniß wurde Stein von den verschiedenartigsten Ansprüchen bestürmt, Forderungen und Anerbietungen, oft unverschämt, oft lächerlich, überboten sich. Zuweilen übermannte ihn Aerger und Zorn, zuweilen half ihm sein Humor durch. Ein Professor schickte ihm das Projekt einer riesengroßen magnetischen Batterie, welche an der Spitze der vaterländischen Heere geführt werden und alle feindlichen Kugeln heranziehen und zersplittern sollte. „Schreiben Sie dem Narren," sagte Stein zu Arndt, „er soll herkommen, sich als Kugel in eine Kanone laden und gegen seinen Magnetberg schießen lassen, damit wir sehen, ob das Ding die Probe aushält." — Wo er Muthlosigkeit, Knechtsinn oder undeutsche Gesinnung fand, schlug er mit der Keule seines Wortes schmetternd darauf los, so daß Alle überrascht

waren über die Gelassenheit, mit der er über Göthe sich aussprach. Der hatte, als der Appellations-Rath Körner von seines Sohnes Theodor Eintritt in's Lützow'sche Freicorps und von seinen fröhlichen Hoffnungen für's deutsche Vaterland gesprochen, zornig ausgerufen: Ja schüttelt nur an Euren Ketten, so viel ihr wollt, der Mann Napoleon ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nimmer zerbrechen, sondern nur noch tiefer in's Fleisch ziehen! Stein sprach, als er davon hörte: Laßt ihn, er ist alt geworden.

Bald darauf wurde ihm eine Auszeichnung zu Theil, auf die er besonderen Werth legte; Napoleon schimpfte ihn im Moniteur, er sagte von ihm: „Der berüchtigte Stein ist der Gegenstand der Verachtung aller ehrlichen Leute", und in dem Bericht über die Bautzener Schlacht hieß es: „Der Kaiser ward in Bautzen von den Einwohnern und Behörden mit den Gefühlen empfangen, welche Verbündete haben mußten, die glücklich sind, sich von dem Stein, Kotzebue und den Kosaken befreit zu sehen." Aber auch von seinen politischen Freunden mußte er sich Tadel gefallen lassen; er war nach ihrer Meinung zu russisch, seine stete Nähe um Alexander schien ihnen für seine Amtsführung hinderlich, ja bedenklich, während er sich sagte, daß seine Entfernung aus dem Hauptquartier bedenklich sein würde; es bedurfte der größten Festigkeit, wenn bei den stets wachsenden Verwickelungen, bei den sich durchkreuzenden Plänen der Selbstsucht eine Einheit erhalten werden sollte, die allein zu Erfolgen führen konnte. Während des Waffenstillstandes hatte sich Stein zu seiner Familie nach Prag begeben, er fand dort Scharnhorst darniederliegend an der bei Lützen erhaltenen Wunde, ihrer nicht achtend war er nach Wien geeilt, um Oesterreich zum Anschluß zu treiben. Kurz vor der Hauptstadt brachte ein Courier Metternichs ihm die dringende Mahnung, umzukehren, Oesterreichs Beitritt sei gesichert, aber die Franzosen dürften von Scharnhorst's Anwesenheit nichts ahnen. Eben so eilig, als er gekommen, kehrte er um, gelangte aber nur bis Prag, dort erlag er der durch die Hast der Reise entzündeten Wunde und starb, ein Opfer seiner Treue und der übertriebenen österreichischen Aengstlichkeit. Stein war tief ergriffen von dem Verlust, den er unersetzlich nannte. Sein Wesen war durch den Gang oder vielmehr die Jagd der Ereignisse, die sein Gemüth in einem steten Fieber erhielten, durch die Kleinheit und Gemeinheit der Staatsmännerchen, mit denen er verkehren mußte, in einen so gereizten Zustand gerathen, daß er allenfalls bei Fremden und Feinden sich zu beherrschen vermochte, aber nicht bei Freunden, und er die am meisten verletzte, die er am meisten liebte, so daß sie zuletzt seinen Umgang mieden. Er scheint sich dieses Zustandes bewußt gewesen zu sein; in einem Briefe an seine Frau schreibt er: Menschenekel und Dintenscheu nehmen täglich bei mir zu. Diese trübe Stimmung trübte sein Urtheil nicht; Metternich charakterisirte er als flach, unmoralisch und doppelsinnig; von Kotzebue, der durch die Presse gegen Frankreich wirkte, urtheilte er: Er entstellt und verdreht geschichtliche Thatsachen, er verzerrt und verkleinert das Große, in ihm liegt kein reiner edler Sinn; von Hardenberg sagte er: Er ist in den Grundsätzen, die sich auf das politische Verhältniß zu Frankreich beziehen, fest und vertrauenerweckend, könnte er sich nur von der Verwaltung des Innern losreißen und in sein Privatleben mehr Sittlichkeit bringen! Vom König von Preußen spricht Stein mit hoher Anerkennung, er nennt ihn den Retter des Feldzugs, dagegen spricht er sein Mißtrauen gegen den Kronprinzen von Schweden bei jeder Gelegenheit aus. Eine Aeußerung in einem Briefe vom 7. August 1813 an den Grafen Münster ist heut noch oder heut wieder sehr beachtenswerth; er sagt: Man sollte Holstein der dänischen Herrschaft entziehen und es Hannover geben; Holstein ist der dänischen Regierung müde und wünscht einen deutschen Regenten — und die Dänen gehören nicht auf das diesseitige Ufer der Eyder; während des Krieges nahmen die Kämpfe, während des Waffenstillstandes nahmen die Rüstungen alle Fibern und Adern in Anspruch; über die künftige Verfassung Deutschlands konnte wenig beschlossen werden, doch wurde viel darüber geredet; Stein hätte am

ließen ein deutsches Reich mit einem Kaiser an der Spitze gelehen, wenn er sich aber Deutschland dachte, geleitet von Franz und Metternich, dann schauderte er. Von der damals auftauchenden Deutschthümelei wollte er nichts wissen, Jahn ließ er nicht vor und auf Eichhorn's wiederholtes Bitten, ihn einführen zu dürfen, rief er: Packt mir den fratzenhaften Kerl vom Leibe! Ein vollständiger Plan, was mit Deutschland werden sollte, war in Stein's Geiste noch nicht aufgegangen; er wußte wohl, daß Oesterreich, dessen Einfluß zu seinem Verdruß nach dem Waffenstillstande in steter Zunahme blieb, es am liebsten unter vielen souveränen kleinen Fürsten gesehen hätte, weil es so die meiste Aussicht hatte, eine, wenn auch durch keine Verfassung sanctionirte, doch durch Intriguen gesicherte Suprematie zu erhalten. Er selbst übte jetzt eine Art von Suprematie über einen großen Theil von Deutschland aus. Sachsen, dessen König dem französischen Interesse treu geblieben war, bis er nach der Schlacht von Leipzig gefangen nach Berlin gebracht wurde, trotz dem Sträuben Oesterreichs, das ihn in Prag haben wollte, — Sachsen und ein großer Theil der übrigen deutschen Länder, dessen Zukunft noch ungewiß und der augenblicklich als herrenlos angesehen wurde, waren unter Stein's Präsidentschaft einer Verwaltung übergeben, die Central-Verwaltung genannt wurde. Die Hauptaufgabe war die Verpflegung der zahlreichen Heere. Stein, in solcher Thätigkeit geübt, wo es Noth that, scharf blickend und scharf strafend, leistete Unglaubliches. Dennoch war diese Thätigkeit für das Ganze und Große zu bedauern; zum Sitz der Central-Verwaltung war Leipzig gewählt worden; dadurch wurde Stein dort festgehalten, nicht ohne Metternichs Einwirken, der mit Verdruß den mächtigen Einfluß Stein's auf Alexander bemerkt hatte. Stein wollte Napoleon vernichten, Metternich hätte gern gesehen, daß Frankreich mächtig geblieben wäre, aber unter der Leitung österreichisch Metternich'scher Rathschläge; daher wurde der Krieg seit Stein's Entfernung aus dem Hauptquartier schlaff und ohne Energie geführt. In den angeknüpften Unterhandlungen mit Frankreich ward diesem eine gebietende Machtstellung zugesichert. Zum Glück war Napoleon's Ungenügsamkeit einem Abschluß hinderlich, dagegen wurde Stein's Rath entgegen ein Separat-Abkommen mit Würtemberg geschlossen und dadurch dessen Mitwirkung gegen Frankreich auf ein Minimum reducirt; ähnlich verfuhr man mit Baden und Hessen-Darmstadt, nur der zweizüngige Dahlberg, damals Großherzog von Frankfurt, entfernte sich im Gefühl seiner Schuld freiwillig. Zwei Jahre vorher hatte er mit heuchlerischen Redensarten bedauert, kein Wort für die Besitznahme der Stein'schen Besitzungen sprechen zu können, jetzt wurde das Seinige Stein's Verwaltung übergeben.

Beim Weiterrücken der Verbündeten wurde Frankfurt a. M. Sitz der Central-Regierung; Stein's Walten, einzelnen Fürsten sehr unbequem, wurde im Allgemeinen so anerkannt, daß hohe Offiziere der verbündeten Heere den in Frankfurt befindlichen Professor der Geschichte und des deutschen Staatsrechts Nicolaus Voigt aufsuchten, um die Frage an ihn zu richten, ob Stein nach den Reichsgesetzen zum deutschen Kaiser gewählt werden könne. Eine Frage, die Voigt, Metternichs ehemaliger Lehrer, unbedingt bejahte, schwerlich zur großen Befriedigung seines ehemaligen Schülers. Stein war aber wenig befriedigt von dem Zustande des Lazarethwesens der verbündeten Armee, dessen Verwaltung man ihm zu all den anderen übertrug, und das er in gewohnter Pflichttreue zu seiner ersten Sorge machte, wie er denn auch bald Ordnung hineinbrachte. Jemehr die Arbeit sich steigerte, desto mehr steigerte sich seine Arbeitskraft; dazu kam das erhebende, erfrischende Gefühl: Frankreich ist gedemüthigt, des Tyrannen Macht gebrochen, bald, bald ist er vernichtet. Beim Vorschreiten in's französische Gebiet wurde auch hier von Stein eine Verwaltung der eroberten Landesstrecken eingeleitet, so daß bald das am linken Rheinufer verwaltete Gebiet gegen 13 Millionen Einwohner umfaßte. Jetzt, dem Hauptquartier näher, verließ er es nur selten, seine stählende Nähe war für Alexander eben so erwünscht, als unerläßlich für die gute Sache, denn selbst Har-

denberg war gleich allen übrigen Diplomaten von Metternich umgarnt und in das Friedensnetz gezogen worden. Stein blieb der Gefeite. Von Langres aus ſchrieb er an ſeine Frau: „Ich richte jetzt Gouvernements in Frankreich ein, trotz Napoleons Achterklärung, ſeiner Polizei und ſeiner Bajonnette, wir müſſen uns niederwerfen vor der Vorſehung, die ſo die Ereigniſſe geleitet hat, nächſt ihr verdanken wir Alles dem Kaiſer Alexander.“ — Alexander verdankte Alles dem unerſchütterlichen Stein; wie ein weicher Sohn an ſeinen feſten Vater, lehnte er ſich an ihn. Die Oeſterreicher nannten ihn unbeſonnen, als er dem Kaiſer einen Plan für die künftige Verwaltung von Paris vorlegte und ſich mit aller Entſchiedenheit gegen einen Waffenſtillſtand erklärte. Blücher's raſchen, aller Berechnung ſpottenden, Befürchtungen eben ſo oft erregendes als zerſtreuendes Draufloßgehen war ihm Labſal. Dabei wirkte er nicht nur in Frankreich, ſondern auch in Deutſchland, ſpornend, ſelbſt peitſchend, wenn's Noth that. Ein deutſcher Regent, der ſeinen übernommenen Verpflichtungen zur Kriegshülfe nicht nachkam, erhielt einen Erlaß, worin ihm eröffnet wurde: Es werde ihm eine achttägige Friſt geſtellt, wäre er bis dahin ſeiner Pflicht nicht nachgekommen, ſo würde ein Kommiſſarius bevollmächtigt werden, die Bewaffnung im ganzen Lande durchzuführen. Stein war deutſcher Kaiſer und machte aus der eitelen Reichshülfe eine eilende; dennoch wären Oeſterreichs und Englands feige Friedensberechnungen vielleicht an's Ziel gekrochen, wenn nicht Blücher, von der großen Armee ſich losreißend, wie ein ſchäumender Bergſtrom ſich auf Paris geworfen und mit dieſem Stoß die hundert Knoten des fein geknüpften Netzes zerriſſen hätte. Sobald die Eroberung der Hauptſtadt bekannt wurde, reiſte Stein dahin ab, gegen den Rath von Hardenberg und aller Diplomaten, auch ſeine Freunde warnten ihn dringend vor der Gefahr, nur von zwei Koſaken begleitet durch ein im Aufſtande begriffenes Land zu reiſen. Stein widerſprach nicht, aber er reiſte und kam ohne Unfall in Paris an. Von da aus ſchrieb er ſeiner Frau: „Der Tyrann hat geendet wie ein Findling. Die unreine, unverſchämte franzöſiſche Race mißbraucht Alexanders Großmuth; es iſt ekelhaft zu ſehen, nachdem ſie ſich mit Verbrechen bedeckt hat, ſpricht ſie von ihrer Biederkeit, ihrer Güte, ihrer Großmuth! — Marie Louiſe kehrt zu ihrem Vater zurück, Jerome geht nach Stuttgart, Joſeph nach der Schweiz, ſo iſt all dieſes Lumpengeſindel zu Boden.“ — Mitten in der zürnenden Freude gedenkt er der Kinder und fragt, was er ihnen von Paris mitbringen ſoll. — Seine Freude war aber nur von kurzer Dauer, er war empört über die Schonung, mit der die Franzoſen behandelt wurden; Alexander gab mehr auf ihr ſchmeichelndes, als auf Stein's murrendes Wort. Der deutſche Entſchädigungsplan, den er entwarf und von dem ſpäter vielfach abgegangen wurde, endete mit den Worten: Jede Verſorgung eines Franzoſen oder eines Corſen in Deutſchland wäre eine Beſchimpfung des Volkes, welche daſſelbe tief verwunden würde. Auch Stein wurde tief verwundet durch Alles, was er ſah und kommen ſah; die Hoffnungen, die er auf die Bourbons ſetzte, gab er mit Schmerzen auf; „ſie ſind unverbeſſert und unverbeſſerlich“, ſagte er. Hardenberg's Leichtſinn, mit dem er die Acquiſitionen Englands und Frankreichs zugeſtand, ehe die Preußens bewilligt waren, empörte ihn. Ihre Verweiſung auf den Wiener Congreß bekümmerte ihn tief; Alexander war nicht mehr derſelbe, der Weihrauch war ihm Bedürfniß geworden, Stein aber war nicht der Mann, ſolche Bedürfniſſe zu befriedigen. Zum Glück hatte er keine Zeit, ſich ſchmerzlichen Gefühlen hinzugeben, jede Minute ſeiner Zeit war in Anſpruch genommen, die Arbeitslaſt, die auf ihm lag hätte jeden anderen überwältigt, er überwältigte ſie auf ſeine Weiſe. Davon nur zwei Beiſpiele: der Bürgermeiſter Smidt aus Bremen, den er hochachtete, hatte ihm einen Beamten, Eichhorn, ſpäter Generalprokurator in Berlin, als höchſt rechtlich und fähig zur Anſtellung empfohlen. Er ſandte Eichhorn zu ihm, um ſich Beſcheid zu holen. Eine Minute darauf kam der ſchon wieder und ſagte: Stein verlange eine Zeile von Smidt, er habe ſo viel zu thun, daß er ſich der Einzelnen nicht erinnern könne. Smidt

schrieb die Zeile, Eichhorn ging und kam nach zwei Minuten schon wieder. Stein hatte darunter geschrieben: „In den Rheinlanden vortheilhaft anzustellen," und hatte ihm gesagt: „Reisen Sie sogleich nach Koblenz und überreichen Sie diesen Zettel dem General-Gouverneur Grumer." Das geschah. Eichhorn wurde sofort angestellt. Ein anderes Mal klagte Smidt, daß ein Graf Reisach in Bremen als Kommissar des Central-Departements auftrete und die Stadt brandschatze, und fragte, was dagegen zu thun sei. „Stecken Sie ihn in's Loch!" antwortete Stein und ging zu einem anderen Geschäfte über. Das geschah. Reisach entzog sich dem Gefängniß durch die Flucht. Man war ihn los.

Der Friede wurde geschlossen, Deutschlands künftiges Geschick mit den zwei Zeilen abgefertigt: Die Staaten Deutschlands sollen unabhängig und durch eine Bundesverbindung vereinigt sein. Ein Congreß in Wien sollte alles Nähere bestimmen und ausgleichen. Stein's amtliche Thätigkeit war beendet, die Central-Verwaltung, nur für den Krieg berechnet, hörte mit dem Frieden auf. Stein weissagte ihm eine kurze Dauer; nach seiner Ueberzeugung ließ der Leichtsinn des französischen Volkes neue ruhestörende Bewegungen erwarten. Er sehnte sich aus dem bunten unlautern Pariser Treiben nach der Heimath und bat Alexander um seine Entlassung; der fragte, was er für ihn thun könne? Stein verlangte Nichts, sagte aber zu, als der Kaiser ihn bat, daß er nach Wien zum Congreß kommen möge. Bei seiner Heimkehr in's Vaterland wurde Stein wie ein Befreier begrüßt, Jeder erwartete Großes von seinem Einfluß in Wien. Am 15. September traf Stein daselbst als Privatmann ein; in russische Dienste mochte er nicht treten; preußische hätten ihm wohl zugesagt, aber in Preußen dominirte Hardenberg fast unbeschränkt. Stein hätte dort nur durch seine Vermittelung mit dem König verkehren können und mußte sich doch sagen, daß er nur durch unmittelbare Einwirkung erreichen konnte, was Noth that. So hatte er in Wien nur die Stellung, die das Vertrauen des Kaisers und seine eigene Persönlichkeit ihm gewährten. Während des Krieges hatte die Gefahr alle Förmlichkeiten bei Seite geschoben, weil jede Förmlichkeit Zeit kostete, und Zeit im Kriege der allerkostbarste Artikel ist. Der Mangel einer amtlichen Stellung war da für Stein nicht fühlbar gewesen; in Wien war das anders; Alles ging jetzt seinen geregelten Gang. Alexander mußte viel mit anderen Räthen verkehren, weil sie im Rathe saßen, dadurch gewöhnte er sich nach und nach an ihren Rath. Dazu kam, daß einer derselben, Czartoryski, Alexander's Jugendfreund, seine Theilnahme für Polens Schicksal gewann, zu dessen Wiederherstellung der Kaiser sich berufen glaubte, um das Unrecht zu sühnen, das seine Großmutter dem Volke angethan. Stein erwartete Nichts von den Polen als neue Verwickelungen und wurde durch seinen ausdauernden Widerspruch seinem kaiserlichen Freunde zuletzt unbehaglich. Unbehaglich war er den Meisten durch seine starre Redlichkeit, durch die rücksichtslose Wahrhaftigkeit, die jede Sache und jeden Menschen beim rechten Namen nannte; aber eben dadurch übte er eine Macht aus, der sich das ganze Heer von großen und kleinen Diplomaten oft unwillkürlich und unwillig unterwarf. Dahlberg, der, in Deutschland geächtet, in Frankreich sich durchgeschmiegt und geschmeichelt hatte, war zweiter französischer Gesandter beim Congreß und ließ sich als solcher bei Stein melden. „Komme er als Gesandter, so werde er ihn annehmen, komme er als Herr von Dahlberg, so werde er ihn die Treppe hinunterschmeißen lassen," ließ ihm Stein sagen und machte ihn dadurch in der Gesellschaft unmöglich. Die Zukunft Sachsens, das von Rußland und Preußen für den letzteren Staat bestimmt war, nach Absicht der übrigen Mächte aber seinem bisherigen König verbleiben sollte, erregte viele Kämpfe; es war bisher von Rußland verwaltet worden. Stein machte Alexander den Vorschlag, die Verwaltung an Preußen zu übergeben, um dadurch dieser Macht die völlige Besitzergreifung zu erleichtern. Jener ging darauf ein, die Besitznahme erfolgte durch preußische Behörden zur großen Mißstimmung der Sachsen. Als bald darauf Napoleon von der Insel Elba entwich, stand unter den preußischen Adlern der Amtsgebäude:

Warte, Kukuk, warte.
Jetzt kommt Bonaparte,
Der wird schon wieder holen,
Was Du uns hast gestohlen.
Du denkst, wir sind jetzt Preußen ꝛc.

Oesterreich hatte unter der Maske der Freundschaft und Traulichkeit gegen Preußen und Rußland unterdeß hinterlistig mit Frankreich und England ein Bündniß geschlossen, das gegen jene beiden Mächte gerichtet war, und das ihm drei Monate lang ein Geheimniß blieb. Stein ahnte die Treulosigkeit und theilte seinen Verdacht dem russischen Kaiser mit; dieser mochte nicht daran glauben, obgleich er Metternich nicht traute und ihn so wenig leiden konnte, daß er seine Gesellschaften nie besuchte. Sämmtliche Russen folgten dem Beispiele ihres Kaisers. Diese Zerrissenheit derer, die vor der Welt nur von Innigkeit und Einigkeit sprachen, die Kleinheit und Gemeinheit der Führer ekelten Stein an; er war im Begriff, den Congreß zu verlassen, ehe er noch beendet war. Da machte der Schritt, mit dem der von Elba entwichene Napoleon den französischen Boden betrat, diesen schwankenden Verhältnissen ein plötzliches Ende. Die gekrönten Häupter fühlten die Kronen auf ihren Häuptern wackeln und faßten erschrocken danach. Die Mächte, die bisher nur um Macht und namentlich um Seelen*) sich gezankt hatten, als gelte es ihre eigenen, die wurden plötzlich ein Herz und eine Seele. Napoleon wurde in die Acht erklärt (sieben Jahre vorher hatte er Stein in die Acht erklärt!). Alexander gab seine Abneigung gegen Metternich auf und conferirte wieder mit ihm. Als Napoleon an der Spitze der Armee in Paris eingezogen war, war er vor Allem bemüht, die Verbündeten zu entzweien, und schickte deshalb an Alexander das Document des verrätherischen Bündnisses, das Metternich hinter dessen Rücken mit Frankreich abgeschlossen hatte. Alexander gerieth in große Aufregung, ließ Stein rufen und sagte ihm: „Ich habe nach Metternich geschickt; Sie sollen Zeuge sein von dem, was ich thun werde!" Nachdem Metternich gekommen, zeigte ihm Alexander das Document und fragte ihn, ob er es kenne. Metternich wurde nicht roth, fand aber doch kein Wort. Es war sichtbar, daß er eins suchte; aber ehe er es gefunden, sagte Alexander: „So lange wir leben, soll nie von diesem Gegenstand die Rede sein, wir haben jetzt andere Dinge zu thun. Napoleon ist zurückgekehrt, unser Bündniß muß deshalb fester sein als je." Mit diesen Worten warf er das Papier in's Kaminfeuer, wartete, bis es von der Flamme verzehrt war, verbeugte sich und verließ schweigend das Zimmer. Auch Stein und Metternich gingen schweigend nach Hause.

Stein, dem vielbewährten Verpfleger großer Armeen, wurde auch jetzt wieder die Ernährung der Verbündeten übergeben. Alexanders Aufforderung, auch diesmal in dessen unmittelbarer Nähe zu bleiben, lehnte er entschieden ab. Alexander war schwankender, zugänglicher für höfische Rathgeber und Schmeichler geworden, Stein aber konnte wohl beugen, doch nur Andere, nicht sich. Sein Rücktritt war den Diplomaten erwünscht, es gab keinen, der durch seine starre, oft alle Formen verletzende Gradheit nicht verletzt, oder doch in Verlegenheit gesetzt worden war. Einst während der Tafel eines solchen fuhr Fürst Wrede vor, der sich immer an Frankreich herangedrängt hatte, weil er da Begünstigung der baier'schen Vergrößerungsgelüste fand. Als der Wirth aufstand, um ihn zu empfangen, stand auch Stein auf, beorderte, daß sein Wagen angespannt würde, und sagte laut: „Mit einem solchen Franzosen-

*) Nach der Zahl der Seelen, d. h. der Einwohner, wurden die Ansprüche ausgeglichen, die gemacht oder befriedigt wurden; Keiner bekam so viel, als er forderte, aber Alle doch Etwas; nur der König von Dänemark, der sich zu spät zum Bunde gegen Frankreich entschlossen hatte, verlor Norwegen an Schweden ohne irgend eine Entschädigung. Er hatte in seinem Wesen viel Einnehmendes; als ihm nun einst Tages Metternich sagte: „Ew. Majestät gewinnen alle Herzen!" erwiderte er lächelnd: „Aber nicht eine Seele!"

trabanten mag ich nicht in einem Zimmer sein!" Mit gleicher Offenheit und Geradheit benahm er sich gegen seine besten Freunde. Gneisenau hatte die Zusicherung erhalten, mit Grundbesitz dotirt zu werden, er wandte sich an Stein, daß der ihm den Johannisberg zuwandte. Stein erwiderte ihm ganz kurz, er habe diesen Wunsch dem Staatskanzler mitgetheilt, da seine Wünsche mit Gneisenau's Wünschen nicht übereinstimmten. Dieser erwiderte Nichts darauf, theilte später an Stein die Nachricht von dem herrlichen Siege bei Belle-Alliance mit, und sagte ihm dabei offen, aber nicht gereizt, Stein hätte ihm früher zugesagt, ihm bei einer Dotation behülflich zu sein, er hätte ihm das nicht versprechen, oder nicht so antworten sollen. „Doch wollen wir davon schweigen und uns des neuen allergrößten Sieges nur freuen, den wir so eben erfahren haben." Stein gesteht nun in seiner Antwort offen, daß ihm selbst der Johannisberg zugesagt worden sei. Das Verhältniß beider Ehrenmänner wurde dadurch nicht getrübt, den Berg aber mit seinem einzigen Rebensaft bekam Keiner von Beiden, Metternich behielt ihn selbst.

Stein's Gesundheit forderte dringend eine Zeit der Erholung, er suchte und fand sie im Nassau'schen, folgte aber der dringenden Einladung Hardenbergs, nach Paris zu kommen, um sich dort bei dem Friedensgeschäft zu betheiligen. „Sie sind uns durchaus nöthig!" schrieb der Staatskanzler. Stein fand wenig Befriedigung. Alexander war immer noch geneigt, den Franzosen gegenüber sich gütig und großmüthig zu zeigen; jede Macht suchte auch jetzt wieder Vortheile für sich zu erlangen, ohne Rücksicht auf das Beste des Ganzen, darin nur schienen Alle einig zu sein, Preußen verwundbar zu erhalten. Stein wurde zuletzt so erbittert, daß er abreiste, ehe die Verhandlungen zum Schluß gekommen waren. Anträge, die ihm österreichischer und preußischer Seits gemacht wurden, von jener Seite als Verwaltungs-Minister, von dieser als Gesandter am neu zu errichtenden Bundestage einzutreten, führten zu keinem Resultate; er hatte, wie Pertz in seinem gründlichen, gelehrten, hier vielfach benutzten Werke: Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein, sagte, sein Aktenleben abgeschlossen, aber selbst in der Trauer um das Fehlschlagen seiner liebsten Hoffnungen der Vorsehung gläubig vertrauend, hielt er sein Auge fortwährend auf alle bedeutenden Erscheinungen der Zeit gerichtet; seinen Freimuth, seine Verachtung aller Frivolität, seinen strafenden Zorn gegen die Sünder, und wären es gekrönte, sich bewahrend. Einst hatte der Großherzog von Weimar während der Tafel in leichtfertiger Weise schlüpfrige Anekdoten erzählt; Stein schwieg finsterblickend, der Herzog bemerkte es und sagte lächelnd zu ihm: „Sie werden auch nicht wie ein Joseph gelebt haben?" Da erwiderte Stein sehr ernst: „Ich habe immer sittlich gelebt und habe immer einen Abscheu vor schmutzigen Gesprächen gehabt, und halte es für sehr unrecht, daß ein deutscher Fürst so etwas vor jungen Offizieren erzählt." Da entstand eine Todtenstille — beim Nachhausegehen sagte der Oberst v. Ende: „Ich wollte lieber das Feuer einer Batterie aushalten, als solche Reden."

Auf sittliche Reinheit legte Stein hohen Werth, ja den höchsten; er sagte von Friedrich Wilhelm dem Dritten: Er ist der erste und beste von allen Fürsten, er ist ganz wahr und treu und ehrlich. Mit Arndt blieb er im steten herzlichen Verkehr, er freute sich seines derben gesunden Humors und duldete von ihm Manches, was er keinem Andern gestattete. Von eigentlich staatsmännischer Thätigkeit hielt er sich fern, doch war er mit bedeutenden Staatsmännern in stetem geistigen Verkehr und dadurch nie ohne Einwirkung; seine Hauptthätigkeit widmete er aber einer Sammlung deutscher Quellen-Schriftsteller, die unter dem Titel monumenta Germaniae erschien. Für dies Unternehmen stiftete er einen Verein, dem er Behörden und Privatmänner, Fürsten und Gelehrte gewann, und dem er bedeutende Geldopfer brachte; Liebe zum Vaterlande durch Kenntniß seiner Geschichte zu beleben, war sein Ziel. Zugleich wandte er unausgesetzte Aufmerksamkeit auf die Verbesserung seiner Güter, die Herrschaft Birnbaum im Posenschen war ihm zu entlegen, er vertauschte sie aus besonderer Vor-

liebe für Westphalen mit der Domaine Kappenberg bei Münster, schlug in Kappenberg seinen Wohnsitz auf und blieb daselbst bis zu seinem Tode. Bei dem Tauschgeschäft bewährte er seine beiden hervorstechendsten Eigenschaften: Raschheit und Redlichkeit. Er erwiderte dem Königlichen Commissarius, dem späteren Minister v. Bodelschwingh, der damals noch Referendarius war, auf dessen Mittheilung, daß der König befohlen habe, ihm in jeder Weise zuvorzukommen, und er deshalb seine Wünsche aussprechen möge: „Ich habe nur zwei, machen Sie, daß das Ding ein Ende hat, und sorgen Sie, daß ich keinen Geldvortheil dabei habe.“ Diese Geradheit konnte im ersten Augenblick etwas Verletzendes haben; als Perthes, auf einer Geschäftsreise nach Wien begriffen, Stein besuchte, fragte dieser ihn: „Was wollen Sie in Wien, und was wollen Sie bei mir?“ Er durfte so fragen, denn für Müßige, Neugierige hatte er keine Zeit, dagegen stets für Freunde, für Bedürftige. Seine Geradheit blieb bei zunehmendem Alter dieselbe, seine Schroffheit nahm ab. Wie bei edlem Wein milderte sich, je älter er wurde, die herbe Säure, die sonst wohl selbst seinen Freunden Scheu und Schauder einflößte; er wurde immer schöner, als das Greisenalter sich nahte, das Haar Silberschein erhielt und das Auge, das sonst wie Sonne flammte, wie Blitze sengte, jetzt gleich dem Mondschein leuchtete.

Im 62. Jahre seines Alters verlor er seine Gattin. Der Inhalt ihres ganzen Lebens war Glaube in Liebe thätig, sagte er von ihr. Dieser Verlust beugte ihn tief, aber er erdrückte ihn nicht; seinen Töchtern (Söhne hatte er nie) lebte er um so treuer, je mehr er vereinsamte. Doch empfand er das Vereinsamen schmerzlich, einem Freunde schrieb er: „Es gehört zu den empfindlichsten Uebeln des Alters, seine Freunde um sich hinscheiden zu sehen und mitten in einem neuen Geschlecht allein zu stehen, mit dessen Geschichte, Gesinnungen, Ansichten man ganz fremd ist.“ Nicht ohne Betrübniß, ja nicht ohne Bitterkeit äußerte er sich über Hardenberg's stets zunehmende Charakterschwäche, die in gleichem Maße sich steigerte, wie seine Herrschsucht und seine Verschwendung. Meine Abneigung gegen den Staatskanzler, äußerte er gegen Gagern, beruht nicht auf einer einzelnen Thatsache, sondern auf seiner Lasterhaftigkeit, seiner scandalösen Lüderlichkeit, wodurch er zur schlechten Gesellschaft hingezogen wurde; seinen Stolz, der ihn veranlaßte, alle tüchtigen selbstständigen Männer von den Geschäften zu entfernen und mittelmäßige oder nichtswürdige zu wählen, seiner Falschheit, die verhinderte, daß er nie eine dauernde Freundschaft knüpfte, seiner Verschwendung des öffentlichen Vermögens,*) seinem Leichtsinn und seiner Oberflächlichkeit.

Mit scharfer Lauge ätzte er die Büreaukratie. Mögen die Abgaben fallen oder steigen, sagte er, man zerstöre alte hergebrachte Rechte oder lasse sie bestehen, man theoretisire alle Bauern zu Tagelöhnern, man substituire an die Stelle der Hörigkeit an die Gutsherrn, die Hörigkeit an die Juden und an die Wucherer, alles das kümmert sie nicht. Sie erheben ihr Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben im stillen, mit wohlverschlossenen Thüren versehenen Büreau, unbekannt, unbemerkt und erziehen zugleich brauchbare Schreibmaschinen. Eine Maschinerie, die militairische, sah ich fallen 1806, am 14. October, vielleicht wird auch die Schreib-Maschinerie ihren 14. October haben.

*) Hardenberg hatte sich ausbedungen, daß er kein Gehalt, sondern nur so viel aus der Staatskasse nehmen könnte, als ihm seine Haushaltung koste; da diese aber enorm viel kostete, machte die Centralle der Finanzen ihm den Vorschlag, statt des unbestimmten Betrages ein Pauschquantum von jährlich 80,000 Thalern zu nehmen, er wollte aber nicht darauf eingehen. Nach seinem Tode meldete sich der Doctor Koreff mit einer Forderung von 30,000 Thalern, er hatte eine Anweisung Hardenbergs auf diese Summe für eine Sammlung, die dieser von ihm für den Staat angekauft haben wollte. Da keiner wissenschaftlichen Behörde etwas davon bekannt war, sollte Koreff die Sammlung namhaft machen: das vermochte er nicht, sondern erklärte, Hardenberg habe ihm mit jener Summe ein Geschenk machen wollen! Einem Herrn v. K. bestimmte man eine Reihe von Jahren monatlich 50 Friedrichsd'or, damit er in Paris Französisch lernte, um künftig in der Diplomatie thätig sein zu können und kaufte ihm, als dazu gar keine Aussicht war, seine Ansprüche mit 14,000 Thaler. ab.

Zum Landtags-Kommissarius in Westphalen berufen, verwaltete er sein Amt mit der gewohnten Pflichttreue, ohne Rücksichtnahme nach oben und unten. Ein Augenzeuge erzählt: Wenn er in den Saal trat, wurde Alles athemlos still, sein Blick genügte, um, wenn während der Versammlung einmal geflüstert wurde, das tiefste Schweigen hervorzubringen; der Klingel bedurfte er nie. Ein Gastwirth unter den Landständen, mit Stein dadurch bekannt, daß dieser immer bei ihm einkehrte, fragte ihn, was er nun zu thun habe; hinsetzen und hören, was klügere Männer sagen, war die Antwort. Der Gastwirth überreichte im Laufe der Verhandlungen eine lange Petition über Stahl. Ehe Jener sie nimmt, fragt er den Primten: „Was ist Stahl? wozu braucht man Stahl?" Als der Unwissende schweigt, reißt ihm Stein die Petition aus der Hand, reißt sie mitten durch und ruft: „Künftig überreichen Sie mir nur Petitionen über Dinge, die Sie verstehen."

In seiner Geschäftsthätigkeit, in der Kraft und Klarheit seines Geistes zeigten sich keine Spuren des Alters; körperlich nahm er's wahr; es betrübte ihn nicht. Ich freue mich, alt zu sein, schrieb er an Arndt, täglich lösen sich die Bande, die an das Leben fesseln; mich verlangt daheim zu sein bei den Geliebten, die vor mir hingezogen sind. Dennoch folgte er der Aufforderung des Königs, bei den Arbeiten des Staatsraths in Berlin sich zu betheiligen, dabei behielt er Zeit und Neigung, thätig zu sein für Menschen und Zustände der verschiedensten Art, für das Schicksal Griechenlands oder das Fortkommen eines Gartengehülfen, für die Gesetzgebung der Monarchie oder das Zustandekommen eines ländlichen Krankenhauses, für die Verbesserung des Gefängnißwesens oder den Schulbesuch eines armen Kindes; geleitet von seinen Segenswünschen ging Gneisenau's Schwiegersohn, der Major Scharnhorst, nach Griechenland mit einem Briefe Stein's an Capodistria so voll Jugendwärme, Manneskraft und Geistesweisheit, daß man nicht wußte, was vorherrschte. Selbst Krankheiten, die ihn jetzt häufiger heimsuchten, durften ihn in seiner Pflichterfüllung kaum stören. Krankheit, sagte er, lehrt Geduld, sie gehört zu den Erziehungsanstalten, die das ganze Leben ausfüllen; also wollen wir sie mit Dank annehmen und nach ihrer Bestimmung benutzen. Die Gelassenheit, die er im Leiden forderte und übte, verließ ihn völlig der Schlechtigkeit und Gemeinheit gegenüber. In Coblenz beim commandirenden General von Borstell wurde ihm Graf Reisach vorgestellt; Stein sah ihn von oben bis unten an, als schwebe ihm eine dunkle Erinnerung vor und rief dann plötzlich in heftigem Zorn: „Sie sind kein Graf Reisach! Wie können Sie sich unterstehen, mir unter die Augen zu kommen? Scheren Sie Sich nach Baiern und reinigen Sie Sich erst von Ihren Spitzbübereien." Reisach erwiderte: „Excellenz werden verzeihen, Se. Majestät der König haben mich hier als Ober-Archivar angestellt!" „Das ist mir alles einerlei," rief Stein, „wäre ich König, hätte ich Sie in Ketten und Banden werfen lassen." Dann wandte er sich zum General und sagte: „Mit dem Menschen kann ich nicht in einem Zimmer sein. Der oder ich, einer muß hinaus." Da ging Reisach. Stein erzählte nun, wie Reisach in Baiern wegen grober Betrügereien seines Adels verlustig erklärt worden. — Die Sache machte allgemeines Aufsehen; der Minister, der sich Reisach's als Gehülfen bei der geheimen Polizei bediente, suchte ihn zu halten. Der Ober-Präsident Bodelschwingh erklärte aber mit aller Entschiedenheit: Man könne ihm nicht zumuthen, mit einem so niederträchtigen Menschen in Geschäftsverbindung zu stehen; da wurde er entfernt. Furcht kannte Stein nicht, nicht vor dem Herrscher, nicht vor dem Haufen. Als im Jahre 1830 das Gesindel Schlösser und Fabriken stürmte und plünderte, wurde auch Kapponberg bedroht. Er ließ seinen Oberförster rufen, sagte ihm: Ich habe Nachricht, daß heut Abend 500 Mann aus dem Kirchspiel Bork uns überfallen werden; laden Sie Ihre und meine Gewehre, wir wollen uns wehren, bis auf den letzten Mann. Als der Oberförster ihm sagte, er käme aus Bork, wohl hätten einzelne Betrunkene solche Reden geführt, die Besonnenen aber hätten sie mit Entrüstung zur Ordnung gewiesen, sagte Stein: Mein

Haus ist eine kleine Festung, wir hätten aus den Fenstern hundert Mann erschießen, ehe einer von uns gefallen wäre, dann sollten sie wohl Reißaus genommen haben. — Stein war damals 73 Jahre alt. Diese Stein'sche Art war selbst den Frauenzimmern der Familie eigen. Das Kloster, in dem Stein's Schwester Aebtissin war, wurde bei einem Aufruhr mit Niederbrennen bedroht; seine Schwester schrieb ihm: Gott schützt, ich fürchte mich nicht. Er schrieb das voll Freude an Arndt und dazu die Worte: Erzählen Sie das doch den alten Weibern in Hosen.

Während alle seine Gefühle milder, abgeklärter wurden, behielt sein Franzosenhaß dieselbe Stärke, ja Wildheit; er sagte zu Bodelschwingh: Ich hasse die Franzosen, soweit es christlich erlaubt ist, zu hassen, das heißt, ich wollte, daß sie alle der Teufel holte! und als Jener lächelnd erwiderte: Das ist eine etwas weit gehende christliche Licenz, sagte er: Mag sein, ich kann mir nicht helfen. — Die Sorge, daß für Deutschland aus Frankreich her eine neue Zeit der Drangsal und der Schmach kommen könne, war das Einzige, was seinen Blick zuweilen trübte, der außerdem immer heller und heiterer wurde, je härter der Tod mit seinem Knochenfinger anklopfte. Wenn bei anderen Greisen wohl die Grämlichkeit des Alters ihnen und ihren Umgebungen das Leben verdüsterte, so wurde das seine immer freundlicher, seine Seelenstimmung immer verjüngter; er war zu seinem Gott vergnügt; so vergnügt starb er auch.

Am Tage vor seinem Tode sagte er: Gott wird mir nach einem so reich gesegneten Leben gewiß auch die Gnade verleihen, mich zur rechten Zeit abzurufen. Er aß mit Appetit, ließ seinen Geschäftsführer, den treuen Förster kommen, sagte ihm, wenn er gestorben sei, möge er Alles, was er hier auf dem Schreibtisch finde, hineinlegen, das Pult abschließen und die Schlüssel seinen Kindern übergeben. Nachmittags wurde er sehr müde und legte sich um halb 8 Uhr schon zu Bette, seine Haushälterin und Pflegerin blieb an seinem Lager. Er schlief abwechselnd, nach Mitternacht war er verwundert, daß sie noch bei ihm war und sagte: Ich bin nicht krank, gehen Sie zu Bette; ich fühle ein Wohlleben, eine Glückseligkeit, die nicht zu beschreiben ist. Am andern Morgen fühlte er sein Ende nahen, ließ die ganze Dienerschaft kommen, nahm Abschied von ihnen, vergab ihnen, wo sie gefehlt, und bat, sie möchten auch ihm vergeben. Dem jungen Förster, der weinend von ihm ging, rief er nach: Und bricht der Krieg aus, so schlagen Sie Sich wie ein guter Preuße für König und Vaterland!

Er verlangte darauf nach dem heiligen Abendmahl; nachdem es ihm der Prediger gereicht hatte, unterhielt er sich noch längere Zeit mit ihm über Glaubenssachen; der Kirche, sprach er, droht Gefahr von Frankreich her, ihre Diener müssen auf ihrer Hut sein. Gott hat sie bisher geschützt, er wird sie ferner schützen. Darauf fiel er in einen sanften Schlummer und lag lange still. Gegen 6 Uhr Abends wandte er sich auf die andere Seite und holte tief Athem. Der Athem stand still. Er hatte vollendet.

Stein's Persönlichkeit hatte nichts Imponirendes, seine Gestalt war gedrungen und kaum mittelgroß, sein Blick hatte nicht das Prophetische, das man wohl von Männern seiner Art erwartete; er machte beim ersten Anblick den Eindruck eines wackern Land- oder Forstmannes. Seine Nase war stark und groß und ein wenig gebogen; ein Einschnitt an ihrer Wurzel und die etwas weiten Nasenflügel deuteten an, daß der Zorn Mitarbeiter an dieser Formation gewesen; das kräftig gebaute Kinn und die festgeschlossenen Lippen bekundeten eine männliche, fast starre Willenskraft, während auf der schönen gewölbten Stirn eine Heiterkeit wehete, die im Widerspruch mit dem untern Theil der Züge zu stehen schien. Seine Stimme war nicht wohltönend, hatte aber einen durchdringenden Klang und ging im Affect durch Mark und Bein. Wenn er sprach, fühlte man jedem Wort an, daß es Gewicht hatte und hörte deshalb theilnehmend zu, selbst wenn man im Nebenzimmer war und

den Redner nicht kannte und nicht sah; ihm persönlich gegenüber mußte man zuhören; wie die Schlange den Vogel durch ihren Blick gebannt hält, so hielt Stein den Zuhörer gebannt; sein Blick drang bis in's Innerste und man hätte sich nicht getraut, mit etwas Anderem beschäftigt zu sein, als mit dem, wovon er sprach, aus Furcht, er würde das sofort sehen und rügen. Er war so gewaltig, daß er nicht nur seinen Feinden, sondern selbst seinen Freunden oft unbequem war; man war ihm gegenüber nie sein eigener Herr, sondern stand zu ihm in einer Art Dienstverhältniß und es gehörte der Drang der Noth oder die demüthige Unterordnung hingebendster Liebe dazu, um sich diesem Verhältniß nicht zu entziehen. Daher mochte es auch kommen, daß er von den Herrschern nur in Drangsal gerufen, aber, wenn das vorüber war, nicht von Neuem berufen wurde. Alle Parteien sammeln jetzt zu einem großartigen Denkmal für ihn. Er gehörte keiner Partei an, er gehörte zu der kleinen Zahl der Gerechten.

Hohen-Peißenberg.

Von Carl Schultes.

Von der Merkwürdigkeit des Hohen-Peißenberges bekommt man erst einen Begriff, wenn man denselben erstiegen. — Fünf Stunden von den Ausläufen der bayerischen Alpen entfernt, hart an der Grenze von Altbayern und Schwaben, erhebt sich plötzlich in wenig wellenförmigem Terrain circa 1200 Fuß über dasselbe dieser Berg, der sich wie ein ungeheurer von einem Titanen aus den Alpen herausgeschleuderter Felsblock ausnimmt.

Von der Höhe des Peißenberges überficht man die ganze prachtvolle bayerische Alpenkette, den schönen Staremberger- und den Ammer-See, einige vierzig Dörfer, Flecken, Städtchen und Städte, von denen Freysing wohl der entfernteste Ort ist. Einige wollen mit dem prachtvollen „Frauenhofer", der sich im Pfarrhause (das zu meteorologischen und ökonomischen Beobachtungen eingerichtet ist) befindet, den Mauinsthurm in Landshut, auf 15 Stunden weit gesehen haben. Der weiteste Fernblick ist aber, natürlich mit dem Perspektiv, das Fichtelgebirge, welches dem Hohen-Peißenberge über 80 Stunden fern liegt.

Während gegen Osten und Westen das Terrain um den Berg wellenförmig sich gestaltet, ist es gegen Norden und Süden flacher, und es ziehen sich in letzteren Richtungen ungeheure Waldungen, besonders im Süden bis an den Fuß des Berges heran, von denen der Forsteurieberforst (im Nordosten) 43,300 und die im Süden liegenden Forsten: der Benediktbeurer 43,000 und der Mittenwalder (im Gebirge) gar 127,912 bayerische Tagwerke mißt.

Auf der Höhe des Hohen-Peißenberges befindet sich als Anbau ein schönes Pfarrhaus mit kleiner Kirche, einige Wirthschaftsgebäude, und hart am Pfarrhause ein kleiner Friedhof. Auf diesem kleinen Gottesacker fand der Berichterstatter im Jahre 1846, an der Blechtafel eines halbversunkenen Holzkreuzes eine Inschrift, welche in ihrer unendlichen Einfachheit auch für das ganze menschliche Leben und Streben den Nagel auf den Kopf trifft, und die man wohl als eine „denkwürdige" bezeichnen darf. Sie lautet:

„Wie ist der Mensch doch so bloß und verwegen,
Er will in den Himmel und — stirbet dagegen!" —

Kein Name kündet, wer unter diesem Rasen ruht.

Sicher war es ein hartes Gemüth, dem einst vielleicht sein Pfarrherr oder Lehrer diese Worte, welche als Grabschrift der halben Menschheit gelten können, auf das Grabkreuz setzte!

Die Wieſe.

Von Oberlehrer H. W. Berger.

„Mir empfängt mich die Wieſe mit wonnig verheißendem Lampfch,
Durch ihr freundliches Grün ſchlängelt ſich der ländliche Pfad,
Um mich ſummet die geſchäftige Biene, mit ſpielendem Flügel
Klingt der Schmetterling ſich über dem ſtäublichen Klee."

Schiller.

enn man in Deutſchland von Wieſen redet, ſo weiß Jeder, was gemeint iſt, weil es faſt keine Quadratmeile deutſchen Bodens giebt, auf welcher nicht dieſe Vegetationsform zum Vorſchein käme. Durch alle Gauen, durch alle Ebenen und Gebirge unſeres Vaterandes hindurch entfaltet ſich der grüne Wieſenteppich und verwebt ſich zugleich auf das Innigſte mit der Thätigkeit und dem Haushalte unſeres Volkes. Unſere edelſten Hausthiere, as Pferd, das Rind, das Schaf laben ſich bei der Wieſe zu Gaſte, und wir ſelbſt haben n ihrem freundlichen Farbenwechſel Jahr für Jahr dieſelbe köſtliche Augenweide. Wer nun ber meinte, daß die Wieſe überall auf dem Erdenrunde ſo bekannt, wie bei uns, wäre, der rrte ſich und zeigte, daß er ein ſchönes Gut ſeiner deutſchen Heimat noch nicht genugſam

kennen und würdigen lernte. Die Pflanzengeographie sagt uns nämlich, daß die Wiese in ihrem ächten, bei uns zu Lande hervortretenden Charakter im Großen und Ganzen auf den kälteren Theil der gemäßigten Zone beschränkt ist, weshalb denn die südliche Halbkugel, wo es innerhalb jener Zone nur wenig Land giebt, auch von Wiesen kaum Etwas weiß. Nur die Inseln an der Südspitze Amerika's, namentlich Falkland, besitzen Wiesen, die den unsrigen sehr ähnlich und zum Theil sogar durch dieselben Grasarten gebildet sind. Auf der nördlichen Erdhälfte und in Europa entbehren schon die Küsten des Mittelmeers den Anblick unserer üppigen Grasfluren, und Italien, dem so mancher Deutsche wie einem Paradiese zueilt, kann ihn wenigstens nicht durch das heimische Bild eines vom blauen Himmel umglänzten, blumigen Wiesenplans erfreuen: er läßt diesen Anblick mit den Alpen und dem deutschen Schwarzbrot hinter sich zurück. Es ist kein Zufall, wenn wir Theokrit's und Virgil's Hirten nicht, wie unsere Schäfer, auf grasiger Trift, sondern stets im erhörenden Waldschatten gelagert finden, während Schaf und Ziege das Laub der Gesträuche berupfen. Der Wald mit seinen Bäumen und Kräutern mußte schon damals die Stelle der Wiese vertreten, wie denn auch Virgil seinen Vieh züchtenden Landsleuten das bewaldete Gebirge und die feuchten Flußniederungen Mantua's empfiehlt. Auch diese letzteren lassen sich so wenig wie die Maremmen Toscana's mit ächten deutschen Wiesen vergleichen. Wie die Weideplätze, so war auch das römische Heu anders beschaffen als das unsrige, da es vorzugsweise aus den Blättern gewisser Stauden und Sträucher, wie etwa des von den Alten hoch gepriesenen, baumförmigen Schneckenklees (Cytisus, Medicago arborea), nicht aber aus feinen, weichen Grashalmen bestand. Deutsche, am Kaukasus wohnende Colonisten, mit Wiesen und einer Heuernte unbekannt, führen noch jetzt während des Winters ihr Vieh in den Wald, um ihm die Knospen abgehauener Baumzweige zum nothdürftigen Futter zu reichen. Schon in Italien büßt der Wuchs der Gräser jene freilich mit bescheidenem Ausdruck verbundene Zartheit ein, ohne welche von Wiesenbildung keine Rede mehr sein kann. Je mehr wir uns aber den Tropen nähern, desto mehr nimmt diese Veränderung zu, bis wir endlich statt des stets lebendigen und dicht geschlossenen Rasens unserer Wiesen jene nur in der nassen Jahreszeit mit riesenhaften, aber nur in gesonderten Haufen emporschießenden Gräsern bedeckten Savannen Amerika's erblicken, über welche die Eingeborenen als „indianische Reihe" auf schmalstem Pfade, mit einwärts gerichteten Fußspitzen, ihre langen, oft durch Moräste behinderten Wanderungen vornehmen, oder auch jene unabsehbaren und undurchdringlichen Wälder von dreißig und mehr Fuß hohen Bambusen, deren übrigens reizend gebildete Elemente sich so weit von dem Typus unserer Wiesengräser entfernen, daß man ihnen wohl bei künstlicher Verzierung tropischer Landschaften mit bestem Erfolge dieselbe Rolle zutheilt, welche in nördlichen Breiten nur eigentliche Bäume zu übernehmen im Stande sind. Gegen den Pol hin geht das Reich der Wiese weniger schnell zu Ende, denn auch Island von überraschend milden Wintern begünstigt, nimmt an seinem Schmucke und an seinen Segnungen noch Theil.

Wo sollen wir aber für diese eigenthümliche Vertheilung der Wiesen auf der Oberfläche unseres Planeten den Grund finden? Da zunächst in Europa nur der kältere Theil der gemäßigten Zone unsere Vegetationsform in vollendeter Entwickelung zeigt, so wird man versucht, sie von Wärmeverhältnissen abzuleiten, und ganz ohne Einfluß sind diese, wie im Pflanzenleben überhaupt, so auch hier gewiß nicht. Viel enger jedoch schließt sich das Leben der Wiese an die Feuchtigkeit der Luft und die von ihr abhängenden Ergüsse des Regens an. Die ächte Wiese hat ihr Wesen in dem Beisammenleben mannigfaltiger Pflanzen von niedrigem, zartem Wuchse, unter welchen wieder die Gräser in solchem Grade vorherrschen, daß [illegible]ht fern liegt, das Ganze als einen Graswald zu bezeichnen. Alle diese Pflanzen verlangen einen stark mit Wasser getränkten, seine Feuchtigkeit aus der Tiefe ziehenden Boden, weichen auf so nassem Grunde jenen größeren Gestalten aus ihrer Verwandtschaft,

die der Landwirth, weil er in ihnen den Zuckergehalt der ächten Gräser vermißt, als saure Gräser, der Botaniker als Scheingräser anspricht, und deren markerfüllter, nicht durch Knoten gegliederter, oft dreikantiger Schaft auch wohl die Finger übt, mit seinen sägenartigen Rändern die Hand des Menschen wie die Zunge des Thieres schmerzhafter als mit scharfem Messer zu verwunden. Auf solchem Boden beunruhigen im Zwielichte des Abends die weißen, vom Winde geschaukelten Köpfe des Wollgrases (Eriophorum) das bange Gemüth durch die Vorstellung umherhuschender Kobolde; über seine dampfige Fläche gleitet der unruhige Kibitz mit langen Schwingen hin und her, und der steifbeinige Storch macht auf ihm seine angenehmsten Spaziergänge: aber fern bleibt ihm die fröhliche Lerche, die Freundin der reinlichen, mit klee und süßen Halmen bedeckten Wiese. Andrerseits können auch die Wiesenpflanzen des Wassers nicht ganz entbehren, und da ihre schwachen, nur auf die oberste Bodenschicht angewiesenen Wurzeln vergehen müssen, wenn nicht diese der austrocknenden Kraft von Luft und Sonne so sehr unterliegende Schicht durch oft wiederkehrende Regen frisch und feucht erhalten wird, so erkennt man, daß die Wiese ein Geschenk der Natur ist, welches sie nicht für jene Zonen bestimmt hat, wo sich das Jahr nach fester Regel in eine Zeit der Regen und eine Zeit der Sonnen scheidet, wo periodische Niederschläge, trotz ihrer im Norden unerhörten Stärke, doch wegen der eben so sicher nachfolgenden, um den Tropfen Wassers geizenden und lange anhaltenden Dürre keinen nachhaltig belebenden Einfluß, namentlich auf solche Gewächse, wie unsere Wiesenpflanzen sind, ausüben können. Ueberall, wo dergleichen Regenverhältnisse herrschen, in der tropischen, wie in der subtropischen, noch nach Italien hineinreichenden Zone, muß die nach einer mäßigen, aber oft erneuerten Befeuchtung des Bodens verlangende Wiese aus dem Bilde der Landschaft verschwinden, während sie am häufigsten und schönsten dort hervortritt, wo kein Abschnitt der jährlichen Periode ganz ohne Niederschläge bleibt, und wo namentlich, wie in Deutschland, gerade zur Zeit des höchsten Sonnenstandes und der stärksten Erwärmung des Bodens auch wieder die reichlichsten Ergüsse des Regens stattfinden. Die Wiese wird auf diese Art zu einem klimatischen, hydrometrischen Symptom, zu einem Wahrzeichen für die Vertheilung des Regens in der jährlichen Periode, und wären uns durch alle Erdtheile hindurch die Grenzen für das Vorkommen ächter Wiesen bekannt, so könnten wir auch ohne Aufstellung von Regenmessern diejenigen Theile des Erdballes bezeichnen, welche in ihren Regenverhältnissen den Charakter unseres Vaterlandes an sich tragen.

Man kann die Wiesen Deutschlands in natürliche und Kulturwiesen unterscheiden, als letztere diejenigen verstanden, die einer fortgesetzten Pflege durch Menschenhand unterliegen und durch Düngung, Berieselung oder Entwässerung zu höherer Fruchtbarkeit befähigt werden. In den natürlichen muß man theils die sich selbst überlassenen, meist aber der Baumgrenze liegenden Alpenwiesen, theils auch manche Striche des ebenen Landes rechnen, wie sie namentlich in Süddeutschland vorkommen und dort unter dem Namen Haiden bekannt sind. So wird das von der Geschichte geweihete Lechfeld, eine etwas terrassirte, südöstlich gegen den Lech abfallende, völlig baumlose Ebene, von bayerischen Naturforschern als eine große, natürliche Wiese betrachtet, und seine Vegetation hat in der That z. B. mit den trockenen Bergwiesen des Harzes außerordentlich viel Aehnlichkeit. Auch die über drei Meilen lange Aschinger Haide zwischen München und Freising wird dahin gerechnet. Der Ertrag dieser Naturwiesen, deren Boden aus Kalk- und Sandgeröllen, zuweilen mit schwacher Lehmdecke, besteht, ist zwar nur mäßig, jedoch erscheinen sie im Gegensatz zu den norddeutschen Haiden, die fast nur den Namen mit ihnen gemein haben, freundlich grün, ihre Gräser leisten besonders bei der Schafzucht vortreffliche Dienste, und der Botaniker weilt gern unter der jetzt noch vielkopfigen wilden Heide, welche sich auf diesen Ebenen gegen die andringende Kultur vertheidigt und zusammen mit der häufig vorkommenden Kultispiegelung einen reichen

Wechsel von Eindrücken hervorbringt. Die Alpenwiesen, frischer und ergiebiger als jene Halden, sind für die Länder, wo sie vorkommen, ein großer Schatz und übertreffen sogar die gleich hoch liegenden Waldungen an Nutzungswerth. Im nördlichen Deutschland wird eine natürliche Wiese im engeren Sinne kaum anzutreffen sein.

Als wesentlichsten Bestandtheil einer Wiese hat man immer die sie zusammensetzenden Gräser zu betrachten, und diese sind nicht bei jeder Wiese dieselben, zumal wenn man die Untersuchung auf ein größeres Gebiet ausdehnt. Jede Wiese vereinigt eine ganze Reihe von Grasarten in sich, aber wenn man sie schärfer in's Auge faßt, so wird man meistens eine oder zwei Arten als die vorherrschenden, also die Beschaffenheit des Heues vorzugsweise bestimmenden erkennen. Und während nun z. B. sowohl in der Schweiz, als auch in Südbayern, die aufrechte Trespe (Bromus erectus) sehr oft diese Hauptmasse des Heues ausmacht, fehlt dieselbe im Harze und in Schlesien fast gänzlich. Im Harze bildet fast überall der rothe Schwingel (Festuca rubra) die Grundlage der Grasnarbe, hier und da mit dem Goldhafer und der weichen Trespe um den Vorrang streitend; dagegen ist wieder der Goldhafer in den Lausitzen, im Erzgebirge und in Preußen fast unbekannt und wird an vielen Orten der norddeutschen Ebene, wie auch in Schlesien, vom weichen Hafer (Avena pubescens) ersetzt; in Mecklenburg gilt er ebenso wie die weiche Trespe nur für eingebürgert und verwildert. Der ökonomisch werthvolle Wiesenfuchsschwanz (Alopecurus pratensis), ein hohes, ährentragendes Gras, fehlt zwar nirgend in Deutschland, ist aber besonders am Rheine so stark verbreitet, daß er, in Blüthe stehend, manchen Wiesen das Ansehen von Roggenfeldern giebt.

Was außer den Gräsern noch sonst auf einer Wiese wächst, betrachtet der Landwirth im Allgemeinen als gleichgiltiges, oder selbst schädliches Unkraut; es giebt aber unter diesen Pflanzen doch einige, die er ebenfalls schätzt und selbst hoch in Ehren hält. Der auch im Riesengebirge noch anzutreffende, aber im Jura und in den Alpen besonders häufig vorkommende Gebirgsampfer (Rumex alpinus), an Ort und Stelle „Plakten", „Aufplätschen" genannt, dient den Alpenbewohnern in seinen Blättern zur Schweinmast, die Wurzel auch gelegentlich als Rhabarber. Von noch größerem Futterwerth aber erscheint eine auf die höheren Alpenweiden beschränkte und dort gemeine Wegerichart, der Rütz (Plantago alpina), welche als Milchfutter eine solche Anerkennung genießt, daß man ihn schon für gewisse Gegenden Süddeutschlands zum künstlichen Anbau empfohlen hat. Ihm zur Seite steht der Mardaun, auch Gamskraut und von den Schweizern Muttern genannt (Meum Mutellina), die berühmteste Milchfutterpflanze der Sennereien, welche sich auch noch durch ihr kräftiges Aroma, sowie durch die Schönheit ihrer purpurrothen Blüthendolden und ihre fein zertheilten Blätter auszeichnet. Rütz und Gamskraut sind auch die beliebteste Speise des Murmelthiers. Wenn die dem Mardaun ganz nahe verwandte, auf vielen Bergwiesen Thüringens und des Harzes einheimische Bärwurz (Meum athamanticum), die wegen ihrer frisch grünen und durch feinste Zerspaltung einer großen Flaumfeder ähnlich sehenden Blätter selbst dem Kunstgärtner lieb ist, in ihren ökonomischen Eigenschaften den Mardaun auch nicht ganz erreichen sollte, so giebt sie doch dem Heu eine sehr starke, auf Milch und Butter übergehende Würze. Der balsamische Duft, in welchem zur Zeit der Heuernte jene Bergwiesen Mitteldeutschlands schwimmen, macht Jeden auf das in allen Theilen der Bärwurz enthaltene Aroma aufmerksam. Eine ähnliche Parallele, wie zwischen den eben erwähnten zwei Doldenpflanzen, läßt sich auch zwischen zwei Arten des von seiner Blattform benannten Frauenmäntelchens (Alchemilla), des gemeinen und des alpinen, ziehen. Auf den Alpenwiesen sind beide Arten gleich häufig, in der deutschen Ebene nur die erstere, und da beide dem Vieh außerordentlich zusagen, so gehören diese niedrigen Kräuter ebenfalls zu den Pflanzen, welchen der Landwirth gern einen Platz neben den Gräsern auf seiner Wiese einräumt,

Man hat wohl die Wiese als einen Graswald bezeichnet, was ohne Erläuterung zu verstehen ist, aber dieser Ausdruck sagt mehr, als er ursprünglich soll, und man könnte aus ihm auch die ganze ästhetische Bedeutung der Wiese ableiten. So sehr wir Menschen einerseits bestrebt sind, uns die Natur zu unterwerfen, so heilig und unantastbar erscheint uns dieselbe doch ein ander Mal wieder. Wir suchen sie oft auf, nicht um sie zu bekämpfen, sondern um uns selbst ihr hinzugeben und sie mit Sehnsucht in uns heranzuziehen. Wir fühlen und erkennen es, daß der Mensch nicht der Mittelpunkt der Welt ist, daß es etwas von ihm Unabhängiges, in sich selbst Ruhendes — wir nennen's Natur — giebt, zu dem wir uns gerade so, wie verschiedene, aber durch den Pulsschlag ein und desselben Herzens belebte Glieder des Leibes verhalten. Wir sind uns bewußt, daß durch Natur und Menschheit hindurch der gleiche Rhythmus dieses Herzschlages vernommen werden soll, und so oft wir ihn bei uns selbst schwächer werden und aussetzen fühlen, wenden wir uns der ihn ewig rein und kräftig bewahrenden Natur zu, um dort auf ihn zu horchen und den des eigenen Daseins mit jenem wieder in Einklang zu bringen. So oft wir uns aber nach der Natur umsehen, begegnen wir ihr am nächsten im Kreise des Pflanzenlebens, und namentlich der Wald ist es, wo wir sie am häufigsten suchen und immer zu finden gewiß sind. Wenn jährlich Tausende, von Sehnsucht nach der Natur ergriffen, dem Gebirge zueilen, wem gilt ihr Kommen mehr, als dem Walde! Er braucht gerade kein Urwald zu sein, um den, der ihn durchstreift, sich im Verkehr mit einer freien, schönen Natur fühlen zu lassen; denn selbst ein Wald, den Menschenhände pflanzten, pflegt in seiner Grenzenlosigkeit alle Spuren jener künstlichen Erregung verwischt zu haben. Die steife Regelmäßigkeit seiner ersten Anlage ist durch das freie Spiel der Naturkräfte allmälig zerrissen und in ihr reizendes Gegentheil verwandelt; den von Menschenhand ausgestreuten Samen hat die Natur im Stillen mit anderem versetzt und diesen zuweilen besser, als jenen, gedeihen lassen, der nach Nutzen strebende Forstmann dachte nur an Bäume, aber die Natur hat auch Sträucher zwischen die Bäume und tausend schöne Kräuter zwischen die Sträucher gesäet. Mögen wir nun mit dem Messer des Physiologen die Zellen des Baumes spalten, um mit freudiger Erregung zu gewahren, wie auch hier

Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt,

oder die Mannigfaltigkeit der uns umgebenden Pflanzenformen, ihren Anschluß an einander und an das feste, jedes die nothwendige Stütze des Lebens bildende Gestein des Bodens betrachten, um so dem Bäumen näher in's Auge zu schauen, der diesen Berggipfel, diesen Abhang, diese Schlucht zu bewohnen und sie nach seinem Sinne, wie wir unser Haus, getheilt und geschmückt zu haben scheint; oder mögen wir, so strenger Zwecke uns entschlagend, nur mit offenen Sinnen und freiem Gemüthe den Erscheinungen des Waldlebens folgen: immer fühlen wir uns der freien, großen Natur nahe.

Gleich auf den eigentlichen Wald aber folgt nun der Graswald, die Wiese. In Ländern mit einer weit vorgeschrittenen Bodencultur ist sie das zweite Gebiet, auf welchem sich noch am meisten ein selbstständiges, nicht durch Eingriffe des Menschen gestörtes Naturleben kundgiebt. Wenn es sich darum handelt, die natürliche, nur durch Boden und Klima bedingte Eigenthümlichkeit einer Gegend in Hinsicht ihres Pflanzenwuchses zu erforschen, so mußen Wiese und Wald die meisten Belege liefern. Wo wir eine Wiese antreffen, da hat der Ackerbauer die Natur zu stark gesunken, um sie seinen einseitigen Zwecken vollkommen dienstbar zu machen; da hat er es nicht vermocht, sie wie eine Leibeigene in einen von ihm selbst abgesteckten Wirkungskreis einzuzwingen und alle ihre Leistungen nur an seine Vorschriften zu binden. Zu wenig Vortheil von dem Kampfe mit der Starken hoffend, hat er es vorgezogen, sie an dieser Stelle mehr ihren eigenen Weg gehen zu lassen und sie gleichsam

nur als freie Gehilfin in sein Interesse zu ziehen. Wenn er auch den Boden der Wiese obenauf und in der Tiefe, soweit er es vermag, seinen Einfluß verspüren läßt, ihn düngt und mit Wasserzügen versieht, immer behält die Wiese unendlich viel mehr Naturwüchsiges, als das schon durch seine Einförmigkeit den Ausdruck der Arbeit einbüßende, sogleich die verständige Herrschaft des Menschen verrathende Kornfeld.

Darum erlebt denn auch die Wiese dem nach dem Anblick eines reicheren Naturlebens Verlangenden, wenn er die dem Pfluge unterworfene Ebene bewohnt, einigermaßen den wirklichen Wald, und sie thut es desto mehr, je mehr er geneigt und befähigt ist, den freilich nur nach einem kleinen Maßstabe angelegten, für einen ruhigen, fein aufmerkenden Sinn berechneten Gebilden dieses „in bescheidener Einfalt seine Fülle verbergenden" Gartenparks im Einzelnen nachzugehen.

Wie eigenthümlich wirkt auf uns eine schöne Wiese gleich bei ihrem ersten Anblick! Wie sie selbst alles Harte und Schroffe von sich ausschließt, dem Auge nur reizende, in Anmuth sich auflösende Gegensätze darbietet und, allem Trüben und Düsteren abhold, ganz in Licht und Farben aufgeht, so ruft ihr Anblick auch in uns eine zartere, lichtere Stimmung und friedliche, beglückende Empfindungen hervor. Und sie thut das nicht mehr, als wenn wir, aus der Dämmerung des Waldes oder den Schluchten des Gebirges kommend, auf ihren freien Plan hinaustreten. Ueberhaupt ist die Umgebung einer Wiese nicht ohne Einfluß auf ihre Schönheit. Nicht lieblicher kann sie sein, als wenn sie, am Saume eines Waldes gelegen, von schimmernden Birken und glänzendem Buchengrün begrenzt, andererseits den Blick über ihr buntes Farbenspiel hinweg auf eine fruchtbare, mit Dörfern und ruhigen Saatbreiten bedeckte Ebene lenkt, wo vornan die rothen Dächer des auf ihren Ertrag hoffenden Bauerngütchens schimmern, oder auch, wenn sie auf einem Gebirgsplateau als geräumige, von hohem Walde umschlossene Fläche einem freundlichen Gebirgssee ähnelt, dessen grüne Wellen leise zwischen steilen Ufern dahingleiten.

Mit dem ländlichen Pfade, auf welchem Schiller's Poesie die Wiese durchwandelte, ist es heutzutage im lieben Deutschland ziemlich vorbei. Unsere Feldmesser schaffen zwar zahlreiche und breite Wege für fahrende Leute, aber der Fußweg, auf welchem ehedem ein bescheidener Mensch nach des Tages Last und Hitze zwischen Wiesen und grünen Saaten hindurchsichtig, um Frieden in die alarmirte Seele zu saugen, um Auge und Herz an dem schönen Dasein einer Viertelstunde auf dem Felde zu weiden, vielleicht auch, um hier und da eine Grille zu fangen, die auch Andere gern zirpen hören, — ein solcher Fußweg, und hätte er einen Adelsbrief von tausend Jahren, ist den Herren ein Gräuel und wird von ihnen ohne Erbarmen dem Pfluge überantwortet. Die Meßkette mag den Namen eines heiligen Werkzeugs behaupten, mit einer zarten Saite aus dem menschlichen Herzen darf man sie nicht verwechseln.

Wenn Goethe's feiner Blick in seiner Farbenlehre von der Wirkung des Grünen den Ausspruch gethan hat: „das Auge will nicht weiter und kann nicht weiter", wie konnte es da anders sein, als daß auch das Wiesengrün mit seinem reinen und kräftigen Tone uns auf das Freundlichste anspricht. Wen hätte es nicht erfreut, von einem hohen Punkte des Gebirgsrandes aus unten an der Grenze von Gebirg und Ebene einen schimmernd grünen Wiesengürtel zu erblicken, welcher, hier und da von dunkleren Buschreihen durchschnitten, den Fuß des Gebirges weithin umsäumt? Wen fesselte nicht der Anblick mit Wiesen ausgelegter Thäler, wie sie sich zuweilen zwischen Wäldern steil aufrichten und noch an der Firste der Berge als grüne Spiegel hangen? Wenn der Bewohner mancher deutschen Gebirgsgegend, wie etwa der Oberharzer, die Wolken schilt, weil sie ihn oft noch in feuchtes Dunkel hüllen, wenn das Tiefland schon im warmen Sonnenschein schwelgt, so erinnert er sich doch auch wohl wieder, daß der schöne Preis, für welchen er jene sonnigen Stunden hingibt,

der Farbennectar seiner Wiesen ist. An diesem labt sich sein Auge auch in trockenen Sommern immerfort, während dann das hellere Tiefland seine ausgedörrten Matten die nüchterne Farbe eines Stoppelfeldes annehmen sieht.

Aber sehen wir zu, was die Wiese uns Schönes bietet, wenn wir sie ganz in der Nähe betrachten und auch der vielen in die grüne Fläche eingestreuten Blumen Acht haben. Gleich der erste Blick aus solcher Nähe giebt uns Gewißheit, daß ein reizender Strauß in kurzer Zeit fertig sein wird. Der sich auf eine rothe Blüthenkugel vor uns niederlassende, vor Lust mit den Flügeln schlagende Schmetterling braucht wahrlich große Augen, um die für ihn so reich mit Blumengerichten besetzte Tafel zu überschauen! Da sind ja glänzend blaue Glockenblumen, theils nicht größer als ein Fingerhütchen und ganz von seiner Form, theils ansehnlicher, mit weiter, tief gespaltener Mündung, die einen locker an den feinsten Stielen aufgehangen, die andern zu einer vollen, weithin sichtbaren Traube vereinigt! Eine Unzahl gelber Ranunkeln, zum Theil durch spiegelglatte Blätter sich als die Ahnen der unsere Gärten zierenden Goldknöpfchen ankündigend, scheint hier gleiches Recht mit den Gräsern zu haben, giebt uns aber weniger an, als jene allerliebste, tief rosenrothe Nelke, „das Pfingströpfchen" (Dianthus deltoides), dem die Natur selbst seine Stelle im Strauße neben den blauen Glockenblümchen anweist. Der bescheidene Hahnenkamm erinnert uns wenigstens an Linné, der von ihm angemerkt hat, daß er durch das Klappern seiner reifen Kapseln das Zeichen zum Beginn der Heumahd giebt. Aber drüben leuchten mächtige, rothe Quaste, gewiß der blauen Kornblume verwandt, und noch größere vom wärmsten Gelb, auf straffem Stengel stolz emporgerichtet (Hypochoeris); tief purpurrother Gebirgsklee neben seinen weißblumigen und fleischfarbigen Verwandten und, als hätte ein Physiker der Wiese gerathen, das Auge durch complementäre Farben zu ergötzen, dicht neben dem gelben Näschen der Kugelblume (Trollius), das violette Blüthenrund der Waldrapunzel (Phyteuma). Eine Wicke prunkt mit handlangen, blau und weiß betupften Trauben und verwandelt eine große Stelle des Abhangs in ein geschlossenes Blumenbeet; große Sterne, aus gelber Scheibe schneeweiße Strahlen entsendend, umgeben dasselbe und scheinen von dünnen blattarmen Stengeln getragen, frei über den Häuptern des übrigen Blumenvolks zu schweben (Chrysanthemum). Wie ein gelber Lampt wallt das Labkraut (Galium) aus dem Grase auf und die grauen blauen Blumen des Wiesenstorchschnabels prangen über breitem Laube. Moosfarbige Aehren, an Hyazinthen erinnernd, stehen hier und da starr aus dem Grün hervor und athmen sogar, wie die auch nicht fehlende Nachtviole (Orchis bifolia), den feinsten Duft: wir pflücken diese wunderbar organisirten Blüthen, diese deutschen Orchideen, schon zum Andenken an den Entdecker ihrer noch viel prächtigeren und wunderbareren tropischen Schwestern, zum Andenken an Alexander von Humboldt. Jetzt strecken wir die Hand aus, um eine schöne Scabiose, einen gefüllten „wilden Aster" zu pflücken, aber auf halbem Wege halten wir an, weil uns eben auch das Sonnenröschen (Helianthemum) mit seiner aus drei feinsten gelben Atlas geschnittenen Blüthe überrascht, und auch damit sind, nachdem das Auge sich nun dem Boden mehr genähert hat, unsere Entdeckungen noch nicht zu Ende. Denn zwischen einer Menge von gelben Fünfchen, die im Grase umherspritzen und sich als Blüthenköpfchen des kleinen Schnecken- und des Faden-klee's erweisen, schauen auch noch die heiteren, durch ihren Namen nicht lügenden Blümchen des Augentrosts (Euphrasia officinalis) zu uns auf, und die der Kreuzblume (Polygala) necken uns mit der Gestalt blauer Vögelchen: ja wir können uns unmöglich täuschen — sogar das Herzblümchen unseres Volks, als das bekannteste und trauteste in manchen Gegenden kurzweg „Blümelein" geheißen, das Vergißmeinnicht, hat sich hier zwischen den Grashalmen versteckt, und wenn auch seine Blümchen hier etwas kleiner gerathen sind, als die am Bache ihre Zauber atmenden Farben sind doch ächt geblieben, und wir nehmen es

vielleicht als das letzte in unseren Strauß, nicht, weil es die letzte Zierde der Wiese wäre, sondern weil es plötzlich unseren Blick von Außen nach Innen gekehrt hat.

Einzelne Gräser haben in ihrer meist leichten und zierlichen Form so viel Schönes, daß auch sie selbst einem Auge nicht entgehen, das in der Regel nur dem Reize lebhafter Farben folgt, und sie finden sich daher gleichfalls in der an den Ausflug auf die Wiese erinnernden Blumenvase wieder. So namentlich das Zittergras (Briza) mit seinen herzförmigen, schwebenden Aehrchen, so die silberartig glitzernden Rispen der Schmiele (Aira) und des Straußhafers (Arrhenatherum), die feinen, lieblich gefärbten Sträuße des Windhalms (Agrostis vulgaris und alba), und die volleren, aus sammetweichen Blättern hervorschießenden des Honiggrases (Holcus lanatus), auch wohl die formreiche Aehre des Kammgrases (Cynosurus) und die Zwenke (Brachipodium pinnatum), deren Aehrchen zweizeilig und fächelförmig am Halme hinaufstaffeln. Der sorgfältigere Beobachter findet aber gerade bei diesen scheinbar einförmigen Pflanzengestalten, die den Hauptbestandtheil der Wiesenvegetation ausmachen, des Schönen und Bewunderungswürdigen noch sehr viel mehr und glaubt sich kaum zu einer Auszeichnung einzelner berechtigt. Er erfreut und erbaut sich an der Betrachtung des niedrigen Grases oft mehr, als an der des hohen Baumes, in dessen Schatten dasselbe aufwuchs.

Bilder der Kraft und Größe, wie sie der Wald uns so häufig vorführt, darf man auf der Wiese im Allgemeinen nicht suchen. Dennoch begegnet uns auf ihr zuweilen Etwas, wodurch die Vorstellung eines kräftigen Aufschwunges, eines freien, kühnen Emporstrebens unwillkürlich in uns erweckt wird. Es sind das jene Doldengewächse, welche namentlich auf manchen Gebirgswiesen, aus dem herrschenden Niveau niedriger Gräser auftauchend und dasselbe mit ihren ansehnlichen weißen Blüthenschirmen oft mannshoch überragend, im Gemüthe einen ähnlichen Ton anschlagen, wie die auf riesigen Schaften sich über das Niveau tropischer Wälder emporschwingenden Blattschirme der Palmen. Auf den Harzwiesen ist es besonders das Baldrian (Valeriana officinalis), welches, zum Theil in größeren Gruppen über die Wiesenfläche vertheilt, zu jener ausgezeichneten Rolle berufen ist und dieselbe um so wirksamer durchführt, weil es auf der weiten Hochebene seine kühne Form nicht selten an der Grenze des Horizonts aufrichtet.

Es ist unmöglich, ein Bild der Wiese zu entwerfen, zu welchem sich das Original leicht wieder auffinden ließe, denn selbst innerhalb der Grenzen Deutschlands, ja schon auf viel kleinerem Raum, erhält die Wiese unter dem Einfluß von Klima und Boden ein immer verändertes Ansehen. Bei unserer bisherigen Schilderung hatten wir eine fruchtbare Harzwiese mit frischem, aber nicht zu feuchtem Boden im Auge. Hätten wir uns an eine etwas nassere Stelle, und zwar am Fuße des Gebirgs begeben, so würden wir, nur das Schöne mit uns nehmend, nicht zurückgekommen sein ohne das blaue Blümchen des Fettkraut (Pinguicula), die aus rothen Perlen und weißen Sternchen zusammengefügte Dolde des Baldrians, die roth getränkte Kuckuksnelke (Lychnis flos cuculi), die weißen, jeder buschartigen Sträuße zweier Spitzen, die langen, rothen Trauben des Blutkraute (Lythrum), vielleicht auch nicht ohne die plastisch schöne Blume des Rinblatts (Parnassia) und, wenn wir schon zu Anfang des Sommers der Wiese einen Besuch machten, gewiß nicht ohne die Blüthe des Bitterklees (Menyanthes), die das Miniaturbild der sich ganz gleichzeitig entfaltenden Blüthentraube der Roßkastanie ist.

Die Gebirgswiesen des südlichen Deutschlands überstrahlen noch durch ihre Schönheit die unsrigen. Die Schweizerwiesen schmücken sich mit blau, roth und gelb blühenden Enzianen, im Vorsommer namentlich mit dem himmelblauen Frühlings-Enzian (Gentiana verna), aber auch mit herrlichen Primeln, unter denen die violettrothe, auf der Unterseite der Blätter stark bepuderte Mehl-Primel (Primula farinosa) durch Schönheit und Ver-

breitung hervorragt. Sogar die duftige, weiße Narcisse unserer Gärten bewohnt die Wiesen des ganzen Alpengebirges und theilt denselben in einer Höhe von 2—4000 Fuß oft auf große Strecken ihre Farbe mit; in der Ebene von Genf bis Zürich aber und an den höheren Spitzen des westlichen Jura übernimmt die gelbe Narcisse dieselbe Rolle. Die große Zaunlilie (Antheric um Liliastrum), welche so sehr an die weiße Lilie unserer Gärten erinnert, bedeckt ebenfalls manche höher gelegenen Wiesen der Alpenkette in Menge, während auf andern der blaue Gebirgs-Aster und noch mehr die rothen Aehren der Natterwurz (Polygonum Bistorta), oder die gelblichen, roth punktirten Trauben des Gebirgs-Knöterichs (Polygonum alpinum) einen die Physiognomie ganzer Alpenthäler bestimmenden Schmuck bilden.

Mitunter lockt der frische, kühle Boden der Wiese solche Pflanzen südlicher Höhen auch in die nördliche Ebene hinab und zaubert dann etwa am Ufer der Ostsee ein Stück Alpen vor unser Auge. So findet sich ein auf Torfplätzen im Jura vorkommender, großblumiger, gelber Steinbrech (Saxifraga Hirculus) auch in Mecklenburg auf den nur etwa vierzig Fuß über dem Spiegel der Ostsee liegenden Torfwiesen bei Neubrandenburg wieder, und durch die schon erwähnte Mehl-Primel erscheinen die Wiesen bei Gatsebek im nordöstlichen Mecklenburg-Strelitz wie mit einem rothlichen Schleier überzogen. Es stimmt mit dieser Erscheinung überein, daß auch manche Pflanzen des Harzes, die dort entschieden nur der oberen Region eigen sind und am Fuße des Gebirges durchaus vermißt werden, doch weiterhin auch wieder als Wiesenpflanzen der Ebene vorkommen und dort wohl gar ebenfalls als für ihren Standort charakteristisch betrachtet werden. Den Wiesenknopf (Sanguisorba officinalis) z. B. sieht auch schon die Elbwiesen am Einfluß der Saale, sowie die Oderwiesen in Ober- und Niederschlesien in Masse dar; die Bach-Nelkenwurz (Geum rivale) erscheint bei Berlin obwohl seltener als im Harze blühend, doch ziemlich häufig, und sowohl die Kugelblume (Trollius), als auch das Wohlverleih (Arnica) sind auf den Wiesen Mecklenburgs nicht ganz selten, obgleich, wie gesagt, der Harzbewohner durch den Anblick aller dieser Pflanzen belehrt wird, daß er in seinem Gebirge eine Höhe von etwa 1500 Fuß erstiegen hat. —

Wenn die Linde eben anfängt, durch ihre duftenden Blüthen die fleißige Biene über den Verlust der vielen ihr seither von der Wiese gereichten Honigseiche zu trösten, klopft der Schnitter Abends sorgfältig die Schneide seiner Sense, um mit Tagesanbruch dem Reiben und Flüstern auf der Wiese ein Ende zu machen, und ohne Zaudern alle die spielenden Halme in langen Reihen regungslos vor sich hinzustrecken. — Es giebt in der Natur Erscheinungen, die uns deshalb so sehr entzücken, weil sie stets von noch anderen, uns angenehm berührenden Vorgängen begleitet sind und dadurch eine ihren eigenen Reiz noch erhöhende Fülle erhalten. So riecht die Aeneis, mit welcher wir in den ersten Frühlingstagen das goldene Blüthenschweifen der Erdbeere (Fragaria vesca) an dem noch kahlen, kaum vom Schnee verlassenen Bachufer erblicken, zusammen aus dem Anblick dieses ersten uns im Reiche der Flora begegneten Frühlingsreizes und aus der Empfindung einer vom blauen Himmel hernieder strahlenden, alles Lebendige mit erquickender, lang entbehrter Wärme anhauchenden Sonne; denn nur da, wo ein solcher Himmel und eine solche Sonne auf die Erde herabschauen, entfaltet sich die schöne Vollblüthe, ihr feuriges, gleichsam das Sonnenbild widerspiegelndes Auge vor uns aufzuschlagen.

Nicht anders ist es mit der Heuernte. Im Kreise ländlicher Thätigkeiten bildet sie mehr ein Fest, als ein anstrengendes Geschäft, und daß diese leichte, nur die Einleitung zu der mühsameren Getreideernte bildende Arbeit ihrem Zwecke noch stets unter einem sommerlichen, allüberall von Sonnenstrahlen durchzogenen, bis in die fernste Ferne Frieden und Heiterkeit athmenden Himmel gethan wird, das steigert nicht wenig die Lust dieses Festes. Alt und Jung, Magd und Herrin schaffen und genießen hier mit einander. Die auf dem ebenen

oder nur sanft gewellten Wiesenplane mit dem Rechen leicht und immer leichter hier und dorthin bewegten Halme beugen nicht, wie die Last langer Korngarben, den Arbeiter zu Boden, frei erhebt sich mit dem Körper der Geist und nach dem Tempo eines der frohen Ernst entzückenden Liedes schwingen sich fleißige Dirnen mit ihrem Rechen wie mit einem flinken Tänzer von einer Seite der luftigen Wiese zur andern. Am murmelnden Bache, in der schattigen Halle vertraulich flüsternder Weiden lagern sich die Werkgenossen scherzend um Kober und Krug, und wenn endlich der hochbeladene Wagen den der Wiese entwendeten Schmuck, den Trost der Heerde und ihres Besitzers, dem Gehöfte zuführt, folgt das Auge mit Wohlgefallen dem zwar erblaßten, aber noch immer sauber und „appetitlich" erscheinenden Grün der getrockneten Halme.

Wir haben bei unserer Betrachtung der Wiese wenig Rücksicht darauf genommen, daß dieselbe nicht blos an verschiedenen Orten, sondern auch zu verschiedenen Zeiten ein sehr verändertes Ansehen erhält. Wir wollen hier nur noch das Eine hervorheben, daß im Kreislaufe des Jahres das Leben unserer Wiesen in drei deutliche Abschnitte zerfällt, in den der Gemanzung von der winterlichen Lethargie, in den des vollkräftigen Grünens und Blühens und in die von der Sense noch beschleunigte Periode des allmälig wieder zusammensinkenden Lebenstriebes. Schon in dem Anfangsstadium zieht die Wiese unsere Aufmerksamkeit auf sich. Da sind nur kleine Pflänzchen und Bäumchen, welche sie da nach und nach an's Licht gelangen läßt, aber weil wir im Frühling mit dem Leben der Natur gleichsam unser eigenes erneuert fühlen, so kann auch das kleinste Zeichen von dem Wiedererwachen der Erde unser Gemüth bewegen, und wir freuen uns über den einfachen Frühlingsschmuck der Wiese oft eben so sehr, als über das Prunkgewand, welches sie im hohen Sommer trägt. Marienblümchen, Windröschen (Anemone nemorosa), eine gelbe, den Blättern voranblühende Lattichblüthe werden beachtet; noch mehr die zwar dem Boden angedrückten, aber alle sonnigen Abhänge mit leuchtenden Punkten überstreuenden Blümchen des traubigen Fingerkrauts (Potentilla verna) und die bald hinzutretenden klaren Gestalten der Himmelschlüssel (Primula veris). Und obgleich das jetzt hier blühende Veilchen (Viola hirta) geruchlos ist, so veranlaßt es uns doch wiederholt, unseren Blick in sein dichtes Blau zu versenken, da es durch seine meist buschelweis hervorbrechenden Blüthen mehr als das wohlriechende Veilchen der Aufsicht gerecht zu werden sucht:

„Viele Veilchen zusammengeknüpft, das Sträußchen erscheinet
Reif als Blume" —

Der Süddeutsche theilt diese Freude um so mehr, als er auf seinen Wiesen auch noch Crocus, Schneeglöckchen, schon gefärbte Enziane und Meerzwiebeln erblickt. — Kommt der Mai, so wächst das grüne Gras diesen niedlichen Zwergen bald über den Kopf und wirft nun seinerseits, selbst aus der Ferne, erquickend auf Auge und Herz.

„Du junges Grün, Du frisches Grün'
Wie manches Herz durch Dich genas,
Das von des Winters Schnee erkrankt
O wie mein Herz nach Dir verlangt'

Schon deckst Du auf der Erde Nacht,
Wie Du mein Aug' entgegenlacht'
Hier in des Waldes stillem Grund
Druck' ich Dich, Grün, an Herz und Mund.

Wie treibt's mich von den Menschen fort'
Mein Leid, das hebt kein Menschenwort;
Nur junges Grün an's Herz gelegt,
Macht, daß mein Herze stiller schlägt." (H. Kurz.)

Nach der Heuernte ist es auf der Wiese noch viel stiller, als im ersten Frühlinge. Auf den trocknen Wiesen ist es mit allem jungen Leben vorbei, nur einige Glockenblümchen und „Blutströpfchen" entwickeln noch aus nachtreibenden Resten des von der Sense verstümmelten Stocks so viel Blumen, daß der Vorübergehende sich durch sie an das erinnert, was verloren ist. Sorgen haben die feuchteren, aber doch nicht sumpfigen Wiesen in dieser Periode oft noch eine selbstständige Aufgabe zu lösen. Denn hier bedeckt sich der wieder an Luft und Licht gelangte Boden theils mit zahlreichen, violetten Blüthensternen kleiner, aber früh- ling aufstrebender Cardamine, theils mit den viel ansehnlicheren, rosafarbenen Kelchen der Herbstzeitlose (Colchicum). Wie angenehm die Erscheinung dieser letzteren anfangs überrascht, wenn sie im September die labile, leicht zu überblickende Wiesenfläche zu Hunderten belebt hält, so beschleicht uns doch bei längerem Verweilen ein etwas unheimliches Gefühl, und ein leiser Schauer, der unser Herz überläuft, wird nicht von der harten Herbstluft allein verursacht. Die Pracht, die uns hierher zog, hat, in der Nähe besehen, doch etwas auffallend Dürftiges. Es scheint der Erde eine gewaltige Anstrengung gekostet zu haben, diese „nackten Jungfern" ihrem Schooße entsteigen zu lassen; denn Nichts als die Blume, und auch diese nicht ganz, hat sich der dunklen Tiefe entwunden. Kein grüner Schaft trägt sie, und nicht einmal kurze Deckblättchen, wie sie doch die so ähnliche, den Frühling schmückende Crocusblüthe umgeben, suchen hier die Mängel der Erscheinung zu mildern. Und wir wissen es ja: Alles, was an dieser späten Schöpfung fehlt, will die müde Erde erst im nächsten Frühjahr, wenn eine neue Sonne auch ihr wieder zu einem glühenderen Leben verhilft, anlegen, entwickeln und uns vor Augen stellen. Wenn der Winter vorüber ist, Veilchen blühen und Nachtigallen schlagen, dann wird da, wo jetzt die rothe Blume blüht, ein kräftiger Stängel breiter, dunkelgrüner Blätter entspringen und in seiner Mitte auf glattem Schafte eine große, samenerfüllte Kapsel tragen: dann wird das die Jahre verspinnende Räthsel der Zeitlose sich vollständig enthüllen.

Das Saterland und seine Bewohner.

Von Hermann Meier, Prediger in Ramsloh.

Es giebt wenig Gegenden im lieben Vaterlande, die bis vor Kurzem so sehr unbekannt waren, als das an der südwestlichen Grenze des Großherzogthums Oldenburg belegene und demselben zugehörige Ländchen Saterland. Seit seit etwa einem Dutzend Jahre weiß man, daß die Saterländer nicht nackt einhergehen, nicht in Erdhütten wohnen, keine barbarische Sprache reden und daß sich ihre Lebensweise ganz wesentlich von der der alten Germanen unterscheidet. Aber doch kann man noch gelegentlich hören, daß sie sich zur Mittagszeit um einen großen, in der Mitte ausgehöhlten Tisch setzen, um daraus gemeinsam mit hölzernen Löffeln eine nur ihnen mundende Speise zu essen; daß über jedem Tische an einem Faden ein Stück Zucker hängt, welches beim Trinken von einem Mund zum andern wandert. Kein Wunder aber, daß solche Märchen noch zirkuliren können. Nur wenige Reisende, die gern überall Wunderdinge und Abenteuerliches sehen wollten, betraten dieses Ländchen, welches von allen Seiten von fast unzugänglichem Moor umgeben ist und durch welches nur eine Straße, die Waterstraße führte. Erst durch den Dr. Minssen, der das Ländchen mit besonderer Vorliebe bereiste und tief eingehende Studien über die saterländische Mundart machte, sind genaue und wahre Mittheilungen geflossen. Wir wollen in

Einleitung zu diesem dem Leser das saterländische Land und Volk zu schildern versuchen. Für den geneigten Leser, der diese Handvoll deutsche Erde auf der Karte aufsuchen möchte, bemerken wir, daß es im N.-W. an Ostfriesland, im S.-W. an das Herzogthum Arenberg-Meppen, im Osten an das oldenburgische Amt Friesoythe grenzt.

Das Moor, welches das Saterland theils umgiebt, theils dasselbe bildet, ist während des größten Theils des Jahres so weich, daß man beim Gehen in dasselbe tief hineinsinkt; nur wenn es hart gefroren ist, kann man darüber gehen, sinkt aber auch dann noch oft hinein und fühlt beständig den schwankenden Boden unter den Füßen. Um das Einsinken der Pferde zu verhindern, binden man ihnen kleine runde Bretter unter die Hufe. Seit Anfang dieses Jahrhunderts hat man Landwege über das Moor gelegt, so daß man jetzt, was früher völlig unmöglich war, von verschiedener Seite ins Land kommen kann. Außerdem ist noch die Wasserstraße da, die sich aus den unendlich vielen Wasserrinnen des Hochmoors und einigen kleinen Bächen der angrenzenden Uferstrecken bildet, und sich in Form weiterer Kanäle als ein kleiner Fluß in die Ems ergießt.

Trotzdem die Bewohner dieses von der Natur durchaus nicht gesegneten Landes mit schwerer Mühe dem Boden seine Erzeugnisse abzwingen müssen, so hängen sie doch mit unendlicher Liebe an ihrem Vaterlande und verlassen es höchst ungern, wenn sie es auch mit weit ergiebigerem Boden vertauschen können. In der Ferne gedenken sie stets mit einiger Sehnsucht ihres Saterlandes. — Früher war dieses Ländchen nur schwach bevölkert, seitdem aber zu Anfang dieses Jahrhunderts Hannover die Torfeinfuhr verboten hat, haben sich die Bewohner auch auf andere Industriezweige werfen müssen; man fing an mehr Landwirthschaft zu treiben, kultivirte das Moor, legte sich auf Vieh- und Bienenzucht, welche letztere besonders den Leuten eine nicht unbedeutende Erwerbsquelle eröffnete. Mit der Vermehrung der Industriezweige und dem steigenden Wohlstande ging die Vergrößerung der Einwohnerzahl Hand in Hand, so daß das Ländchen, welches zu Anfang dieses Jahrhunderts kaum 1500, jetzt mehr als 3000 Bewohner zählt.

Wer da glauben wollte, daß die Bewohner dieses von unwirthbaren Moorstrichen umgebenen Landes wegen ihrer langen Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit von der übrigen Welt in der Bildung zurückgeblieben seien, der würde sich sehr irren. Man findet hier eine Bildung des gesunden Verstandes, der Thatkräftigkeit, die den Herzogthümern vielfach überlegen ist. Das haben sie dem self-government zu danken, welches bei den Saterländern vollkommen ausgebildet war, wie man es im Süden des deutschen Vaterlandes nicht kennt, das thaten die ewigen Streitigkeiten mit der Regierung, die ihnen ihre Rechte verkürzen und stets neue Lasten auflegen wollten. In diesem Kampfe retteten ihr Charakter, aber sie wurden zu gleicher Zeit auch so mißtrauisch und oppositionell, daß sie Alles mit scheelem Auge betrachten, was von der Regierung kommt, obgleich ihnen an den früheren Privilegien fast gar nichts geblieben ist. Nur die Freiheit, im ganzen Lande zu fischen und zu jagen, hat man ihnen gelassen und sie benutzen diese denn auch im vollsten Maße.

Daß sie wirklich, ob die Saterländer zum friesischen Stamm gehören, widerlegt nicht nur ihre Sprache und ihr Charakter, sondern auch ihr Körperbau; besonders bei der Frauen weist auf's Unzweideutigste ihre friesische Abstammung nach. Diese haben zum Theil noch den altgermanischen Typus bewahrt; edle Gesichtszüge, hellblondes oder vielmehr hellgelbes Haar und hellblaue Augen zieren die Saterländerin, unter welchen man wahrhaft herrliche Gesichter findet. Ein großer Theil der Feld- und Hausarbeiten ruht auf den Schultern der Frauen und so wissen die Arbeiten im Moor wie auf dem Felde und im Garten eben so gut zu verrichten, wie die Männer; wenn aber auf Mangroven und Helgoland den Frauen alle Arbeit überlassen bleibt, während die Männer oft auf der Bärenhaut liegen und es unter ihrer Würde halten, mit anzufassen, so ist das bei den Saterländern anders. Da der

Mann nicht sonst beschäftigt, so ist er ein treuer Gehilfe seines Weibes und schämt sich nicht im Winter die müßigen Stunden am Spinnrade oder mit dem Stricken der Strümpfe auszufüllen. Bewiesen die Frauen ihre friesische Abkunft durch ihr Aeußeres, so die Männer durch ihren Freiheitssinn in politischen und religiösen Dingen. Aeußerlich gleicht der Mann sehr dem Nachbarn; er hat eine kräftige, gedrungene Gestalt, muskulöse Glieder und ein intelligentes Auge. Sie haben, wie bereits gesagt alle Privilegien, die ihnen wie dem ganzen Friesenstamm, von Karl dem Großen verliehen worden, eingebüßt; sie haben der Uebermacht weichen müssen, aber sie thaten und thun dies nur brummend. Auch in religiöser Beziehung stehen sie weit freier, als die meisten andern Katholiken, sie haben es noch immer nicht vergessen, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges alle ihre Vorfahren zur lutherischen Konfession übergegangen waren. Aber nach dem westphälischen Frieden führte man sie wieder in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurück; trotzdem haben sie sich eine Freisinnigkeit in manchen Dogmen und eine Unabhängigkeit ihren Priestern gegenüber bewahrt, wie man solche in katholischen Ländern meistens vergebens sucht. Seit Langem haben die Priester versucht, alles Heidnische zu vertilgen, d. h. alte Volksfeste, Sitten und Gebräuche auszurotten und dieses ist ihnen leider nur zu gut gelungen.

Mit allen friesischen Stämmen haben auch die Saterländer eine große Vorliebe für ihren Dialekt gemein und halten ihn hoch in Ehren, um so mehr, da fremde Vorurtheile ihn verrufen und sie sich großer Vortheile desselben rühmen.

Der Umgang zwischen beiden Geschlechtern ist ein äußerst freier. Glaubt ein junger Bursche von 20 oder 21 Jahren, daß er eine Familie ernähren kann, so sucht er sich eine Frau (werdinne) und verlobt sich mit ihr. Von diesem Augenblick an betrachten sie sich als Mann und Frau. Abends, wenn Alles zur Ruhe gegangen ist, besucht der Bräutigam seine Braut, welche ihn oft heimlich in ihre Kammer führt, wie bei den Iprern, Schweizern ꝛc. in den Kommnächten. Einige Wochen später holt der junge Mann die Einwilligung der Eltern ein und die baldige Hochzeit deckt alles Geschehene mit ihrem gütigen Schleier. Sollte der Bursche wortbrüchig werden, so würde man ihn gleich einem Paria behandeln und ihn dadurch zwingen, entweder das Mädchen zu heirathen oder das Land zu verlassen, denn nichts wird hier strenger geahndet, als Verletzungen wider die Sittlichkeit. Zur Ehre der Saterländer muß bemerkt werden, daß solche sehr selten vorkommen.

Verheirathet sich der älteste Sohn des Hauses, so übernimmt er nach der Hochzeit die Wirthschaft; die Eltern genießen gerne ihre Tage in Ruhe und das junge Paar sorgt auf jegliche Weise dafür, diesen das Leben möglichst zu verschönern. Eine Vernachlässigung von Seiten ihrer Kinder haben sie nicht zu befürchten, ihnen bleibt nach wie vor der Oberbefehl im Hause. Die jüngeren Söhne gehen, falls der Vater das älteste Kind ist, in das Haus desselben oder beginnen eine eigne Wirthschaft.

Das erste Kind, welches aus der gewöhnlich recht reich gesegneten saterländischen Ehen hervorgeht, erbt den Namen des Großvaters oder der Großmutter väterlicher Seite; das zweite Kind nennt man nach den Eltern der Mutter, beim dritten Kinde wird wieder ein Name der väterlichen, beim vierten einer der mütterlichen Familie gewählt ꝛc. Hat nun freilich ein napoleonisches Gesetz es aufs Strengste befohlen und später ein silvesterliches solches wiederholt, einen festen Familiennamen anzunehmen, so hat solches Gesetz doch hier auf das gewöhnliche Leben noch keinen Einfluß gewinnen wollen. Das Kind erhält den Vornamen des Vaters mit einem angehängten s als Familiennamen, so daß der älteste Sohn alle jedesmal ebenso heißt wie der Großvater, heißt z. B. der Vater Hinnerk Willms, so heißt der älteste Sohn Willm Hinnerks und dessen ältester männlicher Sprosse wieder Hinnerk Willms. Nur drei Familien des Landes, die schon von Mitbrüdern eingewandert sein sollen, haben immer deutschen Stammnamen geführt.

Ähnlich wie die Bauernhäuser in Schottland sind auch alle solothurnischen Häuser mit Stroh gedeckt, ihre Wände bestehen aus Fachwerk, welches mit Steinen in Lehm oder mit Bruchwerk, das mit Lehm überzogen ist, ausgefüllt ist. Tritt man in ein solches Haus eines Steig, so hat man zu beiden Seiten die Viehställe, vor sich den mächtigen Feuerherd, um welchen die Familie ihre Wohnung aufgeschlagen hat. Hinter dem Herd befindet sich ein großer Raum zur Aufbewahrung des Heues und Torfes und links die Bettstellen. Die neueren Häuser haben bereits eine von der Tenne getrennte Küche und eine Stube, die meistens nur bei feierlichen Gelegenheiten und als Residenz des Hausherrn benutzt wird.

Struf von Winkelried, der Drachentödter.

Herr Struf von Winkelried war eines alten Stammes und ein unverzagter Held, den Kaiser Heinrich seiner ritterlichen Thaten wegen bei einer Belagerung zum Ritter geschlagen hatte. Der hatte einen Todtschlag begangen, deshalb mußte er das Land Unterwalden meiden.

Nun war im Jahre 1250 im Lande Unterwalden, zwischen dem Kernwalde und dem Sarnen Stanz ein Dörflein, Wilpien genannt. Darob war in einem Berge eine weite Höhle und viel alt Gemäuers, wie man's noch sieht, als ob vor Zeiten heidnische Wohnungen oder die alten Römer vielleicht da verborgen gewesen wären. In diese Höhle legte sich anno Jahr 1250 ein großer vierfüßiger Wurm oder Drache. Er verderbte Menschen und Vieh, also daß die Leute aus dem Dörflein Wilen wichen und es öde stehen lassen mußten. Deshalb hat dieses Dörflein hernach den Namen Oedwylen erhalten. Nun liegt ein großes Stück gut Ackerland neben dem Dörfli, darüber geht die Landstraße, es möchte aber Alles ganz unbenutzt liegen, denn in die Pflüge legte sich oft der Wurm, und was er erwürgte, das mußte sterben, weshalb man oben durch den Wald eine sichere Landstraße machen mußte, denn Einer noch lange zu leben war.

Zuweilen versuchten die von Unterwalden gewaffnete Leute und Armbrustschützen ab, den Wurm umzubringen. Er war aber so unsichtig und schnellen Laufes, daß er sich stets in die Höhle oder an andere sichere Orte zu retten vermochte, wie er denn gleich einer Eidechse an Felsen aufwärts laufen konnte, als ob es ebener Boden wäre.

Da nun dieser Wurm gar beschwerlich und schädlich war in Unterwalden, so erbot sich Herr Struf von Winkelried und setzte sein Leben zum Pfande, daß er den Drachen tödte, sofern man ihm das Land wieder erlaubte. Darum ward ihm das Land wieder geöffnet. Er rüstete einen langen Spieß, umwand ihn vorn mit rauhen scharfen Dornen und ging dahin, wo er den Drachen zu finden meinte. Sobald der Wurm sah, daß er allein war, fuhr er mit schnellem Schwunde gegen ihn. Herr Struf von Winkelried war ein starker Mann und stieß ihm den Spieß mit aller Kraft in den Rachen, daß ihm der im Rachen stecken, zückte schnell sein Schwert und gab dem Drachen so viel Wunden, daß er starb. Da lobte Struf von Winkelried Gott und hub vor Freuden seine Arme gen Himmel. Indem er aber dabei das blutige Schwert in der einen Hand emporhielt, kam das Blut über der giftige Schaum des Drachen von seinem Schwerte herab auf seine Hand. Davon mußte der Held nach wenigen Tagen sterben.

Lessing in Berlin.*)

Von Professor R. Prutz.

Die Ruhelosigkeit, welche sich durch Lessings ganzes Leben wie ein dämonisches Schicksal zieht, wird in ihrer Bedeutung für das Allgemeine durch den in sich sicheren Charakter des einzigen Mannes und durch seine scharfe Erkenntnis der letzten Ziele auf so eigentümliche Weise verklärt, daß jeder Aufenthaltsort, wenn er ihn noch so zufällig gewählt zu haben scheint, dennoch zu einer wichtigen Station für seinen eigenen Entwickelungsgang und den unserer deutschen Litteratur erhoben wird. Die Beweggründe, welche zur Veränderung des Wohnsitzes bestimmen, mögen bei ihm immer so trivial sein wie bei dem gewöhnlichsten Menschen, der gelegentlich oder nothgedrungen Schulden macht und davon ziehen muß, aber die Ergebnisse des Wanderns sind so verschieden, daß man sagen kann: Lessing theilt die vorherrschende Sturm- und Drang-Periode der Kritik für unsere ganze Litteratur damit ab.

Es waren vielleicht Reflexionen sehr untergeordneter Art, welche ihm bereits im Frühsommer des Jahres 1748 sein Leipzig, den „Ort wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann", unerträglich machten. Die Schulden, welche ihn drückten, waren für seine Verhältnisse nicht unbedeutend; drei Monate eines Winteraufenthalts im väterlichen Hause hatten eben seinen Theaterenthusiasmus abgekühlt; die tüchtige Karoline Neuber, welche durch ihre wackere Bühnenleitung dem jungen Dichter den Begriff des Theaters erschlossen hatte, war von Leipzig weggegangen; ebenso Christlieb Mylius, der den stetigen Pfarrerlohn auf die Wege genialer Ungebundenheit gelockt; auch die Unregelmäßigkeit seiner Studien hatte Lessing in Leipzig so viel gelernt, daß ihm kaum noch etwas zu lernen übrig blieb und er sich selbst schon so dem „jungen Gelehrten" hatte poetisch feinsinnig Kränze flechten können. Seinen naturkundigen Freund Mylius hatten besonders wirthschaftliche Angelegenheiten zu Ende nach Berlin gelockt und die Aussicht, in der ihrerseits bewegten preußischen Hauptstadt sich leichter eine Stellung zu erringen; Lessing wurde durch das Verlangen nach dem alten Freunde, durch dessen Witz und vielseitige Kenntnisse, der Mylius aber durch den Wunsch sich von den sächsischen Verhältnissen so ganz befreien zu können, nachgezogen. Er erkundete auf der Reise in Wittenberg und Jüterbog genauer, hier am 13. August 1748 als Mitbürger immatrikuliert, sich die ziemlich leichten bibliothekarischen Mittel der immerhin stark theologischen Universität zu Nutze zu machen. Aber die Gläubiger in Leipzig suchten den Wittenberger Studenten auf, und dies beschleunigte den Entschluß seiner Uebersiedelung nach Preußen. Bereits seit der zweiten Hälfte des Dezembers desselben Jahres 1748 finden wir Lessing als einfachen Kandidaten der Medicin in Berlin.

Aber in dieser scheinbar so zufälligen oder so gewaltsamen Lebensänderung waltete eine tiefe Bestimmung: Lessing wurde von dem besonderen Geiste Berlins und dem allgemeinen des Zeitalters Friedrichs des Großen, aber daß er noch nicht zwanzigjährige Dichter und Kritiker so klar empfand, mit gesteigerter schöpferischer Kraft angegriffen.

*) Der Aufsatz soll in seiner Art nicht eine litteraturgeschichtliche Darstellung, sondern nur die Andeutung kulturgeschichtlicher Momente, am besonderen Beispiel, geben, deren Erkenntnis für die Beurtheilung einer bedeutenden Persönlichkeit nöthig ist. Lessing aber durch sein Verhalten zu ihnen hat, als Schiller und Goethe, zu einer bedeutenden Bedeutung in dem Denken und überhaupt geistigen Leben gelangen.

Berlin nahm unter allen Städten, welche Leſſing in ſeinem unwiderſtehlichen Bildungsdrange aufſuchte, die eigenthümlichſte Stellung ein. Denn es war nicht mit dem kleinen Paris Leipzig zu vergleichen, noch mit dem ſelbſtbewußten kaufmänniſch ariſtokratiſchen Hamburg, ſondern ihm hatte der Beitrag einer franzöſiſchen Bevölkerung einen ſehr beſtimmten Charakter aufgeprägt. Am Ende des 17. Jahrhunderts, in welchem faſt alle deutſchen Bildungsſtätten ſich äußerlich franzöſiſches Weſen angeeignet hatten, war dies franzöſiſche Element über einen Theil Preußens und beſonders Berlin in einer kulturgeſchichtlich merkwürdigen Weiſe gekommen: es war nicht angeeignet worden als ein fremdes Bildungsmittel mit der ſonſt gangbaren Veräußerung des Nationalen, ſondern in den Staatsorganismus aufgenommen durch einen ethiſchen Act der Fürſten. Seit der Aufhebung des Edictes von Nantes hatten die Refugiés, welche einen ſehr achtbaren Bruchtheil des franzöſiſchen Volkes ausmachten, ſich in charakteriſtiſch getheilten Zügen nach dem Auslande gewendet: die Kaufleute und die Induſtriellen gingen vorwiegend nach Holland, England und Dänemark; nach Deutſchland kamen Gelehrte, Künſtler, Militairs und Handwerker. Brandenburg wurde dieſen franzöſiſchen Koloniſten durch die Hochherzigkeit des großen Kurfürſten und ſeiner Nachfolger aufgethan und ſie haben ſich dankbar bewieſen, nicht allein in den Richtungen des äußern, auf mechaniſche Künſte oder Handel gerichteten Lebens. In demſelben Zeitalter des Kurfürſten Friedrich Wilhelm hatte der brandenburgiſch-preußiſche Geiſt ſeine Augen aufgeſchlagen und ſchaute Bildung verlangend nach Lehrmeiſtern um; ſie kamen in den zugleich charaktervollen und doch franzöſiſchen Refugiés. In der Hauptſtadt des jungen preußiſchen Staats entwickelten ſie eine Bildung, welche durch und durch franzöſiſch war, aber frei von allen Beſchränktheiten des Zuſammenhanges mit den Zufälligkeiten der politiſchen und kirchlichen Verfaſſung des Heimathlandes, vertreten durch Männer, welche der Hoheit oder auch nur des Eigenſinns eines Märtyrerthums fähig waren; in dem Mittelpunkte des norddeutſchen Lebens tauchte der ſcharfkritiſche, unerſchrocken verſtändige, und dabei ſich populär leicht vermittelnde franzöſiſche Geiſt auf, um in derſelben Weiſe den Berliner Geiſt zu erziehen, wie ſie etwa ein Jahrhundert früher Descartes in ſeiner Unterſuchung über die Methode für Frankreich ſelbſt vorgezeichnet hatte.

Dieſer kritiſchen und klaren Richtung, wie ſie ſich in Berlin entwickelt hatte, mußte Leſſings ganze Art verwandt begegnen; ſeine erſten Bildungsjahre waren, was Kunſt und populärphiloſophiſche Anſchauungen betraf, in Leipzig vom Franzöſiſchen beherrſcht geweſen. So hatte er die erſten Lieder, Epigramme und ſeine erſten dramatiſchen Werke gedichtet; die disciplinirende Bedeutung einer ſolchen Richtung war ihm unzweifelhaft. Mylius, ſein Freund, ſtand in dem nächſten Verkehr mit Gottſched, an welchem Leſſing allerdings vorüberging. Aber Leſſing, bei ſeiner Streitluſt und ſittlichen Anlage, war weit davon entfernt, ſich mit einem noch ſo glänzend entwickelten Formalismus zu begnügen: er mußte einen Inhalt haben.

Einen ſolchen Inhalt hatte Friedrich der Große der Begeiſterung und dem Denken ſeines Zeitalters verliehen, ihm die großen Principien der Selbſtgewißheit und der Nationalität wieder hingeſtellt. In den großen und klaren blauen Augen des einzigen Fürſten und in ſeiner noch tieferen und klareren Seele ſpiegelten ſich viele beſten Momente der Bewegungen des 18. Jahrhunderts ſcharf erkannt wieder. Ihm mußte Leſſings ganzes Intereſſe entgegenfliegen; er der Kritiker, der ſich überall feſt auf ſich ſelber ſtellte, vermochte den Fürſten zu verſtehen, der ſeinen Staat auf ſeine eigene Kraft gegenüber einer Uebermacht anweiſen mußte; herausſtrebend aus der Bildungsſchule des franzöſiſchen Formalismus, hatte er ſelbſt ſchon ſeinen Blick auf die Möglichkeit einer nationalen deutſchen Poeſie gerichtet und ſah nun, wie der preußiſche Freiheitsſchlag das von ihm geſuchte Volk ſchon erweckt, wie es lebendig wurde in den Trümmern des heiligen römiſchen Reichs, wie der theatraliſch deco-

ritte Tempel im Süden, der noch das deutſche Reich bedeutete, zu wanken begann, wie der Schwerpunkt der deutſchen Geſchichte ſich verrückte und im Norden ſich das Leben ſammelte. Man folgte dem Rufe des großen Preußenkönigs und wußte nicht recht beſtimmt warum; man rief ſich noch den Schall des heiligen römiſchen Reichs aus den Ohren, man hatte faſt ſo abſichtslos die Augen aufgethan wie ſchlummernde Kinder, denen zufällig die Sonne ins Geſicht ſcheint — das neue deutſche Reich war im Anzuge, Schleſien war ſchon annectirt und wer damals ſo virtuoſenhaft-eitel oder piſtt-unverſtändig die Dinge hätte auffaſſen wollen wie im 19. Jahrhundert Macaulay oder Cuno Klopp, dem hätte Friedrichs Degen eine ſehr feierliche Auskunft hingeſchrieben.

Leſſing mußte ſich des ſiegreichen preußiſchen Trommelſchlags entſinnen, den er als Meißner Fürſtenſchüler nach der Schlacht von Roßbach in der Mitte des Decembers 1745 vernommen hatte, und wie damals ihn den ſechzehnjährigen Knaben weder die Würde ſeines Vaters, des Paſtor primarius, noch die inſtändigen Bitten ſeiner Mutter hatten vermögen können, ſeinen Mathlätor, den ſächſiſchen Oberſtlieutenant v. Karlowitz mit klingenden Reimen zu feiern; und jetzt ſollte vielleicht der Ärzt der Schriftſteller den Leſſing der Fürſten von Auge zu Auge ſchauen: er der Dichter, der im gewaltigen Ringen die äſthetiſche Behaglichkeit des Reimens abgethan um anderer Dichtung wieder Grundſätze und ſittlichen Halt zu verleihen, vielleicht dem Ärzten begegnen, der die ruhige Pracht des Heldenbaus dem Schickſale Preußens und damit Deutſchlands überhaupt geopfert hatte. Aber nur unbewußt reichen ſich die beiden kämpfenden Heroen des 18. Jahrhunderts über der Zerklüftung der Gegenwart die Hand zu gemeinſamer Geiſtesarbeit, ohne daß ſie dieſe ſtille Bundesgenoſſenſchaft auch nur klar fühlten, hier der Leſſing der ſchaffenden Poeſie und dort der König der ſtudirenden Kritik. Im Leben gehen ſie an einander vorüber; Leſſing legt ſpäter den ganzen Gewinn ſeiner dramaturgiſchen Studien und ſeiner friſcheſten Dichterkraft daran, im nationalſten Luſtſpiel den Hubertusburger Frieden zu verklären, aber unbeachtet verläßt er dann unter Preußen, um endlich an Manchē complizirtem Gedenkmale unter dem Schweife des Königlichen Pferdes ſammt Philoſophie und Kunſt ſeine Stelle zu finden.

Leſſing ging nach Berlin als typiſches Vorbild des deutſchen Geiſtes, der nach dem Preußen Friedrichs des Großen ſtrebt.

Das Äußere der erſten Ueberſiedelung entſprach der innern Bedeutung nicht im Geringſten: es war ein Studentenauszug mit vielen Schulden und ſehr wenigem oder gar keinem Mobiliar. Wenn er irgend Erwartungen gehegt hatte, ſo wurden dieſe durch die Wirklichkeit bitter getäuſcht, und nicht nur für einen Augenblick, ſondern für die erſten Jahre überhaupt. Daraus erklärt ſich die auffallende Sparſamkeit im Briefſchreiben, und beſonders den Eltern, welche nach allen Seiten hin, vom Standpunkte der Praxis und des chriſtlichen Glaubens, dieſe Ueberſiedelung verurtheilt hatten, möchte er ſein Glück in ſtolzer Schamhaftigkeit verſchweigen: aber aus dem Briefe an ſeine Mutter vom 20. Januar 1749 lernen wir, daß es ihm ſogar an anſtändiger Kleidung fehlte, in welcher er hätte Beſuche machen können, und daß er deshalb die Aeltern bitten muß, ihr vor etwa einem Jahre in dieſer Beziehung gegebenes Verſprechen zu löſen. Trotz dieſer drückenden Noth und der ſtändigen Ängſtlichkeit gegen die Aeltern, welche er nie aus den Augen läßt, läßt er ſich in ſeinem einmal gefaßten Entſchluß, mögen ſeine Ausſichten noch ſo trübe ſein, nicht irre machen; er weiß ſchon mit ſeinen zwanzig Jahren, daß keine Natur eines großen, bewegten Lebens bedarf, um ſich ſelbſt zu bilden und dann ihre Kräften zu entfalten. Ende März haben wir ihn verübergehend in Frankfurt a. d. O., das ihn wie Leipzig als Univerſitäts- und Handelsſtadt anlockte und ihm etwas verſprechen mochte, aber ſchon im Anfange des folgenden Monats iſt er wieder nach Berlin zurückgekehrt, wo ihn ein Brief des Vaters mit neuen Thalern erwartete. Die trübe Ausſichten ſeine Unterſtützung für die nächſte Zukunft eröffnete,

ſo reichte ſie doch für den Augenblick hin, die nöthige Kleidung zu beſchaffen. Die leibliche Nahrung forderte nicht viel; Leſſing berichtet uns ſelbſt, daß er für 14 guten Groſchen eine ſtarke Mahlzeit thun könne; ſeine Wohnung, welche er Anfangs mit ſeinem Landsmanne Naumann und Voucken theilte, war beſchrieben wie die der meiſten Poeten: es war die Dachſtube des ſchmalen, jetzt umgebauten Hauſes Nr. 10. an dem Nicolaikirchhofe, deſſen früheres Aus-

Leſſing's Wohnhaus in Berlin.

ſehen und eine im Beſitz der Familie Archenholz befindliche, von ihr in ausführender Weiſe vervielfältigte und hier in Holzſchnitt mitgetheilte Zeichnung erhalten hat. Die Umgebung machte damals noch nicht den trivialen Eindruck von heut; das alte ehrwürdige Gebäude war von dem maleriſchen Thurme der Jakobikirchhofs und andern bürgerlichen Gebäuden umgeben, wie von zahlreichen ſchönen Gartenanlagen umgeben. Später bewohnte er unter Andern auch Nicolai und Mylius auf der Nicolai-Hof Spandauer Straße 68, welches dann

Moses Mendelssohn erwarb und bis zu seinem Tode treue hatte. Aber Krankheit, wie ein schlimmer Nervenanfall schon im April und der vollständige Mangel eines regelmäßigen Einkommens drückten ihn so, daß er am 30. Mai die Aeltern um nur 10 bis 15 Thaler bittet und Berlin in etwa einer Woche verlassen will. Mylius hatte zwar bei seinem näheren Beziehungen zu der Berlinischen (jetzt Vossischen) Zeitung und deren Besitzer, Rüdiger, dem Schwiegervater des Buchhändlers Chr. Fr. Voß, seinem Freunde Gelegenheit verschafft, durch die Ordnung der Rüdiger'schen Bibliothek sich etwas zu verdienen, und diese Arbeit war Lessing bei seinen bibliographischen Neigungen sogar willkommen gewesen, aber es war dem jungen Forscher und Dichter nicht nachhaltig damit gedient. Und doch hat er sein eigentliches Ziel so unverrückt im Auge, daß er die ihm angebotene, nicht im Geringsten entsprechende Stelle eines Auctionscommissarius mit 400 Thalern Gehalt und Anderes ablehnt, was ihn in seinen Studien gehört haben würde; er zieht es vor, bei einem Herrn v. d. Goltz eine nicht genau zu begrenzende Zeitung als Handlehrer oder Secretair auf etwa ein Jahr anzunehmen, welche Stellung ihn natürlich in mancherlei Verhältnissen bringen mußte. Im Ganzen wird er sich aber an sich selbst und benutzte jede Gelegenheit, seine Kenntnisse fruchtbar zu erweitern. Besonders wichtig wurde ihm die Bekanntschaft mit einem französischen Sprachlehrer, Richier de Louvain, den wir nachher in Voltaire's Diensten finden, aus welchen Anregungen ging Lessing's fruchtbare Beschäftigung mit der französischen Litteratur hervor. Verschiedene Uebersetzungen brachten das Nothdürftigste ein, Mylius's römische Geschichte, deren Verbreitung durch einen Antrag bereits 1746 mit dem vierten Bande stecken geblieben war, wurde von ihm aufgenommen und wohl um drei Bände weiter geführt; die Briefe Friedrichs des Großen über Crebillon's „Catilina" hatten Aufsehen erregt, und Lessing lieferte 1749 dem großen Publikum eine deutsche Uebersetzung des Stückes; im nächsten Jahre bearbeitete er auch den „Hannibal" von Marivaux. Die Beschäftigung mit beiden Stücken ist auch für Lessing selbst nicht folgenlos geblieben, Crebillon war ganz dazu angethan, ihn die Mischung der antithetischen tragischen Effecte durch die französischen „Schicksale" (romans) klar zu machen, und Marivaux konnte als Beispiel seiner psychologischen Entwicklung und dialogischen Zuspitzung gelten. Mit diesen französischen Studien verbindet er gründliche englische und spanische. Trotz aller Verwirrung seiner äußeren Verhältnisse war also Lessing auf dem großen Wege, die nächste große Aufgabe seines Lebens, die Frage des Dramas, zu lösen, und darum hielt er sich eben.

Von seinen eigenen dramatischen Dichtungen, welche in diese Zeit fallen, sind besonders zwei für sein Leben in der Berliner Atmosphäre entscheidend: „die Juden" und „der Freigeist". In beiden weht der Geist des Toleranz-Edictes Friedrich's des Großen, der Juden nach seinen Lagen will billig wissen haben; diese Forderung hat Voraussetzung des „Nathan". Culturgeschichtliche Motive den Freigeist zu Gunsten zu legen, war schon ein sehr weitgehendes Interesse. Daher überrascht es uns nicht mehr, im Oktober des Jahres 1749 die mit der Freude zu der Vertraulichkeit, welche er mit Mylius begann, den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters" als Mitarbeiter der dramatischen Poesie anfassen zu sehen; er verlangt ein charakteristisches, auf die Gleichheit ausgehendes Drama. Dieses Studium verdient nun in höhere Beziehung, als gerade in jener Zeit das tändelnde Irrgespielthum sich am breitesten in Berlin machte; für die Anfänge eines deutschen Schauspiels suchen die Theater seinen Namen, insonderheit konnte die latente Wallnerei Lessing's Spott in seiner Vorrede „Le vasselet" vom Jahre 1749 herausfordern.

Sein Ruf als Kritiker und Dichter war inzwischen genug, daß im Anfange des Jahres 1751 die Redaction der Vossischen Zeitung davon Kenntniß nahm, ihm die Recension derselben angetragen. Lessing scheint auch gegen Gehalten der politischen Theil ab, er konnte so wohl die Stunden, welche der Dichtung gehörte waren, und er scheint schon bei seinen Be-

schauungen, die wir einfach als liberale bezeichnen würden, selbst unter Friedrich dem Großen nicht nach seiner Neigung die letzten Consequenzen ziehen zu dürfen. Dagegen lockte ihn die Angriffsbereitschaft eines litterarischen Freibeuters, und so redigirte er seit dem Februar 1751 ein litterarisches Beiblatt der Vossischen Zeitung unter dem Titel: „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes". Mit einigen durch den Wechsel des Aufenthaltsortes bedingten Unterbrechungen führte er diese Redaktion bis zum October des Jahres 1755. Daneben lieferte er aber auch für die eigentliche Zeitung eine Reihe von Beiträgen. Die Kritik, welche hier geübt wird, ist außerordentlich mannigfaltig, aber sie mangelt in sehr einheitlichen Grundanschauungen, und daher hat man ein Recht zu sagen, daß in diesen Zeitungsartikeln der große Kritiker sich gebildet habe. Vor Allem muß man hier einen tiefen sittlichen Zug bewundern, der ihn zur schärfsten Opposition gegen alle Heuchelei und Pedanterie führt; der junge Schriftsteller, dem heiterer Witz und unerschöpfliche Laune in allen Kreisen willkommen erscheinen lassen, nimmt sich in der Residenzstadt Berlin mit ihrer so sehr gerühmten Sittlichkeit die Mühe, bewußt dogmatische und sittliche Fragen zu erörtern und den Grund zu jenen religionsphilosophischen und geschichtlich-philosophischen Betrachtungen zu legen, welche sein späteres Leben krönen. Dabei bricht überall eine nationale Begeisterung durch, die ihn schon in die bestimmteste Opposition zu dem Französischen bringt; ihn schmerzt es, daß der deutsche Dichter Klopstock eine dänische Pension bezieht, und er läßt gern seine Begeisterung für Friedrich den Großen durchbrechen, „den die Natur zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zu einem Helden der Könige machen wollte." Mit dieser sittlichen und nationalen Stellung war natürlich auch für den litterarischen Kritiker sein Verhältniß zu dem geschichtlich-überlieferten Stoffe gegeben, und obgleich er die Disciplin und die Regel anerkennt, so entscheidet er sich doch für das Princip des inneren Schaffens.

Aber nicht allein als Kritiker, sondern auch als Dichter betheiligte sich Lessing an der Vossischen Zeitung. Das „Neueste aus dem Reiche des Witzes" bringt im August 1751 einige heitere Lieder von Liebe, Küssen und ähnlichen Dingen; am 1. Januar des Jahres 1752 erscheint zum ersten Male von seiner Hand ein allgemeines Einleitungsgedicht, in welchem dem großen Publikum ungefähr ohne großes Gewicht gewisse handbackene Anschauungen der Moral und Politik zusammengestellt werden, welches sich in der launigen Frage zuspitzt, ob Friedrichs Thron mehr durch Vorsicht gehütet oder durch Liebe gehütet werde, und mit der Hoffnung abschließt, daß die Bücher ihres großen Fürsten werth werden möchten. Diese Art eines Neujahrsgedichts hat Lessing bis zum Jahre 1755 verwaltet und so nichtssagend viele derselben Gedichte auch sein mochten, die schlechtesten ihrer hohlen Schwülstigkeit oder weichlichen in der deutschen Journalistik vertretenen Gattung waren sie nicht.[1])

Am Ende des Jahres 1751 haben wir Lessing indeß von Berlin geschieden. Es war nicht allein das allgemeine Verhältniß jener bezahlten Mienchen und dem anspruchsvollen Treiben des großstädtischen Lebens sich verleidet zu machen und sich auf sich selber zu besinnen oder auch einer productiveren Thätigkeit zur Sammlung zurückzuziehen, sondern bei Lessing lagen tief gewichtige Gründe vor, für eine kurze Zeit wenigstens seinen Berliner Aufenthalt zu wechseln. Einmal mochte er daran denken, seinen bisherigen Studien und Be-

[1]) Nachstehend brachte das Jahr 1751 gelegentlich eine Fabel oder ein Epigramm. Geschmacklosigkeit ist an den Reimen sehr vieler anakreontischer Dichtungen der vorherrschende Mangel an Empfindungen auf Zartempfindliche, und hinter Epigrammen auf den geringen Dichter Damon wird man kaum auf Voltaire warten dürfen, selbst nicht unter Voraussetzung auf den Ungeschick zu verschiedenen Wendungsspiele; denn Voltaire's Witz ging nicht so weit, sich selbst ernsthaft zu verlegen und dadurch etwas als bedeutend zu erscheinen. Diese Epigramme sind von mittlerer Bedeutung einer gelungenen Geschmacksübung. Auch den Anlaß einiger Lobgedichte über Religion erhalten wir durch das litterarische Beiblatt der Vossischen Zeitung, und der dicke Gleim, mit welchem der Verkehr in einer heiteren Weise sich bei Religion annimmt, verdient Berücksichtigung.

hendverhältniſſen irgend einen Abſchluß zu geben. Er lebte als Candidat der Medicin, für die er nie etwas gethan, ſondern die er immer philoſophiſchen und litterariſchen Studien nachgeſetzt hatte, ſo daß er gerade damals an eine archäologiſche Habilitation in Göttingen denken konnte. Zweitens waren ihm ſeine zahlreichen Bekanntſchaften in Berlin unbequem geworden. Wir finden während dieſes erſten Aufenthalts in Leſſings Kreiſe natürlich noch keine jener bedeutſamen Perſönlichkeiten, welche ſpäterhin auf Leſſing einen bedeutenden Einfluß ausüben ſollten. Es iſt der Verkehr mit ſeinem alten Freunde Mylius und unter deſſen naturwiſſenſchaftlichen Bekannten der Aſtronom Kies, den wir ſeit 1754 als Profeſſor in Tübingen finden; dann der kleine Bautzener Chr. Nikol. Naumann, Herausgeber litterariſch-moraliſcher Zeitſchriften und trivialer Idyllen und Epen, mit dem als einem gutmüthigen, beſcheidenen und muntern Menſchen es bequem für Leſſing war anfänglich zuſammen zu wohnen und der auch gelegentlich Gelder vorſtreckte; andere Perſönlichkeiten werden aber nur genannt, ohne daß ſich über ſie etwas beſonderes ſagen ließe. Jedenfalls wurden nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe Leſſingen dieſe Bekanntſchaften unbequem. Endlich kam noch ein äußeres Ereigniß dazu, das wohl geeignet war, ihm zunächſt den Berliner Aufenthalt zu verleiden. Durch eine eigenthümliche Fügung des Schickſals ſollte Leſſing in eine urſprünglich ganz unverfänglich erſcheinende Berührung mit Voltaire kommen. Der große franzöſiſche Schriftſteller ſuchte auf verſchiedene Weiſe ſeine Stellung zum Könige für die Vermehrung ſeines Vermögens zu benutzen und er war unbedingt ſpeculativer auf dem Gebiete des Geldes als dem der Philoſophie. Die churſächſiſchen Steuerſcheine, welche von Friedrich dem Großen im Beſitze ſeiner Unterthanen anerkannt werden ſollten, boten für Voltaire eine bequeme Gelegenheit zu Wuchergeſchäften. Er bediente ſich bei dieſen der Hülfe eines jüdiſchen Geldhändlers Abraham Hirſch, der in Dresden ſolche Scheine in ſeinem Auftrage aufkaufen ſollte. In deſſen Abweſenheit ging aber Voltaire Geſchäfts-Verbindungen mit dem ſpäteren Münzdirector Ephraim ein, brach ſeine Verpflichtungen gegen Hirſch und verwickelte ſich in einen ſchmählichen Prozeß, in welchem er als Fälſcher von Handſchriften und als wortbrüchig, ja, faſt meineidig erſchien. Die Schriftſtücke, durch welche Voltaire ſeine Sache ſehr gewandt ſtützte, verfaßte er faſt durchweg ſelbſt und es wurde nöthig, für die betreffende Gerichtscommiſſion dieſelbe ins Deutſche überſetzen zu laſſen. Richier de Louvain, der mittlerweile Voltaires Privatſekretair geworden war, empfahl zu dieſer Arbeit ſeinen Freund Leſſing. Der durch und durch offene Jüngling fand bei ſeiner ſcharfen Beobachtungsgabe hier reichliche Gelegenheit, den großen Repräſentanten der franzöſiſchen Litteratur von Grund aus kennen zu lernen und ohne allen Zweifel iſt der kräftige Widerwille, welcher in der ſpäteren Polemik gegen die franzöſiſche Litteratur hervortritt, durch dieſe Erfahrungen bedingt geweſen.

Leſſing arbeitete einige Tage mit Voltaire, blieb aber ſo unbelangen, daß er den am 21. Februar 1751 zum Austrag kommenden Prozeß, den ſelbſt Friedrich der Große mit ſeinem ſatiriſchen Drama „Tantale au procès“ an ſeinem Lieblinge ſchonungslos verſpottete, in einem ſehr beſtatteten Epigramme beſchrieb: nur deßhalb, weil Voltaire ein größerer Schelm als der Jude war, habe er den Prozeß nicht verloren. An dieſes und ein anderes Spottgedicht hat ſich die litterariſche Sage geknüpft, daß der gereizte Voltaire in Folge deſſen Leſſings Namen zu Le Singe franzöſirt habe. Indeß war dieſer Zuſammenhang des jungen deutſchen Schriftſtellers mit dem berühmten Franzoſen noch nicht dazu angethan, ihm das Berliner Leben ganz zu verleiden. Als Voltaire, der während des Sommers des Jahres 1751 in Potsdam ſein Siècle de Louis XIV. vollendet hatte, im Winter nach Berlin gekommen war, trug er ſeinem Sekretair Richier auf, ehe noch irgend ein Exemplar des mit Spannung erwarteten Werkes in das Publikum gelangte, die für den Hof beſtimmten guten Exemplare zuſammenzuſtellen. Leſſing, der ſeinen Vorrat brauchte und ihn mit dem Sortiren der

Bogen beſchäftigt fand, half ein wenig dabei, und da das Werk ihn allerdings ſchon beim Durchblättern intereſſirte, ſo bat er um die etwa überſchüſſigen Bogen des erſten Bandes auf einige Tage. Sei es, daß Leſſing wirklich keine Vorſtellung davon hatte, wie mit einem im Drucke beendigten Werke noch ſo viel Geheimnißthuerei getrieben werden könne, oder daß er wirklich mit einer bei ihm nicht ganz ſeltenen Rückſichtsloſigkeit verfuhr; er gab die ihm ſo freundſchaftlich mitgetheilten Bogen an den ebenfalls aus Sachſen gebürtigen und daher ihm etwas befreundeten Hauslehrer der von Schulenburgiſchen Familie, Namens Drechſel, und dieſer benutzte die wichtige litterariſche Neuigkeit zum Gegenſtande der Unterhaltung bei einem Beſuche, den eben Voltaire's Freundin, die Gräfin von Bentink, im Hauſe machte. So kam die Sache zu Voltaire's Kenntniß, der ſofort die volle Wahrheit von ſeinem Sekretair erfuhr, und wenn irgend etwas, war die Strenge des franzöſiſchen Schriftſtellers, welcher Richier bald darauf aus ſeinem Dienſte entfernte, und ſein Schreiben an Leſſing vollſtändig geeignet, dem jungen deutſchen werdenden Kritiker jede Achtung vor dem Vertreter der franzöſiſchen Litteratur zu nehmen. Leſſing war unbeſonnen genug geweſen, ohne Rückſicht auf Richier das Exemplar des Voltaire'ſchen Werkes, an welchem er noch vier Bogen zu leſen hatte, außerdem mit nach Wittenberg zu nehmen, von wo aus er es zwar ſofort, aber immer zu ſpät zurückſchickte.

So ſchloß Leſſing im December 1751 ſeinen erſten Berliner Aufenthalt ab, den er mit zuſammenhangsloſer kritiſcher Thätigkeit, wie ſie angehenden Schriftſtellern eigen iſt, ausgefüllt hatte; durch ſeinen Abgang und die Berührung mit Voltaire war er bekannter in Berlin geworden, als es bei ſeinem Dortſein der Fall geweſen war, wie Mylius nach Wittenberg berichten konnte. In der ſtark theologiſchen Univerſitätsſtadt fand er einen Schulfreund, den nachherigen Leipziger Profeſſor der Theologie A. L. Schwarz, als Bibliothekbeamten wieder, der ihm den leichteſten Zutritt zu den vorwiegend theologiſchen Bücherſammlungen verſchaffte, und ſeinen zweiten Bruder als Studioſus der Theologie, mit welchem er das Zimmer theilte. Die ſtillen concentrirten Studien konnten ſein noch zu unſtätes Weſen befeſtigen und für eine bedeutſame Thätigkeit vorbereiten; ein tiefer ſittlicher Zug, wie er ſo machtvoll in Berlin noch nicht zu Tage getreten war, geht durch die Vertheidigungen, die ſogenannten Rettungen des Cardanus, des Lemnius und des Horaz, die er hier ausarbeitet; den erſten principiellen Streit führte er mit dem Laublinger Paſtor Samuel Gottlob Lange, in welchem er zugleich die Grundanſchauungen des ganzen Halliſchen Dichterkreiſes vernichtet. Nicht allein äußerlich ſeine Studien abſchließend, was am 29. April 1752 durch Promotion zum Magiſter der freien Künſte geſchah, ſondern recht eigentlich innerlich fertig konnte er im November 1752 des ſtillen Univerſitätslebens ſatt daran denken, in das große Leben von Berlin überzuſiedeln; er muß ſchon vor dem 12. December deſſelben Jahres dort angelangt ſein, da mit dieſem Tage ſeine regelmäßige Mitarbeiterſchaft an der Voſſiſchen Zeitung wieder beginnt.

Sein zweiter Aufenthalt in Berlin ſollte ihn zwar zunächſt wieder in der gewöhnlichen Litteraturarbeit, aber dabei doch als einen Schriftſteller zeigen, der mit der Principloſigkeit des gewöhnlichen Litteratenweſens vollſtändig gebrochen hatte, der auf der einen Seite zu Zeitungsartikeln und zu Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Engliſchen und Spaniſchen gezwungen war, auf der andern Seite aber ſchon an eine Sammlung ſeiner Schriften und vor allen Dingen an Sammlung ſeines eigenen Weſens denken konnte. Der bedeutendſte Gewinn dieſes zweiten Berliner Aufenthalts war aber zunächſt die Befreiung von ſächſiſch-franzöſiſcher Verſtändigkeit durch Ausbildung eines individuellen Standpunktes mit Hülfe der engliſchen Litteratur und dann die Grundlegung philoſophiſcher Anſchauungen der ernſteſten Art. Hierbei unterſtützten ihn zwei Männer, von denen er augenblicklich mehr zu empfangen ſchien, als er ihnen zu geben vermochte, durch die er aber grade am

nachhaltigſten und eigenthümlichſten auf die Culturgeſchichte Berlins einwirkte, Friedrich Nicolai und Moſes Mendelsſohn: durch den erſteren drang ſelbſtbewußte Bildung in den Bürgerſtand, in dem zweiten wurde das Judenthum zum erſten Male zu einem modernen geſchichtlichen Culturmoment erhoben. Das gegenſeitige Verſtändniß und das Zuſammenwirken dieſer drei in der Aufklärungsgeſchichte des 18. Jahrhunderts wurde ſehr weſentlich durch den autodidactiſchen Charakter der Bildung erleichtert, der ihnen gemeinſam war, ohne aber ſehr weſentliche Unterſchiede in den Grundanſchauungen und in den letzten Ergebniſſen ihres Lebens aufzuheben.

Friedrich Nicolai war bereits, nachdem er in Halle eine regelmäßige Realſchulbildung erhalten und in Frankfurt a. O. alle freie Zeit während ſeiner buchhändleriſchen Lehrjahre 1749—1751 auf griechiſche, engliſche und philoſophiſche Studien gewendet hatte, zu Anfang des Jahres 1752 nach Berlin in das väterliche Buchhandlungsgeſchäft zurückgekehrt und durch Empfehlungen des ihm aus Kleiſt's Kreiſe bekannten Epigrammendichters und wunderlichen Kunſtfreundes Ewald nach und nach in Beziehungen zu Sulzer und Mauvillon getreten. Seine wirklich bedeutenden engliſchen Studien befähigten den kaum zwanzigjährigen, gegen Gottſched als Ehrenretter des geſchmähten Milton, wenn auch anonym, aufzutreten und durch dieſen Gegenſatz ſtellte er ſich in eine nahe Verwandtſchaft zu Leſſing; ja die bereits 1754 geſchriebenen, aber erſt im folgenden Jahre veröffentlichten „Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland" galten bei ihrer Anonymität geradezu für ein Werk des letzteren. Leſſing und Friedrich Nicolai waren für einander und für die nächſte gemeinſchaftliche Arbeit an unſerer Litteratur gemacht. Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß die erſte Bekanntſchaft zwiſchen beiden durch den älteren Bruder Friedrichs, den Halliſchen, zuletzt Frankfurter Profeſſor Johann Gottlieb Samuel Nicolai vermittelt wurde, mit welchem Leſſing, bei Gelegenheit des Streites mit dem Laublinger Paſtor, in directe Berührung gekommen war; ein näherer Umgang mit Friedrich läßt ſich ſeit dem Anfange des Jahres 1755 nachweiſen. Das Gefühl geiſtiger Geſundheit, der friſche Gegenſatz gegen alles Erkünſtelte, verband beide Männer auf das innigſte; Nicolai, ein Mann ohne gelehrte oder amtliche Stellung, ohne alles Zunftprädikat, fühlte ſich berufen, mit ſeinem Freunde die Litteratur und in der Litteratur alle Regungen des deutſchen Lebens kritiſch zu beobachten: er war der erſte, der als Laie in einer für Deutſchland ziemlich ungewöhnlichen, für Berlin epochemachenden Weiſe ſeinen geſunden Menſchenverſtand als den abſoluten Maßſtab der Dinge hinſtellte. So lange die ſäubernde und ordnende Reflexionskritik an ihrer Stelle war, konnte er mit Leſſing Hand in Hand gehen; ſobald ſie ſich Unfehlbarkeit und durchgreifende Gültigkeit beilegte, mußte der fortſchreitende Leſſing ſich von ihr entfernen, und er würde nie der Mißverſtändniſſe Goethe's und Fichte's fähig geweſen ſein, denen Nicolai verfiel.

Ganz anders war das Verhältniß zu Moſes Mendelsſohn: mit ihm wurde Leſſing nicht ſowohl durch ein materielles Litteratur-Intereſſe, als vielmehr durch ſeine Theilnahme an den Juden und durch dieſes Juden ſpeculatives Talent verknüpft. Die Ehrenrettungen, welche in Wittenberg begonnen wurden und im „Nathan" ihren Höhepunkt erreichten, wurden jetzt an Mendelsſohn und an dem Berliner Judenthume geübt. Noch im Jahre 1743 war der ärmliche und ſchwächliche Moſes von Deſſau als ein 14jähriger Knabe, der deutſchen Sprache ziemlich unkundig, durch das einzige den Juden geöffnete Roſenthaler Thor in Berlin eingezogen, um dort als Schutzjude ein Unterkommen zu finden und nebenher ſeine heiße Sehnſucht nach Wiſſenſchaft zu befriedigen; elf Jahre ſpäter konnte ihn Dr. Aron Gumperz, der, wie überhaupt die jüdiſchen Aerzte, ſeines Berufs wegen ſchon mehr die europäiſche Bildung auf ſich hatte wirken laſſen, an Leſſing als tüchtigen Schachſpieler und ſpeculativen Kopf empfehlen: das eine brauchte Leſſing zum Vergnügen, das andere zum Ernſte. Men-

Mendelsſohns Philoſophie, ſeine analytiſche Strenge hilft in dem Litteraten Leſſing den Denker zur Reife bringen, der dann aber ſein erſtes Vorbild weit überragt; Leſſing führt dagegen in Mendelsſohn die deutſch-jüdiſche Anſchauung und Litteratur in die Bahn unſerer Bildungsgeſchichte ein und ſelbſt Rahel's Salon ſetzt ſpäter nur dieſe Gulturſchwingungen geſteigert fort.

Außer den Hauptfreunden Moſes Mendelsſohn und Fr. Nicolai und denjenigen, welche ſich unmittelbar an dieſe anſchloſſen, traten während des zweiten und dritten Berliner Aufenthaltes noch einige bemerkenswerthe Perſönlichkeiten in Leſſings Umgange hervor. Hauptſächlich waren ſie ihm durch eine ſchon damals beſtehende geſchloſſene Geſellſchaft, den heutigen „Montagsclub" nahe gerückt. Dieſer Verein war nach der Tradition ſeiner Mitglieder im Jahre 1748 entſtanden und kam anfangs Donnerstags, ſpäter Montags zu einer heiteren Converſation zuſammen. Leſſing, der hier recht eigentlich an ſeinem Platze war, trat zu dem Vereine im Jahre 1752, als J. H. Sulzer, der bekannte Aeſthetiker, bereits ſeit drei Jahren das zweite Seniorat verwaltete, und gehörte zu ihm bis zum Jahre 1761. Außer dieſem Senior, der im Jahre 1751 nicht ohne Anflug eines vornehmen zunftmäßigen Lächelns den „ein wenig zu jungen Kritikus" in einem Briefe an Bodmer auszeichnend genannt hatte, fand der bei ſeinem Eintritte 23 Jahre alte Leſſing als Mitglieder noch vor: den Portraitmaler W. Hempel, den Advokaten Chr. Gfr. Krauſe, den Land-Einnehmer beim Landhypothekenbuche Joh. Wilh. Bergius, den Dichter Carl W. Ramler, die Muſiker Kapellmeiſter Joh. Friedr. Agricola und Kammermuſikus Joh. Joach. Quanz und den Buchhändler Chr. Friedr. Voß; zu dieſen kamen während ſeiner Mitgliedſchaft noch der ſpätere Director der Akademie der Künſte Joh. Wilh. Meil ſeit 1756, der zu Leſſing inſofern in einer nähern Beziehung ſtand als er durch ihn beſtimmt wurde, das Rechtsſtudium mit der Malerei zu vertauſchen und die Vignetten zu deſſen Schriften zeichnete; der in Cüſtrin als Geh. Ob.-Trib.-Rath verſtorbene Jul. Fr. Ernſt Schlichting ſeit demſelben Jahre; der Archivar Joach. Andr. Schläter ſeit 1754, der Geh. Trib.-Rath Lud. Chr. v. Clermont ſeit 1757, der Hofmedikus Gottlob Nathan Jaeſchke ſeit 1758, der Buchhändler Fr. Nicolai ſeit 1756, und Thomas Abbt mit dem J. 1761. Zwiſchen Sulzer's und Leſſing's Anſchauungen vermittelte gewiſſermaßen Moſes Mendelsſohn, der aber nicht zu dieſem Kreiſe gehörte: von der directeſten Einwirkung auf Leſſing waren Ramler und Nicolai, während Thomas Abbt's Bekehrung mit ihm mehr als zweifelhaft iſt, wenngleich er deſſen Nachfolger in den Litteraturbriefen wurde.

Von den noch zu nennenden Männern, welche außerhalb dieſes Kreiſes ſtanden, war ohne Zweifel der eigenthümlichſte Prémontval, der 1752 mit dem Prinzen Heinrich von Preußen nach Berlin gekommen und Mitglied der Akademie geworden war, unbedeutend als Schriftſteller, bei ſeiner Leidenſchaftlichkeit, ſeiner philoſophiſchen Begabung und nicht gewöhnlichen Gelehrſamkeit für Leſſing ſehr anziehend. Durch ſeine Vielgeſchäftigkeit war überall bekannt der frühere pommerſche Geiſtliche Joh. Georg Büchler, der in den letzten Regierungsjahren Friedrichs des Großen ſich durch den Entwurf eines Denkmals für Leibniz, Lambert und Sulzer, welches nachher durch die Abſicht der Berliner Judenſchaft, auch Mendelsſohn hinzuzufügen, vereitelt wurde, einen Namen machte; eine gewiſſe philanthropiſche Liebenswürdigkeit machte ihn zu einem willkommnen Vermittler zwiſchen den entgegengeſetzten geſellſchaftlichen Elementen. Außer ihnen wird noch der ſpätere halliſche Profeſſor der Philoſophie Joh. Aug. Eberhard genannt, der als Halberſtädter vielleicht durch Gleim dieſem Kreiſe empfohlen war, in dieſen Jahren theils als privatiſirender Candidat der Theologie, theils als Hauslehrer eines Herrn von Horſt in Berlin lebte und auch ſpäter als Mitarbeiter an der allgemeinen deutſchen Bibliothek ſeinen Zuſammenhang mit dieſer Berliner Popularphiloſophie bezeugte; ferner ein Thüringer Georg Aug. v. Breitenbauch, der ſich in ſatiriſchen Zeichnungen gegen

Gottſcheds Cato erging, nachher aber ſelbſt in ſeinen beſchreibenden und idylliſchen Dichtungen nur wenig leiſtete; endlich der brave Muſiker Kirnberger, von dem wie früher von Marpurg und dann von den muſikaliſchen Mitgliedern des Berliner Montagsclubs ſich Leſſing die tüchtigen Anſchauungen über Muſik angeeignet haben mochte, welche nachher in ſeiner hamburgiſchen Dramaturgie hervortreten. Zu bedauern iſt, daß wir über den Verkehr mit geiſtreichen Frauen, auf welche der Briefwechſel gelegentlich hindeutet, kaum nähere Nachricht haben: es würde ſehr anziehend ſein, den Weiberfeind und Dichter ungezogener Epigramme auf das ſchöne Geſchlecht in dieſer Schule zu beobachten.

Trotz dieſes reichen und anregenden Lebens fehlte Leſſing aber in Berlin gerade das, wonach er am eifrigſten ſuchte, ein deutſches Theater; für das franzöſiſche war genügend geſorgt, man hatte ſogar klaſſiſche Darſtellungen, wie z. B. Lecain hier auftrat; aber für das deutſche galt durchweg, was Leſſing noch einige Jahre ſpäter klagte: „Der Franzoſe hat doch wenigſtens noch eine Bühne; da der deutſche kaum Buden hat. Die Bühne der Franzoſen iſt doch wenigſtens das Vergnügen einer großen Hauptſtadt; da in den Hauptſtädten des Deutſchen die Bude der Spott des Pöbels iſt. Der Franzoſe kann ſich doch wenigſtens rühmen, oft ſeinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigſten Männer des Reichs, die feinſte Welt zu unterhalten; da der Deutſche ſehr zufrieden ſein muß, wenn ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die ſich ſchüchtern nach der Bude gedrücken, zuhören wollen." Man hatte deutſch in Berlin nur Harlekinaden und Ähnliches, und Döbbelin war ein tüchtiger Improviſator und Couliſſenreißer; erſt 1766 erloſch hier die Stegreifburleske und erſt 1771 gab es eine ſtehende deutſche Bühne. Leſſing hatte aber ſchon 1754, nachdem die mit Mylius herausgegebenen „Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters", aufgehört hatten, ſeine erſten dramatiſchen Studien mit der Herausgabe der „Theatraliſchen Bibliothek" wieder aufgenommen. Es zeigte ſich ein ſehr weſentlicher Fortſchritt in der Auffaſſung des engliſchen Dramas und deſſen Beziehung auf das deutſche. Die nächſte praktiſche Einwirkung dieſer Studien auf Leſſing blieb nicht aus; er verließ Berlin auf 7 bis 8 Wochen und begab ſich nach dem winterſtillen Potsdam, wo er zu Anfange des J. 1755 (etwa von Mitte Februar bis Mitte April) ſeine Miß Sara Sampſon dichtete und damit das bürgerliche Drama in Deutſchland begründen half. Aber es ſchien ihm nur einen Ort in Deutſchland zu geben, wo deutſche Stücke irgend angemeſſen gegeben werden konnten: Leipzig. Nach dieſem Schauplatze ſeiner erſten dramatiſchen Erfolge zog ihn Ueberlegung und eine Art Heimweh zurück, dort fand er Koch's Truppe vor; faſt heimlich brach er ſeinen zweiten Berliner Aufenthalt ab und ging im Herbſte 1755 nach Leipzig, ſo daß die Voſſiſche Zeitung unter dem 18. October den Wechſel ſeines Aufenthalts anzeigen konnte.

Aber weder Bretarbeiten noch ein verunglückter Reiſeverſuch mit einem jungen Leipziger Patrizier Winkler noch die mannigfaltigſte Beſchäftigung mit dem Theater vermögen, ihn ganz dem Leben der preußiſchen Hauptſtadt zu entfremden: es knüpften ſich im Gegentheil neue Bande mit dem Staate und der Hauptſtadt Friedrichs des Großen. Dem engen Patriotismus der Sachſen gegenüber fühlte ſich Leſſing durchaus preußiſch, um ſo enger mußte daher die Verbindung mit Gwalt v. Tirſt werden, dem in Leipzig die Lagarethverwaltung übertragen war. An dieſem wackern Offizier, der ehedem ein übermüthiger Landjunker voll Talente, durch Unglück in der Liebe zu einem ſchwermüthigen Poeten geworden war, an dieſem Theodor Körner des ſiebenjährigen Krieges, lernte Leſſing ſeine dichteriſch fruchtbare Begeiſterung für den preußiſchen Soldatenſtand, durch ihn Intereſſe für Gleims Grenadierlieder; er ſelbſt entwarf patriotiſche Oden, z. B. eine an den König von Preußen — dazu kam, daß ſeine Theaterneigungen nach der Zerſtörung des Schauſpielhauſes in Leipzig keine Nahrung fanden, während von Berlin aus ſein Freund Nicolai ein bedeutendes Intereſſe dafür in ſeinen Briefen entwickelte. In der Ueberzeugung, daß den Preußen [illegible]

Heldenthum angeboren ſei, wie ehedem den Spartanern, verließ er am 4. Mai 1758 Leipzig, wo er ſelbſt durch die größte Anſtrengung und durch die trivialſten Arbeiten ſich nicht vor der Noth des täglichen Lebens zu retten wußte, und nahm zum dritten Male ſeinen Aufenthalt in Berlin.

Hier hatte ſich in der etwa dreiviertheljährigen Abweſenheit Leſſing's die Lage der Dinge bedeutſam verändert. Seit zwei Jahren war der Krieg begonnen, der Preußens Stellung, wenn es die Gedanken Friedrichs des Großen bewahren würde, für alle Zukunft glorreich entſchied. Aller Krieg hat aber eine orientirende Gewalt: er orientirt über das Maaß der guten oder ſchlechten Kräfte, bringt die Maſſen, wie die Einzelnen zum Bewußtſein und leidet weder das Unklare noch überhaupt das Halbe. Was alſo Leſſing bei ſeinem Weggange von Berlin im Herbſte 1755 ſchwankend, frivol, tändelnd verlaſſen hatte: das fand er jetzt im Ganzen feſt, ernſt, bewußt wieder. Die Wirkung dieſes Berliner Aufenthalts auf Leſſing blieb daher auch nicht aus. Zwar tritt er wieder als einfacher Kritiker und Litterat auf; aber wie verſchieden von der Epoche der Mitarbeiterſchaft an der Voſſiſchen Zeitung! Nicolai's Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, welche in Leipzig erſchien, war vom 5. Bande an Chr. Fel. Weiße übergegangen und vertrat die ſchwächlich ſächſiſche Abart der Berliner Verſtandeskritik; aus Leſſings Kopfe entſprang der Plan und die Ausführung der „Briefe die neueſte Litteratur betreffend", an welchen wir nun den ganzen tüchtigen berliner Kreis betheiligt ſehen. Niemals hat der beſondere Berliner Geiſt, weder vorher noch nachher, ſich mit ſo productiver Kritik über die Litteratur ausgeſprochen. Es ſollte eine volksthümliche deutſche Litteratur gegründet, das Streben nach ſelbſtbewußter Energie, welches für das Politiſche ſich in dem ſiebenjährigen Kriege darſtellte, auf das Gebiet der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften übertragen werden. Schon die Einkleidung der Briefform knüpfte an den gleichzeitigen Krieg an; bei dem in der Schlacht von Zorndorf verwundeten Offizier, welcher in dieſen Briefen die ihm erwünſchte Auskunft über die neueſten Litteraturerſcheinungen erhält, wird Leſſing an ſeinen Freund Ewald v. Kleiſt gedacht haben; wir finden auch ſogleich zu Anfange die bittere Anmerkung, daß wohl ein genialer Krieg da ſei, aber keine geniale Litteratur*).

Aber grade dies mußte ihn auch weſentlich von ſeinen Berliner Freunden unterſcheiden, denn unter ihnen war keiner, der ſich von ſeinen nüchternen Reflexionen zu lebensvoller Intuition hätte erheben können gleich Leſſing. Nicolai's hausbackene Weltanſchauung und wäſſerig aufklärende Toleranz, Mamler's ſorgfältiger Formalismus, Mendelsſohn's mehr ſchöngeiſtig-feine als energiſch-conſequente Speculation mochten erwünſchte Vorſtufen für Leſſing geweſen ſein, aber es trieb ihn darüber hinaus. Mamler bemerkte dies frühzeitig und äußerte ſich in gereiztem Ton darüber zu Gleim; man hatte wohl Luſt, ihn umzuerziehen! aber dazu war Leſſing nicht zu alt, wie man meinte, wohl aber zu feſt in ſich. Dies Gefühl der Sicherheit in ſich ſelbſt durchdrang ſein äußeres und inneres Leben, und wie wir es an jeder Stelle ſeiner Litteraturbriefe gewahren, ſo tritt es auch in aller Friſche aus dem Portrait heraus, welches dieſen Blättern beigegeben iſt. Das zu Grunde liegende Oelbild rührt ohne allen Zweifel, wie ſein jetziger Beſitzer, der ausgezeichnete Kunſtkenner Dr. Julius Fried-

*) Trotz aller Vorliebe des ſittlichen Umfangs kehrt Leſſing wie auch ſeine Mitarbeiter immer zu den nationalen Dingen zurück; Wielands unpatriotiſche Neigungen bis auf den häufigen Gebrauch von Fremdwörtern werden getadelt; Klopſtock, der ehedem wegen ſeiner Bedeutung für die deutſche Poeſiegeſchichte reichliches Lob erhalten hatte, wird jetzt vor anderen Dichtern niederen Ranges bei ſeiner falſchen Religioſität angegriffen, denn jetzt gilt es, daß die Erziehung an eigenen Nachbildern und an Selbſtbewußtſein ſich erwecken. Die Erörterung der ſpeciellen Poeſiegattungen wird von dieſem ſtarken ethiſchen Geiſte durchzogen, beſonders da, wo Leſſing in der Betrachtung der Fabel und des Dramas auf den Selbſtzweck des Gedichts und auf den Begriff der Handlung kommt — Momente, die ſpäter im Laokoon und in der Dramaturgie weiter ausgeführt werden; die Verurtheilung der Herrſchaft des romaniſchen Dichters über den griechiſchen Stoff und die Wiederentdeckung des ſhakeſpeareſchen Dramas ſind aus derſelben ſittlich- und zeitlich-gehobenen Stimmung hervorgegangen.

länder bestätigt, von Johann Heinrich Tischbein dem ältern her, der unter anderen auch Gleim gemalt hat, und stellt Lessing grade in der Epoche seines dritten Berliner Aufenthalts, in einem Alter von etwa dreißig Jahren dar. Das lebensgroße Brustbild verräth eine überaus elastische Figur; um den bedeutenden Kopf fallen die hellbraunen Locken lang herab, bedeckt von einem dreieckigen hohen Hute, der keck nach hinten geschoben ist. Das mehr runde Gesicht zeigt eine frische Farbe; die freie Stirn läßt ein ebenso rasches als energisches Denken voraussehn; die glänzend blauen Augen haben etwas von der Durchsichtigkeit eines bis auf den Grund klaren Gebirgssees; die Nase deutet auf eine kräftige Sinnlichkeit; die schwellenden, charakteristisch ausgearbeiteten Lippen wollen eben sprechen; das volle Kinn hat natürlich sein schelmisches Grübchen. Der Hals ist nackt und überaus kräftig; der gelbliche Ueberrock mit rothem Futter ist aufgeschlagen, so daß die gemusterten Unterstreifen des Hemdes hervortreten. Man begreift aus diesem Antlitze vollständig die herrliche Mischung von Idealität und Realismus, welcher den ernsten Männern und den geistreichen Frauen gefiel und immer kampffertig und siegreich gegen alles Kritik- und Principlose war.

Schwere Jahre, als die beiden ersten der Litteraturbriefe hat Lessing nachher nicht wieder erlebt, keines voll von so reinem und heiterm Selbstbewußtsein und unmittelbarster Wirkung. Aber auch hier fehlte ihm die Beharrlichkeit der Seelenstimmung, auf welcher allein alles Glück beruht. Indeß verschuldete er diesmal nicht den Bruch durch unpraktische Lebensanschauungen oder eigensinnige Entschließungen, sondern ein trauriges Ereigniß sollte die schon etwas gelockerten Verbindungen mit Ramler, Nicolai, Mendelssohn u. A. nur rascher lösen. Der Tod Ewalds v. Kleist in Folge der in der Schlacht bei Kunersdorf empfangenen Wunde am 24. August 1759 nahm das geheimnißvolle Band weg, das den Kreis der Berliner Freunde noch umschlang. Lessing rechtfertigte das Gedächtniß seines hingegangenen herrlichen und poesievollen Freundes vielleicht in dem merkwürdigen Trauerspiele Philotas, das ohne eine solche Weihe persönlicher Bedeutung kühl als Studie dramatischer Präcision und Simplifizirung kaum zu ertragen wäre. Das nationale Verhältniß zwischen ihm und den kritischen Genossen verschlimmerte sich, und Lessing wurde vielleicht dann und wann von unangenehmen Stimmungen betroffen, wenn er die andern längst in bestimmter Bereitthätigkeit, sich selbst aber „wie den Vogel auf dem Dache“ gewahrte. Seine Begeisterung für Friedrich den Großen und seine Neigung für den Soldatenstand waren noch groß genug, um eine ziemlich einträgliche und für einen Gewissenlosen gewiß sehr einträgliche Stellung als Gouvernementssekretair bei dem General v. Tauentzien als Gouverneur von Berlin anzunehmen, eine Stellung, durch welche er großartige politische und fast weltgeschichtliche Anschauungen und mit vollständiger Befreiung von Nahrungssorgen das schöne Gefühl über die leidenschaftlichen Ansprüche der Alltäglichkeit hinweg zu sein gewinnen konnte*). Spät nachzügelnd traf ihn noch die Wahl der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin zu ihrem auswärtigen Mitgliede, welche Ehre ihm erst durch eine eigenthümliche, taktlose Anzeige in der Vossischen Zeitung bekannt wurde. Aber Lessing konnte davon keinen Gebrauch machen; er war, wie der ängstlich-ehrsüchtige Zelter ganz richtig erwogen hatte, eigentlich zu groß für das Aufsteigen einer Akademie, aus welcher der unsterbliche Skeptiker Feldgrund entwichen war — daher interessirte sich für die ganze Sache mehr als er selbst sein Gegner von Schmaich, welcher in einem Epigramm die Akademie um eine Sophisten-Klasse durch Lessings Wahl vermehrt erklärte. Lessing hatte bereits im November 1760 Berlin verlassen und war nach einem wehmüthigen Besuche des Grabes seines Freundes v. v. Kleist in Frankfurt a. O. nach Breslau gezogen.

Fast fünfthalb Jahre ist er jetzt von Berlin entfernt; er hatte gesagt, daß er sich eine

*) Vgl. „Unsre Vorfahren“, Band I. S. 187.

Zeit lang als ein häßlicher Wurm einſpinnen wolle, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können. Statt unter Büchern lebte er jetzt wieder ganz und gar unter Menſchen, und ſo konnte er in einem Briefe an Ramler Anfang Auguſt 1764 das in ſeinem Munde vielbedeutende Bekenntniß ablegen, daß er ein Mann zu werden beginne. So lange der Krieg ſelbſt währte, war ihm dies Leben bedeutend genug und nicht ohne Intereſſe begleitete er den General v. Tauentzien zum Hubertusburger Frieden und in demſelben Jahre 1763 auch nach Potsdam. Er hatte benutzt, was das Kriegsleben ihm an Anregungen für ſeine Poeſie und die Breslauer Bücherſammlungen für ſeine kunſt- und litteraturgeſchichtlichen Forſchungen darboten; jetzt nach dem Friedensſchluſſe erſchien ihm das Soldatenthum inhaltsloſer, er fand, daß es Zeit ſei, wieder in ſein Gleis zu kommen. So gab er denn ſeine militairiſchen Verbindungen auf und folgte noch einmal ſeinem alten Zuge nach Berlin, um dort ſeit etwa Mitte Mai 1765 ſeinen vierten und letzten Aufenthalt zu nehmen: er opferte der preußiſchen Reſidenz, an welcher immer noch ſeine ſtarke Neigung und ſein warmer Enthuſiasmus hing, den bedeutenden Plan, über Wien nach Italien zu gehen, deſſen Ausführung ſeine ſchriftſtelleriſche Zukunft nothwendig anders geſtaltet haben müßte.

Jetzt finden wir ihn wieder in Berlin als einen ganz Anderen in einer weſentlich umgeſtimmten Stadt. Die alte Unſicherheit der Exiſtenz ſtellte ſich wieder ein. Noch einmal war er an einer kritiſchen Zeitſchrift thätig: er beſchloß mit einer trefflichen Beſprechung der Meinhard'ſchen „Verſuche über den Charakter und die Werke der beſten italieniſchen Dichter" die Reihe der Litteraturbriefe; fortan ſollten die Bedürfniſſe des Lebens nur durch Ausarbeitung größerer Werke gedeckt werden. Er hatte auf Veranlaſſung ſeiner Eltern, welche die Liebe des Sohnes in der übertriebenſten Weiſe in Anſpruch zu nehmen pflegten, ſeinen Bruder Karl zu ſich genommen: die dadurch geſteigerten Anforderungen zwangen ihn, die Ausgabe des Laokoon zu beſchleunigen und Minna von Barnhelm wie auch eine Sammlung der übrigen Luſtſpiele abzuſchließen. Die für alle Zeit gültigen Kunſtbetrachtungen des Laokoon konnten an jedem beliebigen anderen Orte geſchrieben werden; aber in Minna von Barnhelm leuchtet Leſſings preußiſcher Patriotismus in einem concentrirten Glanze zum letzten Male auf. In dieſem Luſtſpiele liegt der ganze Gewinn ſeines Breslauer und überhaupt ſeines preußiſchen Lebens: überall in der weiten geſchichtlichen Perſpective ſehen wir die machtvolle Geſtalt Friedrichs des Großen ſo deutlich durchſchimmern, daß ſpäterhin das Hamburger Theater für die Aufführung eine officielle Erlaubniß von Preußen nachſuchen zu müſſen glaubte; in dem verabſchiedeten Officier Tellheim zuckt der volle Stolz des Standes und die ganze tiefbegründete Empfindlichkeit des Ehrgefühls, während der naive Uebermuth des ſächſiſchen Fräuleins ſich von allen herkömmlichen Rückſichten ihres Standes befreit; der Treue und der Natürlichkeit der übrigen Perſonen ſtellt der Dichter mit tiefbedeutſamem Spotte einen franzöſiſchen Repräſentanten der ſchwindelnden Aeußerlichkeit gegenüber. Das Ganze iſt ein poetiſches Nachſpiel des Hubertusburger Friedens, eine künſtleriſche Beſiegelung des Friedensſchluſſes zwiſchen Preußen und Sachſen: der preußiſche Offizier wird von der ſächſiſchen Schönheit erobert.

Man durfte hoffen, einem Dichter und Forſcher von Leſſings Bedeutung und eigenthümlich patriotiſcher Richtung endlich eine würdige Stellung in Preußen zu bereiten und grade jetzt bot ſich die paſſendſte Gelegenheit. Der königl. Bibliothekar La Croze war Anfang des Jahres 1765 geſtorben und der von Friedrich dem Großen mit ſeinem Vertrauen beehrte Oberſt Quintus Zeilius ſchlug Leſſing zum Nachfolger vor. Wir wiſſen nicht, ob der König des oben berührten Conflictes Leſſings mit Voltaire gedachte, als er dieſen Vorſchlag abwies: wahrſcheinlicher iſt, daß der an franzöſiſche Eleganz und Leichtigkeit gewöhnte Fürſt einem deutſchen Gelehrten nicht traute. Zu neuen Vorſchlägen aufgefordert, empfahl der grade für deutſche Gelehrſamkeit begeiſterte Oberſt den großen Winckelmann, der aber die

eingeleiteten Unterhandlungen in wenig geziemender und ſpäter von ihm ſelbſt bereuter Weiſe abſchnitt. Jetzt kam Quintus Icilius noch einmal in der wärmſten Weiſe auf Leſſing zurück; der König beſtand auf einen franzöſiſchen Bibliothekar und ein ironiſcher Zufall führte ihm einen ſehr unbrauchbaren Benedictiner Anton Joſeph Pernetty zu, der ſtatt eines berühmten und gelehrten Namensvetters kam und ſich im Jahre 1783 aus Furcht vor dem von einem evangeliſchen Geiſtlichen angekündigten Weltuntergange davon machte.

Dies war das Einzige, wie Leſſing es ſelbſt geſteht, worauf er ſo lange gehofft und worauf man ihn ſo lange vertröſtet, und nun war es fehlgeſchlagen. Er mußte daran denken, ſeine ſchöne Bibliothek von etwa 6000 Bänden, welche er ſich hauptſächlich in Breslau erworben hatte, zu verkaufen und ſich anderwärts eine Stellung zu begründen: denn von Berlin wegzugehen, ſchien ihm jetzt leicht. Die Phyſiognomie der Reſidenz hatte ſich in Leſſings Augen ſehr weſentlich verändert. Als er von Sachſen nach Berlin überſiedelte, war alles im lebendigſten Aufſchwunge begriffen; der junge König ſchien das Jahrhundert beſtimmen zu können und zu wollen; der ſiebenjährige Krieg endete nicht ſo, wie die Anſpannung aller Kräfte von Seiten Preußens es verdient hatte. Der Enthuſiasmus für den König, welcher vorher das ganze begeiſterungsfähige Deutſchland ergriffen hatte, verengte ſich ſehr naturgemäß, aber für Leſſing, der in ſeiner univerſalen Natur immer den Weltbürger über den Patrioten ſtellte, ſehr tadelnswerth, in einen ganz realiſtiſchen Particularismus; dazu kam, daß eine natürliche Abſpannung in dem allgemeinen Leben ſich zeigte, die je mehr und mehr in Unſittlichkeit ausartete. Das alles widerſtand der Leſſing'ſchen Natur. Daher kann er offen äußern, daß es ihm nicht ſchwer fallen werde, Berlin zu verlaſſen, und bitter fragen, was er überhaupt auf der verzweifelten Galeere zu thun hätte. Auch eine vorübergehende Unterhandlung mit Kaſſel blieb ohne Reſultat und ſo ſtand Leſſing wieder einmal, wie er es bezeichnet, müßig am Markte und Niemand ſchien ihn dingen zu wollen; da knüpfte man im November 1766 vom Hamburger Theater aus Unterhandlungen mit ihm an: man wollte, um das Theater zu heben, ihm die Stelle eines Dramaturgen mit 800 Thlrn. übertragen. Ein faſt ſechswöchentlicher Beſuch in Hamburg brachte die Unterhandlungen zum Abſchluſſe; Leſſing konnte mit dem bitteren Satiriker Juvenal ſagen, daß ihm nun die Schauſpieler verliehen, was die Fürſten ihm vorenthalten hatten, und Anfang April 1767 verließ er Berlin, um ſich nie wieder dauernd dort aufzuhalten.

So wechſelvoll und traurig auch Leſſings weitere Schickſale ſein mochten: die alte mächtige Sehnſucht, einer lebendig bewegtem ſeiner bewußten Staate anzugehören, welche ihn dauernder als an irgend einen andern Ort an dieſe Stadt geknüpft hatte, kam nicht wieder. Und ſie konnte nicht wiederkommen. Leſſing hatte zwar den kritiſchen, ſelbſtbewußten Geiſt Berlins begründen helfen, welcher ſeit dem Zeitalter Friedrichs des Großen die Reſidenz gekennzeichnet hat, den eigenthümlich zerſetzenden Geiſt, der ſich bisweilen in reſultatloſen Leichtſinn verpufft. Er hatte die Epoche der Aufklärung mit herbeigeführt, welche zwar das feinere religiöſe Gefühl vernichtete, bis es Schleiermacher in den tiefſten Falten des Gemüths wiederentdeckte, aber auch zur Nüchternheit und Beſonnenheit, zur Klarheit und Selbſtgewißheit führte. Dieſe Stufe des Bildungsganges indeß, welche Leſſing, der künftige große Religionsphiloſoph, nur als einen Durchgangspunkt gelten laſſen konnte, ſahen ſeine alten Freunde, beſonders Nicolai und Mendelsſohn, als eine feſte und allgemein gültige Grundlage an; ſie beharrten in der Verſtändigkeit, welche ſie als eine unfehlbare Kraft und einen ſichern Maßſtab für die Beurtheilung alles Göttlichen und Menſchlichen ſchätzten. Leſſing mußte über ſie theils durch ſeine faſt dämoniſche kritiſche Unruhe, theils durch ſeinen tiefern, philoſophiſchen und religiöſen Sinn hinaus geführt werden.

Die alte Vorliebe für Berlin wandelte ſich allmälig in vollſtändige Abneigung; von ihr iſt der bekannte Brief an Nicolai vom 29. Auguſt 1769 erfüllt. Leſſing täuſcht ſich

vollständig über die nachhaltige Bedeutung der Reformversuche, welche in Wien gemacht wurden; er tadelt Gleim, der diesmal scharfsichtiger war; er glaubt wirklich der deutschen Litteratur in Wien immer noch mehr Glück versprechen zu können, als in dem französirten Berlin. Er hält von der Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben nichts, denn sie reducire sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man wolle; einer solchen Freiheit müsse sich der redliche Mann nun bald zu bedienen schämen; ja, was politische Freiheit betrifft, so war er nicht abgeneigt, Preußen hinter Frankreich und Dänemark zu stellen, ja es für das sklavischste Land von Europa zu erklären. Daher finden wir Lessing nur vorübergehend und gelegentlich wieder in Berlin, wo sein Bruder Karl, der 1812 als Münzdirector in Breslau starb, sich niedergelassen hatte und besonders als Mitglied des Montagsclubs von 1761 — 1772 mit den Lessing'schen Kreisen im Zusammenhange geblieben war. Ende September 1771 machte die Ausgabe der vermischten Schriften einen Aufenthalt dort nöthig; ein zweites Mal berührte er, bei Gelegenheit der italienischen Reise, welche er weder so poetisch fruchtbar wie Goethe, noch so eitel grämlich wie Herder vollendete, Ende Februar 1775 Berlin, wo er eine ruhige und heitere Stunde zu finden glaubte, wie sie Wolfenbüttel nicht gewährte, und zum letzten Male auf der Rückreise, wo er seit Ende Januar 1776 sich einige Wochen, aber sichtlich in der übelsten Laune, aufhielt: im December 1777, als er seinen ältesten Stiefsohn, der sich mit dem preußischen Militärwesen bekannt machen wollte, nach Berlin schickte, zog wohl etwas Sehnsucht von ihm mit. Aber im Grunde hatte er in den vier größeren Epochen seines Berliner Aufenthaltes seine Rechnung mit der preußischen Hauptstadt, ja mit Preußen selbst abgeschlossen; zuerst hatte er sich als Feuilletonist versucht und war aus dem zersplitterten Leben nach dem stilleren Wittenberg entwichen, um sich dort zu sammeln; dann hatte er im Verkehr mit Mendelssohn und Nicolai sich geklärt und zugleich vertieft und dennoch durch seine Theaterneigungen nach Leipzig entführen lassen; der dritte Aufenthalt, die glänzendste Epoche seines Lebens, hatte die Litteraturbriefe und das kräftigste Selbstbewußtsein in ihm erzeugt und so hatte er sich in das anregende Kriegsleben von Breslau begeben; da er zuletzt als der reife Mann in Berlin erschien, der in sich alle Anregungen des Zeitalters und seines neuen Vaterlandes dichterisch und ethisch verarbeitet hatte, bemerkte er, daß die Umgebung hinter ihm zurückgeblieben sei. Es fand sich keine Stelle für ihn. Aeußerlich und innerlich drückt und verfolgt ihn eine Art Heimatlosigkeit bis an seinen Tod; er hat kein Vaterland, das von Rechtswegen Preußen sein mußte, und dies trostlose Gefühl wurde vielleicht zuletzt nur durch seinen Menschheitsbegriff verklärt. Aber wie eine Ironie erscheint es fast noch achtzig Jahr nach seinem Tode, daß die Stadt, welche nicht wußte, wohin sie ihn im Leben stellen sollte, selbst darüber zu zweifeln begonnen hat, wohin sie am besten ein nachträgliches Standbild von ihm bringe.

Sächsische Schweiz.

Von Dr. Heinrich Berghaus-Breslau.

Welche Verwirrung der Begriffe liegt in der Benennung: Sächsische Schweiz! Die Schweiz in Sachsen zu suchen, die Alpen und ihre Riesen mit dem Sandsteingebirge an der Elbe und seinen Pygmäen zu vergleichen — das ist ein Gedanke, der mir immer — und es ist so ungefähr ein Halbjahrhundert her — kindisch, ich möchte sagen läppisch vorgekommen ist. Der Urheber dieser Kinderei ist, erinnere ich mich recht, Götzinger, weiland Pfarrer zu Neustadt, Amts Hohenstein, gewesen, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein vortreffliches Buch über Schandau und seine Umgebungen schrieb und drucken ließ, einen ziemlich dickleibigen Kleinoktavband ausmachend, worin er jenen Gedanken aussprach, aber — täuscht mich das Gedächtniß nicht — nur so nebenher, ohne einen großen Werth darauf zu legen. Dagegen war es Pfarrer Nikolai zu Lohmen, der zu Anfang des laufenden Jahrhunderts das Buch seines neustädter Amtsbruders excerpirte, beziehungsweise berichtigte und in einem kleinen und schmächtigen Taschenbuchformats-Bändchen den ersten „Wegweiser durch die Sächsische Schweiz" lieferte. Der achtbare Pfarrer von Lohmen ist es also gewesen, der die widersinnige Benennung auf sein geographisch-geologisches Gewissen geladen hat. Seitdem hat sie sich nicht allein in Büchern festgepflanzt, sondern auch im Munde des Volks eingebürgert. Die guten Dresdner und die übrigen Meißner thun sich etwas darauf zu Gute, von einer Schweiz in ihrem Heimathslande zu plaudern und zu — schwätzen. Daß sie das können, sollte sie zur Dankbarkeit stacheln gegen die Schöpfer der Schweiz im Meißnerland. Setzt die in Deutschland eingerissene Monumentomanie allerhand Leuten niedern Verdienstes Denkmäler in Stein oder Erz in ästhetisch-schöner aufrechter und in unästhetisch-unschöner sitzender Stellung, sollten da nicht die beiden geistlichen Amtsbrüder von Neustadt und Lohmen, die sich das große Verdienst erworben, ein neues Land, wenn auch nur in der Einbildung, geschaffen zu haben, Anspruch machen können auf ein Doppeldenkmal à la Goethe-Schiller vor der Weimarischen Schaubühne? Sind Götzinger und Nikolai nicht die Urheber der Wallfahrten oder Karavanenzüge, die zu Tausenden und abermals Tausenden Jahr aus Jahr ein durch die Felsenschlünde der „Schweiz in Sachsen" laufen und kriechen? Sind sie es nicht, denen die Dresdner, die Schandauer und sämmtliche „Schweizer in Sachsen" es verdanken, daß sie alljährlich mit Hunderttausenden fremder Thaler- und Guldenstücke ihre Taschen bereichern? Diese Hunderttausende würden seit fünfzig Jahren und darüber in Dresden u. s. w. nicht in Umlauf gekommen sein, wären nicht die beiden Pastore in Neustadt und Lohmen gewesen. Also setzt ihr würdigen Elbflorentiner euren würdigen Landsleuten, die zum Wohlstand der „Schweizer in Sachsen" so wesentlich beigetragen haben, ein Denkmal! Auf Eins mehr in deutschen Gauen kommt's ja nicht an! Ist's Scherz, ist's Ernst? Nehmt's wie Ihr's wollt!

Die Benennung „Sächsische Schweiz" ist aber nur allmälig in den Mund der Leute gekommen. Vor zwei und vierzig Jahren war sie noch nicht so landläufig oder — volksthümlich wie jetzt. Damals sprach man von Lohmen, der Bastei, Schandau, und von den „Steinen an der Elbe", selten von der „Sächsischen Schweiz." Das geschah meistens nur von Leuten, die den Nikolai'schen Wegweiser in der Tasche oder im Kopfe hatten. Auch bediente man sich des Ausdrucks: „Meißnisches Hochland", der aber so ungereimt ist wie

jener. Erhebt sich doch der höchste Gipfel dieses angeblichen Hochlandes nicht mehr über die Meeresfläche als die Isarstadt, die sich heutzutage mit eben dem Recht als Dresden den stolzen Namen des deutschen Florenz beilegen kann.

Es war im Sommer 1820, als ich mich mehrere Wochen lang in dem ältern, dem Elb-Florenz, aufhielt. Ich lebte dort viel in dem liebenswürdigen Familienkreise des Max Joseph, Freiherrn von Lichtenstern aus Wien, dem sich Graf Harrach, nachmals Schwiegervater des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, angeschlossen hatte. Beide hatten sich aus ihrem österreichischen Heimathlande freiwillig exilirt; beide aus — Verdruß; der Freiherr, weil sein Kaiser ihn nicht zum Director des statistischen Büreaus ernannt hatte, dessen Schöpfer er gewesen war — eine nicht zu läugnende Thatsache; der Graf, weil der allmächtige Hof- und Staatskanzler ihn nicht zum k. k. Gesandten in Paris, London oder sonstwo an dem Hofe einer Großmacht machen wollte.

Nahe gleiches Alter und gleiche Neigungen und gleiche Bestrebungen führten uns bald zusammen, Theodor von Lichtenstern, den Sohn und mich. Wir verabredeten einen gemeinschaftlichen Spaziergang durch die „Sächsische Schweiz." Tag und Stunde des Aufbruchs waren bestimmt. Leider wurde nichts aus der Gemeinsamkeit! Abends vorher suchte mich Theodor im Linke'schen Bade auf. Sein Vater, sagte er, habe plötzlich eine dringende Arbeit vorgenommen, und er, der Amanuensis, müsse dabei helfen. Wenn ich den Spaziergang nicht aufschieben wolle, müsse er darauf Verzicht leisten. Ich konnte seinen Wunsch nicht erfüllen, ging doch mein Elbflorentinischer Aufenthalt zu Ende.

Ich wanderte also ohne Theodor von Lichtenstern, doch nicht allein! Es gab damals in Dresden von alter Zeit her eine Race dienender Geister, die gleichförmig gekleidet gingen nach Art der einst sehr berühmten Leipziger Meisen. Sie trugen lange, fast bis auf die Hacken hängende Schoßröcke von der Farbe des Kanarienvogel-Gefieders mit hellblauen Franzen und Aufschlägen, kurze, bis auf's Knie reichende, hellblaue Unaussprechliche, weißwollene Strümpfe und Schuhe von mittelalterlicher Form und Derbheit, die Dick und Dünn Trotz boten, und auf dem Kopfe einen Hut, den man Dreimaster zu nennen pflegte. Dieser dienender Geister eigentliche Bestimmung war: die schönere Hälfte des Menschengeschlechts auf — Händen zu tragen. Es waren meist junge, rüstige und kräftige Kerle. Es gab in Dresden aucune dame de qualité, die sich zu Hofe oder in Gesellschaft fahren ließ, nein, sie ließ sich — tragen, nicht auf dem Arm, das würde sich nicht geschickt und überdem den Kleiderstaat zerknittert haben, sondern auf, oder vielmehr in einem Sessel, der mit einem Käfig für wilde Bestien mehr Aehnlichkeit hatte, als mit einer Locomotive für's schöne Geschlecht. Ich habe diese Tragmaschinen damals, wie auch noch viel später, wenn ich in Dresden war, von Frauen und Mädchen sehr loben gehört, weil der Gesellschafts- oder Ballstaat ganz in Ordnung bliebe, und nicht, wie beim Pferdetransport, der Gefahr des Beschmutzens beim Aussteigen aus der Karosse ausgesetzt sei. Die Damen stiegen im Hause ein und stiegen erst vor der Pforte des Salons oder des Boudoirs wieder aus; da hörte der Dienst der Portechaisenträger auf. Diese Race von „Dienstmännern" ist noch in Mode sammt ihren Käfigen. Ob letztere in der Breite Schritt gehalten haben mit dem weiblichen Umfang, der vom Tyrannen der Mode heutzutage vorgeschrieben ist, weiß ich nicht. Wahrscheinlich wird es der Fall sein, da in den Tragsesseln von 1820 höchstens die Kurzröckchen einer Ballettänzerin Platz fanden und diese hatten damals kaum den vierten Theil ihrer gegenwärtigen Bauschigkeit. Die Gebundenen, die eine unter polizeilicher Aufsicht stehende Körperschaft bildeten und noch bilden, ließen sich aber auch zu anderen Diensten gebrauchen. Sie waren in jeder Beziehung die besten Kommissionaire von der Welt. Ehrlich, rasch und verschwiegen, besorgten sie mit der größten Pünktlichkeit ihren Auftrag, welcher Art er auch immer sein mochte. Und so soll es auch heutzutage noch sein. Auf mehrseitige Empfehlung

nahm ich einen der Gelben auf zwei Tage in meine Dienste bis Schandau, wo ich mein Hauptquartier zu nehmen gedachte. Theils sollte er als Führer dienen, theils als Träger einer kleinen Reisemappe, die ein Paar Ergänzungsstrümpfe und ein Paar Reservestiefel enthielt, denn ein Wechsel der Fußbekleidung, so sagten Dresdner Freunde, werde wohl nothwendig werden; bei den wasserreichen Bächen, die ich zu durchwaten haben würde, ständen nasse Füße in Aussicht. Hatte es doch mehrere Tage lang anhaltend und stark geregnet und gab es überdem im Jahre 1820 noch einen recht ansehnlichen Ueberfluß an Brückenmangel. Der Rath der Freunde ist mir zu Statten gekommen. Ich selber trug ein Meßrohr mit Torricelli'scher Leere und was Gebrechliches dazu gehört; damals und später ein ganzes Menschenalter hindurch mein unvermeidlicher Begleiter auf Reisen. Winkler, der geschickte Mechanikus und liebenswürdige Freund, übernahm es, in der Dresdner Seevorstadt, am See, barometrisch mit mir zu korrespondiren.

An dem mit Theodor von Lichtenstern verabredeten Tage setzte ich mich früh am Morgen in Bewegung. Theodor kam noch zum Abschiednehmen und Glücklichereisewunsch in die Stadt Berlin am Neumarkt, wo ich wohnte, und begleitete mich bis auf den Banzener Platz, damals eine Wüstenei, wo die Residenz des Königs Friedrich August ein Ende hatte.

Ich durchwanderte die „Sächsische Schweiz" auf einem Wege, den man gegenwärtig die „Hauptteur" nennt. Ich erinnere mich nicht, ob diese Bezeichnung schon damals gebräuchlich war. Den Boden der Schweiz betrat ich aber nicht von Pirna aus, wie man es jetzt zu thun pflegt, indem man das schöne Elbthal bis zu diesem Eisenbahnhalt durchfliegt, sondern von Pillnitz her. Dahin wanderte ich durch die reizenden Gelände des rechten Elbufers über das Linke'sche Bad, Findlater's Weinberg — seit 1849 Albrechtsburg genannt, — dann hinab ins Thal über Leschwitz nach Pillnitz. Konnt ich's mir doch nicht versagen, die Stelle zu sehen, wo ein Leopold und ein Friedrich Wilhelm neun und zwanzig Jahre vorher mit Carl Bourbon, genannt Graf von Artois, jenen Vertrag schlossen und unterschrieben, kraft dessen ein großes Volk durch Waffengewalt wieder in die Ketten der Knechtschaft geschmiedet werden sollte, die es eben erst gebrochen hatte.

Von Pillnitz stieg ich zum Porsberg hinauf und an der Morgenseite hinab, um über Kraupa in den Liebethaler Grund zu gelangen. Hier stand ich an der Eingangspforte der „Sächsischen Schweiz." Hier sah ich die erste Werkstatt der Steinbrecher, deren Fleiß die Bau- und die Mühlen-Meister, die Würfel- und die Säulenstücke von grobkörnigem, graugelbem Sandstein, verdanken, deren sie zum Betriebe ihrer Gewerbe bedürfen. Im Liebethaler Grund, von der angeschwollenen Wesenitz durchrauscht, ging es aufwärts nach Lohmen, dann wieder bergab in den Otto- oder Uttewalder Grund, und darauf nach dem Prachtstück der „Sächsischen Schweiz!"

Wie ich's zwei Jahre vorher auf der Rottrappe gemacht hatte, so machte ich's auch hier, als wir uns der Bastei näherten.

Nun, sagte mein Gelber, indem wir durch den Wald schritten, sind wir bald an Ort und Stelle.

Gut, erwiederte ich, dann machen wir einen kurzen Halt. Ich nahm mein seidenes Schnupftuch aus der Tasche und verband mir die Augen.

Angefaßt, Gelber! Und der Gelbe nahm mich bei der linken Hand und empfahl, mit der andern Hand mich an der Felsenwand zur Rechten fortzufühlen.

Vorsichtig, besonders der Torricelli'schen Leere und des Fahrenheit-Celsius wegen, ging es auf den Felsenstufen bald aufwärts, bald niederwärts, zuletzt auf einer geneigten Ebene ziemlich gleichmäßig.

Wir sind da! sagte der Gelbe. Nehmen Sie das Tuch ab!

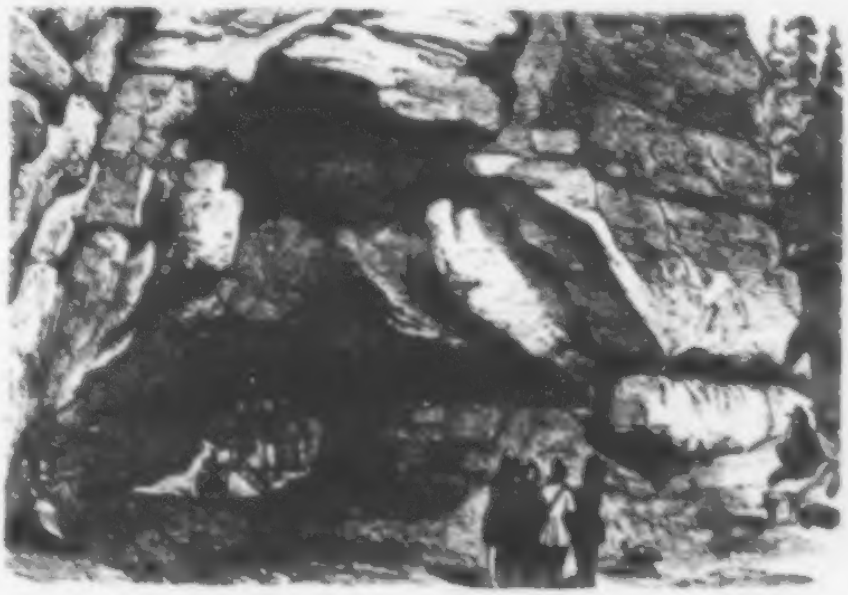
Und ich that, was er befahl. Die Ueberraschung war groß, größer als auf der Rot-

treppe. Ueber damals konnt ich die Empfindung beschreiben, die der Blick von der Bastei in meiner Seele erregte, noch vermag ich's jetzt nach Ablauf von mehr als vierzig Jahren, trotzdem daß ich seit jener Zeit mehr als einmal an derselben Stelle gestanden habe.

Jeder, der die „Sächsische Schweiz" zum ersten Male besucht, mache es auf der Bastei

wie ich es machte Anno 1821. Aber er fabele nicht, wenn er das Tuch von den Augen genommen, von Wunderwerken der Schöpfung! Nichts in der Welt ist durch Wunder geschaffen, weder in der Körper- noch in der Geisterwelt. Alles ist mit „natürlichen Dingen" zugegangen, und geht so bis in alle Ewigkeit, durch Wechselwirkung von Kraft und Stoff. Wer sich davon, in Bezug auf die „Schweiz in Sachsen" überzeugen will, der lese, bevor

er die Wanderung antritt, den Cotta, den Geinitz oder den Gutbier. In der That, es thut Noth, daß unter den landläufigen „Rathbüchern" endlich einmal eines in die Welt gesetzt werde, welches ein Wegweiser sei durch Gottes Natur, und nicht ein bloßer Katalog der Kunstmuseen in den großen Städten. So ein Buch, wie es mir vor der Seele schwebt, wird wesentlich beitragen, die Kenntniß der Natur unter dem großen Haufen der Touristen zu verbreiten, der in der „Sächsischen Schweiz" all' die Erscheinungen in der äußeren Gestaltung der Erdrinde stumpfsinnig — anglotzt, ohne sich Rechenschaft geben zu können, wie die Vorgänge gewesen, durch die sie entstanden sind und die sie tagtäglich zu ändern streben. Wohl wird der Tourist staunen, wenn er vom großen Winterberg den Blick mittagwärts richtet, aber er wird sich mit Hülfe eines Reisebuchs, wie ich's meine, auch sagen können, so und nicht anders konnten die Kegel und Pyramiden entstehen, an deren Formen das Auge sich ergötzt; nur durch plötzliche oder allmälige Reaktion der Kräfte des Innern gegen die äußere Decke konnte der Stoff aus dem Schooße der Erdkruste gehoben werden.



Der Kuhstall.

„Welcher Physiker, sei er der erfahrenste, kann den Zusammenhang der Naturkräfte ganz übersehen!" So rief der gute Nikolai vor sechs und fünfzig Jahren aus, als er den Reisenden auf den großen Winterberg geführt hatte. Sonderbar, daß er so that! Wußte denn nicht das sächsische Landeskind, daß gerade zu seiner Zeit ein Werner auf der Freiberger Bergschule eine hellleuchtende Fackel der geologischen Erkenntniß eben erst angezündet hatte? Und doch versuchte es selbst Nikolai, die Entstehung und Bildung der „Sächsischen Schweiz" zu erklären, — freilich nach seiner Weise!*)

Als ich zum ersten Male in der „Sächsischen Schweiz" war, befand ich mich auf dem Lande, wie man zu sagen pflegt, unter Leuten, die von den Auswüchsen der Civilisation

*) Wegweiser durch die Sächsische Schweiz, aufgestellt von G. H. Nikolai, Prediger zu Lehmen und der Leipziger ökonomischen Sozietät Ehrenmitgliede. Zweite, neu umgearbeitete Auflage, mit einer von dem Kurfürstl. Sächs. Oberlandbaumeister, Herrn Bugau, verbesserten Reisekarte. Dresden, 1806 in der Pinther'schen Kunst- und Buchhandlung. 8. 1—10. 8. 20.

noch nicht beleckt waren. Man nahm aus dem Nachtquartier ſein Frühſtück mit und kehrte zu Mittag in irgend einer Dorfſchenke ein, wo man ſich mit dem begnügte, was die freundliche Hauswirthin aufzutragen vermochte; von einer Auswahl war nicht die Rede; Alles war ländlich, ſittlich. Im Schandauer Bade ging es ſchon etwas ſtädtiſcher zu, aber auch noch ſehr beſchränktem Maße. Als ich mehrere Jahre ſpäter zum zweiten Male und wiederum nach Jahren zum dritten Male u. ſ. w. den Boden der „Sächſiſchen Schweiz" wieder betrat, welche Veränderungen waren da vorgegangen! Die Poeſie des Natur- und Landlebens hatte der Proſa des Stadtlebens und all' ſeiner Blaſirtheit Raum gegeben; überall großſtädtiſches Weſen; unter dem vernehm klingenden Namen Hotels waren großſtädtiſche Wirthshäuſer an die Stelle der Schenken und Kretſchams getreten und franzöſiſch und engliſch parlirende Kellner in ſchwarzem Leibrock und mit weißer Halsbinde traten mir mit langen Speiſe- und Weinkarten entgegen ſtatt der einfachen Hauswirthin von ehemals, die mir in ihrer derben, meißniſchen Mundart kurz vorgezählt hatte, was die Küche vermöge. Sogar an der ſenkrecht abſtürzenden Felſenmauer der innern Baſtei war ein Hotel erbaut, nicht minder am Kuhſtall, wo ſonſt der Dorfwirth vom nahen Lichtenhain einige Erfriſchungen feil hielt. Hat die „Sächſiſche Schweiz" durch dieſe Umwandlungen gewonnen, oder hat ſie dadurch verloren? Ich ſage: Sie hat verloren! Wohin ſoll ſich der Städter flüchten, um auf deutſcher Erde noch die freie Natur zu finden, wie ſie aus des Schöpfers Hand hervorgegangen iſt, ohne die Verunſtaltungen, die der Menſch in ſeinem Unverſtand ihr aufgezwängt hat? In die böhmiſchen Wälder flüchte er, vor allem in die Inn- und Oetzthäler der Tiroler Alpen!

Das Innthal bei Paſſau.

Von Franz Kottenkamp.

In Paſſaus pittoresker Umgebung wird manchem Fremden das Thal des Inns, dieſes ſchönſten bairiſchen Stromes, der Rhätiens Gebirgen entſprungen, nicht unbekannt ſein. An ſeinen Ufern wechſelt eine reiche, fruchtbare Landſchaft mit üppigen Laub- und Tannenwäldern, mit maleriſchen Felspartien, zerriſſenen Granitwänden, und in ſeinen Fluthen ſpiegelt ſich wieder manche zerfallene, ehedem ſtolze Burg, manches ehedem reiche Kloſter. Drei Burgen ſind es beſonders, welche die kurze Strecke des Fluſſes von Schärding bis Paſſau zieren, wo die Donau den wilden Gebirgsſohn in ihren ruhigen Schooß aufnimmt.

Als nach dem Abzuge der Römer, Hunnen und Oſtgothen die Herzoge von Baiern das ganze Land hinab bis an den Traunfluß in Gaue eingetheilt hatten, zeichneten ſich unter den damals blühenden Häuſern des bairiſchen Adels die Grafen zu Vornbach aus, denen die Herrſchaft Schärding und Neuburg am Inn gehörte. Eine Stunde unterhalb Schärding auf dem linken Ufer erhob ſich Vornbach, ſchon eine feſte Burg in den Zeiten als zu Baiern noch Herzoge aus dem Agilolfinger-Stamme regierten. Heutzutage ſteht das ehemalige Kloſter, jetzt ein ſchöner Herrenſitz, auf derſelben Stelle, wo es durch die Mildthätigkeit der reichen Grafen zu Vornbach ſchon im Jahre 1094 geſtiftet worden iſt.

Wo aber der freie Sohn der Alpen, bisher durch hundert kleine Inſeln maleriſch getheilt, von hohen Bergen und Hügeln in ein ſchmaleres Bette zuſammengedrängt wird, wo ſeine reißenden Fluthen um mächtige Fels-Kugeln brauen und die Gegend durchaus düſter zu werden anfängt, prangt auf einer ſteilen Höhe des dunkeln Neuburger Waldes das geräumige

und einst für unüberwindlich gehaltene Schloß Neuburg am Inn. Noch in unserer Zeit weist diese geräumige Veste das Bild ihrer trüberen Herrlichkeit auf, und der Anfang der Gebäude beurkundet den Glanz des ehemaligen Zustandes. Kaum minder malerisch erhebt sich gegenüber in Trümmern die alte Burg zu Wehrnstein, deren Namen auch der Flecken trägt, der nach und nach da erbaut worden ist.

Der erste Besitzer, den die Geschichtschreiber mit Gewißheit nennen können, war Thiemo I. und das Turnirbuch nennt bereits einen Heinrich von Vornbach, welcher im Jahre 938 auf dem Turnire zu Magdeburg erschienen war. Eine schöne Reise in unserm wald- und wasserreichen Deutschland damals, bloß um des Vergnügens willen eine tüchtige Tracht Hiebe wieder heimtragen zu dürfen, während Anfangs dieses Jahrhunderts eine zwölfstündige Reise, noch dazu im Zeiselwagen, zu den Denkwürdigkeiten eines Lebens gerechnet wurde. Auf dem Stammschlosse zu Vornbach herrschte eine ausgezeichnete Pracht und Thiemo konnte wohl eher einem Fürsten als einem Grafen verglichen werden. Ihm dienten vier Hofkapläne, die zugleich seine Geheimschreiber waren, deren Unterhalt aus liegenden Gründen und Pfarrlehen floß. Er hatte mächtige Ministerialen, unter denen die freien Herren zu Haiß, die zu Schaumburg und Hagenau die ersten waren. Auch war er advocatus armatus, was wir mit „Schirmvogt" übersetzen, der Kirche zu Regensburg, wozu nur die tapfersten Ritter gewählt wurden.

Reich an interessanten Ereignissen ist die Geschichte dieser Vesten, namentlich die Neuburgs, denn seit Thiemo's Zeit bis 1803, da es bei dem großen Reichsfriedensschlusse sammt dem mehr als ein Jahrtausend alten Hochstifte Passau als Entschädigung an die Krone Baierns kam, war es in alle Zehden und Kämpfe verwickelt, wurde oft genommen, zerstört, wieder aufgebaut, aber stets als fester Waffenplatz betrachtet; war es bald selbstständig, bald bischöflich, dann wieder österreichisch und bairisch, je nachdem der Kriegsgott wechselte.

Auch jetzt noch lebt in dieser Wiege eines ehedem stolzen ritterlichen Stammes ein urkräftiges Geschlecht. Gedrungene Gestalten durchwandeln mit kräftigen Schritten die Hallen, und von ihrem Wirken und Schaffen wiedertönen die hohen Gewölbe. Aber an die Stelle eines volltönenden Namens ist ein ganz bescheidener getreten, statt der wehenden Helmbüsche flattern schwarzwollene Zipfelhauben im Zugwinde der Gänge und statt des funkelblickenden, bärtigen Kriegsvolkes ziehen Brauknechte herum; der Hanzinger, der Wastl, der Sepp, volle heitere Gesichter und der Braumeister mit rosigen Wangen und rosiger Nase prüft schmunzelnd im Kellerstübl, das hohe Glas blinzelnd gegen das Licht haltend, das braune, schäumende Naß, das er dann, mit sich und dem Resultate zufrieden, in langsamen Zügen ausschlürft.

An einem heißen Sommertage hatte ich diese Gegend durchwandert und war zwar historischer Erinnerungen voll aber mit leerem Magen und trockener Kehle zu Neuburg im Schlosse in's Kellerstübl getreten, Erquickung und Labung zu suchen. Läßt sich wohl ein angenehmeres Plätzchen finden nach des Tages Schwüle, als so ein ächt altbairisches Keller- oder Bräustübl? Wie kühl sich's da so kühl, wie lebt sich's da so gut! Vor mir die Pitsche, aus Wachholderholz gar zierlich gefertigt, voll des kräftigsten Bieres, welches der „Schaffler" eigens dem Arewirken zu ehren dem Mutterlaste enthebt und zum Imbiß Käs und Rettig, dem zur Seite stets ein riesiger Laib ächten Roggenbrodes gelegt wird, auf daß sich der Gast nach Gefallen bediene; und alle die biderben Gesellen herum mit aufgestülpten Hemdärmeln, die sehnigen Arme auf die Tische gestützt, wie sie mit gespanntem Ohre den Sagen längstverklungener Zeiten lauschten, die ich zum besten gab. Denn nachdem des Magens erster Forderung genügt war, sprach ich von Friedrich von Vornbach, Thiemos I. schönem und tapferem Sohne, der alle Männer niederstreng und dem alle Frauenherzlein zuschlugen, vor Allen Gertrudens, des Königs Enkelin, die sich von ihm entführen ließ und zwei Jahre hier

in dieſem Schloſſe mit ihm in glücklicher Ehe verlebte, trotz des Hofes Ungnade. Und als beide nach Ablauf dieſer Zeit, theils auf eignes Bitten, theils durch Verwendung mächtiger Freunde, wieder Gnade gefunden, und Friedrich nach Hofe geeilt war um ſeinem beleidigten Fürſten reuevoll zu Füßen zu fallen, wie mochte da nicht die edle Frau mit dem neugebornen Töchterlein im Arme ſehnſuchtsvoll vom hohen Söller, der noch heute in ſchwindelnder Höhe über dem Strome hängt, nach dem Heimkehrenden ausgeſchaut haben? Wie lauſchten da nicht die wackern Männer um mich, und als ich dann ihnen erzählte, daß ſie den Gatten nicht mehr ſehen ſollte, da rachſüchtige Höflinge ihn auf dem Heimwege meuchleriſch erſchlugen, wie zogen ſie da nicht ihre Brauen ſo finſter zuſammen?

Nicht ohne dazwiſchen die trockene Zunge aus Achtung für den Bräumeiſter weidlich zu netzen, fuhr ich fort zu erzählen, wie jenes Töchterlein unglücklicher Eltern, das hier geboren und auferzogen wurde und Hedwig hieß, ſpäter den Grafen Gebhard zu Supplenburg heirathete und ihm einen Sohn gebar, der unter dem Namen Lothar II. die deutſche Kaiſerkrone trug.

Das hätte keiner von ihnen, die da verſammelt waren, je geträumt, daß von hier aus einſt ein deutſcher Kaiſer in die Welt gegangen war.

Als nun Gebhard frühzeitig ſtarb, wurde Hedwig zum zweitenmale vermählt mit Dietrich, dem Herzoge von Lothringen; durch Egbert aber, Thiemos II. Sohn, wurde der Graf zu Vernbach nahe verwandt mit den Herzogen zu Steyer und Oeſterreich und ſo verbanden ſie ſich mit den erſten Geſchlechtern der damaligen Zeit.

Um den Eindruck, den die Kaiſergeſchichte auf meine Zuhörer gemacht hatte, etwas zu verwiſchen, erzählte ich auch von dem Biſchofe Berthold, dem wunderlichen Prieſter, der lieber die Hand an's Schwert legte, als an den Krummſtab, und ſich im harten Panzer wohler fühlte, als im weiten, faltigen Kirchengewande; dem Manne, der ſo viel Verwirrung in Baiern ſchaffte. Hier war es, wo er ſich mit ſeinem böhmiſchen Kriegsvolke aufhielt, als Paſſau's Bürger ihm den Einlaß weigerten. Von hier aus nahm er mit Hülfe ſeiner Anhänger, namentlich Heinrich's von Purchleit, durch Verrath die Stadt, wo er ſtrenge Rache übte, die aber auch ihn bald erreichte, denn der bairiſche Adel der Nachbarſchaft und die von ſeinen Böhmen geplünderten Bauern ſchwuren ihm Verderben und ſchrecklich war die Niederlage, die ſie ihm beibrachten. Ackram v. Uttendorf, Ortolf v. Walch und Heinrich v. Stohr waren ihre Anführer, und da ſie keine Banner hatten, ſo nahmen ſie, wie die Chronica vermeldet, aus der St. Ulrichskirche zu Neukirchen ſtatt deren die Kirchenfahnen.

Um nun ihrerſeits auch erkenntlich zu ſein und um mir zu beweiſen, daß auch in unſerer Zeit noch nicht alle Mannhaftigkeit entſchwunden ſei, erzählten ſie mir manches Abenteuer, das ſich in dem ſchönen großen Walde, den ich durchwandert und der ſich vom Inn bis zur Donau hinüberzieht, zugetragen hatte, und einer der Anweſenden machte gar kein Hehl daraus, daß er in ſeinen jüngern Jahren ein eifriger „Wildpratſchütz, a junger, friſcher Bua" geweſen ſei und manchen Hirſch in dunkler Nacht auf dem Waſſer zur Stadt geſchmuggelt habe, trotz Genst'armen und Grenzjägern. Es waren einige anziehende Geſchichten darunter voll kühner Liſt und toller Waghalſigkeit.

So verfloß im angenehmen Wechſelgeſpräche die Zeit mit Windeseile und ich mußte an die Heimkehr denken. Der Bräumeiſter gab mir das Geleite bis zum Waſſer, wo ein Schifflein meiner harrte. „Vergeſſen's halt mein Bräuſtübl nicht und kommen's bald wieder", waren ſeine letzten Worte.

Es war mir etwas warm geworden im Kopfe, weil die Erinnerung an alte Zeiten, in die ich mich auf dieſem hiſtoriſchen Boden vertieft, mein Blut aufgeregt hatte oder des Bräumeiſters reiche Spendung, gar angenehm wirkte auf mich jetzt die kühle Abendfahrt. Einſt war auf ihm die Hauptverkehrsſtraße, auf der die Völker ihre Producte

zum Tausche brachten und mächtige Schiffe schleppten schwere Ladungen Getreide und Salz, sowie Welschlands und Ungarns feurige Weine stromauf und ab. Aber auch seine Sonne ist im Untergehen, denn die neueren, leichteren und gefahrloseren, sowie rascheren und minder kostspieligen Verkehrswege entvölkern seine Fluthen, obgleich man es fast bedauern möchte, denn es war gar eine hübsche und lebendige Staffage in dieser romantischen Landschaft, wenn so ein Schiff stromaufwärts zog und 40 bis 100 Pferde davor auf dem Hufschlag (Leinpfad) gingen, oft bis an die Brust im Wasser, und die Felsen ringsum wiederhallten vom wilden Gejohle und Peitschenknallen ihrer wagehalsigen Reiter. Wie romantisch waren die Lager dieser wilden, trotzigen Horden, die nie unter Dach kamen, weder Roß noch Mann, wie sie in dunkeln Nächten, am rauschenden Flußufer um helllodernde Feuer geschaart, aßen und tranken, rauchten und fluchten, lachten und stritten oder zum hellen Klange einer Zither aus rauhen Kehlen fröhliche Schnaderhüpfel sangen. Das waren Strombilder wohl eines Pinsels werth! Aber der Fluß ist ein trügerischer, heimtückischer Geselle, so freundlich grün auch seine Wasser glänzen. Unglücksfälle gehören nicht zu den Seltenheiten und deßhalb betet noch heutzutage der Schiffmeister (Oberschiffer) an gewissen Stellen laut das Vaterunser, während die Schiffsknechte mit entblößten Häuptern sich kräftig auf die Ruder stemmen. Ende der zwanziger Jahre verunglückte ein großes Schiff mit bäuerlichen Andächtigen: Männern, Weibern und Kindern, die, wie das alljährlich hier geschieht, auf den Mariahilfberg bei Passau wallfahrteten; von ihnen allen wurde nur eine einzige Person gerettet. Die Schmalzhubersbäuerin von Aschhub hatte einen großen, zierlich geflochtenen und buntbemalten Korb voll Butter bei sich, den sie frommen Sinnes als Opfer zu den Füßen der Himmelskönigin niederzulegen gedachte. Man schrieb ihre Rettung der Gnade der Gottesmutter zu, die sie ihrer reichen Spende halber besonders in Schutz genommen habe, obgleich Viele, wohl nur die minder festen im Glauben, behaupten wollten, daß der große Butterkorb und die weiten bauschigen Kleider, wenn nicht allen, doch gleichen Antheil an ihrer Rettung gehabt hätten. Sei dem wie ihm wolle, das Ganze war ein Ereigniß, das über viele Familien entsetze Trauer verbreitete. Alljährlich fordert der Strom seine Opfer. Das Schiffsvolk früherer Zeit war überzeugt, daß man ihm den gebührenden Tribut nicht weigern dürfe, und Niemand dachte daran einem Ertrinkenden beizuspringen. „Gib Dich drein," riefen die rohen Gesellen dem mit dem Tode Kämpfenden zu. Man rettete den Hut und ließ den Mann ersaufen.

Mein Schifflein schoß auf tänzelnden Wellen rasch zwischen brandenden Felsen und düstern, schattigen Wäldern dahin, bisweilen nur an einem einsamen stillen Gehöfte vorbei, bis ich an mein Ziel gelangte.

Das Hasli-Thal.*)

Einen längeren Aufenthalt auf der Grimsel wird nicht leicht Jemand unter die freundlichsten Reiseerinnerungen zählen, obgleich überstandene Mühen ihr Angenehmes haben. Schon das Hospiz selbst, nach dem Brande allerdings schöner aufgebaut, ist immer noch ein großes Schweizer Bauernhaus, die Schlafzimmer sind durch Holzwände getrennte Ställen, wo man Schritt und Tritt der Nebenbewohner hört, und in denen man nicht selten zu zweien schlafen muß. Und dennoch begrüßten wir das Asyl mit lautem Jubel nach einer harten und anstrengenden Tagefahrt. Draußen sah es indessen aus, als wenn bei uns im Nachwinter

*) Vergl. „Unser Vaterland" II., S. 295.

Thauwetter mit Nebel einfällt und Glatteis sich bildet, die Wolken hingen schwer bis zum Hospiz hernieder, eine eisige Luft strich durch die Räume, in den kaminlosen Schlafstellen kapperte man mit den Zähnen und flüchtete doppelt gern nach dem Saale „zur Seite des wärmenden Ofens", wie der hausbackene Voß singt; aber auch wenn innen mit Grog eingeheizt wurde, wollte es Einem so recht „mollig" doch nicht werden. Nur das Gespräch belebte die Geister etwas, und damit ging es allerdings scharf her; denn bis zur table d'hôte, welche erst um 7 Uhr stattfindet, blieb viel Zeit zum Plaudern. Berlin kam dabei nicht zum Besten weg, besonders ließ ein Frankfurter Kaufmann über die Handelszustände dieser Stadt und ihren Mangel an reeller Grundlage bittere Aeußerungen fallen; Andere ergingen sich in ähnlicher Weise über den Pauperismus der gebildeten und der Beamten-Klassen, ferner über den wissenschaftlichen Geist in Berlin, und ihnen war eher beizukommen. Freilich, diese Leute aus Zürich, Basel, Bern und Genf, diese Frankfurter, um nicht weiter zu greifen, haben gut reden von erbärmlichen Beamtengehältern und gesellschaftlichem Proletariat, sie sitzen auf der breiten Grundlage eines, theils ererbten, theils durch

Das Grimsel-Hospiz.

ganz andere Verhältnisse bedingten Wohlstandes, und von ihrem Gesichtspunkte aus mögen sie Recht haben; sie vergessen nur eins, daß eben sie nicht das Salz der Erde sind, daß die Stiefmütterlichkeit der Natur die Energie der Geisteskraft im Norden gefördert hat.

Eine sehr ernsthafte Debatte erregte die Frage, ob der Schweizer Dialekt eine eigene Sprache sei, oder pures Deutsch. Die Schweizer selbst sind der ersteren Ansicht, gebrauchen im Leben den Ausdruck: „Er ist ein Deutscher", und so sagen auch die Gastwirthe: „Ein Deutscher ist angekommen". In den Schulen lernen sie zwar — und Gott sei's geklagt, wie! — das Hochdeutsche, aber unter einander reden sie ein Patois, von dem sie behaupten, daß es eben so verschieden von unserm Deutsch sei, wie Holländisch oder Schwedisch. Es wurden naheliegende Beispiele gegeben; so heißt die Butter Anke, Nidele ist gleich Sachen, Hammen bedeutet Schinken, Zuffi Melken, Aluwe Stecknadel, Heisig Strick, Agrischte Cister. Auf Meyringen zu fand ich im Fremdenbuche gedruckt, außer Namen und Wohnort der Einkehrenden, auch die Rubrik: „Begangenschaft", d. h. weß Standes oder Charakters der Reisende sei. Dessenungeachtet kann ich mich nicht überzeugen, daß Schweizerisch Deutsch

nicht einfaches Deutsch, und das Schweizer Volk nicht Deutschen Stammes wäre. An und für sich weichen schon im Beginn des Mittelalters die Allemannen und andere westliche oder südliche Völkerschaften von den Franken und dem Norden in Gestalt und Sprache ab, wenngleich sie alle sich als Germanen gegenseitig anerkannten, und in den Bergen bewahrt sich Herkommen und Sitte treuer; dann aber kann man eher den Schweizer Dialekt, so zu sagen, als eine Familiensprache ansehen, in welcher sich gewisse Eigenthümlichkeiten und Nachlässigkeiten erhalten und von Kind auf Kind forterben, ohne deshalb die Ehre einer eigenen Sprache für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Selbst ihr Hochdeutsch ist nicht frei von Abweichungen, so bringen sie: Gasthof zum Schwanen, zum Storchen, zum Hirschen. Auf dem Ofen im Saale des Hospizes heißt die Umschrift, welche doch einen monumentalen Charakter trägt: „Neugebauen durch die Landschaft Oberhasli." Endlich spricht man in den verschiedenen Kantonen ein verschiedenes Deutsch, und die Leute verstehen sich nicht durchweg, nur die stark aspirirten Kehllaute sind ihnen gemeinsam.

Man trennte sich erst spät, aber selbst Nachts im Bette tröstete mich; denn die Decken sind viel zu klein, die Anstrengung der letzten Tage hatte ohne Zweifel auch das Ihrige gethan. Die Persönlichkeiten der Wirthsleute sind eben keine ansprechenden, all' diese Gastwirthe im Berner Oberlande sind Bauern von Haus aus, die in Kurzem reich werden wollen und jeden womöglich für einen Engländer nehmen. Besonders im Großen wird das Kuriren der Stiefel auf dem Grimselhospiz getrieben, drei Meister und ihre Gesellen sind Tag und Nacht mit Besohlen und Ausbessern beschäftigt, und wenn der Argus von Hausknecht den kleinsten Fehler entdeckt, so wandern sie sofort in die Apotheke zu Meister Anieriem, der eine Berner Oberlanderechnung dafür ansetzt. Hie und da laufen, wie bei einem Schwindelgeschäft, auch komische Auftritte mitunter. So befand sich an diesem Tage auch eine Pension aus Lausanne oben, und richtig waren zehn Paar Schuhe der jungen Leute über Nacht befohlt worden von 3 Francs 50 Centimes bis 4 Francs 50 Centimes; bei der Recherche der Vorsteher stellte sich indessen heraus, daß mehrere Schuhe nur eine neue Sohle erhalten hatten, die Rechnung lautete aber für beide. Das ist ein Complement zu dem Satze, daß, wenn zwei in einem Zimmer schlafen, jeder den vollen Preis zahlt. Unter solchen Umständen hat das Hospiz seine ursprüngliche Bestimmung fast ganz verloren, und im Sommer werden kaum noch unentgeltliche Gäste beherbergt; das alte Hospiz hat 300 Jahre gestanden und seinen Beruf erfüllt, es ist 1557 erbaut worden und auf seinen Grundmauern ruht auch der Neubau. Das Trinkwasser ist hier oben so kalt, daß man es für aufgelöstes Eiswasser halten möchte und in der That frieren die beiden fischlosen Seen hinter dem Hause oft mitten im hohen Sommer zu.

Kalt und schauig war die Wanderung am Morgen des nächsten Tages, zwei Röcke schützten nicht vor der eindringenden Kälte; aber rasch ging es abwärts, vorüber den gewaltigen Schneelagern; da stürzt bei einer Wendung der Schlucht die Aare aus ihrem Gisbette uns entgegen, immer bergab, und wir, ihrem Laufe folgend, kommen in eines der lieblichsten Thäler der Schweiz, in das Oberhaslithal. Aber noch bedarf es mehrstündiger Wanderung; ein hartes Pflaster, dann wieder schmelzender Schnee, spiegelglatte Granitlagen wechseln mit einander, die Kniee sind in steter Biegung; aber es geht doch hinab, und die klugen Saumrosse wählen bedächtig an der Hand der Führer Steg und Richtung. Dicke Eisrinden säumen die Ufer der jungen Aare; die Wände, an denen wir vorüberziehen, zeigen eine stets wechselnde Schneehülle, einmal war der Felsen wie mit einer kantigen Altardecke bekleidet; wir brauchten unsere Alpenstöcke als Elle und maßen die Dicke des Eises vier bis fünf Mal daran ab, d. h. also eine Stärke von zwanzig Fuß und darüber. In raschen Zügen und Wasserfällen braust der Fluß hinunter, gleichsam der Gebrechlichkeit des Wanderers Hohn sprechend. Allmälig schwindet dieses graue Chaos, die Welt der Gräber und

Kräuter fängt an sich wieder zu zeigen, und man lüftet die eng geschlossene Kleidung. So gelangen wir zu einem breiten Wiesengrunde, der seitwärts zu den Handeck-Aarefällen geleitet. In dunkelen Tannengründen steigt man nieder, die ganze Umgebung scheint vorzubereiten auf einen Blick in die geheimnißvolle Werkstätte der Natur. Durch einen Vorbau geht es zur Brücke, und man hört und sieht den Fall zu gleicher Zeit. Rechts kommt die Aare in breiterem und mehr abgestuftem Bette dahergeschossen, stürzt sich zweihundert Fuß in die Tiefe, aber ehe sie dort anlangt, bricht links der Aerlenbach in kühneren Sätzen von den Höhen seines Gletschers, sucht dem Gegner in keckem Sprunge zuvorzukommen, und beide schlagen, noch ehe sie den Boden berühren, in heftigem Stoße zusammen; ihre Wasser vermischen sich, prallen von den Wänden des engen Kessels ab und spritzen ganze Wolken von Schaumwogen in die Höhe, daß Brücken und Zuschauer benetzt werden. In diesem Brausen von Wasserdünsten bricht sich die Sonne in den schönsten Regenbogenfarben, es ist ein

Wasserfall der Aare bei der Handeck.

erhabenes Schauspiel, dem Toben und Donnern in der Tiefe und diesem Farbenschiller vom sichern Geländer aus zuzusehen. Nächst dem Rheinfall und dem Giessbach wirkt die Handeck am bedeutendsten auf die Sinne. Den Sturz der Aare sieht man später von unten, die Wirkung ist eine geringere, und nur die Wände des schwarzen Kessels erregen noch Staunen, eine Tochter Albion's saß auf feuchtem Moose sie zu skizziren. Dem Aerlenbach gebührt ohne Zweifel der größere Antheil; er ist zwar an Wasserfälle geringer, aber sein Fall ist steiler, heftiger und ruft die Kollision hervor. Daß man den Reisenden wie in eine Mausefalle hineinläßt und ihm nachträglich das Gutrée abfordert, versteht sich in der freien Schweiz von selbst, Einheimische kommen ungerupft davon. „Hans Preller von Laufen", erzählte humoristisch schon vor vierzig Jahren Meinhard Alexis.

Gleich hinter der Handeck zeigten sich die Trümmer und Verwüstungen eines frischen Lawinensturzes, die Felsblöcke und das Gerölle umwauerten den Raum der Straße, während die Gebirgswand, der sie entrollt, ihre Höhe fast dem Auge entzog; man bekommt einen Be-

griff von der Gewalt solcher Naturscenen. Je weiter wir nachschreiten, desto breiter und schöner wird das Thal, die einschließenden Berge treten immer mehr zurück, an ihren Wänden kann man das wundervolle Lichterspiel der steigenden Sonne beobachten, die eine Seite hell beleuchtet, die andere noch im Schatten, dazwischen der Uebergang vom Dunkel zum Lichte; es wird dem so lange Beklemmten endlich wohl und weit um das Herz. So erreicht man Gottanen, wo die erste Rast gemacht wird. Die Kinder der Wirthin sind auf der Sommerweide, d. h. mehrere Monate aus dem Elternhause entfernt, sie lassen die Berge im Frühsommer von unten nach oben abweiden, bis der Herbst naht, wo sie es umgekehrt machen und mit den Heerden allmälig nach unten kommen. Die Sennhütten um Gottanen zeugen von Wohlhabenheit, obgleich im Allgemeinen die Bewohner des Haslithales zu den ärmeren im Berner Oberlande gehören. Wir sahen die Weiber und Mädchen in's Wallis, das Formazza- und Münsterthal hinaufsteigen, um, wie sie auf unser Begehr aussagten, Polenta, Mais, Käse zu holen. Warum sie das Letztere thaten, konnten wir nicht recht einsehen, da sie an Heerden nicht arm sind; wir aßen so herrlichen Käse, daß wir in gleicher Zartheit ihn genossen zu haben uns kaum erinnern können. Indessen ist diese Sorte eben nur für die Nachfrage, d. h. für die Fremden oder den Versand bestimmt; die zweite, zum Hausgebrauche hergestellte Art wird aus der Molke durch nochmaliges Gerinnen erzeugt und ist ein zähes und mageres Produkt. Später trafen wir wieder andere Weiber und Mädchen, die aus Einsiedeln zurückkehrten, von einer Wallfahrt, zu der sie acht Tage gebraucht hatten. Sie benahmen sich ziemlich frei, man merkte ihrem Gespräche die Routine an; ihr Kopfputz war eigenthümlich, fast wie ein türkischer Bund geknüpft. Die Bewohner des Hasli gelten mit für die schönsten Menschen der Schweiz; die Frauenzimmer scheinen indeß mehr voll und stark, während die Männer groß und schlank sind; man hält sie für Einwanderer, für Sachsen oder Friesen, sie sind die besten Ringer des Oberlandes und genossen lange völlige Abgabenfreiheit, weil sie schon 1334 sich freiwillig an Bern anschlossen. Sie wählten ihre Richter und Beamte und schlugen ihren Landamman selbst vor. Die Mehrzahl scheint reformirt zu sein, wie überhaupt im Kanton Bern nur der achte Theil der Einwohner katholisch ist. Der Charakter der Haslithaler ist nach der Sage bei Grimm und Kopisch „die Zwerge auf dem Baume" eben nicht zuverlässig. Die bösen Menschen hatten nämlich die Zweige des Baumes aus Scherz und Bosheit eingesägt, auf denen die Zwerge so lange Zeit zu bestimmten Zeiten ruhig gesessen hatten, und als sie sich wieder hingesetzt hatten, waren sie auf die Nasen gefallen.

„O Himmel, wie bist du doch überall,
Wie groß ist die Tücken im Haslithal!
Sie riefen sie aus und schrien sehr,
Einmal hierher und nimmermehr!"

Das Thal gewinnt immer mehr an Ausdehnung, die Vegetation ändert mit Riesenschritten ihren Charakter, mächtige Tannen breiten ihre Aeste und laden den mehr als warm gewordenen Ausgänger unter ihre kühlenden Schatten; schon blüht die Kartoffel und grünt die Aehre, mit Staunen sieht es der Wanderer, der vor wenigen Stunden aus dem Chaos und der Oede des Grimselpasses herabgestiegen ist; weites, weiches Wiesenland, hellgrüne Matten begrüßen ihn, und das Ganze ist von den hohen wilden Bergkämmen schützend eingeschlossen; man kann der einladenden Gewalt der Umgebung nicht widerstehen; ein ehrwürdiger Felsblock mit polsterweichem Moose tapezirt, ein rauschendes Bächerlein, ein breitästiger Nußbaum winken so verführerisch, und die Sonne brennt schon gar zu heiß, — man läßt sich nieder und schwelgt in seligem Behagen, und einer der süßesten Träume ist: heute wirst du nicht mehr weit steigen, was, beiläufig gesagt, doch nur zur Hälfte wahr ist. Gestärkt ergreift man seinen Alpenstock, schwer von vielen lieblichen Dolden sich trennend. „Zu Hof",

so heißt der Weiler, werden bereits Kirschen und Erdbeeren angeboten, klein und säuerlich, aber willkommene Boten eines anderen Klimas; dann geht es auf schmaler Brücke über die Aar, Feld und Wald, Matten und Wiesen, was das Herz nur begehrt, und da liegt „Hasli im Grund", so reizend, daß unsere Empfindungen auf's Höchste sich steigern. Welch ein Zonenunterschied in Zeit von acht Stunden! Aber schon geht es wieder an's Klimmen, es ist abermals ein harter, steiler Weg, der uns das hinter uns liegende Bild entzieht, an einer Mauer lang geht die Straße, so daß auch vor uns die Welt verschlossen scheint. Die singende und springende Bettelei verkürzt uns den Weg, und bald öffnet sich eine neue Staffage, Meyringen, die Perle des Thales, liegt vor uns und bietet eine der reizendsten Landschaften, wie sie nur die Phantasie des Hirtendichters malen kann.

Hoch droben senkt sich wie eine Korallenschnur einer der Reichenbachfälle herab, er gleicht in dieser Entfernung einem herniederhängenden Eiszapfen oder einer beweglichen Glasröhre, seine wahre Größe lernt man erst in der Nähe schätzen; unten aber breitet sich der lieblich-Naturgarten Meyringens aus: welliges Hügelland, angebaute Triften im Vordergrunde, das Auge labende Matten, hier und da ein unter dem dichten Schatten der Bäume verborgenes Haus; es ist ein so wunderbares Spiel von Farben und Lichtern, daß der trunkene Blick hinüber und herüberschweift, bis endlich Meyringen selbst, der Hauptort des Thales, im üppigsten Grün versteckt, dem Blicke entgegentritt, nur von seinem Kirchthurm überragt; sonst, so weit das Auge reicht, schönes angebautes Land. Für heute nahmen wir hier unseren Aufenthalt, und zwar diesseits in Willigen, in dem eleganten Hôtel des Alpes, wo zugleich eine Pension ist, wie von jetzt an in der Regel, wir sind auf dieser Seite der morgenden Wanderung näher. Eine neue Brücke gestattet jetzt die unmittelbare Verbindung der beiden Ortschaften, die Berge, deren wirkliche Größe man überschätzt, sind weit zurückgetreten von der breiten Thalebene, man schaut bis an den Brienzer See hin und entdeckt mehrere Wasserfälle auf einer Entfernung von drei Stunden. Nach einem schneereichen Jahre, wie wir es hatten, quillt's und sprudelt's auf allen Seiten, es bilden sich Rinnsale und Fälle, die mit Abnahme der Wassermenge auch wieder schwinden. Pf—ch.

Braunschweig, Herzog Wilhelm und seine Ahnen.

Neben dem Dome zu Braunschweig steht eine uralte Linde. Wohl grünt sie noch in jedem Frühlinge von Neuem, aber ihre Zweige ragen absterbend und stumpf gen Himmel, ein kümmerlicher Rest des mächtigen Baumes, welcher hier einst seinen Schatten verbreitete. Der sie mit eigner Hand im Jahre 1163 pflanzte, war Heinrich der Löwe, der mächtige Welfenfürst. Gleich der Linde ist sein Geschlecht zersplittert, abgestorben, dem Erlöschen nahe. In der alten Residenz des Löwen herrscht jetzt einsam der Herzog Wilhelm von Braunschweig, und kein Nachkomme wird seine Krone erben. Mit tiefgrollendem Blicke schaut das kleine Herzogthum, das flächenärmste unter den deutschen Ländern, in die Zukunft und fragt: was wird werden, wenn der geliebte Fürst in der Begräbnißkapelle neben seinen großen Ahnherrn ruhen wird? Und auch das Auge des übrigen Deutschlands ruht mit Theilnahme auf dem letzten Sprossen eines alten Geschlechts, welches viel weiter in die graue Vorzeit hinaufreicht, welches viel mehr gefeierte Namen auf dem Felde des Krieges, der Politik und der Wissenschaft aufweist, als irgend ein anderes in Deutschland.

Wer hat nicht im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin bewundernd vor Kaulbachs großartigster Schöpfung, der Hunnenschlacht, gestanden, und voll tiefer Erregung betrachtet, wie der wilde Attila, auf dem Schilde emporgetragen, die Gottesgeißel der allgemeinen Zerstörung gegen den letzten Römerhelden Aetius und das hinter ihm aufblitzende Panier des Kreuzes schwingt: Attila, noch jetzt der höchste Inbegriff asiatischer Barbarei. Und doch befindet sich in dem verworrenen Knäuel wilder Krieger, die ihm nach zum Kampfe mit den Römern eilig heranziehen, Etiche, der Fürst der Scyren, von seiner rauhen Tapferkeit auch Welfhart oder Welfhart genannt, der Stammvater des eben so erlauchten als mächtigen Welfenhauses. Von Etiche's beiden Söhnen war es der ältere, Odoaker, welcher um 476 das weströmische Reich zertrümmerte; der jüngere, Welf, machte sich zum Beherrscher des Landes am ganzen Nordabhange der Tiroler Alpen. So theilte sich die Familie der Welfen in einen italienischen und einen deutschen Zweig. Die deutschen Welfen wurden und blieben seit Heinrich mit dem goldenen Wagen Vasallen der Kaiser, oft trotzig, aber in Zeiten der Gefahr um so treuer.

Die italienischen Welfen waren mit dem Tode Odoakers zwar von dem römischen Königsthrone herabgestiegen, dennoch aber ein mächtiges Fürstengeschlecht geblieben. Der italienische Welfe, Welf IV., Markgraf von Este, vereinigte um 1055 durch Erbschaft die Besitzungen beider Linien, welche unter seinem Onkel, Heinrich dem Stolzen, das Herzogthum Baiern, das ganze Land von Thüringen bis zur Nordsee, den größten Theil von Schwaben und Tirol, und in Italien Garda, Mantua, die Mark Toskana und das Herzogthum Spoleto umfaßten. Von dieser Zeit an waren die Welfen den deutschen Kaisern an Macht meist gleich, oft überlegen, häufig im Kampfe mit ihnen, noch öfter ihre einzige Stütze. Der Glanzpunkt des Welfenhauses war Heinrich der Löwe, dieser Held, der wie eine Gestalt des Nibelungenliedes emportagt. Wer kennt nicht den endlosen Wechsel von Glück und Unglück in dem Leben dieses großartigen deutschen Fürsten, wer weiß nicht, daß er bald von Barbarossa, seinem Vetter, in die Acht gethan und seines Lebens vertustig erklärt, obdachlos umherirrte, und nur in England sichre Zuflucht fand, bald ausgesöhnt mit dem Kaiser, der es nicht verschmähte vor Heinrich zu knien, ihm das abtrünnige Italien unterwarf, ja, im Kampfe gegen die empörten Römer dem Kaiser auf der Tiberbrücke mit eigner Schwerte das Leben rettete, — daß er durch glänzende Siege über die heidnischen Wenden und Obotriten seine Herrschaft und seinen Einfluß bis weit in den skandinavischen Norden hinauf ausdehnte; — wer möchte nicht, daß Heinrich auf eigne Faust einen Zug ins gelobte Land unternahm, und von dort den treuen, aus der Umwandung des Drachen geretteten Löwen mitbrachte, der ihm dankbar auf jedem Schritte folgte, der vor Ungeduld von unten an der Pforte des Domes zu Braunschweig kratzte, wenn der Herzog darinnen die Messe hörte, so daß die Spuren noch heutigen Tages sichtbar sind, und dessen von Heinrich errichtetes altehrwürdiges Ehrenmonument noch jetzt beweist, daß es sich hier nicht bloß um eine romantische Sage handelt.

Der halb Deutschland umfassende Länderbesitz des großen Welfen wurde nach seinem im 1195 erfolgten Tode zufolge des damaligen in Deutschland herrschenden Vertheilungsprinzips unter seine Söhne getheilt. Drei Linien der Welfen existiren noch jetzt: das englische Königshaus, das hannöversche Königshaus, das braunschweigische Herzogshaus. Der letzte Herrscher aus dem letzteren ist Herzog Wilhelm.

Wohl hat er ein Recht auf seine Ahnen stolz zu sein, denn auch der Stamm des großen Löwen schlug nicht aus der Art. Zum Zeugniß dessen mag sein braunschweigisches Panier mit genannt: Kaiser Otto IV., Heinrichs des Löwen Sohn, der Begründer des Hauses, Albrecht der Bär vertrieb ihn im Alter von 17 Jahren die Ungern aus Deutschland. Otto der Welfen selbst in der Schlacht bei Regensburg von vom Pferde ge-

dürften Kaiser Maximilian durch fast übernatürliche Tapferkeit das Leben, durfte es aber auch wagen, wie Anastasius Grün so schön geschildert hat, dem Kaiser das Leben der gefangenen Helden vom Kufstein um einen Backenstreich abzukaufen, sandte, obgleich Katholik, auf dem Reichstage zu Worms Luther eine silberne Kanne mit Einbecker Bier, und empfing von dem Glaubenshelden die schöne Antwort als Dank: Wie heute Herzog Erich meiner gedenkt, also gedenkt seiner unser Christus in seinem letzten Kampfe. Herzog Heinrich Julius, dieser durch seine Alles umfassende Gelehrsamkeit berühmte Gründer der Bibliothek zu Wolfenbüttel, erwarb nicht nur als dramatischer Dichter sich Ruf, sondern verschmähte es auch nicht, aus Anlaß seiner glücklichen Eroberung der schönen Elisabeth von Dänemark in eigner Person und zwar als Goldschmied verkleidet ein höchst geistreiches Lustspiel aufzuführen; machte aber doch den ernsten Wahlspruch: Pro patria consumor (für's Vaterland reibe ich mich auf) bis ans Ende wahr. Der ritterliche Christian von Braunschweig, Gottes Freund, der Pfaffen Feind, dieser heldenmüthige Vorkämpfer des Protestantismus, erinnert durch seine romantische Liebe zu der reizenden Elisabeth von Holland an die schönsten Zeiten der Troubadours; ließ nach dem Siege über den gefeierten Gonzalve von Cordova sich auf dem Schlachtfelde beim Schalle der Trommeln und Trompeten den verwundeten linken Arm abnehmen, kämpfte muthig gegen Tilly und endete schon im 27. Jahre als „Tapferster der Tapferen" sein Leben. Der gelehrte Herzog August, der Freund Oxenstierna's, verfaßte neben vielen anderen Schriften auch unter dem Namen Gustavus Selenus das berühmte Werk über das Schachspiel. Der geistreiche Anton Ulrich führte schon im Jahre 1687 in Wolfenbüttel eine stehende italienische Oper ein, erregte durch die beiden Romane Aramena und Octavia seiner Zeit Sensation und sprach seinen echt christlichen Sinn in einer großen Zahl herrlicher, religiöser Lieder aus; sah zwei Enkelinnen auf Kaiserthrone steigen und trat im 77. Lebensjahre aus nie bekannt gewordenen Gründen zum Katholicismus über. Der glänzende Carl I. war an geistiger Begabung seinem Schwager, Friedrich dem Großen, ebenbürtig. Der eben so tapfere als feingebildete Prinz Ferdinand von Braunschweig-Bevern focht als ein Held schon bei Molwitz an Friedrichs Seite, stieg bei Soor als Kommandeur der preußischen Garden vom Pferde, stürmte zu Fuße an der Spitze eines Gardebataillons trotz schwerer Verwundung eine Batterie und entschied dadurch den Sieg; er verlor in derselben Schlacht zwei Brüder, einen im preußischen, den andern im österreichischen Heere. Er fesselte später bei Prag, nachdem Schwerin gefallen, durch einen kühnen Einbruch in die Flanke des Feindes wiederum den Sieg an Friedrichs Fahnen, focht bei Roßbach und trug durch die Triumphe über die Franzosen bei Crefeld und Minden zur Rettung der preußischen Monarchie nicht weniger bei, als Friedrich selbst durch die Schlachten bei Leuthen und Torgau. Den edelmüthigen, von den Dichtern hochgefeierten Prinzen Leopold verschlangen die Fluthen der Oder bei Frankfurt, als er bedrängte Menschenleben retten wollte. Carl Wilhelm Ferdinand, von Mirabeau ein zweiter Alcibiades genannt, half schon als Jüngling seinem Oheim, dem Prinzen Ferdinand, die Schlachten gegen die Franzosen gewinnen; gab in der Schlacht von Crefeld denen, die ihn baten sich doch nicht zu sehr der Gefahr auszusetzen, die hochherzige Antwort: Mein Vater hat noch mehr Söhne, die einst regieren können. Er war der Freund und geistige Genosse Winkelmanns, Marmontels, d'Alemberts, Helvetius, Lessings. Dieser tugendhafte Fürst rettete schon als Kronprinz das Land von dem tiefen Verfall, in welchen Karl I. Prachtliebe und der siebenjährige Krieg es gestürzt hatten. Als echter deutscher Fürst schlug er den ihm angebotenen Oberbefehl über die Heere der französischen Republik aus, obschon er wohl wußte, daß dies ihn auf den Thron von Frankreich führen würde, wenn er nur wollte. Sein Lorbeer im unglücklichen Feldzuge in der Champagne welkte so traurig durch die Unfähigkeit und Widerwilligkeit der Unterfeldherrn; in der Unglücksschlacht von Jena raubte ihm eine feindliche Kugel beide Augen, so daß der beklagenswerthe Greis nach

24 Tagen des furchtbarsten Leidens zu Ottensen bei Hamburg verschied. Sein Sohn Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, der Heldenfürst, der nimmermüde Kämpfer für Deutschlands Befreiung, wollte lieber landflüchtig und verfehmt umherirren, als von dem übermüthigen Corsen das Besitzthum seiner Väter durch Selbsterniedrigung erkaufen. Er machte mit seiner schwarzen Schaar im Jahre 1809 jenen abenteuerlichen Zug durch Deutschland, welcher an Xenophons Zug der 10,000 Griechen durch Persien erinnert; hielt am 16. Juni 1815 bei Waterloo die ungeheure französische Uebermacht ganz allein auf, bis Wellington Zeit gewann, seine vortreffliche Position zu nehmen, fand aber an diesem Tage an der Spitze seiner Braven für das neubefreite Vaterland den von ganz Deutschland tief betrauerten Heldentod. Und nun trete Einer auf und führe uns eine glänzendere Reihe von Fürsten *eines* Stammes vor!

Am 3. Juli 1815 wurde Friedrich Wilhelm um Mitternacht bei Fackelschein in der Gruft seiner Ahnen zu Braunschweig beigesetzt. Die Trauer seines Volkes, ja Deutschlands, war unbeschreiblich.*)

Er hinterließ zwei Söhne, beide noch im zarten Alter: Karl, geboren am 30. October 1804, und Wilhelm, geboren am 25. April 1806. Die Prinzen waren völlig verwaist; denn ihre Mutter Marie Elisabeth Wilhelmine von Baden, die mit dem Herzoge seit 1802 in der glücklichsten Ehe gelebt, und sein Exil treulich getheilt hatte, war dem Gatten bereits am 20. April 1808 vorangegangen.

Die Kindheit der Prinzen war eine sehr traurige gewesen. Noch zählte Prinz Wilhelm nicht ein halbes Jahr, als die Katastrophe von Jena die Gemalin Friedrich Wilhelms zwang, bei den Verwandten erst in Schweden, dann in Baden eine Zuflucht zu suchen. Nach dem Tode der Mutter lebten die Kinder kurze Zeit auf dem Schlosse des Herzogs zu Oels in Schlesien. Als aber der Herzog 1809 von Böhmen aus seine schwarze Heldenschaar gegen Napoleon ins Feld führte, da erforderte es die gefährdete Sicherheit der Prinzen, sie nach dem schützenden England zu retten.

Der Wiederherstellung des Herzogthums im Jahre 1813 folgte rasch der Tod des heldenmüthigen Fürsten. König Georg IV. von England und Hannover übernahm die vormundschaftliche Regierung über das Herzogthum, und die Sorge für die Prinzen. In dem berüchtigten Pamphlet „Charles d'Este" schleudert der Herzog Karl gegen seinen Oheim und Vormund die schwere Anklage, dieser habe Alles aufgeboten um ihn und seinen Bruder durch eine verkehrte Erziehung zu ruiniren, damit das Land rasch an Hannover fallen sollte. Gewiß mit höchstem Unrecht. In den Briefen Georg's an die dem Prinzen von ihrem Vater bestellten Erzieher, spricht sich eine durchaus liebevolle Gesinnung aus.

Beide Brüder blieben nach dem Tode des Vaters noch kurze Zeit in Braunschweig, lebten einige Jahre zu Lausanne am Genfer See, und machten dann größere Reisen durch Frankreich, England und Italien. Leider wuchsen sie auf diese Art völlig außerhalb der Familie auf. Die Mutter hatten Beide fast gar nicht, den von Kriegs- und Friedensgeschäften rastlos umhergetriebenen Vater wenig gekannt. Sie hatten nicht erfahren, was es heißt von Eltern und Geschwistern geliebt zu werden, und sie wieder zu lieben. Kaum kann ein größeres Unglück ein Kindesalter treffen. Es ist denn auch für Beide zeitlebens von den eingreifendsten Folgen geblieben.

Schon früh zeigte sich, daß die beiden Brüder fast in Allem einen entschiedenen Gegensatz zu einander bildeten. Karl war klein, aber auffallend schön, und unleugbar mit einem gewissen Vorrathe von Geist und Schönheitssinn begabt. Dagegen ist die treffende Schilderung, welche der Rittmeister Chaltas, einst sein Vertrauter und Bannerträger, dann sein An-

*) Vergl. „Unser Vaterland" I. Band Seite 215 und 216.

Jäger in dem Buche Le duc Charles de Brunsvic von seinem Charakter entwirft von der Art, daß sie nicht geeignet erscheint, hier wiederholt zu werden. Chaltas wendet auf ihn mit vollem Rechte die Worte Pascals an: Il est bien difficile de déterminer la ligne où l'esprit finit, et où la folie commence. (Es ist schwer die Grenze zu bestimmen, wo der Geist aufhört und Narrheit anfängt.) Und nur diese Annahme kann die vielen Handlungen entschuldigen, womit der Herzog Karl seine Regierung, sein Privatleben befleckt hat. Es gelang ihm in dem kurzen Zeitraume seiner 7jährigen Selbstregierung die sprichwörtliche Liebe und Treue der Braunschweiger zu ihrem Fürstenhause bei allen Klassen der Bevölkerung in glühenden Haß zu verwandeln. Als am 7. September 1830 die Flammen seines brennenden Schlosses ihm in's Exil leuchteten, zerschlug das Volk drinnen wüthend die Spiegel, weil er sich darin gesehen hatte. Wohl vergebens erhofft er das Ende dieser Verbannung von seinem Exilgenossen Louis Napoleon.

Als das Schloß zu Braunschweig in Asche gesunken war, streckte das wiederum verwaiste Land seine Arme hülfesuchend nach dem Prinzen Wilhelm aus.

Dieser hatte, nachdem Herzog Karl im Jahre 1823 die Selbstregierung übernommen, seine Zeit anfangs auf der Universität Göttingen zugebracht, war soeben in das preußische Garde-Ulanenregiment zu Berlin eingetreten und in demselben zum Major avancirt.

Am 10. September 1831 verbreitete sich in der noch immer in höchster Aufregung schwebenden Stadt Braunschweig der Ruf: Herzog Wilhelm ist in Richmond! — Alsbald strömte Jung und Alt nach dem nur ½ Stunde entfernt liegenden Lustschlosse hinaus. Als aber der junge Fürst auf die Treppe des Schlosses hinaustrat, da knüpfte ein tausendstimmiges Lebehoch den Bund zwischen ihm und dem begeisterten Volke. Unter dem Jubel des Landes zog der Herzog in die Stadt des Löwen ein und ergriff provisorisch die Zügel der Regierung.

Herzog Wilhelm war 26 Jahre alt. Schon seine äußere Erscheinung gewann ihm abermals augenblicklich alle Herzen. Noch jetzt nach 31 Jahren ist er ein stattlicher Herr, der mit einer edlen Figur und wahrhaft fürstlichem Anstande alle Diejenigen überragt, in deren Kreise er steht. Seine Züge sind nicht fein, aber sie haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Antlitze der alten Holzstatue Heinrichs des Löwen, welche den hohen Chor des Domes zu Braunschweig jetzt wieder schmückt. Sein Auge ist scharf und durchdringend, sein Gang ist kräftig und zu Pferde dahin sprengend, erinnert er an die vielen Helden, welche sein Stamm aufzuweisen hat. Er war früher ein kühner Reiter, bis der Bruch eines Fußes auf der Hirschjagd ihn zwang vorsichtig zu werden.

Von geistigen Eigenschaften zeichnen ihn ein außerordentliches Gedächtniß, ein scharfer klarer Verstand und ein bedeutendes Talent für Sprachen aus.

Großer persönlicher Muth war stets das Erbtheil der Welfen; der vertriebene Herzog Karl ist vielleicht die einzige Ausnahme. Wenn Vater Wrangel dem Herzoge Wilhelm einst an seinem Geburtstage vor dem Thore zu Potsdam den Wunsch darbrachte, er möge wie so viele seiner Ahnen auf dem Bette der Ehre sterben, so hat er damals gewiß nur der eignen innersten Empfindung des Herzogs Worte geliehen. Es ist bekannt, daß im Jahre 1859 Herzog Wilhelm auf sein eifriges Betreiben das Commando des 10. Bundesarmeecorps erhielt. Sicher rechnete er, wie Alle, darauf als Sieger Paris zu betreten. Dies erscheint durchaus nicht als etwas Außergewöhnliches. Aber Wenige wissen, daß die Lenormand dem Herzoge geweissagt hat, er werde in Paris sterben — diese Sibylle, deren Aussprüche bis jetzt ohne Ausnahme sich erfüllt haben sollen.

Eine unbeugsame Gerechtigkeitsliebe, und ein unverträgliches Festhalten an übernommenen Verpflichtungen, selbst wider das eigene Gefühl, zeichnen den Herzog Wilhelm nicht weniger aus, als Muth. Im Laufe seiner 20jährigen Regierung hat er hiervon oft die rühmlichsten Beweise gegeben.

Die ihm angeborene große Herzensgüte hat durch die ungünstigen Umstände, welche von Kindheit an auf ihm lasteten, nicht erdrückt werden können. Jemanden wehe zu thun ist ihm selbst da fast unmöglich, wo die Regentenpflicht es erheischt. Das: „O Landgraf, Landgraf, werde hart!" ließe sich oft auf ihn anwenden. Seit er herrscht, hat er nur zwei Todesurtheile unterschrieben, und auch diese nur, dem lauten und gerechten Drängen der öffentlichen Meinung nachgebend. Gar Manchem aber hat er sich als wohlwollender und gnädiger Fürst bewiesen, und das insgeheim noch weit mehr als öffentlich. — —

Daß der Herzog Wilhelm den Aufstand der Braunschweiger im September 1830 in eigenem Interesse mit angestiftet habe, ist eine der ungereimtesten Lügen, welche der vertriebene Herzog Karl und seine Partei in die Welt geschickt hat. Karl liebte Niemanden; daß eben der Herzog Wilhelm, auch nachdem er die Regierung für seinen Bruder provisorisch übernommen, noch immer von wahrhaft brüderlicher Zuneigung für diesen beseelt war, beweisen die Briefe, welche er ihm von Braunschweig aus schrieb. Sich selbst auf den Thron zu setzen, lag ihm damals durchaus fern. Aber das Land verlangte mit Recht gegen die Rückkehr eines Fürsten gesichert zu werden, dessen moralische Versunkenheit und Gefährlichkeit erst nach seiner Flucht durch ein beim Schießbrande auf wunderbare Weise gerettetes „schwarzes Buch" aufs Schlagendste dargethan worden war.

Selbst Metternichs zähes Festhalten am Legitimitätsprincip vermochte nicht es durchzufechten, daß Karl mit Gewalt wieder in seine Rechte eingesetzt wurde. Preußen und England erkannten zu klar, wie schwer das monarchische Princip dadurch compromittirt werden würde. Auch gingen die Wogen, welche die Julirevolution in Deutschland aufgeregt hatte, zu hoch, als daß man es ungestraft hätte wagen können, einem ehrenwerthen Volksstamme solch einen Fürsten wieder zu octroyiren. Während der Bundestag rathlos verhandelte, unternahm Herzog Karl von London aus gegen sein Land einen Wiedereroberungsversuch. Hierbei lud er aber dermaßen den Vorwurf der persönlichen Feigheit und den Fluch der Lächerlichkeit auf sich, daß er auch ohne Beihülfe des Bundestages unmöglich wurde. Dennoch verließ auch jetzt Herzog Wilhelm nicht den Weg strenger Gerechtigkeit. Nicht von ihm, sondern von Seiten der braunschweigischen Stände und des Königs Georg IV. wurden dem Herzoge Karl die bedeutendsten Anerbietungen gemacht, um ihn zur freiwilligen Verzichtleistung zu bewegen. Als aber Alles an der kindischen Hartnäckigkeit des Flüchtlings scheiterte, da blieb allerdings dem Herzoge Wilhelm, um den schwankenden und nicht mehr erträglichen Zustand des Landes zu endigen, Nichts übrig, als in Gemeinschaft mit dem Könige Georg und den übrigen Agnaten den Thron des Herzogthums für erledigt, und sich zum Landesherrn zu erklären. Der Bundestag gab durch Schweigen seine Einwilligung dazu, und am 25. April 1831, an dem Tage, da Herzog Wilhelm sein 28. Lebensjahr anfing, fand die feierliche Huldigung zu Braunschweig unter unermeßlichem Jubel des Volkes statt.

Von nun an begann für das Herzogthum eine neue Aera. Die Mißregierung des Herzogs Karl hatte dem Lande tiefe Wunden geschlagen. Er hatte es ausgepreßt, um sich zu bereichern. Die Beamten und das Militair waren schlecht bezahlt, viele Stellen waren unbesetzt geblieben, und die Gehalte in des Herzogs Tasche geflossen. Die Domainen waren zum Theil aufs Unsinnigste verschleudert, ohne daß man wußte, wohin das Geld gekommen war. Der Adel war großentheils aus der Stadt, ja aus dem Lande weggezogen. Der Handel der einst so mächtigen Hansastadt war gesunken; die niederen Volksklassen litten Noth durch Arbeitlosigkeit und die Mißernte des Jahres 1830.

Helfend und rettend griff überall der junge Fürst rasch und energisch ein. Er umgab sich mit trefflichen und geachteten Rathgebern. Sobald es möglich war, versammelte er die Landstände. Hierdurch wurde endlich dem Herzogthume die schon seit 1820 gesetzlich bestehende, vom Herzog Karl aber unter den nichtigsten Vorwänden stets vorenthaltene Wohl-

that einer Repräsentativ-Verfassung wirklich zu Theil. Diese Versammlung brachte ein neues Landesgrundgesetz zu Stande, welches mit verhältnißmäßig wenig Abänderungen noch jetzt in Kraft steht. Ob die Verfassung zu wenig oder zu viel nach den französisch-constitutionellen Principien zugeschnitten ist, darüber läßt sich streiten. Unbestreitbar aber ist, daß Herzog Wilhelm, obschon im Herzen überall kein Anhänger des modernen Constitutionalismus, diese Verfassung aufs Treulichste beobachtet, und sie weder je gebrochen, noch umgangen hat, wie manche andere Fürsten gethan. Unbestreitbar ist ferner, daß das kleine Herzogthum sich dabei sehr wohl befunden und eine Blüthe erreicht hat, wie wohl kein anderes Land in Deutschland. Wer daran zweifelt, der betrachte die vielen schönen öffentlichen Bauten, das herrliche Residenzschloß mit der Rietschel'schen Quadriga, den schönen Bahnhof, den größten Deutschlands, das prächtige neue Theater, die schönen Kasernen, die freilich erst im Bauplan vorhandene großartige Irrenanstalt; der sehe die vortrefflich gehaltenen Heerstraßen und die auf's Sorgfältigste chaussirten und mit Bäumen bepflanzten Communalwege, welche das ganze Land durchziehen, die fruchtbaren Felder, die schönen Wälder, die reichen Dörfer, die wohlhabenden Städte!

Es ist nicht zu verkennen, daß alles dies wesentlich das Resultat der dreißigjährigen weisen Regierung des Herzogs Wilhelm ist. Seit seinem Regierungsantritte folgten einander rasch eine große Anzahl auf die Hebung des Landes berechneter Maßregeln. Dem sinnlosen Zwange, in welchen Herzog Karl die Personen, das Wort, ja die Gedanken geschlagen hatte, sowohl öffentlich, als insgeheim durch Verletzung des Briefgeheimnisses u. dgl., folgte eine Zeit großer Freiheit, welche der ehrenhafte Sinn des braunschweigischen Volkes auch wohl verdient. Fast in allen andern Ländern wurden, nachdem der Schrecken der Julirevolution überwunden war, die Zügel in dieser Beziehung wieder straffer angezogen, und mehr noch vom Jahre 1830 an, — in Braunschweig blieb fast unverändert dieselbe Liberalität. Will man Etwas tadeln, so konnte es nur das sein, daß diese Liberalität mitunter etwas zu weit ging. Die Presse nahm in Folge davon einen bedeutenden Aufschwung, und Braunschweig errang überhaupt unter den geistig produzirenden Ländern Deutschlands einen ehrenvollen Platz.

Durch die im Jahre 1832 zu Stande gebrachte neue, in den meisten Stücken vortreffliche Verfassung wurde eine feste Grundlage sichern Wohlbefindens für alle Staatsangehörige geschaffen. An die Stelle des früheren, fast rechtlosen Zustandes traten große Ordnung und Klarheit aller Verhältnisse, besonders Sicherheit der Justiz und der Verwaltung. Während Herzog Karl so eigenmächtig und unerträglich in den Gang der Justiz eingriff, daß sogar der Bundestag nicht umhin konnte, endlich gegen ihn einzuschreiten, ließ Herzog Wilhelm unabänderlich dem Rechte seinen Lauf. Selbst von dem schönsten Vorrechte des Fürsten, der Gnade, machte er nie willkürlich Gebrauch, sondern stets in Uebereinstimmung mit der Ansicht seiner Minister.

Hatte Karl die braunschweigischen Domainen aufs Aeußerste ausgebeutet, ja verkauft und verschleudert, um sich zu bereichern, so trat Herzog Wilhelm die Verwaltung derselben einer Landesbehörde ab und begnügte sich bei seinem bedeutenden Privatvermögen mit einem verhältnißmäßig geringen Theile der Einkünfte. Der Ertrag dieser Domainen ist jetzt unglaublich hoch, trotz der palastähnlichen Wohn- und Wirthschaftsgebäude, womit sie seitdem großentheils geziert sind.

Die ausgedehnten Forsten des Herzogthums, besonders auf dem Harze, waren durch schlechte Bewirthschaftung im Jahre 1830 ernstlich bedroht. Vorzüglich dem rastlosen Eifer des Oberjägermeisters und Staatsministers Grafen Veltheim gelang es, dieselben in den gedeihlichsten Zustand zu bringen. Ueberall verschwinden leider die Bäume von Tage zu Tage mehr — in Braunschweig hat sich die von Wald bedeckte Bodenfläche seit 1830 um ein sehr Bedeutendes vergrößert.

Vor Allem wurde die Landwirthschaft auf das Erfolgreichste gefördert. Ein Gesetz über unbeschränkte Ablösbarkeit des Lehensverbandes, der Zehnten, Meierzinse und aller sonstigen derartigen Rechte, so weise gefaßt, daß es den Berechtigten fast völlig schadlos hielt, und dennoch selbst dem unbemittelten Pflichtigen die Ablösung leicht machte, befreite den Grundbesitz von allen jenen mittelalterlichen Beschränkungen, welche einem reichen Aufschwunge der Agricultur hemmend in den Weg getreten waren. In Folge davon ist der braunschweigische Bauer jetzt durchgängig fast ein Gutsbesitzer geworden. Daß er den althergebrachten Luxus an werthvollen Pferden nicht aufgegeben hat, mag löblich erscheinen; weniger löblich ist es, daß jetzt mancher andere, ganz unverständige Luxus dazu gekommen ist, und daß mit der schönen alten Nationaltracht auch die alte niedersächsische Gediegenheit dieses Volksstammes immer mehr schwindet.

Noch entscheidender griff in die ländlichen Verhältnisse das Gesetz über die Gemeindetheilungen ein. Aus den Zeiten des Tacitus her bestand hier noch der letzte Rest des altgermanischen Communismus in Form ausgedehnter Gemeindeländereien. Natürlich dienten diese nur zur Viehweide und gaben geringen Ertrag. Viele tausend Morgen des fruchtbarsten Ackerlandes kamen durch dieses Gesetz unter den Pflug. Bald erhoben sich in allen Dörfern stattliche neue Scheunen, da die alten den Getreidesegen nicht zu fassen vermochten. Den neuen Scheunen folgten neue Wohnhäuser nach, — und wer reiche Dörfer sehen will, der durchreise das Herzogthum. Daß unter Abschaffung der Weiden aber die Viehzucht nicht etwa litt, das bewiesen unter Anderem im Jahre 1859 die bei der Mobilmachung in Eile im Lande ausgehobenen Züge prächtiger Pferde, womit die Geschütze, Munitionswagen, ja die Trainfuhrwerke bespannt waren.

Die Industrie des Herzogthums nahm gleichfalls einen raschen Aufschwung. Wurde sie auch durch den plötzlichen Anschluß des Herzogthums an den Zollverein für einen Augenblick hart betroffen, besonders in der Hauptstadt, so war doch diese Maßregel, der später auch Hannover, Oldenburg u. s. w. folgen mußten, für die Entwickelung des Zollvereins und folgeweise für ganz Deutschland von der größten Bedeutung. Die große Zahl, ja man möchte sagen, die Ueberzahl von Zucker- und Spiritusfabriken, deren Braunschweig verhältnißmäßig mehr besitzt, als irgend ein anderes deutsches Land, war die rasche Folge jener Maßregel.

Vor Allem aber erkannte der Herzog Wilhelm mit richtigem Scharfblicke die Bedeutung, welche die Eisenbahnen für die Welt haben würden. Während der greise Ernst August sein Land eigensinnig der neuen Erfindung verschloß, wurde schon im Jahre 1838, mithin fast am früheiten in ganz Deutschland, zwischen Braunschweig und Harzburg eine Eisenbahn befahren. Vielen erschien sie damals als eine bedenkliche Speculation; jetzt tragen ihre weiteren Verzweigungen so unglaubliche Summen ein, daß die braunschweigische Landesversammlung in ihrer Sitzungsperiode von 1861 nicht nur mehr Geld zu nöthigen und Luxuszwecken bewilligte, als die Regierung gefordert hatte, sondern zum Schlusse noch eine sehr bedeutende Summe als einen Ueberschuß der letzteren zu beliebigem Gebrauche zur Disposition stellte. Gott segne jedes deutsche Land mit solchen Finanzen, solchen Vertretern und solchem Vertrauen zwischen Regierung und Volk!

Auch auf dem Gebiete der Gesetzgebung geschah viel Wichtiges und Segensreiches unter der Regierung des Herzogs Wilhelm. Es sei in dieser Beziehung nur das vortreffliche Criminalgesetzbuch erwähnt, eine Schöpfung des leider zu früh verstorbenen Staatsministers v. Schleinitz, welches die Grundlage vieler anderen deutschen Criminalgesetzbücher wurde.

Die Schulen und öffentlichen Anstalten hoben sich; vor Allem wurde das altberühmte Collegium Carolinum zu Braunschweig den Anforderungen der Neuzeit gemäß reorganisirt und mit trefflichen Lehrern versehen. Daß der so bedeutenden und werthvollen Bibliothek

zu Wolfenbüttel lange Zeit hindurch nicht diejenige Berücksichtigung zu Theil wurde, welche sie verdiente, ist wohl zumeist dem überhaupt mehr auf's Praktische gerichteten Sinne unserer Zeit zuzuschreiben.

In der Hauptstadt des Landes entfaltete sich unter dem jungen Fürsten ein reges geistiges und geselliges Leben. Der Adel und der reiche Bürgerstand wetteiferten in dieser Beziehung. Wie zu den Zeiten Karl Wilhelm Ferdinand's wurden viele Fremde dadurch angezogen; „es ging wie in alten Zeiten wieder recht feierlich zu." — Das vortreffliche Theater, dessen Schauspiel noch die Traditionen Iffland's bewahrte, und dessen Oper in der Mitte der dreißiger Jahre fast zur besten in Deutschland gehoben war, nahm die hauptsächlichste Stelle ein; daran reihten sich vortreffliche Concerte, große Musikfeste unter der Leitung von Mendelssohn und Schneider, später von Berlioz und Liszt in der dazu restaurirten prächtigen Egidienkirche, Gemäldeausstellungen, glänzende Wettrennen; im Winter neben den fröhlichen Jagden zu Blankenburg die wilden Hirschparforcejagden um Braunschweig, in der Gesellschaft Bälle, Maskeraden, lebende Bilder und dramatische Aufführungen, denen die vielen heitern Hoffeste die Krone aufsetzten. Von alle dem war der junge und liebenswürdige Herzog der natürliche Mittelpunkt. Die Liebe, welche das braunschweigische Volk, mehr als die meisten andern deutschen Stämme, stets zu seinem edlen Herrscherhause gehabt hatte, übertrug sich in reichem Maße auf den Letzten, der ihm davon geblieben war. Vor Allem hing das Militair an ihm, und er mit landesväterlicher Huld an dieser kleinen, aber ausgezeichneten Truppe. Es waren schöne und beglückte Zeiten! Nur Eins fehlte den Braunschweigern zu ihrem Glücke: eine geliebte Fürstin. Und auch diese, hoffte man, würde der Herzog, dem immer wieder ausgesprochenen Wunsche des Volkes weichend, endlich in das große neu erbaute Schloß einführen, in welchem schon die Räume prächtig für sie hergerichtet waren. — Da kam das Jahr 1848.

Einer späteren Zeit ist es vorbehalten, dies wunderbare Jahr in seinen Ursachen, Ereignissen und Folgen richtig zu würdigen — wir stehen ihm noch zu nahe dazu. Und doch müssen wir das Eine schon jetzt bekennen, daß wir damals, als wir mitten darin standen, uns Alle geirrt haben, nicht nur die Optimisten und Pessimisten, sondern auch die am ruhigsten und leidenschaftslosesten Urtheilenden.

Es war am 25. Februar 1848 auf einem Hofballe, als die erste Kunde der Pariser Revolution in die erschreckte braunschweiger Gesellschaft drang. Man suchte die Besorgniß hinwegzuscherzen, so gut es ging; nur der Herzog blieb ernst und nachdenklich. Mit seinem durchdringenden Verstande sah er das Kommende richtig vorher. Dem 24. Februar folgte der 18. März.

Herzog Wilhelm erkannte klar, daß zweierlei nothwendig war: einmal den Wünschen des Volkes, so weit sie berechtigt waren, nachzugeben, zu gleicher Zeit aber allen Ausschreitungen energisch entgegenzutreten. Er begriff, daß es den deutschen Fürsten zukam, sich an die Spitze der Einheitsbewegung zu stellen, und ein Opfer, vielleicht ein großes, zum gemeinschaftlichen Wohle des Volkes und der Fürsten nicht zu scheuen; daß aber der bald aus allen Schranken tretenden Freiheitsbewegung eben so entschieden ein Damm gesetzt werden müsse. Er sah ein, daß ein Herrscher in Deutschland sein mußte, und wer will es tadeln, wenn er Angesichts der Ereignisse in Wien und Berlin sich daran erinnerte, daß auch der Stifter des braunschweigischen Welfenhauses die deutsche Kaiserkrone getragen hatte. Theilte doch die Meinung, er sei jetzt der passende Mann diese Krone zu tragen, nicht nur das kleine Herzogthum. An wahrhaft patriotischem Willen fehlte es dem Herzog Wilhelm sicher nicht. Von allen Fürsten Deutschlands trat er zuerst persönlich handelnd auf. Während die meisten Andern sich entweder versteckten, oder rathlos temporisirten, eilte er nach Holstein, wo eben der Kampf entbrannt war. Seinen Bemühungen hauptsächlich gelang

es, durchzusetzen, daß Wrangel die Eider überschritt; er wohnte der Erstürmung des Danewerks nicht ohne persönliche Gefahr bei. Am folgenden Tage betrieb er die Verfolgung der dänischen Armee eifrigst; schon verbreitete sich unter den fliehenden Dänen der Glaube, der Herzog selbst sei bei Billschau gefallen. Wäre es nach seinem Sinne und seinen Rathschlägen gegangen, so würde binnen sechs Tagen Kopenhagen genommen, und eine 13jährige Schande der deutschen Nation erspart worden sein. Aber Wrangel hatte „seine Verhaltungsbefehle" — und entmuthigt und tief gekränkt kehrte der Herzog nach Braunschweig heim.

Noch einmal versuchte er im Jahre 1848 einen entscheidenden Schritt. Als in Frankfurt und an vielen andern Orten die Anarchie ungescheut ihr Haupt zu erheben begann, machte er dem Könige Friedrich Wilhelm IV. das Anerbieten, an der Spitze von zwei preußischen Armeecorps mit Gewalt in Deutschland Ordnung und Gesetz herzustellen. Dieser Plan war nicht nur weise, sondern auch aus dem edelsten Willen hervorgegangen. Aber Friedrich Wilhelm lehnte ihn ab; vielleicht weil sein mildes Herz das Blut zu vergießen scheute, was später freilich nur um so reichlicher floß; vielleicht weil er schon damals verhersah, Deutschland müsse den Kelch der Revolution bis auf den Grund leeren, damit es erkenne, wie die Hefen schmeckten, und nicht wieder Verlangen trage, ihn an die Lippen zu setzen.

Dies Alles hielt jedoch den Herzog Wilhelm nicht ab, zuerst unter den deutschen Fürsten dasjenige zu thun, was für Deutschlands Wohl damals nothwendig war: in eine Union mit Preußen zu treten. Nur auf diesem Wege, nicht durch Frankfurter Kaiserkronen-Deputationen, konnte der Einigung Deutschlands wirklich zugesteuert werden. Gewiß war es kein kleines Ansinnen für einen souverainen Herrn, selbst eines kleinen Landes, sich zu Preußen in ein Verhältniß factischer, wenngleich nicht ausdrücklich ausgesprochener Abhängigkeit zu begeben, mochten die Motive sein, welche sie wollten. Andere nord- und mitteldeutsche Staaten folgten, und ein deutsches Reich hätte sich vielleicht aus dem Chaos erhoben — wenn nicht Preußen selbst es vereitelt hätte. Aber Friedrich der Große schlief seit 64 Jahren in der Gruft zu Sanssouci! Inzwischen hatte Oesterreich mit Rußlands Hülfe Ungarn niedergeworfen, ohne zu ahnen, welche Ernte ihm 12 Jahre später aus dieser Drachenzahnsaat aufsprießen würde; es schickte sich an, auch Deutschland ins alte vermorschte Gleis zurückzuführen; es erdrückte Hessen, und wollte auch das Todtengräberamt in Holstein beginnen, und die deutsche Freiheit im Keime ersticken. Weit mehr als Diejenigen, welche in Preußen die Geschicke lenkten, war Herzog Wilhelm damals Deutsch und Preußisch gesinnt. Noch hielt er als Legter an der preußischen Union fest, aus ehrenhaftem Pflichtgefühl, nicht mehr aus Zuversicht auf Preußen. Von Hessen her näherte sich das österreichische Heer, um durch Braunschweig und Hannover nach Hamburg zu marschiren. Trotz der zehnfachen Uebermacht war der Herzog bereit, mit seinen Schwarzen dem Feldmarschall-Lieutenant Legeditsch den Ammenser Paß zu sperren; freilich forderte er, um nicht nutzlos eine lächerliche Parodie der Thermopylen aufzuführen, von Preußen ein Armeecorps zur Hülfe. Bei abschlägiger Antwort wendete der Herzog, innerlich entrüstet, sich von Preußen ab. Er brach nun überhaupt mit der Politik und zog sich völlig in sich selbst zurück.

Leider war, noch ehe dies geschah, ein tiefer Riß zwischen dem Herzoge und dem eigenen Lande entstanden, der später wohl verdeckt, aber nie wieder geheilt wurde.

Das Jahr 1848 brachte auch in Braunschweig allerhand Ausschreitungen mit sich, besonders den 6. August, da die Huldigung für den Reichsminister stattfinden sollte. Im Grunde waren sie ohne alle Wichtigkeit, für den Unbefangenen sogar meist in hohem Grade spießbürgerlich-komisch. Dennoch fühlte sich der Herzog, und mit Recht, durch Einiges im hohen Grade persönlich verletzt. Er verließ deshalb die Stadt Braunschweig und verlegte

seine Residenz nach Blankenburg am Harze. Zugleich fing er an, das in weiten Waldungen bei Oels in Schlesien liegende Schloß Sibyllenort auf's Prachtvollste auszubauen, zu vergrößern und auszuschmücken. Die Kunstschätze und Kostbarkeiten des Schlosses und der Villen zu Braunschweig wurden dorthin gebracht. Die in und um Braunschweig begonnenen Bauten und Anlagen aber blieben liegen, zerfielen auch wohl wieder. Sehr schwer empfand dies die Stadt. Sie hatte ihre Bedeutung schon lange nur noch dem Umstande zu danken gehabt, daß sie Residenz war. Eine rasche Verödung machte sich bemerklich. Lange blieben die Bitten der Braunschweiger unerhört. Endlich, nach fast 2 Jahren, kehrte der Herzog zurück, aber nur mit halbem Herzen. Die alte Liebe und das alte Vertrauen kehrten nicht mit zurück. Der Herzog vermied fast jeden Verkehr mit seinem Volke. Nie mehr zeigte er sich auf den Straßen, als im verschlossenen Wagen rasch dahinfahrend; zu seinen Spaziergängen suchte er Zeiten und Orte aus, wo er Niemanden begegnete. Im Theater hielt er sich in seiner Loge vor den Blicken des Publikums sorgfältig verborgen. Sogar zu den Uebungen des Militairs, an denen er früher täglich theilzunehmen pflegte, kam er nur noch selten. In Privatgesellschaften hörte er völlig auf zu erscheinen; nur ein oder zwei Mal im Laufe des Winters sah er in seinem Schlosse auf Hofbällen einen fast ängstlich ausgewählten Kreis von Menschen, bei seinen Diners fast ausschließlich die geringe Zahl der höchsten Landesbeamten und Militairpersonen. Höchst selten verstattete er persönlichen Zutritt Denjenigen, die sich ihm mit Bitten nahten. Zum großen Theile ist dies unglückselige Absondern vom Volke wohl aus einer angebornen Scheu entsprungen, welche der Herzog jetzt nicht mehr für nöthig hält zu überwinden. Leider ist es dahin gekommen, daß in der kleinen Residenzstadt sehr Viele, vielleicht die Meisten, ihren Fürsten nicht einmal persönlich kennen. So lebt er einsam in dem großen Residenzschlosse, sieht oft Tage lang Niemanden, und bringt die Zeit mit Lesen und mit der Jagd, die Abende im Theater, oder mit Spiel im engsten Kreise seiner Hofangehörigen zu. Sobald der Frühling die herrlichen Promenaden und die Villen Braunschweigs beginnt mit Blüthen zu schmücken, verläßt er die Stadt, und eilt nach Venedig, wo er eine kleine Villa besitzt; dann auf seine Villa zu Hitzing bei Wien, nach dem prächtigen Sibyllenort, und endlich zur Jagd auf Schwarzwild und Hirsche nach Blankenburg. Erst im Herbste kehrt er nach Braunschweig zurück. Ueberall aber führt er dasselbe zurückgezogene einförmige und einsame Leben. Die ihm so nahe verwandten Höfe von Berlin, Hannover und Dresden besuchte er selten, und stets im Fluge; noch seltener werden seine Besuche erwidert. Wie glücklich könnte er sein, hätte er eine Gemahlin und geliebte Kinder um sich, — wie würde dies ein enges Band auch zwischen ihm und seinem Volke knüpfen! Daß er völlig außerhalb der Familie steht, giebt Veranlassung zu Verhältnissen, die sehr bedauerlich sind; anerkennen muß man aber, daß die Braunschweiger nie gerechten Grund zu einer Klage über diese Verhältnisse gehabt haben, wie in andern Deutschen Ländern so oft der Fall war. Auch von den Regierungsgeschäften zieht sich der Herzog immer mehr zurück; die eine, seinen wahrhaft edlen Charakter in hohem Grade bezeichnende Rücksicht hat er aber stets auf das Land genommen, daß er zu seinen höchsten Räthen nur solche Persönlichkeiten wählte, welche das Vertrauen des Landes besaßen und verdienten. Ist es aber ein Wunder, wenn an Stelle der früheren, fast schwärmerischen Liebe des Volkes, welcher nun schon so lange beständig die nöthige Nahrung entzogen wird, allmälig eine Gleichgültigkeit zu treten beginnt? Und wenn auch die Treue des Volkes unverändert fortdauert, so mischte sich doch selbst in den lauten Jubel bei der glänzenden Feier des 25jährigen Regierungsantritts des Herzogs im Jahre 1856 ein zwar leiser, aber doch allen fühlbarer, tiefer und trauriger Mißklang.

Die Jugendkraft des nun 59jährigen Fürsten beginnt dem unmerklich herannahenden Alter zu weichen. Noch geht er aufrecht, und steht stattlich da; aber dem aufmerksamen

Beobachter entgeht nicht, daß er ſich verändert. Die Hoffnung, er werde ſich dennoch vielleicht einſt vermählen, hegt jetzt Niemand mehr. Man betrachtet das Ausſterben des edlen Herrſcherhauſes nur noch als eine Frage der Zeit. Und gerade in dieſer Beziehung richtet ſich das Auge der Braunſchweiger mit ſchwerer Sorge in die Zukunft. Es hat ſtets für ein Land etwas Betrübendes, ſeine Selbſtſtändigkeit zu verlieren, beſonders wenn ſie ſo lange rühmlich behauptet war, wie die Braunſchweigs. Die Stadt Braunſchweig bildete einen unverhältnißmäßig großen Theil des kleinen Landes; gerade ſie, die einſt ſo glänzende Zeiten kannte, wird es auf's Bitterſte empfinden, dereinſt zum Range einer unbedeutenden Provinzialſtadt herabſteigen zu müſſen. Fiele das ſchöne reiche Herzogthum an Preußen, ſo würden die großen Opfer, welche in jeder Beziehung davon unzertrennlich wären, bei der Mehrzahl der Bevölkerung durch das Bewußtſein aufgewogen werden, einem großen Staate anzugehören und in einem weit höheren Grade als bisher in ihrem Wohlbefinden gegen den äußeren Feind geſichert zu ſein. So aber iſt es nach dem beſtehenden Rechte unzweifelhaft, daß das Land nach dem Tode des Herzogs Wilhelm an das Haus Hannover fallen wird. Sollte, wenn dies eintritt, der König Georg V. von Hannover am Leben ſein, ſo wird allerdings nicht dieſer das Herzogthum erben, da er wegen ſeiner unglücklichen Blindheit in Braunſchweig nicht ſucceſſionsfähig iſt; vielmehr wird dann der jetzt 16jährige Kronprinz Ernſt Auguſt von Hannover als Herzog von Braunſchweig den Thron Heinrichs des Löwen beſteigen. Aber der Wunſch Vieler geht für dieſen Fall auf eine Vereinigung mit Preußen hin.

Der deutſche Park und der deutſche Bauerngarten.

Von Dr. Bernhard Langkavel.

Haben die drei Comités zur Errichtung der Denkmäler für Leſſing, Goethe und Schiller ſich nur erſt geeinigt, ſind dieſe dann endlich ausgeführt, enthüllt und entſprechend gefeiert, ſo ſchließen Berlins Mauern die Statuen der Männer ein, die nebſt Herder wie nach ſo vielen andern Seiten hin darin gleichfalls zuſammenwirkten, das Intereſſe des deutſchen Volkes für einen reineren Geſchmack auch in ſeinen Gärten zu beleben.

Hinter dem „verwünſchten Schloſſe" zu Wolfenbüttel liegt ein unbedeutendes Gärtchen mit manchen alten Bäumen früherer Herrlichkeit. In ihrem Schatten luſtwandelte Leſſing mit den zu ſparſam bei ihm einſprechenden Freunden, mit Gleim, Jacobi, Klopſtock. Von dort aus und dem kleinen einſamen Gartenſtübchen, dem Sterbezimmer ſeiner Frau, in welchem er den Nathan ſchrieb, befreite er das deutſche Drama von dem ſogenannten klaſſiſchen franzöſiſchen Geſchmacke. Sein unabläſſiges Hinweiſen auf Shakeſpeare lenkte überhaupt mehr den Blick auf England, und ſeit der Zeit fingen die Deutſchen an, den gekünſtelten franzöſiſchen Stil aufzugeben, die freie Schönheit eines engliſchen Parks ſich zum Muſter zu nehmen. Die Ideale der Gartenkunſt entwickelten ſodann Herder und Schiller. Im zweiten Theile der Kalligone ſchrieb Herder über die zweite freie Kunſt des Menſchen, „die Kunſt des Gartens, des Gartens in dem großen Sinne nämlich, daß eine Gegend mit allen ihren Erzeugniſſen ein Garten werde. Ein Bezirk, wo jedes Land und Beet das Seine, in ſeiner Art das Beſte trägt, und keine fahle Höhe, kein Sumpf und Meer, keine verfallene Hütte, keine unwegſame Wüſtenei von der Trägheit ihrer Bewohner zeuge. Wo dieſe ſchöne Kunſt ein Land verſchönt, bedarf es keiner Bildſäulen am Wege; lebend kommen

uns mit ihren Gaben Pomona, Ceres, Pales, Vertumnus, Sylvan, Flora entgegen. Die Kunst ist zur Natur, die Natur zur Kunst geworden, nicht ohne Mühe, nicht ohne Nutzen und Bedürfniß." Fünf Jahre früher zeichnete Schiller „über den Gartenkalender auf das Jahr 1795" Umrisse, deren sorgfältige Ausführung einer anderen Generation vorbehalten blieb. Unsern Dichterfürsten jedoch befriedigte nicht die bloße Entwickelung der Ideale der Gartenkunst, ihm genügte es nicht, überaus sinnige Bemerkungen besonders in seinen naturwissenschaftlichen Schriften niederzulegen; die Verwirklichung durfte nicht ausbleiben. Bei seiner Ankunft in Weimar existirte noch der „welsche Garten", wie tausend andere eine schwache Copie des von Versailles, mit abgezirkelt viereckigen Beeten, mit Bäumen, die des Gärtners hoher Geschmack zu monströsen Gestalten ausgeschnitten hatte; es fehlte darin auch nicht an einem babilonischen Wendelthurme, die „Schnecke" genannt, „worin man zusammenkam, um Musik zu hören, Punsch zu trinken und Kuchen zu essen." Der englische Verfasser von Goethe's Leben und Schriften bemerkt ganz treffend: Die Poesie ist Weimars Ruhm, und dem entsprechend liegt seine Schönheit nicht in großartigen Kirchen, in malerischen alten Gebäuden, sprechenden Darstellungen des Mittelalters, sondern in der stillen Lieblichkeit seines reizenden Parks. Der Park steht im Vordergrunde des Gemäldes und steigt in jeder Erinnerung zuerst empor. Diesen Park nun hat Goethe geschaffen in Vereine mit seinem großen Fürsten und Freunde, mit Karl August; und wem das Glück zu Theil geworden, dessen sonnige, freundliche Wege, seine labyrinthischen Schatten zu durchwandeln, wer seine Pracht und Herrlichkeit in des Sommers Fülle, die unendlichen Farben-Nüancirungen in des Spätherbstes durchsichtig klaren Tagen beobachtet, wer ihn im tiefen Schweigen des silbernen Mondlichtes, im diamantnen Thau des Morgens gesehen hat, der findet es gewiß nicht mehr räthselhaft, daß Goethe von ihm sich nicht trennen wollte und konnte. Wahrlich, einzig in der Welt ist der Park deshalb und wegen seiner klassischen Erinnerungen! Welch ungeheurer Abstand im Geschmack, wenn wir ihn mit den andern Schloßgärten der zahlreichen Residenzen Deutschlands in damaliger Zeit vergleichen! In ihnen wurde bald französischer, bald englischer Stil nachgeahmt. Gerade Alleen ohne Ende, die Grasplätze oder dichte Gehölze durchschneiden, dabei Kreuze oder Sterne bilden, überall Bosquets, grüne Wandungen, regelmäßig beschnittene Bäume und Hecken, Terrassen, Wasserwerke mit Marmor eingefaßt und mit Springbrunnen geziert, das alles sollte den vollendeten Geschmack des Herrn bekunden. Nach der andern Seite hin versuchte man die großen Naturgärten der Engländer zu copiren, einen Park en miniature, ein Pärklein, zu schaffen, überladen mit Gehölz und „krummen" d. h. verschlungenen Wegen, der dann aber an Flächeninhalt oft nur so viel Ruthen oder Klaftern besaß, als jene englischen an Morgen. Wurde ein solcher Park, um auch die italienischen nachzuäffen, noch mit Statuen in römischer Tracht oder in Perücken, mit Hirten, Schäferinnen, Basilisken und der ganzen Mythologie vollgepfropft, so war der geschmackloseste Schwulst vollständig.

Hier Statuen und dort Cascaden,
Die ganze Götterzunft, hier Faunen, dort Najaden,
Und schöne Nymphen, die sich baden,
Und Gold, vom Ganges hergeschickt,
Und Muschelwerk, und goldne Vasen,
Und Porzellan auf ausgeschnittnem Rasen,
Und buntes Gitterwerk und — Eines such' ich nur —
Ist's möglich, daß was fehlt? Nichts weiter — die Natur!

Eine solche Karrikatur bot den Satyrikern den reichen Stoff. Der Dichter bittet an die Eingangspforte solches Monstre-Parks folgende Strophe anzuheften:

Andurch wird männiglich gebeten,
Den Berg allhier nicht platt zu treten;
Man lasse nirgends Hunde laufen,
Sie möchten sonst den See aussaufen;
Item darf Niemand sich erkühnen,
Zu nah den bretternen Ruinen
Und bei den pappnen Sarkophagen
Zu rauchen oder Feuer zu schlagen;
So frech wird auf dem Inselein
Von selber wohl kein Fremder sein,
Und stecken gar die Aetien ein!

Der Satyriker bespöttelt hier, was Schiller als „abenteuerliche Phantasie und kindische Kleinlichkeit" dieser angeblichen Naturgärten verdammte.

Allmälig aber wurden die Park- und Gartenanlagen geschmackvoller; v. Münchhausens und Hirschfelds Ausspruch „ohne Zwang durch die Kunst das Natürliche zu verschönern" stellte die Principien des Landschaftgartens fest, Skell's schöpferisches Talent und der Fürst Hermann v. Pückler-Muskau bereicherten mit den großartigsten Schöpfungen Deutschland und Preußen. Die Gartenanlagen, die in Berlins und Potsdams Umgegend der kunstsinnige Lenné schuf, können sich mit den besten englischen messen. Der gewaltige Umschwung, der alle Zweige menschlicher Thätigkeit durch Förderung der Naturwissenschaften ergriffen und einen Comfort geschaffen hat, den sich ihre Gegner nur zu gern gefallen lassen, hat in den letzten Jahrzehnten auch dem Parke ein anderes Bild verliehen. Bis dahin componirte man nur Landschaften von europäischem Charakter; durch Paxtons Krystallpaläste aus Glas und Eisen ist es uns jetzt ein leichtes im künstlichen Tropenklima feenhafte Landschaften der Sonne hervorzuzaubern. Bei heller Mittagssonne im Berliner Palmenhause unter den majestätischen Palmenkronen, dem fremdartigen Laube der Drachenbäume, unter den Riesenblättern der Uranien und Philodendren vergessen wir völlig nicht in freier Natur zu sein, wähnen wir uns versetzt in die Heimath dieser glänzenden Wunderblumen dieser blüthenprangenden Liancenfestons. Und wenn nun beim belebenden Strahl der ersehnten Frühlingssonne bei uns die Natur mit dem schönsten Kleide sich kleidet, im satten Grün Blumen mannigfachster Art entsprießen, wenn es überall erschallt:

Du Wonne der Natur!
Wir Deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

dann ergießt sich zugleich auch eine unendliche Fülle exotischer Pflanzen, einer Völkerwanderung ähnlich, aus Palmenhäusern und Treibhäusern in die neuen luxuriösen Landschaftsgärten. Früher waren in den Blumengärten die Zierpflanzen der Mode und deren gebieterischen Launen unterworfen; der Herrschaft der Tulpen folgte die der Nelken, Aurikeln u. s. w. herab bis auf die Calceolarien, Eriken und Orchideen. Jetzt aber treten durch die botanischen voyageurs der reichen Garten-Etablissements zu Gent, Lüttich, Flottbeck bei Hamburg und andern so viele neue Zierpflanzen auf, daß von der Herrschaft einer Art füglich nicht mehr die Rede sein kann. Sind ja doch jetzt auch auf dem Platze, den der herrliche Obelisk von Luxor ziert, am „stillen Freitage" alle Moden in Mode.

Für den Forscher sind diese Gärten somit lebendige Museen der „scientia amabilis", und bieten dem kalten Messer des Anatomen einen nicht zu überwältigenden Stoff. Unser Wissen bleibt ja Stückwerk! Wie aber „fromme Schauder" der Seele sich bemeistern, wenn das erhabene Waldbild von Poseidons Fichtenhain in unser Inneres einzieht, wenn „in duftende Kühlung ein prächtiges Dach schattender Buchen" uns aufnimmt und der empfänglichen

Seele Saiten wunderbar stimmen, so mehrt sich auch im Garten die Empfänglichkeit für das Schöne und Edle, macht ihn zu einer nie versiegenden Quelle erhöhter Lebensfreudigkeit, und diejenigen Fürsten, welche mit derselben edlen Liberalität wie einst Karl August ihre künstlerischen Gartenanlagen den Bürgern eröffnen, errichten aus vergänglichen Blumen und Laubwerk Denkmäler, die oft dauernder sind, als die ehernen, pflanzen auch den Bäumen zugleich die Keime höheren Genusses, humaner Gesittung, nicht blos für ihre Zeit, sondern auch für die kommenden Geschlechter.

An der Ringmauer, die den Rosengarten des fürstlichen Landsitzes vom übrigen Theile des Parks trennt, führt ein schmaler Weg hinaus in den Weiher, wo das tiefe Laubgrün am schwärzlichen Erlenstamm seltsam gegen den hellen Wiesenteppich absticht. Wir folgen am Bach neben altersgrauen Weiden dem Pfad,

> beide Blumen schauen aus
> mit ihren Kinderaugen freundlich an,

und sind bald im Laubpalaste der Dorflinde, die schon seit Jahrhunderten Jung und Alt zu Spiel und ernster Rede versammelte.

> Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
> Seine Felder umrahn friedlich sein ländliches Dach;
> Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
> Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.

Die mannigfachen Dialekte in Deutschlands Gauen, von der Weichsel bis zum Rhein, von den Alpen bis zu den Haligen beim „verlassenen Bruderstamm", mögen sich abspiegeln in den charakteristischen Hütten der Dörfer; aber in den kleinen prunklosen Gärten, die sie umgeben, zeigt sich nur ein „einiges Deutschland".

Ist die Umfriedung des Bauerngartens nicht aus Erde oder Felsstücken gebildet, (die Errichtung eines Bretterzaunes ist dem sparsamen Besitzer zu kostspielig) so umschließt den Garten Haselnuß, Kornelkirsche, Kreuzdorn, dicht mit einander verwachsen, ein alter ästiger Quittenstrauch fehlt nicht; seine Früchte legt man ja sorgfältig zu den Sonntagskleidern in den alten dauerhaften Schrank. Des Birnbaumes Zweige mit frischeren glänzenden Blättern schließen sich zu runden Wipfeln, das nahe Strohdach überragend, stolz sieht er auf die unschönen Gestalten der Pflaumen und Kirschbäume herab; der niedrigere Apfelbaum breitet vorsorglich seine Aeste aus, um die drallen Bälle dem reifenden Strahl entgegen zu halten. Nach den kalten Regenschauern des launenhaften April (trockner April ist nicht des Bauern Will'), bedeckt im Maimond duftiger Schnee das ganze Dorf, zum klaren blauen Himmelszelte steigen daraus des Heerdes Rauchwolken auf, Bienen durchsummen die blühende Hülle und „mit den Blüthen am Baum erwachen die im Gemüth." Unter den Obstbäumen drängen einander auf schmalen Beeten Salat und Kohlarten, Sellerie, Zwiebeln und Gurken, Bohnen mit zarten Schmetterlingsblumen ranken sich regelrecht an Stangen empor; auch der doldentragenden Petersilie, dem Kerbelkraut und Dill, die den Speisen die Würze verleihen, ist ein gutes Plätzchen gesichert. Raute, Salvei, Krausemünze, Schnittlauch, auch wohl untersetzter Buchsbaum umfassen die Beete, und in dem nächsten am Hause prangen Rosen, Lilien, Päonien, Iris, Akei und Bandgras, Tausendschönchen und Veilchen. Am Sonntagshut des Tänzers duftet die erste erblühte Nelke, ein Geschenk „zarter Hand". Neben dem Goldlack am Fenster steht der wohlgepflegte Myrtenstock. Er liefert der Braut den Kranz, der Rosmarin aber den Strauß den Hochzeitsgästen und den der Todtenbahre folgenden Verwandten. Geißblatt und Flieder wölben sich zur anheimelnden Laube, die mit Blüthenduft erfüllt nach des Tages Last und Mühen der liebste Aufenthalt ist.

Woher, so fragt man erstaunt, diese Allgemeinheit und große Gleichmäßigkeit in der Verbreitung dieser Pflanzen durch alle Bauerngärten Deutschlands? wodurch erhielten sie Volksnamen, die ihre griechische und lateinische Abstammung nicht verkennen lassen? weshalb liefern sie ein so getreues Spiegelbild der Gärten der alten Ackerbauer in Griechenland und Italien? Und dankbar nennt uns die Geschichte Karl den Großen, mit dem auch für den Gartenbau eine neue Epoche begann. Auf seine Veranlassung verfaßten die Benediktinermönche, welche in Italien die Nutzgärten aus eigener Anschauung kennen gelernt hatten, das Verzeichniß der Pflanzen, welche in seinem „Capitulare de villis vel curtis Imperatoris" der große Kaiser anzubauen befahl, und die Berichte der Missi dominici entfalten vor uns ein Bild, das ziemlich genau mit dem von unsern Bauerngärten entnommenen übereinstimmt. Welch' gewichtiges Zeugniß von dem gewaltigen Einflusse des großen Mannes ein Jahrtausend hindurch, und zugleich welch' kräftiger Beweis von der Beharrlichkeit und Zähigkeit des Bauern, der den Zweck der Kultur mancher Pflanzen jenes Verzeichnisses nicht kennend, dieselben dennoch baut, weil es ja seine Altvordern schon immer so gethan, und nur die „welschen" Ausdrücke für seine Zunge passend modelte und veränderte. Aus Nützlichkeitsrücksichten nahm er später nur einige wenige beerentragende Sträucher unter diese alten bevorzugten auf.

Die Gärten des verwöhnten Städters und des schlichten Landmannes, welchen sonderbaren Kontrast bieten sie doch dem aufmerksamen Beobachter! Jährlich neue Zufuhr in jenen, in diesen stets dieselben Pflanzen und meist an derselben Stelle. Aber eben deshalb, weil die einander ungestüm drängenden Zierpflanzen fort und fort wechselten, konnten und werden sie nie Heimathsrechte bei uns erhalten. Diese prachtvollsten und theilweise auch sinnvollsten Ziergewächse umgeben uns zwar, vermögen aber keinen bleibenden nachhaltigen Eindruck auf unser Gemüth auszuüben und bestätigen damit zugleich, wie sehr der Mensch in und mit seiner heimischen Pflanzenwelt lebt. Die Blumen, die seit Jahrhunderten wir Deutsche zu Trägern unserer Gefühle erkoren, sie werden es auch immerdar bleiben. Wandern von uns im steten Wechsel der Dinge die Pflanzen in ferne Weltgegenden oder kommen von dorten andere hierher, die Eigenthümlichkeit des Symbols bleibt stets daheim. Denn „die höchsten Feiertage im symbolischen Kalender der Flora", sagt Zuccarini sehr treffend, waren schon seit Jahrtausenden besetzt; die neuen Ankömmlinge erringen keinen Einfluß auf unser Gemüth, können die ihm theuren Symbole kaum vermehren, viel weniger verdrängen. Die Namen, mit welchen die Jugendliebe sie begrüßt hat, sind schon verschenkt, die Fremdlinge wanderten zu uns in unserm kältern Mannesalter, und die Blumen, welche der Kindheit unseres Geschlechts zulächelten, blieben in ihrem alten Rechte, behaucht vom Sagendufte der Heimath.

Bauernspäße bei der Hochzeit Friedrich des Großen.

Neben der allgemeinen Literatur unseres Volkes hat zu allen Zeiten die Volkspoesie im Dialecte ihr gelegentliches Spiel getrieben, und wenn auch Bernemann und Groth z. B. das unbestreitbare Verdienst haben, die frische Naivität des plattdeutschen Dialects in manchem hübschen Liede bewährt und vor Allem in weitere Kreise in künstlerisch ästhetischer Form verbreitet zu haben, so hat doch vor ihnen das Volk fortwährend schon in diesem Genre im Stillen gearbeitet. Zu dieser Bemerkung veranlaßt uns ein plattdeutsches Gelegenheitsgedicht, was auf die Einholung der Braut Friedrichs des Großen, der Kron-Prin-

geſſin von Preußen Eliſabeth Chriſtine geb. Prinzeſſin von Braunſchweig-Bevern 1733 bei ihrer Durchreiſe von der Magdeburgiſchen Bauernſchaft vorgetragen ward, und aus dem wir in Folgendem einige Stellen mittheilen. Der Anfang heißt:

Hans, Steffen, Robert, koomt, de Schulte het uns roopen,
Ji Mäkens, fliet jück ut, il't, laat uns ſchwinne lopen.
De Groo Princeſſe kümmt, de Stoff erhoret ſick,
Se jagen, wo de Kraudt, de Lüe lopen dick.

Nopt den Scheimeſter ock met allen ſinen Kinnern,
Ji Keier, laat jück nich dat A B C Boek hinnern;
Suldaten ſint ji ſchons, gaat hier as Tauwas her,
Stahn hinnen, forren recht, as ſünn ji in't Gewerr.

Ji Derens treiet her met grenen Roggen-Grashe.
Kniet, as de Pappen den, gaat as man geit to Dankze.
Wi Knechte willen hie met Harcken, Spaden ſtahn,
De Schulte mag veran met ſiner Mähre gahn.

Weil Acht' de Beripann kummt. Hans, ſeiire du wat ſachte,
Dat nie gantze Dörp dat leive Kind betrachte.

Nach manchem Compliment an die Kronprinzeſſin heißt es dann:

Nu, Groo-Prinz, welgemet, Du haſt et wol getroffen.
Du fengſt den beſten Fiſch, dat Schönſte von den Schapen,
Se is recht levens wehrt, ſe is na Dinen Sin,
Met enen Wort: ſe is de trüe Schäperin.

— — — — — — — — — — — —

Wenn nu de Groo-Princeß werd leive Junkens kriegen,
De weren Löwen ſyn, un up de Bäme ſtiegen.
Na Herteg Hinrick dä*). Se wert as Adlers den,
Un hebben doch wi Du'r ock mal ſück braven Sen!

Zum Schluſſe ſich an ſein Publikum wendend ſagt der Dichter:

Dankt Strump und Schan entwey, de Schnieder bruken Geld.
Un de Schoſtickers ock: levt na int wide Feld.
Dat Veih werd unverbes to Huſe nich verhungern,
Dat Wagen, Spinrad ſtahn, wi willen hute lungern,
Man ſegt: de Minſch is fleck, de ſick rekummendert,
We Schäpen-Bregen hat, wet nich, wat ſick gehört.

Dent, junge Herſchop, ans. Ji wet, wat wi gebeden,
Vergetet unſer nich, wie ſin bisher getreden,
De Küſter is dahn, de hat de Lugge ſyn,
Un is en ehrlich Blot, de quinkelirt ſien.

Gi leve Friderich mit ſiner Groo-Princeſſe,
Weil gew Ju nyt Jahr de allerbeſte Meſſe,
Blieft uns en beten gut dat ſeggen wie met Fliet,
Wi luren ock enmahl bi Ju up guldne Tiet.

*) Der bekannte Herzog Heinrich der Löwe.

Sagen.

Mitgetheilt von Heinrich Bruhl.

Der Ilbersheimer Hof bei Ebenheim in Rheinheſſen.

An der Salz, einem Bache, der in den Rhein fließt, lag der Ilbersheimer Hof. Er gehörte zuletzt zwei ledigen adligen Fräulein, denen ihrer Heiligkeit wegen vom Himmel vergönnt war, ihre Wäſche auf freier Luft trocknen zu können. Bevor die letzte von beiden Jungfrauen ſtarb, machte ſie ein Teſtament, worin ſie ihr Gut einem der drei benachbarten Orte beſtimmte, ohne einen davon genauer zu bezeichnen. Ein Gottesurtheil ſollte für den Ort entſcheiden. Daher verordnete ſie, ein Paar Ochſen ſollten vor einem Wagen, auf dem der Sarg mit ihrem Leichname ſtehe, geſpannt und auf den Weg, der zu einem Kreuzwege führte, geleitet werden. Von da an aber ſollten die Ochſen ohne Leitung bleiben. Welchen Weg ſie nun einſchlagen würden, dahinaus ſollte das Gut zum Eigenthum werden. Von den drei Wegen aber führte der eine nach Ebenheim, der andere nach Ober-Olm, der dritte nach Nieder-Olm. Dieſe drei Gemeinden ſollten bei dieſem Leichenzuge mit allen Glocken läuten. Es geſchah, wie es die Jungfrau angeordnet hatte. Als die Ochſen an den Kreuzweg kamen, lenkten ſie nach Ebenheim zu und ſomit fiel das Gut an die Ebenheimer Gemeinde.

Die Gründung des Kloſters Steinfeld in der Eifel.

Im Regierungsbezirke Aachen, im Kreiſe Schleiden, entſpringt bei Nettersheim das Flüßchen Urft. An ſeinem linken Ufer erheben ſich die Gebäude des ehemaligen Kloſters Steinfeld.

Um das Jahr 950 lebte Siegbod oder Sibode, ein mächtiger und vielbegüterter Gaugraf des Ahrgaues und der Stammvater der Grafen von Are, Hochſtaden und Aremar. Er wurde auch der Stifter des Kloſters. Dies geſchah aber alſo.

Sibodo war ein frommer Jüngling und an häufiges Beten gewöhnt. Als er es einſt beim Geräuſche der Waffen unterließ, fand ſich der Teufel unter dem Namen Fariant oder Schariant ein und bot ihm ſeine Dienſte an. Fariant war ein ſchöner junger Ritter, der Sibodo große Dienſte leiſtete. Als aber Sibodo über dieſe Verbindung Reue zu empfinden anfing, forderte er ihn auf, ihm bei einem Baue im Walde Steinfeld behülflich zu ſein. Sibodo gab vor, daß er ein Jagdſchloß baue. Da der Satan erfuhr, daß er bei der Erbauung eines Kloſters geholfen hatte, ſchleuderte er aus Aerger über die Täuſchung einen Stein fort. Dieſer Stein war unter dem Namen Duyvenſtein (Teufelsſtein) bekannt.

Als der Bau vollendet war, weihte ihn der Erzbiſchof Wiegfried von Köln zum Jungfrauen-Kloſter ein. Sibodo begabte die Stiftung mit Marmagen bis zum Kaiſerſtrauch und mit der Gerichtsbarkeit. Von Garden erhielt Sibodo die Reliquien des heiligen Märtyrers Potentinus und überwies dieſelben ſeinem Kloſter. Dem Heiligen widmete er Weingüter in Ellenz und ſchenkte dem Stifte zu Garden ein Haus mit Gütern. Bald darauf erhielt das Jungfrauenkloſter auch die Güter zu Mehr, Nettersheim und Willerſcheid. Aber noch war Fariant bei Sibodo. Endlich entließ er den Diener auf das Andringen der Geiſtlichen, Freunde und Verwandten.

Später lag der Graf krank in der Burg zu Ellenz. Da fluchte er im Schmerze und erwähnte des Teufels. Sogleich erſchien der Teufel ihm noch einmal. Durch Gebete aber vertrieb ihn der Graf wieder. Fromm und gottergeben ſtarb Sibodo in hohem Alter. Er wurde zu Steinfeld begraben.

Die Gründung der Berger Kirche bei Herford.

Zu Anfang des 11. Jahrhunderts erschien die Jungfrau Maria in Gestalt einer Taube einem Schäfer, der am Fuße des Luttenberges bei Herford seine Heerde weidete. Sie setzte sich auf seinen Hirtenstab und befahl ihm, der Aebtissin von Herford zu verkünden, daß da, wo er seinen Stab in die Erde gesteckt habe, ihr eine Stiftskirche gebaut werden solle. Der Schäfer that, wie ihm geboten war, wurde aber in der Abtei als Lügner eingesperrt.

Da setzte sich einem zweiten Schäfer am Luttenberge eine Taube auf den Hirtenstab und befahl ihm, der Aebtissin von Herford das Nämliche zu sagen. Auch dieser Schäfer wurde als Lügner in der Abtei eingesperrt.

Allein in der nächsten Nacht träumte die Aebtissin selbst, dort, wo sich eine Flucht Tauben niederlassen werde, solle eine Marienkirche gegründet werden. Am Morgen erblickte sie die Tauben. Sie ließen sich auf drei Eichen in der Nähe des Luttenberges nieder.

Nun wurde der Bau des Fräuleinstiftes oder der Stiftskirche begonnen. Am 18. Juni 1011 weihte der Bischof Mainwerkus von Paderborn das Gebäude ein. Zu Ehren der Weihe und der Erscheinung wird noch jetzt die Kirmeß oder der Kirchweihmarkt gefeiert und die Vision genannt. Sie findet zwischen Herford und dem Luttenberge Statt und ist der größte Vieh- und Krammarkt von Herford. Der 18. Juni jeden Jahres ist der Haupttag der Vision. An diesem Tage wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts feierlicher Gottesdienst gehalten, bei welchem die currentes sangen. Zu jener Zeit dauerte die Vision vom 9. Juni bis zum 27. Juni. Am 9. Juni ließ die Küsterin ein Fähnlein auf einem gewissen Baume des Luttenberges aufstecken. Am 27. Juni wurde das Fähnlein wieder abgenommen. Damit war die Kirmes zu Ende. Jetzt dauert die Vision nur noch vom Sonntage vor dem 18. Juni bis zum Sonntage nach dem 18. Juni.

Die Eiche.

Von San-Marte.

Vom Blitz getroffen, starr, entlaubt,
Ragt in die Luft der Eiche Haupt:
Die Riesenäste dürr und nackt
Gestreckt, als ob sie Krampf gepackt.
Du Todesbild im blühnden Hain,
Willst du mir Leidgeselle sein?

Mein Leben, einst so hoch beglückt,
Jetzt, ach, gebrochen und zerstückt.
Was Lieb' und Treu' so reich ihm bot —
Hin stand es der Entsagung Lod.
Das Herz, verzehrt vom Flammenstrahl,
Erseufzet bald zum letzten Mal.

Stock und Stamm noch trotzt dem Sturm:
Doch innen nagt schon der Wurm. —
Die Wurzel, tief im Erdenschooß,
Deckt lieblich grünend Gras und Moos.
Du blitzgetroffne Eiche, du,
Sinn' mir zu deinen Füßen Ruh!

Linz und Salzburg.

Linz.

Man hat den Rhein so vielfach besungen und mit Lobsprüchen, es giebt fast keinen deutschen Dichter, so bekannt oder unbekannt er immer sei, der nicht ein paar Distichen oder Gegen auf den Rhein niedergeschrieben hätte; man hat so mannigfache Variationen über das alte Thema componirt, daß der Oesterreicher nichts Bedeutsameres sagen zu können glaubt, als die Donau erinnere ihn mit ihren schönsten, klassischsten Stellen an den Rhein.

Fährt man aber stromaufwärts von Wien bis Linz, so ist man zu dem Zugeständnisse gezwungen, daß zwei deutsche Ströme gleich schön und gleich interessant sein können, ohne daß übel angebrachte Vergleiche die köstlichen Eigenthümlichkeiten des einen wie des andern Flusses zu verringern im Stande wären. Wir Oesterreicher können uns nicht vorstellen, daß man die Ruine von Greifenstein weniger malerisch finde als Rheinfels, und Pöchlarn nicht eben so ausgezeichnet wie St. Goar. Wenn das Rheinthal durch Lied und Sage verklärt ist, so gilt das auch von Pöchlarn, wo Markgraf Rüdiger hof und dem Nibelungenliede. Da ist Dürrenstein, eine Burgruine, die nicht höchster gelegen sein könnte; von den Trümmern dieses festen Hauses sang Blondel sein Lied so laut und so oft, bis Coeur de Lion, welchen Herzog Leopold auf der Burg gefangen setzte, auf Lied und Sänger aufmerksam wurde. Das Schiff macht keine Wendung, ohne daß nicht neue Schönheiten in anmuthigster Fülle und Abwechselung dem trunkenen Blick begegneten. Bisweilen verengt sich das Strombett zur düstern Klust und bewirkt jene Stromschnellen, welche einst der Schrecken

[illegible] nennen. Die Namen „Wirbel“ und „Strudel“ haben das Andenken an die nun völlig beseitigten Gefahren bis auf unsere Tage gebracht.

Die Linzer rühmen sich viel mit ihrer langen hölzernen Brücke und versäumen nicht, den Fremden mit Wichtigkeit darauf aufmerksam zu machen, daß die Brücke zweimal so lang als der Stephansthurm hoch sei. Wer es thun sich selbst erspart, die guten Linzer, die Brücke ist zweimal so lang und darüber, denn sie mißt 1700 Fuß. — Wenn sie von Gleis oder Elbe wäre, — dann könnte man das Linzerische Selbstgefühl begreifen — so nicht. Der Wiener hütet sich fein, den Fremden auf seine Donaubrückenbauten aufmerksam zu machen, er meidet vielmehr jedes Gespräch darüber sorgfältig und, wenn er muß, bei den Hetzenauerbauten nicht denjenige ist, der von einer Wolfsthal'schen Brückenbau erwähnt werden kann. Die Linzer haben aber so wenig, auf das sie sich genug zu gute thun können, daß man ihnen den Stolz auf ihre lange Brücke wohl gönnen mag. Ein einziger Gesichtspunkt, der verschiedenen Kapuzinerkirche der an einem Bergabhange sich hinziehenden Stadt, vereint Bewunderung. Hier liegt der schönen Industrie, welche Franzosen und Türken füttern machte, hier mag Graf Raimund Montecuculi von seinen Schlachten ausruhen und [illegible]. Er war der einzige Heerführer, der [illegible] der Pforte [illegible] ebenbürtigen Widerstand entgegensetzte. Hätte er noch drei Jahre länger gelebt (Montecuculi starb 1680), er würde die zweite Belagerung Wiens und den Frieden in Linz geboten haben.

Steigt man, die Geschichte Montecuculi's verlassend, weiter hinan, so gelangt man auf den Freinberg. Hier steht der erste Maximilianische Festungsthurm, aber aus den Tagen [illegible] Kanonenkugeln entgegen, die Belagerung Linzes, nicht von kampfgeübten Truppen, sie wird vielmehr von den Soldaten Christi, den Vätern der Gesellschaft Jesu geführt und es sind ihre [illegible], welche man schon in der Ferne an den [illegible] bemerkt. Die an dem Thurm gebaute Kirche wurde mit Fresken geziert. Wir müssen zu unserm Bedauern gestehen, daß der Künstler, ein junger Jesuit, [illegible] war.

Wer sich befriedigt findet, wenn sein Auge, ob auch in ungemessener Ferne, auf irgend einer dunklen unglatten Linie, welche als Gebirge bezeichnet wird, ausruhen kann; wer sein Vergnügen schöpft, wenn ihm die schwachen Umrisse dieser Erhabenheiten mit Namen genannt werden, wer die Salzburger Alpenkette gesehen zu haben meint, wenn man ihm die nebelhaften Gebilde am äußersten Horizont unter diesem Namen vorführt, der wird mit Genugthuung die Plattform des Thurmes verlassen. Wer es dagegen zu einer solchen Naturmüdigkeit, zu einem inselischen Schweigen in dämmernden Umrissen noch nicht gebracht hat, der wird eben bekennen, einen ganz angenehmen Ueberblick über die Stadt genossen zu haben, welchen er aber eben so gut am Fuß des Jesuitenthurms oder noch besser von der Kaffeewirthschaft Jägermeiers gehabt hätte. Jägermeier ist für die Linzer, was der Paradiesgarten, was Dommeyer und Hitzing und was die Hohewart und Jägerzeile zusammen genommen für die Bewohner Wiens sind. In der That ist die Aussicht gemüthlicher als an den genannten Orten und nur die materiellen Erquickungen geringer. Dagegen haben die Linzer ihren Demel oder Demmel so gut als Wien, nur daß er Pupp heißt, und vorzugsweise in Linzertorten macht. — In jeder Stunde des Tages findet man frische eben aus der Form gekommene Linzertorten aller Dimensionen von der riesigen Linzertorte für zwölf Personen angefangen bis zum unscheinbaren auf einem Kupferstiche berechneten Törtchen à zehn Neukreuzer.

Im Zuckerbäckerladen bemerkten wir eine in tiefe Trauer gekleidete Dame, die von der Gehilfinnen mit vieler Zuvorkommenheit behandelt wurde; wir folgten ihr auf dem Fuß nach, als sie das Gewölbe verlassen hatte; sie wurde vielfach und stets mit einer Art Ehr-

erbietung gegrüßt; das fiel uns auf und wir fragten, da erfuhren wir denn, daß die hübsche Dame im Trauerkleid die Nichte des verstorbenen Erzherzogs Johann sei. Wir hatten Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß der Tod dieses populärsten der österreichischen Erzherzoge in der Provinz viel tiefer nachgefühlt wurde als in der Hauptstadt. In Tyrol und Steiermark wird sein Andenken fortleben und das nicht nur Dank der Pietät der Einwohner, sondern viel mehr der zahlreichen Stiftungen willen, die der Verewigte errichtete.

Nicht bei den Wienern allein regt sich an schönen freundlichen Mittagen die Wanderlust und die Sehnsucht nach freier frischer Luft, nach Waldesgrün, Bachgeplätscher und ländlicher Einsamkeit, die Linzer beseelt derselbe Trieb und sie eilen hinaus nach „Magdalena" oder dem „Hafelgraben" und glauben ein gutes Stück Schweizerlandschaft in sich aufgenommen zu haben, wenn sie die waldigen Hügel, über welche der Weg an die böhmische Grenze hinzieht, überstiegen und in einer an der staubigen Heerstraße gelegenen ziemlich armseligen Mühle mittelmäßigen Kaffee und mit allerlei mineralischen Bestandtheilen gesättigtes Wasser getrunken haben, von dem sie sich einbilden, daß es besonders förderlich auf ihre Gesundheit einwirke. — Weniger gekannt und besucht ist die Tillysburg, ehemals Volkersdorf, welche an der nach dem Stift Florian führenden Straße liegt. Ferdinand II., der große Bereicherer des Adels, dem die heutige Aristokratie Oesterreichs eigentlich ihren Ursprung verdankt, schenkte sie dem berühmten Johann Tscherklas Tilly. — Die Wände des Schlosses tragen Abbildungen der Kriegsthaten des kaiserlichen Generals, seine Ueberreste aber liegen zu Maria-Alt-Oetting in Baiern. Unweit der Burg liegt St. Florian, das alte Chorherrenstift mit der großen schwer zu handhabenden Orgel, seiner reichen Münzsammlung und seinen freundlichen Priestern. St. Florians Hauptreichthum besteht in ungemein fruchtbarem Ackerland. Ueberhaupt ist der Boden hier überall ergiebig und weniger parcellirt als in irgend einer Provinz des Kaiserstaates. Die Bauernschaft ist darum seit unvordenklichen Zeiten als die wohlhabendste der Monarchie gepriesen. Hier braucht sich der Landmann, der mehr einem freien Gutsherrn, denn einem Bauer gleicht, selbst die freieren Genüsse des Lebens nicht zu versagen und er thut es auch nicht. — Es herrscht in den meisten Gehöften eine wohlgegründete Behäbigkeit, die sich bei dem ersten Augenblick, an der bessern Kleidung, der silberbeschlagenen Pfeife, dem Wohlgeruch des feinern Tabacks, dem guten Aussehen der Pferde, der Zahl der Knechte, dem sorgsamer gehaltenen Geflügel und dem reichen Putz der Frauen und Töchter erkennen läßt. Das Land ist hier wohlhabender als die Stadt, denn Linz selbst, obschon entfernt von bettelhafter Armuth, steht seiner Umgebung verhältnißmäßig an Reichthum nach. Sehr reiche Bürger giebt es in Linz überhaupt keine; mittelmäßig begüterte Familien nur wenige, die Meisten haben was sie brauchen, aber auch nicht mehr, doch läßt sich hier mit geringen Mitteln erzielen, wozu man in Wien das Doppelte bedarf. Ohne gerade auf beispiellose Wohlfeilheit Anspruch zu machen ist Linz dennoch eine Stadt, wo es sich billig leben läßt. Linz gegenüber liegt der Markt „Urfahr", der vielleicht in nicht ferner Zukunft, wenn Industrie und Handel stetig zunehmen sollten, eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen berufen sein dürfte. Es scheint kein bloßer Zufall zu sein, daß die meisten größeren Donaustädte ein Anhängsel an dem entgegengesetzten Stromufer erhalten. Zuweilen überträgt sich die Bedeutung der Stadt im Laufe der Zeit auf den jenseitigen Zuhau, wie es bei den Schwesterstädten Ofen-Pesth der Fall ist, oft bleibt die secundaire Ansiedelung lange hinter der Stadt zurück, wie gegenwärtig das Beispiel von Urfahr zeigt. Urfahr ist übrigens der Ort, an dem der damalige Statthalter Herr von Fischer im Jahre 1848 bei Gelegenheit der Constituirung der autonomen Gemeinde jene denkwürdige Rede hielt, die ungefähr so endete: „Das Kaiserthum Oesterreich wird vielleicht längst in Trümmer gegangen sein, Linz wird aufgehört haben auf jedwede Bedeutung Anspruch zu er-

halten, aber die selbstständige Gemeinde Ursberg wird sie alle überdauern und fortbestehen bis ans Ende der Zeiten."

Von Linz wird bekanntlich die Eisenbahn bis Salzburg fortgesetzt, bis jetzt ist aber noch nicht einmal der Unterbau vollkommen beendet. Wer daher mit möglichster Schnelligkeit nach der letzteren Stadt gelangen will, muß sich der über Lambach nach Gmünden führenden Eisenbahn bedienen und von Lambach mittelst Post seinen Weg fortsetzen. Da es uns darum zu thun war, möglichst rasch nach Salzburg zu kommen, so begaben wir uns auf den Bahnhof und lösten Fahrkarten der zweiten Klasse. — Die Eisenbahn, früher mit Pferden befahren, wird zwar seit geraumer Zeit mittelst Dampfmaschinen betrieben, aber die ganze Eisenbahnwirthschaft nimmt sich wie Kinderspiel aus. Alles ist en miniature, die schwachen schmalen Schienen, die mitten auf der Straße zwischen den Häusern fortlaufen, die winzigen Wagen und kleinen Locomotiven. Wir wurden in einen hellgrün lackirten Wagen hineingeschoben, der ganz das Aussehen einer Wiener Fiakerkutsche hatte. Als eine ziemlich bedeutende Steigung der Bahn merkbar wurde, sahen wir plötzlich einige Conducteure und Bahnwärter der kurzathmigen Locomotive zu Hülfe eilen und starken Arms an den Waggons schieben und rücken, bis die Steigung glücklich überwunden war, — so gelangten wir nach sechsstündiger Fahrt mit Hülfe von Dampf- und Menschenkraft nach Lambach, demselben Städtchen, dessen Benedictinerstift in jüngster Zeit der Schauplatz unangenehmer Auftritte war. Das Princip strenger Klosterzucht wurde aufrecht erhalten und der verwaisten Abtei ein dem äußersten Rigorismus zugethaner Probst in der Person des Kremsmünsterer Conventualen Theodorich Hagen gesetzt, — die meisten Brüder, welche auf die mildere Auffassung der Ordensregel in das Stift getreten waren, verließen das Kloster, so daß der neue Abt, wollte er nicht ein Hirt ohne Herde sein, sich genöthigt sah, Mönche der strengen Observanz aus Baiern zu verschreiben. Wenn der Ordensgesellschaft auf Monte-Cassino befohlen wurde, Nachmittags von drei Uhr bis fünf Uhr der Ruhe zu pflegen, so hatte dieß für das italienische Klima einen ganz richtigen Sinn; ob der Ordenszweck durch die genaue Befolgung dieser Verordnung auch in den deutschen Provinzen gefördert wird, steht dahin. Wenn denselben Ordensgliedern aufgetragen wird, in der Zeit zwischen Weihnachten und Ostern die ganze Klosterbibliothek durchzulesen, so lag in dieser Forderung, in Anbetracht der geringen Anzahl Werke, welche sich damals in den klösterlichen Büchereien befanden und bei dem Umstande, daß sie fast ausschließend theologischen Inhaltes waren, gewiß nichts Unbilliges. Heutzutage schließt diese Verordnung ohne Zweifel die völlige Unmöglichkeit der Erfüllung in sich.

In Lambach muß der nach Salzburg Reisende die Eisenbahn, welche weiter nach Gmünden führt, verlassen, und sich einem andern Führenden anvertrauen. Wir ließen trotz des vorgerückten Abends Postpferde bestellen und fuhren unter dem seltsamen Klingen des Posthorns zum Städtchen hinaus. Die Fahrt von Lambach nach Salzburg, die wir heute nicht das erste Mal bewerkstelligten, hat nichts Anziehendes. Die Gegend bleibt sich gleich, fruchtbare Ebenen zu beiden Seiten, zuweilen von kleinen Bächen durchschnitten oder von schattigen Wäldchen in ihrer Einförmigkeit unterbrochen. Die Straße berührt in ihrem Zug die bedeutendsten und man kann fast sagen, volkreichsten Orte des Herzogthums: Schrannenstadt, Frankenmarkt, Vöcklabruck und Neumarkt; ziemlich spät am Morgen langt man in Salzburg an. Nicht leicht haben wir über eine Stadt so verschiedene und von einander abweichende Urtheile gehört als über Salzburg. Bald wird es als der Inbegriff einer echt deutschen Stadt enthusiastisch gelobt; bald von Anderen ein düsteres trauriges Nest geschölten, dem man zu viele Ehre anthun würde, darin zu sterben. Wir glauben, beide Parteien haben recht, beides ist wahr. Salzburg hat die Zeit seiner Größe und Machtstellung hinter sich, alle Städte dieser Art tragen ein elegisches Element, etwas Ruinenartiges

und Düsteres an sich, das nicht einen Augenblick verläugnet werden kann. Salzburg hat in dieser Beziehung eine Schicksalsschwester, deren es sich nicht zu schämen braucht. — Venedig ist ganz im gleichen Falle und erweckt auch in den Besuchern ähnliche Stimmungen und Gefühle. Alles weist auf die Vergangenheit hin. Salzburg ist aber nicht nur eine Stadt, deren Glanzepoche vorüber rollte, Salzburg war eine geistliche und ist noch gegenwärtig eine sehr fromme Stadt. Nirgends bemerkten wir einen so ausgebreiteten Todtencultus als hier und wir wären gar nicht erstaunt gewesen, wenn man an den Wänden des Speisesaals einbalsamirte Leichname aufgestellt hätte um die Tafelnden an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu gemahnen. Es ist außerdem bezeichnend, daß die größten Sehenswürdigkeiten der Stadt zwei Friedhöfe sind, der eine ist der weitberkannte Gottesacker von St. Peter, der andere der Bestattungsort von St. Sebastian. Die dritte Merkwürdigkeit ist eine halbe Ruine, die Bergfeste Hohensalzburg, und die vierte ebenfalls ein Friedhof, nämlich die römische Begräbnißstätte am Bürglstein. Sie sehen, der Tod ist hier gegen das Leben im offenbaren Vortheil, erweisen wir also dem eigentlichen Genius loci, dem stillen Jüngling mit der umgekehrten und verlöschten Fackel die gebührende Ehre und beginnen mit dem Ende. Der Friedhof der alten Benedictiner-Abtei St. Peter ist zum Theil ein Stück Kirchengeschichte in Stein gehauen, mit dem Blut der Märtyrer an die Felsen geschrieben. Man zeigt hier den Aufenthalt der ersten Christen, ihre Schlafstellen, den Ort, wo sie überfallen und von den wilden Herulern sammt ihrem Führer dem heiligen Maximus herabgestürzt wurden, man weiß das Kirchlein des heiligen Rupert und die Margarethenkapelle und dennoch ist der älteste Grabstein des ganzen Friedhofs verhältnißmäßig neuen Datums vom Jahre 1424. Wer sollte nicht meinen, daß bei dem hohen Alter der Abtei, bei den erhaltenen Andenken an die ältesten Stifter der Salzburgischen Kirche, höher hinaufreichende Steine vorhanden wären! Der Friedhof ist rings von Arcaden eingefaßt, welche zahlreiche Grabkapellen enthalten. Unter den Grabstätten scheint uns am nennenswerthesten die des bekannten Componisten Michael Haydn, er konnte von seinem Wohnhause aus täglich und stündlich seine künftige Ruhestelle vor Augen haben, denn seine Fenster gingen unmittelbar auf den Friedhof.

Daß der Stiftskeller des Klosters vortrefflichen Wein enthalte, wollen wir denen auf's Wort glauben, die im Haydnstübchen der klösterlichen Kellerei die Güte der Gewächse zu erproben Gelegenheit hatten.

Den Bau der Domkirche, welcher in die Jahre 1614 bis 1628 fällt, vermögen wir, unbeschadet ihres bei St. Peter ruhenden Erbauers, nicht zu loben. Die Außenseite, welche nicht einmal den Eindruck des Massenhaften retten kann, ist geschmacklos und wird nur noch durch die Geschmacklosigkeit des Innern übertroffen. Interessantere Kirchenbauten sind unstreitig die Franciscaner- und St. Peters-Stiftskirche. Eine andere Bewandtniß hat es mit den öffentlichen Brunnen, sie erheben sich durchgängig über die Mittelmäßigkeit und sind größtentheils von künstlerischer Bedeutung, namentlich gilt dies von dem sogenannten Hofbrunnen, dessen Vollendung leider in die Zeit des Sinkens der bildenden Kunst fällt; und dennoch wird es wenige Städte geben, die ein ähnliches Meisterwerk besitzen. Der Bildhauer Dario führte die Arbeit 1664 zu Ende. Vier gewaltige Rosse, so aus einem Marmorblock gehauen, spritzen Wasserstrahlen aus ihren Nüstern, das Gleiche thun aus weit geöffnetem Mund die etwas oberhalb angebrachten steinernen Atlanten, während ein dies Alles übergipfelnder Triton einen Wasserstrahl mannshoch aus seinem Horn aufsteigen läßt. Diese von verschiedenen Seiten und Höhen aufsteigenden und niederfallenden Wasser verursachen ein Schäumen, Plätschern und Klingen, daß man in der Nähe einer großartigen Cascade zu weilen meint. Das Wasser scheint überhaupt dasjenige der vier alten Elemente zu sein, dem sich die Bischöfe absonderlich hold erwiesen. Ihre Hauptwerke sind: Brunnen, Wasserleitun-

gen Wasserkünste. So leitete ein Bischof die vom Königsee herabkommende Ach unter dem Berg durch und zur Stadt hinein, eine Pferdeschwemme wurde angelegt, wie sich vielleicht keine zweite in Deutschland findet. Die Einfassung besteht aus rothlichem Marmor und ist mit einem plastischen Kunstwerke geziert; eine zweite Schwemme befindet sich am Kapitelplatz. Uebrigens hat Salzburg auch das mit Venedig gemein, daß der Marmor wahrhaft verschwenderisch an allen Häuslichkeiten angewandt ist. Die Fenster gewöhnlicher Bürgerhäuser sind mit rothem Marmor ausgestattet und keine Kirche oder Kapelle, sie sei noch so unbedeutend, entbehrt dieses Schmuckes. Wie man schon aus den prächtigen Schwemmen ersehen kann, hielten die Herren Erzbischöfe viel auf Pferde. Die in den Fels des Mönchsberges hineingezwungene Sommerreitschule, welche 1693 vollendet wurde, hat mit ihren drei übereinander gebauten Galerien die Gestalt eines Amphitheaters. Dieser Umstand muß einer eben so seltsamen als kühnen Combination in den Köpfen der Salzburger Fremdenführer den Anlaß gegeben haben. Der Cicerone erklärte uns, daß dieses Amphitheater, vor soviel tausend Jahren von dem römischen Kaiser und Christenverfolger Diocletianus erbaut und daß hier die standhaft Gläubigen den wilden Thieren vorgeworfen worden seien.

In dem Todtencultus ist und zwar mit vollem Recht einer der größten Tonsetzer aller Zeiten mit inbegriffen, wie meinen Mozart, sein Geburts- und sein Wohnhaus sind mit treffenden Umschriften versehen, ein eigner Platz seinem Andenken gewidmet und mit der künstlerisch vollkommen gelungenen Statue des Tonsetzers geschmückt, ein Mozarteum errichtet, kurz Alles gethan, um die Erinnerung an die große Sache der Stadt wach zu erhalten. Mozart starb bekanntlich nicht in Salzburg; dieses birgt dafür einen andern großen Todten, der am Eingang der Sebastianskirche begraben liegt, es ist dieß Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim, der hier 1541 sein Leben endete. Seinen Namen kennen viele, seine Werke die Wenigsten, und dennoch gilt der alte Meister vielleicht wegen seines prunkenden Namens als der Inbegriff ärztlicher Charlatanerie. Paracelsus war nicht nur ein Sprachgewaltiger, sondern ein ebenso großer Naturkundiger. Er hatte richtigere Begriffe vom Wesen der Arzneikunde als das ganze auf ihn folgende Jahrhundert, wenn man von den Fortschritten in der Anatomie absieht, denn erst in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts begannen die großen Veränderungen in der Wissenschaft, von welchen die Geschichte der Heilkunde Act nehmen muß.

Am Sebastians-Friedhof ruhen unter Andern auch dreihundert Bewohner Salzburg's, die vor fünfzig Jahren durch einen Bergsturz verschüttet wurden.

Wir haben einzelne Merkwürdigkeiten von Salzburg besichtigt und besteigen nun den Mönchsberg, um von dort die ganze Stadt mit dem herrlichen Kranz ihrer Umgegenden zu überblicken. — Da liegt sie vor uns die alte Bischofstadt mit ihren stattlichen Häusern, Marmorpalästen und Kirchen. Die Häuser tragen flache Dächer, in den Kunstbauten herrscht der italienische Styl vor. Jener bläulich-weiße Fluß, welcher die Stadt in zwei Hälften theilt, ist die Salzach und die lange hölzerne Brücke, auf welcher sich das ganze städtische Leben zu concentriren scheint, verbindet die Lingervorstadt mit dem eigentlichen Salzburg. Das massige Gebäude dort unten, das sich gleichsam an den Fuß des Berges zu lehnen scheint, ist das Residenzschloß, jene hoch emporragende Kuppel gehört dem Dom an, dort drüben jenseits des Wassers liegt Schloß Mirabell die Geburtsstätte König Otto's. Der bewaldete Berg im Hintergrund ist der Gaisberg, von dessen Gipfel man eine der umfassendsten Aussichten der Welt genießt. Wir treten etwas näher an die entgegengesetzte Seite. Hier bietet sich wieder eine Aussicht ganz anderer Art. Jene Felsmasse mit den gewaltigen Platten und schauerbedeckten Wänden ist der sogenannte Untersberg, rechts von ihm erhebt sich der Staufen, dort von wo die Salzach herabfließt, erblickt man ein einzel Berghaupt, den Hohen-Göll und weiter links das vielfach zerklüftete Tennen-

gehig, jetzt schauen wir unmittelbar in das zu unseren Füßen sich dehnende Thal herab und erblicken zahlreiche sich wundersam vom frischen lebhaften Grün der Wiesen abhebende Ortschaften, Schlösser und Burgen. — Jenes an Italiens Prachtbauten gemahnende, vom Wasser umflossene Schloß ist Leopoldskron, das dort aus Bäumen und Hecken hervorschauende Gebäude nennt sich Hellbrunn, weiter oben die gothische Burg heißt Anif und dort am Fuß des Gaisberges erblicken wir das bescheidene Herrenhaus Aigen.

Die Wiener Fiaker sind theuer, die Badens unverschämt, die öffentlichen Fuhrwerke Prags unerschwinglich, die Grazer Kutschen im Fall eines Unwetters unsichtbar, die Linzer nähern sich mit Eisenbahnschnelligkeit den Preisen der Hauptstadt, nur in Salzburg kann man noch unverzagt sein Geschick einem Lohnkutscher anvertrauen, seine Forderung ist bescheiden, der Wagen bequem, die Pferde von gutem Aussehen, der Fuhrmann mäßig in seinen Ansprüchen.

Wir zogen es vor, um in möglichst kurzer Zeit möglichst Viel zu sehen, uns eines Wagens zu bedienen. Der Weg führt uns nach Leopoldskron. Das gegenwärtig dem König von Baiern gehörige Schloß dieses Namens hat außer einem schönen Stiegengeländer von weißem Salzburger Marmor und wundervoller Aussicht auf die reizende Umgebung nichts Nennenswerthes, nur eines Wandgemäldes wollen wir erwähnen, das den durch zwei Stockwerke reichenden Prunksaal ziert. Dies Gemälde, welches die halbe Breite und ganze Höhe der einen Seitenwand einnimmt, stellt eine Scene aus dem Familienleben des gräflichen Hauses Firmian, in dessen Besitz sich Leopoldskron ehemals befand, nämlich die Verlobung eines Grafen Firmian mit einer Gräfin Lodron vor. — Das verlobte Paar ruht auf einem von Blumen und Gesträuch überrankten Gartensopha, eine im Styl des vorigen Jahrhunderts wohl herausgeputzte männliche Figur steht vor ihnen als wäre sie im Begriff ihnen einen wohlgesetzten Glückwunsch auszudrücken, etwas seitwärts zur Rechten befindet sich eine nackte etwas faunenhafte männliche Gestalt, die nach oben deutet, folgt man ihrem Fingerzeig, so erblickt man zu Häupten des Brautpaares einen Genius, der einen angebrochenen Apfel, dessen Saamenkörner sichtbar sind, in den Händen hält, dieser Genius weist mit der andern Hand abermals nach einer höhern Stelle, wo eine ebenso mystische Figur thront, die ein Wickelkind in den Armen hält.

Von Leopoldskron erreicht man den Fürstenbrunn in weniger als einer Stunde. Der Fürstenbrunn, eigentlich ein aus einer Felsspalte hervorbrechender und über die Bergabhänge des Untersberges niederstürzender Wildbach, ist eine der großartigsten Partieen in der Umgebung Salzburgs. Hier befinden sich die prächtigen Marmorbrüche des Königs von Baiern, hier sind die Kugelmühlen, welche einen Theil Europas mit Spielkugeln versehen, hier toßt das Wasser des Klammbaches über Baumstrünke und Felsblöcke weithin stäubend und schäumend in die Niederung hinab.

Von den Cascaden des Untersberges kehrten wir nach Moos oder genauer Leopoldskronmoos zurück. Das zwischen dem Unters- und Mönchsberg sich hinziehende Thal ist Torfboden, dessen Wasser und Schlamm man zu Badeanstalten benutzt. Allmälig siedelte sich eine ganze Gemeinde an, jetzt befinden sich hier Wirths- und Badehäuser, Badeärzte und was sonst noch zu dem ganzen Apparat von Heilquellen gehört.

Die verschiedenen Schlösser und Villen liegen einander so nahe, daß man leicht die ganze Umgebung Salzburgs an einem Tage durchstreifen könnte; wir beschlossen also, den Rest des Tages an die Besichtigung Hellbrunns zu wenden. — Wir sahen den hölzernen Perseus die hölzerne Andromeda befreien und während einer ganzen Viertelstunde den marionettenartig geführten Schwertschlag wiederholen; wir langweilten uns an dem Augenverdrehen und Gesichterschneiden des Wassermanns in der Neptungrotte; wir mußten uns an dem alten Spaß auf der Thurfürstenbank oder Wassersorgel, wie zufällig herbeikommende

Dampfschiffe befördert wurden, ergötzen und die von Wasserfluthen emporgetragene, vergeblich Rettung anflehende, — Die schon durch ein volles Jahrhundert herumhüpfende tanzende Jüdin, die eben so lange am Bau beschäftigten und noch nicht fertig gewordenen Tagwerker, den vom Gipfel herab tagi machenden Handwurst, den Bärenführer, Küfner, Fleischer und wie sie immer heißen mögen die Herren Vertreter des ehrsamen Handwerks, wir sahen sie insgesammt die alten Sprünge und Geberden wiederholen. Die alte höchst mittelmäßige Musik ertönte auch heute wieder, die Melodie kam mir eben so traurig vor als ob all die verborgenen Thränen und Zähren aus Mitleid mit dem Spectakel, das sie mit ihnen klingen begleiten sollten, melancholisch geworden, selbst ihre letzten Athemzüge aushauchen wollten.

Der Garten bietet wenig Interessantes dar und selbst der Hügel hat außer einer schönen Fernsicht auf den hohen Zöll nichts, was die Mühe des Weges lohnte. Anziehender ist das Schloß zu Hellbrunn. Hier befinden sich in den Vorhallen Abbildungen seltsamer Thiere, z. B. aller großen Seiblinge, welche die Herren Erzbischöfe im Laufe der Jahrhunderte erspeist hatten; kolossaler Bären, welche die Kirchenfürsten trotz der kanonischen Tagzeiten mästen. Die inneren Gemächer enthalten die Abbildungen von noch viel seltsamerem Wild, das freilich ohne Vergleich weniger in das Gehege eines Kirchenfürsten passen will, wie meinen die herrlichen Frauengestalten, welche uns mit schönen feurigen Augen und süßem Lächeln von allen vier Wänden aus bewillkommnen. — Herrscht in den Bauten der Erzbischöfe der italienische Styl vor, so ist in jenen Gemälden der deutsche Geschmack vertreten. Die Frauenbilder sind alle von blonden Locken umwallt, innig blaue Augen schimmern unter kühn gewölbten Brauen hervor.

Vergebens war die an den Zeigwart gestellte Frage um Erklärung dieser Bildnisse, er antwortete im echten Chronikenstyl: „Die Deutung ist Gott bekannt."

Große Vorzüge hat der Park von Aigen, den wir des folgenden Tages besuchten, vor den übrigen Gartenanlagen Salzburgs voraus. Aigen liegt am rechten Salzachufer und zwar unmittelbar am Fuße des wegen seiner ausgezeichneten Fernsicht bekannten 4000 Fuß hohen Gaisbergs, der von hier aus am leichtesten bestiegen werden kann. Der Gießbach, welcher sich in mehrfachen Absätzen über das Felsgestein des Gaisbergs herabstürzt, wurde hier und da überbrückt, jede Gefahr drohende Stelle mit Geländern versehen, jede zu steile Höhe mit Stufen ausgestattet, das Laubwerk, wo es der freien Aussicht störend entgegen tritt, entfernt, und so ein lieblicher Ort geschaffen, wo man sich ungestört dem Naturgenuß überlassen kann. Gewöhnlich wird, weil an demselben Ufer des Flusses gelegen, der Besuch von Maria-Plein mit der Besichtigung des Parkes von Aigen in Verbindung gebracht. Maria-Plein ist ein nicht unbedeutender, eine Gehstunde von Salzburg entfernter, auf sonnigem Hügel erbauter Wallfahrtsort. Das Marienbild, welches dem Gnadenort seine Entstehung gab, befand sich bei einer Bäckersfrau und blieb während eines verheerenden Brandes allein verschont. Wunder und Zeichen geschahen bei diesem Bilde und so wurde es das Ziel mannigfacher Wallfahrten.

Plein ist ein Maria-Zell en miniature. Es fehlt nicht an Votivbildern, an wächsernen Händen und Füßen, abgeschnittenen Haarflechten und Krücken, nur sind sie minder zahlreich und geschmackvoll ausgestattet. Die Kirche sieht sich ziemlich ärmlich an, der dort functionirende Clerus ist gering an Zahl, die wenigen Buden, die sich in der Nähe der Kirche befinden, sind elende Hütten, und die Waaren, welche zum Verkaufe ausliegen, armselig genug. Die Behauptung, daß der Teufel neben jede Kirche einen Krug stelle, rechtfertigt sich auch hier, indem gleich unterhalb der Kirche ein geräumiges Wirthshaus steht, in welchem, um das Teuflische recht handgreiflich darzuthun, die schmuckeste Kellnerin des ganzen Landes mit Schlüsselbund und üblicher Geldtasche die Bedienung der Gäste besorgt.

Das Hauptgetränk der gesunden Bevölkerung Salzburgs, das Bier, ist in der Regel zu

hopfenarm, um gut genannt zu werden, nur die Biere von Waltenhauſen und Hallein bilden hierin eine rühmliche Ausnahme. Die Koſt iſt geſund und nahrhaft, doch darf man weder ſeine Küche noch große Auswahl von Speiſen erwarten. Forellen und Saiblinge iſt man überall ſicher zu treffen, Salzburger Würſte und Nocken bilden die einzigen Nationalgerichte, die aber wieder die verſchiedenſte Beurtheilung erfahren.

Die Bevölkerung beſteht aus einem muntern aufgeräumten Menſchenſchlag, welcher die Kehrſeite der Stadt ſelbſt bildet. Inſoweit es alſo auf die Bewohner ſelbſt, auf ihr Thun und Treiben, ihre Sitten und Gewohnheiten ankommt, darf Salzburg kreiſt als reiner Typus einer echt deutſchen Stadt angeſehen werden.

Bad Liebenſtein in Thüringen und ſeine Umgebungen.

Von Carl Schultes.

Es giebt gewiſſe Fleckchen auf Gottes ſchöner Erde, bei deren Anblicke man ausrufen muß:

„O Seele, gieb Dich nur zur Ruh',
Laß Gram und Schmerz dahinten;
Das ewig Schöne ſuchteſt Du;
Iſt Schön'res denn zu finden?!"

In unſerem lieben, deutſchen Vaterlande giebt es nicht viele Stellen, die mit dem nordweſtlichen Theile des Thüringer Waldes an „Milde und Lieblichkeit" wetteifern, und jedes „Daheim" ſo raſch vergeſſen machen können. —

Wie eine Perle, von Smaragden umgeben, glänzt aber Liebenſtein mit mildem Strahle aus Thüringen hervor! —

Die Wartburg iſt hochromantiſch, Reinhardsbrunn zart idylliſch, in Liebenſtein jedoch verbindet ſich die Idylle mit der Romantik im glücklichſten Grade.

Wenn bei Salzungen das Werrathal ſich weitet, verweilt das Auge wie magnetiſch angezogen auf den Bergen zur Linken, welche aus der Ferne freundlich herüberzugrüßen und den Wanderer zur Ruhe in ihrem hoffnungsgrünen Schooß einzuladen ſcheinen. Man eilt freudig näher, und bei der Eiſenbahn-Station Immelborn erblickt man die Kette der Liebenſteiner Berge in ihrer ganzen Lieblichkeit vor ſich.

Die Poſt- oder Privat-Wagen, welche ſtets vorhanden ſind, bringen uns raſch durch den kurheſſiſchen Ort Barchfeld, dann einen Vorhügel hinauf, und wenn wir oben angelangt ſind, liegt das Thal von Liebenſtein vor den entzückten Blicken. Links ſtrecken mächtige, nackte Felskegel ihre Häupter in die klare Luft, während in der Mitte hinter dem Orte Liebenſtein und rechts die herrlichſten Buchenwälder die Berge bekleiden, aus deren friſchem Grün, die höchſten Spitzen weit überragend, die Ruine Burg Stein ernſt wie der Wächter des Thales herniederblickt.

Was das Dorf Liebenſtein betrifft, ſo kündigt es ſich durch ſeine Reinlichkeit und ſein zierliches Anſehen gleich als Bad an, dem aber auch große Gebäude, wie z. B. das herzogliche Kurhaus, Hôtel Müller, Palais des Herzogs Bernhard von Weimar und ſelbſt ein Theater nicht fehlen.

Die Lage des Kurhauses ist so reizend, daß man wohl ein wenig dabei verweilen kann. Blickt man auf dem Kurplatze, zur Linken das herzogliche Theater und die Bäder, zur Rechten die von einer Rotunde überdachte Stahlquelle, so ist der Anblick des Kurhauses, welches ungefähr 24 Fuß höher als die Thalsohle auf einem kleinen Plateau liegt, ein lieblicher und großartiger zugleich. Das Kurhaus imponirt mehr durch seine Größe als seinen Styl, und kann sich in letzterer Hinsicht gar nicht mit dem prachtvollen Hôtel Müller messen, aber seine Lage und der Platz vor demselben machen es unvergleichlich schön. Wie aus einem riesenhaften Blumenkorbe von Stein ragen aus den Umfassungsmauern des Abhanges vier Baumkolosse hervor, hinter deren weitgebreiteten Aesten und Kronen sich das Haus, welches doch eine Länge von hundert Schritten hat, mehr als zur Hälfte verbirgt. Vor den Bäumen ist ein Rundtheil, dessen Mitte ein schöner Brunnen ziert (die Göttin der Gesundheit in Ueberlebensgröße auf einem abgeplatteten Obelisken, rechts und links auf tieferen Postamenten wasserspeiende Greifen), dessen Figuren von getriebener Arbeit sind. Eine Treppenflucht führt von beiden Seiten zu dem Rundtheil empor, dessen Ballustrade mit prachtvollen Blumenvasen gekrönt ist, während im Thale, aus jammervollem Rasen ein Springquell lustig in die Höhe strebt und über dem Hause die Burgruine schwermüthig in das neue Leben des Thales herunterlugt. Blumen-Bosquets, freundliche Häuser und frische Waldespracht ringsum, wohin das Auge blickt — das ist die Ansicht des Kurhauses in Liebenstein, der sich so leicht keine zweite an die Seite stellen läßt. Damit aber auch die Schrifte nicht fehlt, bleibt zu erwähnen, daß die Bade-Verwaltung die für die Kurgäste so nöthigen Colonnaden, beim Eintritt des schlechten Wetters unentbehrlich, noch immer nicht bauen läßt, während die abscheulichen Holzschuppen neben dem Kurhause, dem Auge ein Greuel, noch immer stehen bleiben.

Hinter dem Kurhause, wieder etwas höher den Berg hinauf, liegt der große Speisesaal, durch einen bedeckten Gang mit dem ersten Stocke des Hauptgebäudes verbunden, und rechts von demselben ist der Erdfall, eine Art offener, kolossaler Felsgrotte, woselbst in den heißesten Augusttagen die erquickendste Kühle herrscht.

Durch Anlagen und auf gebahnten Waldpfaden führt vom Erdfalle der Weg aufwärts zur Burg. Der alte Liebenstein, welche seit Mitte des 17ten Jahrhunderts nicht mehr bewohnt wurde und zerfiel. Die guterhaltene Ruine gewährt einen stattlichen Anblick. Von den Fenstern des hohen Hauptthurmes genießt man eine entzückende Aussicht auf den westlichen Thüringerwald, die ganze Kette des Rhöngebirges, das Werra- und das Liebensteiner Thal, und die Ortschaften: Salzungen, Immelborn, Breitungen, Gumpelstadt, Barchfeld, Glücksbrunn, Steinbach, Schweina, Marienthal und Liebenstein. — In der Richtung nach Steinbach geht der Weg abwärts von der Ruine zu einer Felsenmasse, welche ohne große Hülfe der Phantasie sich als ein Theater präsentirt, deshalb auch das Felsentheater genannt. — Ein Denkmal „brüderlicher Liebe" steht westwärts unterhalb der Burgruine und ist dem Andenken der Herzogin Ida von Sachsen-Meinar gewidmet; es trägt die Inschrift:

„Was vergangen kehrt nicht wieder,
Aber ging es lenchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück!"

Vom Orte Liebenstein gelangt man in einer prachtvollen Allee nach Glücksbrunn; woselbst die berühmte Kalksteinhöhle Der hohle Stein oder Die Altensteiner Höhle sich befindet. Dieselbe ist über 500 Fuß lang und birgt einen kühlen See, dessen östliche Seite ein in die Felsen gehauener Portikus schmückt. Am Brunnenfeste und am Geburtstage der Herzogin von Meiningen im August wird die Höhle außergewöhnlich erleuchtet und gewährt einen wunderschönen Anblick. Wem es dann nicht zu kühl wird, der kann sich bei den

sanften Thon der ziemlich guten Brunnenmusik in dem Kahne schaukeln und sich einbilden, er fahre dem Orkus zu. Während der Bade-Direktor, Herr Hauptmann Geldner aus Meiningen, in liebenswürdigster Weise jedem Kurgaste die merkwürdige Höhle anempfiehlt, warnt Herr Medizinalrath Dr. Döbner vor dem Besuche derselben, und dennoch erkältet sich meist das schöne Geschlecht nicht unbedeutend in der Höhle, da die Neugier den guten Rath immer gern bei Seite schiebt. Ganz erforscht sind die tiefen führenden Röhren der Höhle wohl nicht, und Schade ist es, daß bei der ersten Räumung derselben die Thierknochen, welche in großer Menge vorhanden waren, nicht gesammelt sondern verschleudert wurden. Nur wenige derselben — Knochen von Höhlenbären — sind nach Meiningen geschafft.

Von der Höhle aus führt nordwärts der Waldpfad nach dem Lustschlosse des regierenden Herzogs von Meiningen, dem Altenstein, das höchst einfach ist, aber in seinen herrlichen Gärten reizend liegt. Ein hohes Kalksteinriff, der Bonifaciusfelsen, erinnert daran, daß der Apostel Deutschen im achten Jahrhundert (724?) hier predigte und eine Kapelle errichtet haben soll. Noch ist einem „Apostel der Deutschen" nicht fern vom Altenstein ein Gedenkstein errichtet, dem wir nicht vorübergehen wollen. Wir gehen durch das Dorf Steinbach, dessen Gottesacker in wunderbar poetischer Lage am schroffen Bergeshange sich befindet, durch den sogenannten Steinbacher Grund nach der Lutherbuche, und Niemand wird der kurze Ausflug in das kleine Waldthal reuen. — Ein gothisches Monument steht dem Andenken des großen Reformators dort, aber ein lebendiger Zeuge durch drei Jahrhunderte ist die Lutherbuche, deren grüne Zweige dem großen Manne so freundlich rauschten, wie uns Epigonen, die wir mit Dampf vollbringen müssen, was er mit der Kraft des Wortes begann. Unter dem Schatten dieses Baumes ruhte Luther auf seiner Rückreise von Worms, als er von dem Kurfürsten Friedrich vorsorglicher Weise am 4. Mai 1521 aufgehoben und in Sicherheit auf die Wartburg gebracht wurde. Den Stamm der Buche zerriß am 16. Juli 1841 der Wetterstrahl, aber trotzdem daß nur ein Stück Rinde in die Höhe zu streben scheint, treibt doch aus derselben ein tüchtiger Zweig lustig seine Arme, in Fülle mit saftigem Laube bedeckt, in die reine Luft des stillen Waldthales. Seitwärts von der Gedenkfäule quillt der Lutherbrunnen klar und frisch, wie einst das Wort des Mannes, dem er seinen Namen verdankt.

Von der Lutherbuche führen Wege nach der Ruhl und dem großen Inselsberge, dem Könige der Thüringer Berge, von denen der letztere, der Neunstein genannt, der alte Handelsweg Thüringens gewesen zu sein scheint, der aber merkwürdiger Weise nicht im friedlichen Thale läuft, sondern immer über die höchsten Kämme der Thüringer Berge. Nur Vasallenträger und Italiener (die einst das große Geheimniß Thüringens waren), die unbrachtet ihre Straße ziehen wollten, können diesen Bergpfad geschaffen haben, der sich in seiner Ausdehnung und Eigenthümlichkeit in keinem Gebirgslande Europa's wiederfindet.

Die ganze Gegend um Liebenstein scheint ein riesiger Englischer Garten zu sein, angelegt von der Hand des großen Gärtners, welcher alle Pfade zu ebnen versteht.

Für den Geschichtsforscher bietet das Amt Liebenstein noch eine nicht gewöhnliche Merkwürdigkeit, nämlich die Stabsgerechtigkeit der vier Orte Schweina, Steinbach, Gumpelstadt und Waldfisch. Nach den mir gemachten freundlichen Mittheilungen meines Freundes Ludwig Köhler, des Thüringer Dichters, bestand dieselbe in einer Volksherrschaft, deren Sinnbild ein weißer Stab war, und die mit den alten, freien Dorf-Verfassungen des Mittelalters zusammenhängt. Jedes neu aufzunehmende Mitglied mußte den Stab in die Hand nehmen und demselben Gehorsam schwören. Der Schultheiß, der mit dem Stabe erschien, war Diktator, und hatte das Recht zu strafen. Beim Antritt des Amtes mußte er gelobt, daß er den Stab, der ihm von den Gemeinden anvertraut war, nur „wollte und sollte" gebrauchen, wozu die Gemeinden berechtigt seien. Nun führte er zwar den Stab, aber die

Gemeinde-Vorsteher kannten ihm befehlen, was mit „dem Stabe" anzufangen, was die ganze Bürgerschaft zu Recht erkannte. Den Ursprung der „Stabsgerechtigkeit", deren Statuten 1553 im Druck erschienen, erzählt die Sage so: „Ein wilder Ritter von Ringelstein, welcher Herr der vier Orte war, gerieth mit einem mächtigen Nachbar in Fehde. Er rief seine Bauern zu Hülfe, aber, eingedenk der unmenschlichen Drangsale, die sie durch ihn erduldet, traten sie auf die Seite seiner Feinde. Da versprach er ihnen, wenn sie zu ihm zurückkehren würden, ferner ein milder und gerechter Herr zu sein, und ihnen große Vergünstigungen zu gewähren, nach denen sie sich selbst regieren sollten. Die Bauern kehrten nun zu ihm zurück, verschafften ihm durch ihre Uebermacht den Sieg, und der Ritter von Ringelstein gab ihnen dafür diese Stabsgerechtigkeit." — Daher soll es denn auch geschehen sein, daß das Gericht mit dem Stabe in den ältesten Zeiten auf der nahen Burg Ringelstein gehegt wurde, wo sich auch die Gerichtslade mit den Dokumenten befand. Selbst in schlimmen Zeiten, als die Burg in Trümmern lag, wurde das Stabgericht in einem daselbst befindlichen Kellergewölbe gehalten, und erst zur Zeit der Herren Hund auf Altenstein, ward es nach dem Orte Schweina verlegt und die Lade dahin gebracht, wo sie im Gewölbe der Kirche aufbewahrt wird.

Die Ueberreste der Stabsgerechtigkeit verschwanden erst um 1840 (bis dahin existirten noch immer eine Art Volksgerichte, die nach der heiligen Vehme schmeckten, und bei denen der „weiße Stab" die Hauptrolle spielte), wo die neue Gemeinde-Ordnung in den vier Orten eingeführt wurde, und die „Leute von Steinbach", welche ihre alten Gerechtsame nicht fahren lassen wollten, konnten nur durch militärische Execution zur Annahme der neuen Gesetze gebracht werden.

Der Thüringer liebt überhaupt seine alten Gebräuche und seine Heimath, wie der Schweizer, mit welcher Nation er die größte Verwandtschaft in Leben und Sitten zeigt; so heirathet meist ein Bauernbursche sein Mädchen erst, wenn es „Mutter" geworden, und der Hirtbub Liebensteins z. B. bläst sein Alphorn so gut wie der beste Senne. Möge der Thüringer nur vor Einem bewahrt bleiben, vor dem „Schweizer Geldmachen"; leider scheint der große Fremdenzug die Neigung dazu zu erwecken, denn seit den acht Jahren, daß ich nicht in Thüringen war, ist das Leben fast doppelt so theuer geworden. Ferne von seiner Heimath verzehrt den Thüringer wie den Schweizer die Sehnsucht nach den geliebten Bergen, und aber doch einen alten Kohlenbauer, der mir auf einsamem Bergpfade mit seiner Karre begegnete, nicht abhielt, auf meine Bewunderung des schönen Thüringer Gebirges zu antworten: „Ja, lieber Herr, das Gebirg' wär' scho' ganz schön, dann (wann) nur die verflixten Berg' (Berge) net wären!"

Doberan.

Von Dietrich Kogemann.

Doberan, ein Mecklenburgischer Flecken, liegt, wie ein Blick auf die Karte lehrt, zwischen Wismar und Rostock (des alten Blücher's Geburtsort), eine gute halbe Meile von der Ostsee entfernt. Im Jahre 1793 gründete dort der von den Mecklenburgern sehr verehrte Großherzog Friedrich Franz Deutschlands erstes Seebad. Richtiger könnte man das Bad „Am heiligen Damm" nennen, weil eben Doberan eine halbe Meile von der See entfernt liegt und ein großer Theil der Badegäste in den prächtigen Häusern und Villen am heiligen Damme wohnt. In Doberan wohnt der andere Theil der Gäste, und es dient mehr als

Sammelplatz aller das Bad Besuchenden, um das Theater, das Lese-Cabinet und die Spielbank zu besuchen. Die ausgezeichnete Kapelle spielt abwechselnd in Doberan und am heiligen Damm. Von Letzterem sei bemerkt, daß er ein von dem Meere aufgeworfener wirklicher Steindamm ist. Er ist eine halbe Meile lang und liegt dicht am Ufer. Die Steine sind rundlich oder oval, von verschiedenen Farben, groß und klein, alle glatt und ganz rein gewaschen, und dieser Damm ist somit vielleicht der sauberste in seiner Art. Die Sage erzählt: Als einst die Fluthen der Ostsee die Gegend von Doberan und das dortige Kloster zu begraben drohten, hätten die Mönche so kräftig und inbrünstig gebetet, daß der Allmächtige in einer Nacht diesen Damm zum Schutze des Landes hätte entstehen lassen. Aus diesem Umstande erklärt sie auch die seltene Wahl von Steinen.

Wer Doberan besucht, unterläßt es gewiß nicht, die dortige ehrwürdige Kirche in Augenschein zu nehmen. Sie stammt aus der ältesten christlichen Zeit des deutschen Nordens. In Kreuzform gebaut, ist sie ein großes, bedeutendes Gebäude, und würde, mit einem entsprechenden Thurme versehen, imposant erscheinen. Die Lage ist reizend. Ein Höhenzug, mit den schönsten Buchen bewaldet, an dessen Fuße sie sich erhebt, giebt ihr einen malerischen Hintergrund, während liebliche Baum- und Sträuchergruppen sie umgeben, als ob die Natur nichts versäumen wollte, um diesen Ort zu einem Aufenthalt der Ruhe, des Friedens und der Freude zu machen. Ursprünglich stand dicht neben der Kirche ein großes Cysterzienser Kloster, von welchem noch heute einige Gebäude übrig geblieben sind, die nun profanen Zwecken dienen.

Treten wir in das Innere der Kirche. Der Eindruck ist imponirend. Die starken, kolossalen Säulen ziehen unseren Blick empor und die fast eben so hohen Fenster lassen uns erkennen, wo sie oben enden. Es ist ein großartiges Kirchenschiff, welches unwillkürlich an das der Lorenz- und Sebalduskirche in Nürnberg erinnert, nur finden wir hier nicht, wie dort, die unvergleichlichen Kunstwerke eines Peter Vischer und eines Adam Krafft, kein Sebaldus-Grabmal und kein Sakramentshäuschen. Indessen ohne werthvollen Schmuck ist diese Kirche nicht. Uns fesseln die kunstvollen Holzschnitzarbeiten, womit besonders der Altar geschmückt ist. Neben demselben erblicken wir auch ein Sakramentshäuschen, aus Holz geschnitzt, welches in dieser Art von Kunstarbeit dieselbe Stufe einzunehmen berechtigt ist, wie das in Nürnberg. Außerdem sind die Kirchstühle der Mönche ebenfalls mit den meisterhaftesten Holzarbeiten geziert. Besonders erregen die Rosetten an den Seitenwänden der Stühle unsere lebhafte Bewunderung. Jede zeigt ein anderes Bild. Ein Maler kann fast keine sanftere, biegsamere und geschmeidigere Blatt- und Blumenform auf dem Papiere hervorbringen, als sie hier aus hartem Holze herausgearbeitet sind.

Wir treten hinter den Altar, und finden hier zuerst eine stark beschädigte Statue, welcher der Kopf und ein Theil der Beine fehlen. Sie ist in gebückter Stellung und aus hartem Sandstein, wie ich glaube, gearbeitet. Im ersten Buche Moses, Kapitel 19. Vers 26 heißt es: „Und sein Weib sahe hinter sich und ward zur Salzsäule." Hier liegt sie, in der Kirche zu Doberan, die Frau des Lot. Eine geringere Bedeutung hat diese Antique nicht. — Daneben steht ein alter Schemel mit nur noch drei glatten Beinen; das eine Bein ist halb durch den Sitz gestoßen. Er ist auch biblischen Ursprungs. Es ist der sogenannte Stuhl, auf welchem der achtundneunzigjährige Hohepriester Eli zu Silo saß und der Nachricht über den Ausgang der Schlacht zwischen den Juden und den Philistern harrete. Als der Bote mit der Nachricht kam, daß 30,000 von Israel gefallen wären und die Lade Gottes genommen sei, fiel Eli zurück vom Stuhl am Thor und brach seinen Hals entzwei und starb. — Hier steht dieser Unglücksstuhl.

In einem Winkel erblicken wir einen großen Wirbelknochen. Er hat vielleicht einen Fuß im Durchmesser. „Von einem Mammuthsthier?" bemerke ich dem Führer. Ach nein!

ein Schutzreliquien des heiligen Christoph aus Palästina oder aus Syrien. Die Heilungskraft über die Gräber des Heiligen wird hier eben so stark in Anspruch genommen, wie in Goslar. Dort steht vor dem breiten Thore ein hoher Sandsteinfelsen, die Klause genannt, welche ein Einsiedler bewohnt haben soll. Die Sage erzählt: Als der heilige Christoph, nachdem er den Heiland nach Egypten getragen, nach Goslar gekommen sei, habe er dort seinen Schuh ausgezogen und aus diesem sei ein Sandkorn gefallen, die Klause nämlich. — Wie groß mag dieser Heilige wohl gewesen sein?

Wir gehen in unserer Kirche weiter. An der einen Seite des Schiffes bemerken wir einige Grab-Inschriften. Eine, auf den Klosterkoch, lautet so:

Hier ruet Peter Kloke;
He kochte selten gare,
Dahr to ganß unflidig,
Gott sy syner Sele gnädig.

Im Hochdeutsch würde sie heißen:

Hier ruhet Peter Kloke;
Er kochte selten gar,
Dazu ganz unflätig,
Gott sei seiner Seele gnädig.

Ein besonders freundlicher Nachruf, aber vielleicht ein wahrer.

Eine recht ehrlich gemeinte Inschrift ist folgende:

Hier ruhet Ahlke, Ahlke Pott:
Bewahre my lewe Herre Gott,
As ick dy wull bewahren,
Wenn Du wehrst Ahlke, Ahlke Pott
Und ick währe lewe Herre Gott.

Das heißt in unserem Deutsch:

Hier ruht Ahlke, Ahlke Pott;
Bewahr' mich, lieber Herre Gott,
Als ich Dich wollt' bewahren,
Wenn Du wärst (die) alte, alte Pott
Und ich wär' (der) liebe Herre Gott.

Etwas selbst- und siegesbewußter, nämlich dem Teufel gegenüber, klingt die Grabschrift eines Herrn von Bülow:

Wieck Düfel wieck, wieck wiet von my,
Ick scheer my nig een Haar um dy:
Ick bin een Mecklenbörgscher Edelmann,
Wat gelt dy Düfel mien Sapen an!
Ick sup mit mienen Herrn Jesum Christ,
Wenn du Düfel ewig dörsten müßt,
Un drinkst mit dy slet Kollerschal
Wenn du sitzt in der Höllenqual.
Drum weck ick wieck, loop, rönn und gah,
Eh ick den Düfel ick to schlah.

Im unserem Deutsch:

Weich, Teufel, weich, weich weit von mir,
Ich scheer mich nicht ein Haar um Dich;
Ich bin ein Mecklenburgscher Edelmann,
Was geht Dich, Teufel, mein Saufen an!
Ich sauf' mit meinem Herrn Jesum Christ,
Wenn Du, Teufel, ewig dursten mußt!

Ruh' trink' mit ihm für Kurzweil',
Wenn Du sitzt in der Höllenqual.
Drum rath' ich, weich', lauf', renn' und geh',
Sonst, bei dem Teufel, ich zuschlag'.

Wir treten hinter den alten Hochaltar. Hier wird uns ein Verschluß geöffnet und wir erblicken einen etwa sechs Fuß langen Reliquien-Kasten mit kleinen Fächern.

Im ersten Fache liegt Heu aus der Krippe zu Bethlehem; im zweiten Flachs und Leinwand der Mutter Maria; im dritten liegen Lappen vom Rocke des Joseph und Lazarus; im vierten befindet sich ein etwa zehn Zoll langer Knochen, das ist das erste Glied von dem Daumen des heiligen Christoph; im fünften sehen wir ein Stück von den Windeln Christi; im sechsten Knochen von Adams Großmutter; im siebenten die Schädel von Petrus, Paulus und Thomas; im achten ein Stück von Petri Fischnetz; im neunten das Scheermesser der Delila; im zehnten den Ast, woran Absalom hängen blieb; im elften den Stein, welchen David gegen den Riesen Goliath schleuderte; im zwölften ein Stück von der Serviette des Bräutigams bei der Hochzeit zu Canaan und im letzten endlich die Nachtmützen der Mutter Maria und ihres Kindes.

So bietet die Kirche zu Deberan des Erhabenen und Wunderlichen nicht wenig. Wohlbefriedigt verlassen wir das ehrfurchtgebietende Gotteshaus und athmen die klare Luft des neunzehnten Jahrhunderts, ohne den Dank zu vergessen, welchen sich die Klöster, besonders die der Cysterzienser, um Kunst, Wissenschaft und Bodenkultur erworben haben.

Der bairische Wald.

Von Franz Gartenlaub.

Der Reisende, der mit dem Dampfschiffe von Regensburg stromabwärts fährt, erblickt bald zu seiner Linken, Anfangs in blauer Ferne, eine Bergkette, die, je weiter er kömmt, desto mehr sich der Donau nähert, bis sie endlich oberhalb Passau ganz in dieselbe abfällt.

Dieses Gebirge, Gneuß-, Granit- und Syenit-Formation, streicht von Passau aufwärts in nordwestlicher Richtung, umfaßt den nordwestlichen Theil von Baiern, bedeutende Strecken in Oesterreich und einen großen Theil von Böhmen, setzt sich im Erzgebirge fort und verbindet sich durch dieses mit dem Fichtelgebirge. Dieser Gebirgszug, vom linken Ufer der Donau terrassenförmig sich erhebend, besteht aus zwei, von Süd-Ost nach Nord-West streichenden Haupt-Gebirgsketten; die vorderen bilden die sogenannten Donauberge, der hintere und höchste Theil heißt das böhmisch-bairische Waldgebirge.

Dieser Hinterzug, der Böhmen von Baiern scheidet, tritt hinter Neureichenau im Landgerichte Wegscheid als Fortsetzung des zwischen Böhmen und Oberösterreich heraufziehenden Gebirgsrückens in's Land und scheidet, von hier in nordwestlicher Richtung bis zum Thal des Chambaflusses bei Eschelkam, Baiern von Böhmen.

Derselbe gehört Baiern nur zur Hälfte an. Seinen Anfang macht der Dreisesselberg, ein steiler, anderthalb Stunden langer Berg, 4010 par. Fuß hoch, mit schmalem, die Landesgränze bildenden Bergrücken. Der höchste Punkt in diesem Gebirgszuge ist der Arber, 4568 par. Fuß hoch. Derjenige Theil des Gebirges, welcher sich in Niederbaiern befindet und

auf dem linken Donauufer eine Fläche von fast 81 Quadratmeilen bedeckt, wird der bairische Wald genannt.

Seine mit endlosen Waldungen bedeckten, lang sich hindehnenden Bergrücken bieten, in der Ferne gesehen, dem Auge wenig Abwechselung und ermüden durch ihr einförmiges, fast trauriges Aussehen. Es mag dieses mit die Veranlassung gewesen sein, daß bis in die neuesten Zeiten diese Gegenden weniger von Touristen besucht wurden als andere Gebirge, und doch bietet der bairische Wald viel landschaftlich Schönes und Interessantes. Auch hier findet der Freund der Natur romantische Bergpartieen, liebliche Thäler, munter hinrauschende Bäche und Flüsse voll köstlicher Forellen und Krebse von seltener Größe und Feinheit, die Höhen ringsum erschallen, wie im Hochgebirge, von dem wohlzusammengestimmten, melodischen Glockengeläute weidender Heerden und ein kräftiger, biederer Menschenschlag wohnt in diesen Bergen.

Was aber den bairischen Wald besonders charakterisirt, ist seine Wildheit und die tiefe Ruhe darin. In anderen Gebirgen findet man nur selten einen Platz, wo nicht die Thätigkeit des Menschen bemerkbar wird. In den Thälern klappert das Mühlrad, in dem Walde raucht der Meiler und auf den Bergen tönt der Schlag der Aexte und das Kreischen der Sägen. Aber wer von diesen Höhen niederschaut, sieht nichts als einen endlosen, dunkeln Wald, ruhig, ernst, dessen tiefe Stille bloß das Klopfen des Spechtes und das heisere Krächzen der Raben unterbricht.

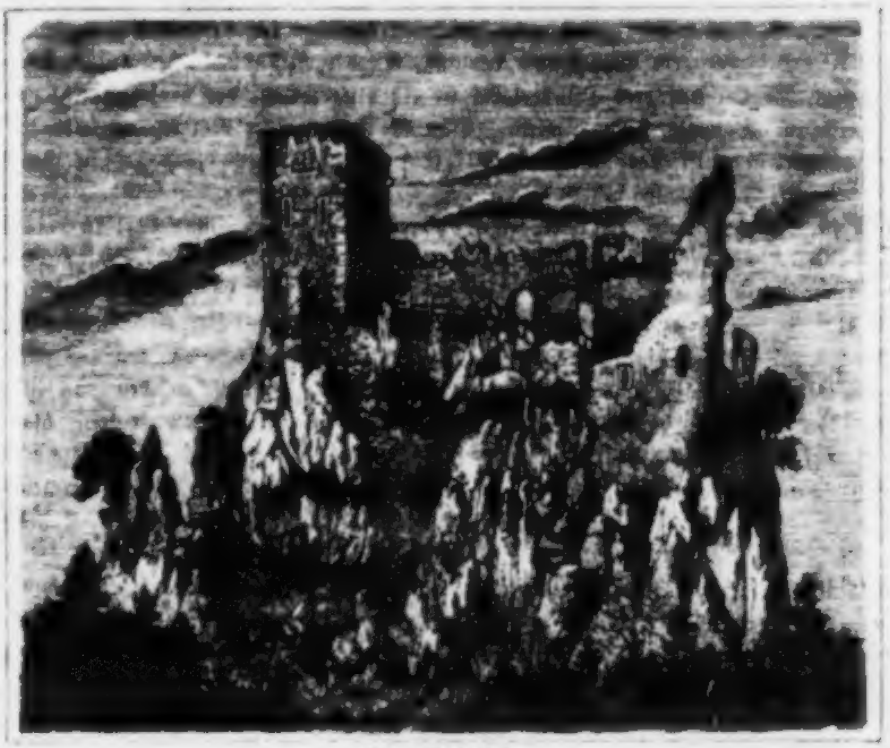
Der Eintritt in diese Gebirgswelt ist unstreitig am schönsten bei dem am linken Donauufer gelegenen Städtchen Deppendorf. Denn während sich vor demselben am rechten Stromufer die endlosen Ebenen Niederbaierns, ungeheuere Korn- und Weizenfelder, hinbreiten, erhebt sich eine Stunde hinter der Stadt bereits der Ruselberg zu einer Höhe von 2777 Fuß und führt den Reisenden sogleich in einen der interessantesten Theile des Waldes. Durch eine wildgeklüftete Felsschlucht, die „Hölle" genannt, in welche der „Höllbach" niederbraust, führt eine Kunststraße über die Kuppe weg nach Regen, Zwiesel und hinein nach Böhmen. Eine kleine Viertelstunde vom Ruseler Wirthshaus entfernt, liegt der Hausstein, 1000 Fuß über dem Donauspiegel, mit einem der großartigsten Panorama's. Fast senkrecht unter den Füßen des Beschauers liegt das Lallinger Thal oder der Lallinger „W[illegible]l", wie hier alle der Donau zugekehrten Thaleinschnitte genannt werden, und vor den entzückten Blicken breitet sich eine schier unermeßliche Ebene aus. Hinauf bis Regensburg und hinüber bis an die Höhen des Inn's kann man alles Land überschauen, durchzogen von den glänzenden Wassern der Donau und Isar, die sich wie Silberstreifen durch diesen grünen, goldgewirkten, mit tausend Ortschaften wie mit Perlen besäeten Teppich hinziehen, begrenzt im fernen Süden von den gewaltigen Massen der salzburger und steyerischen Alpen, gegen Norden vom majestätischen Böhmerwalde.

Von hier aus führt der Weg weiter nach Regen. Dieser Ort, am rechten Ufer des schwarzen Regenflusses beigen, ist hügelig, schlecht zum Theil gar nicht gepflastert, aber ein freundlicher, kleiner Platz, da hier die Hauptstraße durchführt, auf welcher der Verkehr mit dem Flachlande für alles Glas-, Salz- sowie Holzrechtfuhrwerk vermittelt wird. -

Auf der linken Seite des Flusses, ein Stündchen entfernt, tritt der sogenannte „Pfahl", ein Quarz-Ader, am höchsten zu Tage und trägt auf seinem Rücken die Ruine des Schlosses Weißenstein, die mit Recht zu einer der schönsten unter den vielen zählt, die den Wald schmücken. Ihre Lage ist sehr romantisch. Stellenweise laufen die Mauern mit den Felswänden, auf denen sie stehen, parallel aufwärts und scheinen mit denselben aus einem Stücke zu sein. Auf der östlichen Seite bildet der Felsen eine Wölbung und die Hauptmasse des Mauerwerks, und namentlich der Schwerpunkt eines gewaltigen Thurmes scheint auf dem überhängenden Theile des Felsens zu stehen. Die blendende Weiße des Quarzgesteines unter

der Wölbung mag, im Gegenſatze zu der dunkeln verwitterten Oberfläche und dem grauſchwarzen Mauerwerke dieſe Täuſchung noch erhöhen. Die Ruine wird, wie mehrere andere, ihrer Schönheit halber vom Staate baulich erhalten.

Wie der bairiſche Wald überhaupt an Sagen reich iſt, ſo knüpft ſich auch an dieſe Stelle eine ſolche. In alter Zeit wollte eine Gräfin ſieben neugeborene Kindlein im Regenfluſſe ertränken laſſen, aus Furcht vor einer Prophezeiung, welche dahin lautete, daß ſie ihr Leben durch ihre Kinder verlieren werde. Der Graf, der dazu kam, als die Kammerfrau die Kindlein zum Waſſer trug, fragte, was ſie im Korbe habe, worauf ſie ihm entgegnete, es ſeien junge Hunde. Der Graf hob den Deckel auf, ſah die Kleinen, und als ihm hierauf die Zofe Alles bekannte, ließ er die Rabenmutter zur Strafe lebendig einmauern, ver-



Ruine Weißenſtein.

ließ das Schloß für immer, das ſeitdem in Trümmer fiel, nahm aber als Andenken für ſeine Familie das Bild eines Hundes in ſein Wappenſchild und nannte ſich fortan Graf Hund zu Weißenſtein.

Weiter von Regen führt der Weg den Fluß entlang nach Zwieſel. Die Urſache dieſes Namens ſoll daher rühren, weil zwei Waſſer, der große und kleine Regen, ſich vor dem Markte vereinigen und er auf einer ſogenannten Zwieſel liegt. Der Ort iſt alt und ſchon 1276 befand ſich daſelbſt eine landesfürſtliche Maut. „Zwieſel iſt ein kleines Pariſel", ſagt man ſcherzweiſe, und wirklich bietet dieſer Ort nicht allein alle gaſtronomiſchen Leckerbiſſen, an denen der bairiſche Wald ſo reich iſt, ſondern ſeine Umgegend vereinigt in einem verhältnißmäßig kleinen Umkreiſe faſt Alles, was in geologiſcher, mineralogiſcher und induſtrieller Beziehung merkwürdig iſt.

In seiner nächsten Nähe sind zwölf Glasfabriken, welche zusammen jährlich 23,100 bair. Normalklafter Holz verbrauchen.

Dem Touristen wird von den Glashütten- und Fabrikbesitzern mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit alles gezeigt, was nur sehenswerth ist. Einen wahrhaft überraschenden Anblick gewährt das Haus und der Garten der Familie Steigerwald in Rabenstein. Aus einem sumpfigen, wilden Flecken Land ward hier ein Garten geschaffen, der an Frucht und feinem Geschmacke alles aufweist, was die Kunst zu schaffen vermag. Die zierlich gewundenen Wege sind mit Rosenquarz belegt, der, mit Feldspath und Glimmer gemengt, im Sonnenschein einen wahrhaft feenhaften Anblick gewährt. Jeder Felsblock ist zu einer interessanten Gruppe benutzt; aus gläsernen, weißen, blauen und rosafarbenen Füllhörnern springt und sprudelt das hellste Naß und von einem hohen Pavillon mit zwei Etagen genießt man eine prächtige Umschau. Während man dieses kleine Eden durchwandelt, glaubt man sich in eine andere Gegend versetzt, und man erschrickt fast vor der rauhen Wirklichkeit, die unmittelbar wieder hinter dem Wohnhause beginnt, wo der Weg über den „Hühnerkobel" nach Schachtenbach führt. Auf dem Hühnerkobel ist ein Quarzbruch, der bergmännisch, theils am Tage, theils im Schachte gebaut wird. Das Gewonnene ist Rosenquarz, der zur Glasfabrikation gesuchtere ist der milchfarbene. Ein Fußpfad durch einen großen romantischen Wald führt nach Schachtenbach.

Wer in München unter den Arkaden spazieren gegangen ist, und dort in der Steigerwald'schen Niederlage die herrlichen Kunstwerke bewundert hat, muß überrascht werden, wenn er die tiefe Wildniß schaut, in der dieselben fabricirt werden. Hier, ganz abgeschlossen fast von der übrigen Welt, im rauhesten Klima, lebt ein rührigst Völklein. Bereitwillig führt der Faktor den Fremden in alle Räume des Hauses, zu den Hochöfen, wo aus rohen, glühenden Glasklumpen die schönsten Formen geblasen werden, dann zu den Schleifern und Malern. Nicht ohne Wehmuth kann man diese Leute betrachten. Die ernsten, blassen Gesichter, das kurze, trockene Hüsteln, das man hie und da vernimmt, zeigt, wie nachtheilig für ihre Gesundheit ihre Beschäftigung ist. Sie erreichen kein hohes Alter, namentlich die Glasschleifer; allein Gewohnheit, Erziehung und namentlich der gute Verdienst drängt alle anderen Rücksichten in den Hintergrund. Da sie wissen, daß ihr Leben kürzer ist als das anderer Menschenkinder, so genießen sie dasselbe auch besser als die sie umgebende ländliche Bevölkerung, und „ein Leben führen wie Hüttenleute" ist da sprüchwörtlich, wo die Neigung zum Spotten eine angeborene ist. Man mag es ihnen wohl gönnen, wo der Winter um Zwiesel ein halbes Jahr und auf den Bergen noch viel länger dauert und der Schnee, von groß bis Martini Fuß und darüber, erst Mitte oder Ende des Monats Mai, häufig erst nach Ausbruch des Buchenlaubes weggeht. Auf den höchsten östlichen oder nördlichen Abhängen des Arbers, des Lusen und des Rachel bleibt er oft bis Mitte Juli liegen.

Jedem Besucher ist die Besteigung des hier ziemlich steil gegen Zwiesel zu abfallenden Falkensteines zu empfehlen. Ein schmaler Fußsteig führt durch einen herrlichen Tannenbestand, mit Ahorn und Buchen gemischt, am Rande eines kleinen, überaus malerischen Wasserfalles auf diese Höhen. Hier sieht man ohne die geringste Beschwerde eine Partie Urwald, die eigens zu dem Zwecke geschont wird, um dem Fremden ein Bild zu verschaffen, wie der Wald in früherer, noch gar nicht ferner Zeit aussah. Dumpf, wie auf einem verfaulten Bretterboden, tritt der Fuß auf einen gefallenen, vermoderten Wald, auf dem bereits wieder ein frischer, riesiger sich erhebt, in dem Bäume von 130—140 Fuß nicht selten sind. Man trifft auf diesen Bergen auf wahre Riesenstämme bis zu 180 Fuß Höhe und 15 bairische Normalklafter Masseninhalt an Scheitholz, bei einem Alter von 300—400 Jahren.

Oben auf dem kleinen Falkenstein dehnt sich ein Hochplateau aus, der „Mukowitzer Schacht," das dann gegen Böhmen zu niedergeht. Links ist der Lusen und der Rachel, und,

getrennt vom Falkenstein durch den großen Regenfluß, erhebt sich ziemlich steil das kahle Zwergeck über 4000 Fuß und der Arber 4568 par. Fuß hoch, früher Aerwa, Aithwaich, Aithwa.

Er ist der höchste Berg des baierischen Waldes, mehr als eine Stunde vom Hauptgebirgsrücken entfernt und gehört ganz Baiern an. Er hängt gegen Nordost mit dem viel niedrigeren, kleinen Arber zusammen, ist gegen Ost und Südost von Vorbergen umlagert, daher nur gegen Eisenstein, das Lammthal und Bodenmais frei. Sein kahler Gipfel mit sattelförmiger Vertiefung stürzt sich östlich in einer steilen, unzugänglichen Felswand gegen den großen Arbersee ab. Am nördlichen Abhange befindet sich der kleine Arbersee, der Ursprung des weißen Regen. Südlich unter dem Gipfel liegt eine abhängige, sumpfige Fläche, dann öffnet sich zum Abflusse des Wassers gegen Bodenmais zu eine wilde, tiefe, mit Felstrümmern bedeckte Schlucht, das bekannte „Rißloch" mit einem pittoresken Wasserfalle. Von dem großen Arbersee erzählt die Sage, daß auf seinem Grunde sich Fischlein befinden, deren Schuppen pures Gold und deren Augen kostbare Edelsteine wären, jedes ein Königreich werth.

Die Gegend da oben ist öd' und „schlech" und war früher der Schauplatz verzweifelter Kämpfe zwischen Deutschen und Slaven, welche Grenzkriege bis in's sechzehnte Jahrhundert fortdauerten, wie denn Aventin in seiner Chronica erzählt: „Im Böhmerwalde ist der höchste Berg oberhalb Passaw der Hädweg (Arber), auf dem ein großer See, darumb die Böhmen und Baiern noch kriegen, wer stärker kämpfft, wirfft den andern in See." Manche kühne Recken-That mag da geschehen sein, von der der Chronist nichts weiß.

Zur Abwehr dieser unaufhörlichen Grenzeinfälle und Verwüstungen begabte Kaiser Heinrich IV. die mächtigen Grafen von Bogen, welche längs der Donau vom Einflusse des Regen bis hinab zur Ilz geboten, mit vielen Orten und Weilern im Grenzbezirke als: Grawata, Vurt, Magelin, Tichanisberg, Trosamsdorf, Buchberg und Sichowa. Diese bauten viele Burgen, deren malerische Ruinen noch die Gegenden zieren, und wehrten die Einfälle der beutegierigen Slaven. Der Holzhandel spielt in der Industrie des baierischen Waldes eine hervorragende Rolle. Sägmühlen sind fast in allen Thälern und die Wasserkraft wird eifrigst benutzt. Die Zahl der abgeschnittenen Stämme, die man überall trifft, und die zu sogenannten „Holländerbretteln" geschnitten, ihren Weg theils auf der Achse an die Donau, theils auf dem Wasser nach Regensburg finden, von wo aus sie auf dem Kanale weiter nach Holland geführt und zum Schiffbau verwendet werden, ist bedeutend.

Ganz hinten am Fuße des Falkensteins steht ein kleines, aus Holz gebautes Wohnhaus, neben dem sich großartige Werkhäuser aus dem gleichen Materiale erheben. Es ist ein getreues Bild einer Ansiedelung im Urwalde. Vor dem Hause quackt der Frosch im Sumpfe, und die rastlose Thätigkeit des Besitzers hat noch nicht Zeit gefunden, die Baumstümpfe vor der Thür des Wohnhauses zu entfernen; Binsen wachsen hier statt der Blumen und kaum kann man glauben, daß hier eines der betriebsamsten Geschäfte blüht. Aber ein Blick in diese Räume zeigt ein ruheloses Schaffen. Von hier aus gehen große Sendungen der schönsten Klaviatur- und Resonanzhölzer nach allen Weltgegenden. Vielleicht nur der baierische Wald noch allein in ganz Deutschland hat die kostbaren Bäume aufzuweisen, die hier zu ebengeglätteten Brettern zerschnitten und sorgsam in Kisten verpackt, ihren Weg durch die ganze Welt finden, um Herz und Ohr mit ihrem süßen Klange zu erfreuen. Man unterscheidet zwei Gattungen Klaviaturhölzer: die einen sehen blendend weiß aus, wie Damast, während die andern einen leichten Hauch von Rosenfarbe an sich tragen. Beide unterscheiden sich auch am Klange, indem letztere heller und geräuschvoller tönen, als erstere. Jene gehen vorzugsweise dem Süden zu, nach Frankreich, Italien, Spanien, diese sind in England, Amerika, überhaupt im Norden am gesuchtesten.

Josef Hentsch selbst ist eine interessante Erscheinung. Ein geborner Wende aus der Lausitz, ist er, wie fast alle seine Landsleute, ein Mann von großem kräftigen Körperbau, mit einem echt slavischen Typus. Er zog als ein junger sechzehnjähriger Bursche mit wenig Geld aus seiner Heimath fort, und nachdem er Ungarn und Oesterreich durchwandert hatte, führte ihn der Zufall nach Wegscheid, wo er bei dem Schneidsägebesitzer Plöcht als einfacher Sägeknecht in Arbeit trat. Hier erlangte er jene Kenntniß der zu diesen Instrumenten nöthigen Holzgattung und schwang sich vom gewöhnlichen Arbeiter zu einer wohlhabenden, in der Industrie des bairischen Waldes hervorragenden Persönlichkeit empor. Früher, als die Producte des Waldes außer den Arbeiten der Gabel- und Schaufelmacher, der Verfertiger hölzerner Teller und Schuhe, dann der Zargenschneider wenig Absatz fanden, stand es ihm frei den Baum zu bezeichnen, den er wünschte, und von dem er dann bloß das zu seinem Bedarfe nöthige Stück ausschnitt und bezahlte, während das Uebrige liegen blieb und verfaulte. Seit aber die Holzausfuhr größere Dimensionen angenommen hat und Hentsch gezwungen ist, den ganzen Baum zu kaufen, verfertigt derselbe außer Resonanzholz noch Geigenböden, Deckelholz, Schusterspähne, Zündhölzchen und Anderes.

Eine tüchtige Tour über den Arber (denn wer wird den Wald bereisen, ohne den König desselben zu besteigen?), führt den Fremden in das an dessen südlicher Seite gelegene Bergdorf Bodenmais. In seiner nächsten Nähe liegt der sogenannte Silberberg, Rothberg, auch Bischofshaube genannt. Es wird daselbst auf Schwefelvitriol, Alaun gebaut und Bode gewonnen, welche einen Haupthandelsartikel bildet und dem Berge den Namen Rothberg gegeben hat. Sein sonderbar gestalteter Kegel mit den schwarzen Granitblöcken und der dunkelrothen Erde dazwischen giebt ihm ein düsteres, geheimnißvolles Aussehen.

Bergbau wurde im 16. und 17. Jahrhundert im bairischen Walde stark betrieben, namentlich in der Lamm, wegen der Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges aber, der fast den ganzen Wald entvölkerte, größtentheis eingestellt und erst in neuester Zeit wieder in Angriff genommen. Eine Ausnahme hiervon macht das Bergwerk Bodenmais, welches trotz aller Stürme, die es nie zu einem richtigen Erfolge kommen ließen, doch auch nie ganz aufgegeben wurde.

Zu den eigenthümlichen Begegnungen, die dem in diesen Hochwäldern Wandernden aufstoßen, gehören die Stierheerden. Viehzucht ist nämlich eine der Haupteinnahmequellen der Bevölkerung, und es wird Mast-, Zug- und Milchvieh gezogen. Die Kuhheerden sowie die Kälber werden in den unteren Regionen geweidet; die Stiere aber, wie der Waldbewohner noch immer die verschnittenen Thiere nennt, werden, sobald der Schnee von den Bergen zu schmelzen beginnt, in Heerden zu einigen hundert Stücken in die Wälder hinaufgetrieben, in denen die Gemeinden das Weiderecht besitzen, wo sie dann, ohne die Zeit über unter Dach zu kommen, frei herumwandern, nur der Stimme und dem klappernden, eisenbeschlagenen Stocke des Hirten gehorchend und von Weideplatz zu Weideplatz ziehend, woher es dann kommt, daß Fremde den Wald oft wochenlang durchziehen können, ohne auf solche zu stoßen oder nur ihr Gebrüll zu hören, während die Eigenthümer genau wissen, wo um diese oder jene Zeit die wandernde Heerde sich aufhält. Es ist dieses immer ein unangenehmes Zusammentreffen für den dieses Anblickes Ungewohnten. Diese Thiere, denen man in ihrem oft mehr als halbwilden Zustande ihre Entmannung nicht anmerkt, mit ihren breiten, trotzigen Köpfen, den rothen, entzündeten Augen, aus denen Tücke und Wildheit blitzt und denen man es ansieht, daß sie die geringste Störung in Wuth setzen kann, mit ihrem kurzen, heiseren Gebrülle sind, bei ihrer außerdem noch zudringlichen Neugierde, mit der sie alles Fremdartige betrachten, stets eine unheimliche Begegnung. Ein wahrhaft erschreckender Anblick mag es gewesen sein, als, nach Beendigung eines vom Königl. Revierförster im Zwieseler Waldhaus auf dem kleinen Falkenstein veranstalteten Scheibenschießens,

die ganze Geſellſchaft, worunter mehrere Damen, den Rückweg über den Rukowitzer Schacht unter Muſikbegleitung antrat und beim Herauskommen aus dem Walde zwei auf dem dortigen Plateau zufällig in der Nähe weidende Viehheerden im vollen Galopp mit hochſtiegenden Schweifen trotz allen Zurufs der Hirten auf ſie losſprengten. Der eiſernen Ruhe der Anweſenden (wobei der Muth der Damen am meiſten zu bewundern war, obgleich keine derſelben früher eine ſolche Heerde geſehen hatte), verdankte man allein die Rettung. Die über dieſen Anblick verdutzten Thiere ſtellten ſich zu beiden Seiten mauergleich, aufeinander dringend auf und ließen ſo die Geſellſchaft durchpaſſiren, worauf ſie ſchnaubend und brüllend folgten, bis es endlich den Bemühungen der Hirten gelang, ſie wegzutreiben. Eine unüberlegte Flucht wäre gewiſſes Verderben geweſen.

Das Leben der Hirten in dieſen Wildniſſen iſt ein höchſt freudenloſes. Ein paar ſie begleitende Ziegen liefern ihnen die nöthige Milch, und in Zwiſchenräumen von zehn zu zwölf Tagen wird ihnen an die Plätze, wo ſie ſich befinden, Brod hinaufgeſchickt, das iſt ihre alleinige Nahrung. Ihre Ausrüſtung beſteht außer dem beſchlagenen, mit eiſernen Ringen verſehenen Stocke, deſſen Gerafſel dazu dient, die Aufmerkſamkeit der Thiere zu feſſeln, noch in einer eiſernen Pfanne und einer Axt zum Holzſpalten, manchmal aber auch zur Vertheidigung ihres Lebens, wenn einer ihrer Untergebenen in einem Anfalle von Muth ſich ſo weit vergeſſen ſollte, daſſelbe zu bedrohen. Bei Regenwetter liegen ſie unter einem zu dieſem Zwecke von Rinde errichteten, der Wetterſeite zugekehrten Dache oder unter einem überhängenden Felſen auf einem Haufen Laubſtreu. Wochenlang ſehen ſie oft Niemand, und ſelbſt außerdem iſt es nur ein Förſtmann oder ein Holzhauer, der im Vorübergehen mit ihnen einige Worte wechſelt. Dieſes Einſiedlerleben endigt nur der Winter, wo dann das Vieh wieder hinab in die Stallungen getrieben wird.

Der Winter ſelbſt iſt rauh und ſtets von einem ſtarken Schneefalle begleitet, der oft eine Höhe von 12 bis 15 Fuß und darüber erreicht. Wenn dann viele Häuſer ganz unter demſelben begraben liegen, die Bewohner gezwungen ſind, ſich, gleich Kaninchen, den Weg unter demſelben hervorzugraben, und der Bauer in der dunkeln Stube beim rothen Scheine des rauchenden Kienſpahnes ſeinen Webſtuhl beſorgt, ſtrickt oder ſpinnt oder ſich mit der Anfertigung von Holzgeräthſchaften abgiebt, dann raſtet das Leben im Walde keineswegs. Jetzt bringen die Arbeiter das früher geſchlagene Holz von den Schlagplätzen mittelſt Schlitten auf die ſogenannte Polterplätze an die Flüſſe und Bäche, wo es bis zu der, der Trift günſtigen Zeit aufgeſtellt bleibt. Dieſes „Holzanziehen“ iſt eine ebenſo mühſame als gefährliche Arbeit. Mit einer halben Klafter Scheiter und noch mehr hinter ſich, fährt der „Anzieher“, zwiſchen den vorderen Enden des großen Holzſchlittens ſtehend und ihn lenkend, pfeilſchnell zwiſchen den Bäumen durch den Berg hinab. Unglücksfälle ſind dabei nicht ſelten, ein geringes Ausgleiten ſchmettert den Unglücklichen an einen Stamm oder bringt ihn unter den eigenen Schlitten.

Der große Regen, der den ganzen Gebirgszug durchſchneidet, theilt den bairiſchen Wald in den ſogenannten „oberen“ und „unteren“, die beide ſowohl in dem Charakter der Gegend als auch in den Sitten und Gebräuchen der Bewohner nicht unweſentlich von einander verſchieden ſind. Im Allgemeinen unterſcheidet ſich der Wälder von dem jenſeits der Donau Wohnenden durch ſein ruhiges, ernſtes Weſen, durch ſeine Mäßigkeit, Sparſamkeit und unermüdliche Thätigkeit, wozu ihn der karge, dem Felſen abgewonnene Boden zwingt. Sein Wuchs iſt größer und hagerer als der des anderen, welcher mittelgroß und ſtämmig iſt. Aber eines haben Beide zuſammen gemein, das iſt perſönlicher Muth, und Beiden iſt große Körperkraft das höchſte Ideal. Mancher kräftige Burſche verlor ſchon ſein Leben, weil er einer Gefahr nicht ausweichen wollte, der er augenſcheinlich unterliegen mußte, um nur nicht

zur Tüchtigkeit gezogen zu werden. Fromm glauben und nichts fürchten sind seine beiden Hauptlebensmaximen.

Der obere Wald ist zahlreicher bevölkert und in ihm finden sich alte Städte und Märkte, während der untere nur allmälig besiedelt wurde und nur wenige Orte sich eines gleich hohen Alters rühmen dürften wie jene. Auch jetzt noch besitzt der untere Wald noch weit mehr von seinem ursprünglichen Charakter, während der obere, namentlich um Cham, fast ganz entwaldet und Agrikulturgelände entschieden vorherrschend ist.

Kein Lastwagen konnte einst diese Kommunikationswege befahren, alle Waaren wurden von Pferden getragen. Um diesen Verkehr zu fördern, wurde jedem Saumer, der zur Tageszeit sein Pferd auf dem Wege verloren, sieben Schillinge weniger zehn Pfennige Ersatz geleistet. Jetzt führen nicht allein von Ortschaft zu Ortschaften die schönsten Straßen, die auch wegen des lockeren Bodens bei schlechtem Wetter gut zu begehen sind, sondern selbst auf die höchsten Berge ziehen sich wahre Kunststraßen hinauf, so daß man dieselben ohne alle Beschwerde begehen und befahren kann.

Zum Schlusse noch einige geologische Merkwürdigkeiten aus dieser Gegend. Die berghohe Kuppe des Lusen besteht aus vier übereinander geworfenen Steinplatten von ungefähr 3 Fuß Dicke und Breite und fünf Fuß Länge. Durch die Klüfte der einzelnen Steine kann man oft mehrere untereinander liegende Trümmer sehen, die alle genau gleich gestaltet sind. Daß ein urweltliches Meer auf den Rücken großer Eisfelder diese Trümmer an dieser Urgebirgsmauer abgelagert hat, läßt sich annehmen, aber woher diese überraschende Gleichförmigkeit dieser „ersten Wanderer?" Die Kuppe ist kahl; nur am Fuße derselben kriecht die Krummholzkiefer zwischen den Felsmassen durch; das ganze Bild aber erhält durch eine gelblich grüne Flechtenart, die die Steine bedeckt, eine höchst eigenthümliche Stimmung. Klingenmber steht jungfräulicher Urwald. Auf dem sumpfigen Plateau, reichlich mit Haidekraut bewachsen, stehen einzeln riesige, vom Blitze zerrissene Bäume, von der Rinde entblößt, und sehen mit ihren weißen Leibern und den starren, dürren Aesten leichenhaft gespenstisch aus. „Eisbären" nennt sie der Wildler. Die Kälte, verbunden mit den scharfen Winden, die da oben herrscht und ein schnelles Wachsen der Bäume verhindert, ist auch die Ursache, daß sie weniger schnell faulen, als ihre Brüder tiefer unten. Die gestürzten und halbverfaulten Stämme, die man überall trifft, heißen „Stannen". Es ist ein eigenthümlicher Anblick, solche Stämme daliegen zu sehen, wie auf ihren vermoderten Leibern schon wieder hundert kleine Bäumchen hervorwachsen, die vom Thau triefend, wie fröhliche Kinder in die Höhe gucken und sich ihres Daseins zu freuen scheinen.

Die Monate August und September sind zum Bereisen des Waldes die geeignetsten, namentlich der letzteren, wo die Hitze nicht mehr so drückend in den steinigten Thälern liegt, die Luft am reinsten und der Fernsicht am günstigsten ist. Wer noch soviel von männlicher Kraft besitzt, daß er eine stärkende Fußwanderung dem schlaffen Reisen im gepolsterten Wagen vorzieht, wird gewiß stets mit hoher Befriedigung der Genüsse gedenken, die ihm sein Ausflug in diese Berge verschaffte.

Litthauen.*)

Im höchſten Norden unſers Vaterlandes, durchſtrömt von den Flüſſen Pregel und Memel, liegt ein Ländchen, wenig genannt, noch weniger gekannt; reich an Genügſamkeit, reicher an Poeſie; die Genügſamkeit iſt erklärlich, die Poeſie iſt überraſchend; keine ſtolzen Felſen, keine hohen Gebirge, keine ſchäumenden Waſſerfälle erheben die Seele zur Sehnſucht nach dem Erhabenen, oder ſtimmen ſie zu ſüßen Träumereien, und doch iſt das Ländchen das poeſiereichſte des ganzen weiten Vaterlandes, dabei Vielen kaum anders bekannt, als durch ſeine Pferdchen, die den Namen „Litthauer" für alle kleinen Pferde gebräuchlich gemacht hatten, bis ihnen in neuerer Zeit auch der durch den Namen „Penny" genommen wurde. Freilich bietet die Phyſiognomie des Landes wenig Anziehendes, eine faſt ununterbrochene Ebene ſtreckt ſich von einer Grenze zur andern, nur bei Memel ragt eine Hügelkette hervor und die Landzunge der kuriſchen Nehrung dehnt ſich meilenlang und trennt die Oſtſee vom Haff wie ein kunſtvoll angelegter hoher Damm, aufgethürmt von ſchneeweißem Sande; auf der Sonnenſeite das Auge blendend wie eine Silberwand, von der Schattenſeite aus geſehen, in die blauen Fluthen hineinragend, wie ein dunkles, dichtbewaldetes Gebirge. Nur der Saum zeigt ſolche Romantik, im Innern herrſcht die Proſa vor. Zwar wechſeln goldene Weizenfelder mit braunen Torfmooren, ernſte Tannen in ſtolzer Haltung, dunkler Tracht und dunklem Haar, mit heitern jungfräulichen Birken im weißen Kleide, den Nacken geneigt, als freuten ſie ſich ihr hangendes Haar im Winde wallen zu ſehen; Kleefelder in roſa und grün gekleidet, unabſehbare Flächen mit dem Lila des Heidekrautes geſchmückt, ausgedehnte Moräſte, in denen das Elennthier**) haust, endloſe Wieſen und Koppeln, wo Pferde, halbwild, aber gutmüthig, wo Roſſe vom älteſten Adel und feinſter Zucht, aber oft bös von Charakter, reichliches Futter ſuchen und finden. — Doch gewährt dieſer Wechſel kein buntes Bild, am wenigſten ein phantaſtiſches. Die Räume ſind zu groß und weit, auf denen der Wechſel vertheilt iſt, ſo daß der Reiſende den Eindruck einer ermüdenden Einförmigkeit in ſich nähme, wenn er nur das Land und nicht die Leute kennen lernte. Das Letztere geſchieht ſo ſelten und iſt doch ſo leicht.

„Geh' den Frauen zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort"

ſagt Goethe, was er von den Frauen ſagt, gilt von den Litthauern, minder gilt die Fortſetzung:

„Doch wer dreiſt iſt und verwegen
Kommt vielleicht noch beſſer fort."

Es liegt etwas halb Zaghaftes wie in der Jungfrau, halb Vertrauendes wie im Kinde im Charakter der Litthauer; ſie haben dieſe Eigenſchaften, während der Jahrhunderte ſtürmi-

*) Vom Verfaſſer der Abhandlung „Deutſche Gaſtfreiheit" im I. Bande, in welcher auf Litthauen Rückſicht genommen wurde.

**) Elen heißt Hirſch, daher der Name Elenn und nicht Elend, wie Viele glauben, weil man im gewöhnlichen Leben mit dieſem Namen auch die fallende Sucht (Epilepſie) bezeichnet und der irrthümlichen Meinung iſt, das Elenn leide an dieſer Krankheit und ſeine zu Pulver gebrannten Klauen ſei ihnen ein Heilmittel dagegen. Der Irrthum entſtand aus der Wahrnehmung, daß Menſchen, die an Epilepſie leiden, bei den Krampfanfällen zu Boden ſtürzen und mit den Extremitäten zucken, und daß man beim Elennthier dieſelben Erſcheinungen bemerkte; bei ihm aber ſind ſie kein Krankheitszeichen; wenn ihm ein Sumpf in den Weg kommt, legt es ſich auf die Seite und ſchnellt ſich, indem es mit den Beinen zuckt, über denſelben fort.

ihre Nationalität der Polen und phlegmatischen Herrschaft der Deutschen in ungestörter Innigkeit und Frische bewahrt. Ihr Thun und ihre Tracht, ihr Schmuck und ihre Sprache offenbaren eine Zartheit und Zärtlichkeit, eine Sinnigkeit und Innigkeit, die ich bei keinem anderen Mädchen in solcher Liebenswürdigkeit gefunden habe; man fühlt sich unter ihnen in einer neuen Welt, aber die ungewohnte Weise stößt nicht ab, sie heimelt uns an. Ihre Sprache hat keine Aehnlichkeit mit der in ihrem nächsten Umgebungen gesprochenen: der deutschen und slavischen; sie erinnert in ihrem Klange an die griechische so auffallend und so unaufhörlich, daß man in einer litthauischen Predigt sich eben so unnütz als unausgesetzt abmüht, sie zu verstehen, weil man meint, der Redner spreche griechisch. Es giebt Menschen, die lieben Freunden und Verwandten so ähnlich sind, daß man sie unaufhörlich ansehen muß, obgleich man sich sagt: sie sind's nicht! ähnlich ergeht es uns mit der litthauischen Sprache. Bei den Freunden kann es uns schmerzen, wenn Andere ihnen so ähnlich sehen, weil es eben nur die Züge des Gesichts sind und nicht die des Geistes; bei den Litthauern aber wird uns die Sprache lieb, nicht nur ihres mild-melodischen Klanges, auch des Gemüthslebens wegen, das sie offenbart. So drückt sie die Seeleneinheit der Gatten dadurch aus, daß sie für Gattin die weibliche Form des Wortes „selbst" (pati) und also der Mann sein Weib: „mein selbst" nennt. Darin liegt noch mehr Innigkeit als in der gemüthlichen schlesischen Sprachweise, in welcher der Mann seine Frau nur mit „meine" bezeichnet. Dagegen nennt der Bräutigam in Litthauen sich der Braut gegenüber oder im Liedern niemals metulis (der Liebste) oder jannekis (der Bräutigam), sondern er nennt sich nie anders, als boruglis, das heißt Knechtlein, wie es denn früher Sitte war, daß ein Jüngling, der um ein Mädchen warb, sich bei den Eltern desselben auf längere Zeit als Knecht vermiethete. Solche Sprache ist für das Volkslied besonders geeignet, und wirklich ist das Volkslied dort heimisch; Mädchen, Jungfrauen untereinander, oder auch Jünglinge und Mädchen singen Wechselgesänge aus dem Stegreife; wo Einer aufhört knüpft das Andere an, fast immer sind die Bilder aus der sie umgebenden Natur genommen. Möge ein Wechselgesang hier Platz finden, freilich in einer Uebersetzung, die dem Original weit nachsteht an Wohllaut und Innigkeit;

Sie.

Ich schweife ohne Frieden
In Wur und Wald umher,
Wir armen Kummermüden
Sind Herz und Füße schwer.
Stiefmutter trieb im Zorn
Mit Worten spitz wie Dorn
Mich aus dem Hause, daß ich soll'
Nach Winternai und Sommerschnee.
Ich treff' sie nicht, wer sagt mir an,
Wo ich die Beiden finden kann?

Er.

Du sollst sie beide haben,
Du liebes treuloses Kind,
Sei nur für diese Gaben
Mir mild und hold gesinnt.
Gieb mir Dein goldnes Ringlein,
Versprich, daß Du mir hold willst sein
Und alsbald ich komm mit Dir grad'
Nach Winternai und Sommerschnee.

Sie.

O Du bist unbeschieden!
Und doch — der Ring sei Dein,

Sohn: Du vor meinem Leben
Daheim mich nur behüte.
Da, nimm mein gold'nes Ringlein,
Ich will von Herzen hold Dir sein.
Hilf nur, daß ich nach Hause geh'
Mit Winterwei und Sommerschnee.

Er.

Er komm Du trautes Leben,
Komm mit zum Tannenhain,
Da werde ich Dir geben
Ein grünes Zweiglein,
Das gieb der Mutter kund und kund,
Dann Tannengrün ist Winterwei.

Dann laß uns weiter ziehen
Zum weißerrothen Strand.
Daß da die Wellen fliehen
Durch Deine roth'ge Hand
Und nimm den weichen Schlaf der Ger,
Dann Meerschaum ist Sommerschnee.

Wechselgesänge der Liebenden fand ich bei manchen Völkern, z. B. bei den Polen im Krakowiak*). Wechselgesänge zwischen Mutter und Sohn hörte ich nur in Litthauen; der Sohn bittet die Mutter um ihren Segen, er will in den Krieg, die Mutter schildert ihm die Schrecken des Krieges, er finde da keine Schlafkammer, kein Bett, keine weiche Decke. Der Sohn bittet: Laß mich ziehen, das Schlachtfeld wird meine Kammer sein, der Nachthau meine Lagerstätte, der Nebel mein Deckbett. Da segnet sie ihn und schickt ihn in's Feld zu den Brüdern, daß er vereint mit ihnen den Sieg heimbringe. Die Melodieen ihrer Volkslieder, Dainos genannt, sind weich, träumerisch, wunderbar, anziehend; aber auch ihr Choralgesang hat eine lockende Eigenthümlichkeit. Blasen doch selbst die Litthauer Postillone ganz anders als unsere, so sehnsüchtig, so in schmerzlicher Lust und wonnigem Leide, daß man mit den Tönen vergehen möchte in Lust und Hauch. —

Eigenthümlich wie der Gesang ist ihre Tracht; die Frauen tragen wollene Kleider von eigenem Gewebe mit breiten, bunten Streifen, weiß, grün, roth, blau; um den Kopf ein farbiges Tuch, turbanartig gewunden; die Jungfrauen tragen ihr Haar in breiten Zöpfen geflochten, nach der Stirn zu wie Ammonshörner gewunden; die Stirn geschmückt mit einer Binde, ähnlich den Kopfbinden der Vestalinnen. Tritt man in eine Bauernstube und sieht die Töchter mit der Stirnbinde, wie sie am Stickrahmen mit gespitzter Holzfeile aus freier

*) Der Krakowiak ist ein Nationaltanz, der im raschen, munteren Tempo, gewöhnlich von 4 bis 6 Paaren getanzt wird, der Vortänzer tanzt mit seiner Dame und den nachfolgenden Paaren zur Musik hin, da bleiben sie stehen, in dem Augenblick verstummt die Musik. Er singt nun eine Strophe in der Weise der Tanzmelodie, die Musik ertönt von Neuem, er faßt seine Tänzerin und durchstürmt mit ihr, während die anderen folgen, den Tanzsaal und die anstoßenden Räume, kehrt zur Musik zurück, die bei seiner Ankunft wieder verstummt; jetzt erwidert die Tänzerin seine Strophen in abwechselnder oder gewöhnender, verändernder oder gemüthlicher Weise. Sie tanzen weiter, kehren wieder, er erwidert die Erwiderung, so ebenfalls. Zwischen den Strophen wird immer getanzt. Das wird so lange fortgesetzt, bis das erste Paar meint, daß es genug sei; dann tritt es hinter das zweite Paar zurück, das dadurch erhöht wird, und es ebenso macht. Sind Alle an der Reihe gewesen, so endet der Tanz, der in der gebildeten Gesellschaft, wie auf Bällen, aber wohl im engeren Kreise vorkommt, während er auf dem Lande bei der Erntetagsmahl im Kruge soll niemals fehlt und oft Gelegenheit giebt zu bald zarten, bald schelmischen, auch wohl zu derben Anspielungen auf Oertlichkeiten und Persönlichkeiten. Gleich die Musik des Krakowiak, so drängt sich Alles dahin, um die Gesänge zu hören, zu beobachten oder zu bestaunen. Auf dem Dorfe schlagen oft die Anstrengenden die Musiker an, um zu verderben, was trefflich gesungen wird.

Hand gefällige Muster aufzeichnen und mit der Nadel ausführen in buntem Zwirn, Wolle und Seide, so wird man in's griechische Alterthum versetzt und die Physiognomien der Stickerinnen stören die Täuschung nicht; sie zeigen oft wahrhaft klassische Gesichtszüge; selbst unter den Müttern kein altes, häßliches Weib, wie wir sie bei uns auch außer dem Spittel so häufig finden. Alles ist schmuck an ihnen, der Sonntagsstaat ist's freilich ganz besonders; da paradiren die Mädchen in blauer, mit Fischotterpelz verbrämter Kasawaika, mit Goldtressen und Goldschnüren reich besetzt, ein breiter, buntgewirkter Gürtel, von dem starke Quasten herabhängen, umschließt die Taille; blendend weißes Tuch von feinem Linnen, geschmackvoll gefaltet, hängt vornehm über die Schulter und giebt der Trägerin das Ansehen einer Fürstin und die reiche Stickerei ist mehr als bloße Zier; wenn wir sie studiren, finden wir zu unserer Ueberraschung sinnvolle Sprüche und Verse, von der Trägerin selbst ersonnen und gedichtet.

Einfacher, aber ebenso eigenthümlich und kleidsam, ist die Tracht der Männer; selbstgewebte blauwollene Röcke, dicht zugeknöpft, decken ihren Leib, blonde lange Haare ihren Kopf, eine Art dunkeln Tuchhelmes schützt ihr Haupt, ein ähnlicher Halsharnisch schließt sich an den Helm, der mit offenem oder geschlossenem Visir getragen werden kann, je nachdem die Witterung es gestattet oder gebietet. Ein breiter Lederriem umgürtet ihre Taille, während selbstgefertigte, sandalenartige Flechtwerk von Lindenbast, porenke genannt, ihre Füße bekleidet. Ihre Lebensweise ist einfach, ihr Brod ungewöhnlich gut, da sie das Getreide dazu in der Regel nur schroten; sie besitzen sich dazu der Handmühlen, deren jede Haushaltung eine eigene besitzt, ähnlich den großen Kaffeemühlen unserer Spezereihändler. Kartoffeln sind ihre gewöhnliche Speise; dagegen ein geläuterter Brei, mit Milch übergossen (kisielius), Sauerkraut mit Speck (szaugzinis), Buttertig mit Safran (skaltiwosa) sind Leckerbissen; in den Fischgegenden kommt Fisch fast täglich auf den Tisch, Brod oft nur an Festtagen; ihr Getränk in der Ernte ist Alaus, ein Haferbier, bei Hochzeiten Meth, aus gegohrenem Honig bereitet, zuweilen feurig und edel wie alter Ungarwein. Ihre Hochzeitgebräuche, ja selbst ihre Hochzeitreden und Gegenreden gleichen, wie mir Graf Luki sagte, der viele Jahre in Griechenland gelebt, den neugriechischen Zug um Zug und Wort für Wort. Als er Abbildungen litthauischer Frauen und Jungfrauen, die ich mitgebracht hatte, bei mir sah, hielt er ihre Trachten Anfangs für neugriechische, selbst die Gesichtszüge erinnerten ihn an die Neugriechinnen. Wie er mir sagte, gleicht die weibliche Bevölkerung beider Länder sich auch darin, daß sie an Lebendigkeit und Regsamkeit die männliche übertrifft. Der Grund dieser Aehnlichkeit liegt wohl darin, daß in beiden Ländern, ähnlich wie in Ostfriesland, die Mädchen und Frauen weniger mit schwerer, Leib und Seele erschöpfender Arbeit belastet und überladen sind, als in anderen Ländern, nur daß das in Griechenland, wie Luki sagte, seinen Grund in den leichter zu befriedigenden Bedürfnissen, in Litthauen seinen Grund in dem weiblichen Sticken und Weben hat; Beides beschäftigt, ohne zu erschöpfen, es gestattet sinnige, beschauliche Betrachtung, während die Arbeit mit Pflug und Flegel, mit Sense und Schlägel alle Kraft so sehr in Anspruch nimmt, daß die Rast nach dem Hause nicht zu geistiger Thätigkeit, sondern zu dem Ausspannen der Muskeln und Nerven verwendet wird, bei dem, wenn auch der Leib nicht schläft, doch die Seele dämmert; demnach ist der Litthauer lebendiger, als seine deutschen und polnischen Nachbarn; er ruht mehr seiner Arbeit wegen als sie, er ruht zu Pferde. Mit seinen Füßen berühret er nur selten die Erde; in den fischereigebenden Wassergegenden fährt er zu Kahne, in den Ackerbaugegenden reitet er, nach der Kirche wie nach dem Jahrmarkt, nach der Kindtaufe wie nach der Schmiede. Soll der Knecht ein Bund Stroh oder einen Backtrog zum Nachbar bringen, so zieht er ein Pferd aus dem Stall, besteigt es, läßt sich vom Herrn, der solchen Dienst ganz in der Ordnung findet, Bund oder Trog aufs Pferd reichen, um sie an's Ziel zu reiten. Weiber und Töchter sind gleich den Bären und Bullern wahre Ge-

tauren; ſie reiten von Kindheit an mit Luſt und Sicherheit und — Anmuth, obgleich ſie nicht wie unſere Damen, ſondern wie unſere Huſaren zu Pferde ſitzen: rechts und links in jedem Steigbügel einen Fuß. Durch ihre ſehr weiten Röcke machen ſie es möglich, daß der Anſtand dabei nie verletzt wird. Dieſe Gewohnheit des Reitens ſteht nicht im Widerſpruch mit der Jungfräulichkeit der Töchter des Landes; auch unſere Töchter, und die zarteſten unter ihnen am meiſten, fühlen einen geheimen Zug zum edlen Roß, einen ſtarken Trieb, es zu beſteigen; ſie thun es leidenſchaftlich gern, wo ſie unbeobachtet ſich glauben, die weiblicheren unter ihnen ſcheuen nur die Oeffentlichkeit und die Blicke der Männer, während die unweiblicheren beide ſuchen. Jener Trieb iſt in Litthauen leicht zu befriedigen, es iſt das pferdereichſte Land Europa's; nur in einem ſolchen Lande konnte der große Kurfürſt ſeine berühmte Schlittenfahrt über's Haff unternehmen und durchführen, denn nur in einem ſolchen Lande, wo jedes Weib zum Courier wird, das von Dorfſchaft zu Dorfſchaft ſprengt und Alles in Bewegung bringt, wo der Bauer gewohnt iſt, über's Meer zu jagen, dabei nicht nur ſeine Roſſe zu lenken, ſondern auch ſeinen Schlitten zu ſteuern, der mit Brettern, Stangen, Pfählen, Seilen, und einer neun Ellen langen Deichſel für alle Fälle verſehen iſt, — nur da war eine ſolche Fahrt möglich. Sie iſt nicht ohne Gefahr und eben deshalb nicht ohne Luſt. Labiau iſt von Memel achtzehn Meilen, in dem chauſſeeloſen Litthauen alſo zwei ſtarke Tagereiſen entfernt, die drängt der Bauer auf dem gefrorenen Haff in eine halbe zuſammen; der Athem vergeht dem Reiſenden eher als den Pferden, die unaufhörlich galoppiren, während der Führer hinten auf den Schlittenkufen ſteht und als erfahrener Steuermann mit Eisſtacheln unter den Sohlen das Fahrzeug hemmt und hält, daß es der Wind nicht erfaßt und von der Seite den Pferden in die Beine treibt, oder während er bei zu breiten Spalten im Eiſe raſch von Brettern, die er zu dem Zwecke bei ſich führt, eine Brücke baut; die ſchmaleren, d. h. etwa nur ellenbreiten, erzeugen keinen Aufenthalt, die werden von Pferden und Schlitten im Fluge überſprungen. Im Fluge geht in Litthauen jede Fahrt, jeder Ritt, jede That; Raſchheit iſt den Leuten ebenſo eigenthümlich als Zartheit, ſo daß die Raſchheit nicht Rohheit, die Lebendigkeit nicht Ungeſtüm wird; ich wenigſtens habe während meines Aufenthalts in Litthauen nicht ein einziges Mal Lärm oder Zank wahrgenommen.

Oſtſeebilder.

Von Eugen Kühnemann.

Wir halten heute in reichen Gebirgsſcenen das Waſſer für das Auge der Landſchaft. Daß das Waſſer aber allein die reichſte Landſchaft ſein könne, daß die oceaniſche Landſchaft den Reiz aller andern erreichen und mannigfach abwechſeln könne, das hat offenbar nicht immer in dem Bewußtſein derer gelegen, die die heimiſche Scholle verlaſſen, um an fremder in fremder Luft zu geſunden. Ich meine nicht nur die körperlich Kranken, die ein beſtimmtes Leiden an beſtimmt geſuchter Quelle löſen mögen: geſunden wollen alle die, die auch nur für Tage die beengenden Mauern der Stadt verlaſſen, um in fremder Umgebung der Sorgen des alltäglichen Lebens ledig, den Athem frei zu heben. Unſere Zeit ahnt, wie keine vor ihr, über dem Waſſer, über dem Meere, das Wehen einer heilbringenden, kräftigenden, befreienden Luft. Bei einem Arzte wirken die Mittel, mit denen er einem Leiden zu ſteuern ſucht, viel durch das Vertrauen, das ihm und ſeinen Mitteln entgegengebracht wird.

Dieses Land längs der deutschen Ostseeküste hat sonst wenig Fremde zu sich gelockt und gastfreundlich von Memel ab am Strande entlang eine Reise machen würde, dem könnte es nicht entgehen, daß die Zeiten, daß die Meinung der Zeit über das Land sich gar gewaltig geändert haben müsse. Er würde auf dem Wege die kurische und frische Nehrung hinunter, bei Neufahrwasser und Zoppot nach der Halbinsel Hela hinauf und wieder die pommersche Küste hinab zu den Inseln bei dem Ausflusse der Oder bei Misdroy, Swinemünde und Heringsdorf vorüber, hinauf nach der Insel Rügen, seine Reise mit der mecklenburgischen Küste und Travemünde endend aus den mannigfaltigen und doch unter sich ähnlichen Neubauten zu dem Schlusse gelangen, daß fremde Gäste gleich ihm die nördlichsten Marken Deutschlands aufzusuchen weit und breit Verlangen tragen müssen.

In ländlichen Fischerdörfern prangen eine Anzahl großstädtischer Häuser, das Strohdach wechselt mit dem platten auf Säulen ruhenden Dache Italiens und zu der Tenne, auf der die Dreschflegel gleichmäßig Takt schlagen, sieht die Veranda eines Hauses hinüber, in der der Luxus der reichsten Morgentoilette sich ausbreitet. Die Heerde des Dorfes wird auf die nahegelegene Wiese getrieben und das Brüllen der Ochsen klingt in das Morgenständchen hinein, welches die Kapelle des Orts einem Neuangekommenen bringt. Das Treiben in und das außer der Stadt erscheinen in lebendigem Contraste neben einander. Dem Auge des Malers könnten ausfahrende und heimkehrende Fischer, könnte die Treibhausindustrie des ganzen Lebens, der man es ansieht, daß sie für wenige Monate berechnet ist und mit dem rauhen Herbstwinde verweht wird, könnte das Leben der See ein abwechselungsreiches Schauspiel sein — aber nein, Schauspiel und Schauspieler, der geschmückte Abend des städtischen Lebens, drängen sich in den vollen, hellen Tag hinein. Die Zuschauer, im Innern sitzend, blicken hie und da von den Brettern nach der blauen, unendlichen See hinüber, deren Getöse die schwachen deklamirenden, kokettirenden Menschenstimmen übertönt.

Es könnte scheinen, als meinten wir auf dem ganzen Wege keine Stadt zu berühren, als gäbe es an ihm nur Fischer- und andere Dörfer mit oft gar wunderlicher Maske. Entfernt nicht. Aber auch die Städte tragen ihr individuelles Ansehn. Sobald sie nur der See so nahe liegen, um Seebad sein zu können, wird jenes zu Tage treten. Die unbemittelten Einheimischen — und diese bilden selbstredend überall die Mehrheit — schränken sich auf das geringste Maß ihrer Wohnung ein, die bessern Zimmer den fremden Badegästen überlassend. Das dolce far niente der Letztern ist ein frohes Fest nach langen sauren Wochen. Die Einheimischen sehen an den Ankömmlingen aber nur jenes, das sie nicht mitfeiern können und das eine Art von neidischem Unterhalten erzeugt. Auch hier giebt es eine Wirkung durch den Contrast, die den Witz reichlich zu beschäftigen wissen würde. Es giebt aber auch an einzelnen bevorzugten Stellen eine selbstständige mächtige Wirkung, die die Stadt an der See reich erhebt. Wo letztere in einem Hafen ihre Endschaft findet, wo die Schifffahrt ihr vielgängiges Wort in die Sprache des Badelebens hineinspricht, da entfaltet sich ein Drama auf hohem Kothurn. Mit dem Seebade als solchem hat dasselbe nichts zu thun. Jenes ist eine Kurmethode unter vielen. Die freie große Luft und die recht eigentlich erhebende Umarmung der gewaltigen Wassermasse, die von hier aus die ganze Erde umgürtet, sind der nächste Zweck der Reise.

Das Bad, welches mit dem Hineintauchen in das fließende Wasser eines Stroms, das Badende eines Landsees nur denselben Namen trägt, das aber von diesem verschieden ist wie der gemalte von dem wahrhaftigen Frühling, das Bad ist Zweck und Ziel. Deshalb ist die frühere Frage als die nach der landschaftlichen Lage, die nach der Mächtigkeit des Wellenschlags.

Dies soll kein Blatt für Kranke, kein Recept für Badende sein. Wir aber in die Landschaft der See, in die oceanische Landschaft mit liebevoll und verständnißinnig aufmerk-

wandern Blicke sich hineingesehen, der folgt gern aus dem Arbeitszimmer, in das das Geräusch rollender Wagen, lärmender Menschen störend dringt, auf die Mole, auf der er ohne Ende ausschauend gesonnen, beglückt gefunden, was seine Schönheit, sei's ebenen, sei's gebirgigen Landes, wiederbringt. Ihn rufe ich und er mag noch einmal im Segelboote sich den wogenden Wellen anvertrauen, im Dampfer über See sich forttragen lassen: manch' Bild reicher Erinnerung ist zu beleben, wieder aufzufrischen.

Wo — beispielsweise in Memel, Pillau, Neufahrwasser, Swinemünde, Warnemünde — eine Mole, ein fester Steinweg, weit in die offene, ihre Wellen an ihm brechende See hinausragt, da ist sie der Lieblingsspaziergang aller derer, die in der einzigen Musik, dem einzigen Bilde immer von Neuem Anregung und Befriedigung finden. Sei's daß Baken, die Wahrzeichen des Schiffers für die Fahrt zum Hafen, dort errichtet sind, daß Bänke Ruhepunkte nach weitem Spaziergange bieten oder daß das harte Pflaster zum Niedersitzen einladet: der Tag in seinem ganzen Verlaufe und später der reichgewölkte Sommerabendhimmel sehen auf die rastenden, sich abwechselnden Gäste.

Wasser, Wasser, nichts als Wasser, wirft einer dazwischen, ein ewiges Einerlei, ein Kommen und Gehen, ein Genuß ohne Form, Ruhe und Ziel.

Ueberall belegen die Einzelnen und belegen die kleinen sich bildenden Gruppen, daß das Auge unserer Tage dem nicht beistimmt. Die ewige Bewegung ist ihm kein' ewiges Einerlei, ihm liegt in dem Wechsel der auf- und niedertauchenden, sich wogend hebenden senkenden Wellen, ihm liegt in dem Hineinschauen in den Seegang, der ihm die Brust hebt, der ihn hinausträgt zu allem, womit Hoffen sich verbindet, der ihn zurückführt in das ahndungsreich gefüllte Herz, ein Reiz, dessen Zauber tief ist und unergründlich wie die See selber.

Wer sieht dort starren Blickes in die Wellenbewegung? Das ist kein Fortschreiten des Wassers, das ist die nämliche Bewegung zu Berg und Thal und hat die fluthende Masse zur Wellenhöhe sich erhoben, so sinkt sie in sich selber zusammen. Sie stößt die nächste und wieder die nächste — die Erhebung wird größer und größer der Fall, bis die scheinbar fortschreitende Woge den Grund ergicht. Kaum ist dieser berührt, kaum ist es fest unter ihr, so steigt sie allmälig steil und kurz an, berührt in flach und weit ausholenden Kreisungen den Strand, um wieder zurückgetragen zu werden. Der Fortschritt und das Erreichen des Bodens waren nur Schein. In Wahrheit wiederholt sich tausendfältig das Bild des Abmühens derselben Bewegung an derselben Stelle. Doch nein. Da treffen die neben einander sich drängenden Wellen in ihrer Höhe oder Tiefe auf einander, sie treiben sich eine die andere hinauf, hinunter, bis die mächtigere die andern verschlingt, sich gestärkt hebt, um von Neuem zu beginnen, was sie eben vollendet. Das Alles scheint jenem Auge ein trübes Bild und all' das nutzlose Abquälen, die übel verdeckte Zirkelbewegung um den einen letzten Punkt, das Ende aller Dinge, all' das vergebliche Erheben, dem der Fall auf den Fuß folgt, mit Eins: das Leben selber gähnt in betäubend dumpfem Getöse aus der unendlich weiten Wasserebene ihn an.

Welch' anderes Bild sieht aus ihr jener blondgelockte Mädchenkopf sich heraus. Mag der Wind die Meeresferne zu zahllosen Wellen erschüttern, zu Füßen des heitern Kindes wiederholt sich ein heiteres Schauspiel. Ein schäumender Wellengruß sucht in graciöser Leichtigkeit das Land, verschwindet hüpfend hinter einem Stein ihm einen glänzend weißen Schleier überlegend, kommt wieder und wieder zum Vorschein, zerzischt perlend in Tropfen, die neckend in die nächste Woge tauchen. O Traum der Jugend, o Maiengrüße des Himmels!

Stolz blickt darüber hin das Auge des Jünglings, dem das Leben nur deshalb trübe scheint, weil die Gefahren und die Gelegenheit, trotzigen Muth zu erproben, so gar selten

seine. Die Welle reizt ihn vor Allem, die gegen die steile Steinwand der Mole anprallt. Je höher die Wand, der Widerstand, desto höher hebt sich die Welle, stürzt in die Tiefe und schreitet, das Wasser bewegend, in entgegengesetzter Richtung gegen die spätern Wellen, die auch hinauf wollen. Das stößt sich an und ab, ein ungelöster Widerspruch.

Auf der Bank, die Schultern nah' aneinander, das Haupt einer dem andern zugeneigt, sitzt ein liebend Paar. Die Hände suchen sich; sie meinen, unbemerkt. Die Blicke schweifen mit einander in die weite, die blaue Ferne, in die blaue Tiefe. Die sich verlaufenden Wellen tauchen in weißen Schäfchen einen süßen Gruß hinauf. Der Meeresspiegel, der zu vollkommener Ruhe in der Ferne sich ausdehnt, unterbreitet dem Himmel seine blaugrüne, tiefe, geheimnißvolle Farbe. Jede Wolke, die über den Himmel fliegt, fliegt über das Meer, jeder Sonnenblick erleuchtet beide, jeder Gewitterschauer trübt beide.

In dem ewigen Einerlei lebt ein mannigfaltiger, ein ewiger Wechsel. Wie ganz anders blicken alle jene Augen in dieselbe Nähe, dieselbe Ferne, wenn der gestirnte Himmel sich über die tief und laut rauschenden Wogen dehnt, bis er am Horizonte sie küssend sich mit ihnen vermählt. Bei Tage blickt, bei Abend spricht die See ihre Wundermärchen, die an der Ostseeküste nicht minder zauberhaft, nicht minder reich und glühend sind, als in südlichen Klimaten. Da lernt sich das feuchtverklärte Blau und das willenlose Gedrängtwerden zur Tiefe verstehen. Jene Jungen, rufige Matrosensöhne, sind der hoch aufschaukelnden Bewegung des Kahns längst gewohnt und lächeln der ängstlichen Vorsicht des Fremden, den die Neugier hinausgetrieben. Wie der Bursche sein Ruder ansetzt und, es an sich zu ziehen, sich weit hinten überlegt; wie sein Auge dabei über das Meer fliegt voll Sehnsucht und Verlangen! Noch ist die ersehnte Stunde nicht gekommen, in der die Brigg zum ersten Male mit ihm auslaufen wird, aber sein Herz träumt schon eine Zukunft als Steuermann auf einer Barke. Es ist bekannt, daß sein Stand mit der Liebe an seinem Berufe hängt wie der des Seemanns. In seinem Elemente liegt etwas Dämonisches und eine lange Kette von Gefahren verbindet die See mit ihm. Aus jeder Seemannsfamilie begräbt das weite Meer hier einen Vater, dort einen Sohn, aber das Grab schreckt nicht.

Ein Schiff ist in Sicht! Der große Rheder und Kaufherr hat an sein Haus einen Thurm angebaut, sein „Kiek ut." Das ist in ihm ein Leben, Treppe auf, Treppe ab, ein Ausschen mit den langen Fernröhren nach der hohen See. Am fernen Horizonte schimmern Mastspitzen, die See geht hoch, das Schiff muß hineinbugsirt werden. Im Hafen liegt der kleine Dampfer bereit, auf gegebenes Signal auszulaufen und ein kommendes Schiff hereinzubringen. Das Signal wird eilends aus dem Kaufhause nach dem Hafen gebracht. Zu spät. Schon saust ein anderer Schleppdampfer vorüber und steuert seewärts, die Diana, der Dampfer eines Konkurrenten. Es koste was es wolle, er muß überholt werden. In wenigen Minuten ist alles bereit, den kräftigen Imbiß, den großen Flaschenkorb voll schweren Portweins und Scherry nicht zu vergessen. Zum Jubel der im Hafen liegenden Schiffe, die um die Concurrenz der beiden Dampfer wissen, geht dann auch der zweite hinaus. Sie tragen beide stolze der griechischen Götterlehre entlehnte Namen, die Matrosen auf beiden aber haben mit schmutzigen Eselnamen die Wiedertaufe an ihnen vollzogen. Auf dem später ausgegangenen Schiffe, der Venus, wird die Maschine über die Kräfte geheizt, es gilt die Diana zu überholen und das muß und wird geschehen, so versichern Kapitain, Steuermann und Matrosen. Ihre Zuversicht wird freigebig durch Portwein oder Rum angefeuert. Der Steamer hat einige Gäste. Der eine erkennt mit geübtem Auge die Nase des einkommenden Schiffs. Aus Herude knallt der Kork einer Flasche Champagner, aber noch ist die Freude getheilt. Das Schiff ist nicht mehr fern und noch hat der Concurrenzdampfer einen Vorsprung. Schon wird von jenem ein Boot herabgelassen, sechs Matrosen steigen ein, um das Schlepptau dem eigenen Dampfer zu überbringen. Es handelt sich um wenige Faden nur und — die Diana

unterliegt, zumal auf der Venus ſich der benannte Gaſt den ihm bekannten heranrudernden kenntlich gemacht hat. Die Venus fühlt ſich durch die Laſt, die ihr angehängt wird, erleichtert. Ihre Leute jubeln über den Sieg, verhöhnen ziſchend und pfeifend die Diana und ſtoßen auf das allgemeine Mittagsgeſpräch im Hafen an, wie die Diana überholt ſei. Man geſteht ſich nachträglich und ſtößt nach guter Matroſenart wieder darauf an, daß die Maſchine wohl hätte platzen können; um ſo mäßiger kann ſie ihren Rückzug antreten.

Das Schiff am Schlepptau macht ſich gar andere Gedanken. Es iſt eine ſtolze ſchöne Brigg. Die Segel werden eingezogen, die Takelage geordnet: das iſt ein tüchtig Stück ſchnell zu verrichtender Arbeit vor der langerſehnten Ruhe. Die Jungen und Matroſen klettern an Maſten und Strickleitern umher und die Pfeife des Capitäns ordnet alles Thun. Das Lootſenboot naht, der Lootſe geleitet das Schiff hinein. Am Strande verſammeln ſich Bekannte und Unbekannte zum lauten jubelnden Gruße und alles fühlt ſich leicht — im Hafen.

Im Hafen! Ein Wort ohne Inhalt für das Binnenland, ein Lied voll ſüßer Melodie für das Ohr, das nach wochenlangem Umſchauen nach Himmel und Waſſer wieder Erde, wieder einen andern rauchenden Schornſtein, als den des Dampfſchiffs, wieder ein anderes Grün als das des Meeres, wieder Kirche und Häuſer ſieht und lang vermißte Klänge hört.

Die Venus hat nicht nur ankommenden Schiffen den Eingang in den Hafen zu erleichtern, ſie iſt auch Paſſagierſchiff. Ihre letzte glückliche Fahrt war ein Ereigniß, das gefeiert werden ſollte und ſie natürlich mußte Theil daran haben. Die befreundete Stadt ward zu einer Luſtfahrt eingeladen, zum Tanz auf offener See. Die ältern Herren und Damen trinken im Kreiſe ſitzend ihren Thee, die jüngern tänzeln ſchon vor dem Tanze hin und her. Es iſt ein wunderbar ſtiller Tag, die See in dunkelblauer Färbung ſcheint faſt bewegungslos zu ruhen, das Schwanken des Schiffes iſt ein leichtes Schaukeln, mehr durch die rüttelnde Maſchine als durch die Wellen erzeugt. So gehts hinaus. Reiche Wimpel und Flaggen wehen an den Maſten, Alles ſieht nach Freude aus. Die Räder des Dampfers ſtürmen in das ſtille Waſſer und der Kiel des Schiffes ſchneidet eine Furche in die See, die man, an's Steuerruder gelehnt, weit ſich hinziehen und je weiter, deſto mehr ſich ausbreiten ſieht. Das köſtliche Spiel der Milliarden Tropfen hinter den Rädern, die dem weitereilenden Schiffe nachtanzen, giebt ein feſſelndes Bild. Das Rauſchen des Waſſers wird übertönt von der Muſik. An dem nicht fernen Strande ſcheinen die einzelnen Bäume vorüberzutanzen, denn ſie ſtehen zwar ſtill, das Schiff aber geht vorwärts und ſchaukelt. Die Bäume aber und der Strand ſehen auf die tanzende Geſellſchaft auf dem Schiffe. Das Ungewohnte der Bewegung iſt bald überwunden und der Reiz des ſeltenen Tanzredens feuert an. Warm ſcheint die Sonne vom Himmel, kühl fluthet die See an und zwiſchen beiden hin ſchwebt erregtes Jugendblut. Die Pauſen füllt ein erfriſchender Umblick aus und flüchtig enteilet die Zeit. Der Dampfer hat ſein Ziel erreicht, der Strand, die Dünen zeichnen ſich in feinem weißen Umriſſe am Horizonte und ſeewärts neigt die Sonne zum Untergange ſich nieder. Die Blicke, die bisher ſich geſucht, ſuchen das reichſte, ergreifendſte Bild feſtzuhalten. Ein tiefer Friede ſcheint vom Himmel aus der unendlichen Waſſermaſſe wieder. Dieſe Wogen, die zu grimmer wüthender Vernichtung ſich oft empört, die manchen Maſt gebrochen, manches Schiff begraben haben, tragen nun den Ausdruck ſanfter Stille. Das reiche Schauſpiel eines belebten Abendhimmels entfaltet ſich doppelt und hinein ſieht aus den rings umher ſich dunkler färbenden Waſſern ein tieferer ernſter Tag. Träume und Mythus ſchmeicheln ſich in das aufhorchende Ohr. Hoffen und Sehnen werden laut wie der Himmel ſtill wird; Bangen und Wünſche tauchen mit der Sonne nieder — wird neues Leben kräftigend ſie anmuthen, werden ſie verſinken? und der Abendſtern leuchtet über dem Schiffe, das zurückwegt in den Hafen.

Prinz Eugen, der edle Ritter.

Von Wilhelm Hirschen.

— „Wohl dem Gegner, der
Sich einmal Einer, der ein Mitbewerb
Für viele Laurbeer wird, ein Halt — sich findet
Wie eine feste Stadt, an die man sich
Mit Muth mag schließen und mit Zuversicht."

Schiller im „Wallenstein."

Kein hoher Name ist in Oesterreich so tief in das Volk gedrungen und erregt dort so lebhafte Sympathien, keinem andern wird dort eine dankbarere Verehrung gezollt, als dem Prinzen Eugen, dem „edeln Ritter." Oesterreichs größter Kriegsheld und edelster Staatsmann und eines der ausgezeichnetsten Kriegstalente aller Zeiten und Völker und von Napoleon I. mit zu den acht Feldherren der Weltgeschichte gerechnet, ist er, wenngleich kein Sohn des Landes und nicht aus deutschem Stamme entsprossen, seines zweiten Vaterlandes Ruhm und Stolz geworden. Vielfach hat man ihn treffend Oesterreichs Cid genannt. Denn er steht in der Reihe seiner unvergeßlichen Helden, mit denen sich die Erinnerung an die zwar schicksalsvollen und blutigen, aber, wie den Griechen ihre Perserkriege, Oesterreich zum Ruhm gereichende Kämpfe für Glauben und Vaterland mit den fanatischen und raubsüchtigen Türken verknüpft, — eine Erinnerung, die jedes Oesterreichers Brust mit edlem und freudigem Stolze erfüllt.

Franz Eugen, Prinz von Savoyen, Sohn Eugen Moritzens, Titulargrafen von Soissons, aus einer Seitenlinie des savoyischen Hauses, der als Commandant der Schweizergarden und Statthalter in der Champagne in französischen Diensten stand, und der Olimpia Mancini, einer Nichte des Cardinals Mazarin, war den 16. October 1663 zu Paris geboren. Wegen seines schwächeren und wenig gewinnenden Aeußeren sah er sich durch des Königs Willen von früher Jugend schon ganz gegen Wunsch und Neigung zum geistlichen Stande bestimmt. Aber ein hoher und kriegerischer Geist lebte unter der wenig versprechenden Hülle. Schon als Knabe zogen ihn die Kriegsthaten großer Helden an, mit Spannung lauschte er den Erzählungen von Schlachten und Belagerungen, und ein feuriges Auge erglänzte bei dem Klange von Waffen und Kriegstrompeten. Mit den Jahren wuchs seine Neigung zum Waffenhandwerk, und zum Jüngling gereift, trat er vor den König, um eine passende Stelle im Heere bittend. Aber Ludwig XIV., der, von Eitelkeit beherrscht, ihm wegen seines festen und schlichten Betragens übel wollte, fand den Einfall des „kleinen Abbés," wie er ihn wegen seiner Kleinheit scherzweise zu nennen pflegte, wunderlich und wies ihn mit seinem Gesuche verächtlich zurück. Ein früh eingepflanzter, lange verhaltener Haß gegen Ludwig und den französischen Hof wegen verschiedener Intriguen und Beleidigungen gegen seine Mutter, eine frühere aber in Ungnade gefallene Geliebte des Königs, brach jetzt mit Macht in der Seele des Jünglings hervor, welcher den Schwur leistete, Frankreich zu verlassen und niemals dahin zurückzukehren, außer mit den Waffen in der Hand. Sein Schwur wurde zur That. Das Glück seines Bruders, welcher am Wiener Hofe freundliche Aufnahme gefunden und vom Kaiser in kurzer Zeit mit einem Regimente beliehen war, zeigte auch ihm den Weg dorthin. Dieser Schritt sollte entscheidend werden für das künftige Schicksal Europa's. Oesterreich kann sich Glück wünschen, daß ein freundliches Willkommen auf deutscher Erde, in der alten Kaiserstadt, gleich anfangs die Seele des künftigen Helden mit gewinnenden

Eindrücken erfüllte. Kaiser Leopold fand an dem ernsten, schlichten Jüngling Gefallen und schenkte ihm bald seine wärmste Zuneigung, wiewohl er nicht ahnen konnte, welche köstliche Erwerbung er an dem jungen Prinzen machte, der ihm die Dienste seines noch unerprobten Schwertes anbot; doch war er ihm als Verwandter des mächtigen Herzogs von Savoyen in seinem Dienste hoch willkommen. Frankreich aber hatte durch eigene Schuld eine Kraft verloren, welche seinem Nebenbuhler und Gegner zur mächtigsten Stütze wurde und sich sogar siegreich gegen die eigene Heimath wandte.

In dem neuen Vaterlande bot sich dem Jünglinge bald Gelegenheit, seine Tapferkeit zu erproben und durch die beste Kriegsschule zu gehen. Im Jahre 1683 waren die Türken, dieser alte Erbfeind der Christenheit, von Frankreich im Geheimen angestachelt, im Bunde mit den aufständischen Ungarn, mit erneuter Wuth, gleich einer Hyder, der das abgeschlagene Haupt immer wieder nachwächst, gegen Oesterreich losgebrochen, dessen Existenz jetzt auf dem Spiele stand. Der fanatische und raubsüchtige Feind führte nichts Geringeres im Schilde, als seine Herrschaft über ganz Ungarn, wenn nicht über einen Theil der deutschen Länder des Hauses Oesterreich auszudehnen, ja selbst die türkischen Roßschweife in der Hofburg des Kaisers aufzupflanzen. Der ganze östliche Theil von Ungarn von Essek bis Erlau, Ofen und Pest mit inbegriffen, waren schon lange in seinem Besitze, die Fürsten von Siebenbürgen ihm unterworfen. — In diesen langjährigen und blutigen Türkenkämpfen machte der zwanzigjährige Eugen seine erste Schule. Gleich Anfangs lernte er den Krieg von der schrecklichsten Seite kennen. Ein ungeheures Türkenheer von 200,000 Mann, wie seit den Zeiten Mohameds, des Eroberers von Konstantinopel, kein zweites gesehen worden, brach über Essek hervor, seinen Zug mit Blutbädern und Feuersäulen, mit jeglicher Schandthat gegen die Einwohner des Landes bezeichnend, in roher und unmenschlicher Weise kämpfend und keinem Verwundeten oder Gefangenen Pardon gebend. Nur ein kleines Heer von 35,000 Mann hatte Oesterreich, die Ueberfluthung des Landes zu hindern, dem zehnfach überlegenen Feinde entgegenzusenden. Eugen war in den Reihen dieses Heeres, und bei Petronell, wo dessen Führer, der Herzog Karl von Lothringen, von der Vorhut des Türkenheeres mit rasendem Ungestüm angegriffen wurde, erprobte er zum ersten Male im wilden Reitergetümmel seine jugendliche Tapferkeit. Hier fiel sein einziger theurer Bruder. Ohne daß es gelungen wäre, ihn aufzuhalten, war der Feind unverweilt bis vor die Thore der nur schwach besetzten und befestigten Kaiserstadt Wien gedrungen, und eröffnete, in einem Umfang von 7 Stunden sein Lager aufschlagend, den Sturm auf die unglückliche Stadt. Wie die alten Römer nie größer waren als im Unglück, so zeigte jetzt auch die Bevölkerung Wiens mit ihrem tapfern und besonnenem Commandanten, Grafen von Starenberg, der Welt eine wahre Heldengröße. Die Aufforderung des übermüthigen Feindes verachtend, sich zu ergeben und den mohamedanischen Glauben anzunehmen, boten die tapferen Wiener muthig und unerschrocken den Barbaren Stand. Alles, was nur Arme hatte, arbeitete, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, an der Herstellung der schadhaften Wälle, Bürger und Studenten schlossen sich kampfbereit der Besatzung an. So oft die große Glocke von St. Stephan den Sturm der Feinde ankündigte, eilten Bürger und Soldaten an ihre Posten. Groß und Klein wehrte sich furchtbar; Priester, Mönche, selbst Weiber und Mädchen, und tausend edle und wackre Kämpfer standen als Opfer für die Stadt, für das Reich und die Religion. Hunger, Seuchen und Feuersbrünste erhoben sich als noch weit mächtigere Feinde im Innern der Stadt, und der Muth und die Kräfte der Belagerten waren endlich erschöpft. Hätte der türkische Großherr jetzt einen allgemeinen Sturm gewagt, Wien war dennoch verloren, so aber hoffte dieser bis auf den letzten Augenblick die Stadt durch Vertrag in seine Hände zu bringen und sich ihrer Schätze für sich zu bemächtigen, die sein Geiz seinen zügellosen Banden nicht gönnte. Endlich, als Noth und Bedrängniß den Gipfel erstiegen, nahte der dahinschmach-

Stadt die lang ersehnte und gehoffte Hülfe. Der Churfürst Max Emanuel von Baiern, der Churfürst Johann Georg III. von Sachsen, Markgraf Ludwig von Baden, der Fürst von Waldeck, endlich der edle Polenkönig Johann Sobiesky, das glänzendste Heldengestirn des damaligen Europa, stießen mit ihren Kriegsvölkern zu dem im Marchfelde gegen die plündernden Türkenschaaren streitenden Herzog von Lothringen, der es für ein eitles Wagniß gehalten, mit seiner kleinen Schaar dem übermächtigen Belagerungsheere die Stirn zu bieten. Alle waren sie gekommen, der alten Mißhelligkeiten vergessend, als deutsche Brüder Oesterreich zu retten und für die Ehre und Wohlfahrt des christlichen Namens zu streiten. Gleich Schutzengeln stieg das verbündete Heer vom Kahlenberge nieder und schlug in der mörderischen Schlacht vom 12. September 1683 den um das Dreifache überlegenen Feind in die Flucht. Prinz Eugen war ein Zeuge und tapferer Mitkämpfer dieser großen Begebenheit. Die tapferen, kriegberühmten Fürsten, welche sich vor Wien zusammenfanden, der Kranz von ausgezeichneten und verdienten Kriegsobersten, der sie umgab, waren dem aufstrebenden Krieger Sporn und Beispiel. Auch in den ruhmreichen Campagnen der nächsten Jahre, wo das verbündete Heer den verjagten Feind nach Ungarn verfolgte, ein glänzender Christensieg sich an den andern reihte und ganz Europa von dem Ruhme der siegreichen Waffen des Hauses Oesterreich erfüllt war, legte Eugen glänzende Proben seiner Tapferkeit und seines kriegerischen Talentes an den Tag. In Anerkennung derselben verlieh ihn der Kaiser bereits gegen Ende 1683 mit dem Dragonerregimente Kufstein, dasselbe, welches er während seiner kriegerischen Laufbahn stets beibehielt und zu einem wahren Muster eines Cavallerieregiments bildete. Nach dem Feldzuge von 1684 konnte ihn der Prinz von Baden, dem er beigegeben war, dem Kaiser mit den Worten vorstellen: „Dieser junge Savoyarde wird mit der Zeit alle diejenigen erreichen, welche die Welt jetzt als große Feldherren betrachtet!“ Nach der siegreichen und entscheidenden Schlacht bei Mohacz (12. August 1687), wo der Prinz mit seinem abgesessenen Dragonerregimente die Schanzen des feindlichen Lagers erstürmt hatte, wurde er zur Belohnung seiner Tapferkeit mit der Siegesbotschaft nach Wien gesendet. Der Kaiser schenkte ihm sein diamantenbesetztes Bildniß und ernannte den 25jährigen jungen Helden zum Feldmarschall-Lieutenant, auf den die Augen der Welt sich mehr und mehr zu richten begannen. — Als in Ludwig XIV., den Siegeslauf der österreichischen Waffen gegen die Türken zu hemmen, ein neuer Feind im Westen erstand, sandte der Kaiser den Prinzen nach Italien, in dem Coalitionskriege gegen Frankreich den Herzog Victor Amadeus von Savoyen auf seine Seite zu ziehen, was Eugens klugem und gewandtem Benehmen vortrefflich gelang. Er vertraute ihm später sogar, nachdem der junge Held im Jahre 1689 ruhmvoll mit des Kaisers Heere in Deutschland wider die Raubschaaren Frankreichs gekämpft und bei der Belagerung von Mainz sogar eine Wunde erhalten hatte, die Führung seiner sämmtlichen Streitkräfte in Italien und machte ihn zum Commandanten von Turin. Dem Vertrauen seines Kriegsherrn in jeder Hinsicht entsprechend, legte er eine Tapferkeit und Umsicht an den Tag, die selbst den Feinden Bewunderung abnöthigte. Die Mordbrennereien der Franzosen in der Pfalz rächend, stürmte er selbst bis in die Dauphiné hinein, welche furchtbar unter seinem verheerenden Durchzuge litt. —

Aber die glänzende Siegeslaufbahn unseres Helden eröffnete sich erst, als ihn der Kaiser an die Spitze des Heeres in Ungarn wider die Türken stellte. Auf sich selbst, auf die eigene Kraft, das eigene Genie angewiesen, erblicken wir ihn hier als den kühnen Türkenbesieger, von dessen Ruhme damals die Welt voll war. In Ungarn war jetzt das Waffenglück von Oesterreichs Seite gewichen und die Fahne des Aufruhrs dort wieder erhoben worden. Churfürst Friedrich August II. von Sachsen, jetzt zum König von Polen ernannt, ein Fürst von wenig Feldherrntalent und bei den Truppen nicht beliebt, hatte dort an der Spitze des Heeres gestanden. Wie aber der Feldherr die Seele und die Stärke des Heeres

ist, so mußte auch die kaiserliche Armee in Ungarn jetzt wieder einen Führer an ihrer Spitze sehen, dem der Soldat seine unbedingte Liebe und Hingabe schenkte, zu dem er die feste Zuversicht hegte, daß er die früheren ruhmreichen Tage erneuern werde; oder die Kaiserstaaten, die Hauptstadt Wien, hatten abermals eines furchtbaren Ueberfalls der Barbaren zu gewärtigen. Der tapfere Eugen war ganz der Mann, welcher dem Heere frommte. Trotz seiner kleinen, schwachen Figur und seines grauen Obermantels, den er im Felde trug, stand der „kleine Kapuziner," wie er hie und da genannt wurde, wegen seiner seltenen Tapferkeit und Unerschrockenheit, seiner Klugheit und Geistesgegenwart bei den kaiserlichen Soldaten längst in hohem Ansehen und Ehren, und der Ruf einer väterlichen Sorgfalt für die Truppen, denen er oft, wenn es mangelte, von dem Seinigen gab, war ihm vorangegangen. Daher begrüßte das Heer seine Ankunft mit hoher Freude, und das stolzeste Siegesvertrauen belebte wieder seine Reihen — Schöner konnte Eugen das Vertrauen seines Kaisers und seines Heeres nicht rechtfertigen, als durch den weltberühmten Sieg bei Zenta, einen der glorreichsten der kaiserlichen Waffen, der Christenheit über den Islam, der dem tapferen Sieger einen unverwelklichen Lorbeer um die Stirne flecht. — Das Glück der türkischen Waffen wieder herzustellen, erschien der neue Sultan Mustapha II. 1697 selbst an der Spitze seines Heeres. Ueber die Theiß wollte er sich zurück nach Temesvar ziehen, um von dort in Oberungarn und Siebenbürgen einzufallen. Eugen, der bei Peterwardein stand, war dieser Uebergang verrathen worden, und mit größter Beschleunigung eilte er herbei, den Sultan dabei anzugreifen oder ihn daran zu verhindern. Der Raschheit und Kühnheit seiner Entschlüsse, welche seine ganze Kriegsführung charakterisirt, gelang es, dabei dem im Uebergange begriffenen Feinde eine gänzliche Niederlage beizubringen. Den Uebergang über die Brücke zu decken, hatten die Türken auf dem diesseitigen Ufer eine mächtige Verschanzung, an Höhe den Festungsmauern gleich, aufgeworfen, deren beide Enden sich an die Theiß anschlossen, und hinter welcher ihr ganzes Fußvolk lag. Bei der Ankunft der Kaiserlichen war der größte Theil des Geschützes nebst Gepäck bereits auf die andere Seite des Flusses geschafft; die Reiterei drängte sich in dichten Zügen über die Brücke, das Fußvolk lag noch diesseits hinter der Verschanzung. In völliger, wohlgeordneter Schlachtordnung hatte das kaiserliche Heer binnen wenigen Stunden das türkische Lager umzingt, ohne daß die Feinde dies zu hindern gewagt. Hoch zu Roß durchflog Eugen die Reihen seiner Krieger, sie mit feurigen Worten zur kühnen That ermunternd. Von allen Seiten sahen sich die Feinde angegriffen, indem ein Theil des kaiserlichen Heeres in das Innere des türkischen Lagers gedrungen war und den die Wälle vertheidigenden Türken in den Rücken fiel, ein anderer die Verschanzungen von vorn erstieg; jeder Weg zur Flucht war ihnen abgeschnitten. Das ganze diesseit stehende Türkenheer wurde theils grausam niedergemetzelt, theils in die Fluthen der Theiß hinabgetrieben, wo Tausende ihr Grab fanden. Die Wuth der Sieger gab keinen Pardon, wie hohe Summen ihnen auch mancher türkische Heerführer bot. Erst mit Sonnenuntergang endete das blutige Gemetzel, als ob, wie Eugen in einem Berichte an den Kaiser sich ausdrückt, „die Sonne selbst nicht eher hat weichen wollen, bis sie mit ihrem glänzenden Auge den völligen Triumph Ew. Kaiserlichen Majestät glorwürdigsten Waffen vollständig hat schauen können." Gegen 20,000 Osmanen bedeckten das Schlachtfeld, mehr als 10,000 waren in der Theiß ertrunken, und kaum 1000 hatten sich jenseits des Flusses gerettet. Die Christen zählten gegen 300 Todte und 1200 Verwundete. Der Sultan, welcher als müßiger Zuschauer mit unsäglichem Schmerze am jenseitigen Ufer den Untergang der Seinen mit angesehen, war im Dunkel der Nacht in Schrecken und Verzweiflung mit seinen Reitern entflohen. — Der ganze Kaiserstaat, ja der größere Theil von Europa war voll von dem Ruhme des Siegers bei Zenta, den man von nun an mit den ersten Feldherren seiner Zeit in eine Linie stellte. Die Art und Weise, wie Eugen den Sieg erfochten, erregte die un-

gestellte Verwunderung aller Sachkenner. Ein Augenzeuge erzählt, die getroffenen Maßregeln seien so wohl durchdacht und so zweckmäßig gewesen, daß der Glücksgöttin kein Spielraum mehr geblieben, den Ausgang des Tages zu des Prinzen Nachtheile zu entscheiden. — Die Schlacht bei Zenta ist eins der glänzendsten und wichtigsten Kriegsereignisse des siebzehnten Jahrhunderts. Das Uebergewicht des Osmanen im Osten war mit einem Schlage gebrochen und mit ihr die Aufstände der ungarischen Magnaten unterdrückt, der übermüthige Erbfeind gedemüthigt, der nie wieder zu dem Gipfel seiner früheren Macht hinanzuklimmen vermochte. In dem Frieden von Karlowitz 1699 mußte der Sultan die länger als 150 Jahre besessenen Hauptländer und Gebiete Niederungarns wieder herausgeben und auf Siebenbürgen und Slawonien Verzicht leisten. —

Ebenso glorreich, mit erweiterter Macht und gesteigertem Ansehen sollte Oesterreich durch die Verdienste seines großen Feldherrn aus einem nicht minder gefahrdrohenden Kriege hervorgehen, der im Westen und Osten zugleich entbrannte, als kaum der Waffenlärm des Türkenkrieges verstummt war. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts brach der spanische Successionskrieg aus zwischen Oesterreich und dem raubsüchtigen Ludwig XIV. von Frankreich, welcher trotz aller Ansprüche Oesterreichs, nach dem erbenlosen Tode Karls II. von Spanien im Jahre 1700, die ganze spanische Erbschaft an sich zu bringen im Sinne hatte. Die Churfürsten von Köln und Baiern, welche ihm zugleich alle ihre Festungen an der Maas und am Rhein öffneten, waren mit ihm verbunden, die Ungarn von ihm in Aufruhr gebracht. England, Holland und Portugal, das deutsche Reich, mit Ausnahme seiner zwei Churfürsten, und Savoyen waren auf der Seite Oesterreichs. Eugen begrüßte die Aussicht auf einen Kampf mit dem ihm verhaßten Frankreich mit Freuden, denn er hoffte, diesen übermüthigen Gegner, der Deutschland schon so viel Elend und Schmach bereitet, zu demüthigen. Die Franzosen hatten alle festen Plätze der Gebiete Mailand und Mantua und alle vom Gardasee bis zur Etsch aus Tirol und Italien führenden Päße besetzt, und prahlten, wenn die Oesterreicher nicht Flügel hätten, so könnten sie nimmermehr herabkommen. Aber sie sollten bald eines Anderen belehrt werden. Zunächst die Gebiete von Mailand und Mantua zu retten, zog Eugen als Oberfeldherr zwar mit einem kleinen Heere, aber den erprobten, unter ihm geschulten Genossen seiner Siege, Italien zu, die Wünsche und Hoffnungen von ganz Oesterreich und allen Feinden Frankreichs mit sich tragend. Gleich den Heroen des Alterthums, kühne Unternehmungen liebend, bewerkstelligte er, ein zweiter Hannibal, bald nach seiner Ankunft im kaiserlichen Lager zu Roveredo und nach Erforschung des Terrains, unter unsäglichen Mühen und Beschwerden jenen ewig denkwürdigen Uebergang über die unzugänglichen Felsengebirge zwischen dem Trientinischen und Vizentinischen, über welche bis jetzt weder Wagen noch Roß noch irgend ein Wanderer gekommen war. Vor keiner Schwierigkeit schreckte seine Kühnheit zurück, und die Truppen folgten ihm mit blindem Vertrauen auf die höchsten Alpengipfel. Ganz Europa erfüllte dieser verwegene Zug mit staunender Bewunderung.

Die Franzosen aber sahen den kühnen Feldherrn, von dem sie über den eingeschlagenen Weg getäuscht waren, beschämt und erstaunt auf den Ebenen Italiens anlangen. Ihre Absicht war verfehlt, alle ihre Pläne vereitelt, und bestürzt eilten sie aus ihren Engpäßen herbei, ihm den Uebergang über den Etsch zu wehren. Aber Eugen schlug sie in den Treffen bei Chiepi, Luceria und Chiari, und nahm 1702 zu Cremona selbst den französischen Marschall Villeroi gefangen. Mangel an Truppen und Geldnoth hinderte zwar seinen Siegeslauf, aber die Frucht seiner glänzenden Thaten war, daß sie wesentlich dazu beitrugen, England und Holland für Oesterreichs Sache zu gewinnen.

Die nächste glänzende Waffenthat in diesem Kriege vollführte Eugen in Deutschland, wo ihm nunmehr der Oberbefehl über die am Rhein und an der Mosel stehenden Truppen

übertragen war. Eugens Scharfblick war es nicht entgangen, daß Ludwig XIV. in Deutschland einen Hauptschlag auszuführen gedachte. Im Herzen Deutschlands war der in Baiern in Verbindung mit französischen Streitkräften an der Donau stehende Churfürst von Baiern, welcher die österreichischen Erblande bedrohte und Italien von Oesterreich abschnitt, der gefährlichste Feind. Eugen und der englische Feldherr Marlborough, welcher mit holländisch-englischen Streitkräften in den Niederlanden stand, zwei der größten Feldherren ihres Jahrhunderts, die das Beispiel einer edlen, uneigennützigen Freundschaft boten, und von denen einer sich an des andern Genie entzündete, erkannten, daß an der Donau ein entscheidender Schlag geführt werden müsse, und vereinigten daselbst ihre Truppen. Am 13. August 1704 kam es zur entscheidungsvollen Schlacht bei Hochstädt, in welcher das französisch-bairische Heer gänzlich geschlagen wurde. Eugen selbst hatte im dichtesten Gewühl der Kämpfenden gestanden und einigemale in Lebensgefahr geschwebt. Die Franzosen und ihre Bundesgenossen flohen gedemüthigt über den Rhein zurück.

Unter Joseph I., Kaiser Leopolds Nachfolger, vertrieb Eugen, wiederum in Italien kämpfend, 1706 die Franzosen gänzlich vom italienischen Boden und drang sogar in Frankreich bis Toulon vor. So brachte er ganz Oberitalien wieder in den Besitz des Kaisers. Auch als 1707 auf dem dritten Kriegsschauplatze in den Niederlanden die Kriegsflamme mit furchtbarer Heftigkeit ausgebrochen war, folgte seinen und Marlboroughs Waffen ein Sieg nach dem andern, von denen wir der großen Schlacht bei Oudenarde (1707) und der bei Malplaquet (1709) ausdrücklich gedenken wollen. Als Eugen in letzterer, obschon verwundet, noch 6 Stunden lang den Sturm gegen die feindlichen Verschanzungen führte und seine Offiziere in ihn drangen, doch einen Verband anzulegen, antwortete er: „Wozu ein Verband, wenn wir hier sterben sollen? Und wenn nicht, so ist dazu heut' Abend noch Zeit genug!" Als er hierauf auch die Festung Mons, den Schlüssel von Frankreich, erobert hatte, bat Ludwig XIV. gedemüthigt um Frieden, welcher denn auch 1714 mit Oesterreich zu Rastatt abgeschlossen wurde. Das Haus Bourbon gelangte zwar auf den spanischen Thron, aber Oesterreich erhielt die Herzogthümer Mailand und Mantua, das Königreich Neapel, die Insel Sardinien und die spanischen Provinzen in den Niederlanden. —

Durch seine glänzenden Thaten in dem 1716 unter Kaiser Karl VI. ausgebrochenen abermaligen Kriege mit den Türken, welche das im Carlowitzer Frieden an Venedig als Bundesgenossen Oesterreichs abgetretene Dalmatien und Morea wieder an sich zu bringen trachteten, setzte Eugen seinem Waffenruhme die Krone auf. Auch jetzt wieder an die Spitze des kaiserlichen Heeres gestellt, brachte er den Türken gleich Anfangs in der blutigen Schlacht bei Peterwardein (5. August 1716) einen bedeutenden Verlust bei, und bald darauf mußten sie das Banat räumen. Im folgenden Jahre überschritt er die Donau und nahm die wichtige Festung Belgrad. Hierauf bezieht sich das allbekannte deutsche Volkslied:

„Prinz Eugen, der edle Ritter
Wollt' dem Kaiser wied'rum kriegen
Stadt und Festung Belgrad" u. s. w.

In Serbien und die Walachei eindringend, eroberte er auch die meisten türkischen Grenzfestungen an der Donau und Save, so daß es 1719 zum Passarowitzer Frieden kam. Ein bedeutender Länderzuwachs in der Walachei, Serbien, dem Banat und Bosnien war Oesterreich errungen.

Eugens berühmte Waffenthaten sind hiermit beendet. Sein Wirken im Frieden als einsichtiger, äußerst thätiger Staatsmann vollendet das hohe Bild seiner edlen Persönlichkeit. Klar, besonnen und durchgreifend, galt sein Wort im Rathe der Kaiser kaum weniger als sein Schwert in der Schlacht. Er war Präsident des Hofkriegsraths, General-Gouverneur der österreichischen Niederlande und bekleidete als Vorsitzender der geheimen Conferenz

gewissermaßen die Stelle eines ersten Ministers. Als Präsident des Hofkriegsraths suchte er dem kaiserlichen Heerwesen einen neuen Aufschwung zu geben. Gunst und Geld, bisher zwei mächtigen Faktoren einer glänzenden Laufbahn, trat er mit Entschiedenheit entgegen. Das Verdienst allein fand den Vorzug und den Lohn. Vor allem aber belebte und stärkte er den kriegerischen Geist, die Seele des Heeres und handhabte eine strenge Zucht und Ordnung. Selbst ein großer Kenner und Liebhaber der Wissenschaften und Künste, hat es ihm in Beschützung und Förderung derselben keiner von Oesterreichs Staatsmännern auch nur im entferntesten gleichgethan. Außer mit Leibnitz, den er bei Errichtung einer Akademie der Wissenschaften in Wien unterstützte, und Rousseau unterhielt er noch mit einer langen Reihe ausgezeichneter Künstler und Gelehrten eine lebhafte Verbindung. In seiner kostbaren Bücher- und Gemäldesammlung, in der er eifrig studirte, war jeder Zweig des Wissens vertreten. In der Himmelpfortgasse hatte er sich einen prächtigen Palast gebaut, welcher zu den schönsten Wiens zählt, und in der Vorstadt war das Belvedere sammt Garten, Menagerie u. s. w. sein Lieblingsaufenthalt. Als am 21. April 1736 den schlummernden Greis auf nächtlichem Lager der Tod überraschte, ging durch ganz Wien, durch ganz Europa eine allgemeine Trauer und Wehklage, die nicht bloß dem großen Helden, sondern auch dem edeln Menschen galt, der sich die allgemeine Liebe und Verehrung erworben hatte und beim Volke nur der „edle Ritter" hieß. Seine Leiche wurde in der Kirche zu St. Stephan beigesetzt, gefolgt von einem großen Völkerzuge, prachtvoll: Medaillen wurden auf seinen Tod geprägt. —

Sein Aeußeres fiel nicht sehr ins Auge, doch erlangte sein kleiner, leichter und sehr gewandter Körper durch die Beschwerden des Krieges bald eine gewisse Festigkeit. Das Gesicht war länglich, das Auge groß, geistreich und lebhaft, die Nase etwas aufgestülpt, und die zu kurze Oberlippe ließ die vorderen Zähne sehen. Das Haupt trug er stets aufrecht und sah Jedem, der mit ihm redete, scharf ins Auge. Seine Stimme war beim Kommandiren stark und vernehmlich, für einen Franzosen sprach er sehr bedächtig und langsam. Seine Kleidung war sehr einfach. Als sein schwarzes Haar früh ergraut war, mußte es nach damaliger Sitte einer gewaltigen Wolkenperrücke Platz machen. Seine einfache Größe, die Klarheit seines Geistes, die seltene Mischung von Milde und Stärke in seinem Charakter, sein Glück geben das Recht zu einem Vergleiche mit Julius Cäsar. Mit der feurigsten Lebhaftigkeit, welche den Kampfesmuth der Krieger entzündete, vereinte er die besonnenste Ruhe, welche die Schlacht beherrschte.

Die unvergleichliche Sicherheit und Schnelligkeit, welche unbesinnlich zu den besten Mitteln greift und, wie Schiller im Wallenstein so treffend sagt, die großen schnellen Thaten der Gewalt, des Augenblicks erstaunenswerthe Wunder vollführt, ließen den genialen, geborenen Feldherren erkennen. Gefahr kannte sein Herz nicht, eine unbezähmbare Kampfeslust riß ihn oft in die vordersten Reihen der Streiter. Unter seinen Truppen übte er eine strenge Mannszucht, doch sorgte er natürlich für ihre Verpflegung und die erlaubten Bequemlichkeiten. Seine Offiziere fürchteten eben so sehr seinen Falkenblick wie sein ungeheures Gedächtniß. Auf seine Soldaten, welche die Ueberzeugung durchdrang, daß sie unter seiner Führung jedem anderen Heere der Welt überlegen seien, übte er eine zauberische Wirkung, und sie hingen an ihm mit einer fast abgöttischen Verehrung. Sein Andenken lebt noch in der kaiserlichen Armee fort, denn das Regiment, dessen Inhaber er war, führt bis auf unsere Zeiten den Namen Savoyen. — Thätigkeit war sein Element. In jungen Jahren brauchte er täglich nur 3 Stunden Schlafes. Die Schlachtenpläne entwarf er mit eigener Hand. — Seine edle Natur war fern von aller Falschheit und Parteilichkeit so wie von höfischer Kriecherei, und fremde Staaten verkehrten mit Keinem lieber als mit ihm. Im Umgange entfaltete er einen angenehmen Humor. Die vollendete Reinheit und sittliche

Größe seines Charakters trübte überhaupt nicht der leiseste Flecken. — Verheirathet ist er nie gewesen. — Niemand hat sich besser in den deutschen Charakter zu schicken gewußt als er. Mit seinem Herzen ein ganzer Deutscher, hielt er treu und unverrückt bis an das Ende an seinem neuen Vaterlande und seinem Kaiser. Seine politische Wirksamkeit richtete sich stets auf Beseitigung der Zwietracht der deutschen Fürsten und auf die Stärkung und Ausdehnung der Macht seines Kaisers, was er beides als ein Gebot der Nothwendigkeit ansah, um die Einigkeit, das Ansehen und die Größe Deutschlands zu fördern.

Wien und seine Umgebungen in den Sommermonaten.

Wien in der schönen Jahreszeit ist nicht bei-sich zu Hause. Wien ist überall eher anzutreffen als in Wien, die Stadt gleicht einer verlassenen Wohnung, zu deren Obhut man eine alte Dienstmagd zurückgelassen, welche das Pelzwerk fleißig lüftet, die Teppiche ausklopft und alle Räumlichkeiten mit Staub erfüllt. In Wien sieht man nichts als Staub oder man sieht vielmehr nichts vor Staub. Es ist auch keineswegs unsere Absicht, die Phantasie unserer werthen Leser mit dieser Staubatmosphäre zu vergiften, sie an den glühend heißen Pflastersteinen auszudörren und in den baum- und strauchlosen Gefilden Neu-Wiens zu rösten; wir wollen ihnen dieses Martyrium ersparen und müssen es sogar, da wir von Wien reden wollen und Wien, wie oben bemerkt, nicht zu Hause ist. — Suchen wir die ausgewanderte Stadt auf; eine Stadt auf der Wanderschaft ist ein interessanter Gegenstand, verfolgen wir ihn.

Die Wiener sind Wandervögel und haben mit den gefiederten Pilgern der Lüfte auch das gemein, daß sie nicht alle gleich weit wegziehen. Manche der städtischen Wanderer machen schon eine Viertelstunde außerhalb des Weichbildes der Stadt Halt, Andere ziehen ein paar Stunden weiter, Einige kommen bis an den Fuß der Alpen, bis an den Strand des Meeres, und noch Andere überschreiten sogar die großen Gewässer. Wäre es möglich, die Gesetze der so fein ausgedachten Isothermen auf gesellschaftliche Zustände anzuwenden, wir würden die Sommerwanderungen der hauptstädtischen Bevölkerungen wissenschaftlich bestimmen; so lange uns aber noch der Humboldt socialer Entdeckungen fehlt, müssen wir uns mit eitel Stückarbeit begnügen.

Wer geht aufs Land? Ach Gott so ziemlich Alles was Beine und ein paar Groschen in der Tasche hat. Das gesammte Herrenhaus wird, sobald die heißersehnten Ferien eintreten, der Stadt Lebewohl sagen, die Abgeordneten werden sich über die ganze Monarchie zerstreuen, die Finanzwelt wird weit, weit von den Schranken der Börse zu vergessen suchen, daß es eine Hausse und Baisse giebt, und selbst der kleine Achthundert-Gulden-Beamte hat bereits Frau und Kind vorausgeschickt, um später die eigene Urlaubszeit in ihrer Mitte in ländlicher Stille zuzubringen. In Wien bleiben nur Heloten zurück, aufgegebene verlorene, unglückliche Menschen, welche der Staub tödten möge, sobald er will. In Wien giebt es während der sogenannten Hundstage nur Dienstmänner, Comfortable-Kutscher, deren Gehalt achthundert Gulden nicht übersteigt, Obstlerinnen und Kindsfrauen.

Wo ist des Wieners „Auf dem Land?" Ach, wenn er nicht so erschreckhaft genügsam wäre, würde es für zwei Drittheile kaum existiren, nur die bewunderungswürdigste Genügsamkeit macht es Vielen möglich, aufs Land zu ziehen. — Wien ist seiner lieblichen Umgegend halber bekannt, wir wissen es; was aber nicht jeder Fremde weiß, ist, daß es unsern

von Wien noch Landschaften giebt, die mit den trostlosesten, ödesten und traurigsten des Erdballs wetteifern können. Es giebt Wiener, welche Schwechat, Zwölfaxing, Fischament, Wagram oder Hirschstetten zum Sommeraufenthalt wählen, es giebt Leute, die sich in Mistelbach oder Gaya-Neusiedel glücklich fühlen, es giebt Menschen, die einer solchen Selbstverläugnung fähig wären, nach Tellersheim oder Weikersdorf am Steinfeld zu ziehen. Wir kannten einen Schuhmacher, der in einem paradiesischen Thale wohnte und meinte, daß es bei ihm zu Hause am Marchfeld, wo es keine so häßlichen Berge gebe, doch zehnmal schöner sei; wir wünschen, daß alle Leute, welche in Zwölfaxing, Fischament oder Wagram der Sommerfrische genießen, jedenfalls gleicher Ansicht mit dem Schuhmacher sein möchten. Aber bedarf es absonderlicher Genügsamkeit, eine baum- und strauch-, schatten- und flußlose Ebene zu bewohnen, wenn das Schlechte so nahe liegt? Grinzing gehört zu den auserlesenen Umgebungen Wiens, der Ort wird großentheils von Winzern bewohnt. Ein Wiener Geschäftsmann, dessen tägliche Anwesenheit in der Stadt nothwendig ist, miethet eine Wohnung bei einem jener Weinbauern. Die Wohnung besteht nur aus drei Räumlichkeiten, — die Küche nämlich, das vierte Stück, ist fünf Parteien gemeinsam. Die Stuben sind niedrig, so niedrig, daß ein hochgewachsener Mann gebückt stehen muß, dafür sind die schlecht schließenden Fenster ganz in Uebereinstimmung mit der niederen Decke schmal und klein und die Dielen des Fußbodens löcherig und von emsigen Mäusen förmlich unterhöhlt.

Der Geschäftsmann, welcher für drei kleine Pieces dreihundert Gulden bezahlt, öffnet am ersten Sonntagmorgen, den er in Mitte seiner Familie auf dem Lande zubringt, die Fenster, um den balsamischen Duft, die mit Blüthenstaub erfüllte Athmosphäre mit gierigen Zügen einzuschlürfen. Aber was ist das? er schlägt die Fenster erschreckt zu und hält das Sacktuch vor die Nase. — Dem Hause gegenüber rinnt oder sickert oder wälzt sich vielmehr ein Bächlein von der Höhe herab, dieses Bächlein verursacht die pestilenzialische Ausdünstung, vor der Jedermann gerne die Fenster schließt. — Jeder Naturfreund weiß, daß ein klarer Bach, der zwischen Erlen oder Weiden geschwätzig dahineilt, das wahre Element einer Landschaft bildet. Gilt denn der Grinzinger Bach nicht auch geschwätzig dahin? O er ist ein viel zu verstockter Sünder, um etwas auszuschwatzen. Der Grinzinger Bach schweigt und hört recht dumm. Wie sieht aber das Gewässer dieses Baches aus? Es ist eine dunkle trübe Masse, deren Beweglichkeit sich fast unseren Augen entzieht, der stygischen Fluth entsteigen jene mephitischen Dünste, die es Jedermann bedauern lassen, nicht längst allen Geruch verloren zu haben.

Die Aussicht der besten Stube des Geschäftsmannes geht auf jenen furchtbaren Wassergruben — dieses Wort dürfte bezeichnender sein — der sich längs einer ziemlich hohen Mauer hinzieht. Man muß gestehen, daß die Aussicht, welche unser Geschäftsmann von den Fenstern seiner Wohnung an der Jägerzeile hat, den Vorzug verdiente.

Der Miether schlägt seiner Familie vor, das Frühstück im Garten einzunehmen. Die Frau willigt nach einigem Zögern ein, — dem Garten soll der Grund dieser Zögerung schnell genug offenbar werden. — Folgen wir unsern Landbewohnern in den Garten. Das Familienhaupt steht mitten darin und fragt: Nun wo ist denn das verheißene Canaan? Er sieht vor lauter Garten den Garten nicht. Es ist ein Fleck uncultivirten Landes, ein Stück mistiger Erde, in welche Pflöcke zum Wäscheaufhängen eingeschlagen sind, diese Pflöcke vertreten die Stelle der Bäume. Und die Blumen? Es müssen nichts als jungfräuliche Lilien sein, sie schwanken von leisem Luftzug bewegt an sonderbaren Stengeln, welche Stricken sehr ähnlich sind. Der kurzsichtige Familienvater tritt näher und bemerkt nun, wie sich die Blüthenkelche als Hemden, Schürzen, Strümpfe und Damenkorsetts entfalten. Hätte er die Wäsche der Familie des Hauseigenthümers vor sich gehabt, er würde nie in den Irrthum verfallen sein, sie für Lilien anzusehen.

Daß man nicht Lust hat, im Schatten riesiger Grinzinen und sich im Winde blähender lateinischer Segel zu frühstücken, ist begreiflich. Man setzt sich also in der niedern feuchten Stube um den wackelnden Tisch herum. Daß die Sahne gerinnen und keine andere zu erhalten ist, darf Niemand Wunder nehmen, denn man befindet sich ja eben auf dem Lande, um solche Erfahrungen zu machen; in Wien würde man augenblicklich anderes Obers (Sahne) bekommen haben, in Grinzing gehört so etwas zu den Unmöglichkeiten. Die Hausfrau öffnet die Zuckerbüchse, um mindestens den schwarzen Kaffe hinreichend zu süßen. Die Zuckerbüchse wimmelt von Ameisen, welche sich der lang entbehrten Leckerei bemächtigt haben. — Man glaube ja nicht, daß Mangel an Milch, Ameisenzucht in der Zuckerbüchse, der Garten als Hängestatt und der höllische Acheron gegenüber das reiche Inventar ländlicher Calamitäten abschließen; wir könnten von der Verlegenheit der Hausfrau erzählen, welcher der Fleischer keinen Schlegel unter dem Gewicht von zwölf Pfunden ablassen will, wir könnten den Finsterſinn der Grinzinger in's gehörige Licht setzen und die Gefahren aufzählen, welche den verspäteten Wanderer auf ebener Straße bedrohen; wir wollen es aber lieber nicht thun, denn Grinzing ist nicht die ganze Welt und es giebt noch manche Sommerfrische, die nicht von so herrlichen Waldbächen umflumt wird.

Leider sehen wir uns zu einer Bemerkung gedrungen, es ist diese, daß alle Gewässer auf sieben bis acht Meilen in der Runde mit dem Grinzinger Bache in blutsverwandtschaftlicher Beziehung zu stehen scheinen. Selbst das aristokratische Hietzing wird von solchen Quellen durchschnitten. Unmittelbar vor dem kaiserlichen Lustschloß Schönbrunn fließt der österreichische Manzanares die „Wien" vorbei. Wer nicht wüßte, daß dieser liebliche Fluß im Wienerwald und zwar oberhalb Preßbaum entspringt, müßte auf den Einfall gerathen, daß alle Landleute der Umgegend den Entschluß gefaßt hätten, die überflüssige Gauche ihres Düngers in dem Flußbette der Stadt zuzuleiten. Dieser ekelhafte Fluß benetzt fast die Mauern des schönen kaiserlichen Sommerpalastes, er trennt zwei der beliebtesten Sommeraufenthalte von einander Hietzing und Penzing und verpestet in seinem oberen Laufe die Atmosphäre bis nahe seinem Ursprung.

Zwischen Gärten und Villen kommt noch ein anderes Flüßchen herangerieselt, ein Bächlein, das oberhalb Lainz entspringt und seinen Gifthauch allen jenen Landhäusern zusendet, welche außer dem Bereich des Wienflusses gelegen sind. Das kleine Flüßchen berieselt die Abhänge des beliebtesten Vergnügungsortes der Wiener „die neue Welt" und erfüllt selbst die gegenüberliegende Villa des Herzogs von Braunschweig mit Düften, die kaum durch den Wohlgeruch einer prächtigen Rosenflora aufgehoben werden.

Eine der reizendsten Landschaften in der nächsten Umgebung Wiens bildet das sogenannte Halterthal das sich unfern von Hütteldorf öffnet, aber auch dieses stille Thal wird durch einen ähnlichen Wildbach — wild im bajevarischen Dialect gleich häßlich — verunreinigt. Nicht besser hat man es in Mödling und Baden, Döbling und Heiligenstadt. Glücklicherweise sorgt Wien dafür, daß sich die Geruchsorgane seiner Insassen nicht so verfeinern, um durch pestilenzialische Ausdünstungen unangenehm berührt zu werden. Wer Sinn für schöne Natur hat und städtischen Comfort doch nicht missen will, zieht Mödling oder Baden jedem andern Sommeraufenthalt in der Nähe Wiens vor. Einer besondern Beliebtheit erfreut sich Baden. Baden war der Lieblingsaufenthalt Kaiser Franz'; erst nachdem in der Nähe der Bergstraße auf den damaligen Kronprinzen und nachmaligen Kaiser Ferdinand geschossen worden, vermied der Hof das lieblich zwischen schön geformten Bergen gelegene Städtchen. Damals während der Glanzperiode Baden's konnte man Tag für Tag den gesammten Hofstaat nach dem Helenenthal lustwandeln sehen; stets befand sich Prinz Napoleon, Herzog von Reichsstadt, welcher aber den Namen Franz angenommen hatte, im Gefolge des Kaisers.

Wandte sich nach Kaiser Franz' Tod auch der Hof von Baden ab, so blieb doch die

Weilburg bei Baden der Vereinigungspunkt einer Linie des kaiserlichen Hauses. Bekanntlich wurde dieses Schloß nach dem Muster der Nassauischen Weilburg von Erzherzog Carl, dem berühmtesten Feldherrntalente des Habsburgischen Hauses, als Denkmal ehelicher Liebe erbaut. — Auch heute noch wird das schöne Schloß mit Vorliebe von den Söhnen des Erzherzogs bewohnt. — Als die Revolution des Jahres 1848 die conservativen Elemente aus der Hauptstadt vertrieb, war es hauptsächlich der kleine Badeort, wo die Reaction ihr Lager aufschlug. Wie war damals der Stolz der Großen gebrochen! wie leutselig geberdeten sich die Spitzen der Bürokratie, wie herablassend mengten sich die ahnenreichen Cavaliere unter das Volk! — Als dann um die Mitte Oktobers die ersten Croaten erschienen, hätte man nicht glauben sollen, daß die Erde neue Blüthen treibe und König Mai seinen Einzug halte? Sie wußten ihren Freudentaumel kaum zu mäßigen die Enthusiasten der Ruhe und des Belagerungszustandes. — Es war dieser schöne Herbst von 1848 Badens denkwürdigster Nachsommer. — In der Folge wählte vor Allem auch die jüdische Finanzwelt Baden zum Sommeraufenthalte und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Es giebt ganze lange Straßen, die ausschließend von jüdischen Familien bewohnt werden. Daß der Adel an dieser vollkommen gerechtfertigten Vorliebe der jüdischen Bankiers für Baden Anstoß nimmt, brauchen wir nicht erst zu sagen.

Baden hat Wellbäder, schlechte Parkmusik und einen stinkenden Fluß dabei, aber den empfindlichsten Mangel an trinkbarem Wasser. Jedermann, der sich längere Zeit hier aufhält, hat eine nicht unbedeutende Curtaxe zu entrichten. Man sollte nun meinen, daß diese Einnahme dazu benutzt würde, den Aufenthalt so bequem als möglich zu gestalten. Nichts da, Baden bewahrt seinen alten Abscheu gegen das Licht und läßt seine Badegäste des Abends im Finstern herumtappen. Baden conservirt den alten Schmutz und Unrath und läßt die Ufer seines Flusses zur Ablagerung aller Abfälle benutzen; Baden denkt, daß seine warmen Quellen das Trinken überflüssig machen und sorgt für kein Trinkwasser. Baden ist mit einem Wort das alte Baden geblieben und Wien das geduldige lammfromme Wien, das sich außerhalb seiner Wälle Alles bieten läßt.

Seit Franz Joseph an Reichenau so viel Gefallen gefunden, fängt auch Reichenau an, unter den Sommerfrischen Wiens eine gewisse Bedeutung zu gewinnen. Reichenau theilt sich in zwei Gebiete, in das des Thalwirthes Maßnix und jenes des Ortswirthes Fischer. Es handelt sich für den Fremden schließlich darum, ob er zur Bereicherung des einen oder des andern Wirthes beitragen wolle. Alles Andere ist Nebensache. Das Thal von Reichenau ist hübsch, sehr hübsch, es ist aber unangenehm, wenn man den Anblick einer schönen Landschaft, die der liebe Gott umsonst geschaffen zu haben scheint, bezahlen soll. Die Wiener sind aber ein eigenthümlicher Menschenschlag: sie fahren für ihr theures Geld heraus, um bei Maßnix im Thalhof Forellen zu essen, die sie gerade zum halben Preis in Wien bei Sacher haben könnten. Wer da meint, in Reichenau ländliche Sitte zu treffen, geht irre, er findet städtische Preise, Kellner und Wirthe, die in kurzer Jacke und Lederrock noch viel grausamer mit ihren Gästen umgehen, als die salonmäßigen Hotelbesitzer der Hauptstadt. Gegenwärtig bewohnen die kaiserlichen Kinder die sogenannte Kaiser-Villa, ein Gebäude, welches der unternehmende Besitzer des Thalhofes für den Gebrauch des allerhöchsten Hofes aufführen ließ. Reichenau, wo man bereits auf klarströmende Waldbäche stößt, dürfte demnach der äußerste Punkt der näheren Umgebung Wiens sein, wo noch Sommerparteien, ohne eine eigentliche Reise unternehmen zu wollen, ihr Lager aufschlagen.

Es ist eine ganz andere Klasse der Bevölkerung, welche diese Grenze überschreitet und ihren Aufenthalt an die Ufer des Traunsees oder nach Ischl, Salzburg oder an den Fuß der Hochalpen verlegt. Um ihr zu folgen bedarf es frischen Athems und folglich eines Ruhepunktes, denn „Die Todten reiten schnell."

Die Umgebungen von Teplitz.

Von Professor M. Schmoll.

Die Umgebungen von Teplitz, auf welche wir in einem früheren Aufsatze zurückzukommen versprochen hatten,*) verbinden, wie auch dort schon in Betreff der Lage und des Charakters der Stadt selbst hervorgehoben war, die größte Lieblichkeit der Natur mit einer reichen Fülle historischer Erinnerungen. Wir heben die Hauptpunkte im Folgenden hervor und zwar beginnen wir mit Kloster Mariaschein, einem berühmten Wallfahrtsorte der Gegend.

Eine Stunde angenehmer Fahrt über Turn, Soberten, S. Procop führt uns den Bergen näher, an deren Fuße das Kloster liegt. Eine Schaar plaudernder Schüler, die unter Leitung eines geistlichen Herrn ihren Spaziergang machen, erinnert uns daran, daß hier ein Jesuiterstift wieder aufgelebt ist, und die umfangreichen Baulichkeiten bei der Kirche, welche zum Theil aus der neuesten Zeit herrühren, zeigen, daß dieser Orden hier eine reich fundirte Stätte hat. Wir lassen den Schwarm vorüberziehen und folgen dem Führer in den Kreuzgang, welcher die Kirche umgiebt. Er ist mit lebensgroßen Bildern geschmückt, welche die Wunder des Gnadenbildes darstellen, das zur Gründung des Klosters Veranlassung gab. In den wilden Zeiten der Hussitenkriege nämlich, heißt es, flüchteten Nonnen des nahe gelegenen Schwatzer Klosters, was der Zerstörung preis gegeben ward, in die dichten Waldungen, welche diese Gegend damals bedeckten. Eine derselben rettete dabei das wunderthätige Marienbild ihres Klosters und verbarg es bei den Verfolgungen, welche sie auch hier heimsuchten, in einer hohlen Linde bei der Quelle, welche jetzt noch im Vorhofe des Klosters ihr klares Wasser spendet, dem sogenannten Marienbrunnen. Eine Magd aus dem nahe gelegenen Bergstädtchen Graupen, heißt es weiter, schnitt nun einmal an dieser Stelle Gras, als eine Schlange sich um ihren Arm wand und zischend ihren Kopf nach dem Mädchen streckte. Erschrocken schrie diese auf, da drang ein glänzender Schein aus der Linde und die Schlange entfloh, ohne das Mädchen verletzt zu haben. Das in der Linde verborgene Marienbild hatte dies Wunder bewirkt, denn, als das Mädchen in Graupen erzählte, was geschehen, ging man hin und fand, was die Linde barg. Man wollte zuerst das Wunderbild in die Graupner Kirche bringen, aber stets war es am andern Morgen wieder an der alten Stelle. Da baute man dort zuerst eine hölzerne Kapelle, an deren Stelle später eine steinerne trat, welche im XVI. Jahrhundert dann von Georg Popel von Loskewitz mit dem Grundstück erworben und stattlicher ausgebaut den Jesuiten übergeben ward. Noch einmal mußte sich zu Anfang des dreißigjährigen Krieges das Marienbild flüchten, Mariaschein oder Untergraupen, wie man es ursprünglich nannte, kam in Verfall, bis mit der Rückkehr des Katholicismus in Böhmen Alles nur um so prachtvoller wieder erstand. Namentlich prachtvoll ist in der Kirche, die in ihrer jetzigen Gestalt aus dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts herrührt, der große zwischen vier vergoldeten Säulen stehende Hochaltar, auch die sechs Seitenaltäre zeigen Reichthum mit Geschmack gepaart, — das Ganze macht den Eindruck des Glanzvollen. Doch kehren wir noch einmal nach dem Kreuzgange zurück, und mustern die Bilder in den einzelnen Kapellen, so tritt uns auch das Wunderbild der

*) Vergl. S. 220 dieses Bandes.

schmerzhaften Mutter Gottes zu Mariaschein in der That gleichsam wie eine Gottheit der Gegend entgegen, auf die man Alles bezog, was Segensreiches geschah, der man Alles dankte, und an Unglück abgewandt wurde. Diese Kapelle stifteten die Leitmeritzer, jene die Culmer, drei ist die Clarysche oder Teplitzer Kapelle zur Ehre Gottes und der schmerzhaften Mutter erbaut. Diese Votivtafel errichtete zum Dank für glückliche Errettung aus Todesgefahr bei Anrufung der seligsten Jungfrau der edle Ritter Hinko von Schönhof; jenes Gemälde legt Zeugniß ab, wie Franziskus Prambilla 1608 als seine wilden Pferde den Wagen in den reißenden Strom zogen, bei Anrufung der Mutter Gottes gerettet wurde, dort dankt Graf Martinitz für die glückliche Genesung seines achtjährigen Sohnes, hier heißt es unter einem Bilde: „eines gottlosen Spötters blindes Roß wird sehend, er aber zur Strafe seines Frevels blind" (im J. 1610). Sieben und dreißig Freskenbilder geben so lebendiges Zeugniß von der Vergangenheit, und wenn auch nicht mehr in so großartig-innerlicher Weise, wie in diesen Bildwerken und der ganzen Schöpfung dieses Klosters hervortritt, so giebt doch selbst die Gegenwart in hundert kleinen Anzeichen, auch wenn nicht größere Kirchenfeste gerade gefeiert werden oder besondere Prozessionen stattfinden, dem aufmerksamen Beschauer davon Kenntniß, daß Mariaschein abgesehen von seiner Bedeutung als Jesuitenschule noch immer ein Mittelpunkt des national-religiösen Lebens der Gegend ist.

Doch wir verlassen das Kloster und ziehen höher hinauf in die Berge. Zwei Punkte sind es, die zunächst unsere Aufmerksamkeit fesseln. Nachdem der Wagen sich mühsam die steile Straße nach Graupen hinaufgewunden, verlassen wir ihn und steigen zwischen Felsen und Klippen empor zur lieblichen Wilhelmshöhe, einem modernen Belle-vedere, welches, wie der Wirth uns erzählt, von dem jetzigen Könige von Preußen seinen Namen führt, aus der Zeit nämlich her, wo er noch als junger Prinz öfter mit seinem hohen Vater Friedrich Wilhelm III. hier weilte. Das ganze Panorama des Teplitzer Thales liegt vor unsern Augen ausgebreitet. Wir blicken über fruchtbare Felder, Dörfer und Städte hinüber nach den Bergen bei Aussig und dem Milleschauer. Dort ragt wieder unser Billiner Kobold über den Horizont hervor, der immer dabei sein will bei Allem, was Teplitz heißt, und inmitten dieses lieblichen Thales, da liegt es ja selbst mit seinen Häusern und seinem Schloßberg, gleichsam als das Herz der Gegend, wie es ja auch der lebendige Mittelpunkt ist, von dem das Leben in diesem ganzen Landstriche ausgeht. Dieser Blick von der Wilhelmshöhe vereint in sich die ganze Lieblichkeit des Teplitzer Thales; will man ihn aber in seiner ganzen Mannigfaltigkeit kennen lernen, so muß man ihn zu den verschiedensten Tageszeiten, bei dem verschiedensten Himmel genießen, immer wird man besondere Reize entdecken. Noch romantischer ist der andere Punkt, die über der Wilhelmshöhe liegende Rosenburg. Der Weg führt an einem lieblichen Bache hinauf in die Klüfte, wo plötzlich die großartigen Trümmer einer alten Burg dem Wanderer entgegentreten. Wir ziehen ein in das Thor. Statt des Burgfräuleins empfängt uns zwar ein altes Mütterchen, das ihre kunstvollen Kanten knüpft, aber die Forste ist doch dem Orte verblieben, denn tief unten liegt das gewöhnliche Leben, man ist in einem der alten Adlerhorste, wie ihn sich in alter Zeit der Drang nach freier Selbstständigkeit schuf. Der Blick hat das noch vor dem von der Wilhelmshöhe voraus, daß man von diesem höheren Punkte noch mehr den ganzen waldigen Abhang des Gebirges überschaut. Die Rosenburg war zu ihrer Zeit übrigens hier nicht die einzige Burg, auch auf anderen Höhen des Erzgebirges reden noch Trümmer von der Vergangenheit, aber immerhin war es eine der interessantesten, denn an dieselbe knüpfte sich das erste Schicksal des edlen aber so unglücklichen Schaffgotsch. Hier ließ er seine Braut, die schöne Catharina von Dohna, bei ihrem Oheim Theym von Gholitz zurück, welche ihm der treulose Freund abspenstig machte, dem er dann aber in echt christlicher Ritterlichkeit nicht Gleiches mit Gleichem vergalt, sondern mit Einsetzung des eigenen Lebens ein Lebensretter im Kampfe

wurde, wie noch nach Kaiser Karls Willen die blutigen Streifen im Wappen der Schaffgotsche kunden.*)

Ueber Graupen führt auch eine große Straße über das Erzgebirge nach Sachsen und da liegt einige Stunden weit an derselben noch ein oft besuchter Punkt, das Mückenthürmchen, der deshalb besonders aufgesucht wird, weil er den Blick schon in das jenseitige Land gewähret. Der Nachmittag ist aber schon weit vorgeschritten, und so verzichten wir auf diese Fahrt und beschließen die Tour an den Bergen entlang zu nehmen nach Doppelburg, einem Fürstlich Clary'schen Jagdschlosse. Der Weg ist reizend; rechts haben wir immer steile, dichtbewaldete Felspartien, die sich ab und zu öffnen, um uns einen Blick in irgend eine Schlucht zu gönnen, links den fruchtbarsten, lieblichsten Teppich üppiger Felder und Gärten und ab und zu eine weitere Perspektive hinüber nach Teplitz. So geht es über Jägendorf, Dreihunken, Byhanken am Wege vorbei, wo es hinaufgeht nach der hübschen Waldpartie, zum Schweißjäger genannt, die wegen ihrer schönen Aussicht auch viel besucht wird. Jetzt öffnet sich das Forstgatter, die Eichen und Buchen werden immer schöner, der Wald immer üppiger, nun macht der Weg eine Biegung, und vor uns liegt das geschmackvoll angelegte Jagdschloß Doppelburg. Zur Fütterung der Hirsche kamen wir schon zu spät, aber noch lagern einige an der Futterstelle, während andere schon wieder dem Walde zuziehen. Dafür begünstigt uns aber der Himmel und die klarste Luft läßt uns die Panoramen, welche sich hier bieten, in der vollsten Schönheit genießen. Von dem Jagdschlosse sind nämlich, wie von einem Mittelpunkte aus, höchst geschickt Durchschläge durch die Forst gemacht worden, welche den Blick frei über das Land fort nach einzelnen charakteristischen Punkten schweifen lassen. Die Abgrenzung, welche diese Bilder dadurch erhalten, giebt ihnen einen markirten Charakter und verbunden mit der Ueberraschung, die diese Durchsichten im dichten Walde gewähren, einen besonderen Reiz.

Ein anderes Mal, wo wir Doppelburg besuchten, fuhren wir auch hinüber nach dem aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges so unglücklich berühmt gewordenen Klostergrab wo der gestörte Kirchenbau die Veranlassung mit gab zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Welch' unbedeutendes Städtchen und welch' unseliges Schicksal knüpft sich nicht bloß für ganz Deutschland, sondern speciell für Böhmen daran! War schon der Hussitenkrieg zum Theil ein Wühlen im eigenen Fleische gewesen, so hat dieser Böhmen betreffende Theil des dreißigjährigen Krieges seine Nationalität für immer geknickt; aus beiden Epochen datirt die Vernichtung jedes selbstständigen Lebens in Böhmen.

Die obigen Parthieen kann man als die Glanzpunkte bezeichnen; daneben fehlt es aber nicht noch an interessanten anderen. So liegt nicht weit von Klostergrab das Kloster Osegg, ein Stift der Cisterzienser, die durch ihren Zusammenhang mit dem gesammten Schulwesen Böhmens den größten Einfluß auf das Land ausüben. Kirche und Kloster athmen einen edlen und geschmackvollen Geist, überall spricht sich ein feiner, gebildeter Sinn aus, der auch das materielle Leben zu verschönern versteht. Hat die Kirche etwas Erhebendes in ihren colossalen Dimensionen und in ihrer prachtvollen und doch einfachen Ausführung, so berührt der Kunstsinn angenehm, welcher sich in der Bildergallerie bekundet, und selbst der Speisesaal mit seiner Aussicht über die Klostergärten und dem Blick hinaus in's Land hat etwas aristokratisches. Ebenso interessant ist Dux mit seinem Waldsteinschen Schlosse und Park. Eine Menge historisch-merkwürdiger Dinge birgt dasselbe, und wenn auch Alles, was auf den berühmten Wallenstein sich bezieht, sich vor Allem in den Vordergrund drängt, gewinnt doch auch Anderes, was dieses Geschlecht betrifft, durch eben diesen Mann, den es

*) Wir haben diese Begebenheit ausführlich erzählt in dem Aufsatz „Hans Ulrich Schaffgotsch." (S. 97—118.)

zu den Seinigen zählt, an Interesse. Namentlich habe ich das große Bild in der Decke des Rittersaales hervor, welches den Stammherrn der Wallensteiner darstellt, wie er mit seinen vierundzwanzig Söhnen und vierundzwanzig Knappen vor König Ottokar erscheint. Dieser hatte nämlich, heißt es, einen Feldzugsplan entworfen und zu ernster Berathung seine Ritter zu sich entboten, aber bestimmt, daß jeder Ritter nur mit einem Knappen käme, und staunte demgemäß über Wallenstein, als dieser vor ihm mit so großer Schaar erschien, bis dieser ihm erklärte, das seien alles seine Söhne, und jeder hätte nur einen Knappen mitgebracht. Was er darauf mit ihnen im Rath und auf dem Schlachtfelde vollbrachte, das brachte ihm nicht geringe Ehre bei König Ottokar, und so wurde jene Scene der Ueberraschung zum Andenken dargestellt. —

Mit der Parthie nach Duz verbindet man oft die nach Billin, d. h. zu dem Quell, gegenüber dem oft erwähnten Felsen, wo das bekannte Wasser gewonnen wird, mit dem täglich tausende von Flaschen gefüllt werden, und das als eine Art Sodawasser dann nach allen Weltgegenden geschickt wird. Da der Quell in einer dichten Waldparthie liegt, ist es besonders an einem heißen Tage dort schön; das Städtchen selbst liegt tief unter der Straße, die nach dem Brunnen führt, wie auch schon das häufige Dammgeld, das erhoben wird, kurz ehe man nach Billin kommt, daran erinnert, daß die Anlegung einer Straße hier nicht ohne Schwierigkeit war. Billin ist der äußerste Punkt im Südwesten, der von Teplitz aus besucht zu werden pflegt, im Südosten bleibt uns dann noch der Milleschauer, der böhmische Donner, zu erwähnen übrig, eine schöne Bergparthie, — wenn nicht Nebel die Aussicht verhüllt. Nehmen wir zu alle dem hinzu das schon in der Geschichte von Teplitz erwähnte Stadtz und die Culmer Gegend, so ergiebt sich, daß der Umkreis von Teplitz reichhaltig ist, wie der irgend eines derartigen Badeorts. Nach allen diesen Punkten führen bequeme, fahrbare Straßen; schlägt man aber gar Fußwege ein, so winkt dem Wanderer noch manche andere lohnende Parthie, ja schon einfach durch die Felder zu schweifen, die Gebirge immer vor Augen, ist ein Genuß.

Der Apfelbaum.

Von Karl Nay.

Bei einem Wirthe wunderwild
Da war ich jüngst zu Gaste.
Volkslied.

Wenn im röthlich schimmernden Fliederhain die Nachtigall ihr erstes herzinnigstes Lied beginnt, die Jubeltriller der im wundervoll blauen Aether goldig erglänzenden Lerchen, einem Sonnenregen gleich, auf die grünende Erde herabträufeln, wenn jedes lebende Wesen im schönsten Festesschmucke prunkt: dann überdeckt sich auch der alte knorrige Apfelbaum mit dem prächtigsten weißen Blüthenschleier.

Aus seinen Zweigen schmettert ein Fink seinen Frühlingsgruß herab und rings herum schwirrt frohlockend und jauchzend alles Leben. Und das Finken Weibchen trägt Moosflöckchen herbei und webt und ordnet zwischen Stamm und Ast ihr einfaches und doch so bewunderungswürdig künstliches Nest. In einigen Tagen ist das Häuschen der kleinen Gäste fertig; treten wir jetzt heran, da blickt uns das brütende Vögelchen so vertrauend entgegen, die rosa angehauchten Blüthen zwischen den zart grünen Blättchen, die im lauen Frühlingswinde wehenden Zweige erscheinen uns so feierlich, und wenn dann die eben sinkende Sonne

unſer Bild mit dem lieblichen Purpur des Abendroths überzieht, dann glauben wir wohl — einen Weihnachtsbaum im wahren Sinne des Wortes vor uns zu haben.

Nicht lange, da trägt das Finkenweibchen die Schalen der Eier aus dem Neſt, denn die lieben Kleinen haben kräftig die Hülle geſprengt und regen ſich im warmen, freudigen Leben. Eben ſo ſtreut der Apfelbaum ſeine weißen Blüthenblättchen hinab; im milden Weſt fliegt der loſe „Blüthenſchnee" dahin, weit über die blumige Aue. Gleich den jungen Vögeln im Neſte regt ſich jetzt auch die Frucht des Apfelbaums und dehnt und ſtreckt ſich und wächſt kräftig heran; und Thier und Pflanze wetteifern in der ſorgſamen Pflege ihrer zarten Lieblinge.

Aber ach, da naht unerbittlich das Heer der grauſamſten Feinde und Verderber; auf einem von der Mittagsſonne beſchienenen Aſte iſt ein großes Raupenneſt dem Blick des Gärtners entgangen und die gierige Bande kriecht jetzt heran, droht ſich über alle Zweige zu verbreiten und ſchonungslos alle Hoffnungen des armen Apfelbaums zu verderben. Doch ſiehe da! Buchfink und ſein Weibchen ſtürzen ſich ſogleich auf die garſtigen Gäſte und ihnen folgen Grasmücken, Meiſen und Rothkehlchen und viele andere der kleinen regen Gartenfreunde und in kurzer Zeit ſind die argen Raupen vollſtändig vertilgt und die kleinen Aepfel gerettet.

Dafür erzeigt ſich der Apfelbaum aber auch dankbar, denn als eines Tages Knaben im Garten erſcheinen und die Vögelchen verfolgen, um ſie zu erſchießen, da bietet er ihnen in ſeinen dichten Blättern ein ſicheres Verſteck. Die böſen Buben müſſen abziehen, ohne dem Buchfinken und ſeinen Genoſſen etwas anhaben zu können und ein keckes kleines Meiſchen ruft ihnen ſein höhnendes Spi, ſpi, bähähä! nach.

So iſt jetzt wieder Ruhe und Friede hier eingekehrt und das kleine liebliche Leben wächſt und gedeiht luſtig — doch noch einmal droht dieſer kleinen Welt Unheil und Verderben. Ein zu früh eingerückter Herbſtſturm rüttelt in wilder Wuth den Apfelbaum, droht das Vogelneſt aus ſeinen Zugen zu reißen und die armen Jungen hinauszuwerfen. Die Buchfinken haben aber ſorgſam und ſicher gebaut, ihre kleine Wohnung trotzt wirklich dem Toben der Naturmacht und die liebende Mutter klammert ſich in verzweifeltem Heldenmuth an die wankenden Wände und rettet glücklich alle ihre Kleinen. Der arme Apfelbaum dagegen! Ganze Zweige ſind ihm herabgeriſſen und Hunderte ſeiner zarten Kinder liegen nun, dem Untergange geweiht, auf der kalten Erde.

Doch das Walten der Natur iſt ja wunderbar weiſe — der Sturm hat nur die ſchwächlichſten und kranken heruntergeriſſen, die andern können nun deſto kräftiger gedeihen und ſo groß und ſchön werden, wie ſie es bei der Ueberfülle nimmer vermocht hätten.

Wir überſchlagen jetzt eine geraume Zeit. Schon beginnt hier und da ein Blatt zu fallen, der Schnitter Senſen erklingen in den letzten Kornfeldern und die Schaaren der befiederten Sommergäſte rüſten ſich zum Aufbruch für die weite, weite Reiſe. Der Buchfink hat ſeine Jungen hinausgeführt zu einer großen Verſammlung der Verwandten, welche auf einem abgeernteten Rübſenfelde noch emſig ſich gütlich thun, um die für den Zug nöthige Kraft zu erlangen. Er ſelbſt, der gute, alte Vogel, darf noch nicht an die Reiſe denken, denn er hat noch ſehr viel zu thun. Dort ſitzt er, oben auf der Spitze des Apfelbaums und ſpäht aufmerkſam nach jedem geringſten ſchädlichen Gewürm, das der Pracht und Herrlichkeit ſeines Gaſtfreundes Abbruch thun könnte.

Zum zweiten Male bietet uns unſer Baum jetzt ein unbeſchreiblich reizendes Bild. Wenn ſeine goldgelben, lieblich rothbäckigen Früchte zwiſchen dem bunten, roth, grün und gelb wechſelnden Laube uns ſo einladend winken, wenn dann, am ſchönen Herbſtabend der Vollmond mit ſeinen milden Strahlen ein Silbermeer über ihn ausgießt, dann haben wir doch in voller Wahrheit — einen Weihnachtsbaum vor uns.

Am nächsten Morgen beginnt nun die Apfelernte. Das ist ein Fest, ein rechtes echtes Kindfest. Ha, wie sich die Knaben, Katzen gleich, in den Aesten umhertummeln und wie sie den reichen Segen herabschütteln, den jetzt Frauen und Kinder emsig in Körbe und Säcke sammeln! Die feineren Sorten werden vorsichtig gepflückt, damit sie beim Herabfallen sich nicht beschädigen und unansehnlich werden, denn sie sind ja zum Verkauf bestimmt und sollen weithin verschickt werden; oder man will sie lange aufbewahren, bis Weihnacht oder gar bis Ostern und darüber hinaus.

Einige Wochen später folgt ein neues Apfelfest. Dann werden die Aepfel gerieben und zur Weingährung vorbereitet. Wie bei der Ernte, so ist auch hierbei Alt und Jung in reger Thätigkeit und fröhlichen Herzens, denn sie freuen sich des erlabenden Trunks, oder — des klingenden Gewinnes. Es fehlt uns hier der Raum, die Apfelmost durch alle Uebergangsstufen zu begleiten, von dem lieblich säuerlich duftenden Brei bis zu dem perlenden, golden funkelnden Getränk in den Gläsern einer lustigen Gesellschaft — oder zu der „Arznei gegen Alles" in den Hallen des Wunderdoctors. Es sei nur kurz bemerkt, daß der meiste Apfelwein in der Umgebung von Frankfurt a. M. gekeltert und von dort, als beliebtes, gesundes Getränk in alle Weltgegenden versendet, ja sogar vielfach als „Champagner" verarbeitet wird.

Wen das Schicksal ans Norddeutschland zur Herbstzeit in jene Gegend führt, der versäume es ja nicht, das muntere Leben der Apfelernte und später der Weinbereitung zu schauen. Das heitere, lebenslustige Völkchen unserer Landsleute dort zeigt sich dann so recht in seiner harmlos glücklichen, lebhaften Natürlichkeit, welche den Nordländer unwiderstehlich anzieht.

Wir kommen jetzt zur letzten Seite unseres Bildchens. Der gute Freund des Menschen, der Apfelbaum, muß zu dem ersten Feste der Christenheit, zu der Weihnachtsbescheerung ebenfalls seine Gaben verleihen. Die dunkele Tanne oder Kiefer erglänzt in den Strahlen der Kerzen, bunte Papierketten und süße Marzipanfiguren hängen in lieblicher Mannigfaltigkeit an den Aesten, doch an dem Weihnachtsbaum im Pallast des Fürsten, wie an dem in der Hütte des ärmlichen Arbeiters dürfen keine Nüsse und Aepfel, glänzende, vergoldete Aepfel fehlen.

Wir dürfen bei diesen goldig schimmernden Aepfeln aber weder an den Erisapfel des Paris noch an die goldenen Aepfel der Hesperiden denken, sondern nur daran, daß bei diesem schönsten, echt deutschen Kinderfest die deutsche Frucht so recht ihre eigentliche Bedeutung findet.

Der derbe Junge auf dem Steckenpferd, der eben tapfer auf einen Goldapfel losreitet, während das kleine Schwesterchen, vor Freude jauchzend nach einem andern, in den Lichtstrahlen flimmernden hascht; daneben die älteren Geschwister und die Eltern, alle beschäftigt, Nüsse zu knacken und Aepfel zu schälen und sie nebst Pfefferkuchen zu verzehren; dann weiter dieselbe Familie, um den warmen Ofen versammelt, aus dessen „Röhre" eben die gebratenen Aepfel hervorgelangt werden, um, wie schon lange mit lieblichem Dufte das ganze Zimmer, so auch jetzt mit Wohlgeschmack die großen und kleinen Mäuler zu füllen — das sind Bilder, welche wir bei keinem anderen Volke so wunderlieblich finden, die nur ein Wort richtig bezeichnen kann, ein Wort, das keine andere Sprache hat und in seinem vollen Sinne zu ersetzen vermag, wie wir seine wahre Bedeutung auch auf dem ganzen Erdball nicht ferner finden: das Wort deutsche Gemüthlichkeit!

Deutschlands Wild und Jagd.

Von Karl Ruß.

Zum Wald, zum Wald, zum grünen Wald,
Wo Eich' und Buche rauschen,
Und wo das Echo hallend schallt,
Wo Reh' und Hirsche lauschen.

Heinrich Zeise.

Es kann nicht meine Absicht sein, den Lesern die ganze Geschichte der alten deutschen Jagd in allen ihren großartigen, doch komischen, aber auch oft recht traurigen Zügen hier vorzuführen. Eben so wenig will ich die Jagdthiere und die verschiedenen Fang- und Erlegungsarten derselben belehrend beschreiben. Nein, ich kann nur die Jagd unserer Zeit und das Wild, welches wir jetzt noch in deutschen Wäldern antreffen, in einem Bildchen schildern und führe in dieser Absicht die Leser hinaus, über die Fluren des noch im Schmucke des letzten Erntesegens prangenden Felder, in den dunkel-wundervollen Wald.

Wenn der alte Grünrock nach monatelanger, fast unerträglicher Ruhe das Gewehr endlich wieder von der Wand herunterergreift, so geschieht dies wahrlich mit einer fast fieberhaften Hast.

Ein warmer Sommermorgen lagert über dem Waldthale und noch vor dem ersten, die frische, dampfende Erde treffenden Sonnenstrahle zieht der Alte hinaus, wendet sich am Waldrande entlang, wo er nach dem wohlbekannten „Wechsel“ *) auf den Anstand auf Hirsche geht. Fast lautlos schleicht er dahin, die Büchse schußfertig im Arme und mit scharfem Auge rings umher lugend und spähend. Dicht vor dem ausersehenen Verstecke hält er einige Augenblicke inne, vergewissert sich sorgsam, daß die Hirsche noch nicht so nahe heran sind, um ihn scheu zu bemerken, prüft noch einmal sorgfältig den Luftzug und windet sich dann von hinten unter die mächtige Eiche, vor welcher ein etwa mannshoher, sehr dichter Kiefernbusch ihn den Blicken des Wildes verbirgt. Hier hat er vor einigen Wochen die hinteren Zweige herausgeschnitten, einen starken Ast sich zum Sitz bereitet und voran eine „Lücke“ gemacht, aus welcher er bequem die Gegend übersehen und schießen kann.

Der Tag wird sehr heiß werden, denn der allmählig im prachtvollsten Morgenrothe sich färbende Himmel ist überall klar und wolkenlos und schimmert in dem eigenthümlichen Fahlgelb des Hochsommers. Jetzt bricht der erste Sonnenstrahl hinter den Waldhöhen hervor und, von tausend Lockstimmen der befiederten Sängerwelt begrüßt, spiegelt er sich in Millionen blitzender Brillanten, den an Halm und Gras zitternden Thautröpfchen. Bald verstummen die Töne und Laute wieder, denn der Sommer hat ja keine Jubellieder mehr. Doch husch, husch, regts und bewegts sich allenthalben. Hier trippelt ein Völkchen allerliebster, halberwachsener Rebhühner am Wiesenrande daher, indem das Huhn die Küchel sorgsam leitet und der alte Hahn in ängstlicher Wachsamkeit die Familie fortwährend umkreist. Dort, am Bergabhange „huckelt“ **) ein Häschen vorüber, indem es alle drei Schritte einmal vorsichtig lauscht und ein „Männchen“ macht. ***) Dann schleicht ein Fuchs heran, welcher jeden Grasbüschel, jede Furche benutzend, gleich einer Schlange sich nach den Rebhühnern zu windet.

*) Der Strich, den fast jedes Wild beim Ein- und Ausgange in den Wald regelmäßig einhält.
**) Jägerausdruck für trabt oder wackelt.
***) Sich auf die Hinterfüße emporrichtet, um rings umherzuschauen.

Das Alles scheint der alte Jäger aber gar nicht zu bemerken; zwar möchte er wohl gegen den Meister Reineke eine Portion blaue Erbsen auf den Pelz brennen, denn wenn auch der Fuchsbalg jetzt noch völlig werthlos ist, so läßt jeder gute Jäger den derben Räuber doch nicht leicht entgehen, wo und zu welcher Zeit er ihm auch immer begegnen mag, doch jetzt würde er sich ja durch den Schuß die ganze beabsichtigte Jagd verderben. Darum steht er regungslos, einer Bildsäule gleich, da und blickt und horcht unverwandt nach der Richtung des Feldes. Und mit einem Male beginnen seine Augen zu glühen, sein ganzer Körper erbebt und die straff angespannten Muskeln zucken gleich elektrischen Drähten. Das Herz des alten Gemsknyfes pocht so gewaltig gegen seine Hülle, daß man es fast hören könnte und ein ihn beobachtender Arzt jedenfalls einen tödtlichen Krankheitsanfall annehmen würde. Fast plötzlich aber ist dies „Jagdfieber" überwunden und der Jäger steht wieder so fest und leidenschaftlos da, als seien die eben gemächlich bergab trabenden Hirsche nur fünf Hammel aus der seitwärts sich nähernden Heerde.

Auch wir beäugten jetzt mit Herzpochen die Hirsche, denn es sind gar prächtige, majestätische Thiere, denen vorderster, ein ungewöhnlich starker „Sechszehnender" *) noch gar keine Ahnung von dem ihm drohenden Geschicke hat. Hinter dem männlichen Hirsche folgt ein „Thier", aber eine Hirschkuh mit ihrem Kälbchen und dann zwei andere, ein „Spießer" **) und ein „Schmalthier".***) Eben sind sie bis auf etwa 150 Schritt herangekommen und machen nun auf einer kleinen Anhöhe Halt, um noch einmal zu „sichern", d. h. zu spähen, ob auch nicht irgendwo Gefahr vorhanden ist. Während der alte Führer sich nun nach dem fläffenden Schäferhunde umsieht und gleichsam lächelnd den Kopf schüttelt, erhebt der Jäger langsam sein Feuerrohr und von einer Büchsenkugel durchbohrt stürzt der Hirsch lautlos zu Boden. Der in den Bergen wiederhallende Knall bringt eine Scene der größten Verwirrung hervor. Die Hirsche brausen seitwärts nach dem Dickicht zu davon, die Rebhühner fliegen mit polterndem Geräusche empor, der Fuchs scheint urplötzlich im Boden zu verschwinden und der Hase prallt in entsetzlichster Angst dem hervorgesprungenen Jäger gerade vor die Füße, macht hier ein verzweifelt komisches Männchen und rennt, erst dann zur Besinnung gekommen, sporenstreichs davon. Dazu krächzen Raubvögel, heischend aus sicherer Entfernung der Fuchs und quaken drüben im Bruche die Enten, gleichsam als ärgerten sie Alle sich über die Störung der hehren Stille in der Natur und wollten den ruchlosen Unhold-Mensch ernstlich ausschelten.

Der Jäger hat indessen seine Beute „aufgebrochen" und ausgeweidet", d. h. aufgeschnitten und das Eingeweide entfernt, dann „häßt" er den Hirsch, d. h. schneidet die Haut zwischen dem Knochen und der großen Sehne des Fußes auf, steckt durch diese Oeffnung das andere Bein und schleppt das Thier nun mit vieler Mühe nach dem Walde zu, wo er es an einem starken Aste aufhängt, um es mit einem Fuhrwerk abzuholen.

Einige Tage später begleiten wir unseren alten Freund wieder. Heute geht's nicht so früh hinaus, auch hat er noch zwei Gefährten mitgenommen, um die Entenjagd mit Erfolg zu beginnen. Jeder der Schützen führt einen langhaarigen Hühnerhund an der Leine und die Leidenschaftlichkeit, welche wir vorhin bei dem alten Mann beobachtet haben, finden wir jetzt in weit höherem Grade bei seinen jungen Begleitern, bei den Hunden, aber als kaum zu bändigende Gier.

Endlich ist das Bruch erreicht. Vor einigen Tagen haben die Jäger quer durch dasselbe schmale Bahnen in's Gras und Schilf hauen lassen, jetzt stellt sich jeder der Schützen an einer solchen Linie an, jedoch so, daß sie nicht etwa sich selbst gegenseitig treffen, was gerade

*) Dessen Geweih 16 Zacken hat.
**) Einjähriges Männchen.
***) Ein weiblicher Hirsch, welcher noch kein Junges hat.

bei der Entenjagd durch unvorſichtige Schützen ſehr leicht vorkommen kann, indem die Schrote oft vom Waſſer abprallen und dann wohl eine ganz andere Richtung nehmen. Und nun werden die Hunde losgelaſſen. Da geht dann ein gewaltiger Lärm und Rumor in der ſonſt ſo friedlichen Heimath der Enten, Waſſerhühner, Rohrdommeln, Schnepfen, Kibitze u. ſ. w. an. Quak, quak, quak, erheben ſich die geängſtigten „Schoſe“ *) der halbflüggen Gras-, Sand- oder Krick-Enten, hau, hau, hau, jagen die Hunde hinterdrein und puff, puff knallt's dazwiſchen, daß klatſch, pratſch die Alten und Jungen herunterpurzeln. „Allons“, „apport!“ hören wir die eifrigen Rufe der erhitzten Schützen, welche leider in der Jägerſprache noch immer nicht durch deutſche Ausdrücke erſetzt ſind, obwohl „vorwärts!“ und „bring' her!“ wahrſcheinlich doch eben ſo gute Erfolge haben würden. Während die beiden anderen Jäger nun mit der Verfolgung der Enten auf einer Seite des Bruches beſchäftigt ſind, und der eine von ihnen im Eifer in eine überwachſene Torfgrube geräth und dort faſt den Tod findet, eilt unſer Freund nach der anderen Ecke, wo eine alte Ente, ſcheinbar krank, ängſtlich quakend, dicht vor dem Hunde herflattert. Der erfahrene Jäger weiß, daß das Thier ganz kleine Jungen hat, und daß es in dieſer Weiſe den Hund von ihnen fortzulocken ſucht. Er ruft ſeinen hinter der vermeintlich leicht zu erhaſchenden Beute wie toll herjagenden Hund ab und wendet ſich mit ihm nun wieder den anderen Jägern zu. Endlich ermüden die Kräfte der Hunde und auch der Schützen. Die ganze Geſellſchaft zieht zum nahen Hügel, wo ſie unter einigen alten Buchen ſich's bequem machen. Hier werden die Stiefeln ausgezogen und das Waſſer herausgegoſſen, ebenſo die Hoſen und anderen Kleidungsſtücke auf die Büſche zum Trocknen in die Sonne gehängt. Dann aber wird das Frühſtück aus den Taſchen hervorvorgeholt, tüchtige Stücken Brod mit Wurſt oder Fleiſch und dazu ein feuriger Trunk. Natürlich bekommen die Hunde ebenfalls ihren redlichen Antheil. Wenn während deſſen die Beute gezählt wird und auf die drei Jäger etwa dreißig Enten nebſt mehreren Waſſerhühnern kommen, ſo dreht ſich der Alte wohl ſtillvergnügt auf die andere Seite — um ein Stündchen zu verträumen. Der zweite Schütze folgt ihm bald darin, doch dem dritten läßt die Jagdluſt keine Ruhe. Er lockt ſeinen „Pikas“ und nun geht's wohl im wunderlichſten Koſtüm zur nahen Wieſe auf die Schnepfenſuche. Alle Augenblicke „ſteht“ **) der Hund vor einer Pekaſſine, Stumpfſchnepfe, einem Kibitz oder Wachtelkönig, doch gerade zu dieſer Jagd gehört die allergrößte Geſchicklichkeit, weil eben alle dieſe Vögel ihres ſchnellen oder unbeſtimmten Fluges wegen ſchwer zu ſchießen ſind. Deshalb trifft dieſer Schütze auch faſt gar nichts; endlich ſchnappt Pikas einen jungen Kibitz und zwei Schnepfen und mit dieſen Siegestrophäen zieht der Genügſame zurück.

Faſt noch lockender wie das eben beſchriebene Vergnügen iſt die nach einigen Tagen folgende Rebhühnerjagd. Eine größere Jägergeſellſchaft wandert gemächlich und in lauter Unterhaltung über's Feld. Sie nähern ſich einem großen Kartoffelſtück und rücken in gerader Linie, die Hunde etwa 15 bis 20 Schritte voran, darauf zu. Jetzt werden die Hunde lebhafter, die Schützen aufmerkſamer; „vorſichtig!“ „ſachte!“ ertönen die Rufe und immer leiſer, immer langſamer ſuchen die Hunde heran, bis ſie plötzlich wie feſtgebannt ſtehen bleiben, einen Hinterfuß ein wenig emporheben und ſtarr und aufmerkſam nach dem Punkte hinſehen, wo der Geruch ***) ihnen die Hühner anzeigt. Dieſe armen Verfolgten ſind inzwiſchen hin und her getrippelt, jetzt drücken ſie ſich alle zuſammen feſt auf den Boden: dann erſchallt das „Allons!“ der Jäger, die Hunde „ſpringen ein“, die Hühner ſtiegen mit polterndem Geräuſch empor und von allen Seiten donnert das Piff, Paff der Schützen.

*) Bruten oder Familien.

**) Die eigenthümliche Stellung, in der ein guter Hühnerhund vor einem nahe gewitterten Wilde regungslos harrt, nennt man ſtehen.

***) Die „Witterung“ in der Jägerſprache.

Was von dem Völkchen*) mit dem Leben und heilen Gliedern davonkommt, fliegt weit über's Feld, wird jedoch von den Blicken der Jäger aufmerksam verfolgt. Die Hunde „apportiren" indessen die geschossenen und suchen auch die verwundeten, welche sogleich schnurrig fliegen, möglichst auf. Dann geht es ebenso wieder zu den anderen, und gelingt es nun, dieselben auseinander zu sprengen, so sitzt oder „liegt" jedes einzelne der geängsteten Hühnchen so fest, daß die Jäger sie mit Bequemlichkeit aufsuchen, fast treten und herunterschießen können. Bleiben jedoch die Alten am Leben, besonders der Hahn, so sammelt er diejenigen, welche die Jagd des ersten Tages überlebten, zieht mit ihnen weit fort und „hält" später gar nicht mehr „aus", d. h. fliegt mit den Seinigen beim Nahen der Jäger schon aus weiter Ferne davon. Deshalb ist es gewöhnlich die größte Sorge der Schützen, den alten Hahn möglichst zuerst zu erlegen.

Wie bei der Enten-, so wird auch bei der Hühnerjagd tapfer gefrühstückt, doch mit dem Unterschiede, daß man nicht im Freien sich lagert, sondern ins nächste Bauernhaus zieht und dort gekochte Eier, saure Milch, frischen Käse u. dgl. sich auftischen läßt. Aus eigener Erfahrung möchte ich dabei noch bemerken, daß dergleichen ländliche Gerichte mir nie im Leben wieder so gut gemundet haben, als wenn nach tüchtiger Ermüdung in Jägergesellschaft solch' Mahl mit derben Späßen und gemüthlicher Unterhaltung gewürzt wurde.

Die bis hierher erzählten Jagden sind aber eigentlich nur die Vorspiele, denn die eigentliche Jagdzeit beginnt bei uns — in dem größten Theile von Deutschland — mit dem 24. August: „Bartholomä", dem berühmten Tage der Jagderöffnung. Daß dies ein außerordentlicher, im Kalender eines jeden Waidmannes glänzend roth angestrichener, heiß herbeigesehnter Jubel- und Freudentag sei, darf ich wohl nicht erst erwähnen. An ihm wird die erste Treibjagd arrangirt, an welcher Alles Theil nimmt, was nur eine Flinte zu tragen vermag. Ja, selbst altersschwache, ausgediente Jäger ergreifen an diesem Tage noch einmal die geliebte, mit wehmüthigen Gefühlen „für immer" an die Wand gehängte, vielleicht schon staubige Gefährtin, um mindestens doch noch einmal sich jung, sich „Herrscher über Wald und Feld" zu fühlen. Und welcher Sonntagsjäger könnte wohl an dem Sonn- und Feiertage aller Grünröcke, in diesen der keuschen Diana geweihten Stunden zu Hause bleiben? Nein, da geht's hinaus, hinaus mit Sing und Sang und frohem Hörnerklang, denn:

Was gleicht wohl auf Erden
Dem Jägervergnügen? —

Und nun schallt's den ganzen lieben langen Tag, von Morgens früh bis Abends spät pfff, paff, hurrah! und wirklich ist es ein Wunder, daß solche Bartholomäusjagd neben der natürlicher Weise nur geringen Anzahl von Hasen nicht öfter Unglücksfälle bringt.

Jedenfalls ist die Jagderöffnung ein echtes deutsches Fest, welches wohl überall im lieben deutschen Vaterlande mit gleicher Liebe und gleichem Eifer gefeiert wird, und dessen Erwähnung hier daher um so mehr an ihrem Orte sein dürfte.

Die Bartholomäusjagd, sowie die übrigen Gesellschaftsjagden auf dem Felde sind Kesseltreiben. Alle Schützen bilden einen sehr großen Kreis, „Kessel", in welchem sie alle nach dem Mittelpunkte zugehen, somit immer näher zusammenrücken. Regel ist es dabei, daß das aufgescheuchte Wild stets erst außerhalb des Kessels geschossen werden darf, weil sonst so leicht ein Jäger den andern treffen könnte.

Nach der Jagderöffnung kommt dann die Suche auf Hasen, bei welcher ein einzelner Waidmann mit einem Hühnerhunde die Kartoffelstücke und Getreidefelder absucht und den herausspringenden Hasen schießt. Wie bei der Hühnerjagd, muß ein guter Hund vor

*) Eine Brut Rebhühner mit den beiden Alten nennt man eine „Kette" oder ein „Volk."

dem Hasen „stehen", bis der Jäger herankommt. Wenn der Hase in seinem „Lager" so lange ruhig sitzen bleibt, so sagt man, „er hält aus." Merkwürdig ist es hierbei, daß ein noch nicht vollständig ausgewachsener „Junghase", wenn er aufgestöbert, vorbeigeschossen ist und von Hunden verfolgt wird, regelmäßig hinterm nächsten Hügel umwendet und denselben Strich zurückkommt. Ein kaltblütiger Schütze erlegt ihn daher jedesmal ganz sicher, auch wenn er ihn mit dem ersten Laufe verfehlt hat; jungen, zu eifrigen Jägern pflegt es dann aber zu passiren, daß sie in der Eile beide Schüsse abfeuern und nun beschämt dastehen, wenn der kleine „Lampe" ihnen dicht vorüberhüpft. Uebrigens hat diese Gewohnheit der große erwachsene Hase ebenfalls, wenn er von Hunden verfolgt wird, doch macht er natürlich einen bedeutend größeren Bogen, so daß er vielleicht erst nach einer ganzen Stunde zu dem „Wechsel" zurückkommt.

Wir ziehen nun wieder mit unserem alten Freunde hinaus und zwar zur Jagd mit lautjagenden Hunden, welche in einigen Gegenden noch gebräuchlich, in anderen schon ganz verpönt ist, weil sie den Wildstand gar zu schnell vermindert. Ein frischer Herbstmorgen, zu Ende September bis Ende Oktober, an welchem an Blatt und Halm Rubine blitzen und die langen weißen Spinnfäden von Baum und Strauch uns gleichsam Abschied winkend entgegenwehen, zieht den Jäger unwiderstehlich an. Der Alte hat zwei schöne, zierlich und kräftig zugleich gebaute „Bracken", „polnische" oder „englische" Jagdhunde an der Leine, die ungeduldigsten und unbändigsten Geschöpfe, welche man sich denken kann. Mit äußerster Anstrengung vermag er sie so fest zu halten, daß sie ihn nicht niederreißen, sondern ruckweise vorwärts zerren, während sie heulend und jauchzend, bald rechts, bald links, vorwärts und rückwärts streben, jenachdem ihre außerordentlich feinen Nasen etwas Bemerkenswerthes wittern. Sobald wir den Wald erreicht haben, werden die Hunde losgekoppelt und stürzen nun mit Jauchzen ins Dickicht. Bald wirds aber still, denn sie suchen emsig ein Wild, Hase, Fuchs oder Reh. Einige von ihnen haben den Instinkt, daß sie nur eine dieser drei Thierarten lieben, andere, alle drei, jedoch sind nur diejenigen brauchbar, welche einen und denselben Hasen ꝛc., den sie zuerst aufgestöbert haben, stundenlang verfolgen, indem sie immer seine Fährte wittern und auf derselben laut bellend oder vielmehr jauchzend „jagen".

Der alte Jäger hat sich indessen seine kurze Pfeife, den „Jägerstummel" zurecht gemacht und setzt sich nun gemüthlich in der Nähe eines Kreuzweges auf einen Baumstumpf „Stubben." Sind der Schützen mehrere, was eigentlich bei dieser Jagd erforderlich ist, so vertheilen sie sich so durchs ganze Revier, daß sie möglichst die Pässe oder „Wechsel" besetzen. Nicht lange, da hören wir nun das erste „Hau!" des einen Hundes, worauf der zweite sofort dorthin eilt und nun bald das harmonische, für den Waidmann gleich himmlischer Sphärenmusik tönende „Hau hi, hau hi!" durch die Morgenluft übers Waldthal herklingt. Der Alte rückt sich indessen auf seinem Platze zurecht, doch ganz gemächlich, denn wenn es auch „eine Hasenjagd" ist, so hat er doch hierbei keine große Eile nöthig. Doch mit einmal erschallen die Stimmen der Hunde sehr stark und lebhaft hintereinander; sie „bescheien" das Wild, das heißt, sie haben das Wild aufspringen gesehen und ihre Gier ist dadurch zu rasender Wuth geworden.

Jetzt hält der Jäger die Flinte schußfertig und blickt unverwandt die beiden Wege hinunter. Wenige Minuten später sehen wir oberhalb einer Schlucht drei Rehe hintereinander fast mit einem Satze über den Weg ins Dickicht drüben springen. Dann huscht ein Fuchs ein Endchen am Rande des Weges entlang und hop, hop, ist er ebenfalls hinüber. Diese Alle sind indessen nur „Schallwild"; die Jagd dagegen entfernt sich und nähert sich dann wieder, und wenn sich dies mehrere Male wiederholt, so „dreht" sie sich nach der Jägersprache. Mit einem Mal regt's sich ein Wenig hinter einem Busch, etwa dreißig Schritte weit von dem Sitze unseres Grünrocks. Dieser sitzt starr und bewegungslos, als wenn er

und Gier gehauen wäre, nicht das Auge im Kopfe rückt und rührt sich. Und husch, kommt ein alter großer Fuchs zum Vorschein, der nur einen Augenblick nach den sich nähernden Hunden horcht und dann eben zum gewaltigen Satz ansetzt, als ihn auch schon der Schuß des Alten niederschmettert. Dieser bleibt indessen ruhig sitzen, denn trotz des dahinrollenden Donners kommt die Jagd näher, da der verfolgte Hase in seiner Angst nicht weiß, von wo der Schuß gekommen. Und richtig, kaum einige Minuten später springt der arme Autreißer dort, wo die Rehe herüberkamen, ebenfalls auf den Weg, hüpft aber nicht wie diese hinüber, sondern rennt, nachdem er ein Mäuschen gemacht und einige Augenblicke nach den Hunden gehorcht hat, schnurgerade den Weg entlang gerade auf das tödtende Mordinstrument zu, dessen Ladung ihn dann auch in einigen Minuten ebenfalls nicht weit von dem Fuchse ereilt.

Die Rehe und der Fuchs haben die Gewohnheit, daß sie auf der Flucht vor den Hunden immer im Dickicht sich halten und die Wege und offenen Stellen so flüchtig wie möglich überspringen, der Hase dagegen eilt sprungstreichs stets einen Weg oder Fußsteig entlang, wohl weil er vom Gebüsch zu sehr aufgehalten wird. Auch macht die Flucht ihn oft blind, so daß er dem Jäger gerade vor die Füße läuft, wenn dieser regungslos stille steht, dagegen hört der eiligst Flüchtende aber außerordentlich scharf, so daß das geringste Geräusch ihn warnt.

Jetzt kommen die Hunde heran und werden durch das „Gescheide", die Eingeweide des Hasen, für ihren Eifer belohnt, „auch dürfen sie an dem todten Fuchs noch ihr Mäthchen kühlen und ihn tüchtig zausen, was dem Pelze nichts schadet. Derselbe ist sonst schon werthvoll, da er den ersten Reif schon erhalten und wird von dem Alten sofort heruntergezogen. Den Fuchskörper rühren die sonst so gierigen, heißhungrigen Hunde dennoch nicht an, sondern stürzen sich unterdessen wieder suchend ins Gebüsch.

Die Jäger sammeln sich jetzt durch Hop! hop! die mächtig durchs Waldthal dahin schallenden Rufe, oder durch Hörnersignale und erquicken sich wieder durch derben Imbiß und Trunk, von dem die Hunde aber nur ein Stückchen trockenes Brod erhalten dürfen. Es ist ein schöner klarer Tag, kein dichter Nebel deckt die Fährte des Wildes, und dabei ist die Erde feucht und recht geeignet, die Witterung der Fußspuren von Hasen, Fuchs und Reh dauernd aufzunehmen, deshalb wird beschlossen, die Jagd noch fortzusetzen. Mit den gekoppelten Hunden geht's nun nach einem anderen Theile des Reviers.

Hier stellt sich unser alter Freund an der Feldkante auf. Bald beginnt die Jagd wieder und ein starker Hase springt seitwärts daher; eben will er ausbiegen, da sendet der sichere Schütze die Todesboten nach ihm hin. Die Entfernung ist aber etwas zu groß gewesen und der Hase nicht getödtet, sondern nur „krank geschossen." Jetzt erhebt der Jäger ein gewaltiges Geschrei, er „schreckt" die Hunde hierher, um sie auf die Spur des Kranken zu setzen. Endlich kommen sie herbeigestürzt und nachdem sie in blinder Hast und Gier einige Male wie toll hin und her geflogen sind, greifen sie denn auch die Fährte auf und jagen hinterher. Auf der Stelle des Schusses finden sich „Schweiß" — Blut — und „Wolle" — die Haare des Hasen — folglich muß er „sehr krank" — gut getroffen — sein und den Hunden bald zur Beute werden.

Wir können von hier aus das ganze Feld übersehen. Die Hunde jagen suchend umher, das kranke Häschen fühlt wohl, daß es durch die Flucht allein nicht mehr fort kann, deshalb greift es zur List — was übrigens ein ganz gesunder, verfolgter Hase ebenfalls thut. — Er läuft eine Strecke geradeaus, springt dann mit einem gewaltigen Satze seitwärts, rennt dann wieder vorwärts, springt wieder und wiederholt dies drei- bis viermal indem er sich jedesmal, wenn die Hunde nahen, fest auf die Erde drückt und dann hinter ihnen, oder seitwärts davon läuft. Dies nennt man „Hakenschlagen" und die vorzüglichste Eigenschaft guter Jagdhunde besteht darin, diese „auszumachen", d. h. durch Suchen im Umkreise den Hasen immer wieder aufzufinden.

So ergeht es jetzt dem kranken Haſen; die beiden Bracken haben ihn bald wieder aufgeſtöbert, beſchrien ihn, daß das Echo nur in den Bergen ſo wiederhallt, und noch drei Sätze, da hat ihn der Vorderſte — — doch in ſeiner Todesangſt ſtürzt ſich der Arme in eine Schafherde und iſt gerettet. Einerſeits der Geruch der Fußſpuren von den Schafen und andererſeits das Zuſammendrängen dieſer macht es den Hunden unmöglich, den Haſen weiter zu verfolgen. Uebrigens darf der Schäfer froh ſein, daß die wilden Beſtien in der Wuth nicht über ein Paar Hammel herfallen und ſie erwürgen. Dies befürchtet der alte Jäger auch, denn er eilt ſchnell hinzu und nimmt die Hunde auf die Koppel. Das Entkommen eines angeſchoſſenen Wildes iſt für den braven Jäger das Unangenehmſte, was ihm paſſiren kann, dreimal lieber will er das letzte Stück ganz vorbeiſchießen.

Nun kamen auch die anderen Schützen herbei und der Alte mahnte verdrießlich zum Aufbruche nach Hauſe. Doch die Jagdluſt der Jäger hat noch keine Befriedigung erlangt. So geht's denn noch einmal weiter und bald ſind auch die Hunde wieder in voller Jagd. Sei es nun die Verdrießlichkeit oder das „Pech" des Alten, das ihn jetzt ſchießen läßt, genug, als der gejagte Fuchs dicht bei ihm „vorüberrutſcht", trifft er ihn zwar wieder, jedoch nicht tödtlich genug, um zu verhindern, daß derſelbe noch in den nahen Bau*) ſchlüpft.

Auf das Hophop! Halloh! des Alten kommt nun die ganze Jagdgeſellſchaft zuſammen und es wird aus trockenen Zweigen und Gras in der Oeffnung des Fuchsbaues ein Feuer gemacht. In daſſelbe werden zuletzt eine Menge Blätter und naſſe Zweige geworfen, dann das Ganze mit Erde bedeckt und ſämmtliche „Röhren" — Ausgangsöffnungen — ſorgfältig verſchloſſen, um den Fuchs auszuräuchern. Dann geht's nach Hauſe.

Am nächſten Morgen ziehen unſere Jäger wieder aus — zum Fuchsausgraben. Sie haben für dieſen Zweck einen kleinen ſehr krummbeinigen, ſtarkgebauten Dachshund, das muthvollſte Thier faſt der ganzen Erde, außerdem eine lange und dünne Stange, einen Spaten, eine Hacke und Holzart bei ſich. Sie hoffen zwar, daß der Fuchs vom Rauche erſtickt ſein wird, in welchem Falle er regelmäßig, mit dem Kopfe nach hinten, dicht vor dem ausgebrannten Feuer zu liegen pflegt, doch wollen ſie auch in anderen Fällen ſicher gehen. Und richtig, ihre Vorſicht iſt nicht überflüſſig, denn ſei es, daß der Rauch einen Ausweg gefunden, oder nicht bis in die tieferen Theile des Baues gedrungen iſt, genug, Herr Reineke liegt nicht da. Nun wird zuerſt Meiſter „Bergmann" hineingelaſſen, und nicht lange, da kündet dieſer mit lautem Gebell, „Stürmen", die Gegenwart des Fuchſes an. Der alte Jäger legt jetzt ein Ohr auf die Erde und beſtimmt ganz genau die Stelle, auf welcher „eingeſchlagen", d. h. hineingegraben werden ſoll, um zu den ſich Beißenden zu gelangen. Nachdem man mühſam etwa drei bis vier, vielleicht acht Fuß tief gegraben und viele Wurzeln durchhauen hat, trifft man endlich auf die Röhre. Hier wird nun möglichſt vorſichtig die Stange hineingeſteckt und mit derſelben umhergefühlt, dann an der herausgezogenen eingekerbten Spitze unterſucht, ob man etwa auf den Fuchs geſtoßen, wenn nämlich von ſeinen Haaren welche in dem Holze ſitzen. Iſt dies der Fall, ſo ſucht man den Hund herauszubekommen und dann den Fuchs mit einem Inſtrument, „Zange" genannt, zu packen und hervorzuholen. Ein gleiches Verfahren iſt das Dachsausgraben; Beides aber, wie die Leſer wohl einſehen werden, ſehr mühſam und nur dann lohnend, wenn man einen vorzüglichen Hund hat, auf den man ſich ganz verlaſſen kann. (Vergl. Unſer Vaterland. Bd. I. S. 505—510.)

Die Jagd mit lautjagenden Hunden iſt noch weit anziehender im Winter, bei „klammem," d. h. ein wenig feuchtem und daher klebendem Schnee. Bei ſolchem jagen zwei gute, ſchnelle Hunde den Haſen regelmäßig mindeſtens in einer Stunde todt oder vor die Flinte.

*) Fuchsbau. Wohnung der Füchſe in der Erde.

Wo diese Jagd verboten ist — wie z. B. in der preußischen Provinz Pommern — da geht man den ganzen Herbst über mit dem Hühnerhunde auf die Suche. Bei Schnee dagegen wird der „Hasen ausgemacht". Man verfolgt nämlich am Morgen früh die frische Spur so lange, bis man zu dem schon beschriebenen Hasen kommt, welchen jeder Hase laut alle viermal schlägt, bevor er sein Lager sich bereitet. Dies kann es bei offenem Wetter in die Erde und bei Schnee tief in diesen; läßt sich auch wohl ganz einschneien. Auf dem Hasen sucht man nun den Anfang der Fährte wieder zu gewinnen, dabei muß man aber sehr aufpassen, „anschußfertig sein", damit Herr Lampe nicht seitwärts oder gar hinten plötzlich ausbricht. An nebligen Herbstmorgen oder bei tiefem, weichen Schnee hält er so aus, daß man ihn ganz nahe im Lager schießen, ihn wohl gar im Schnee treten kann. Zum großen Gelächter erfahrener Schützen schießt der Neuling im Lager meistens, auch in der größten Nähe, vorbei, weil der Hase im Augenblick des Schusses sich tief auf die Erde drückt und der Schuß drüber weg geht. —

Im Herbst und bei Schnee giebt's ferner die Hetzjagd. Bei dieser ist eine Gesellschaft Jäger — auch wohl Jägerinnen — zu Pferde und zwei bis vier Windhunde werden an der Leine geführt. So reiten sie über's Feld und sobald die kleinen umherstöbernden Hunde einen Hasen aufgejagt haben, werden die Windhunde losgelassen, indem blos das eine Ende der durch einen Halsbeschlag gezogenen Schlinge festgehalten wird, und nun geht's sausend und brausend hinter dem Wilde her. Gewöhnlich sucht der Hase den Hunden dadurch zu entgehen, daß er im flüchtigsten Laufe sich plötzlich auf die Erde drückt, wodurch die Hunde in der Hast über ihn fortschießen, was man „rahmen" nennt, doch wenn er nicht bald ein Gebüsch gewinnen kann, so ist er allemal verloren.

Auch giebt es sogenannte „Gelaufänger", welche ihn beim ersten Rahmen schon gewöhnlich erschnappen. Ebenso wie der Hase, werden Fuchs, Rehe und, wo es noch solche giebt, auch wilde Schweine gehetzt, doch gehören zu diesen letztern eine ganz besondere Art großer starker Hunde, die sogenannten Saurüden, welche stets von einem kleinen, dem Saufinder, geführt werden. —

Wie die Hasen, so werden im Herbst auf der Suche die Hühner, Wald- und andere Schnepfen, Auer-, Birk- und Haselhühner geschossen. Aehnlich ist das Pürschen auf Hirsche und Rehe, indem man dies Wild mit der Büchse anzuschleichen sucht. Hierbei und auf der Suche bei Schnee kommen dem Jäger dann auch wohl noch verschiedene andere Thiere in den Wurf und werden eifrig mit erlegt. So trifft er wohl auf eine durchziehende Familie wilder Schweine, welche ihn in die höchste Aufregung versetzt, aber doch selten Erfolg bringt. Oder er verfolgt einen einsamen, meistens gewaltigen „Keiler"*), der auf seinem Zuge von fernher die ganze Gegend in Allarm versetzt — und doch nicht erlegt wird. Ferner giebt's zuweilen einen Marder, Iltis, Dachs, eine Fischotter, Trappe, Brachvögel u. s. w. Vielleicht auch eine wilde Katze, oder gar einen Wolf.

Dieser letztere kommt am sichersten dann in den, im trockenen Herbste oder bei starkem Froste veranstalteten Wald-Treibjagden vor, bei denen viele Jäger in einer langen Linie aufgestellt werden, worauf eine große Anzahl Treiber ihnen das Wild von der andern Seite des Reviers her zujagen. Die Wölfe werden jedoch in Deutschland von Jahr zu Jahr seltener und dürfen als Wild wohl gar nicht mehr mitgerechnet werden. —

Ein recht eifriger Jäger wird sich im Winter bei hohem Schnee das Vergnügen der Fuchsbauer gewiß nimmer entgehen lassen. Es ist eine sternenhelle, grimmig kalte Nacht; wir sitzen in einer schon im frühen Herbste eingerichteten Erdhütte, wohlverwahrt mit Fußsack

*) Ein starkes männliches Wildschwein.

und Pelzwerk, und zu unſeren Füßen liegt eine lebendige Murmeltaſche, der treue Hühnerhund. Sowie wir in die Hütte gegangen, haben wir ſorgfältig den Wind geprüft, indem wir einen im Munde befeuchteten Finger hoch empor gehalten. Haben wir an der empfindlich gewordenen Haut den Luftzug von vorn gefühlt, ſo dürfen wir auf eine gute Jagd hoffen. Andernfalls wittern uns die Füchſe und kommen nicht hervor. Etwa dreißig Schritt von der Hütte liegt ein todtes Pferd und dies lockt die Füchſe von weit und breit herbei. Während wir kaum eine halbe Stunde ſitzen, huſchert der Schnee und überm Hügel kommen zwei Fuchsſchwänze hervor; nachdem ſie eine Weile ſich die Gegend angeſehen, kann der eine ſeinen Hunger nicht mehr bändigen. Er trabt heran und beginnt ſofort zu ſchmauſen. Der zweite

ſcheint indeſſen dem Frieden noch immer nicht zu trauen. Nach und nach rückt er jedoch ebenfalls näher, und als er bis auf etwa vierzig Schritte heran iſt, nimmt der Schütze zuerſt ihn auf's Korn und dann den davonſpringenden andern. Beide wälzen ſich in ihrem Blute und werden von den Hunden todtgebiſſen und herbeigeholt. Zuweilen giebt's an demſelben Abende noch einen, meiſtens muß ſich der Jäger mit einem einzigen begnügen und ſehr oft wartet er auch vergeblich die halbe Nacht hindurch. Früher, als die Wölfe in Deutſchland noch häufig waren, ſchoß man ſie ebenfalls in dieſer Weiſe, und mein Großvater erzählt, daß in Weſtpreußen einſt ein tüchtiger Schütze mit Rehpoſten ihrer drei auf einen Schuß erlegt hatte. —

Es bleibt uns nun noch übrig, einige der Anſtands-Jagden zu betrachten. Wer hätte noch niemals etwas von der erſten derſelben, dem berühmten, allbeliebten Schnepfenzuge gehört?

ungeheure smaragdene Dämmerung lagert über der Flur. Alle stehen im Wiederglanze, ungemein eine saftige, saftig grüne, mit Blümchen überstreute Matte, höher und der dunkele schwingende Wald. Doch nein, wenn auch die hehre Stille in der Natur zu jeder Jahreszeit einen erhebenden Eindruck auf das Herz jedes fühlenden und empfänglichen Menschen ausübt macht, so blasen wir jetzt, im Frühlinge, den Wald doch niemals schweigend wissen. Hier tausend Stimmen jubeln und jauchzen, singen und zwitschern, furren, summen, pfeifen und schwirren, zischen und zirpen, und sie alle, alle, von den lieblichen Melodien der Frühlingsvögel auf dem Gipfel der alten Föhre bis zu dem pfeifenden Gesumme der überm Wasserspiegel tanzenden Mückenschwärme, von dem Schnattern des Enten auf der Lache bis zu dem Brummton des vorüberfausenden Käfers, sie alle gehören hinein in dies Wunder- und Wonneconcert der Natur und dürfen nimmer in demselben fehlen. Und wir stehen fast atemlos horchend da und blicken auf einen, im bewegten Herzen die mächtigen Eindrücke der erhabenen Schönheit, Pracht und Größe der freien Natur.

Doch so ist der Mensch, während wir erhebenden Regungen und Ideen nimmer zu verschließen vermögen und in jedem Frühjahre beim Schauen des Alten und doch ewig Neuen mit Schauer stets unser Herz wieder lebendiger schlagen fühlen, — tu, tum, tum, tum, kommt unsere Uhr daher gegangen und fort ist alle Andacht, jedes weiche Gefühl. Prasselnd donnert der Schuß durch das friedliche Thal und die erste Waldschnepfe liegt zappelnd zu unsern Füßen. Daß dieselbe eine der delikatesten Braten ist, werden die Leser wohl wissen, weniger dagegen nicht alle, daß sie als einer unserer lieblichsten und auch nützlichsten Vögel gelten kann. —

Zu gleicher Zeit im Frühjahre lockt die Auer- und Birkhahns-Balze den Jäger ein. Diese großen, stattlichen und sehr schönen Vögel haben wunderliche Gewohnheiten. — Doch ich führe die Leser wiederum hinaus. Wir müssen uns früh auf den Weg machen, um vor Tagesanbruch, spätestens um zwei Uhr zur Stelle zu sein. Eine benzige Waldgegend ist der günstigste Ort; hier verbergen wir uns unter einem Baume hinter dichtem Gebüsch. Bald hören wir nun die ersten Laute des erwachenden Lebens, eine Haidelerche beginnt ihre schwirrenden Triller, eine Schwarzdrossel flötet ihre schwermüthige Weise und ihr antwortet der melodische Ruf des Pirols. Dann klappert ein Specht am alten Fichtenstamme und ein Rothkehlchen zwitschert sein liebliches Liedchen; doch plötzlich hält es erschrocken inne, denn das langgezogene Pfeifen des Milans schallt daher. Und nun hören wir hoch von einer gewaltigen Eiche herab das „Knappen", „Klätschen" — den „Hauptschlag" — und das „Schleifen" des Auerhahns und sehen, wie den stolze Vogel dort die Flügel senkend, mit gesträubten Federn ein Rad übers andere schlägt. Noch verhalten wir uns mäuschenstill, denn — surr! kommt auch ein Birkhahn dahergebraust. Dieser führt nun alle dieselben Sprünge und Tänze auf der Erde aus und noch weit gravitätisch komischer als der Auerhahn. Dabei hat er jedoch stets die Ohren und Augen offen und bemerkt das geringste Verdächtige, während jener, wenn er „schleift" nichts hört noch sieht. Der Jäger paßt nun das „Schleifen" des Auerhahns ab und schießt den Birkhahn todt. Während der Schuß donnernd sich entladet, ist der Tänzer dort oben so vertieft, daß er gar keine Ahnung davon hat. Wir springen nun von Baum zu Baum immer näher an ihn heran, müssen jedoch genau aufpassen, daß wir sofort regungslos stille stehen, sobald das „Schleifen" aufhört, und nur immer gerade während dieser stets nur kurze Zeit anhaltenden Töne weiterrücken. Endlich haben wir ihn schußrecht vor uns, und selbst wenn wir ihn mit dem ersten Schuß während des „Schleifens" fehlen, so sitzt er ruhig still, bis wir ihn mit dem zweiten herunterschmettern. —

Dann folgt der Anstand auf Rehe, ebenfalls im Frühjahre. Wenn wir nach einem Regen die Feldmark, besonders die Waldränder an der Roggen- und Weizensaat abgespürt

haben, stellen wir uns gegen Sonnenuntergang auf dem Wechsel an. Haben wir Glück, so treten bald einige Rehe, oder gar Dammhirsche, prächtige „Schaufler"*) heraus, und wir können uns dann gemächlich einen davon mit der Büchse abfangen, falls wir nämlich sichere Schützen sind. In geringerer Entfernung, bis auf etwa sechzig Schritte wird mit der Flinte, mit Rehposten**) geschossen. Sind wir Naturfreunde, so gewähret uns solch' schöner Abend (oder Morgen) gewiß auch einen reichen Genuß, selbst wenn wir gar nicht einmal unser Wild zu schon, oder großer Entfernung wegen nicht zu Schuß bekommen. Das Schauen des Lebens und Webens rings um uns her kann ein genügsames Gemüth für den Gang einer halben Meile oder, wie es oft geschieht, noch viel weiter allein schon ausreichend entschädigen. —

Die letzte Art der Anstandsjagden ist das Blatten der Rehe und der Hirschruf. Im Juni bis Ende November lockt man die Rehe mittelst eines Instrumentes, welches aus einer Bleikugel, aus Holz mit einem Blatte oder Grashalm gemacht wird und deshalb „Blatt" heißt, an. Das Reh denkt nämlich, ein anderer Bock sei in der Nähe und wolle mit ihm um die Ricke***) kämpfen. Steht man nach dem Locken regungslos still, so kommt der alte Bursche wie blind und toll angerast und kann dann, während er horcht, leicht geschossen werden. Für den Hirsch hat man ein anderes Instrument, auch muß man hier seinen Laut mit der Nase nachahmen. — Mit einem Ringe, über den Pergamentpapier gebunden und dadurch ein starkes Pferdehaar gezogen worden ist, ahmt man im Frühjahr den Rebhühnerruf nach und schießt darauf die überzähligen Hähne fort. Den Fuchs lockt man, indem man mit dem Munde auf der Hand mittelst eines Grashalms das Pfeifen der Mäuse, das Zwitschern eines Vogels, oder das Klagen†) eines Hasen nachahmt. Die wilden Katzen werden durch das Nachahmen ihres Pratsch! auf der Hand angelockt.

Der Leser wird es erklärlich finden, daß gerade diese Jagdarten, besonders auf Hochwild und den nur zu schlauen Fuchs außerordentlich viel Aufregendes und daher Anziehendes für den Jäger haben. Der Anstand kann übrigens für jede Wildgattung angewandt werden, besonders auch für Enten, welche des Abends auf bestimmte Stellen „einfallen".

So hat der Jäger also eigentlich das ganze Jahr hindurch seine Beschäftigung und Beute, die gesetzliche Jagdzeit währt jedoch nur von Ende August bis Ende Februar.

Daß es nun außer den beschriebenen noch verschiedene andere Jagdarten giebt, wissen die Leser wohl, z. B. Parforce- und Falken-Jagden. In Deutschland sind dieselben jedoch nicht mehr gebräuchlich und wir haben gewiß keine Ursache uns darüber zu beklagen. Erwähnenswerth ist noch das Reiherschießen, welches besonders in der Mark Brandenburg, in den Forsten bei Berlin, noch Mode ist. Diese, der Fischerei sehr schädlichen Vögel, welche in den Wäldern oft in großen Gesellschaften beisammen nisten, so daß zuweilen auf jedem großen Baume ein Nest oder gar mehrere sind, werden gebaidet, bis ihre Jungen halb flügge sind. Dann ziehen Gesellschaften von Herren und Damen dorthin und schießen die jungen Reiher, welche vorher von Knaben aus den Nestern gescheucht worden sind und nun zu Dutzenden auf den Bäumen sitzen, hinunter. Wie gebildete Leute, und besonders zarte Frauen an solcher Schlächterei Gefallen finden können, das vermag wohl mit mit Mancher der Leser nicht zu begreifen. Sollte dies Reiherschießen nicht ein „Vergnügen" sein, so würde man die Fischräuber gewiß in geeigneter Weise auszurotten vermögen.

Zu dem in Deutschland seltneren Wilde gehören noch die Wildgänse, Schwäne, Kraniche und Trappen. Bären, Luchse und Auerochsen sind bekanntlich bei uns nirgends

*) Hirsch besten, schaufelartigen Gewirhes wegen so genannte männliche Hirsche.
**) Etwas über erbsengroße Schrote.
***) Weibliches Reh.
†) Angstgeschrei.

zuletzten seinen Zeitgenossen zu sehen, so häufig sie auch selbst „unter sich“ sein mögen. Wie ich schon erwähnt, gibt es allerdings noch einmal einen Wolf, einen alten „mit allen Hunden gehetzten“ Hexenmeister, während die Bauern — Wildschweine —, welche in einigen Gegenden schon ganz ausgerottet sind, in anderen noch recht zahlreich sich finden. Auch das Dammwild ist mehrere schon sehr selten. Viele häufiger kommt aber ein anderes Wild vor und öfters einmal zu sehen; denn merkwürdiger Weise schießt man es, ohne daß man will, manchmal, ohne daß man es weiß. Darum bitte ich um freundliche Nachsicht, wenn ich auch hierunter da — — einen „Bock geschossen“ haben sollte.

Germanische Fürsten. *)

Von Professor H. Köpke.

Seit die Vernichtung der römischen Herrschaft Arminé Sieg auch im Innern der Cheruskerstämme entschieden hatte, fügte sich Segest, ohne den Gedanken an eine Herstellung seines Einflusses aufzugeben, der Uebermacht der volksthümlichen Gewalt. Bald aber brach der alte Streit wieder aus, und in der Volksversammlung klagten sich die Fürsten gegenseitig heftig an. Auch kam auch anderes hinzu. Armin entführte Thusnelda, die Tochter Segests, welche schon einem Andern verlobt war, und mehrte dadurch die Erbitterung des Gegners. Da erschien Germanicus, der Sohn des großen Drusus, als Statthalter des Kaisers; er sollte die Niederlage des Varus rächen und den alten Waffenruhm herstellen; die Hoffnung Segests und der römischen Partei lebte auf. Er forderte Anknüpfung der alten Verhältnisse mit den Römern, aber er fand keine Anhänger mehr. Von der aufgeregten Menge ward er in seiner Hofe eingeschlossen, nur mit Mühe entkam er und rief die Hülfe des Germanicus an, der ihn durch eine römische Streitschaar sammt vielen Verwandten, Dienstmannen und Hausgenossen in das Lager entführen ließ. Unter den Gefangenen war auch mit anderen schon Frauen Thusnelda, welche der Stunde ihrer Niederkunft entgegensah. Segest, sein Bruder Segimer, und deren Söhne wurden zu Gnaden angenommen und sicher in die jenseitigen Provinzen abgeführt.

Politisch hatten Segest und Germanicus Armin einen Dienst erwiesen; die römische Partei hatte sich dadurch selbst vernichtet. Aber unerträglich war es dem Cheruskerfürsten, daß die Frauen in die Hand des Feindes gefallen seien. Durch den Mund freier und edler Frauen schienen die Götter unmittelbar ihren Willen kund zu geben, wann die Männer zweifelten, was geschehen sollte; darum galten sie für heilig, und sie dem Feinde preis geben zu müssen war die höchste Schmach, die nächst der Knechtschaft einem Volke widerfahren konnte. Außer sich vor Schmerz und Zorn, rief Armin laut zu den Waffen, die Zeiten, wo Lage und Sitten zwischen Rhein und Weser heimisch geworden, seien wiedergekehrt.

Germanicus war entschlossen, sie wiederzubringen. Dieses Mal lief er mit seiner Flotte in die Ems ein, dann erreichte er die Weser in der Gegend von Minden, den verhängnißvollen Teutoburger Wald hatte er im Norden umgangen. Die Germanen sammelten sich auf den Höhenzügen des rechten Ufers zwischen Minden und Hameln; hier bei Hessisch-Oldendorf war das Schlachtfeld von Idistaviso. Es war ein ergreifender Anblick, als an

*) Vergl. „Armin, der Befreier Deutschlands“, von demselben Verfasser, Seite 241—244.

den Ufern die Brüder Armin und Marod vor der Schlacht einander gegenüberstanden; jener, der Befreier seines Volkes, die Seele von Stolz und Freiheit geschwellt, dieser auch nach der Varischen Niederlage unerschütterlich im Dienste des Kaisers, dessen Mann er geworden, dem er Treue gelobt hatte. Jeder war ein Ausdruck germanischer Sinnesart, und doch eine Verständigung unmöglich. Die gegenseitigen Anklagen auf beide Kundschaft und Untreue würden mit Kampf geendet haben, wenn der Fluß nicht Beide getrennt hätte. Die darauf folgende Schlacht, in der wiederum germanische Hülfstruppen der Römer, erbitterte Feinde der Cheruskers, vorzugsweise zum Kampfe kamen, war nicht siegreich. Armin mußte nach Osten zurückweichen, und Germanicus errichtete ein Siegesdenkmal, welches die stolze Kunde aussprach, die Völker zwischen Rhein und Elbe seien besiegt worden. Dann gab er es auf, wie sein Vater Drusus die Elbe zu erreichen; er ging zum Rhein zurück, und bald darauf erfolgte die Abberufung.

Sein stolzer Triumphzug, mit dem er Rom betrat, schloß den Kampf der Römer und Germanen einstweilen ab, der dreißig Jahre mit aller Anstrengung des Ehrgeizes und der Herrschsucht wie der verzweifelnden Freiheit geführt worden war. Da wurden die Völker der Berge, der Ströme, die man genommen, der Schlachten, die man geschlagen, viele Ehrengeschenke der Völker am Rhein und der Weser aufgeführt. Auch die ehrwürdigen Fürsten und Fürstinnen zogen vor dem Wagen des Triumphators einher, Segests Sohn Segimund, Segimers Sohn Segesthal, Arminis Weib Thusnelda mit dem dreijährigen Kinde Thumelicus, das in römischer Gefangenschaft geboren war. Segest hatte die schmachvolle Freiheit, das Schauspiel der prunkenden Knechtschaft der Seinen, von den Sitzen der Zuschauer anzusehen. Es war der Untergang seines Hauses. Für Armin mochte es keinen schmerzlicheren Tag geben; er hatte das Schwerste erlitten, aber Ehrfurcht erreicht, Weib und Kind geraubt, aber sein Volk gerettet.

Seine Cheruskers vor allen nahmen eine mächtige Stellung im Vaterlande ein. Sie waren das Haupt einer Bundesgenossenschaft geworden, welche zahlreiche Völker, nicht die nächsten Stammesgenossen allein, umfaßte. Die Gefahr des Augenblicks hatte ihnen den größten politischen Einfluß auf das Gebiet zwischen der mittleren Ems, dem Harz, dem Rhein und Main gesichert, im Osten berührten sie die Elbe. Eine bedeutende Macht war vereint, die durch Arminis Ruhm und geistiges Uebergewicht auch noch über den nächsten Zweck hinaus gesichert ward; aber die Mittel und Formen der Erhaltung waren schwierig, denn nicht auf erblicher Herrschaft, sondern der freien Wahl zum obersten Kriegsherzog der Volksgenossen und Verbündeten, beruhte seine Stellung nach Innen, wie nach Außen. Gleichwohl lag es in der Natur der Sache, eine Verbindung dieser Art mußte sich erweitern, wenn sie bewahrt werden sollte. An der Elbe aber stieß sie auf die Völkergruppe Marobods.

Im Südosten herrschte im alten Bojenheim, in dem gesicherten böhmischen Thalkessel, seit zwei Jahrzehnten Marobod. Als nach den ersten Siegen des Drusus der gewandte Geist des westlichen Deutschland die Sammlung eines großen Volkes kaum mehr verstattete und das gespaltene politische Leben die Einheit des Handelns erschwerte, hatte er seine Markomannen in die Stille der inneren Wälder zurückgeführt und eine feste Herrschergewalt begründet. In der germanischen Welt fehlte es an einem Muster für eine starke Königsmacht, er entlehnte es von dem römischen Kaiserthum. Rom selbst hatte ihn erzogen; neben Armin giebt es unter den Deutschen jener Zeit keinen merkwürdigeren Mann.

Marobod stammte aus einem edlen Markomannischen Geschlechte, und war als heranwachsender Jüngling nach Rom geführt worden. Er ward dem Augustus bekannt, der sich mit Wohlwollen seiner annahm, und nicht ohne politische Absichten für seine römische Ausbildung Sorge getragen zu haben scheint. An die Quelle der Weltherrschaft war der hö-

[illegible] Germanen unterjocht worden; es läßt sich denken, wenn solcher Gedanken [illegible] Geist erfüllt war, als er in die heimatlichen Wälder zurückkehrte. Er hatte Roms Staatsklugheit kennen gelernt, er war selbst zum Staatsmann geworden. Doch ist es weiter, wie es ihm gelungen, sich bei den Markomannen eine herrschende Stellung zu gewinnen, die ihn unter gleichberechtigten Volksgenossen zur Königsherrschaft emporheben konnte. Die politisch günstigere Lage bei Volken in seinem alten Sitzen zwischen Odenwald und Donau mochte wahrscheinlich lange beigetragen haben. Nach Osten mit den Sueben zusammenstoßend, endete er bei Boiohaem, wahrscheinlich, was etwa noch von alter keltischer Bevölkerung verblieben war, und hinter dem Fichtelgebirge und dem Böhmerwalde gegen [illegible] Markomannen ein neues Vaterland. Darauf gab er seinem persönlichen Verhältnisse eine höhere Weihe, erhob sich über die benachbarten Völker bei Ostsee und Nordsee und, wie ihm als Schutzgenossen oder Verbündete beitraten, [illegible] Im Süden begrenzten die Rätischen Gebirge sein Reich gegen den Adriatisch, den die Römer an der Donau bei [illegible] halten suchten, im Westen etwa bei Augsburg, die Saale und der mittlere Lauf der Elbe, im Osten die Karpathen und die obere Weichsel.

Wie alle germanische Herrschaften war [illegible] Reiches Stärke als persönliches Band, aber er schlang die politische Klugheit und Herrschaft höher, und umgab sich mit den altgermanischen Formen, die er in Rom kennen gelernt hatte. Ein starkes Kriegsheer, das sich später auf 70,000 Mann [illegible] und 4000 Reiter belief, bewaffnete er nach römischer Weise, und legte an die Stelle der regellosen Tapferkeit der Barbaren die Zucht und den Gehorsam der Römer. Gefährliche, flüchtige, und mit Rom in Verbindung stehende Fremde, fand in seiner Königsburg eine Freistätte. Er hielt sich [illegible] Gesandtschaften, hatte stets seine Stellung fest im Auge. Binnen wenigen Tagen konnte sein Heer die Alpenpässe hinter sich haben und auf dem Boden Italiens stehen. „Nicht Marbod, nicht Catualda sind dem römischen Volke gefährlicher gewesen, als Maroboduus" sagte Tiberius in der Senatsversammlung bei Tacitus.

In den Jahren des Varus hatte er eine abwartende Stellung eingenommen, bis schien es sich die Entscheidung zwischen Deutschen und Römern vorbereiten zu wollen. Da gab dieser Wendepunkt, wo Recht und Macht beiden von Gott verliehen, beiden [illegible] Pflichten [illegible] hatte. Erhob er sich jetzt mit Macht gegen Rom, so war mehr für die Römer als die Germanen verloren; an Eroberungen lag [illegible] nicht. Es konnte vom deutschen Stamme nicht gleichgültig sein, von den Römern [illegible] Marbod sagt, von Fremdherrschaft über einem abendländisch-weltherrschaftlichen Königthum beherrscht zu werden, daß sich wohl mit den Gedanken schmeicheln, deutsch und alle deutsche Eigenthümlichkeiten zu untergraben. Man weiß nicht, welcher Art die Anfänge der westlichen Handelsverbindungen waren, aber Marbod rühmte sich später, die Freundschaft der Römer in einer Zeit vergeblich gesucht zu haben, wo viele Stämme ihn als den gesetzlichen König zu sich berufen hätten. Wenn man ihm darauf nach den Teutoburger Siege und Hermanns Tode [illegible] Rom gedichtet, so sollte das ein klarig bildliches Zeichen der Freiheit sein, die man ohne seine Hülfe wiedergewonnen habe. Die Befreiungsschlacht entschied auch gegen ihn; da sie die westlichen Völker gerettet hatte, aber die Macht der Römer zu vernichten, konnte er [illegible] wohnen, daß seine Hülfe ihn für seine vorgegrane Neutralität zur Rechenschaft ziehen würden.

Die allgemeine Stimme war gegen Marbod; die Chronik hatten Gut und Blut an die Freiheit gesetzt und die Römer vertrieben, die Markomannen hatten in der Hoffnung einer mühelosen Eroberung ihre Rechte im Augenblick der Gefahr preisgegeben und mit den Gegnern unterhandelt; jene hatten die alte Sitte bewahrt, blieb die römische aufgenommen. Arminius Name, das Befreiung, ward von Stimme zu Stimme laut gerufen, Marbod

hohe Königstitel schien gefährlich und verhaßt. Mit stolzer Erbitterung schalt Armin ihn einen feigen Flüchtling, einen Verräther, einen Knecht des Kaisers, der kein besseres Schicksal verdiene als Varus. Marobod, den der römische Geschichtschreiber mit der Schlange in den Schlupfwinkeln des hercynischen Waldgebirges vergleicht, stellte den Armin als einen Rasenden dar, der mehr sich und den Seinen als den Römern zum Schaden, den wehrlosen Feind durch Hinterlist vernichtet habe. Gleich nach dem Rückzuge des Germanicus kam die wachsende Erbitterung zum offenen Ausbruch. Die Veranlassung dazu gab die innere Spaltung beider Völkergruppen in sich.

Die Langobarden auf der Grenze beider wohnend, schlossen sich dem festeren Bunde der Cheruster an, mit ihnen die Semnonen, dadurch verlor Marobod seine Stellung an der mittleren Elbe. Inguiomer, Armins Oheim, in Kämpfen ergraut, fügte sich nur unwillig dem Ansehen des jüngern gefeierten Mannes, er sah einen künftigen Herrscher in ihm und entfloh mit den Seinen zu Marobod. Darauf trafen Armin und Marobod, wahrscheinlich im Gebiete der Langobarden, mit großen Streitkräften aufeinander; beide zeigten, wie viel sie im Verkehr mit Rom gelernt hatten. Der Ausgang der Schlacht war unentschieden; aber als Marobod das Heer auf die Hügel führte, die seine Reihen gedeckt hatten, erklärte er sich dadurch für besiegt. Mit dem Selbstvertrauen verließen ihn auch seine Scharen, eiligst zog er sich in sein Land zurück.

Dies war das Zeichen allgemeinen Abfalls. Im Rücken erhoben sich die östlichen Völker, die nur unwillig gehorcht hatten, ihre vertriebenen Fürsten kehrten heim. Umsonst forderte jetzt Marobod Hülfe von Rom; der Kaiser Tiberius antwortete ihm, er habe kein Recht auf den Beistand der Römer gegen einen Feind, dem er sie einst Preis gegeben habe. Darauf drang Katwalda, ein Gothischer Fürst, in das Land der Markomannen und verband sich mit den Mißvergnügten daselbst. Sie eroberten die Königsburg, wo man eine reiche seit langer Zeit aufgehäufte Beute und viele römische Gefangene und Ueberläufer fand. Nicht sein römisch gebildetes Heer noch seine Leibwache hatte den König geschützt, als sich der alte Geist der Germanen regte. Einsam, von den Seinen verlassen, entwich er über die Donau auf römisches Gebiet und rief die Gnade des Kaisers an, der ihm mit schadenfroher Großmuth ein ehrenvolles Gefängniß in Ravenna anwies, um ihn als ein Werkzeug stets drohender Herrschaft zum Schrecken der deutschen Völker zu bewahren. Doch Marobod schreckte nicht mehr; achtzehn Jahre überlebte er seinen Fall und schied in hohem Alter ruhmlos dahin.

Aber auch Armin hatte sein Tagewerk gethan. Auch gegen ihn erhob sich die Anklage, daß er die Herstellung einer königlichen Herrschaft bezwecke und die Freiheit untergrabe, die er gerettet hatte. Die alten Parteien, die eigenen Blutsverwandten, standen gegen ihn auf. Schon allein die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer stärkeren Sammlung der Kräfte konnte diesen Verdacht erwecken; die edlen Geschlechter glaubten sich durch seine außergewöhnliche Macht gefährdet. Nach wechselnden Kämpfen fiel Armin im Jahre 22 n. Chr. durch die Hinterlist der nächsten Anverwandten im zwölften Jahre seiner Führung und im siebenundvierzigsten seines Lebens. Es liegt etwas tief Erschütterndes in diesem Untergange; das höchste Gut hatte er seinem Volke wiedererobert und ihm damit zugleich die Waffe gegeben, welche ihm selbst den Tod brachte. Doch sein Name, seine Thaten lebten fort im Heldenliede der Volksgenossen, und mit Bewunderung hat der größte römische Geschichtsschreiber dem deutschen Heerfürsten ein Denkmal gesetzt.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.*)

Von Dr. Lucanus.

J. W. L. Gleim. Nach dem Bilde H. Hamburg's gestochen von C. Jordan.

Es war eine große gewaltige Zeit, die unseres unvergeßlichen Königs Friedrich des Großen. Denn er war die Sonne, deren Strahlen ganz Europa erleuchteten, deren elektrischem Zauber seine Helden, ja, auch die Männer der Kunst und der Wissenschaft ihren Aufschwung und ihre Größe verdankten. Unter diesen war Gleim von einer Bewunderung, von einer Verehrung für den Helden seines Jahrhunderts beseelt, ja, so voll Enthusiasmus,

*) Herr Dr. Lucanus in Halberstadt, der Begründer der deutschen Kunstvereine, hat auf unsern Wunsch hier das Erbetlichste über Gleim in Halberstadt zusammengestellt. Man wird diesen Aufsatz mit um so mehr Interesse lesen, als dieser wohlverdiente Mann noch selbst zu den jüngeren Leuten gehört, welche sich, wie der Ober-Domprediger Augustin, Dr. Körte u. A., unmittelbar mit ihren Familienbeziehungen an den Gleim'schen Kreis anschlossen, und aus Gefälligkeit früher die Gleim'sche Gemäldesammlung selbst geordnet hat.

Der Herausgeber.

Blick über die Baustelle. Nach einer Zeichnung von E. Jentsch.

das ganz und jeder alle seine Thaten mit vollbrachte, alle Schlachten mit kämpfte, alle Siege mit feierte. In jedem Liede liegt der Stolz für den Helden, jedes ist der Erguß [illegible] Enthusiasmus, jedes folgende ist schwunghafter als das vorangegangene, ja, jedes Wort klingt erschütternd und fortreißend wie eine Kriegs- und Siegs-Drommete.

Zum Beginne des siebenjährigen Krieges sang Gleim:

Krieg sei mein Lied; weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta, Preußens Held
Schlacht mit Ruhm und Sieg.

1757 sang er:

Auf, Brüder! Friedrich, unser Held,
Der Feind von unser Freiheit,
Ruft uns schon wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist.

Dann nach dem Siege bei Prag:

Victoria, mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Victoria!

und nach der Schlacht bei Roßbach:

Erschalle, hoher Siegesliet,
Erschalle weit umher!
Daß dich der Feind, wohin er flieht,
Vernehme hinterher.

Darum hat denn auch der alte Grenadier, der Sänger der Kriegslieder, einen Ehrenplatz empfangen unter den Helden, Dichtern, Gelehrten und Künstlern, am Piedestal des prachtvollen Denkmals Friedrichs des Großen, welches vor dem Eingange zu den Linden in Berlin aufgestellt ist. Unser Gleim verehrte in seinem Könige aber nicht allein den größten Helden, er verehrte in ihm auch den größten Staatsmann, als die Seele der Kunst und Wissenschaft, als den Förderer wahrer Humanität und geistiger Freiheit. Und so suchte denn auch Gleim, so weit das seine Kräfte und Mittel gestatteten, in demselben Sinne gleichfalls für Kunst und Wissenschaft, für Bildung und geistiges Fortschreiten zu wirken. Auch dieses sein Streben begann bereits im Jahre 1747, als Gleim die Stelle als Syndicus am Domstifte zu Halberstadt antrat; er wurde dann eins der thätigsten Mitglieder der „Literarischen Gesellschaft" zu Halberstadt, welche in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts der Centralpunkt des Zusammenwirkens deutscher Dichter und Gelehrten war; viele strebsame junge Talente hat er oft reichlich unterstützt und deren Emporkommen gefördert. Seume u. a. erhielt von Gleim die Mittel, seinen Spaziergang nach Syrakus auszuführen. Man nannte Gleim deswegen auch „Vater Gleim". Um dem angefangenen Werke lange Dauer zu sichern, bestimmte er, daß aus seinem Vermögen gegründet würden: 1) ein Studierhaus für junge Kandidaten, 2) eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen aus den gebildeten Ständen, 3) eine Humanitäts- oder Vorbereitungsschule für die Universität, deren Ziel ein entschieden höheres als das der Gymnasien sein sollte, (dafür allein eine Summe von 30,000 Thalern); und so soll Gleim auch nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Einrichtung des Collegii Carolini in Braunschweig gewesen sein. Zum Andenken Spiegel's stiftete er ein Volksfest. Außer für seine reiche, fast alle Fächer umfassende Bibliothek, sammelte Gleim Handschriften, Gemälde, Zeichnungen und Kupferstiche, vor Allem aber lag ihm daran, die Bildnisse seiner Zeitgenossen, d. h. der Dichter, Gelehrten, Künstler, Staatsmänner u. s. w., zu gewinnen und zu sammeln,

mit welchen er in nähere Berührung gekommen war. Diese Sammlung, unter dem Namen: „Gleim's Freundschaftstempel" allgemein bekannt, seit 1745 eifrig verfolgt, ist in den 118 Bildnissen der berühmtesten Männer aus der Zeit der höchsten Blüthe der deutschen Literatur und Dichtkunst ꝛc., indem sie auch den großen Werth der Aehnlichkeit haben, ein wahrer Urkundenschatz, und ganz besonders in Verbindung mit den 305 Heften, welche deren Handschriften und den Briefwechsel mit Gleim enthalten. Leider ist uns nicht bekannt, wo sich Gleim's Selbstbiographie, sein Tagebuch, seine kleinen Notizbücher, die den Notizen in Körte's „Leben Gleims" zufolge 1811 noch vorhanden gewesen, jetzt befinden mögen. Diese sollen auch genauere Nachrichten über den Ursprung der Bildnisse enthalten.

Gleim starb am 18. Februar 1803, und schon im Herbste dieses Jahres wurde, Gleims eigener Bestimmung zufolge, ein Theil der Gemälde, die man für werthlos hielt, aus der Bibliothek alle unvollständigen Werke, Dupletten und was man zu den sogenannten Brodstudien rechnete, auch aus der Bildnißsammlung diejenigen verkauft, deren Aechtheit allgemein bezweifelt wurde.

Das Haus hinter dem Dome, welches Gleim als Dienstwohnung von 1747 bis 1803 benutzt hatte, mußte nach seinem Tode geräumt werden, und so wurde Freundschaftstempel, Bibliothek, Briefwechsel, Gemäldesammlung u. s. w. in dem Hause Nr. 2 am Domplatze aufgestellt, und dem Dr. W. Körte, dem Neffen Gleims, als Curator zur Beaufsichtigung übergeben. Zum Theil wegen Mangel an Raum kam 1840 wiederum eine Anzahl Gemälde unter den Hammer, denn man meinte nur diejenigen erhalten zu müssen, welchen man wegen Inhalt, Kunstwerth, Format oder als theures Andenken einen besonderen Werth beizulegen für gut fand. Zu den verkauften gehörten die entschieden werthvollsten Gemälde, u. a. treffliche Cabinetbilder von Palamedes, Zorgh, andere von Rugendas, Roos, Vernet. Da nach Gleim's Tode unter den Erben und Testamentsvollstreckern über die Einrichtung der drei Institute keine Einigung zu erzielen war, so wurden die übrigen Häuser verkauft und wegen Einrichtung einer Humanitätsschule dadurch ein Abkommen getroffen, daß die Stiftung 30,000 Thlr. an den Staat auszahlte, und dafür eine Schule beim Domgymnasio errichtet wurde. Nach Körte's Tode, im Jahre 1846, ist endlich auch das Haus am Domplatze verkauft, so wie der Rest der Gemäldesammlung, die Zeichnungen, Kupferstiche und Radirungen, unter welchen sehr werthvolle von Rembrandt, Dürer, Ostade u. s. w. Die werthvollsten Reliquien, Friedrichs II. Hut, Schärpe ꝛc. sind Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. angeboten und mit wärmster Dankerkennung angenommen. Nur die Bibliothek, der Briefwechsel, die Handschriften und der Freundschaftstempel wurde dem Directorio des Domgymnasiums zum Verwahr übergeben. — In seinem Garten vor dem Gröperthore hatte Gleim ein Häuschen erbaut, in welchem er diejenigen seiner jüngeren Freunde einquartirte, welche längere Zeit hier verweilten. Viele derselben hatten die Wände mit zum Theil höchst interessanten Denksprüchen beschrieben. Und so war das Hüttchen ein ganz eigenthümliches Stammbuch. In der Nähe dieses Hüttchens war für Gleim ein im Geschmack der Zeit gebautes Grabgewölbe errichtet, welches zum Theil in Folge von Vernachlässigung mehr und mehr zerfiel; das derzeit fungirende Curatorium verkaufte deswegen das Hüttchen auf Abbruch, ließ dagegen ein neues, viel bedeutenderes Grabmal errichten und den Garten mit einem schöneren Gitterwerk umfassen. Die Promenade neben dem Garten, von der Holtemme auf der andern Seite begrenzt, mit schönen, hohen Linden geziert, wird heute noch der „Poetengang" benannt, zum Andenken an Gleim und dessen Freunde.

In neuester Zeit aber ist die Pietät für Gleim und seine Vermächtnisse von Neuem erwacht, und das jetzt fungirende Curatorium, ganz besonders der erste Curator der Stiftung, Herr Criminalrath v. Kaisenberg, hat sich die wesentlichsten Verdienste dadurch erworben,

hat auf dessen Betrieb das Haus hinter dem Dome, in welchem Vater Gleim, der alte Grenadier, gelebt, gedichtet, worin er seine Freunde um sich versammelt hat, und worin er auch 1803 gestorben ist, für Rechnung der Stiftung aufgekauft hat, so weit es sich ermitteln ließ, ist Alles auch wiederum so eingerichtet und Alles möglichst wieder so aufgestellt und geordnet, als zu Gleim's Lebzeiten. Eine Tafel über dem Eingange trägt die Inschrift: In diesem Hause lebte und dichtete J. W. L. Gleim, und starb am IX. Februar 1803. In den Räumen des Parterre hat der Custos, Herr Lehrer Jänecke, seine Wohnung, er macht auch diesem große Freude, Fremden und Heimischen alle vorhandenen Schätze zu zeigen und Auskunft über das Einzelne zu geben.

In dem besten Zimmer der Bel-Etage ist, wie bei Gleim's Lebzeiten, die Bildniß-Sammlung aufgestellt, am Eingange die ursprüngliche Inschrift erneuert, welche lautet:

Ein armer Grenadier hat diesen kleinen Tempel,
Ihr Musen, Euch geweiht!
O kommt Tritt hinein, Ihr, die ihr nicht Ehrfurcht
zu Euren Lehren seid.
Und brächtet Ihr ein Werk gestempelt mit dem Stempel
der Ewigkeit!

An der Wand nach Westen hängt Gleim's Bildniß von Amberg, umgeben von seinen ältesten und vertrautesten Freunden. An der östlichen Wand in der Mitte Friedrich der Große, Prinz Heinrich, Ziethen und viele Andere. An der Nordseite Familienbilder und die Halberstädter, welche viel im Familienkreise verkehrt haben. In einem Nebenzimmer befinden sich die Schränke mit den Handschriften, dem Briefwechsel, Klopstock's Hut und Feder und andere Curiosa. In dem dritten, größesten Zimmer ist die Leihbibliothek wohlgeordnet aufgestellt, sie enthält etwa 10,000 Bände; der Werth derselben besteht hauptsächlich in der ziemlich vollständigen Reihenfolge der seltenen ersten und nächsten Ausgaben der Werke seiner Zeitgenossen, von welchen die Mehrzahl mit eigenhändigen Bemerkungen der Verfasser Gleim als Geschenk verehrt ist. Hier steht auch der alte Schreibstuhl Gleim's. Gleim saß auf ihm wie zu Pferde, hatte zur Seite aber zwei tüchtige Armlehnen und vor sich ein zu dem Stuhle gehöriges Pult zum Lesen oder Schreiben. Alles war am Stuhle selbst.

Unter den öffentlich verkauften Bildnissen war auch eines von Gleim, gemalt in dessen jüngeren Jahren, mit der Flöte; denn wie sein höchstes Vorbild das seines Königs war, hatte auch Gleim die Flöte zu seinem Lieblingsinstrument erwählt. Ewald von Kleist hatte ihm genau eben solche Flöte von Potsdam schicken müssen, wie sie der König hatte. Von den verschiedenen bekannten Anecdoten, die sich auf den Freundschaftstempel beziehen, wollen wir nur drei erzählen. Da Gleim oft mit unermüdlichem Eifer sich um Bildnisse von Männern bewarb, die er verehrte, so soll auch zuweilen ein qui pro quo vorgekommen sein, z. B. bei sehr entfernt Wohnenden, die Gleim niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. So hatte Gleim durch Vermittelung eines Freundes in Magdeburg ein Bildniß zum Geschenke erhalten, und als es ihm in den Wagen gereicht wurde, soll der Sohn des Betreffenden gesagt haben: Aber lieber Papa, warum giebst du denn den alten Onkel weg? Diese zweifelhaften sind 1803 verkauft. Nachdem Gleim das Bildniß von Bodmer empfangen, soll er sich sogar gegen diesen selbst beschwert haben, daß dieses so außerordentlich häßlich sei, da er ihn, Bodmer, sich stets viel hübscher gedacht habe. Charakteristisch aber für jene Zeit überhaupt ist die Geschichte mit W. Heinse. Dieser hatte sich für Gleim's Freundin von Eich in Düsseldorf malen lassen, aber im Schlafrock und mit herabhängendem ungeordnetem Haar. Gleim stellte dies Bild allen seinen näheren Freunden vor, die denn mit Gleim auch darin übereinstimmten, daß Heinse darauf wie ein Vagabonde aussehe, und

in dieſem Bildniß auf keinen Fall in dem Freundſchaftstempel aufgenommen werden könnte. Heinſe mußte ſich auf Gleim's Verlangen zum zweiten Male malen laſſen, aber mit Perrücke, im Cavalierrock und erſt in dieſem Koſtüm fand er Gnade unter ſeines Gleichen. Von Gleim's eigener Hand findet man faſt hinter jedem Gemälde Bemerkungen über den Grund der Aufnahme. Bei der Karſchin u. A.: wegen ihrer Tugenden mehr, als wegen ihres Genies. Bei v. Borkenhagen: wegen ſeiner Tugenden, vorzüglich wegen ſeiner weiſen Verſchwiegenheit. Bei Jeruſalem: wegen ſeiner Duldſamkeit. Bei Gellert: wegen ſeiner Menſchenliebe. Die meiſten Bildniſſe tragen die Bemerkung: gemalt für Gleim, hinter E. v. Kleiſt's Bilde ſteht: für ſeinen Gleim.*)

Wiener Skizzen.

Von Dr. W. C. Hase.

Es giebt keine Großſtadt außer Wien, welche ihre mittelalterlichen Feſtungswerke und Gräben ſo lange erhalten hätte; Wien war dem ſteinernen Gürtelband, das die Stadt umſchließt, längſt entwachſen, ohne daß man daran gedacht hatte, dieſe unbequeme Feſſel abzuſtreifen. So geſchah es, daß Wien unter allen großen Hauptſtädten Europa's allein das Ausſehen einer düſteren Feſtung beibehielt; doch ſcheint uns das Wort düſter kein paſſender Ausdruck, denn die Glacis, die ſich zwiſchen Stadt und Vorſtadt als breite grüne, mit ſchattigen Laubgängen geſchmückte Matten erſtrecken, milderten den Eindruck, welchen die hohen, mißfarbigen und ungeſtalten Baſteimauern auf den Fremden hervorbrachten.

Die Thore, welche in die Stadt führten, waren größtentheils niedrige, alles architektoniſchen Schmuckes entbehrende Stadtpforten, deren Spitze höchſtens eine unanſehnliche Pyramide oder ein ſteinerner Adler krönte; ſo ſahen die beiden Kärnthner-Thore, das Fiſcher-, Rothenthurm- und Stubenthor aus. Franzen- und Carolinenthor, nur für Fußgänger geöffnet, waren oder ſind vielmehr — denn beide beſtehen noch — nichts anderes als halbrunde Mauer-Oeffnungen. Nur das Burgthor, erſt ſehr ſpät und nur Zierde halber aus dem Ertrag der Kriegskoſten, welche Frankreich nach den Kriegsjahren bezahlen mußte, nach dem Plane des Italieners „Nobile" gebaut, unterſcheidet ſich vortheilhaft von den andern Zugängen. Das Glacis beſtand aus einem weiten Brunnen, und zog ſich, wie erwähnt, als breiter Gürtel zwiſchen Stadt und Vorſtadt hin. Es war vormals ein wüſter Platz, welcher nur von unheimlichem Geſindel beſucht wurde; kein Fahrweg oder Fußpfad kreuzte den öden Raum; unſaubere Gewerbe, wie der Abdecker, Loh- und Weißgerber, wurden hier am Tage betrieben, während Gauner jeder Art das Glacis nächtlicher Weile unſicher machten. Man brauchte damals nicht nach den Abruzzen zu reiſen, um Abenteuer zu beſtehen: ein nächtlicher Gang um das Glacis lieferte gewiß daſſelbe Reſultat. Auf den ungepflegten Glacisgrund übte auch die Jahreszeit den unbeſchränkteſten Einfluß aus. Während der hei-

*) Es iſt Ausſicht vorhanden, daß alle die Bildniſſe, welche für den Gleim'ſchen Muſen- und Freundſchaftstempel beſonderes Intereſſe haben, dieſem wieder einverleibt werden. Es wäre doch ſehr zu wünſchen, daß die Auguſtin'ſche Sammlung gemalter Bildniſſe ausgezeichneter Halberſtädter, welche hauptſächlich die Zeit von 1600 bis 1850 umfaßt, mit der Gleim'ſchen Bildniſſammlung vereinigt würde. Denn Gleim hat in ſeinem Teſtamente ſogar eine beſtimmte Summe ausgeſetzt zur Beſchaffung von Bildniſſen derjenigen Halberſtädter, die ſich erworben auf eine anerkennungswerthe Weiſe ausgezeichnet würden und die nach und nach dem Muſen- und Freundſchaftstempel einverleibt werden ſollen.

den Sommermonate war der baum- und strauchlose Raum der drückenden Hitze wegen unzugänglich; im Frühjahr bildete das Glacis eine stinkende Pfütze, im Herbst ein Staubmeer und im Winter den arktischen Gürtel Wiens, wo man im Schnee versank und, ohne daß es Jemand zugemuthet, erfrieren konnte. Erst Josef II. schuf den wüsten Glacisgrund in eine angenehme, für die Stadt höchst wohlthätige Promenade um. Wege und Straßen wurden angelegt und, als die Räubereien nicht enden wollten, nächtlicher Weile durch Laternen erleuchtet; endlich ließ Josef II., da er sich persönlich von der unerträglichen Hitze überzeugt hatte, die hier im Sommer herrschte, den ganzen Raum mit Baumgängen bepflanzen und die mißfärbige Erde mit Rasen belegen.

Die Absicht des menschenfreundlichen Monarchen war hiermit völlig erreicht und das Glacis ein ganzbarer Ort geworden. Hätte man die humanen Bemühungen des gekrönten Wohlthäters aller seiner Völker fortgesetzt, das Glacis hätte ein weltberühmter, prachtvoller Park werden müssen, der Alles übertroffen hätte, was je eine Stadt an derartigem Schmuck besaß. Während achtzig Jahren, und so viele Zeit ist seit der ersten Urbarmachung des Glacis bis auf den heutigen Tag verstrichen, hätte bei nur mäßigem Kostenaufwand und einigem Schönheits- oder doch Natursinn aus dem Glacis ein zauberhafter Garten werden können. Aber das Glacis blieb, geringe Veränderungen abgerechnet, so wie es Kaiser Josef hinterlassen hatte; die Bäume wurden älter und die Alleen schattiger — das war Alles; schöner, genießbarer wurde das Glacis nicht.

An einem Ende desselben, dem sogenannten Wasserglacis, befand sich ein Kaffeewirth am, welcher die schlechteste Musik unterhielt und das schlechteste Eis servirte; hier schenkte man auch für jene Kranke, welche Bäder besuchen sollten und nicht konnten, allerlei Gesundheitswasser, während ein Leiermann seit dreißig Jahren auf seiner abgegriffenen, verstimmten Orgel dieselben Stücke herableierte und ein halb oder ganz blinder Harfenist, der sein „Prinz Eugen der edle Ritter" schon unsre Großeltern hören ließ, noch vor einigen Jahren die Ohren der Spaziergänger durch eben so schrille als falsche Akkorde zerriß. Ueberhaupt war das Wasserglacis der bedeutungsvollste Abschnitt der ganzen Glaciszone. Hier tummelte sich seit einem halben Jahrhundert die Jugend Wien's herum; hierher führten sorgsame Mütter ihre heirathsfähigen Töchter; hierher kamen die Preßhaften, um die Mineralwässer, die sie nicht an den Quellen aufsuchen konnten, im Schatten der Glacisbäume zu trinken. Das Alles ist nun anders geworden; die schlechte Musik ist verstummt, die Marqueurs sind verschwunden, Harfenist und Leiermann unsichtbar geworden, das Glacis gehört nur noch der Vergangenheit an. An der Stelle jenes Theiles aber, welcher das Wasserglacis hieß, wird jetzt ein Stadtpark angelegt, welcher alle jene Reize entfalten soll, die man von einem Kunstgarten heischen darf.

Wir leben in einer Zeit der Uebergänge, diese Uebergänge drücken Wien ihr charakteristisches Merkmal auf. Noch stehen einzelne Bastionen sammt ihren Vorwerken aufrecht da, während andere halb Schutt und Trümmer, und wieder andere bereits der Erde gleich gemacht sind. Die Stadt ist nach vier Richtungen offen, nach den andern noch immer von Mauern und Gräben umgeben. Auf den Glacis erheben sich einzelne Häusergruppen und Straßenanfänge, während andere von Staub und Schutt erfüllt sind. Die neuen Bauten beschränken sich bisher auf zwei Hauptpunkte, die weit genug von einander abliegen. Die größte Häusergruppe nimmt die Baugruppe zwischen dem Schotten- und Fischerthor ein. Man heißt die vor diesen Thoren angelegten Gassen und Straßen Neu-Wien. Dieses Neu-Wien gleichert sich vor der alten Stadt durch nichts anderes als die frische Tünche seiner Häuser aus. Die Häuser selbst sind in dem bekannten, eben so trivialen als unschönen Kasernenstil gebaut. Die etwas kleinere Gruppe von Neubauten erhebt sich vor den ehemaligen beiden Kärnthnerthoren. Sie hat vor den Häusern Neu-Wien's nichts voraus,

nur ist ihre Lage günstiger, da die Umgrenzung von Seite der Vorstadt aus architektonischen Bauten besteht und auf den von der inneren Stadt Kommenden stets wahrhaft künstlerische Wirkung ausübt. Hier trennt das Wien-Flüßchen Stadt und Vorstadt und erhält so viel Raum baufrei, daß die architektonische Wirkung der Bauformen stets unbeeinträchtigt bleiben wird. Die der neuen Häusergruppe gegenüberliegende Vorstadtfront besteht aus der herrlichen „Gartlkirche", dem „Polytechnikum" und dem neuen protestantischen Schulgebäude; dazu kömmt noch die elegante, aus Quadern gebaute Elisabethbrücke, welche die Vorstadt „Wieden" mit der inneren Stadt verbindet. Wir sagten, daß die Lage der vor den Kärnthnerthoren begonnenen Neubauten eine von der Natur ihrer Umgebung begünstigte sei; dies ist so sehr wahr, daß selbst ein anderer monumentaler Bau in nächster Nachbarschaft zur Hebung jener schablonenartigen Zinshäuser beitragen wird: der Bau des neuen Opernhauses, dessen Kosten auf mehrere Millionen veranschlagt sind. Die übrigen Häuser zeichnen sich durch Geschmacklosigkeit aus; sie sind nicht eigentlich alles dekorativen Beiwerkes beraubt, aber dieses Beiwerk ist in den meisten Fällen so unkünstlerisch aufgefaßt und unpassend angebracht, daß die Neger-Architekten St. Domingo's sich auch nicht übler anstellen könnten. Eines dieser bereits vollendeten Gebäude, das einem reichen jüdischen Bankier gehört, erhielt im Volksmund den Beinamen des „Judenkanzerls" — wahrscheinlich von den übereinander aufgethürmten Balcons.

Viele dieser neuen Häuser sind fünf bis sechs Stockwerke hoch; kaum nothdürftig gedeckt werden sie auch schon bezogen und bewohnt.

Als historisch denkwürdig bemerken wir, daß gerade an der Stelle, wo sich die Neubauten zwischen der inneren Stadt und der Vorstadt Wieden erheben, 1529 während der ersten Türkenbelagerung der blutigste Kampf wüthete. Wo noch ein Theil der Bastei mit von Mörtel entblößten Ziegelsteinen gespenstisch auf die Straße herabstarrt, wurde der Befehlshaber Graf Niklas Salm von einem abspringenden Steine tödtlich verwundet. Die beiden Kärnthnerthore sind längst abgebrochen. — längst bedeutet in dieser schnelllebigen Zeit — drei Jahre. Als das alte Kärnthnerthor naturgemäß früher als das jüngere demolirt wurde, bemächtigte sich die Journalistik und Literatur der Klagschriften dieses Ereignisses. Vielleicht ist es nicht ohne Interesse, die damalige Stimmung aus einem kleinen Gedichte kennen zu lernen. Es betitelte sich: „Das alte Thor." Noch müssen wir zum Verständniß der folgenden Zeilen beifügen, daß am Thor außer dem Doppeladler noch das Brustbild zweier Löwen und eines mönchsartig gekleideten Mannes angebracht war, welcher nach der Stadt schaute. Das steinerne Brustbild des Mannes sollte Luther vorstellen, der sehnsüchtig in die Stadt blickte, in die er nach der altkatholischen Vorstellungsweise unserer Vorfahren nicht eindringen konnte (was nebenbei gesagt unrichtig ist).

Das Gedichtchen lautet also:

„Das alte Thor."

Nacht war's, ich schritt durch's alte Thor
Und sah der Mondlicht Pfauen,
Den Adler strecken den Kopf hervor
Und will den Raaben trauen.

Die Löwenbäuche schütteln sich
Und recken heraus die Zungen
Und haben die Tatzen ärgerlich,
Gleich phantast'schen Gaffenjungen.

Da lang gegenüber Gerichte hoch
Hammer auf den grauen Blöcken,
Das Steinbild in Gehalt gerade noch,
Gedrungen voll der Glieder.

Ich rief, ob wir auch bei Zeiten gingen,
„Daß ich den Spaß beschaue?"
Der Bürgersteig aber schwankte leise:
„Gehört ja zu unsern Lasten.

Die saßen auf der Brücke hoch
Mit nackten Todesfratzen,
Den Schädel, im Flug', vorgebeugt gleiten
Mit ihren verfluchten Hängen."

Drauf hub der rechte Mann mit Stein
Schwierig an zu sprechen:
„Ihr merkt nichts! Banalität sein,
Deutlich nur abzubrechen.

Ich ich denn doch für euren Witz,
Bleibt' ich gar zu fragen,
Hat ich mit meinem Bilde schon'
Ich' ich euch nur abtragen."

Die Steine lachten höflich dann
Und schnitten Fratzengesichter,
Der Adler knirschte: Gönnt ihm Ruh',
Er schimpft so nur den Dichter.

Dann setzte er hinzu ganz leis':
„Wir brechen nichts und graben,
Weil sie, wie alle Welt es weiß,
Gedenkmal Herzen haben."

Ich nahm den Hut ab, wandte mich
Und ging hinaus zum Thore,
Und als sie merkten, ich wandte mich,
Da lachten sie im Chore.

Vor'm Thor der Adler neigte sich
Und sprach zum dunklen Straßen:
„Mich dürsten sie, verschütten mich,
Weil wir so lieb uns haben."

Der Straßen rief dem Adler zu:
„Wenn sie so fort es machen,
So werden wir beide, ich und du,
In Trümmern noch herzlich lachen."

Wir haben diese Verse um so lieber angeführt, als uns der Dichter „der Spaziergänge eines Wiener Poeten," Anastasius Grün, als Verfasser bezeichnet wurde, eine Angabe, für deren Richtigkeit wir übrigens keine Bürgschaft übernehmen möchten.

Karlskirche in Wien

Die zweite türkische Belagerung war gefährlicher als die erste und bedrohte hauptsächlich den Theil der Stadt, der zwischen dem Burg- und Schottenthor gelegen ist. Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Wo die Türken ihre Kanonen aufpflanzten, erhebt sich gegenwärtig das Haus der Abgeordneten, und wo Graf Rüdiger Stahrenberg die Sturm laufenden Janitscharen an der Spitze der auserlesensten Truppen der Besatzung über die Wälle in den tiefen Stadtgraben hinunterwarf steht heute zu Tage das Paradiesgärtchen mit seiner Kaffeewirthschaft und dem kleinen vielbesuchten Park. Es steht noch, sieht aber dem nahen Zeitpunkte entgegen, da es das Schicksal des Wasserglacis theilen wird.

Die türkische Belagerungskunst stützte sich hauptsächlich auf den Minenkrieg, der unter der Erde geführt wurde. Es giebt oder gab vielmehr ein altes Wiener Haus, „zum Heidenschuß", bis zu welchem die Türken auf ihren unterirdischen Wegen vorgedrungen sein sollen. Die Ecke des Hauses war mit einer kleinen Statue geziert, welche einen türkischen Reiter vorstellte, der eben im Begriffe steht, einen Pfeil von der Sehne seines Bogens abzuschnellen. Die neueren Geschichtsforscher leugnen, daß die Türken mit ihrer Mine je so weit vorgedrungen seien und erklären die Bezeichnung „Heidenschuß" dahin, daß das Haus von einer alten Wiener Familie „Heiden" den Namen überkommen habe.

Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, ob die Belagerer bis zu den Kellern dieses Hauses haben vordringen können oder nicht; wir wollen die Geschichte von den Bäckerjungen, welche plötzlich im Keller auf den Feind stießen, ihn hinausschlugen und die Mine verschütteten, mit der gelehrten Gilde für eine Fabel halten, sie aber zugleich bitten, uns den unbedingten Glauben an ihre Hypothese von den Herren „Heiden" zu erlassen. Sollte sie indeß darauf verharren, daß ihr Glaube der allein seligmachende sei, so müßte sie uns zuvörderst beweisen, daß die lieben alten Herren von „Heiden" gewöhnt waren, ihr Haupt mit dem Turban zu bedecken und ihre freie Zeit mit Bogenschießen zuzubringen, denn nur so würde das alte Steinbild am Heidenschuß und die alte Benennung „wo der Heide scheußt" erklärlich.

Jetzt ist das alte Haus abgerissen und ein neuer Palast an dessen Stelle erbaut; aus Pietät hat man den türkischen Bogenschützen wieder an derselben Stelle aufgerichtet, wo der alte türkische Reiter zu sehen war.

Wien bewahrt übrigens noch gegenwärtig zahlreiche Erinnerungen an die großen Türkenkämpfe auf; doch ist es an der Zeit, diese Erinnerungen zu fixiren, da viele davon in Gefahr sind, verlöscht zu werden. Vor Allem nur bemerken wir die vielen Gedächtnißsäulen in und um Wien mit dem Kernspruch:

Sag' Gott dem Herren Lob und Dank,
Daß Raab ist kommen in der Christen Hand.

Diese Denksäulen rühren aus dem Jahre 1589, da Graf Adolf Schwarzenberg die Festung Raab dem Ali Pascha nach hartnäckiger Gegenwehr wieder abnahm. Graf Hardeck hatte dieses Bollwerk der Christenheit, wie Raab damals bezeichnet wurde, kurze Zeit zuvor den Türken übergeben und diese unerklärliche That mit seinem Kopfe gebüßt.

Noch heute steht eine solche Denksäule hart an der Straße zwischen dem Burgthor und der Vorstadt Maria-Hilf. Auf Kaiser Rudolf's Befehl — so wichtig schien ihm die Wiedereroberung Raab's — wurde dieser Gedächtnißvers auch vielen anderen Wahrzeichen Wien's z. B. der Spinnerin am Kreuze, einverleibt. Außer diesen Denksäulen besteht noch ein anderes Monument, welches sich die Türken selbst gründeten, die „Türkenschanz"; sie liegt zwischen Währing und Weinhaus und dient der Wiener Vorstadtjugend zum Spielplatz. Hier hatten die Türken 1683 eine große Redoute angelegt, den Entsatz zum Rückzug zu zwingen. Carl von Lothringen nahm sie mit stürmender Hand. Diese Türkenschanze wurde 1848 abermals von den kaiserlichen Truppen im Sturm genommen, da sich die

Schlagbäumen auf ihrer Höhe festgesetzt hatten. Der Sohn eines alten tyrolischen Landesvertheidigers vom Jahre 1809 gewann sich bei dieser Gelegenheit das Wohlwollen der Kaiserin Theresia, der Kaiser des tapferen Tyrolers war der Schützenhauptmann Hanzl, der mit Hofer, Speckbacher und Hasplinger ein Kleeblatt bildete. Der junge Mann stand eben im Begriff nach Amerika auszuwandern, als man ihn bewog, an der Eroberung Wien's theilzunehmen. Allem Anscheine nach wird die Türkenschanze keinen Feind mehr vor sich sehen, denn auch ihrer harrt das Schicksal des Abbruches. Das kaiserliche und bürgerliche Zeughaus enthält die ruhmreichsten und prächtigsten Denkmale der beiden Türkenbelagerungen. Das bürgerliche Zeughaus besonders insbesondere den Kopf Cara Mustaphas, des unglücklichen türkischen Heerführers, welcher zu Belgrad enthauptet wurde. Selbst die Kaffeehäuser Wiens stehen in innigster Beziehung zur zweiten Türkenbelagerung. Franz Kolschitzky, welcher mehrmals verkleidet durch das türkische Lager geschlichen und eben so oft sein Leben in höchste Gefahr gesetzt hatte, musste für die unbezahlbaren Dienste, die er der Stadt und dem Kaiser geleistet hatte — in den Kleidern gehen? — behüte, so etwas geschah damals wegen ein bischen Lebensgefahr nicht, nein, er wurde würdiger belohnt und erhielt die Erlaubniß, auf seine Kosten das erste Kaffeehaus in Wien zu errichten; Kolschitzky wurde also Kaffeesieder und befand sich wohl dabei. Sein Kaffeeschank befand sich am Stefanusplatz, wo noch heut zu Tage sich ein Kaffeehaus befindet. Lange — vielleicht bis auf den Augenblick — war es Sitte, daß der Vorstand der Kaffeesiederinnung das Bildniß des kühnen Polen bewahrte. Wir können die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Kolschitzky die europäische Dankbarkeit gegen Polen personificirte. Johann Sobiesky wurde zwar, wenn man die Schätze, welche ihm überlassen wurden, allein in Betrachtung zieht, hinlänglich belohnt; doch wurde ihm von Seite des Kaisers nicht jener freundliche Empfang zu Theil, den er zu erwarten berechtigt war.

Von jener Türkenbelagerung (1683) datirt sich die Benennung des Stahrenberg'schen Freihauses; der Stadtmagistrat befreite nämlich das Haus des Obercommandanten Rüdiger von Stahrenberg auf ewige Zeiten von allen Steuern und Abgaben. Erst nach dieser Türkenbelagerung nahmen die Vorstädte Wien's ihren gegenwärtigen Umfang und die jetzige Gestalt an. Ueberhaupt bildete das Jahr 1683 einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte Wien's; die Vorstädte überflügelten nun die innere Stadt dergestalt, daß diese wie von einem riesigen Netz umsponnen schien. Unter Leopold's zweitem Sohne Carl VI. entstanden erst die wenigen Prachtbauten, welche die österreichische Hauptstadt aufzuweisen hat. Carl VI., dessen Regierung im Ganzen wenig ruhmvoll und gewinnbringend für Oesterreich war, kann doch als der einzige Monarch unter den alten Habsburgern bezeichnet werden, dem es nicht an einem gewissen Schönheitssinn fehlte. Fragt man nach irgend einem älteren Gebäude, das sich durch edlere Formen auszeichnet, so wird die Antwort Carl VI. als ihren Schöpfer und „Fischer von Erlach" als Architekten nennen.

Von ihm und dem Prinzen Eugen ging alle Aufmunterung zu Prachtbauten aus, so daß Wien ohne diese beiden Männer tief an Bedeutung hinter Provinzial-Städten dritten Ranges, wie Salzburg, Krakau und Innsbruck zurückstehen würde.

Seit Carl VI. scheint jetzt wieder zum ersten Male eine Bau-Aera begonnen zu haben. Wer Geld hat, kauft Bauplätze; doch hat das Reich des Schönen bis nun an diesen Neubauten keine große Eroberung gemacht. Vielleicht werden die auf Staatskosten unternommenen Bauten diesen Mangel in würdiger Weise ersetzen.

Das Rothkehlchen.

Noch hall' letzte Lied gesungen,
Ob das Leben ganz verklang,
Ob in grauen Dämmerungen
Winter Alles kalt verschlungen
Blumen, Vieh, Herbst und mich.

Franz Dingelstedt.

Wenn der Nordostwind über die Haferstoppeln saust und eine bunte Menge falber Blätter aus den nahen Gebüschen vor sich her peitscht, dann hat das muntere, fröhliche Leben in Feld und Hain ein Ende. Die meisten der befiederten Sänger und anderen Sommergäste sind schon längst hinweggezogen, auch die letzten rüsten zum Aufbruch. Und die zurückbleibenden Vögel sammeln sich ebenfalls in großen Schaaren, gleichsam um in vereinter Macht den Stürmen und Gefahren der rauhen Zeit widerstehen zu können.

Der Wald steht jetzt zum zweiten Mal in seiner Pracht da. Damals erfreute sich unser Auge und Herz an dem frischen jungen Grün, jetzt ergötzen wir uns an dem bunten Farbenspiel der welkenden Blätter. Doch welcher Unterschied zwischen damals und jetzt!

Während der Jubel des erwachenden Lebens im Frühjahr uns die Brust hebt und uns unwillkürlich mit einstimmen läßt in das Wonne- und Freudenjauchzen aller lebendigen Wesen, zieht jetzt ebenso unwiderstehlich die Trauer und der Schmerz des Scheidens bei uns ein. Uns wird so bang, so sehnend zu Muth, auch wir möchten mit den Vögeln hinaus und nehmen trauernd Abschied von allen den Freuden und dem Leben der milden Jahreszeit.

Das Bächlein trieb hinunter
Der Wellen rasche Tänze
Und rauschend fecht und bunter
Der Herbst der Wehmuth Kränze

Doch aus des Wald's Verdüstern,
Den Stimmen des Vergehens,
Hört' ich die Hoffnung flüstern
Des ew'gen Wiedersehens.

(Lenau, Herbstlieder.)

Gleich dem Dichter wollen aber auch wir eben aus dem allgemeinen Scheiden, „den Stimmen des Vergehens", die Hoffnung eines schönen Wiedersehens, einer neuen Frühlingszeit schöpfen und uns ungestört der Genüsse erfreuen, welche uns ein, leider nur zu kurzer, schöner Herbstnachmittag bietet.

In Begleitung einiger Knaben, deren frische, erwartungsvolle Gesichter von dem kühlen Herbsthauch lebhaft erglühen, gehen wir hinaus in's Freie, nach dem Gruengebüsch eines kleinen, zwischen Wiesen und Berghöhen liegenden Wäldchens. Die Knaben tragen ein halbes Dutzend Sprenkel oder Sprengruthen, einen dichten Netzbeutel und in einer Tasche Sträuße schwarzer Flieder- oder Hollunderbeeren. Aus diesen Vorbereitungen wird der Leser ersehen, daß wir einen Fang vorhaben, und zwar den eines lieblichen kleinen Vogels, des Rothkehlchens.

Die Sprengruthen sind ähnliche Fangwerkzeuge, wie die Dohnen.*) Sie bestehen aus einer elastischen Ruthe mit einer Pferdehaarschlinge und einem Stell- oder Springhölzchen. Dies letztere wird durch die Schwere des darauf hüpfenden Vogels heruntergestoßen, dadurch die Schnellkraft der Ruthe entfesselt und die Schlinge schnell zusammen und um die Beine des Unvorsichtigen gezogen. —

Wir sind in der Gegend angelangt, wo wir schon hier und da den eigenthümlichen, pfeifenden, pickenden Lockton eines Rothkehlchens hören, und treffen nun auf einem passenden Platze, in der Nähe einer Quelle oder eines Baches, einige Schritte vom Wiesenrande, mitten im Erlendickicht unsere Anstalten. Diese bestehen darin, daß wir die Stelle ungefähr 3 Fuß im Viereck von allem Gesträuch befreien, in der Mitte ein Bäumchen stehen lassen, welches wir benutzen und darüber eine Sprengruthe aufhängen.

Dann gehen wir zehn bis fünfzehn Schritte weiter, stellen dort eine zweite, und so fort durch's ganze Gehölz, immer am Rande entlang, doch möglichst an düstern, stillen Orten. Während wir emsig und recht geräuschlos eben bei der vierten, oft erst bei der dritten oder gar noch bei der nächsten Sprengruthe beschäftigt sind, hören wir in der ersten schon einen Gefangenen schreien. Wir eilen hinzu, lösen die Füße behutsam aus der Schlinge und stecken das schöne Hähnchen in den Netzbeutel, welchen wir natürlich oben zuschnüren und an einer passenden Stelle ruhig bei Seite hängen. Dann stellen wir die Ruthe wieder gerecht und gehen an die angefangene Arbeit zurück.

So lassen sich kurz hintereinander in wenigen Stunden fünf bis sechs Rothkehlchen, auch wohl ein Fliegenschnäpper oder gar ein Zaunkönig ertappen. Der Fang dauert, bis in der ersten Abendstunde die höher steigenden Schatten in dem Gebüsch uns nichts mehr unterscheiden lassen, dann werden die Sprenkel aufgenommen, die Beerensträuße abgestreift und wieder in die Tasche gethan, und mit dem Beutel voll flatternder Vögel geht's munter nach Hause. —

Das Rothkehlchen ist eines unserer lieblichsten Vögelchen und fast möchte ich behaupten, daß kein anderes Geschöpf so viele liebenswürdige Eigenschaften im Umgange mit dem Menschen zeigt, wie gerade dies kleine Thier. Schon in der Freiheit im Walde oder im Garten ist es so zutraulich und zeigt so wenig Scheu, daß es nicht bloß im Gebüsch der besuchtesten Laube nistet, sondern auch, während die Gesellschaft am Tische sitzt, arglos und ohne Furcht herbeifliegt und ein Körnchen für seine Jungen sich ausbittet. Auf dem Anstande, des Abends, habe ich ein Rothkehlchen beobachtet, welches mich stundenlang rings von allen Seiten betrachtete, während es in der dichtesten Nähe von Ast zu Ast hüpfte, mir seine zierlichen Verbeugungen machte und sein weiches, melodisches Zschip, Zschip! zuflüsterte.

In der Stube nun gar wird es in kurzer Zeit so zahm und zutraulich, daß es uns auf die Hand fliegt und sein Futter ruhig und vertrauend neben uns verzehrt. Dabei blicken seine schönen großen dunkelbraunen Augen uns so verständig, so gemüthlich und vertraulich an, daß gar keine zu große Phantasie dazu gehört, um liebliche Worte aus dem Schnäbelchen hören zu glauben.

Das Rothkehlchen ist bedeutend kleiner als ein Sperling, auch weit zarter gebaut; seine Stirn, Wangen und Brust sind tief orangeroth, der Unterleib weiß, der Rücken und die Decken der Flügel dunkel olivengrün. Die Weibchen sind heller und matter gezeichnet und unterscheiden sich von den jungen Hähnchen, welche anfangs gerade so aussehen, nur dadurch, daß sie stets hellbraune Füße haben, während die alter Hähne dunkelbraun sind.

Es ist merkwürdig, daß trotz aller liebenswürdigen Eigenschaften das Rothkehlchen doch

*) Vergl. „Die Gemmetvögel und der Dohnenstieg" im 1. Bande von „Unser Vaterland." Seite 553—557.

eine recht häßliche Seite seines Charakters zeigt, daß nämlich sich nie zwei von ihnen in einem Zimmer vertragen, sondern so lange kämpfen, bis das schwächere unterliegt und getödtet ist. Sind sie ganz gleich stark, so theilen sie sich die Stube so ein, daß eines nie die Hälfte des anderen betreten darf. Auch die Hähnchen sind in der Stube gegen die Weibchen nicht einmal huldsamer, und zeigen hierin also eine höchst unliebenswürdige Verachtung aller Galanterie gegen das schöne und schwächere Geschlecht.

Nach seiner äußeren Erscheinung und besonders nach seinem Aufenthalt in den dunkelen und verschwiegensten Hecken und Waldstellen macht das Rothkehlchen eigentlich einen recht trüben und traurigen Eindruck, und ebenso stimmt sein kleines einfaches Lied auch so recht mit melancholischen Gefühlen überein. Dies hat wahrscheinlich Johannes Falk in einem Gedicht, welches den Tod eines Knaben beschreibt, auf die Worte gebracht:

Rothkehlchen das saß auf einem Ast,
Der kleine schaurige Wintergast
Und weinte den ganzen Tag.

Und selbst im Frühling, wenn Alles jubelt und frohlockt und auch Rothkehlchen sein Freudenlied erschallen läßt, behält sein Gesang doch immer eine schwermüthige Weise, nur dann und wann unterbrochen von einem jubelnden Sieri!

Zu Ende Oktobers ziehen sie familienweise südwärts, doch bleiben einige bei milder Witterung bis in den November, ja zuweilen den ganzen Winter hindurch hier, freilich müssen sie dann bei plötzlicher strenger Kälte dies meistens mit dem Leben bezahlen. Wird das Wetter jedoch nicht zu rauh, so ist unser kleiner Freund aber auch einer der ersten Frühlingsverkünder.

Dieser Vogel nistet zwei Mal im Jahre auf der Erde in Ritzen oder kleinen Löchern und baut ein einfaches Nest aus Moos, Grashalmen, Thierhaaren und Federn. Gewöhnlich sucht er sich eine Stelle aus, die von oben und drei Seiten geschützt ist, so daß nur von vorn ein Eingang bleibt, und legt vier bis sechs Eier.

Man kann die Jungen, noch ganz klein, mit in Milch eingeweichter Semmel und Mohnsamen aufziehen, doch ist dies sehr mühsam und nur bei der allergrößten Reinlichkeit und Sorgfalt lohnend, weil sie sonst regelmäßig sterben. Sie werden dann mit Baumwolle im Neste überdeckt und müssen fast alle Viertelstunden gefüttert werden. Leichter ist es dagegen, wenn man das Nest in ein Vogelbauer setzt und dasselbe so hinstellt, daß die Alten sie groß füttern, sie dürfen dann aber nicht mehr so klein sein, weil sie sonst die Wärme der Mutter nicht entbehren können. Uebrigens ist sowohl beim Brüten, wie beim Erziehen der Jungen das Hähnchen ein sehr zärtlicher Ehegatte, und damit ist sein Werth dem Weibchen gegenüber wohl wieder ausgeglichen, da er ja eben nur in der menschlichen Gesellschaft gegen Seinesgleichen bösartig und verderbt wird, wie dies ja auch wohl mit so manchem harmlosen und gutherzigen Gemüth im Leben geschehen mag. — Wenn man die ganz jungen Hähne neben eine Nachtigall hängt, so lernen sie allerliebst singen, indem sie einige Strophen der Meisterin in ihr einfaches Lied verweben.

Außer mit Sprenkeln fängt man die Rothkehlchen auch noch mit Leimruthen, doch wenn immerhin schon jeder Vogelfang ein grausames Vergnügen, so ist der mit Leimruthen fast gar nicht zu verantworten. Wie häufig reißen sich, besonders wenn man nicht gleich dabei ist, die Vögel noch los, fliegen fort, bleiben irgendwo im Gebüsch fest und müssen elend verhungern. Oder sie haften mit dem an ihrem Federkleide sitzenden Leim noch Tagelang all überall an, so daß sie immer nur mit Mühe und Schmerzen sich losreißen können und dabei auch oft umkommen. Außerdem verliert ein mit Leimruthen gefangener Vogel für lange Zeit das Ansehen, denn der Leim haftet an seinen Federn und Füßen, und wenn er

nachgesucht seiner Nähe beraubt, nicht mehr singt, so trocknet es doch zu harten Krusten, welche dem Thiere lange Zeit Schmerz und Druck bereiten, bevor es ihm gelingt, sie nach und nach abzustoßen. Dagegen geht das Rothkehlchen auch in die Meisenkiste oder in das Schlagkörbchen und ist seines arglosen Vertrauens wegen überhaupt sehr leicht zu fangen. Oft bringt es, gleich der Nachtigall, nicht Lüsternheit oder Noth, sondern bloße Neugierde in die Falle, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man in einem Garten unter einem Baume voller reifer schöner Fliederbeeren eine Sprengruthe mit einem Strauße von demselben Baume aufstellt, denn in den meisten Fällen wird ein Rothkehlchen, welches schon die ganze Arbeit neugierig beobachtet hat, nach kurzer Zeit in der Schlinge zappeln.

Die Lieblingsnahrung des Rothkehlchens, wie überhaupt all der kleinen Insektenfresser, sind im Herbst die Flieder-, doch auch andere weiche Beeren, wie Ebereschen und dergleichen. In der Stube fängt es vor Allem die oft noch in letzter Zeit so lästig werdenden Fliegen fort und frißt besonders gern Mehlwürmer und Ameiseneier, doch gewöhnt es sich, frei herumfliegend und auch im Käfig, bald an allerlei Nahrung, frischen Käse, Roggen- und Weißbrodkrume, Fleisch, Kartoffeln und dergleichen.

In den Sprengeln kommt es zuweilen auch wohl vor, daß einem der Thierchen das Unglück hat, einen Fuß zu zerbrechen, dann tränkt man die Stelle mit einigen Tropfen Eaudewasser, wickelt feines weiches Papier und ein Kartenblatt herum und bindet diese Schiene ziemlich fest, worauf der Patient gewöhnlich in kurzer Zeit geheilt ist und wieder in den vollständigen Gebrauch des Fußes gelangt. Kommt man dagegen zu spät zu einer Sprengruthe, welche man über Nacht stehen gelassen — was Jeder, der menschliches Gefühl in der Brust hat, nie thun sollte — und findet einen Gefangenen mit schon fast abgedrehtem, zerfetztem Beine, wie das zuweilen vorkommt, wenn sie sich nur mit einem Fuße fangen, dann ist es am besten, man schneidet mit einer scharfen Scheere den Fuß ganz ab und verbindet den Stumpf mit Wundwasser und einem weichen Läppchen. Natürlich muß das arme Ding dann ganz ruhig gelassen und gut mit frischem Wasser und Mehlwürmern versehen werden, dann heilt die Wunde bald und man kann den Vogel viele Jahre hindurch gut erhalten; dergleichen Krüppel singen gewöhnlich gerade am fleißigsten und lieblichsten. Um solche Unglücksfälle zu vermeiden, muß man die Schlingen stets aus mindestens acht Haaren drehen und außerdem auf dem Absatze der Sprengruthe ein kleines Stückchen Schwamm befestigen.

Wer nun also nach dieser Schilderung sich einen lieblichen kleinen Wintergast anschaffen will, der wähle die einfachen Vorkehrungen zu treffen. Der Fang dauert zwar, wenn man sich Fliederbeeren aufhebt, bis Ende Novembers, oft bis Weihnachten hin, doch sind die zuletzt Gefangenen schwer an die Stube zu gewöhnen, weil, wie der Vogelfänger sagt, „ihnen der Frost im Kopfe steckt"; bringt man sie aber erst in ein kaltes und gewöhnt sie allmälig an ein wärmeres Zimmer, so lassen sie sich eben so gut erhalten.

Jülichsche Geschichten bis zur Vereinigung Jülichs mit Cleve.

Von Max Jähns.

Hoch auf dem ragenden Wall, der allmählig in Schutt nun dahinsank,
Schaudernd umfassen das Haupt von den blühenden, duftigen Gräsern
Lieg' ich und habe mich still in dem Glanze der sinkenden Sonne.
Ringsum in dem fruchtbaren Thal, wo die Pappeln und Eichen das Flußbett
Ruhig begleiten, soweit nur das spähende Auge hinausblickt,
Zittert ein flüchtiger Streif aufsteigender dämmernder Nebel.
Ferne im leuchtenden West auf dem purpurnen Grunde des Aethers
Schwimmen wie duftiger Hauch tieftau die bewaldeten Hügel. —
Nichts mehr schlägt an das Ohr als Gebrüll heimkehrender Herden,
Als der verlorene Schall fernklingender dörflicher Glocken. —
Wahrlich, das ist wie ein Bild aus der Hand holländischer Meister,
Wie van de Velde es malt in beruhigter, freudiger Klarheit:
Und es bewegt mir die Brust süßfroh der behagliche Eindruck.
Rollt doch da drüben die Welle in Wahrheit der nährenden Maas zu.
Die als die Braut von Burgund sich dem alternden Rheine verbindet,
Eh' er sich selbst an die See, an die alleumspannende hingiebt.
Also erfaß' ich das Bild, und der ruhig betrachtenden Seele
Wandeln im mächtigen Chor die Gestalten der Vorzeit vorüber.

Das goldene Feld mit dem schwarzen springenden Löwen im Wappen des Königs von Preußen bezeichnet einen herrlichen Besitz, dessen Bodenreichthum, wie seine geschichtliche Bedeutung im östlichen Antheil der Monarchie oft allzuwenig gekannt und geschätzt sind. Und doch war das Herzogthum eine Wiege deutscher Kultur, wie es noch heut den Ehrennamen einer „Kornkammer des heiligen Römischen Reiches" ungeschmälert und im vollen Sinne verdient.

In die große Masse des niederrheinischen Schiefergebirges greift scharfeinschneidend eine ehemalige Meeresbucht, das südlichste Glied der niederländischen Tiefebene, ein und steigt in den oft mehrere Stunden breiten Thalsohlen der Roer und Erft bis zu 100' Seehöhe hinab. In Mitten dieser Bucht, vom Wurmfluß bis zum Erftgebiet, liegt der Kern des alten Herzogthums, und hier auf fettem schweren Lehmgrunde, oder auf trefflichem thonigsandigen Boden blüht seit uralter Zeit jener segenstreiche Ackerbau, der in treuer Stätigkeit — wieviel wechselnde Schicksale auch über seine Fluren hingegangen — von Jahrhundert zu Jahrhundert ungestört weiterwirkt. So hat er denn auch fast das ganze Gebiet in Anspruch genommen; überall ist der Forst gerodet, und soweit das Auge blickt, trifft es bestelltes Land. Nur die Dörfer sind von schönen Baumgruppen reich umgeben, ja meist ganz von ihnen versteckt und erheben sich wie grüne Inseln aus den unendlichen Getreidefluren, die sich über sanfte Mulden und breite flachgewölbte Wasserscheiden weithin ausdehnen und mit ihren mildbewegten auf- und niederfluthenden Aehrenmassen wie ein wogendes goldenes Meer erscheinen.

Im Süden wird diese gesegnete Landschaft deutlich von einem Randgebirge begrenzt, das die Vorstufe zu den öden Flächen des Hohen-Venns und der unfruchtbaren vulkanischen Eifel bildet, selbst aber noch den mannigfaltigsten Reichthum entwickelt. Prachtvolle Laub-

saftgrüner, blumenreicher Wiesen, guter Ackergrund machen das Stufenland zum Garten; während die unterirdischen Schätze an Gesteinen und Metallen den Sitz des Gewerbfleißes bezeichnen, dem die unerschöpfliche Fülle der Steinkohlenformation, die bald in schmalen Streifen, bald in mächtigen Flötzen auftritt, noch für Jahrtausende Mittel ununterbrochener, nutzbarer Thätigkeit verspricht.

Die östliche Begrenzung des Jülicher Landes ist nicht so scharf als die nach Süden. Sie liegt in der Wasserscheide gegen die Erft, also auf der Höhe des breiten, fruchtbaren Landrückens, der sich von Düren nach Erkelenz erstreckt und den man „die Börde" nennt. Noch weniger ist eine natürliche Grenze nach Norden zu erkennen, da hier das Land ohne jeden Abschnitt in die große niederrheinische Tiefebene übergeht, während sich im Westen durch die oft tiefeingeschnittene Wurm, an welcher Aachen liegt, wieder eine klare Landscheide bezeichnet, welche schon vor zwei Jahrtausenden die Gebiete der Ubier und Eburonen, später über die Diözesen Köln und Lüttich trennte und noch gegenwärtig auf eine Strecke die Gränze zwischen Preußen und Holland bildet.

Die bedeutendste Wasserader des Jülicher Landes ist die Roer[1]). In flachen Senkungen des Hohen-Venn sammeln sich oberständige Wasser zwischen Torfmoos, Wollgras und Weidengesträpp und schleichen als röthliche Sumpfbäche von Mulde zu Mulde. Dann vereinigen sie sich; ihr Gefälle wird plötzlich groß; sie reißen tiefe und wilde Einschnitte in das Gebirge, und so, rasch fortschreitend, bildet sich der Fluß. Die Roer in ganzer Entwickelung ist dreißig Meilen lang, doch gehört fast die Hälfte dieser Länge ihren Krümmungen an; denn „Nach der Ebene dringt ihr Lauf, schlangenwandelnd" und „Im flachen Bett schleicht sie das Wiesenthal hin, und in der glatten Flut weiden ihr Antlitz alle Gestirne." Im Jülicher Lande hat die Roer auf etwa sechs Meilen nur 350 Fuß Gefäll. Daher ist das Flußbett breit, in den heißen Monaten trocken und mit grobem Kies und Geschieben gefüllt. Eine Menge von Ableitungskanälen und Mühlenbächen verbreitet das befruchtende Naß weithin netzartig durch das Land. Grasreiche Wiesen dehnen sich am Flusse aus und bieten den starken friesischen oder brabantischen Pferden, den schweren milchreichen Kühen und den großen Heerden gewinnbringender Gänse prächtige Weiden. Dann fehlt es auch nicht an Büschen und die niedrigen, von Kanadapappeln und mannig'achen Weidenarten umbuschten Ufer, und diese sind das Arbeitsfeld der Korbflechter und Holzschuster, der Böttcher und Tuchbleicher, die hier eine bedeutende, viele hunderte von Familien nährende Thätigkeit entfalten.

Vom Zuflüssen der Roer sind außer der Wurm noch Inde und Merz bemerkenswerth. Die erstere, in ihrem forellenreichen Oberlaufe „Münsterbach" genannt, fließt durch die wichtige Steinkohlengegend und wird dort Zeugin und Mitarbeiterin einer großartigen Industrie.

Alte Kroniken berichten, daß die Roer einst schiffbar gewesen, und es ist gewiß, daß noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts Schiffe stromaufwärts bis Jülich gezogen wurden. Damals waren die oberen Landschaften, namentlich die Eifel noch waldreich, in Folge dessen die Feuchtigkeitsniederschläge häufiger und geregelter, der Wasserstand höher und gleichmäßiger. Aber die unaufhörlichen Rodungen späterer Zeit haben größere klimatische Gegensätze hervorgerufen. Unaufgehalten stürzen im Winter und Lenz geschmolzener Schnee und Regenwasser über die nackten Bergabhänge, über die offenen Ebenen: die Flüsse treten aus; Schlamm und Gerölle werden fortgeschwemmt und setzen sich im Unterlaufe an. Nun kommen heiße regenlose Sommer. Die Wasser versiegen, und es ist dem Flusse unmöglich, die aufgehäuf-

[1]) „Roer" ist die seit der französischen Verwaltung aufgekommene Schreibart. Das holländische oe (von den Franzosen ou geschrieben) wird jedoch wie u gesprochen. Aeltere Formen sind: Rura, Ruhra und Ruhr.

ten Sandbänke und Inseln fortzuschaffen. Daher bildet sich eine Untiefe nach der anderen; und derselbe Mangel an Wald, welcher das Hochland unfruchtbar und öde macht, erzeugt im Tieflande Ueberschwemmung und Unschiffbarkeit. Gegenwärtig ist nur noch ein Neuntel des Bodens mit Waldung bestanden, die großentheils als Staatseigenthum der Zukunft gesichert ist.

Dies gesegnete Land bewohnt zu mehr als sechstausend Seelen auf der Geviertmeile ein tüchtiges lebenskräftiges Menschengeschlecht, dessen Eigenthümlichkeit den Uebergang des Oberdeutschen zum Niederdeutschen darstellt. Stattlich gewachsen, jung meist blond, in späteren Jahren bräunlich, trägt das Volk jenen lotharingischen Grundcharakter, der schon seit einem Jahrtausend ausgeprägt und bekannt ist. Es erscheint als ein beweglicher, reichbegabter Stamm: bequem und gesellig, thätig und strebsam, aufbrausend und schnell zuschlagend, schlau und gewandt, und bei vielem Trefflichen nicht ohne ein gutes Maaß von Eitelkeit. Vielleicht ist ihm viel von der Art der einst hier ansässigen gallischen Belgen geblieben, obgleich ja die Römer schon neues Blut mit der neuen Kultur in das Land brachten. — Nur Hafer und Gerste hatten bis dahin die Eingeborenen dem reichen Boden abgenommen; bald lernten sie von den Eroberern Spelz, Waizen, Obst und feine Gemüse bauen. Aber nicht nur die Kultur des Bodens, auch die der Sitten, der Lebensweise, ja der ganzen Weltanschauung trat in eine neue höhere Phase. Das Land wurde durchaus romanisirt; das Keltenthum, früher schon durch germanische Einflüsse verändert, ging völlig unter, und sogar die Sprache wurde römisch. Köln wurde Hauptstadt der blühenden Provinz „Nieder-Germanien," die für alle Zeit Rom gesichert schien. — Doch schon in den Tagen des Augustus traten am Rhein jene Stämme auf, die zur dauernden Herrschaft berufen waren. Deutsche sind es, Franken, die weit aus dem Osten, aus Pannonien oder (wie die Sage unter den Römern ging) aus Troja hergewandert waren. Seit dem 3. und 4. Jahrhundert strömen ihre mächtigen Haufen durch die Niederlande nach Gallien. Sie traten in zwei großen Massen auf. Die Einen lassen sich in den Ebenen der Yssel (Sala) nieder, und unternehmen von hier aus Eroberungszüge, welche die Waffen der „Salischen Franken" siegreich bis zur Saone tragen; die Anderen schlagen ihre Wohnsitze an dem Ufer (ripa) des Rheins auf und unterwerfen als uferanwohnende „Ripuarische Franken" die Römer an Rhein und Roer. — Dieser Stamm der Ripuarier ist es, von dem das heut lebende Geschlecht der Jülicher Lande abstammt und dessen Gedeihen und Wirken die Geschichte des Herzogthums erfüllt. Gleich zu Anfang erweist er sich einer großen Zukunft werth; denn in der Völkerschlacht auf den katalaunischen Gefilden, durch welche Attila zurückgewiesen wurde, treten die Ripuarier als Bundesgenossen des Aëtius auf, und fechten und siegen auf Seite der abendländischen Gesittung.

Die Vereinigung beider Frankenstämme durch den Salier Chlodowech legte den Grund zur Größe der fränkischen Monarchie, die gerade dadurch, daß das ripuarische Land ihr eine ununterbrochene Verbindung mit der überrheinischen Urheimath sicherte, immer neue frische Volkskräfte aufnehmen und sich somit stetig verjüngen konnte. Gleichzeitig wurde das ganze Frankenland der orthodoxen katholischen Kirche gewonnen, und indem sich Chlodowech zum Vorkämpfer des römischen Glaubens erhob, bereitete er jene Verbindung zwischen Papstthum und fränkischer Königsmacht vor, aus welcher später das römische Kaiserthum deutscher Nation hervorwuchs.

Dem salischen Geschlechte der Merovinger folgten, von der Hausmeierschaft zur Königsherrschaft steigend, die großen Pippiniden, die späteren Karolinger. Sie gehörten einem ripuarischen Hause an, stammten also aus demjenigen Frankenlande, wo deutsche Art und deutsches Recht sich unangetastet und viel reiner erhalten hatte, als bei den Saliern, welche, weit nach Südosten vorgedrungen, dem verweichlichenden Einflusse des Römerthums

schon zugänglich geworden waren. Hier in Ripuarien, wo die alte deutsche Mannhaftigkeit noch ungeschwächt lebte, wo Märzfeld, Volksgericht und Gemeinde dem ungebrochenen Freiheitsgefühle des wackeren Mannes noch Bahnen reicher Thätigkeit öffneten, hier schlug die neue Macht der Christenheit feste Wurzeln. Das versüngte Frankenreich verlegte seinen Schwerpunkt von der Loire an den Rhein. Nun begann kraftvolles Leben, denn die drei leuchtenden Sonnen: Karl Martell, Pippin und Karl der Große stiegen am Himmel des Westlandes auf. Liebevoll wandten sich diese Herrscher ihrer Heimath zu, und an den Namen des großen Karl knüpft noch heut das Volk eine nie endende Fülle von Sagen. Durch ihn, den eingeborenen Fürsten, erhielt Ripuarien gewissermaßen Vorrang vor allen Gauen des abendländischen Kaiserthums. Bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts folgt die Geschichte Lotharingens und somit auch die des Jülicher Landes unablösbar der Reichsgeschichte. Die trostlosen Zeiten der späteren Karolinger haben auch in Ripuarien keine segensreiche Spuren zurückgelassen. Die schwache Regierung Ludwigs des Frommen, die Kriege seiner Söhne gegen ihn, dann untereinander, die entsetzlichen Einfälle der Normannen und endlich die Theilung von Verdun, welche „Lothars Rest" aus germanischen und romanischen Elementen mischte und in kraftlose Zwitterstellung zwischen dem Ost- und dem Westfrankenreiche verwies — das Alles waren ebenso schlimme Ereignisse, wie der Verfall der Gauverfassung und des Heerbanns, der Untergang des Standes der Gemeinfreien und das Sinken der königlichen Macht. Auch die Vereinigung Lotharingens mit dem ostfränkischen Reiche Ludwigs des Deutschen besserte Nichts. Er so wenig wie Karl der Dicke waren der Wucht der unseligen Verhältnisse gewachsen. Vergebens strebte der tüchtige Arnulf nach wirklich kaiserlicher Macht; schon regte sich wieder der Sondertrieb der deutschen Stämme, ja, Arnulf selbst zweigte Lotharingen als Unterkönigreich für seinen natürlichen Sohn Zwentibold vom Reiche ab. Dieser Fürst fiel im Kampfe mit der schon übermüthigen Aristokratie, und Lotharingen wurde in die Adelsfehden Deutschlands, in den Streit der Babenberger und Konradiner hineingerissen. Gegen die Letzteren trat Reginar (Maginhart, Reinhart, Reinecke d. i. der Rathstarke) ein Magnat des Hennegaus mit der bedeutenden Macht seines Hauses in die Schranken, und indem er das linksrheinische Land dem Westfrankenreiche unterwarf, erlangte er die herzogliche Würde von Lotharingen. Ihm folgte sein Sohn Giselbert. Lange schwankte er, ehrgeizig und ränkesüchtig zwischen Osten und Westen bis endlich Heinrich der Finkler den wetterwendischen Fürsten zum Anschluß an das deutsche Reich mit Waffengewalt nöthigte, und ihm zu freundlicherer Verbindung die Kaisertochter Gerberge vermählte. Doch sein Ehrgeiz ließ dem Giselbert nicht Ruhe. Der rebellische Bruderkrieg Herzog Heinrichs gegen Otto den Großen war dem hochfahrenden Manne eine willkommene Gelegenheit, den längstgehegten Plan, sich in dem alten „Lotharii regnum" ein selbstständiges Königreich zu schaffen, mit allen Kräften aufzunehmen. Die Schlacht von Birthen brach dieser Unternehmung die Spitze ab. Vergebens suchte er das Herzogthum an Frankreich zu verrathen: Otto I. hielt ihn im Schach, und endlich verlor er, feldflüchtig im Rhein ertrinkend, das Land mit seinem Leben.

Langsam beruhigte sich Lotharingen und ergab sich in den Willen des großen Sachsen, der es seinem Eidam, Konrad dem Rothen, einem Franken, zum Lehen gab. Aber obgleich dieser tapfere Mann Alles dem Könige verdankte, trat er dennoch in die Fußtapfen Giselberts. Einer gewaltigen Verschwörung zwischen dem Königssohne Liudolf und dem Erzbischofe Friedrich von Mainz lieh er bereitwillig seinen mächtigen Arm, und stürzte sich in seinen verhängnißvollen, in seinen Gründen noch nie erklärten Kampf gegen den Kaiser, seinen Schwiegervater, in einen Kampf, der Deutschland gerade in dem Augenblicke, da es sich zur höchsten Machtfülle erhob, schmachvoll und schmerzlich beugte. Die Erbfeinde des Landes sogar, die Magyaren, rief Konrad in's Reich, und ihre widerwärtigen fürchterlichen

Scharen zogen sengend und brennend bis zur Maas. Aber Otto der Große war unbeugsam. Die Schlacht auf dem Lechfelde befreite das Abendland für alle Zeit von den verwüstenden Barbaren; nach heißen Kämpfen wurden die engverwandten Empörer unterworfen, und endlich beugten sie sich in Reue, ja in Verehrung wieder vor dem königlichen Manne, dessen Gemüth mindestens ebenso liebevoll und gnädig war, wie sein fürstlicher Wille übermächtig herrschte. An Konrads Statt wurde Bruno, des hochherzigen Kaisers Bruder, welcher schon die erzbischöfliche Würde von Köln bekleidete, Herzog von Lotharingen, und seine kraftvolle Verwaltung verschaffte dem vielgerissenen, hin und her geschleuderten Lande endlich Ordnung und Ruhe. Bruno, „der große Bischof", einer der höchstgebildetsten und thätigsten Männer seiner Zeit, gab mit durchdringendem Geiste wie mit planmäßiger Sorgfalt geistlichen und weltlichen Angelegenheiten neue segensreiche Formen. An Zucht und Bildung leuchtete der lotharingische Klerus bald der Geistlichkeit Europas als Muster vor; aus seiner Mitte kamen in nächster Zeit viele der bedeutendsten Prälaten des Occidents, und ein Jahrhundert später bestieg in Leo X, ein lotharingischer Bischof den Stuhl Petri. Die politische Macht theilte Bruno in zwei Unterherrschaften; jede wieder mit dem Herzogstitel: Ober- und Nieder-Lotharingen. Zu dem Letzterem, zu Lotharingia mosana (den Diözesen Köln, Lüttich und Cambrai) gehörte das ripuarische Land, und hier stand zuerst an der Spitze des Theilherzogthums ein Graf Gottfried, der bei Ottos des Großen Römerzuge in Italien fiel. Nachdem nun das Gebiet einige Zeit unmittelbar unter der Krone gestanden, belehnte Kaiser Otto II. den Herzog Karl, einen Bruder König Lothars von Frankreich, mit Nieder-Lotharingen. So wurde also der Karolinger Vasall eines Sprossen Wittekinds. Wunderbare Verkettung der Geschicke! Vor zwei Jahrhunderten hatte das Haupt der Karolinger in rastlosen, furchtbar blutigen Kämpfen die Sachsen dem Willen der Franken unterjocht; jetzt empfing einer seiner Nachkommen die Lehnsfahne der eigenen Stammlande aus der Hand eines Sachsen. — Karl war jedoch ein unsicherer Vasall. In den Kämpfen, die nach Ottos II. Tode um die Vormundschaft des jungen Königs begannen, stützte sich der geächtete Herzog Heinrich von Baiern, der selbst nach der Krone trachtete, vorzugsweise auf Nieder-Lotharingen und trat in Unterhandlungen mit Frankreich, die das Land preiszugeben drohten. Aber seine mächtigen Gegner: Willigis, der Erzbischof von Mainz, und Gerbert, als Papst später Sylvester II. genannt, entwanden ihm die Macht und schützten das deutsche Grenzland. Ja noch mehr, als die Karolinger in Frankreich endlich wirklich dem Beherrscher Frankreichs: Hugo Capet, für alle Zeit erlagen, und Herzog Karl, jener deutsche Reichsfürst, im Kerker des Usurpators starb, da wurde sein Sohn Otto, der rechtmäßige Erbe der französischen Krone, von Deutschland aus wieder mit Nieder-Lotharingen belehnt. Der karolingische Herzog, treuer als sein Vater, folgte dem Banner des jungen Kaisers Otto III. nach Italien; er geleitete den Allzufrühabgeschiedenen in kriegerischem Trauerzuge über die Alpen nach Aachen zurück, und hier gab dieser letzte Sprößling des Carolus augustus der Welt ein erhaben rührendes Schauspiel: er bestattete den Enkel des großen Otto neben den Gebeinen seines eigenen weltbeherrschenden Ahnen. — Und im Jahre 1005 starb zu Mastricht auch der letzte Karolinger. In demselben Lande, wo die Macht der Söhne Pippins groß geworden, da erlosch sie auch. Das niederdeutsche Maasgebiet war Wiege und Grab jenes einst so gewaltigen Geschlechtes.

Noch einmal unter Otto III. hatte Ripuarien der volle Glanz des Kaiserthums überstrahlt; denn der junge romantische König pflegte mit Liebe alle Erinnerungen der herrlichen Zeit Karls des Großen und hatte Lotharingen und namentlich Aachen ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Nicht ohne Wehmuth huldigten die lotharingischen Barone, denen jetzt Gottfried von Verdun als Herzog vorstand, dem Nachfolger des letzten Ottonen, Heinrich dem Zweiten. Sie ahnten, ihre goldene Zeit sei vorüber. Und wohl hatten sie

Wahl! Thaten doch des wackeren gesetzliebenden Kaisers nationale Pläne fortdauernd gefährdet. Was half dem Volke die Einführung strenger cluniacensischer Kirchenreformen, wenn Conflikte nordischer Wicklinger und nie endende wilde Fehden der Luxemburger das Land verheerten! —

Dem vielgeprüften Gottfried folgte sein Bruder Gozelo, Markgraf von Antwerpen, der wieder das ganze, von Erzbischof Bruno einst getheilte Lotharingen unter seiner Herrschaft vereinigte. Für den Augenblick erwies sich diese große Macht höchst segensreich; denn als Odo von Champagne Lotharingen mit Krieg überzog und den phantastischen Plan hegte, es mit dem Arelat und Italien zu vereinigen und somit das alte Reich Lothars I. herzustellen, da vernichtete Gozelo das große Heer der Franzosen und sandte siegreich seinem Kaiser das Haupt Odos nach Italien.

Die Macht ganz Lotharingens in einer Hand schien aber doch für den Bestand des Reichs gefährlich. Der greise Herzog fühlte das selbst: sterbend wünschte er die Theilung unter seine beiden Söhne, und Kaiser Heinrich III. ging bereitwillig darauf ein. Er schien richtig zu handeln, und dennoch legte er den Grund zu einer langen Reihe unheilvoller Kämpfe, weil er die Persönlichkeiten nicht gewürdigt. Denn der jüngere Gozelo, den das Volk „den Feigen" nannte, war dem Kaiser als Herzog Niederlotharingens eine schwache Stütze; der ältere Bruder dagegen, Gottfried der Bärtige, ein kluger, tapferer Fürst, welcher dem Reiche schon große Dienste geleistet und mit voller Sicherheit auf die ganze Erbschaft gerechnet hatte, wurde jetzt, als er nur Oberlotharingen erhielt, aus dem werthvollsten Anhänger der Krone, ihr gefährlichster Widersacher. In diesem Gottfried concentrirt sich nochmals die althergebrachte großartige Opposition der herzoglichen Gewalt gegen das Königthum zu prägnantester Gestalt, und er bleibt eine der merkwürdigsten Erscheinungen jener Zeit. — Auf's Tiefste gekränkt und beleidigt, verpflichtete er sich seine Landesgenossen, verband sich heimlich mit burgundischen Magnaten und erhob endlich die Fahne der Empörung. Schnell und glücklich warf Kaiser Heinrich diesen ersten Aufstand zu Boden; aber dennoch durfte er nicht wagen, den Herzog zu vernichten, und nachdem er ihn ein Jahr lang auf Giebichenstein gefangen gehalten, setzte er ihn wieder in seine Lehen ein. Indeß war Gozelo der Feige gestorben und Niederlotharingen kam an Friedrich von Luxemburg, einen Erbfeind jenes Hauses von Verdun, dem der bärtige Gottfried entstammte. Das erfüllte von Neuem die Brust des stolzen Mannes mit grimmigen Haß, und er säte, während der Kaiser in Italien weilte, überall Zwietracht. Des Herzogs Anstoß folgend, standen zuerst die Grafen von Holland und Flandern auf. In den durchschnittenen Landen, in den wasserreichen Marschen wurde das Heer des Kaisers arg bedrängt; es mußte weichen, und nun brach Gottfried mit der vollen ungezügelten Wuth seines leidenschaftlichen Charakters los. Nymwegen, die alte Pfalz Karls des Großen, ein Palladium des Reichs, zerstörte er von Grund aus; Verdun, seines eigenen Hauses Stammsitz, hatte gleiches Schicksal, ja er verschonte hier sogar die uralte heilige Kathedrale nicht. — Eine bedeutende Macht hatte er geschlagen, eine größere trat nach und nach gegen ihn auf den Kampfplatz. Acht und Bann fielen auf sein Haupt; Kaiser und Papst zogen von Osten heran; des dänischen Vasallenkönigs Schiffe umlagerten die flandrischen Küsten; eine englische Flotte lag zur Unterstützung bereit. Jeden Augenblick konnte der vernichtende Schlag erfolgen. Da endlich beschloß Gottfried, sich seinem Kaiser zu unterwerfen, und als er vor dem Throne zu Aachen erschien, ward er begnadigt und nur unter die Obhut des Erzbischofs von Trier gestellt. So erschien denn für alle Zeit der Einfluß des Herzogs gebrochen, umsomehr als auf seiner Seele unerwartet schwer der Fluch der Kirche lastete. Offen bekannte er seine Reue; willig unterzog er sich den härtesten Bußübungen, ja er arbeitete bei Wiederherstellung des Domes von Verdun als gemeiner Handlanger. Und dennoch war seine Rolle keineswegs ausgespielt. Wenige Jahre später

verließ er Deutschland und vermählte sich mit der überreichen und übermächtigen Wittwe des Markgrafen Bonifazius von Toscana. So hielt er seinem Lehnsherrn wieder drohend die Wage, versuchte jedoch keinen feindlichen Schritt. Nach dem Tode des Kaisers wurde denn auch der größeste Wunsch des ehrgeizigen Herzogs erfüllt: er erhielt ganz Lotharingen. In Italien herrschte er von einem Meer zum andern; die Kirche aber nahm ihm nicht nur den Fluch vom Haupte, sondern sie erwählte sogar seinen Bruder zum Statthalter Christi.

Dem bärtigen Herzoge folgte sein viel unbedeutenderer Sohn, Gottfried mit dem Höcker, dessen höchster Ruhm darin besteht, einen Neffen adoptirt zu haben, der mit dem Glanze seines Namens die ganze Welt durchstrahlte, der der Christenheit, wie seinem lotharingischen Hause eine neue Krone gewann und den lang verschlossenen Orient siegreich wieder mit dem Occident verband.

Der Feldherr ist es, der mit frommen Waffen
Einst des Erlösers hohes Grab befreit.
Viel führt' er aus, was Geist und Arm geschaffen,
Viel duldet' er in glorreich kühnem Streit.
Und fruchtlos bebt die Hölle, fruchtlos raffen
Sich Asien auf und Lybien kampfbereit;
Denn Gottes Huld führt zu den heiligen Fahnen
Ihm die Gefährten heim von irren Bahnen.*)

Wer kennt nicht Gottfried von Bouillon, den Stern der Frömmigkeit und Tapferkeit, den Eroberer des heiligen Grabes, den Helden Torquato Tasso's? Möchten es doch die Deutschen nie vergessen, daß es ein deutscher Reichsfürst, ein Herzog von Niederlotharingen war, der an der Spitze der großartigsten Unternehmung des Mittelalters stand, der das Kreuz aufrichtete im befreiten Jerusalem. Unter der Sonne Italiens wie in den Waldschatten Deutschlands, war Gottfried in Kämpfen für Kaiser Heinrich IV. herangereift, und die Schlacht von Merseburg und die Eroberung Roms hatten sein Haupt mit Lorbeern geschmückt, welche ihn würdig machten, Hauptführer des Kreuzheeres zu werden. Er war es, der den Kaiser Alexius von Byzanz zwang, den Franken die Straße zum gelobten Lande zu öffnen; Nicäa, Antiochia fielen vor dem Schwert des Lotharingers, und als die Kraft des Heeres zu erlahmen drohte, da gab er ihm durch Auffindung der heiligen Lanze neuen Muth und neues Leben. Endlich am 19. Juli 1099

Da siegt Bouillon nach langem harten Streite;
Und als der Tag noch völlig nicht entschwand,
Führt er die Sieger in die schon befreite
Hochheil'ge Stadt, wo Christi Wohnung stand.
Er selber geht, an seiner Helden Seite
Zum Tempel ein mit blut'gem Kriegsgewand.
Hängt hier die Waffen auf als fromme Gabe
Und löset sein Gelübd' am heil'gen Grabe.**)

Die Schlacht von Askalon, wo Gottfried mit 20,000 Franken 400,000 Aegypter schlug, sicherte Palästina den Christen und den Lotharingischen Fürsten die Königskrone von Jerusalem. Gottfried selbst aber trug sie niemals, da er dort, wo Christum Dornen krönten, sich mit keiner irdischen Krone schmücken mochte. Er nannte sich nur Herzog und Sachwalter des heiligen Grabes. Allzufrüh starb er dahin, und auf dem Calvarienberge Zions, neben dem Grabe des Heilandes, fand er seine Ruhestätte. Zu Jerusalem folgte ihm sein Bruder Balduin. Niederlotharingen fiel an die Grafen von Limburg und später an die von Löwen.

*) Grün. **) letzte Strophe des befreiten Jerusalems von T. Tasso.

Unter diesem Hause erlischt allmälig der Titel eines Herzogs von Niederlotharingen (Duc de Lothier) und geht zuletzt ganz in den des Herzogs von Brabant auf, der schon am Ende des 12. Jahrhunderts erscheint.

Während so jene alte Stammeshoheit über die weiten Länderstrecken Ripuariens mehr und mehr in den Hintergrund tritt, erheben sich die jüngeren und kleineren Territorialgewalten zu immer höherer Bedeutung. Einige davon zeigen sich romanischen Einflüssen unterthan und werden französirt: andere bleiben rein deutsch, und unter diesen steht Jülich an erster Stelle. Schon im 10. Jahrhundert erscheinen Grafen des „Pagus Juliacensis", und während des 11. und zu Anfang des 12. Jahrhunderts bekleidet diese Würde, die erblich geworden, das streitbare Geschlecht der Gerhardinger. Hauptsitz desselben war die Stadt und Veste Jülich, die schon von Eginhard, dem Biographen Karls des Großen, sehr alt genannt wird. Und aller Wahrscheinlichkeit nach hat Juliacum (französisch Juliers) seinen Namen in der That von Julius Cäsar (oder von Julia Agrippina) erhalten, der hier ein befestigtes Lager errichtete. Schon Ammian Marzellin, ein römischer Schriftsteller des vierten Jahrhunderts (der Fortsetzer des Tacitus), erwähnt Jülichs als eines starken Waffenplatzes. Seine antiken Befestigungen wurden 887 von den Normannen zerstört, bald aber durch Neuanlagen der Franken ersetzt, welche Jülich zu einem Mittelpunkte ihrer Ansiedelungen machten. So wird der Ort unter Karl dem Großen mit dem Namen eines Municipiums, einer Stadt römischer Bürger, belegt, und da die kirchlichen Einrichtungen sich ursprünglich stets denen des Staates anschmiegten, erhob sich Jülich zum Dekanatsorte der Kölner Diözese und erhielt einen Sprengel von 60 Pfarren. Zu solchen altbegründeten Vorzügen der Gerhardingischen Residenz kam noch der eines hochgestellten Schöffenstuhles, welcher als Hofgericht Vorrang vor den übrigen des Landes behauptete.

Die kriegerischen Gerhardinger scheinen sich vorzugsweise als Verehrer der Turniere ausgezeichnet zu haben. Die älteste Nachricht über ihren Stammvater findet sich im Turnierbuch von Magdeburg. Aber auch in Jülich selbst haben sie oft glänzende Stechen gehalten. So erzählt man namentlich von einem prachtvollen Ritterspiele, wo der edle Herr Gerhart von Falkenburg gerade in dem Augenblick, als er das Pferd zum Rennen spornte, die Nachricht vom Tode seiner Gattin erhielt. Tief ergriffen warf er alles Ritterzeug, Schwert und Schild, Helm und Lanze von sich, sagte der Welt ab, bestieg in härenem Bußkittel einen Esel und ritt geradewegs zu einer hohlen Eiche, in der er bis zu seiner Sterbestunde ein so überaus strenges Leben führte, daß man ihn heilig sprach und später über den Wurzeln der Eiche ein Nonnenkloster zu St. Gertach errichtete. In jener Zeit waren die Ehemänner sehr gut gerathen.

Zu den hervorragendsten Orten des Pagus Juliacensis gehörte außer der Hauptstadt namentlich der langgestreckte Flecken Aldenhoven, dessen Name schon auf eine weitgreifende Vergangenheit deutet, wie sie denn auch durch antike Trümmer, ausgegrabene Sarkophage und römische Straßenreste bewiesen wird. Hier hatte Attila lange Zeit sein Lager aufgeschlagen und noch heut tragen manche Feldmarken Bezeichnungen, die auf hunnischen Ursprung deuten sollen. Hier ist die Kornkammer des gepriesenen Jülicher Landes, die den herrlichsten Weizen, schwere Gerste, trefflichen Rapssamen hervorbringt, und es ist entzückend, an einem sonnigen Morgen durch die Fluren von Aldenhoven zu gehen, wenn der Rauch des blühenden Getreides über den unabsehbaren Aehrenmassen liegt und weithin in die blaue Luft der Schlag der Wachtel tönt. — Einer vielverbreiteten Sage nach hat an der Stelle von Aldenhoven einst die große Römerstadt Gressena geblüht. Andere bezeichnen dagegen als ihren Standort „Gressenich" ein Dorf bei Stolberg, wo noch heut das „Römerthal", in dem man häufig Alterthümer findet, die Gegend bezeichnet, wo die intelligenten Eroberer jene Eisen-, Blei- und Galmeywerke betrieben, welche auch gegenwärtig wieder mehr als 500

Arbeiter beschäftigen. — Stolberg selbst, ebenfalls der alten Grafschaft angehörig und mit Stolberg am Harze nicht zu verwechseln, liegt etwa zwei Stunden von Aachen im engen und tiefen „Wichtlachthal", dessen Ränder an 100 Fuß tief abstürzen und dessen Sohle fast eine Stunde lang mit Wohnhäusern, Fabriken und Kupferhöfen übersäet ist. Hier, wo das südliche Stufenland beginnt, entstand, dem Volksmunde nach an der Stelle eines Jagdschlosses Karls des Großen, auf schroffem Felsvorsprunge unter der Herrschaft der Gerhardinger die sehr feste Burg, deren Mauern noch heute kraftvoll auf uns herabsehn.

An das Dorf Arnoldsweiler auf der Burge, einen der älteren Orte der Grafschaft, knüpft sich eine liebenswürdige Sage. Der heilige Arnold war Sänger und Harfenspieler an Karls des Großen Hof und der einzige von allen Dienern, der den greisen Helden nach dem Tode der schönen Kaiserin Hiltrada erheitern und ihm ein glückliches Lachen abgewinnen konnte. Und um ihm diese holde Kunst zu lohnen, versprach der Kaiser ihm die unbedingte Gewährung einer Bitte. Aber Arnold bat Nichts für sich selbst; ihn jammerten die armen Waldansiedler in der Burge und er erbeten für sie so viel Wald zum Eigenthum, als er umreiten könne, während der Kaiser bei Tafel sah. Da umjagte er denn einen Forst, der eine Tagereise an Umfang hatte und dreißig Orte einschloß. Mit dem Schwerte hatte er an den Waldesbäumen Wahrzeichen gehauen und schenkte nun den Wald jenen armen Ansiedlern, die sich zum Theil noch heutzutage in ihrem Besitz befinden und jährlich eine Menge Wachs auf den Altar des Heiligen in Arnoldsweiler opfern, wo das Steinbild des Sängers in romanisch-fränkischer Kleidung, die Harfe in der Hand ernst und schlicht auf seinem Sarkophage ruht.

Mit Wilhelm I. von Jülich, der 1145 bei Kaiser Konrads III. Krönung zu Aachen gegenwärtig war und ihm zum gelobten Lande folgte, geht die Grafschaft auf eine Seitenlinie der Gerhardinger über und eröffnet sich jene Reihe mächtiger Bannerherrn zwischen Oyfel, Rhein und Maas, die, glücklich heirathend, Land auf Land an ihr Haus brachten, ihre Besitzungen abrundeten und endlich einen Staat im modernen Sinne des Wortes gebildet haben. Wilhelm II., auch „der Große" genannt, that den ersten Schritt dazu. Er heirathete nämlich die nachgelassene Wittwe Adolfs von Monbach und mit ihr die Grafschaft der Wälder sowie die Vogtei und Pfalz zu Zülpich. Damit erhärtete seine Macht gewaltig und Kaiser Friedrich der Rothbart, dem er als treuer Lehnsmann auf seinem Römerzuge Heeresfolge leistete, schenkte ihm bekentere Gunst. Sein Schwert schützte das Reiner Land gegen Heinrich den Löwen, und tief vom Geist der frommen Zeit beseelt, gab er dem Erzbischof Reinold kriegerisches Ehrengeleit, um die Gebeine der heiligen drei Könige von Mailand nach Köln zu führen, wo man sie noch heut als höchstes Kleinod des wunderbaren Riesendomes verehrt. Gottlob krönte er seine Thaten durch Theilnahme an jenem dornenvollen Kreuzzuge, auf dem der große Barbarossa fern von der vielgeliebten deutschen Heimath starb.

Die Erwerbungen Wilhelms II. waren sehr wesentlich. Schon die Hoheit über Zülpich verlieh ihm Glanz, denn an diese Stadt, welche sogar heutzutage noch mit vierzinnigen Mauerthürmen und Thoren trotziger und stolzer als Tausende ihrer fünfzigmal größeren Schwestern in die fruchtbare Ebene schaut, an dies uralte römische Tolbiacum knüpften sich ja große historische Erinnerungen. Hier war es, wo Chlodewech 496 die Macht der Alamannen im Wörtelthale brach und sich zu dem siegenden Christengotte bekannte, hier schlugen anderthalb Jahrhunderte später austrasische Könige eine Entscheidungsschlacht und hier wurde Reginar und mit ihm Lothringen von Heinrich dem Finkler zum Anschluß an das deutsche Reich gezwungen. Aber als weltliches Besitzthum wurde Zülpich von der Waldgrafschaft

*) Alveradus v. Mulbach.

übertreffen. Von der Mündung der Ulft in die mittlere Roer bis zur Inde und Wurm dehnten sich weite hügelige Wälder aus, damals mit unermeßlicher, urwüchsiger Vegetationsfülle und Dichtigkeit, wie sie ihre noch immer stattlichen Reste: der „Reichswald" oder die „Hyba" und die „Propstei" gegenwärtig kaum noch träumen lassen. Der größeste Theil dieses Gebietes bildete die Grafschaft der Wälder, die sogenannte Wehrmeisterei, und hier war Wilhelms des Großen liebster Aufenthalt. Da gründete er an der Wurm das Schloß Wilhelmstein, dessen Ruinen seinen Namen bis jetzt im Volksmunde erhalten, und an den schattigen Höhen des rechten Roerufers, von denen man einen selten schönen Blick auf die weithin ausgedehnten Auen um Jülich und Düren, ja bis zu den waldigen Hügeln der Eifel aus tiefer Waldesruhe genießt, baute er sich auf steilem Felseck die mächtige Burg Niedeggen. Noch heut erscheinen die Trümmer, wenn man sie von dem gegenüberliegenden Burgberge betrachtet, so großartig, als könnten sie dem kleinen Flecken, der sich um sie gesammelt, Schutz gewähren. Hier starb Wilhelm II., stolz, unbeugsam und hart, wie er in seinem vielbewegten Leben geworden. Er hatte sein Weib in Haft setzen lassen; aber als ihm der Arzt den Tod ankündigte und ihn bat, sie und einen jungen Ritter, den er ebenfalls eingekerkert, zu entlassen, schlug er es ab und schwur, so lange er lebe, würden sie nicht frei. Später vermählte sich die Wittwe mit Otto v. Wickrath, aber die Versuche, diesem ihr Gebiet zu verschaffen, waren vergeblich.

Wilhelm dem Zweiten folgte sein Neffe, Graf Wilhelm v. Heimbach,*) der tätige und kühne Anhänger König Otto IV. Als solcher überfiel er den Zug Friedrichs II. von Hohenstaufen, der zur Krönung nach Aachen eilte, nahm den Pfalzgrafen, Herzog Ludwig von Baiern gefangen und schloß ihn auf Niedeggen ein. Aber während Otto IV. schon Apulien erobert, Ancona und Spoleto belagert, trifft ihn plötzlich der Bann Innocenz IV. Der Hohenstaufische Kaiser gewinnt immer mehr Anhänger in Deutschland; seine Schaaren verheeren auch Jülich, verwüsten Wilhelms Lande, und der Graf muß sich entschließen, zur Fahne König Friedrichs überzugehen. So verlieh Otto den Vierten ein mächtiger Anhänger, und bald nahte der Tag, an dem einer der tapfersten deutschen Könige einsam auf der Harzburg starb. Wahrscheinlich trug zu Wilhelms Uebertritt sehr viel der Vorzug bei, den der Papst dem Hohenstaufen gab, denn der Graf scheint in hohem Grade bigott gewesen zu sein. Leidenschaftlich betheiligte er sich an jenem schmählichen Kriege gegen die Albingenser, der die schöne Provence so fürchterlich verwüstete und endlich beschloß er das Leben in Aegypten, als er seinen Arm vergebens, der einst so herrlich ergriffenen, nun aber nicht mehr aufrecht zu erhaltenden christlich abendländischen Idee geliehen.

Sein Nachfolger trug abermals als Vierter den Namen Wilhelm. Im Anfange seiner thatenreichen Regierung blieb er auf dem vom Vater eingeschlagenen Wege und hielt treu zu Friedrich II. Für ihn vertheidigte er Aachen, das Wilhelm von Holland, der von Papst und Klerus aufgestellte Gegenkönig, belagerte, 6 Monde lang mit ausgezeichneter Tapferkeit. 1242 schlug er das Heer des Erzbischofs von Köln, der sich gegen den Kaiser erheben, und der geistliche Herr selbst, Konrad v. Hochstaden, fiel ihm in die Hand. Neun Monate lang hielt er den mächtigen Kirchenfürsten auf Niedeggen gefangen, jenen kühnen Mann, der den riesenhaften Gedanken zur Ausführung des Kölner Doms gefaßt und der nun wohl oft aus einsam öder Zelle sehnsuchtsvoll hinüberschauen mochte nach Osten, wo die duftig blauen Linien des Siebengebirges ihn vom nahen und für ihn doch so unerreichbar fernen Rheine grüßten. Endlich wurde er für 4000 Mark frei, da der Graf von Jülich selbst indessen Kaiser Friedrich gegenüber eine feindliche Haltung annahm und Wilhelm von Holland huldigte. Dennoch wurde der Streit nicht beigelegt. Die Macht der Jülicher

*) Oder Hengebach.

mußte in ihrem Wachsthum mit der der Erzbischöfe zusammenstehen. Konrad v. Hochstaden war in Streit mit seinen eigenen Bürgern; diese ernannten Wilhelm zum Schutzherrn von Köln, und das legte ihn auch mit den Nachfolgern Konrads in unversöhnlichen Gegensatz. Bald bricht der Krieg wieder aus; abermals wird ein Erzbischof bei Marienwalde besiegt und gefangen, und von Neuem zieht er in das feste Bergschloß ein. Vergebens bedrohte Wilhelm den Bann des Papstes. Noch heute zeigt man in Nideggen den Kerker, der Erzbischof Engelbert v. Falkenburg drei Jahre lang umschloß und den Altarstein, an dem er täglich Messe las.

1246 versetzte König Konrad dem Grafen Wilhelm für 1000 Mark die kaiserliche Stadt Düren, die nun der bedeutendste Ort des Jülicher Staates wurde. Schon Tacitus nennt die auf dem rechten Roerufer in fruchtbarer Ebene gelegene Stadt einen Flecken und berichtet, daß hier Cl. Civilis, jener kühne Agitator der Bataver, den römerfreundlichen Ubiern eine schwere Niederlage bereitet. 19. v. Chr. baute der Präfect M. Agrippa hier ein Kastell, das, die Hunnentürme überdauernd, Grundlage der späteren fränkischen „Königsburg" ward, in welcher Karl der Große mehre Reichstage und Synoden hielt. Seiner höher entwickelten Kultur wegen, unterwarfen die Franken Düren nicht der Gauverfassung, sondern machten es zur Immunität und daher bildete sich auch das Gemeindeleben auf römischer Grundlage weiter. Otto III. erkannte Düren als Reichs- und Residenzstadt an und stattete sie mit Privilegien aus, und im 12. Jahrhundert wurde die Stadt befestigt. Wohlstand und Selbstgefühl der Bürger war hochgestiegen, und es mochte ein harter Schlag für sie sein, daß ihre Heimath, die noch vor vierzig Jahren Residenz Königs Philipps war, plötzlich dem Nachbar unterthänig ward und von allen ihren Gerechtsamen nur eins behielt, nämlich auch fernerhin die Reichssteuern bezahlen zu dürfen.

In den Kämpfen Rudolfs v. Habsburg um die deutsche Krone fand er an Jülich eine starke Stütze, denn Wilhelm IV. war ein durch und durch kriegerischer Fürst. Mailänder Thatendurst riß ihn gewaltig fort und führte ihn endlich auch weit in den Nordosten, in das ferne Preußen. Ein interessantes ahnungsvolles Schauspiel! Denn das Auftreten dieses linksrheinischen Fürsten jenseits der Weichsel erscheint wie eine Vorbedeutung der künftigen großartigen Verbindung so entlegener und jetzt doch gleich deutscher, gleich preußischer Lande. Grade zu der Zeit zog Wilhelm IV. gegen die heidnischen Preußen, als nach den fruchtbaren Eroberungen und Angriffen, welche die Schöpfung Hermans v. Salza zu vernichten drohten, die deutschen Ritter unter dem Ordensmarschall, Konrad von Thierberg von Sieg zu Sieg zu neuen glänzenden Eroberungen eilten. Zu früh endete Wilhelm sein Dasein. Bei einem kühnen gewaltthätigen Ueberfall Aachens, über das ihm Kaiser Friedrich das viel bestrittene Voigteirecht gegeben, wurde er in der Nacht des 16. März 1278 mit zwei Söhnen und mehren hundert Reitern von den tapferen reichsstädtischen Bürgern erschlagen.*) Der Tod des starken Grafen riß plötzlich alle seine Gegner in den Harnisch. Noch war er kaum zu Nideggen beigesetzt, da brach schon Erzbischof Siegfried v. Köln rachedurstend in das Land. Nach kurzer Belagerung bei Jülich; Siegfried zerstörte die Burg; Düren konnte und mochte ihm nicht widerstehn, und bald hatte er mit Ausnahme von Nideggen und Hambach alle Festen und Städte der Grafschaft in Händen, und seine Scharen verbreiteten überall sengend und plündernd Brand und Raub. Zum Schutz seiner Eroberungen erbaute er zu Jülich ein festes Schloß. Jedoch sammelten Wilhelms Wittwe, Richardis v. Limburg, und seine Söhne Waleram und Gerhard ein Heer. Ihnen zu Hülfe eilte das nahverwandte Haus Limburg, und bald griffen sie den Erzbischof auf eigenem Grund und Boden an. Da vermittelte Papst Martin IV. auf dem prachtvollen Schlosse Schön-

*) Siehe meinen Aufsatz über Aachen: „Unser Vaterland", I. Band. S. 102.

fort bei Aachen den Frieden; aber die Rachegedanken glühten auf beiden Seiten unter der Asche fort.

Der Jülicher Staat hatte indeß immer größere Bedeutung gewonnen; 1380 hatte der Kaiser die Grafen zu Provinzialdirectoren des Niederrheins ernannt, und so war Wilhelms V. Streben wohl gerechtfertigt, seine Macht auch durch äußeren Glanz zur Erscheinung zu bringen. Kaiser Ludwig der Baier ertheilte ihm 1336 die Fürstenwürde; 1338 wurde er Markgraf, und endlich erhob ihn Karl IV. 1356 als Wilhelm I. zum Herzoge von Jülich und zum zweiten Reichsscepterträger, mit der Bestimmung, daß Brandenburg bei Krönungen, Jülich dagegen bei Belehnungen das kaiserliche Scepter führen solle. Jetzt befinden sich beide Herrscherstäbe in ein und desselben erlauchten Hohenzollernhand. 1348 wurde die Stadt Jülich von einem bedeutenden Erdbeben fast ganz zerstört, erhob sich aber bald wieder lebenskräftig aus den Trümmern.

Der zweite Sohn des ersten Herzogs, Wilhelm II., succedirte als Herzog von Jülich, während dem ältesten, welcher die Erbtochter des Limburgischen Hauses geheirathet, mit ihrer Hand jene Lande auf dem rechten Rheinufer zufielen, die in nicht zu langer Zeit, in kaum 50 Jahren, noch unmittelbarer mit Jülich verbunden wurden. Zu dieser Zeit waren im Jülicher Lande die Straßen sehr unsicher, so daß die Kaufleute, namentlich die Brabanter, fast immer von den Stegreifrittern, für welche die Lage zwischen den beiden großen Handelsströmen Maas und Rhein zu verführerisch war, ausgeplündert wurden. Sie klagten endlich bei Kaiser Karl IV. und dieser beauftragte seinen Bruder, Herzog Wenzel von Brabant, die Räuber zu strafen und die Straßen zu sichern. Wenzel sammelte zu Mastricht ein bedeutendes Heer, Brabanter, Geldrer, Flandrer, zu denen sich eine große Zahl der Benachtheiligten, namentlich die Lütticher, und außerdem — gewiß ein charakteristischer Zug jener Zeit! — eine Menge Pilger schlugen, die zur Heiligthumsfahrt nach Aachen zogen, doch gern den kleinen kriegerischen Nebenverdienst mitnahmen. Herzog Wilhelm von Jülich war aber nicht gemeint, auf seinem eigenen Gebiet fremde Fürsten Executionen vollziehen zu lassen; er verband sich mit Berg, mit Herren aus Engern und der Stadt Köln, ging in drei Abtheilungen bei Linnich, Jülich und Düren über die Roer und suchte den Brabantern entgegen. Am 22. August 1371 kam es bei Baesweiler, westlich von Alsdorf zu einer heftig blutigen Schlacht. Obgleich Herzog Wenzel noch 2000 Lanzenknechte erwartete, deren Ankunft ihm gewiß bedeutende Ueberlegenheit verschafft hätte, konnte er die Kampflust seiner Truppen nicht zurückhalten und griff früh um sieben Uhr in zwei Heerhaufen an, die vom Grafen von St. Paul und von Robert von Namur geführt wurden. Die Jülicher erwarteten den Sturm stehenden Fußes. Hartnäckiger Kampf entspann sich, schwankte hin und her und brachte allmälig Herzog Wilhelm mehr und mehr in Nachtheil. Schon waren die Seinigen bis Oberforstweiler zurückgetrieben, schon ergriff der Graf von Berg die Flucht und riß die Türener mit sich fort, ja endlich fiel Wilhelm selbst in die Hände der Brabanter. Die Schlacht schien unabwendbar verloren; nur noch wenige Jülicher Vasallen und die Städte Weilerswist und Wassenberg hielten Stand. Da — im letzten entscheidenden Augenblicke kam Hülfe! Herzog Eduard von Geldern, Wilhelms Schwager, der aber Nacht in Linnich gelegen, griff mit frischen Kräften die Brabanter in der Flanke an. Die Türener und die Bergischen kehrten in's Gefecht zurück. Dies nahm nun sofort eine andere Wendung. Vergebens suchten die Brabanter ihre glänzenden Erfolge festzuhalten, vergebens riß Heinrich von Hochstraten das Panier des Herzogs von Geldern zu Boden mit sich, wie die Chronisten melden, mit eigener Hand 67 Feinde nieder — es fiel endlich doch auch, und das Glück der Schlacht wankte sich zu den Fahnen von Jülich. Herzog Wilhelm wurde befreit und an seiner Statt Wenzel mit dem größten Theil der gefangenen Edlen gefangen. Ueber 3000 Mann blieben auf dem Kampfplatze, unter diesen der Graf von St. Paul und auch Eduard von Gel-

dern, der den Tag so glücklich entschieden. Denn als er gegen Ende der Schlacht das Visir öffnete, traf ihn der Pfeil seines eignen Knechtes, Hermann Bier's, dessen Weib dem vornehmen Herren allzu nah vertrauet war. Er sank vom Pferde und ward für todt nach Linnich gebracht. — 270 Ritter waren den Jülichern in die Hände gefallen. Herzog Wenzel ward nach Nideggen abgeführt, und hier blieb der Bruder des Kaisers 11 Monde lang gefangen; denn das geforderte Lösegeld war unerschwinglich. Karl IV. bot Wilhelm die Hand der reichen Wittwe von Geldern und seinem Sohne die Belehnung mit Geldern und Zütphen; aber Wilhelm verzögerte die Einwilligung und hielt Wenzel hartnäckig fest. Da brach der Kaiser mit vielen Fürsten und großer Heeresmacht gegen ihn auf, und ging zunächst nach Aachen um sich mit den Brabantern zu vereinen, die ein ungeheures Aufgebot gemacht. — So großen Gefahren gegenüber entschloß sich Wilhelm unter Vermittelung des Markgrafen Otto von Brandenburg endlich zur Nachgiebigkeit. Er suchte Wenzel nach Aachen, folgte ihm selbst vor den kaiserlichen Thron, und empfing hier Verzeihung und für seinen ältesten Sohn die Belehnung mit Geldern und Zütphen. Bald darauf machte er einen Kreuzzug nach Preußen und starb 1393.

Unter seinem Sohne Wilhelm III., der wie seine Vorfahren die heidnischen Preußen unter Winrich von Kniprode bekämpfte, setzte sich der Krieg mit Brabant als eine unendliche Reihe gegenseitiger Plünderungen und Erpressungen fort. Daneben tauchen am Jülicher Hofe die ersten Rücksichten für geistige Bestrebungen auf. Es ist die wunderliche und wüste Zeit des „Reinecke Fuchs", der ja im Jülicher Lande seine Heimath hat.

1498 erschien zu Lübeck die erste Ausgabe des „Reinecke Vos", in deren Vorrede es heißt: Heinrich von Alkmar, Schulmeister und Zuchtlehrer der Herzoge von Lothringen habe das Gedicht aus wälscher und französischer Sprache übersetzt. Das erscheint aber als absichtliches Incognito, und schon Kellenhagen erklärte 1560 den Nicolas Baumann für den eigentlichen Verfasser des Reinecke. Baumann war an der Weserwündung geboren und lange Zeit bei Wilhelm III. von Jülich angestellt. Verläumder vertrieben ihn, und er kam später an den Hof Herzog Magnus von Mecklenburg. Hier wahrscheinlich hat er das Epos bearbeitet, das die älteste Märchenwelt in's Volksbewußtsein zurückrief, jene Thiersage, die vor allen den Frankenstämmen eigenthümlich war, die mit ihnen von Land zu Land wanderte und selbst da, wo sie sich romanisirten, wie in Frankreich, die deutschen Thiernamen beibehielt. „Renard", das französische Wort für Fuchs, ist das wälsche „Reginhart" oder „Reginar", und wir sind an der Pforte der lothringischen Geschichte einem Manne begegnet, der diesen Namen mit vollem Rechte trug. Jenen uralten Sagenstoff hat Baumann nun zur Darstellung des wilden, gewaltthätigen Lebens seiner Zeit benutzt. Bitterste Satyre gegen die scheinheilige Geistlichkeit, gegen das ränkevolle wüste Treiben am Hofe ist Grundton des Gedichtes. Man sagt, der Fuchs stelle den Jülicher Kanzler vor, der Baumann vertrieben. Er ist es, der von Isegrimm erzählt:

Dreimale folgt er mir auch im Jülicher Lande; wir schlichen
In der Wohnung des Pfaffen, der reichsten in heiliger Gegend.

Er ist es, der den Nebel belügt und ihm erzählt von dem Schatz,

An einem wüsten Ort in Flandern,
Wo niemals Menschenfuß wandern,

und nicht minder ist es der Vater dieses Fuchses,

Der da ließ Hung, den Vater fahren
Wettin in das Nebenner Land,
Welches sich Braun der Bär benannt,
Den wollten sie zum König machen
Und setzen auf den Thron zu Aachen.

Trotz solcher Beziehungen ist die Dichtung nichts weniger als ein Pamphlet, ist sie nicht einmal didaktisch, sondern ein Epos im vollsten Sinne des Wortes. — Grimm sagt, Waldgeruch wehe aus seinen Zeilen; wir möchten lieber sagen: Heidegeruch; denn der schöne warme Hintergrund, auf dem sich das ganze bunte Leben abspielt, sind ja die fruchtbaren, sommerlichen Getreidefluren der Kornkammer des heiligen Römischen Reiches.

Von Wilhelms III. Munificenz gegen Männer der Wissenschaft, giebt ein wundersicher Freibrief von 1395 Kunde, der etwa folgendermaßen lautet: „Wir Wilhelm von Jülich, durch die Gnade Gottes Herzog von Geldern und Jülich, Graf zu Zütphen, thuen kund allen Leuten mit diesem offenen Brief und bekennen, daß Wir, angetrieben von unserer sonderlichen Gunst und Gnade für die ehrbare Kunst und Weisheit, welche, wie wir wissen und vernehmen, die ehrbaren, Unsere lieben Freunde, die Herren Magister, Doktoren und Geistlichen an der Universität zu Köln obliegen, daß für ihnen ihre Forderungen für ihren Leib, Bücher und Kleider, soweit sie das bedürfen, sie selbst bei ihren Reisen durch alle unsere Lande stets zollfrei und ungeschoren sein. Für Uns, Unsere Erben und Nachkommen haben gegeben und geben Wir diesen Brief ohne Arglist, und Wir entbieten Unseren Amtleuten, Zöllnern, Rentmeistern und Untersassen ohne Unterschied, daß sie vorgeschriebenen Herren, Unseren Freunden behülflich sein und ihnen so lieb halten, als wir ihnen sind. In Urkunde haben wir unseren Siegel aufgedrückt, a. d. 1395 des Montags nach Elisabeth."

In der Nachbarschaft des Jülicher Landes hatten sich indessen die Dynasten von Schönforst durch Reichthum und Adel zu Macht und hohem Ansehn erhoben, sodaß sie sogar dem Könige Eduard von England Hülfstruppen zuführen konnten, als 1346 in dem europäischen Kampfe zwischen Ludwig dem Bayer und dem Hause Habsburg Franzosen und Engländer die Schlacht von Crecy schlugen. Die Herren von Schönforst besaßen die Herrschaft Montjoie in der Eifel; ihnen hatten die Herzöge von Jülich Wilhelmstein und die Vogteien über Aachen und Cornelimünster verpfändet. Jetzt kam es zu einem Zusammenstoß der benachbarten Gewalten. Beim einem Streifzuge ins Jülichsche hatte Reinhart II. von Schönforst den Bruder Wilhelms III. gefangen und erst gegen bedeutendes Lösegeld freigegeben. Zur Wiedervergeltung rückte deshalb der Herzog vor Schönforst, überwand es und brach es nieder. Wilhelmstein hatte gleiches Schicksal, und nach Eintreibung schwerer Contributionen zogen die Jülicher heim. Noch heut reden die Trümmer beider Burgen von der Rache Wilhelms III.

Aus weiten neubeackerten Kornfluren, die noch vor wenigen Jahren schöner Forst gewesen, kaum eine Stunde von Aachen, erhebt sich die ernste Ruine Schönforsts, inmitten der stattlichen Gebäude einer Musterwirthschaft, die dem Aachner Fabrikherrn Bischoff gehört. Die Reste Wilhelmsteins auf den waldigen Hängen des Wurmthals, sind ein gesuchtes Ziel sommerlicher Kurgäste von Aachen, die sich der herrlichen Waldesruhe freuen und die räthselhafte Runentafel anstaunen, die über der Schießthür eingemauert ist.

Wilhelm starb kinderlos, und das Herzogthum ging auf seinen Bruder Reinhart I., den Herrn von Münstereifel und Bergheim über, der der letzte Fürst des Jülicher Mannesstammes in Jülich war. Er galt für einen ausgezeichneten Staatsmann und hatte die Hand in den bedeutendsten Weltbegebenheiten jener Zeit. Ein Träger seiner Politik war Graf Johann von Schellart, Nachkomme jenes berühmten Gerhard Chorus, des großen Bürgermeisters von Aachen.*) Dieser Mann war Reinhardts Gesandter auf dem Concil zu Costnitz und schloß u. a. für ihn im Kriege gegen Utrecht und Holland ein Bündniß mit Bayern. Die Grafen Schellart saßen auf Würzenich bei Düren, wo vor wenigen Jahren der Prachtbau ihres Schlosses, nach dem der Kölner Würzenich den Namen trägt, von Bauern niedergerissen und als Schutt verkauft worden ist; denn die Aufhebung der Zehnten und Renten

*) Siehe den Aufsatz über Aachen. Unser Vaterland I., Seite 121.

nach der französischen Revolution hat den Grafen mehr als drei Viertel ihres Vermögens geraubt. Sie sind verarmt und haben längst dem Sitze ihrer Väter Lebewohl sagen müssen.

Ungleich Reinhart mehrere dynastische Vortheile, z. B. das jus de non appellando errang, führte er doch ein sorgenvolles Leben; denn die fortdauernden Kriege hatten den Staat in Geldverlegenheiten gestürzt, und der Herzog war genöthigt, mehrere Städte an den Grafen von Mörs zu verpfänden. Das Schlimmste aber war die gefährliche Nachbarschaft der Erbfeinde, ein Uebel, das er vergeblich zu beseitigen suchte. Und so brach denn sofort nach seinem Tode der erste Jülichsche Erbfolgekrieg los.

Als nächster Erbe Reinharts von Schilt und Mannsgeschlecht wurde Herzog Adolf von Berg und Ravensberg am Pfingsttage 1423 von König Sigismund mit Jülich und Geldern belehnt und die Huldigung befohlen, die denn auch in drei Viertheilen des Herzogthums Jülich unbeanstandet von Ritterschaft und Städten erfolgte, während das letzte Viertheil, einem regelmäßigen Separatvertrage nach, Herrn Johann von Heinsberg zufiel. In Geldern aber war der Tod Reinharts das Signal zu einer lang vorbereiteten Erhebung jener altfriesischen Geschlechts, das jetzt in Arnold von Egmond den Herzogshut ergriff, ihn mit Waffengewalt festhielt, ja, als seitenverwandt mit Reinhart, Ansprüche auch auf Jülich erhob. Vergebens sprach der Kaiser die Acht gegen Arnold aus, vergebens versuchten Cleve und Burgund Vermittelung: nur kurze Waffenstillstände unterbrachen den Kampf und mitten in diesen Vermittlungen starb Herzog Adolf im Kloster St. Pantaleon zu Cöln.

Nun fielen seinem Bruder, dem kränklichen Gerhard VIII., die verworrenen Verhältnisse mit den beiden Herzogthümern, Jülich und Berg, zu. Arnold von Egmond zum Trotz belehnte ihn der Kaiser auch mit Geldern und Zütphen. Aber er selbst suchte sich Ruhe zu erkaufen, und bot dem wilden Gegner, der das Land furchtbar verwüstete, 10,000 Gulden. Arnold nahm das Geld; dennoch blieb Alles beim Alten. Nur Befestigungen gewährten einigen Schutz. Wer sie irgend schaffen konnte, der führte sie jetzt auf. So entstanden denn auch wahrscheinlich um diese Zeit die nun fast ganz verschwundenen Werke von Aldenhoven: fünf hohe Thürme mit tüchtigen Verbindungsmauern, an deren Herstellung sich vorzugsweise die am Ort wohnenden Burggrafen betheiligten. — Indem stieg das Elend des ausgeplünderten flachen Landes aufs Höchste.

Da endlich, von seinem tapferen Adel gedrängt und unterstützt, ermannte sich Gerhard und zog den bedeutend stärkeren Schaaren der Geldrer entgegen. — Ein steinernes, von hoher Linde beschattetes Kreuz, das sich in der Linnicher Gemarkung auf einem Hügel erhebt, bezeichnet noch heut den Ort, wo Herzog Gerhard am Hubertustage 1444 den Feind erblickte und Befehl zur Anordnung der Schlacht ertheilte, die sich bald in der weiten Ebene gewaltig tobend entwickelte, und von der noch heut manche Sage des tiefpflügenden Landmanns und manches Lied der Linnicher Bürger, deren Ahnen selbst so tapfer mitgeschlagen, zu erzählen weiß. Aus einem solchen Lokalgedicht ist die folgende etwas abgekürzte Schilderung.

'Heut noch gilt der alte Brauch,
Daß auf St. Huberts Tag
Jeder christlich fromme Jünger
Auf das Waidwerk gehen mag.
Aber ei! Die wackern Reiter
Sind so eingehalft in Stahl,
Tragen schwere Lederkoller
Statt der Pferde leicht und schmal.
Freilich nie ein böses Mißspiel,
Das im Lande Jülich bannt,
Hat zum Pirschen sie vermocht
Lust'ger Jäger Heldenstand.
„St. Hubertus, sei uns gnädig!
„Hehrer, heil'ger Schutzpatron,
„Weih der Jagd, die wir Dir weihen,
„Heute Heil und Segen schon!"
Mittags um die zweite Stunde
Klang's bei Linnich hart und heiß:
An dem fahlen Rebellage
Kannt den jeder Stein der Schweiz.

Und [illegible] hundert Hunde
Folgen gehorsam sich zur Meute:
Wenn St. Hubertus stäubte
Den schwarzen Jäger Ehren. —
Was gab's eine Hetz zu hören,
Wie gewühlt da viel zur Rache,

Wie man Hatz und Schlingen
Hoch und Weh eingebracht. —
Endlich, wenn die Ein ehren,
Hat Hubertus Ruhm gebracht!
Denn nicht eine volle Stunde
Stand der Feind in heißer Schlacht.

Gerhard stiftete zum Andenken an diesen Tag den Hubertusorden, der später von Pfalz-Neuburg beibehalten und auf diesem Wege nach Bayern gebracht wurde. Seine Ansprüche auf Jülich ließ Arnold Egmond nun fallen, behauptete sich aber in Geldern, bis er es nach etwa 30 Jahren für 92,000 Goldgulden an Karl den Kühnen von Burgund abtrat, der auch die Ansprüche Gerhards VIII. durch Kauf erwarb. So war denn Geldern wieder und zwar für alle Zukunft aus der Verbindung mit Jülich gelöst. — Das Ländervertaufen war damals an der Tagesordnung, und Herzog Gerhard hatte Anfälle von Geistestrankheit, in denen er Land und Leute in Bausch und Bogen für baares Geld verhandeln wollte. So verkaufte er an den Erzbischof Dietrich von Köln das Herzogthum Berg, Sieg, Remagen und Ravensberg für 100,000 Gulden, und hatte es nur dem Widerstande des Adels und seines Sohnes Wilhelm von Blankenheim zu danken, daß dieser unsinnige Vertrag nicht in Kraft trat. Dieser Wilhelm war Erbe Johann von Heinsbergs, und da er kinderlos starb, so fiel auch das losgetrennte Viertel des Herzogthums Jülich wieder an den Gesammtstaat zurück. Zu diesem Heimfall kam in Folge einer Fehde mit Friedrich von Sombreff, Herrn von Kerpen noch die theuerverkaufte Erwerbung des Amtes Tomberg, zu dem gegen zwanzig Ortschaften im jetzigen Kreise Rheinbach gehörten. Theuer erkauft war dieser Gewinn, weil die Belagerung der Burg Tomberg dem jüngeren Sohne Wilhelms das Leben kostete.

Der ältere Bruder des Gefallenen folgte 1475 seinem Vater als Wilhelm IV. Er war zweimal verheirathet. Elisabeth von Nassau, Tochter des letzten Herrn v. Heinsberg und der Johanna von Diest brachte ihrem Gemahl den Rest der Heinsbergischen und die Diestschen Güter zu; Sibylla, Albrecht' Achilles' von Brandenburg Tochter beschenkte ihn mit einer Erbin. Auf die Geldernschen Lande verzichtete Wilhelm anfangs vollständig, ja er unterstützte die Ansprüche, welche der Kaiser als burgundischer Erbe erhob, als sie von den Ständen bestritten und von Louis XI. durchkreuzt wurden, und als Maximilian von Oesterreich zu Brügge gefangen saß, war er es, der seine Befreiung vorzugsweise lebhaft betrieb. Kraft solcher Dienste geschah es, daß der Kaiser das Haus Sachsen mit den Herzogthümern Jülich und Berg belehnte, „wenn sie durch Abgang des hochgeborenen Wilhelms, Herzoge zu Gülich und zum Berg, oder sonst ledig werde." Das war aber ganz gegen die Absichten Wilhelms, der das lebhafte Streben nährte, seine Lande wenigstens dem Stamme seiner Tochter zu erhalten. Eine Spannung zwischen ihm und dem kaiserlichen Hofe trat ein, und der Herzog nahm sogar seine Beziehungen zu Geldern wieder auf, bis es ihm denn endlich doch gelang, von Kaiser Max in der Erbfolgefrage eine Bestätigung in seinem Sinne zu erlangen. Das Reichsoberhaupt erließ das Habilationsprivilegium, auf dessen Grund am St. Katharinentage 1496 jener berühmte Erbvertrag geschlossen wurde, der die Verlobung der kleinen Maria von Jülich mit dem sechsjährigen Junggherzoge Johann von Cleve und die dauernde Vereinigung von Jülich-Berg-Ravensberg mit Cleve-Mark-Ravenstein unter Bestätigung der Stände für alle Zeiten aussprach. Bald darauf widerrief der Kaiser auch in aller Förmlichkeit die an Sachsen gegebene Anwartschaft, und 1510 sah Wilhelm seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt: die eheliche Verbindung Johannes und Marias wurde vollzogen und die Nachfolge der weiblichen Linie war gesichert. — Leben und Regierung Herzog Wilhelms waren nicht glänzend, aber befriedigend. — Der Gewinn der Heinsbergischen Grafschaft hatte sein Gebiet nach Norden abgerundet und war in vieler Hinsicht erfreulich. —

Die kleine Stadt Heinsberg liegt am westlichen Rande der Aachen-Jülicher Niederung und zeichnet sich durch die Heiterkeit ihrer Lage, durch schöne breite Straßen aus. Noch jetzt ist sie großentheils von Mauer und Graben umschlossen, und ein ehemaliges Rauenthürmchen wie die auf einer Anhöhe gelegene Schloßruine erinnern an die längstvergangene Zeit der Dynasten von Heinsberg. Dicht bei Jülich, am Rande des Hambacher Waldes hatte Wilhelm auf den Trümmern einer alten Burg die Karthause „Vogelsang" gegründet, welche im Laufe der Zeit zu einem stattlichen Hofe umgewandelt ist und den Fruchtlagen der reichen umliegenden Felder sammelt. Aber nicht nur dem Ackerbau, auch dem Bergbau widmete der Herzog lebhafte Aufmerksamkeit; und von ihm stammen die ersten geschriebenen Bergwerksrechte für Eschweiler und Gressenich her. Er ließ sie 1462 nach dem älteren Bergweisthum zu Erkt an der Urft entwerfen. 1511 starb Wilhelm IV., der letzte Fürst des Jülich-Bergischen Mannesstammes, zu Düsseldorf am Rhein.

So war denn Johann III. Herzog zu Cleve, Jülich, Berg, Graf von der Mark, Ravensberg, Blankenheim, Dinslaken und Heinsberg, Herr zu Ravenstein, Bore, Brüggen, Soest, Holten u. s. w. — Das war im Jahre 1521 zu vollkommenem rechtlichen Abschluß gediehn. Interessant erscheint, daß die Vereinigung fast all dieser Lande auf weiblicher Erbfolge beruht. Die Grafen von der Mark sind es, denen als mütterliches Erbe Cleve und in der folgenden Generation auch Ravenstein zufällt, das seine früheren Herren, die Grafen von Solm ebenfalls aus weiblicher Nachfolge besaßen. — Fast gleichzeitig hatte Margarethe von Ravensberg die bergischen Lande von ihrer Mutter geerbt und wieder durch Heirath ihren Gesammtbesitz an die jüngere Jülichsche Linie gebracht, welche einige Zeit lang auch Geldern als mütterliches Erbe beherrschte. Zuletzt war denn der ganze Länderverband dem Johann von Cleve mit der Erbtochter Maria von Jülich zugefallen. Und so waren es denn schließlich die Grafen von der Mark, in deren Hände ein Gesammtbesitz gekommen war, der, wenn er ungesplittert geblieben wäre, vielleicht am Nieder-Rhein Kern eines deutschen Hauptstaates wurde, der wohl im Westen eine ähnliche Entwickelung nehmen konnte, wie es — in Folge wundersamer Schicksalsfügungen und durch die Kraft einzelner großartiger Regenten — Brandenburg im Osten wirklich ward.

Werfen wir einen Blick auf den vielumworbenen Länderbesitz und beginnen mit dem Stammlande des neuen Herrscherhauses, mit der Grafschaft Mark! Das Land „wo der Märker Eisen reckt", wie es in des braven Arndt Liede heißt, das Land der Erze und Steinkohlen dehnte sich gegen 40 Geviertmeilen groß, über die nordöstlichen Abhänge des niederrheinischen Schiefergebirges aus und wurde von der rechtsrheinischen Ruhr in den größeren nördlichen, sehr fruchtbaren „Hellweg" und das kleinere südliche „Sauerland"*) getheilt, das von Gebirgskämmen erfüllt, von vielen engen Thälern durchschnitten, doch auch reich an fruchtbaren Niederungen ist, während die Schieferformationen treffliche Metalle bergen. Anfänglich nannten die Herren des Markanerlandes sich „Grafen von Altena". Seit dem 15. Jahrhundert führten sie den Namen des „Hauses Mark" bei Hamm, und 1368 fiel ihnen Kleve zu. Hamm war eine sehr starke Festung; Iserlohn (Eiserlohn) schmiedete berühmte Panzer aus seinem Eisen; auf der „rothen Erde" von Unna thronte ein mächtiger Freistuhl des Vehmgerichts; vor allen Städten aber ragte Soest hervor, das in der fruchtbaren Börde gelegene „Haupt der Engere", des uralt sächsischen Kernstammes, der weserabwärts wohnte von der Oder bis zur See. Soest war eine große volkreiche Stadt, stolz auf seinen alten Bund mit der Hansa, seine reichsstädtischen Privilegien und zumal auf sein Jus Suaatenso, dieses älteste Stadtrecht Deutschlands, das selbst Hamburg und Lübeck zur Richtschnur gedient. In seiner Blüte schmückte sich Soest als die erste Stadt Westphalens

*) „Sauerland" heißt eigentlich Süderland.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Jülich-Cleve-Berg

bis zum Ausbruche des großen Erbfolgestreites

Von Max Jähns.

Der Name Cleve taucht im 11. Jahrhundert auf. Graf Rutger von Flandern ist Stammvater des Hauses. Als die glänzendste Gestalt seiner Nachfolger leuchtet Dietrich II. hervor, der wegen seiner Tapferkeit „der Clevische Wolf" oder „de groote Luyff" hieß. — Auf der Heirath Margarethe's, Dietrichs VIII. Tochter, mit Adolf von der Mark beruhen die Ansprüche der Markanergrafen an das clevische Land, das sie denn auch nach dem Tode des kinderlosen Johann erwarben und nun als Grafen von Cleve und von der Mark auftraten. — Kaum 30 Jahre später machte das Haus unter Adolf III. neue bedeutende Erwerbungen.

Herzog Wilhelm von Berg hatte sich nämlich mit Reinhart von Jülich, Johann von Salm und vielen andren Herren gegen Adolf verbündet. In der „Clevischen Kammer", der Ebene zwischen dem Rhein und den südwestlichen Höhen, war es zum Kampf gekommen, und die Bergischen waren total geschlagen, ihre Häupter aber gefangen worden. Herzog Wilhelm mußte als Lösegeld Sinzig, Remagen und einige andere Parzellen hergeben und auf den Kaiserswerther Zoll verzichten; Reinhart von Jülich löste sich nur mit mehr als 100,000 Goldschilden aus der Gefangenschaft; Johann von Salm aber wurde genöthigt, die etwa 3 bis 4 Quadratmeilen große Herrschaft Ravenstein abzutreten. Diese Herrschaft, einst zum Lande Kuyk gehörig, lag zwischen den Festungen Grave und Hertogenbusch auf dem linken Maasufer und ging bei Brabant zu Lehen.

So wurde Graf Adolf III., der auch durch eheliche Verbindungen große Reichthümer und die flandrische Herrschaft Winnenthal erwarb, einer der hervorragendsten Fürsten Deutschlands. Als solcher empfing er denn auch auf dem Kostnitzer Konzil die Herzogswürde und sicherte seinem Hause durch die Pacta Majorum ungetheilte Erbfolge in beiden Geschlechtern. Mit Recht haben die Chronisten Adolf III. durch den Beinamen des Klugen und Siegreichen geschmückt, und sein Gedächtniß lebt als das eines ächt deutschfürstlichen Mannes in dem schönen Spruche fort:

Sein Nein war Nein gerechtig,
Sein Ja war Ja vollmächtig;
Er war sein's Ja gedächtig;
Sein Grund, sein Mund einträchtig.*)

Nachfolger Adolfs war Johann der Schöne, auch „Johann mit den Bellen" genannt, weil er nach burgundischer Hofsitte kleine Schellen (Bellen) an den Kleidern trug. Er wurde, als Karl der Kühne vor Nancy gefallen, Vormund der jungen Maria von Burgund, der späteren Gemahlin Kaiser Max I. — Johann II., wie sein Vater am schwelgerisch-üppigen Hofe von Burgund erzogen, war ein ausschweifender, aber tapferer und kriegstüchtiger Herr. Er war es, der den oben näher besprochenen Vertrag mit Wilhelm von Jülich schloß, in Folge dessen unter seinem Sohne Johann III., dem Gatten Maria's von Jülich, die Lande Cleve-Mark-Ravenstein mit Jülich-Berg-Ravensberg vereinigt wurden.

*) Denselben Spruch hat der berühmte organisatorische Staatsminister Freiherr vom Stein seinem Vater als Grabschrift gesetzt.

Wir haben nun das Herzogthum Berg ins Auge zu faſſen.

Auf der rechten Rheinſeite, von Angerort bis Honnef gelagert, wurde das „Bergiſche“ durch den Strom vom Kölner Erzſtift geſchieden, während es im Oſten an das Markanerland grenzte. — Die unabhängigen Ubier, welche das Land zur Römerzeit bewohnt, hatten während der Völkerwanderung den ripuariſchen Franken Platz gemacht, und unter dieſen hatte ſich nach und nach ein Zweig der Grafen von Leiſtenband, von ihrem Stammſitz „Altenberge“ im Dhünthal aus, über den Deutzgau und allmählig immer weiter rheinauf- und rheinabwärts ausgedehnt. Im Anfange des 13. Jahrhunderts erheirathete das Haus Limburg die Herrſchaft des Landes, und die dynaſtiſchen Verbindungen dieſes Hauſes gaben Anlaß zu vielen Fehden, welche durch eine hervorragende Waffenthat berühmt geworden. — Das Herzogthum Limburg war nämlich durch Ausſterben der regierenden Linie erledigt, und Adolf VII. von Berg erhob Anſpruch auf die Erbſchaft, die jedoch vom Kaiſer dem Reinhold von Geldern zugeſprochen ward. Adolf erkannte dieſe Belehnung nicht an, übertrug ſeine Rechte an ſeinen Bruder, Johann von Brabant, und erwartete, mit ihm verbunden, den Angriff Reinholds, der an Erzbiſchof Siegfried von Köln einen leidenſchaftlichen Kampfgenoſſen gewonnen hatte. So kam es zu der berühmten Schlacht von Worringen, in der der Erzbiſchof, wie auch Reinhold von Geldern geſchlagen und mit vielen Grafen und elfhundert Herren und Knappen gefangen wurden, während Adolf die glänzenden Früchte des Sieges erntete. Aber nicht lange ſollte er ſich ihrer freuen: Erzbiſchof Siegfried, der verſöhnt und freundlich ſchien, kehrte bald nach dem Friedensabſchluſſe aus weſtphäliſchen Fehden durch das bergiſche Land in ſein Erzſtift zurück. Adolf VII., ein zutraulicher biederer Mann, hatte ihn gaſtlich in Bensberg empfangen und ihm das Geleit bis Deutz gegeben. Da nöthigte ihn der hinterliſtige Pfaffe freundlich ſchmeichelnd bis zur Rheinfähre, ließ den Fürſten, deſſen Brod er noch eben gegeſſen, deſſen Handſchlag er eben empfangen, von ſeinen Knechten ergreifen, auf die Fähre werfen und zur Haft nach Köln ſchleppen. Er ſoll ihn furchtbar behandelt haben: in einen eiſernen Käfig ſetzte er den unglücklichen Mann, den er mit Honig beſtreichen ließ, der glühenden Sonnenhitze und den namenloſen, wahnſinnig machenden Plagen der unermüdlichen Inſecten aus. Erſt nach einem Jahre ward der Gefangene frei; aber er war an Geiſt und Körper gebrochen. — Unter ſeinem Nachfolger Wilhelm I. ſetzten ſich die Fehden mit Köln ſowohl in der Rheinebene, wie in dem kölniſchen Herzogthum Weſtphalen unaufhörlich fort, bis Erzbiſchof Siegfried endlich ſtarb, und Wilhelm und ſpäter ſein Neffe Adolf VIII. in ſegensreicher vierzigjähriger Regierung Aufmerkſamkeit und Thätigkeit den inneren Intereſſen ſeines Landes widmen konnte.

Und das Herzogthum Berg war ein ſchönes, nach vielen Richtungen hin unendlich ausgiebiges Gebiet! Es umfaßte gegen ſechszig Quadratmeilen. Wenn ſeine bergigen Gelände auch wenig, ja für ſeinen Bedarf zu wenig Getreide erzeugen, ſo iſt doch der Reichthum an Eiſen, Blei und Steinkohlen deſto größer. Schon früh ſtand hier der Gewerbfleiß auf hoher Stufe, und gegenwärtig iſt ja das „Wupperthal“, wo ſich Haus an Haus, Fabrik an Fabrik reiht, die bevölkertſte induſtrielle Gegend Deutſchlands. — Die Hauptſtadt des Landes war das im Jahr der Schlacht bei Worringen 1288 zur Stadt erhobene Düſſeldorf, das in einer herrlichen Thalebene auf dem rechten Rheinufer liegt, und im Anfange des 14. Jahrhunderts ſich zu heben begann; obgleich es freilich von jenem Glanze, mit dem es einſt als Reſidenz der Pfälziſch-Jülichiſchen Herzoge und ſpäter als ein Centralpunkt moderner Kunſtliebens umgeben werden ſollte, damals noch nichts ahnen ließ.

So war das Land der „Romerykes Berge“ beſchaffen, das nach Adolfs VIII. Tode um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Gerhard I. durch weibliche Erbfolge einen neuen Beherrſcher aus dem Hauſe Jülich empfing, der mit ſeiner Gattin auch ſchon die Herrſchaft Ravensberg erworben. Ravensberg iſt der am weiteſten öſtlich gelegene Landestheil, der unter

dem Scepter Johanns III. (oder als Gesammtherr: des Ersten) in den bedeutenden westdeutschen Besitzstand, mit dem wir uns beschäftigen, eintrat. Etwa zwanzig Geviertmeilen groß, breitete sich diese Grafschaft um Else und Werre am Teutoburger Walde aus. Es ist das berühmte „Ravensland", bei dessen Hauptstadt Bielefeld die Residenz der Grafen, Burg „Sparenberg", lag, von der noch bis heut ein hoher runder Gefängnißthurm überblieben. Freundlicher muthet ein neuer Aussichtsthurm an, der sich neben den Ruinen des alten Ravensberges bei Halle am Südfuße des Teutoburger Waldes erhebt. Zu den bedeutenderen Orten des Landes gehörte noch Herford, dessen Aebtissin besonders bevorrechtet war, und Enger, einst der Wohnsitz des alten Sachsenherzogs Wittekind.

Ursprünglich hatte in Ravensberg das Haus Calverla regiert. Der letzte Sprosse desselben, den Gerhard von Jülich beerbte, war Graf Bernhard.

Gerhard starb noch vor seinem Vater durch einen unglücklichen Zufall beim Turnier, und ihm folgte in Berg und Ravensberg sein Sohn Wilhelm, der 1380 zum Herzog erhoben wurde, und die Residenz von Bensberg nach Düsseldorf verlegte. Es war ein unglücklicher Mann. Seine Söhne lebten in fortgesetzter unnatürlicher Empörung gegen ihn, die ihn bis zu seinem Tode ununterbrochen immer mehr beschränkte und beraubte. Ihn beerbte sein zwar stürrischer, doch charaktervoller Sohn Adolf I., den wir schon als Herzog von Jülich und Berg oben kennen gelernt.

Wir haben nun — um unsren Ueberblick über den gesammten Ländercomplex Johanns „des Erben", wie man ihn füglich bezeichnen könnte, abzuschließen — noch unsre Aufmerksamkeit auf das Herzogthum Jülich zu wenden, und uns Rechenschaft darüber zu geben, in welcher Verfassung es sich beim Beginn des 16. Jahrhunderts befand; denn im Lauf der Zeit hatte sich die alte Grafschaft auch unmittelbar weiter ausgedehnt und arrondirt. So war 1439 die ehemalige Reichsherrschaft „Monjoie", das heutige Montjoie, an Jülich gekommen und in unmittelbaren Territorialzusammenhang mit dem südlichen Stufenlande des Herzogthums, namentlich mit der Waldgrafschaft, getreten. Im „Hohen Venn", in einem tiefen, von der Roer durchrauschten, engen und von steilen Bergabhängen und Felswänden eingeschlossenen Längenthal ist mit großem Kunstaufwande und unendlicher Mühe der Boden gewonnen worden, um die Stadt Montjoie anzulegen, die seit uralter Zeit das rasch dahin strömende Gebirgswasser zu Frohndiensten zwingt, und sich stets durch ausgebreiteten Gewerbfleiß auszeichnete, namentlich in der Tuchfabrikation, die den Ort dann auch im 18. Jahrhundert weit und breit berühmt gemacht. Sieben Brücken unterhalten die Verbindung zwischen den wunderbar in und über einander geschobenen Stadttheilen, die sich auf den schmalen Thalrändern terrassenartig aufbauen. Kern der Stadt ist ein altes Felsenschloß, dessen Trümmer sich noch heut im Südwesten des schiefergrauen Häuserknäuels erheben, und das der Sage nach einst Karls des Großen Jagdschloß „Reichwinstein" gewesen. Der Kaiser schenkte es seinem Marschall, und dessen Nachkommen waren die ersten Herren von Montjoie. Nach ihnen kam die Herrlichkeit an das Haus Limburg und im 14. Jahrhundert an die Dynasten von Schönforst. Hundert Jahre später starb Johann von Schönforst kinderlos, und seine Wittwe verkaufte Montjoie an Herzog Gerhard von Jülich.

Zu diesen Erwerbungen im Süden traten bald darauf andere, welche die Nordgrenze des alten Jülichgaues erweiterten. 1472 kam Wassenberg von Brabant an Jülich, 1483 kaufte der Herzog von der Gemahlin des Pfalzgrafen von Simmern die Aemter Heinsberg und Geilenkirchen, und gleichzeitig entsagte der Graf von Nassau-Dillenburg den Besitzungen Gangelt, Millen und Waldfeucht, die ebenfalls dem jülicher Lande als Aemter inkorporirt wurden.

Auch im Osten hatte eine bedeutende Ausdehnung des Gebietes stattgefunden, indem das linke Ufer fast in seiner ganzen Länge zum alten Besitze hinzugetreten war. Hier

zeichneten sich namentlich vier Städte aus: nahe der Quelle der Erft, am Fuße der Eifel, das alte ehrwürdige Münstereifel, das noch bis heut zu Tage, trotz seiner geringen Einwohnerzahl, durch ein tüchtiges Gymnasium vor den Nachbarstädten vorragt, und an die Zeit erinnert, wo hier in drei Klöstern große geistliche Gelehrsamkeit wohnte. Thalabwärts folgt dann Euskirchen mit Eisen-, Blei- und Kupferwerken, noch weiter nach Norden der langgestreckte Flecken Bergheim an der Kölnerstraße, und endlich an der unteren Erft das freundliche und heitere Grevenbroich.

Als Hauptstädte des Jülicher Landes, welche politischen Vorrang vor den übrigen Orten genossen, galten Jülich, Düren und Münstereifel. Die Lieblingsresidenz der Fürsten aber, namentlich im Sommer, war die „Freiheit Hambach" (am Bach) bei Jülich, wo sich am Eibach ein sehr festes Schloß aus dem 12. Jahrhundert von rothem Ridegger Sandstein mit hohen Thürmen erhob, dessen schöne, heitere Gärten nebst großen Jagdgebieten den Fürsten und Edelherren prächtigen Spielraum zu Thaten der Minne wie des Waidwerks boten. Noch heut erzählen die Trümmer dieses Schlosses von der lange verschwundenen Herrlichkeit des kleinen Waldfleckens Hambach.

So hatte sich — ganz abgesehen von den fernerliegenden Ländererwerbungen — das Jülicher Land in sich selbst auf's Glücklichste abgerundet und bot Gelegenheit zu jeder Art von bodenbenutzender Thätigkeit. Denn während im nördlichen Flachlande der Landbau mit nur langsam tiefergreifendem Pfluge die Ackerkrume aufreißt und seine Früchte in der Oberfläche der Erde sucht, sorgsam bestrebt, nichts „Todtliegendes" an den Tag zu fördern, beginnt im Stufenlande, grade in den Schichten, wo der Spaten des Bauern zu wirken aufhört, das Reich des Bergmanns und arbeitet der Industrie in die Hände, welche sich im Osten und Westen des Herzogthums die rascheströmenden Wasser dienstbar und unterthänig macht. Im Süden aber, im hohen Venn, arbeitet Bauer und Bergmann gewissermaßen in derselben geognostischen Formation; denn wer möchte entscheiden, ob der Torf, den man dort sticht, noch zu den lebendig wachsenden Pflanzen-Erzeugnissen oder schon in die Reihe bergmännischer Güter gehört!?

Wir kehren nun zur Darstellung der politischen Verhältnisse zurück.

Herzog Johann der Friedfertige, oder wie wir ihn oben genannt „der Erbe", war in hohem Grade bestrebt, in den vielseitigen und verwickelten Verhältnissen seiner ausgedehnten Gebiete Klarheit zu schaffen und ihre Beziehungen zu regeln. Allerorten suchte er zu bessern und herzustellen, namentlich auch in den neuerworbenen Landestheilen des Herzogthums Jülich, die er dadurch dem deutschen Reiche im Gegensatze zu den allmählig sich ablösenden niederländischen Provinzen enger verband. So erbaute er die Burg zu Gangelt, dessen Verbindungen mit dem Limburgischen und Lüttichischen, wie die der ganzen Gegend auf dem linken Wurmufer sich denn auch nach und nach lockerten, so daß endlich die niederländische Sprache in den Hintergrund trat und z. B. auf dem Gericht zu Gangelt 1553 das Deutsche als Amtssprache eingeführt ward.

Indessen hatten in West-Deutschland jene welthistorischen reformatorischen Bestrebungen, von den Brennpunkten Wittenberg und Genf aus wie ein electrischer Strom ganz Europa durchflutend und die germanischen Völker der Erde auf's Tiefste ergreifend und erschütternd, immer mehr an Kraft und Bedeutung gewonnen, und auch in den Ländern Johanns die ernstesten und tiefsten Gemüther wie die leichtbewegte Menge des Volkes durchzückt oder hingerissen. In allen Landestheilen predigte man die neue Lehre, und es war eine bedeutungsvolle, verhängnißschwere Frage, welche Stellung der Herzog diesen hochgehenden Fluten gegenüber einnehmen werde. — Es war eine ächt fürstliche! Selbst dem Umsturz der bestehenden Kirchenverfassung, der so überraschend schnell hereinzubrechen drohte, nicht geneigt, hielt er es doch für eine Gewissenssache, den Aeußerungen der religiösen

Ueberzeugung seiner Unterthanen von Staatswegen keinen Damm entgegenzusetzen. Zwar erließ er noch ein warnendes Schreiben über die Prädicanten an Cuno v. Klatten, den Amtmann von Düren, aber 1530 gab er ein Toleranzedict, das der neuen Lehre volle Freiheit gewährte, und zwei Jahre später erließ er eine Kirchenordnung, um das entfesselte Element in regelmäßige Formen zu gießen.

Nicht nur persönlich ehrenhafte Ueberzeugung, auch politische Klugheit mochte den Herzog in diesen liberalen Schritten bestärken; denn unerwartet war er in einen bedeutsamen dynastischen Gegensatz zu dem Haupte der conservativen Partei Deutschlands, ja der Welt: zu Kaiser Carl V. getreten. Und zwar war es wieder das Herzogthum Geldern, das den Gegenstand dieser Verwicklungen bildete.

Der Enkel jenes Arnold von Egmond, der seine Ansprüche auf Geldern an Karl den Kühnen von Burgund verkaufte, hatte die Abwesenheit Maximilians I., des Erben Karls von Burgund benutzt und mit Hülfe einer alten, nie völlig beruhigten Partei wirklich ganz Geldern in seine Gewalt bekommen, ja endlich auch wieder den Titel eines Herzogs von Jülich angenommen. Inzwischen war er alt geworden und hatte keine Nachkommen erzielt, so daß die geldrischen Stände lebhaft zu besorgen anfingen, der sehr verschuldete alte Herr werde das Land an Frankreich verkaufen und durch einen solchen Schritt den Grund zu neuen schweren Verwicklungen legen, die dann möglicherweise damit enden konnten, daß das Herzogthum dem deutschen Reiche entfremdet würde.

Dies war aber ganz gegen die Absicht der Stände, und so trugen sie denn das Land dem Herzog Johann von Jülich, Berg und Cleve für seinen Sohn Wilhelm an und zwangen Karl von Egmond gegen die Summe von 42,000 Goldgulden in ihr Abkommen einzuwilligen; er that es, starb aber vor Gram darüber, und nun nahm Johann der Friedfertige mit seinem Sohne Wilhelm die Lande Geldern und Zütphen trotz des Protestes der Maria von Ungarn, damaligen Regentin der kaiserlichen Niederlande, im Jahre 1538 feierlich in Besitz. Wenige Monate später starb Herzog Johann angesichts einer Reihe drohender Conflicte, aber auf dem Höhepunkte der Macht, welchen das Haus Jülich-Cleve-Berg jemals erreicht.

Der Herzog hinterließ vier Kinder. Die älteste Tochter, Sibylla, war 1527 mit dem Kurprinzen von Sachsen, Johann Friedrich dem Großmüthigen, dem Bannerträger der Reformation, dem letzten Kurfürsten der Ernestinischen Linie, vermählt worden, und erlebte an einer Seite jene großen tragischen Wechselfälle, die den mächtigen Führer des Schmalkaldischen Bundes zu einem hülflosen Gefangenen machten, über dessen Haupte todtdrohend der Stab gebrochen war. Auf dieser Ehe verbindung beruhten später großentheils die Ansprüche Sachsens an die Erbschaft von Jülich, Cleve und Berg.

Unleugbar tritt schon in dieser Heirath der Anschluß Herzog Johanns an jene Fürsten deutlich hervor, die, von der Idee evangelischer Freiheit beseelt, sich fest zusammenschließen, um dem übermächtigen Kaiser und seinen universalmonarchischen Gelüsten, seinen spanisch-absoluten Ideen deutsche Eigenart und deutsche Selbstbestimmung nöthigenfalls selbst mit bewaffneter Hand entgegenzusetzen. Noch deutlicher tritt dies Streben in einem Akt von europäischer Tragweite, in der Vermählung der zweiten Tochter Johanns, der 1515 gebornen Prinzessin Anna mit König Heinrich VIII. von England hervor; obgleich diese Verbindung in Folge des unseeligen Charakters Heinrichs keine Früchte tragen konnte.

Der Kanzler Thomas Cromwell hatte dem Könige, der der Johanna Seymour satt war, zu der Verbindung mit einer deutsch-protestantischen Fürstin gerathen und sein Augenmerk auf Anna gerichtet. Eine solche Verbindung mit dem mächtigen westlichen Hause, das den Ideeen der Reformation geneigt, aber doch trefflich zu einer Mittelstellung geeignet war, erschien in hohem Grade politisch klug, und der Gedanke dazu machte dem Günstling des Königs entschieden Ehre. Er übernahm die Vermittelung. Ein Bild Anna's, von Hans

Holbein berühmtem Pinsel, entzückte den sinnlichen Heinrich; die Verhandlungen wurden rasch zum Abschluß gebracht, und die Prinzessin ging nach London. Der scheinbar so kluge Schritt schlug aber unheilvoll aus. Heinrich fand keinen Gefallen an der deutschen Fürstentochter, die er, ihrer kräftigen Natur wegen, ein dickes großes brabanter Pferd zu nennen beliebte und die auch nicht den geringsten geistigen Einfluß auf ihn gewinnen konnte, weil sie Nichts sprach, als ihren guten niederrheinischen Dialect, der dem Könige ganz unverständlich war. So wurde die Trennung schon nach einem halben Jahre ausgesprochen und angeordnet, daß Anna, die eine Jahresrente von 4000 Pfd. Sterling erhielt, als des Königs Schwester angesehen werden sollte. — Das traurigste Loos aber zog Thomas Cromwell, der als Vermittler einer so mißliebigen Heirath hingerichtet ward. Heinrich VIII. aber ehelichte die schöne Katharina Howard.

Die jüngste Tochter Herzog Johanns blieb unvermählt. Sein Nachfolger und Erbe war Wilhelm IV. oder der Reiche, sein einziger Sohn.

Herzog Wilhelm schien ganz geschaffen, die Politik seines Vaters fortzuführen. Sein Erzieher und später sein Geheimrath war der berühmte Konrad Heresbach, der deutsche Columella genannt, welcher aus einer vornehmen clevischen Familie stammte. Dieser Mann war Katholik und blieb es wie sein großer Freund Erasmus von Rotterdam; aber wie dieser war er durch seine wissenschaftliche Richtung, seinen Geist und den Adel seiner Denkweise ein bedeutender Förderer der Fortschrittsidee, wenn auch mehr im humanistischen, als im reformatorischen Sinne. Auch zu Melanchthon stand Heresbach in freundschaftlichen Beziehungen, und so wuchs Herzog Wilhelm unter Einflüssen heran, die, in Verbindung mit seiner dynastischen Opposition gegen Carl V., zu großartigen Folgen für West-Deutschland hätten führen müssen, wenn ihm die Sterne günstiger gewesen wären und wenn er Zeit gehabt hätte, gemeinsam mit den Fürsten des Schmalkaldischen Bundes zu handeln. Die politischen Verhältnisse aber brachten es hier, wie wir bald sehen werden, zu einem für die Sache des deutschen Nordens leider verfrühten Zusammenstoß.

Wenn sich nun auch der Herzog selbst — im Sinne des Erasmus — wenigstens nicht öffentlich zur neuen Lehre bekannte, so hatte dieselbe doch, nicht nur im Volke, sondern auch bei Hofe und unter den Staatsdienern eine Reihe namhafter Vertreter. So war Monheim, Director des 1543 von Herzog Wilhelm gestifteten Gymnasiums zu Düsseldorf und Verfasser eines dort erschienenen evangelischen Katechismus, eifriger Protestant, und selbst die Hofprediger: Veit, Walter van Os und Roll predigten im Sinne der Reformation, die sich namentlich in den rechtsrheinischen Gebietstheilen durchgreifend und schnell verbreitete. Lutherische Schriften, z. B. die vom Unterricht der Beichtkinder, wurden eigens in niederdeutsche Mundart übertragen; ein Heinrich von Zütphen, dessen begeisterten Worten namentlich Bremen lauschte, wurde in Süderdithmarsen zum Märtyrer des neuen Glaubens; und auch in dem alten Hauptlande der Länderverbindung Wilhelms erhob sich der neue Geist mit bedeutungsvoller Energie.

Der Sitz der hervorragendsten Intelligenzen des jülicher Landes war nämlich Düren. Seine alt-reichsstädtischen Traditionen gaben ihm immer noch einen gewissen Vorrang und seinen Bürgern ein gesteigertes Selbstgefühl. Nun waren eine Menge geistlicher Stiftungen in der Stadt, deren Glieder wohl in vielgestalteten Formen dem kritischen Auge des arbeitsamen Dürener ein Aergerniß waren, und die zu Tagessatyren, wie zu dem wohl mit Begeisterung gelesenen „Lob der Narrheit" von Erasmus, oder zu den „epistolis vivorum obscurorum", prachtvolle Originale liefern mochten. Da war das 1181 gestiftete Karmeliterhaus im Besitze eines ausgedehnten Klosters; da bewohnten seit der Mitte des 13. Jahrhunderts die Benedictiner das schöne Haus „Zum Paradies"; da residirten die Malteser in dem prachtvollen „Belden" am Philippsthor; da war noch neuerdings 1459 das Franziskaner-

Kloster „Bethanien“ erbaut worden; und so fehlte es der guten Stadt sicherlich nicht an frommen Geistlichen, von denen es damals hieß: „Sie sind so geschickt in den Biblien, als schier der Eichhorn auf der Gackpfeifen.“ Anfangs hatten zwar die Franziskaner viel Glück gemacht, und der herzogliche Rentmeister zu Nörvenich war angewiesen, den Patres jährlich zur Fastenzeit in Anerkennung der aufgezeichneten Dienste, welche sie der Stadt Düren durch Docirn, Katechisiren und Predigen leisteten, eine Tonne Heringe zu verehren; aber diese Glanzperiode war bald vorüber, und es erhoben sich mächtige Nebenbuhler, welche mehr und Größeres erstrebten, und vielleicht den Goethe'schen Spruch verachtend beherzigten:

Regierung ist keine Heringstonne,
Die man einsalzt auf mehrere Jahre.

Die wachsende Wohlhabenheit hatte naturgemäß auch eine höhere Bildung zur Folge, und die begüterten Bürger von Düren, die mit den freisinnigen Fürsten, den gelehrten Räthen, dem niederen Adel und den Magistraten fast aller bedeutenden Städte immer mehr und mehr sympathisirten, traten endlich gegen die Scholastiker, gegen die ganze alte Richtung in eine entschiedene Opposition, die sich zunächst auf dem Gebiete des Unterrichts geltend machte. 1479 eröffnete der Dürener Magistrat den Humanisten eine sogenannte lateinische Schule, wie sie damals allerwärts als Freistätten jener großen Geistesströmung entstanden, welche die Wiederherstellter der Wissenschaften, geniale Männer wie Valla, Erasmus, Agricola und de la Ramée, in Italien, Deutschland und Frankreich mit so viel Geist und Hingebung hervorriefen, vertraten und verbreiteten.

So entstand hier in Düren ein Brennpunkt geistigen Lebens, und auch in der äußeren Erscheinung der Stadt bezeugte sich ein kräftig wirkender, freudig schaffender Bürgersinn. 1520 erhob sich unter Bürgermeister Harper ein neues Rathhaus. Die schöne Annenkirche, deren weithin sichtbarer schlanker Thurm noch heut den Wanderer aus der Ferne so freundlich und einladend begrüßt, wurde zu dieser Zeit erbaut; ein neues Hospital öffnete sich den Kranken, und auch die Befestigungsmauern wurden erneut und verstärkt; aber nur zu bald sollten sie sich dennoch als unzureichend erweisen, und über ihre Trümmer hin sollte die Ruhe und Wohlhabenheit Dürens, wie des ganzen Herzogthums tief erschüttert werden.

Karl V. erhob nämlich gegen die noch von Herzog Johann bewirkte Vereinigung Geldern mit Jülich-Kleve-Berg den entschiedensten Widerspruch, und war damit als Erbe Maximilians und Karls des Kühnen sicherlich in seinem Rechte. Herzog Wilhelm hatte dagegen den wiederholt ausgesprochenen Willen der geldernschen Stände für sich. Vergeblich suchte er wiederholt um Belehnung nach, vergeblich begab er sich persönlich an den Hof zu Brüssel: der Kaiser wußte sehr wohl, wie gefährlich es sei, durch eine Machterhöhung des freisinnigen Herzogs jene norddeutsche Fürstenopposition zu verstärken, die sein selbstherrliches Gebahren, sein Hinausgreifen über die allerdings unmöglich aufrecht zu erhaltende Wahlkapitulation schon längst mit mißtrauischen Blicken betrachtete.

Herzog Wilhelm mußte sich auswärts nach Hülfe umsehen. Wer war mehr berufen, dem stolzen Kaiser entgegenzutreten, als sein nimmer müder großer Nebenbuhler Franz I. von Frankreich? An ihn wandte sich Wilhelm. In der Stille des Schlosses von Hambach, in tiefer Waldesruhe, wurde der Plan zu einem Schutzbündniß mit König Franz und zu einem Ehebunde des Herzogs mit der Prinzessin von Navarra entworfen, und jülichscherseits vom Kanzler Gogreve, dem Marschall von Wachtendonk und Dr. Gruser, französischerseits vom Cardinal von Tournone und dem Kanzler Poyet abgeschlossen.

Darauf hin ging der Herzog heimlich nach Frankreich, ließ sich mit der elfjährigen Nichte des Königs trauen, erichte, weit ausblickend, Schweden und Dänemark die Hand zum Bündniß, und hielt sich jetzt für stark genug, offen gegen Karl aufzutreten. — Es ist merkwürdig, wenn man diese politischen Combinationen betrachtet, ganz ähnliche Gruppen aufgestellt zu

sehen, wie sie, fast ein Jahrhundert später, der dreißigjährige Krieg auf den Kampfplatz führte; aber so fein auch der politische Instinct Wilhelms in Bezug auf die Wahl der Bundesgenossen war, er irrte sich desto mehr in der des richtigen Augenblicks, und trotz aller Warnungsstimmen ging er rücksichtslos zum Angriff gegen den Monarchen über, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging. Er fiel in die kaiserlichen Niederlande ein. Die Truppen der Regentin unter den Befehlen Philipps von Croy, Herzogs von Arschott, später auch unter denen des Grafen von Nassau-Oranien, widerstanden ihm nicht, und er errang, trefflich von seinem Feldherrn, dem Marschall v. Nassau, unterstützt, rasch fortschreitend bedeutende Vortheile, die um so werthvoller waren, als der Kaiser zum vierten Male in Italien gegen Franz I. zu Felde lag und dort ganz gebunden schien. Zwar war es den Kaiserlichen gelungen, Heinsberg zu nehmen und festzuhalten, aber Limburg und Brabant lagen verwüstet, und bei Aldenhoven errangen die Jülicher einen glänzenden Sieg. So verwarf Wilhelm hoffnungstrunken den Waffenstillstand, der 1543 auf dem Nürnberger Reichstage verabredet worden war, und rüstete sich triumphirend zu neuen Angriffen. Der Kaiser aber fühlte, um was es sich im Norden handele. Plötzlich brach er mit seinen kriegstüchtigen, vielerprobten Schaaren, Spaniern und Italienern, gen Deutschland auf und rückte nach Mainz. Von hier zog er im Spätsommer rheinabwärts bis Bonn, während ihn das schwere Geschütz auf Stromschiffen begleitete. Bei Honnef kam es zuerst zu einem Treffen, in welchem die zusammengetrommelten bergischen Bauern gegen die schlachtgewohnten Kerntruppen natürlich gar nichts leisteten, und am 23. August schon stand der Kaiser vor Düren. Gleich in der ersten Nacht wurden die Italiener und Spanier zum Sturm geführt. Aber Gerhard von Blatten, der Commandant, ein tüchtiger Charakter, leistete trotz der mangelhaften Befestigungen das Möglichste. Mehrmals wurde der Sturm vergeblich wiederholt; mehrmals wurden günstige Capitulationen vergeblich angeboten. Da beschloß der Kaiser, an der widerspenstigen Stadt ein Exempel zu statuiren. Man versprach den Soldaten ungehemmte Plünderung; eine Masse schwerer Artillerie bereitete durch die furchtbarste Kanonade einen neuen Sturm vor, und endlich brachen die wüthenden Schaaren der Südländer, die selbst schwer gelitten, rasend vor Rachlust und Beutegier, in die unglückliche Stadt ein, in der nun furchtbare Plünderung und ungezähmte Feuersbrunst ihren vernichtenden Todtentanz begannen. — Nun kam ein Unglücksschlag nach dem anderen. Montjoie wurde erobert; Aldenhoven, Linnich, Erkelenz ergaben sich dem Kaiser; Sittard, Roermonde, Wassenburg und endlich auch Jülich öffneten ihre Thore, die geldernschen Städte unterwarfen sich zagend dem Sieger, und Karl V. rückte zur Belagerung von Venlo. — Unerwartet, unbegreiflich schnell hatte er triumphirt, und Wilhelm fühlte, daß wenn er nicht ganz untergehen wolle, so müsse er jetzt nachgeben. Er erschien im Lager des Kaisers, beugte sein Knie und erhielt unter drückenden Bedingungen Frieden. Der Vertrag von Venlo (7. September 1543) verpflichtete Wilhelm, auf Geldern zu verzichten, seine außerdeutschen Bündnisse zu lösen und zu versprechen, fortan in seinen Landen die katholische Religion aufrecht zu erhalten, allen Neuerungen aber zu entsagen.

Das letzte Versprechen erwarb dem Herzog zum Frieden auch die Gnade des Kaisers wieder, und bald erhielt er sogar ausgezeichnete Beweise seiner Gunst; denn der Kaiser hatte allerdings gegründete Ursache, die entfremdeten Reichsfürsten nicht noch mehr zu verletzen. Auf seine Vermittelung hin löste der Papst die Ehe mit Johanna von Navarra, der Nichte des französischen Königs, und Herzog Wilhelm vermählte sich nun mit Maria von Oesterreich, Tochter König Ferdinands I., der Nichte des Kaisers. Zugleich erhielt er eine Jahresrente von 10,000 Livres und die unter dem Namen des Privilegium Carolinum bekannte Bestätigung der weiblichen Nachfolge in seinem Hause.

Dies Privilegium schien besondere Wichtigkeit zu gewinnen; denn erst vier Jahre nach

dem Erlaß desselben und eben so lange nach der Vermählung Wilhelms wurde diesem das erste Kind und zwar eine Tochter geboren. Es war Maria Eleonore, welche 1573 die Gattin Albrecht Friedrichs von Brandenburg, letzten Hochmeisters und ersten Herzogs von Preußen, wurde. Ihr wurde feierlich, für den Fall, daß Herzog Johann Wilhelm ohne Leibeserben abscheiden sollte, die Nachfolge in dessen Ländern für sich oder ihre Erben zugesichert. Marie Eleonoren folgte nach zwei Jahren abermals eine Tochter, Anna, 1574 mit Philipp Ludwig, Pfalzgrafen von Neuburg, vermählt. Auch das nach ihr 1553 geborene Kind war wieder eine Tochter, Magdalena, die spätere Gemahlin des Pfalzgrafen von Zweibrücken. Die weibliche Successionen wurde immer wahrscheinlicher. Da endlich erblickte zu höchster Freude der Aeltern wie des Landes 1555 ein Erbprinz, Karl Friedrich, das Licht der Welt; ihm folgte noch eine Tochter, Sibylla, und endlich 1562 noch ein zweiter Sohn, Johann Wilhelm, und die direkte Nachfolge schien nun, menschlicher Berechnung nach, gesichert und außer Zweifel.

Herzog Wilhelm, der im Schmalkaldischen Kriege auf Seite des Kaisers stand, wandte sich — in seinen kühnen Bestrebungen nach Außen zurückgewiesen — mit verdoppelter Thatkraft nach Innen, um Vortreffliches zu leisten. Grenzregulirungen, Polizei- und Justizverordnungen, Edicte über Schulwesen und Kirchenverfassung, die ja in Folge der Glaubensstreitigkeiten so schwer verwickelt war, bezeichnen diese Periode; namentlich aber widmete der thätige Landesherr, durch den traurigen Ausfall jenes Krieges mit dem Kaiser belehrt, seine Hauptsorgfalt den militairischen Verhältnissen. Es sind noch Reiterbestallungen, Verpflegungsregeln und Musterrollen verhanden, welche eine stehende Abtheilung von 70 Rittern und 400 Söldnern zur Aufrechthaltung des inneren Landfriedens nachweisen. Der schnelle Fall Dürens hatte bewiesen, wie nöthig tüchtige Festungen seien. Wilhelm beschloß, sie herzustellen. Trotz des Protestes von Köln erhob er Mühlheim a. Rh., das durch die aus dem Erzstift getriebenen Protestanten aufgeblüht war, wieder zu einer geschlossenen Stadt; namentlich aber war es die Hauptstadt Jülich selbst, die er in ausgezeichneter Weise völlig neu und großartig befestigte.

Die Stadt Jülich hatte sehr gelitten. Zehn Jahre lang hatte die Pest gewüthet; 1542 hatte ein Brand 120 Häuser verzehrt; das Elend war allgemein und groß. Wilhelm beschloß, ihm abzuhelfen. Zur Beförderung des Wohlstandes verlegte er das Kanonicatstift von Rideggen nach Jülich, und überwies ihm die kleine, uralte, romanische Hauptkirche; 1549 aber wurde von Meister Johann oder von Gotthardt von Ruvert der erste Stein zur Citadelle gelegt, und die Ausführung jenes mächtigen Vertheidigungsbaues begonnen, der erst in neuester Zeit, vor zwei Jahren, (1860) in Gegenwart König Wilhelms von Preußen und eines der glänzendsten militairischen Gefolge, das die letzten Jahrzehnte beisammen sahen, in Verbindung mit einer bedeutenden Belagerungsübung und glänzenden Schießversuchen geschleift werden ist.

Diese Belagerungsübung fand die Werke Herzog Wilhelms noch ungebrochen und tüchtig vor. Von der früheren alten Stadtbefestigung war nur der finstere, schwere Hexenthurm erhalten. Die neue Befestigung des reichen Herzogs bildete ein unregelmäßiges Sechseck, von dem drei Seiten bastionirt waren, zwei die Anschlußlinien an die Citadelle bildeten, während die sechste einer Front der letzteren parallel lief. Das Ganze war nach dem alt-italienischen System erbaut: lange Curtinen, kleine spitze Bastione mit Kavalieren, doppelte und zurückgezogene, zu den Curtinen senkrecht gestellte Flanken, nasse, tiefe Gräben. Die Stadt hatte vier Thore, die Feuerlinie des Hauptwalls lag 25 bis 37 Fuß über der Grabensohle; die Escarpe zeigte durchweg ganzes Revetement; die Stirnmauern waren sämmtlich von dem Erddruck des Walles dechargirt; Perpendicularkasemattten begleiteten den ganzen Umzug, und die Flanken enthielten zwei bis drei Etagen zur Grabenvertheidigung. Wo das Mauerwerk auftrat, war es

in jedem Sinne vorzüglich und überaus stark. Seine interessanten Constructionen sind es auch ganz besonders, denen Jülich Jahrhunderte lang den Ruf als eins der glänzendsten Musterwerke der Fortifikation verdankte. Als Kleinod der Befestigung aber galt vor Allem die das Schloß umgebende Citadelle, an der dreißig Jahre gebaut wurde, und die als ein Ideal der spanischen Manier bis heutzutage bewundert wird. Der Grundriß dieser Citadelle ist ein regelmäßiges Viereck. In den vier Bastionen befinden sich Kavaliere mit sehr hohem Kommandement, die untereinander wieder durch erhöhte Curtinen verbunden sind, so daß hier auf dem Walle eine doppelte Feuerlinie entsteht. Das Ravelin der Nordfront ist mit den Contregarden, welche die Bastione dieser Front decken, durch eine Maskenmauer und dahinterliegenden Wallgang verbunden, so daß es unmöglich war, den Hauptwall direct zu beschießen. An dieser Maskenmauer und einer vor ihr detachirten Lunette wurden im Herbst 1860 jene berühmten Versuche über das Breschelegen und den indirecten Schuß mit gezogenen Geschützen gemacht, welche eine Epoche im artilleristischen Leben der Gegenwart bezeichnen.

In das rüstige, thatkräftige Wirken Herzog Wilhelms traten plötzlich mit dämonischer Gewalt furchtbare persönliche Unglücksfälle ein, welche das scheinbar so gesicherte Familienglück zerrütteten und den Staat mit ungeahnter Schnelligkeit seiner Auflösung und dem verhängnißvollen Erbfolgestreite, dem Vorläufer des 30jährigen Krieges entgegenführten.

Wilhelm der Reiche ward unverhofft sehr arm; denn er verlor das höchste Gut des Menschen, den klaren Geist. Heftige Schlaganfälle, die sich wiederholten, wirkten so gewaltig, daß der Herzog nur noch sehr selten lichte Augenblicke hatte. Kaiser Rudolf ordnete eine provisorische Regierung an; die Hoffnung des Landes aber richtete sich auf den Erbprinzen Karl Friedrich, der von dem gelehrten Pighius trefflich erzogen war und durch geistige wie körperliche Vorzüge zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigte. In seinem achtzehnten Jahre unternahm er mit Pighius eine Reise durch Deutschland und Italien. Ueberall wurde der höfisch schöne Prinz mit offenen Armen und Auszeichnung aufgenommen — da kam plötzlich die traurige Nachricht in die Heimath, daß ihn zu Rom die Blattern hingerafft.

Das war ein sehr großes Unglück; denn der nun einzig überbliebene Erbe: Johann Wilhelm der Gute oder der Einfältige, welcher bisher für den geistlichen Stand bestimmt war, besaß weder geistig noch physisch diejenigen Eigenschaften, die einem Fürsten unbedingt nöthig sind, ja, bald zeigten sich auch bei ihm Spuren von Geisteszerrüttung. Man hoffte ihm durch eine Heirath Haltung zu geben und vermählte ihn 1585 unter großem Pomp mit der Tochter des Markgrafen Philibert von Baden, mit der geistreichen und schönen, aber in hohem Grade sinnlichen Prinzessin Jacobäa. Die Aussicht auf eine bedeutende Weltstellung lockte sie an und führte sie aus den Armen des feurigen Grafen Manderscheid, dem sie zärtlich verbunden war, an die Seite des blödsinnigen Jungherzogs, dessen Zustand man ihr übrigens verheimlicht, den sie in der That aber vorübergehend zu regerer Theilnahme an den Staatsangelegenheiten emporstachelte. Bald jedoch sank er doppelt stumpf in seine Lethargie zurück, und der Gedanke, man trachte ihm nach dem Leben, machte ihn völlig wahnsinnig. Viele Nächte brachte er schlaflos in vollem Harnisch zu, ging mit gezogenem Schwerte durch die Säle und verwundete die Hofleute, die sich ihm begütigend und beschwichtigend näherten. Man sperrte ihn ein; statt aber ein vernünftiges Heilverfahren einzuschlagen, hoffte man das Uebel zu bannen, indem man ihn auf den Rath einer Nonne mit Speisen, namentlich mit Austern nährte, die man mit geweihten Hostien zubereitete. Gegen den Anfall böser Geister nähte man ihm das Evangelium Johannis in's Wams. Der Erfolg läßt sich denken. Der trostlose Zustand steigerte sich nur noch mehr. So wurde endlich 1591 eine Regiments-Ordnung nöthig, nach der „unter dem Namen des alten und künftig des jungen Herzogs die Räthe regieren, jedoch überall den Kaiser als Haupt des Reiches und obersten

Lehnsherren brachten sollten." Uebrigens dürfe, namentlich in Bezug auf die Religion „nichts neues eingeführt, und allenthalben es damit gehalten werden, wie es bei gesundseeligen Zeiten und Tagen Ihr. Fürstl. Gn. damit gehalten und gehalten."

Endlich am 5. Januar 1592 nach einer Regierung von mehr als einem halben Jahrhundert, starb Herzog Wilhelm der Reiche. Johann Wilhelm der Gute beerbte ihn; aber die Regierung schwankte zwischen den Räthen des Kaisers, denen sich Wilhelms unverheirathete Tochter Sibylle anschloß, und der Herzogin Jacobäa mit ihren Günstlingen hin und her. Es begann eine Zeit wüster Ausschweifungen und düsterer Intriguen. Heillose Verwirrung brach aus. Die Hofhaltung ward so wüst, daß dem Herzog kein Stück Wild, kein Becher Weines vorgesetzt wurde, die nicht verdorben gewesen wären. Seine Pagen gingen in zerlumpten Kleidern, und sie, ja der Herzog selbst geriethen in einen Zustand, daß sie das Ungeziefer nicht mehr vertieß.

Da die drei Schwiegersöhne des verstorbenen Herzogs, Albrecht Friedrich von Brandenburg, Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg und Johann von Zweibrücken, evangelischer Confession waren, so lag dem Kaiser außerordentlich viel daran, seinen Einfluß in den halbverwaisten Herzogthümern so mächtig als möglich zu erhalten. Er befahl deshalb, „die Regierung nunmehr im Namen Johann Wilhelms in der früheren Weise fortzusetzen." Dagegen aber protestirte die Herzogin Jakobäa, und es gelang ihr, sich eine gewisse Autorität zu sichern, wobei sie sich einigermaßen auf den Rückhalt der benachbarten Niederländer stützen mochte, welche alle Ursache hatten, das Umsichgreifen der „ignatischen Macht" im rechten Maasgebiete zu verhüten. — Aber die unverheirathete Prinzessin Sibylle, die von bösem Neide gegen Jakobäa erfüllt war, untergrub die Stellung ihrer Schwägerin mehr und mehr. Die tolle Wirthschaft am Hof, die Verschwendung, die Liebeshändel der schönen, allzu lebenslustigen Herzogin boten ihr willkommene Handhaben dar. Endlich veranlaßten sie der Kanzler und die katholischen Räthe, geradezu ihre Schwägerin beim Kaiser wegen Ehebruchs mit dem Grafen von Manderscheid und dem Mundschenken Dietrich von Halle anzuklagen. Ihre Klagschrift wimmelt von einzelnen Umständen, die wenig beweisen und die unglückliche Jakobäa ebenso beklagen lassen, als sie ihre schamlose Schwägerin verächtlich machen. Nach und nach bildete sich indeß eine mächtige Partei gegen Jakobäa, und als sie 1595 den Landtag von Grevenbroich eröffnete, erklärten die Landstände sie ihres Antheils an der Regierung entsetzt; sie ward verhaftet, und nun begann ein langwieriger heimlicher Prozeß, während die junge, heißblütige Fürstin in den düsteren Gemächern des unheimlichen jülicher Citadellschlosses hinter dicken, feuchten Mauern nach Lebensfreude schmachtete und auf Rache sann. Aber die Entscheidung des Kaisers verzögerte sich; die verwandten Markgrafen von Baden thaten Schritte zu Gunsten der Eingekerkerten; selbst die Tortur hatte den Dienern kein schlagendes Geständniß erpressen können, und Jakobäas Feinde fürchteten, noch jetzt könne unerwartet Alles eine andere Wendung nehmen. Da fand man die Fürstin im September 1597 erdrosselt im Bette. Ein mysteriöses Dunkel schwebt über diesem Morde, der dem Hofmarschall von Schlenker zugeschrieben wurde. Die Untersuchung gegen diesen ward sehr oberflächlich geführt. Durch den Leibarzt verlautete, daß man ihn schon früher zur Vergiftung bestechen wollen. Das Geheimnißvolle erhöhte den Reiz des tragischen Schicksals einer schönen Frau; lange lebte sie im Munde des Volkes fort, und noch heut erzählen wohl alte Unteroffiziere unter der wundervollen Linde auf dem Citadellhofe schaudernden Rekruten in der Schummerstunde von jener schrecklich gemordeten Jakobe, die da eben in Nr. 41. gefangen gesessen, und vorüberwandelnde Sergeantentöchter, die nach Wasser gehen, setzen die Eimer nieder, bleiben tiefaufathmend stehen, und es läuft ihnen eiskalt über den Rücken. — Auch dramatische Dichter haben sich des Stoffes bemeistert, und Kuglers „Jakobäa" genoß lange Zeit einen gewissen Ruhm.

Die Ehe Johann Wilhelms mit Jakobäa war kinderlos, und so eröffneten sich jetzt der weiblichen Nachfolge, auf welche so viele Traktate gewissermaßen vorahnend hingedeutet, nach dem Tode der Fürstin die gegründetsten Aussichten.

Die Abgeordneten der Schwiegersöhne des Herzogs Wilhelm fingen daher bald an, beim jülicher Hofe einen bedeutungsvollen Einfluß auszuüben, und die Markgrafen von Brandenburg schlossen mit den Pfalzgrafen von Neuburg und Zweibrücken ein Uebereinkommen, ihre eigenen, sich kreuzenden Ansprüche einem künftigen Schiedsgericht zu unterwerfen, gegen alle übrigen Prätendenten aber — und hierbei hatte man namentlich Sachsen im Auge — festgeschlossen wie ein Mann zu stehen.

Die Verhältnisse wurden indessen immer trüber und verwickelter; denn während man, wie wir eben sahen, im Reiche schon begannen, um die bevorstehende Erbschaft zu streiten, lähmten im Innern die aufs Höchste gesteigerten Zerwürfnisse zwischen den verschiedenen Confessionen, wie den entgegengesetzten Regierungsparteien, jede gesunde und freudige Regung; im Westen aber, in den spanischen Niederlanden wogte der Kampf zwischen Philipp II. und den abgefallenen Provinzen mit wechselndem Glück auf und nieder; und da die jülichsche Ritterschaft sich weigerte, ein Aufgebot zur Grenzvertheidigung zu stellen, so konnte es nicht ausbleiben, daß der niederländische Kampf auch das jülichsche Gebiet überfluten mußte. — Die Spanier thaten den ersten Schritt dazu. Sie fürchteten, daß der in den Herzogthümern immer weiter um sich greifende Protestantismus, dem sich auch Aachen zu dieser Zeit mit Begeisterung zugewandt, endlich ganz siegen werde, und somit die empörten Niederländer materiell und moralisch mächtig verstärken müsse. Es kam ihnen darauf an, feste Punkte im Kleveschen zu gewinnen, um der Reformation Grenzen zu setzen und den Niederländern gegenüber eine gefährliche Diversion zu machen.

Mit dieser Absicht überschritten der „Admirandt von Arragon", Don Franzisco de Mendoza genannt, und der Graf von dem Berge mit 35,000 Mann die Maas und nahmen unerwartet und überraschend Orsoy fort, wo sie sich festsetzten. Wunderbar gemischte Schaaren: Italiener, Spanier, Deutsche, Wälsche, Iren, Engländer, ja Albaneser Speerreuter ergossen sich über die Herzogthümer, und zu spät empfand der träge Adel, daß nur der Entschlossene und Gerüstete geschützt ist. — Den Schritten der Spanier folgten sofort die der Niederländer, welche zunächst in und bei Schenkenschanz (auf dem Grafenwerth) eine starke Aufstellung nahmen. Im Oktober zog der Admirandt vor diese Festung, begann eine gewaltige Beschießung, und eine große Pulverexplosion nöthigte den tüchtigen Oberst Hadding, der tödtlich verwundet war, zur Uebergabe.

Nach dieser Waffenthat und einer Reihe von Brandschatzungen bezogen die kriegführenden Mächte auf dem verhältnißmäßig sehr wohlhabenden neutralen Gebiete Winterquartiere, worauf es ihnen wohl auch von Anfang angekommen war.

So großer Lasten suchten sich die Stände aber doch zu entledigen; sie petitionirten wiederholt und flehentlich bei Moritz von Oranien und beim Kaiser, und brachten es endlich dahin, daß die Winterquartiere der Spanier in das Bisthum Münster verlegt wurden. Einmal beisammen dachten die Stände nun auch auf durchgreifende Hülfe. Sie erkannten mit Recht, daß alles Elend des Landes aus der Unsicherheit der Erbfolge und dem Mangel an einheitlicher Regierung quelle, und beschlossen beiden Uebelständen durch eine zweite Vermählung Johann Wilhelms abzuhelfen. In dieser Weise hoffte man Nachkommen zu erzielen und eine Regentin zu gewinnen. Es hielt schwer, eine Fürstin zu finden, die dem blödsinnigen Herrn eines so zerrütteten Ländercomplexes die Hand reichen wollte, endlich aber entschloß sich Antoinette von Lothringen dazu und wurde auch in der That 1599 dem Herzog angetraut. Die Hoffnungen jedoch, welche man auf sie gesetzt, verwirklichten sich nicht. Auch diese Ehe blieb kinderlos, und die Eifersucht der Parteien raubte der zur Mit-

regentin ernannten Antoinette jeden wirklichen Einfluß. Ein neuer Bewerber um die Erbschaft und zwar ein katholischer, der die Lage noch bedenklicher machte, trat dagegen auf, als sich Prinzessin Sibylla mit dem Markgrafen von Burgau, Carl von Oesterreich vermählte, welcher dem Erzherzoge Ferdinand und der schönen Philippine Welser entstammte.

Indeß war Jülich gezwungen worden, die Execution der Acht gegen das protestantische Aachen durchzuführen, und als die Reichsstadt Zahlung der entstandenen Kosten verweigerte, besetzten sächsische Truppen einen Theil des Aachenschen Gebietes. Der Kampf zwischen den Niederländern und den Spaniern, die jetzt in Spinola einen hochberühmten Führer gewonnen hatten, wogte aber neben alle dem mit gänzlicher Nichtachtung des neutralen Gebietes von Jülich und Cleve rücksichtslos bis zum Jahre 1609 fort, wo dann endlich der zwölfjährige Waffenstillstand zwischen Spanien und der neu-constituirten Republik der vereinigten Niederlande abgeschlossen ward. In demselben Jahre am 25. März starb Herzog Johann Wilhelm der Einfältige, und während seine Leiche über der Erde blieb und die ganze Hofhaltung wie bei seinen Lebzeiten fortgeführt ward, ja sogar die täglichen Mahlzeiten auf den fürstlichen Tisch gesetzt wurden, um symbolisch den interimistischen Fortbestand der bisherigen Regierung zu bezeichnen, begann mit großer Schnelligkeit das bunte Drama jenes großen Erbfolgestreites, der fast siebzig Jahre lang eine der brennendsten Fragen Deutschlands blieb. — Denn erst 1678 bestätigte Kaiser Leopold I. den Clever-Hauptvergleich von 1666, wonach definitiv Jülich und Berg das bayrische Haus Pfalz-Neuburg, Cleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein dagegen an das Haus Brandenburg kamen.

Es ist ein erschütterndes Schauspiel, was sich in den letzten Betrachtungen vor uns abgerollt. Ein Staat, im Lauf der Jahrhunderte langsam, doch stätig zu einer der bedeutendsten Mächte Deutschlands emporgewachsen, ein Staat, der wie kaum irgend ein anderer die großartigste Zukunft versprach, bricht plötzlich unter dem Eingriff einer unseligen Macht, einer gespenstischen Gewalt, unter dem Verhängniß des Wahnsinns seiner Fürsten zusammen. Was war damit zerstört! Welche Keime vernichtet! Denn diese Lande, welche sich um Maas und Niederrhein hier zu mächtigem Zusammenwirken vereinigt hatten und ostwärts bis zum Teutoburger Wald hinüberreichten, diese Lande mußten ihrer Natur nach in der Folgezeit ein deutscher Großstaat werden, stark genug, um als mächtiger Krystallisationskern des deutschen Nordens die Zukunft, wenigstens die ideelle Zukunft des Reiches zu sichern, stark genug, um das Uebergreifen Frankreichs nach dem vielbegehrten Rhein thatkräftig zu verhindern. Denn die Erfolge der französischen Waffen ruhen namentlich darauf, daß der Krummstab und nicht das Schwert Grenzwächter Deutschlands war.

In Folge jener verhängnißvollen Familienkatastrophe und der Machtzersplitterung am Niederrhein gingen die Traditionen Wilhelms des Reichen für die fürstlich katholisch beherrschte Hälfte seiner Staaten unter. Aber ein Trost blieb: wenn auch Cleve zu schwach war, jeden Angriff von Westen her mit vollem Erfolge zurückzuweisen — es ist ja unter dem großen Kurfürsten doch der vorgeschobene Waffenplatz des deutschen Reiches gewesen, und dies rheinische Erbtheil ist es, welches Preußen die Mission ertheilte, nicht nur die alten Marken gegen die Wenden, nicht nur das blutgedüngte, schwererworbene Ostland an der polnischen Küste, sondern auch die Marken im Westen mit starker, kriegerischer Hand zu schützen, Brücken zu schlagen zwischen Ost und West und die Stämme aller deutschen Lande zu einträchtigem und damit vollmächtigen Handeln zusammenzuschaaren unter seinem Banner.

Und wenn wir nur für uns sind, wer mag wider uns sein!?

Das preußiſche Königthum,

ſeine Entſtehung und Entwickelung.*)

Von Profeſſor W. Schwartz.

Nachdem die Mark Brandenburg durch die erſten Anhaltiner feſt begründet, fühlten ſich ihre Regenten gar bald durch dieſen Beſitz zu größeren Ehren berechtigt. Schon Otto IV. und Waldemar, den die Geſchichte den Großen genannt, dünkten ſich als Markgrafen von Brandenburg ſtark genug, die Hand ſogar nach der deutſchen Kaiſerkrone auszuſtrecken. Und als ihr Geſchlecht in die Gruft gefahren, ſehen wir andererſeits die bairiſchen und luxemburgiſchen Kaiſer bemüht, in der Mark Brandenburg ſich eine Hausmacht zu gründen, ſie ſchien alſo ſtark genug, Größeres darauf zu bauen. Nachdem mit Karl IV. Tode ſeine großartigen Pläne aufgegeben waren, und das Land der Zerrüttung anheimfiel, erwachte mit den Hohenzollern wieder der alte, ſtarke Geiſt der Fürſten, welche die Mark Brandenburg gegründet hatten, und gleich winkte unſerem Kurfürſten eine Königskrone. Die Krone Polens, dann die Böhmens ward Friedrich II. angetragen, aber er widerſtand den Verlockungen, welche ſeine Thatkraft auf andere Ziele geleitet hätten, und verfolgte nur das Eine, welchem ſchon ſein Vater nachgeſtrebt hatte, die markgräfliche Gewalt im Innern des eigenen Landes feſter zu begründen, nachdem er den Plan, durch Einverleibung Mecklenburgs und Pommerns einen großen Oſtſeeſtaat zu begründen, aufgegeben hatte. Auch Albrecht Achilles lehnte nicht bloß die böhmiſche, ſondern auch die ihm von Karl dem Kühnen angebotene Kaiſerkrone ab, er fühlte ſich als Kurfürſt von Brandenburg ſo ſtark, daß er das ſeinem Hauſe geſtellte Anſinnen, die Mark Brandenburg gegen ſächſiſche Landestheile auszutauſchen, mit den ſtolzen Worten zurückwies: „Ein Kurfürſt von Brandenburg iſt der Nächſte nach dem Kaiſer und König, und müßten wir's auch dahin bringen, daß wir uns Kaiſer und König ſchrieben und wären.“**) Standen aber ſchon die erſten Hohenzollernſchen Markgrafen ſo geachtet da, ſo wuchs mit jedem folgenden Fürſten aus dieſem Stamme das Anſehen bei dem ſich ſtets mehrenden Länderbeſitz, der unter Johann Sigismund ſchon ſich in einzelnen Theilen bis zu den äußerſten Grenzen Deutſchlands in Weſt und Oſt, hier bis über den Rhein, dort bis zum Niemen erſtreckte. Aber alle dieſe Länder und beſonders die Mark erhielten in den Zeiten des unglücklichen deutſchen oder, wie man ihn gewöhnlicher nennt, des dreißigjährigen Krieges einen Stoß, der ſie im Innerſten traf und zerrüttete, und den Kurfürſten ſelbſt als ein ohnmächtiges Reis am Baum der deutſchen Eiche erſcheinen ließ. Da trat Friedrich Wilhelm die traurige Erbſchaft an, und ſeine Klugheit und ſeine und ſeines Volkes Tapferkeit ſtellten den Kurfürſten von Brandenburg bald wieder als einen der geachtetſten Fürſten Europa's dar. Auch ihm bot ſich die Möglichkeit, Polens Krone zu erwerben; doch eine Krone um den Preis eines Religionswechſels verſchmähte ein Hohenzoller! Aber nicht ſo allein winkte ihm der Königstitel, als Herr der brandenburgiſchen, pommerſchen, preußiſchen, magdeburgiſchen, weſtphäliſchen und cleveſchen Lande, die alle ſich des ſichern Schutzes ſeiner ſtarken Hand erfreuten, ſchien er bedeutend genug, auch ſo allein mit königlichen Würden bekleidet zu werden. Wenigſtens gab Ludwig XIV. dem Großen Kurfürſten ſchon den Rath, die Königskrone anzunehmen,

*) Aus einer Schulrede, welche am Friedrich-Werderſchen Gymnaſium zu Berlin gehalten wurde.

**) Märker, die Wahlſprüche der Hohenzollern. Berlin 1861 S. 13.

es galt ja, dem Kaiser den bedeutendsten der deutschen Fürsten zu entfremden und ihn so seines Beistandes zu berauben. Doch Friedrich Wilhelm hatte wohl den Plan durchschaut, und nicht durch Frankreichs Beistand sollten unsere Fürsten diese Würde erlangen. Die Sache selbst ist aber bemerkenswerth, sie zeigt deutlich, daß, wie gesagt, der Kurfürst von Brandenburg für selbstständig und mächtig genug gehalten wurde, eine Königskrone zu tragen und zu behaupten, daß sein Länderbesitz die Stellung, welche er als Protektor Norddeutschlands in West und Ost, welche er als evangelischer Schutzherr im In- und Auslande einnahm, ihn zu solcher Würde wohl befähigten. Das unterscheidet wesentlich diesen Fall von den meisten früheren. Nicht erst durch Erwerbung eines neuen Landes winkte dem mächtigen Hohenzoller die Königskrone, sein eigener Besitz, seine und seines Volkes Thaten schienen ihn derselben werth zu machen, wie auch schon höchst charakteristisch in einem 1666 erschienenen statistischen Werke bei einer Aufzeichnung der europäischen Königreiche wir Preußen denselben ohne Weiteres angereiht finden.*) Es muß dies Alles berücksichtigt werden, um Friedrich I. That im Zusammenhang mit der Geschichte seines Landes, im Zusammenhang mit der Tradition seines Hauses richtig zu würdigen, denn nur so erscheinen die Aeußerlichkeiten, welche den Akt selbst begleiteten, im richtigen Verhältniß, nur so ergiebt sich, daß diese That nicht bloß durch Laune oder Eitelkeit, oder durch Rivalität gegen Wilhelm von Oranien und Friedrich August von Sachsen, welche durch seinen Beistand einen Königsthron bestiegen hatten, hervorgerufen worden ist, sondern daß es ein Akt historischer Nothwendigkeit war, der so oder so über kurz oder lang kommen mußte; mit einem Worte, Friedrich I. zog nur die Konsequenz der Regierung seines Vaters, indem er sich zum Könige machte, und so neben seiner Stellung als Kurfürst im deutschen Reiche sich auch gleichsam als ein selbstständiger europäischer Fürst den anderen Königen zur Seite stellte. Dabei ist es immerhin interessant, die begleitenden Nebenumstände nicht aus dem Auge zu lassen. Ich meine weniger die namentlich uns jetzt wunderbar klingenden Vorschläge, welche ihm bei der Ausführung seines Planes gemacht wurden, daß er sich z. B. König der Wenden nennen, vom Papst die Krone zu Lehen nehmen sollte, oder daß ein wunderliches Intermezzo mit dem Pater Wolf die Sache mit dem Hofe zu Wien zu dem schnelleren Abschluß brachte. Der brandenburgische Gesandte in Wien, Graf zu Dohna, welcher die betreffenden Verhandlungen dort leitete, verzweifelte nämlich schon fast an einem Zustandekommen eines seinem Herrn günstigen Resultats, als ein eigenthümlicher Zufall die Sache günstig wandte. Bei dem Widerstande nämlich, welchen er bei weitersehenden österreichischen Staatsmännern, wie dem Grafen Kinsky, fand, hatte er schon Wien verlassen und nur seinen Gesandtschaftssekretair Bartholdy zurückgelassen. Der meldete nun, wie die eine Version der Erzählung ist, dem Kurfürsten Friedrich I., daß des Kaisers Beichtvater, der Jesuit Pater Wolf, bei der Sache müsse umgangen werden; der Kurfürst aber las die Zeichen der Geheimschrift so, als ob sie hießen: „nicht müsse umgangen werden." Deshalb wandte er sich selbst brieflich an den Pater Wolf, und dies schmeichelte dem geistlichen Herrn so, daß er bald aus einem eifrigen Gegner ein eifriger Beförderer der Sache wurde, und die Verhandlungen bald einen günstigen Abschluß erreichten. Nach einer anderen Version las Bartholdi in einem Briefe, den er empfing, die Zeichen so, als ob er den Pater Wolf nicht umgehen sollte, und wandte sich nun seinerseits in des Kurfürsten Namen an ihn und erreichte so den Zweck seines Herrn. Dies ist jedoch Alles mehr nebensächlicher Art, bedeutsam bleiben die beiden Umstände, daß erstens tiefer blickende österreichische Staatsmänner wohl ahnten, welche Bedeutung das neue Königreich für Oesterreichs Machtstellung im Norden haben müsse, daß z. B. der Prinz Eugen äußerte: „die kaiserlichen Minister seien des Henkens werth,

*) Mörer u. s. w. Seite 20.

welche dem Kaiser gerathen, die preußische Königskrone anzuerkennen;" und zweitens, daß die neue Königswürde an das Land „Preußen" anknüpfte, das neue Königreich somit auch dem Namen nach ausdrücklich außerhalb Deutschland stellte und somit auf das Ziel auch äußerlich hinwies, nicht bloß eine der neuen Würde entsprechende Machtstellung in Deutschland zu gewinnen, sondern auch darüber hinaus die einer europäischen Großmacht zu erringen.

Albrecht Achilles.

Nach der deutschen Reichsverfassung gab es in Deutschland nämlich nur einen König, das war der jedesmalige zukünftige deutsche Kaiser, welcher den Titel eines römischen Königs führte; in Deutschland war also für einen zweiten kein Platz; als Herzog in Preußen hatte aber der Kurfürst nach seines Vaters Siege in der dreitägigen Schlacht bei Warschau und den sich daran reihenden Ereignissen keinen Oberherrn auf Erden mehr, nachdem das Ab-

hängigkeitverhältniß von Polen gelöst, trug er als souveräner Herzog diese Krone. In freier Selbstständigkeit that er also jenen bedeutungsvollen Schritt; der sogenannte Krontractat, welchen er im November 1700 mit dem Kaiser schloß, war nur ein Akt politischer Klugheit, der ihm die Anerkennung des mächtigen Kaisers, seines Oberlehnsherrn in den deutschen Landen, vor Allem sichern sollte. Demnach verkündete dann ein Manifest im December den übrigen europäischen Mächten seine Absicht, und sofort zog er wie in gewaltigem Heereszuge, wie es die neuen Verhältnisse zu erfordern schienen, so daß unter Anderem 30,000 Vorspannpferde dazu gebraucht wurden, nach Königsberg, und nachdem er am 17. Januar 1701 den Orden zum schwarzen Adler gestiftet, setzte er sich und dann seiner Gemahlin Sophie Charlotte die Königskrone auf. — Mit diesem Akte war aber die Sache nicht abgemacht. Für die Anerkennung von Seiten des Kaisers hatte Friedrich sich unter Anderem verpflichtet, für den Fall eines Krieges, der wegen der spanischen Erbschaft mit Frankreich auszubrechen drohte, unentgeltlich 10,000 Mann Hülfstruppen zu stellen. Und bei Höchstädt und Caffano, bei Ramillies und Turin, bei Oudenarde und Malplaquet, bei der Erstürmung der meisten Festungen in dem 13jährigen Kriege erwarben sich die preußischen Grenadiere den größten Ruhm bei Freund und Feind, ja, mehrere Male gaben sie die Entscheidung des Tages. Sie fochten für die Anerkennung des Königreichs Preußen, und in dem Frieden von Rastatt und Baden erfolgte dieselbe auch allgemein, nur der Papst wollte noch nichts davon wissen. Nicht also in den Cabinetten: auf den Schlachtfeldern, in der heißen Arbeit des Kampfes hat das Königreich Preußen seine Bluttaufe empfangen; freilich sollte es nicht die einzige und letzte sein, denn je mehr Preußen wuchs, desto weniger gönnte man ihm seine Ehren und hätte es gern wieder ausgelöscht aus der Zahl der selbstständigen Staaten Europa's.

Hatte aber Friedrich I. so den Grund zu dem Neubau eines mächtigen Staates gelegt, so galt es jetzt, ihn auszuführen. Der Grund, worauf das Königreich Preußen ruhte, war zunächst die unumschränkteste Souverainität des Königs und seine Armee. Wenn aber der große Kurfürst die erste schon fest in seinen Landen begründet und namentlich auch in Preußen die Reste des mittelalterlichen Staates trotz des Widerstandes der Städte und des Adels, als gesonderter Individualitäten, dem neuen Staatsorganismus mit Gewalt eingefügt hatte, so war doch dieser brandenburgisch-preußische Absolutismus ein ganz anderer, als der des gleichzeitigen Ludwig XIV.; dort das rücksichtslose l'état c'est moi, hier des Fürsten Herrschaft zum allgemeinen Besten im Dienste des Vaterlandes vor Gott. Dieser aus tiefer Religiosität stammende Geist, dieser Geist ächter Frömmigkeit ist auch ein schönes Erbtheil der Hohenzollern. Vom ersten Friedrich, der hier in die Marken einzog, klingt er in den verschiedensten Formen in den Wahlsprüchen unserer Fürsten bis in die neuesten Zeiten wieder. „Wer Gott getraut, den verläßt er nicht," war Friedrichs Wahlspruch, und es blieb dieser Spruch der Hohenzollern Feldgeschrei, wie ein alter Schriftsteller sich ausdrückt, ihre Losung bis in die neuesten Zeiten, und noch vornehmlich tönt sie aus dem bekannten „Gott mit uns" wieder. Seit der Reformation verband sich damit immer klarer und entschiedener das Bewußtsein der von Gott überkommenen Regentenpflichten. Der große Kurfürst gab auch hier vor Allen den Ton an; das Elend des dreißigjährigen Krieges hatte ihn wohl tiefere Blicke in das menschliche Leben und Treiben thun lassen. 1634 schrieb er einem schlesischen Cavalier in das Stammbuch die Stelle der Psalmen: domine fac me scire viam, per quam ambulem, quia ad te levavi animam meam und 1644 verzeichnete er, wie Märker in seinen Wahlsprüchen der Hohenzollern berichtet, bei seiner Aufnahme in den Palmenorden in das goldene Buch dieser literarischen Gesellschaft die Verse:

Große Herren thun wohl sich zu befleißen,
Den Armen, als den Reichen Recht zu leisten.

Dieser Geist sittlichen Ernstes und des vollen Bewußtseins der Regentenpflicht erbte sich auf seinen Sohn fort; „Suum cuique" war sein Wahlspruch, und als er König ward, weihte er Preußens Königthum für immer mit demselben. In diesem Geiste baute Friedrich Wilhelm I. dasselbe weiter und gab als strenger und sparsamer Haushalter seinem großen Sohne die Mittel, den Schlußstein hinzuzufügen zu dem Bau, welcher Preußen als eine europäische Großmacht hinstellte. Friedrich II. erwarb nicht bloß Schlesien, er machte alle Hintergedanken seiner Gegner, welche Preußens Krone von der Hohenzollern Haupt herabziehen, Preußen wieder ausstreichen wollten aus der Reihe der Großstaaten, zunicht. Aber auch der innere Kern des preußischen Königthums trieb unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. neben den alten neue Triebe. Wenn in jenem schon eine sehr hohe Vorstellung von der Pflicht, die auch der König dem Vaterlande schulde, herrschte, daß er diesem Dienst nicht bloß sein Schwert mit dem Motto pro Deo et patria weihte, sondern in seinem streng militairischen Sinne beinahe des eigenen Sohnes Leben zum Opfer brachte, gab dieser selbst nachher demselben Gedanken den bestimmtesten Ausdruck, indem er sich den ersten Diener des Staates nannte. In diesem Ausspruche des absolutesten der Fürsten spricht sich nicht etwa ein Aufgeben der königlichen Machtvollkommenheit aus, sondern es ist nur der immer klarer und bestimmter ausgesprochene Grundsatz seiner Ahnen, den er im Schlachtfelde und im Cabinette, im Kriege und im Frieden in einer Weise übte, die ihm von der Nachwelt den Beinamen des Einzigen verschafft hat. Was aber in ihm noch als eine besondere Ausstattung dem preußischen Königthum verliehen wurde, war die dann traditionell gewordene Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, daß Preußens Könige vor Allen zwar, wie Seneca von den alten Deutschen rühmt, in den Waffen geboren, aber auch Beschirmer und Pfleger aller geistigen Thätigkeit ihres Volkes sein müßten. Dieser kriegerische und geistige Sinn, in dem unsere Könige und unser Volk sympathisirten, war ein neues Band, welches sich um beide schlang, und so entstand der wunderbare Geist, der in Preußens Geschichte wirkt und webt, daß immer tiefer und sittlicher in echt deutscher Weise von Religiosität, Pflichtgefühl, Tapferkeit, geistigem Streben, wie von einem angebornen Geiste, beseelt, sich das preußische Königthum mit jeder Phase der Entwicklung des Volkslebens erneute und dadurch nur um so fester begründete. So hatte, als Napoleon das preußische Königthum aufs Tiefste glaubte gedemüthigt zu haben, Friedrich Wilhelm III. einen neuen Bund mit seinem Volke geschlossen und im Bürger- und Bauernstande auf dem Wege friedlicher Reformen freie und selbstständige Elemente begründet, so daß ein selbstbewußtes Volk aus der Verschmelzung aller Stände entstand und in heiligem Eifer sich erhob und unwiderstehlich Napoleons sieggewohnte Schaaren niederwarf. Von Leipzig bis Waterloo ward der preußische Siegeszug ein Triumphzug der Freiheit für ganz Europa. Zurückgekehrt begründete Friedrich Wilhelm III. das ständische Königthum im Geiste der Neuzeit, und nur Unkenntniß oder Verblendung kann verkennen, was dies von 1815—1840 in des Friedens Glück und Segnungen geschaffen. Mit Friedrich Wilhelm IV. begann eine neue Phase. Wie selten in einem Fürsten spiegelten sich in seinem reichen Geiste alle die geistigen Strebungen seines Volkes ab. Den Absichten, welche er speciell für die Entwicklung des öffentlichen Lebens in seinem Lande gehegt, hat er selbst den besten Ausdruck gegeben in dem Wahlspruche: „freie Fürsten, freie Völker." In diesem Sinne begann er den Weiterbau der verfassungsmäßigen Zustände, und die Berufung des ersten vereinigten Landtags vom Jahre 1847 war der Abschluß der landständischen Verfassung, zu welcher sein Vater in den Landständen den Grund gelegt hatte; sie vereinigte erst vollständig die verschiedenen provinziellen Selbstständigkeiten zu einem alle Theile umfassenden Staate. Aber die friedliche Entwicklung unsrer Zustände wurde gekreuzt durch die Stürme von Westen, durch den Ausbruch der Pariser Februarrevolution, welche in allen Staaten Europas nachzitterte. Die Weisheit

Friedrich Wilhelm IV. und die Treue der loyaleren Elemente Preußens ermöglichte endlich einen Abſchluß der Bewegungen in der Verfaſſung von 1850, die Wiedergewinnung eines Bodens, auf dem ſich alle Elemente des Volks von den ariſtocratiſch-individuellſten bis zu den radical-allgemeinſten im Herren- und Abgeordnetenhauſe um ihren König ſammelten. Auszuführen dieſe Verfaſſung dem Geiſte und den Verhältniſſen unſeres Vaterlandes angemeſſen, hervortretende Uebelſtände und den Zeitbedürfniſſen Widerſtrebendes mit ſorglicher Hand beſſern, aber ſtets das Band mit der Vergangenheit als Baſis aller Rechtscontinuität im Einzelnen und Ganzen feſthalten, das iſt außer den alten ſegensreichen hohenzollerſchen Traditionen der Wahlſpruch, mit welchem König Wilhelm I. die Regierung übernahm und in die Aufgabe eintrat, die Preußen in ſich, Deutſchland und Europa gegenüber erwachſen. — So entwickelte ſich das preußiſche Königthum von den einfachſten Anfängen zu immer reicherem, ſegensvollerem Wirken; ſo erwuchs auf dem blutigen Sande von Warſchau und Fehrbellin der Baum, welcher der Stolz und der Schirm Deutſchlands werden ſollte, der Baum echt deutſchen Weſens in geiſtig freier und dabei geordneter Entwickelung aller Kräfte, der ſchon ſo manchem Sturme geſtanden und auch mit Gottes Hülfe noch ſo manchen überſtehen wird.

Eisleben und das Lutherhaus.

Von Wilhelm Hirſchberg.

Die letzten Arme des Harzes im Oſten erfaſſen ein freundliches und geſegnetes Ländchen, die ehemalige Grafſchaft Mansfeld. Wie dieſe noch jetzt ein Garten Gottes iſt, von freundlichen, wohlhabenden Dörfern belebt, von fruchtbaren Gefilden durchzogen und mit reizenden Wald- und Gebirgspartien geſchmückt, ſo hob hier ehemals der Reichthum ſtolz ſein Haupt empor, und ſtattliche Burgen auf den Bergen und Schlöſſer in den Städten ſprachen zu dem Wanderer von Macht und Herrlichkeit. Auf dem ſtattlichen Mansfelder Schloſſe, deſſen jetzt reſtaurirte Ueberreſte noch die neue Zeit beſchauen, thronten einſt die Grafen von Mansfeld, deren Geſchlecht zu den älteſten und blühendſten Grafenhäuſern Deutſchlands gehörte und mit Kaiſern und Königen verwandt war. Aus ihm gingen Männer hervor, welche für Wahrheit und Recht, für Deutſchlands Ehre und Freiheit ritterlich in die Schranken traten. St. Georg, den Lindwurmtödter, nennt die Sage einen Mansfelder. Und war nicht Graf Albrecht VII. von Mansfeld zur Zeit der Reformation einer ihrer vornehmſten Stützen und der rüſtigſte Kämpfer in der Bauernſchlacht bei Frankenhauſen? Doch dieſes angeſehene Grafengeſchlecht iſt längſt erloſchen, ſeine Schlöſſer und Burgen ſind zerfallen und ihr Beſitzthum iſt nur noch dem Namen nach vorhanden. Aber der Name Mansfeld wird unvergeßlich bleiben, ſo lange die Geſchichte von den Großthaten Deutſchlands erzählt. Doch nicht jenes tapfere Grafengeſchlecht allein iſt es, welches jenem Namen ſolche Ehre und Denkwürdigkeit verleiht, ſondern vor allem jener berühmte Mansfelder Bergmannsſohn, der in viele deutſche Herzen mehr als alle deutſche Königsherren, Kaiſer und Dichter gedrungen iſt, der Träger unſeres Nationalruhms, in dem ſich die Gefühle eines nicht kleinen Theiles ſeines Volkes begegnen, in dem ſich alle deutſchen Tugenden und Beſtrebungen vereinigen und ſtärken — Martin Luther.

Eisleben, die ehemalige Hauptstadt der Grafschaft, ist die bevorzugte unter den deutschen Städten, in deren Mauern der Glaubensheld das Licht der Welt erblickte und wo er zugleich auch seine vielbewegte, von Arbeit und schweren Kämpfen durchflochtene irdische Laufbahn schloß. Diese Stadt hat hierdurch eine europäische Wichtigkeit erlangt wie keine andere in Deutschland. Sieben Städte stritten sich einst im alten Griechenland um die Geburt Homers. Bedeutet aber Luther für Deutschland nicht viel mehr als Homer für das alte Griechenland? In Hinsicht der von ihm durchfochtenen geistigen Kämpfe — ein Vorbehalt der neuen Zeit — und der uns durch sie zu Theil gewordenen Errungenschaften, kann ihm das ganze Alterthum kein Gegenbild stellen. Und das Buch aller Bücher, das Luther seinem Volke erst in die Hände gegeben, das in keinem Hause des protestantischen Deutschlands fehlt, in dem das Kind lesen lernt, aus dem der Mann Muth und Stärkung in den Kämpfen des Lebens saugt und aus dessen vergriffenen Blättern der Greis noch den letzten Trost schöpft, ist es uns nicht viel mehr, als den Griechen die homerischen Heldengesänge waren? Luther ist durch seine Bibelverdeutschung, wodurch er die hochdeutsche Sprache bildete und bereicherte, welche, die damals noch rauhe und ungelenke, sein starker Geist überwältigt und sich unterthan gemacht hat, zugleich ein deutscher klassischer Schriftsteller erster Größe geworden. Darum hat man ihn vielfach einen rechten deutschen Cicero genannt, dem es kein Schreiber auf Erden gleich thun könne; Andere haben ihn seiner klassisch gewordenen Sprache wegen den deutschen Shakespere genannt, mit dem er in der That in Absicht auf Ausdruck, Kraft und Wahrheit manche Aehnlichkeit hat. Ist Luther ferner nicht auch ein Verbesserer der Schulen, der gelehrten wie der niederen? Hat er nicht die Bildung des Volkes aus Dumpfheit und Versunkenheit mächtig emporgehoben? So ist Luther, was Keiner vor und neben und nach ihm in Deutschland erreicht hat, zugleich der Mann der Gelehrten und des Volkes geworden. Alle unsere übrigen Größen, Fürsten, Helden, Dichter und Schriftsteller, sind uns theils zu Vorwurfs- und Schreckbildern geworden, theils gehören sie bei unserer unseligen politischen Zerrissenheit und der noch unausgefüllten Kluft auf dem Gebiete geistiger Cultur nicht der ganzen Nation an, oder sind nicht bis an den Herd des Bürgers und in die Hütte des Landmanns gedrungen. Selbst diejenige Hälfte Deutschlands, welche seiner Reformation fremd geblieben, wird in Luther den geistigen Helden, den Mann von deutscher Biederkeit und edler Wahrhaftigkeit, den unerschrockenen Kämpfer voll unerschütterlicher Kraft, der vor einer ganzen Fürstenschaar nicht erzitterte, den Schutzengel des Friedens anerkennen müssen; sie wird nicht leugnen können, daß er der Grundstein und Schöpfer eines starken, freien und rüstigen Geisteslebens geworden ist, wie es im Preußenlande und in andern deutschen Landen zu einer herrlichen Blüthe sich entwickelt, und daß auch sie die Früchte seiner nun schon durch drei Jahrhunderte hindurch gehenden segensreichen Wirksamkeit genießen. —

Ein Gefühl stiller Ehrfurcht muß daher schon den Wanderer ergreifen, wenn er die Thürme der alten Lutherstadt von ferne erblickt, und der Reisende, den sein Weg in die letzten östlichen Höhen des Harzes führt, sollte nicht versäumen, ihr einen Besuch zu machen. Sind es doch die denkwürdigen historischen Erinnerungen, die den Gegenden und Städten erst ihre eigentliche Weihe und das höchste Interesse verleihen. Der Ort, den ein großer Mann betrat, wo er verweilte, einen Theil seines Lebens zubrachte, bleibt ja für immer geweiht, und ruft dem kundigen und sinnigen Beschauer theilweise die damalige Zeit wieder zurück. — Eisleben, gegenwärtig Kreisstadt des preußischen Mansfelder Seekreises, ist nicht groß und hat nur gegen 8000 Einwohner. Es liegt an der Halle-Casseler Heerstraße an einer Anhöhe in einer fruchtbaren Gegend, welche zwar eben nicht reich an malerischen Partien, aber hügelig und theilweise gebirgig, und nicht ohne Reize ist, da Re-

den, edle Fruchtbäume und niedliche Waldungen gar manchen Berg und Hügel umgrenzen. Ehrwürdige Kirchen und stattliche Thürme zieren die Stadt, viele Häuser tragen noch das Gepräge einer alten grotesken Bauart, und die Straßen sind großentheils krumm und winklig. Sie ist der Hauptsitz und Mittelpunkt des umliegenden Bergbaues, welcher in dieser Gegend stark betrieben wird, und aus dem Kupferschieferflöz, der in der älteren Flözkalkbildung sich zwischen der Elbe und dem Harz hin bis nach Thüringen erstreckt, ja fast den ganzen Harz umlagert, eine reiche Ausbeute liefert; ferner der Sitz eines Bergamts und einer Schule zur Ausbildung von Bergleuten. Auch ist hier außer mehreren Schmelzhütten, in denen Silber und Kupfer geschieden wird, seit 1828 ein Vitriolwerk im Gange, welches das bekannte Eisleber Grün liefert. Schon von Alters her war der Bergbau in der Grafschaft Mansfeld in hohem Schwunge, besonders im 15. und 16. Jahrhundert, wo der jährliche Kupferertrag bis auf 18,000 Centner gestiegen sein soll, dessen Hauptabnehmer die Handelsstädte Süddeutschlands, namentlich auch Venedig waren. Durch den dreißigjährigen Krieg und die zerrütteten Vermögensverhältnisse der letzten Grafen von Mansfeld kam hier das Bergwesen aber gar sehr in Verfall, bis es sich wieder unter preußischer Herrschaft auf eine vorher nie erreichte Stufe gehoben hat. Luther hatte daher von seiner Vaterstadt her eine gewisse Vorliebe für das Bergwesen und die Bergleute, denen er mancherlei Gunst erzeigte. Wir wissen, daß Luthers Vater, als er sich von Pöhra in Eisleben niedergelassen, hier zuerst ein armer Bergwerkshauer war, bis er nach Mansfeld zog, und sich dort von den Früchten seines Fleißes zwei Schmelzöfen erwarb. Als einst zu Fastnacht in Wittenberg vor Luthers Thür eine in Bergleute verkleidete Truppe allerlei höfliche Kurzweil trieb und Einlaß begehrte, wies er sie nicht ab wie die andern Truppen, sondern ließ sie in sein Haus ein, bewirthete sie und spielte mit ihnen sogar Schach, indem er sagte: „Die laßt mir herein, das sind meine Landsleute und meines lieben Vaters Schlägelgesellen; den Leuten, weil sie die ganze Woche über unter dem Boden stecken, in bösem Wetter und Schwaden, muß man bisweilen ihre ehrliche Ergötzung und Erquickung gönnen und zulassen." —

Eisleben ist eine sehr alte Stadt, die bereits in Urkunden aus dem 10. Jahrhundert erwähnt wird, und ihr Name, vorkem Islaben, weist auf eine geschichtlich dunkle Vorzeit hin. Einige Momente aus der Geschichte der Stadt sind von allgemeiner historischer Denkwürdigkeit. Während der Anwesenheit Kaiser Heinrichs IV. in Italien wurde hier i. J. 1082 eine Zusammenkunft deutscher Reichsstände gehalten, welche Heinrich IV. zum Trotz, mit Uebergehung von dessen Sohne, den Herzog Hermann von Lothringen, Grafen zu Saarbrück, zum römischen König erwählten, und zu Ende genannten Jahres wurde derselbe auch wirklich, da die Wahl von den sächsischen Bischöfen und Fürsten bekräftigt wurde, durch den Erzbischof Siegfried von Mainz zu Goslar zum Könige gesalbt und gekrönt, gegen das Versprechen, Nichts wider den Willen des Papstes, Gregor VII., zu unternehmen. Hermann wählte Eisleben zu seiner Residenz, und weil daselbst in jener Zeit viel Knoblauch gebaut wurde, so nannte man ihn spottweise den Knoblauchskönig. In Folge seines Aufenthalts daselbst hatte die Stadt Manches zu leiden. Der Erzbischof von Bremen und der Bischof von Hildesheim, die es mit dem rechtmäßigen Kaiser hielten, belagerten Eisleben, eroberten es und zerstörten es bis auf's Schloß, welches sie nicht gewinnen konnten, da Hermann zuletzt einen muthigen Ausfall that und seine Feinde vertrieb. Im Jahre 1083 schlug der tapfere Graf Ernst von Mansfeld als Anführer der Sachsen vor Eisleben in der sogenannten Friesengasse die Friesen, welche es mit Kaiser Heinrich IV. hielten, und von denen gegen 1000 Mann auf dem Platze geblieben sein sollen. 1363 hatte die Stadt eine lange und harte Belagerung von dem Landgrafen Friedrich von Thüringen zu erdulden. 1439 fand hier abermals eine Versammlung vieler deutscher Fürsten und hoher Personen statt, um die Streitigkeiten zwischen Sachsen und Magdeburg beizulegen. Im 16. Jahrhunderte wurden

hier mehrere denkwürdige Colloquien und Zusammenkünfte von Predigern gehalten, um über Religionssachen zu berathen.

Diese ehr- und denkwürdige thüringische Stadt war es werth, daß ein Luther in ihr geboren wurde; denn schon von jeher hat sie sich durch eine Menge berühmter Gelehrten und Künstler ausgezeichnet, welche theils hier geboren wurden, theils hier lebten und wirkten. Wir wollen von ihnen nur drei Namen nennen: Den 1490 hier geborenen Johann Agricola, der von seinem Geburtsorte auch schlechtweg Eisleben genannt wurde, hier Rector und Prediger zu St. Nicolai, später Lehrer in Wittenberg und Berlin war, wo er 1556 an der Pest starb. Er war, obwohl mit Luther im Streite lebend, ein thätiger Mitarbeiter am Reformationswerke, ist als Mitverfasser des sogenannten Augsburger Interims bekannt, und hat sich als theologischer Schriftsteller und geistlicher Liederdichter einen Namen gemacht. Ferner den gläubigen und kindlich frommen, gewiß allgemein bekannten Johann Arnd, den Verfasser des „wahren Christenthums" und des „Paradiesgärtleins", Werke, welche noch jetzt neu aufgelegt und von Vielen mit wahrer Erbauung gelesen werden. Er war seit 1609 Pastor zu St. Andreä in Eisleben und starb 1611 als Generalsuperintendent in Zelle. In dem Predigerstuhle der genannten Kirche hängt noch ein recht schönes, auf Holz gemaltes Brustbild von ihm, welches rein und klar seinen frommen Sinn wiederspiegelt. Endlich noch Johann Spangenberg (Vater des Cyriacus Spangenberg, Generaldekans in Mansfeld), ein fruchtbarer und guter theologischer Schriftsteller, welcher hier seit 1546 durch Luthers Empfehlung Superintendent war. — Außerdem hat Eisleben vor und im Reformationszeitalter noch viele tüchtige Künstler, Maler, Bildhauer, Steinmetzen u. s. w. aufzuweisen. —

Eisleben war in früheren Zeiten viel angesehener und blühender und entfaltete, als es noch die Hauptstadt der Grafschaft war, und eine Linie der Mansfelder hier ein prächtiges Schloß besaß, ein weit lebendigeres und luxuriöseres Leben als heutigen Tages. Die „Herrengasse," welche mit dem Schlosse zusammenhing, besaß die schönsten Gebäude, und auf den Plätzen in der Stadt, wo jetzt Gärten sind, standen ehedem die schönsten Häuser und Paläste. Am blühendsten scheint die Stadt zu Luthers Zeiten gewesen zu sein, wie überhaupt die Städte und das Bürgerthum in damaliger Zeit eine ihrer schönsten Perioden hatten, Gewerbefleiß und Handel blühten, und im Bürgerstande Wohlhabenheit, eine gesunde, tüchtige Bildung und praktischer Sinn zu finden war. Als Folge davon lebte auch ein starkes Selbstgefühl in dem deutschen Bürger, das selbst in den ganz niederen Classen zu finden war. Er nahm an der Verwaltung und Vertheidigung der Stadt lebhaften Antheil und fühlte sich als den, der seine Burg zu schützen weiß. Einen besseren Repräsentanten des deutschen Bürgersinns kann uns die damalige Zeit nicht bieten, als eben unsern Luther, welcher jene Eigenschaften vereinigt und in hohem Grade besaß. — Besonders blühte damals, wie schon erwähnt, das Bergwesen in Eisleben. Im Anfange des 16. Jahrhunderts ward, als dasselbe reichlich zunahm und von allen Orten Bergleute zuliefen, die sogenannte Neustadt als eine Bergstadt angelegt. Die Figur, welche dort über einen Brunnen steht, soll einen der Bergleute (Recke und Napian) vorstellen, welche 1199 zuerst bei Hettstädt Erze fanden und darauf einschlugen. Im 17. Jahrhunderte brachen aber in Eisleben wiederholt bedeutende Feuersbrünste aus, welche den größten Theil der Altstadt und auch das Schloß in Asche legten, wovon jetzt nur noch wenige Reste vorhanden sind, und seitdem ist das äußere Ansehen der Stadt nicht wieder zu seiner früheren Ehrwürdigkeit und seinem früheren Glanze gelangt, wie es auch nicht anders sein konnte, da zwar unter preußischer Herrschaft sich Eislebens Wohlstand und Bildung bedeutend hob, aber seine politische Geltung und der Geist der damaligen Zeit geschwunden war. — Luther bewahrte seiner Vaterstadt stets ein liebevolles Andenken, besuchte sie sehr häufig und predigte fast jedesmal, wenn er hier verweilte. —

Das, was die meisten Besucher, wes Landes und Volkes sie auch seien, nach Eisleben zieht, was Jeden mit Empfindungen der Bewunderung und Ehrfurcht und eines dankbaren Andenkens erfüllen muß, und von Jedem wie ein Wallfahrtsort aufgesucht werden sollte, ist das sogenannte „Lutherhaus", das Haus, in welchem Luther geboren wurde. In einem schlichten Bürgerhaus, als Kind armer, aber strenger und gottesfürchtiger Eltern, in einer echt deutschen, im Herzen des Vaterlandes gelegenen, blühenden, gewerbreichen Stadt, deren von freiem Bürgersinne beseelte Bewohner norddeutschen Ernst mit süddeutschem Gemüth vereinen, kam der große Gottesstreiter zur Welt. „Weder die Kutte des Mönchs," sagt ein Biograph, „noch der Verkehr mit Fürsten konnten aus seinem ganzen Wesen das Gepräge des Deutschen verwischen, der in einem stillen, ehrbaren Bürgerhause seinen Charakter zuerst ausgebildet hatte." Solche Gedanken und Gefühle müssen Jeden überkommen, der das Lutherhaus betritt. Mir ist immer Uhland's „Ulme von Hirsau" eingefallen, welche sich aus der dumpfen Enge des Klostergemäuers mit Riesenästen hoch und höher zu den Wolken hinan, zu Licht und Himmelsblau emporringt.

„Zu Wittenberg im Kloster,
Wuchs auch ein solcher Strauß,
Und brach mit Riesenästen
Zum Klosterdach hinaus.

O Strahl des Lichts! Du dringst
Hinab in jede Gruft.
O Geist der Welt! Du ringst
Hinauf im Licht und Luft."

Zugleich werden wir durch die im Lutherhause befindliche Freischule für arme Kinder an ihn, den Schulenstifter und Schulenverbesserer erinnert, der ja auch ein Kind armer Eltern war, und als armer Schüler sich sein Brot vor den Thüren ersingen mußte. Mit Recht kann daher dieses Haus eine lutherische Ehrensäule genannt werden.

Es liegt in der „langen Gasse" und ist jedem Kinde in Eisleben unter dem Namen „Lutherhaus" bekannt. Die Verehrung für dasselbe war von jeher bei den Eislebern so groß, daß man bei den häufigen Feuersbrünsten die an ihm stehenden Häuser und Gebäude niederriß, um nur dieses Haus vor den Flammen zu retten. Viele Schriftsteller bezeichneten es daher bald als unverbrennlich. Trotzdem konnte es bei dem großen Brande im Jahre 1689 in der allgemeinen Verwirrung nur insoweit gerettet werden, als nur der obere Theil abbrannte, der untere dagegen, in welchem Luther geboren wurde, stehen blieb. Es wurde jedoch von milden Beiträgen, welche aus allen Gegenden und Ländern reichlich eingegangen waren, das obere Geschoß bald wieder aufgebaut. Auch wurde 1693 zum Andenken Luthers in dem unteren Stock die vorerwähnte Freischule in's Leben gerufen. Doch war dieselbe, da sie keinen genügenden Fonds hatte und das Schulgeld von den Almosen bezahlt wurde, welche die das Lutherhaus besuchenden Fremden in die Armenbüchse legten, nicht im Stande, bei weitem alle armen Kinder der Stadt aufzunehmen und unter den Uebeln und Stürmen der letzten Kriegsjahre konnte sie sich nur durch den Edelmuth und die Freigebigkeit der Bürger halten.

Indessen haben viele tausend arme und verwaiste Kinder in ihr den Unterricht genossen, bis sie Preußens edler und mildthätiger König Friedrich Wilhelm III. zur Zeit des dritten Reformationsjubelfestes 1817 für immer in seinen Schutz nahm, sie auf Kosten der Regierung in baulichem Zustand zu erhalten befahl und sie mit einem alljährlichen festen Einkommen ausstattete. Ferner ließ er hinter Luthers Hause zur Erweiterung der Armenfreischule noch ein besonderes Schulhaus bauen, mit welchem später ein Schullehrerseminar verbunden wurde. —

Von jeher hat das Lutherhaus einen fleißigen Zuspruch von Fremden erhalten, und viele große Männer der Zeit und Vorzeit haben sich eigenhändig in die 5 Foliobände Fremdenbücher geschrieben, welche manchen schönen Denkspruch enthalten. Beim Beginn des siebenjährigen Krieges schrieb der Herzog Ferdinand von Braunschweig hinein: „Si Deus pro nobis, quis contra nos? (Wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns); und im Jahre 1800 widmete der als Dichter bekannte Graf Friedrich Leopold von Stolberg kurz vor seinem Uebertritte zur katholischen Kirche den Manen des großen deutschen Mannes erhabene Dichterworte. — In den letzten Kriegsjahren sah man durchmarschirende Krieger aus allen Ländern und Völkern und den verschiedensten Confessionen angehörend, in ganzen Schaaren nach dem Lutherhause wandern, obwohl sie meistentheils von Gilmärschen erschöpft waren, um sich den Gefühlen der Bewunderung und des dankbaren Andenkens an den tapferen Streiter mit den Waffen des Geistes hinzugeben. — Es lohnt sich auch schon der Mühe,

Das Lutherhaus in Eisleben.

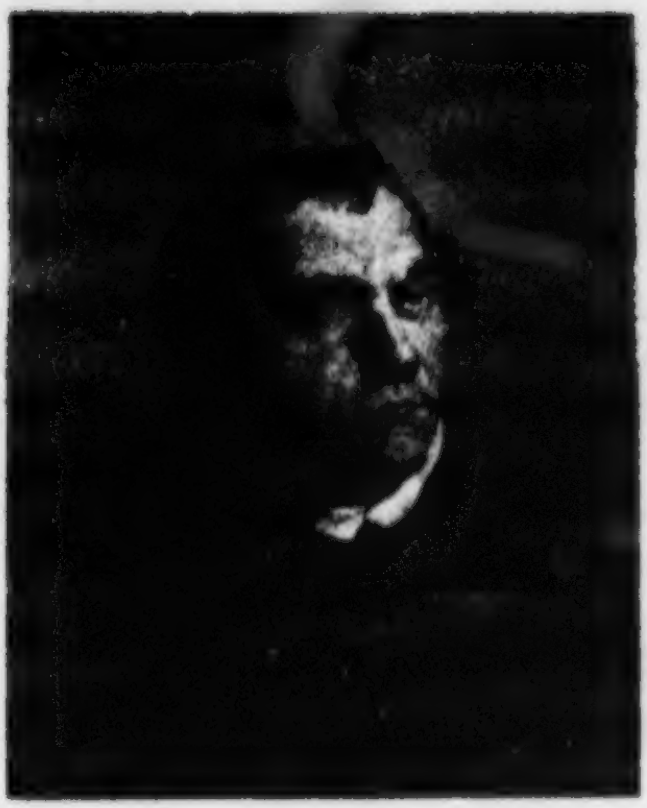
die im Lutherhause befindlichen Merkwürdigkeiten und Alterthümer, welche sich größtentheils auf Luther und die Reformation beziehen, in Augenschein zu nehmen. Besonders ist es nach der dritten Reformationsfeier im Jahre 1817 mit dergleichen Gegenständen reichlich beschenkt und ausgestattet worden.

Das Haus selbst besteht aus zwei Stockwerken. Auswendig befindet sich über der Thür Luthers Bildniß in Stein mit der Ueberschrift:

„Gottes Wort ist Luthers Lehr,
Drum vergeht sie nimmermehr."

Zur linken Hand im unteren Geschoß hat der Hereintretende die erste Schulstube, über deren Eingangsthür die Worte stehen:

„Die Stätte, wo ein großer Mann die Welt betrat,
bleibt eingeweiht für jetzt und immerdar."



Dr. Martin Luther

[illegible]
Berlin

Das auf der rechten Seite der Hausflur auf die Straße gehende Fenster hat zwei Glasgemälde, Luthern und Melanchthon darstellend, welche ihres hohen Alters wegen merkwürdig sind und bei dem großen Brande von 1689 mit gerettet wurden. Im oberen Stock befinden sich in dem sogenannten schönen Saale und der daranstoßenden Stube alle jene Merkwürdigkeiten und Alterthümer. Zwei Bildnisse von Luther und Melanchthon in Lebensgröße auf Leinwand und die gleichfalls lebensgroßen Bilder der Churfürsten von Sachsen, welche die Beförderer der Reformation waren, sind von dem Eisleber Maler Christoph Ernst Rothe und aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Besonders erwähnenswerth ist der sogenannte „unverbrannte Luther," auf Holz gemalt, 2 Fuß hoch und 1 Fuß breit, mit dem Heiland zur Rechten und Luthers bedeutungsvollem Petschafte, ein rothes Herz mit einem schwarzen Kreuze in einer weißen Rose, zur Linken. Das Bild scheint sehr alt zu sein und wurde bei dem eben erwähnten Brande gleichfalls mit gerettet. Von Gemälden wollen wir noch diejenigen Oelgemälde erwähnen, welche im Jahre 1817 aus der alten verfallenen Gottesktirche weggenommen und hier in der neben dem Saale befindlichen Stube aufgehängt wurden. Es sind zwar eigentlich Epitaphien, doch ist auf fast allen Luther mit seiner Familie, seinen Zeitgenossen und Gehülfen am Werke der Reformation dargestellt. Als würdige Denkmäler deutscher Kunst sind sie von jeher von Kennern bewundert worden, auch drücken sie in sprechender Weise den tiefen religiösen Sinn der damaligen Zeit aus und welche hohe Achtung die Eisleber vor ihrem Landsmann hatten, die sich und ihre Familie geehrt glaubten, wenn sie ihn unter sich aufnahmen. — Das erste ist 10 Fuß breit und 7 Fuß hoch und auf Holz und Oelgrund gemalt. Die Hauptfigur ist der in seinem Zelte auf dem Throne sitzende Nebukadnezar, von Räthen, Leibwache und Gefolge umgeben. Links liegt das Volk im persischen Costüm vor einem dem Nebukadnezar ähnelnden Götzen auf den Knieen; Trompeter und ein Herold geben das Zeichen zum Niederfallen. Noch weiter links erblickt man die drei Männer im feurigen Ofen und einen sie beschützenden Engel. Vor dem Könige stehen drei Männer, ganz denen im feurigen Ofen ähnlich, von denen ihn der mittelste freimüthig und unerschrocken anblickt; in ihrer Nähe ein Henker. Zwei Geistliche, Jesuiten auf ein Haar ähnlich, lesen ihnen nicht ohne geheime Schadenfreude aus einer aufgeschlagenen Pergamentrolle Etwas vor. Auf sie folgt ein Mann mit einer Hanswurstmütze und einer unverschämten marktschreierischen Miene. Links von ihm stehen zwei Geistliche. Eine Menge anderer, verschiedener Figuren mit ausdrucksvollen Gesichtern befindet sich noch unter der Hauptgruppe. Ueber dem Gemälde befindet sich das alte Eisleben, wie es vor dem großen Brande von 1689 aussah, und unten kniet ein angesehener Eisleber, über dessen Brust das Gemälde aufgestellt war. Das Bild zeichnet sich durch eine bewundernswerthe Sorgfalt und Treue in Ausführung des Einzelnen aus und, obwohl über 300 Jahr alt, durch die Frische und Schönheit seiner Farben. Bei genauerer Betrachtung dieses Gemäldes und der verschiedenen Gesichter und Figuren auf ihm, die sämmtlich wirklichen Männern aus dem Zeitalter der Reformation anzugehören scheinen, wird man alsbald gewahr, daß es unter der Hülle der biblischen Geschichte einen wirklichen Auftritt aus der Geschichte der Reformation darstellt: jedenfalls Luthern, den Daniel seiner Zeit, auf dem Reichstage zu Worms vor Kaiser und Reich stehend. Vielleicht hatte dem Künstler Luthers, ehe er nach Worms ging, gethane Aeußerung: „Der lebt und herrscht noch, der die drei Männer im glühenden Ofen erhalten!" die erste Idee gegeben. Die Hauptfiguren sind sämmtlich im europäischen Costüm gemalt, wie es zu Kaiser Karls V. Zeiten gewöhnlich war, und auf der Brust des Herolds läßt sich der kaiserliche Doppeladler blicken. Luther, die mittelste Figur unter jenen drei Männern, ist in einem Doctormantel gemalt, sein Gesicht hat indessen wenig Aehnlichkeit mit dem Cranachschen Portrait. Sein linker Nachbar stellt seinen Advocaten Dr. Schurf und der rechte den Erb-

marschall von Pappenheim dar, der ihn in die Reichsversammlung abholte. Das, was ihm vorgelesen wird, ist entweder die päpstliche Bannbulle oder das Wormser Edict vom 8. Mai 1521. Die Figur mit der spitzen Mütze ist vielleicht Johann Letzel. Dieses Gemälde hat insofern ein hohes geschichtliches Interesse, als auch die übrigen Figuren der Hauptgruppe, bei welchen man an Dr. Eck, an den päpstlichen Nuntius Alexander, an den Erzbischof von Trier, Richardus, an Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, Georg Frundsberg, den Herzog Ehrich von Braunschweig u. s. w. denken kann, ohne Zweifel mit den wirklichen Personen Aehnlichkeit haben. — Viele Kunstkenner haben dies Gemälde dem Albrecht Dürer zugeschrieben. — Ein zweites Oelgemälde stellt die Ordination zweier Prediger durch Luther am 15. Februar 1546 in der St. Andreaskirche zu Eisleben in Gegenwart vieler Eisleber Prediger und Beamten dar und war das Epitaph des zu Eisleben 1590 verstorbenen Generalsuperintendenten Menzel. — Ein drittes Oelgemälde — Jesus trägt das Kreuz aus Jerusalem nach Golgatha — wird von vielen Kunstkennern Holbein zugeschrieben, welcher Annahme das auf demselben befindliche Monogramm HP. (Holbein pinxit) nicht zu widersprechen scheint. Auch die übrigen 8 Gemälde — sämmtlich Scenen aus der biblischen Geschichte darstellend — sind von Kunstkennern von jeher bewundert worden, besonders die mit niederländischer Meisterschaft und Sauberkeit gemalten Köpfe der Figuren, und haben für den Geschichtsfreund insofern Interesse, als auf den meisten ebenfalls Luther mit seiner Frau und vielen bedeutenden Männern aus dem Reformationszeitalter und das alte Eisleben mit dem gräflichen Schlosse abgebildet ist. Wie die auf allen diesen Gemälden befindlichen Monogramme der verschiedenen Verfertiger zeigen, sind diese, das vermuthlich von Holbein herrührende Gemälde ausgenommen, höchst wahrscheinlich niederländische Maler gewesen. Nach Angabe des Kirchenbuchs der St. Andreasgemeinde zu Eisleben haben sich auch in den Jahren, denen die Gemälde angehören, mehrere Niederländer in Eisleben aufgehalten, welche der Religionsbedrückungen wegen auswanderten und hier eine Zuflucht fanden. —

Von anderen Merkwürdigkeiten sei Luthers Schreibpult erwähnt, ein ovaler Tisch, mit blauem Tuch überzogen, worauf Luthers Schwan steht. Ferner eine Nachahmung von Luthers Verlobungsringe, welchen ihm Catharina v. Bora geschenkt. Das Original befindet sich noch in Leipzig in einer angesehenen Familie, und diese Nachahmung hat der Hofjuwelier Jäger in Nenneburg gefertigt und sie 1817 dem Lutherhause geschenkt. Dieser Ring ist ein höchst schätzbares und werthvolles Denkmal altdeutscher Kunst. Er ist ziemlich breit, von durchbrochener und erhabener Arbeit, und besteht aus drei Reifen. Der Hauptreif, durch einen in einem Kasten gefaßten Rubin getheilt, stellt auf der einen Hälfte in Form eines Baumes mit einem Querbalken ein Kreuz mit dem gekreuzigten Heiland dar, auf der andern Hälfte die Spitze des Kreuzbaumes, an welche sich eine mit Stricken umwundene Säule der Geißelung anschließt, über welche sich quer ein Hammer legt. Die Nebenreife werden in der einen Hälfte durch zwei Schwerter zur Rechten des Gekreuzigten und durch eine Geißel zu seiner Linken gebildet, in der andern durch eine Leiter und eine Lanze. Inwendig im Hauptreife steht: „Dr. Martino Luthero Catharina v. Boren 13. Juni 1525." Nachahmungen dieses Ringes wurden 1817 viel gekauft und getragen.

Interessant für den Alterthums- und Geschichtsfreund und für den Sprachforscher höchst schätzbar sind zwei dem Lutherhause geschenkte alte Bibelübersetzungen.

Wie viele hochdeutsche Bibelübersetzungen auch vor Luther erschienen sind, keine ist wie die lutherische ein Nationalgemeingut der Deutschen geworden. Sie ist einzig und unerreichbar in ihrer Art und wird es bleiben, und Luther hat sich in ihr ein ewiges Denkmal gesetzt. Mag sie, wie alles Menschliche, unverkennbare Fehler und Mängel tragen: aber keinem Dolmetscher ist noch so wie ihm das Erhabene und Dichterischschöne wie die biblisch-

klassische Einfachheit, Würde und Kraft gelungen, keiner hat so wie er, einen so frommen und religiösen Geist und Sinn in seine Uebersetzung hineingelegt, der den Gebildeten wie den Ungebildeten in gleicher Weise durchweht und ergreift. Wie schön und treffend spricht sich einer unserer großen Dichter, Ludwig Tieck, über den Werth und die Bedeutung der lutherischen Bibelverdeutschung in der Vorrede zum II. Bande seines deutschen Theaters aus: „Durch Luther entstand zuerst eine allgemeine deutsche Sprache; er erhob die sächsische zur Schriftsprache. Die Kürze in den Büchern der Sentenzen, die Größe und Lieblichkeit in den Psalmen und Evangelien, die schlichte Einfalt, die tiefen Töne der Propheten, das Alterthümliche und Gewaltige: nur einem ahnungsreichen, begeisterten Gemüthe konnte es gelingen, ein Werk hervorzubringen, welches man in seinem Zusammenhange ein unnachahmliches Kunstwerk nennen muß, das alle Versuche weit übertrifft, die andere Völker, oder nach Luther, andere Gelehrte bei uns gemacht haben. Man mag diesem Werke seines Glanzes wegen einzelne Fehler und Flecke übersehen und entschuldigen, nur wähne man nicht, es übertreffen zu können. Diese Bücher, indem sie allen Classen des Volkes, dem Hohen, wie dem Niedrigen, unentbehrlich wurden, indem man sie auswendig lernte und ihre Sprüche des Lebens anwandte, indem sie den Gelehrten wie den Unwissenden den reichhaltigen Schatz unserer Sprache mittheilten, sind als die Grundpfeiler aller neuen Bildung, Sprache und Literatur anzusehen, als die feste Mauer, welche am meisten der Auflösung, dem Eindringen des Fremdartigen und den undeutschen Formen widerstanden hat, und welche in allen Zeiten das Edlere und Bessere möglich machte." —

Im Jahre 1817 wurden dem Lutherhause auch einige damals noch ungedruckte Briefe von Luther entweder im Original oder in treuer Abschrift geschenkt. Wir erwähnen davon nur einen deutschen, v. J. 1530 an den Rath in Herzberg, eine Fürbitte für eine Frau enthaltend, welche mit zu kurzer Elle gemessen und deshalb dort bestraft werden sollte, mit noch gut erkennbarem Siegel.

Noch wollen wir eines merkwürdigen Aktenstücks gedenken, aus 41 Blättern bestehend, welches die Aufschrift führt: „Herrn Dr. Martini Lutheri h. m. (beatae memoriae) Verehelichung und desselben Beilager betreffend, 1630." Aus demselben geht hervor, daß ein vornehmer Katholik einst zum Grafen Johann Georg zu Mansfeld geäußert hatte, Luther habe sich nicht im Ehestande, sondern im unehelichen Wesen befunden. Von den Lutheranern selbst werde sein Trauungstag auf verschiedene Tage gelegt und seien sie selbst nicht unter einander einig darüber; auch sei Luther nicht öffentlich, sondern in der Stille und Enge, ohne Zeugen, getraut worden. Um diese Vorwürfe zu widerlegen, forderte der Graf i. J. 1629 von der Universität Wittenberg und dem Eisleber Consistorium ein förmliches Gutachten über diese Punkte. Beide Gutachten sind in dem Aktenstücke mit enthalten und werden in ihnen alle jene Anschuldigungen durch Thatsachen und Beweise widerlegt. Es erhellet daraus, daß Luther am 13. Juni 1525 erst um Catharina v. Bora geworben und sie sich auf der Stelle, und zwar in der Stille und im Hause, in Gegenwart einiger Zeugen und mit Vorwissen weniger Leute von Buggenhagen hat antrauen lassen, denn er hatte große Eile damit, „daß," wie er selbst sagte, die Leute sich nicht erst die Mäuler zerrissen, und seine Bekannte es nicht verhindert hätten, denn alle seine besten Freunde hätten geschrieen: „Nicht diese, sondern eine andere!" Darauf hat er am 14. Juni erst das sogenannte Verlöbnißmahl und am 27. Juni das eigentliche Hochzeitsmahl gegeben.*)

Kennern und Freunden der Kirchengeschichte und des Alterthums werden die im Lutherhause aufbewahrten 4 Original-Ablaßbriefe aus den Jahren 1497 – 1516 sehr willkommen sein.

*) Dieses Aktenstück mögen diejenigen wohl beachten, welche den sattsam Gerüchten und Schmähungen, die sich von Luther bald nach seiner Verheirathung verbreiteten, theilweise jetzt noch Glauben schenken.

Von den vielen schönen und seltenen Büchern, welche seit 1817 dem Lutherhause geschenkt wurden, erwähnen wir, des Raumes wegen, nur folgende: Lucas Cranachs Stammbuch, enthaltend die Bildnisse der vorzüglichsten Fürsten und Gelehrten aus der Reformationsgeschichte, die Handschriften der 4 Theologen und den Vorladungs- und Sicherheitsbrief Karls V., wodurch Luther auf den Reichstag zu Worms entboten ward. Herausgegeben von Christian v. Mechel. Berlin 1814 bei Decker. Ferner eine Genealogie Luthers von Richter, Güstrow 1733, und das Sendschreiben Luthers an den Hermannus Tenkel in München v. J. 1530, 1817 herausgegeben von dem kaiserlichen Reichsarchivar Kuchabey, ein Geschenk des Herausgebers. Luther bittet darin, ihm die Worte: „In pace in id ipsum" (Ich liege und schlafe ganz in Frieden) und die Motette „Non moriar, sed vivam etc. Ps. 118., 7., in Musik zu setzen, was Tenkel auch gethan hat. Wir wollen aus diesem ursprünglich lateinisch geschriebenen Schreiben, welches unseres Wissens anderwärts noch nicht abgedruckt ist, eine Stelle herausheben, worin sich Luther, der große Liebhaber von Musik und Gesang, der geistliche Liederdichter, der treffliche Sänger, der selbst einen sehr schönen Tenor sang, über das Wesen der Musik ausspricht:

„Wer sollte selbst unter den Tänzen darüber getadelt werden, wenn man die Kunst liebet und den Künstler lobet. Es ist unter allem Zweifel, daß bei denjenigen, welche die Musik lieben, viele Anlagen zu allen Tugenden sich finden. Welche von ihr nicht ergriffen werden, gleichen Klötzen und Steinen. Wir wissen ja, daß die Musik den bösen Geistern verhaßt und unerträglich ist.

Nach meinem Urtheil, deßen ich mich keineswegs schäme, giebt es nach der Theologie keine Kunst, welche der Musik an die Seite gestellt werden könnte, indem sie selbst das, was sonst eigentlich nur die Theologie leistet, wirkt: sie beruhigt und erheitert das Gemüth, wovon der offenbarste Beweis ist, daß der Teufel, als der Urheber aller Sorgen, Unruhen und Traurigkeit, vor dem Schall der Musik, gleichwie vor den Reden der Theologen flieht. Daher kam es, daß die Propheten keiner Kunst huldigten, als der Musik, indem sie ihre Theologie weder auf die Geometrie, Arithmetik noch Astronomie verbreitet haben, sondern blos auf die Musik, und beide auf das engste mit einander verbunden hielten, um die Wahrheit auch in Psalmen und Liedern auszusprechen. Doch die Musik auf einem so engen Raume zu loben, hieße sie mehr entstellen, als darstellen. Aber ich bin so sehr für sie eingenommen, weil sie mich schon öfters erquickte und mir manchen Kummuth verscheuchte."

Unter den geschenkten Gemälden, Kupferstichen, Büsten, Denkmünzen ꝛc. stehen oben an das Bildniß Königs Friedrich Wilhelms III. von Preußen, von ihm selbst geschenkt, gemalt nach Gerard; ein sehr alter Kupferstich, die Margaretha Lutherin geb. Lindemann darstellend; eine colossale Büste Luthers von Weiße, nach Lucas Cranachs Hauptbilde auf dem Altarblatte in der Hauptkirche in Weimar gearbeitet, und eine dergleichen von Bilen von Schaken, ein Geschenk der mansfeldischen Gewerk- und Knappschaft, den großen Bergmann geehrt zu ehren; endlich viele Denkmünzen von den Reformations-Jubelfesten 1617, 1717 und 1817, darunter auch aus den letztgenannten Jahren eine vom kaiserlichen Senate in Rußland und, als ein beachtenswerthes Zeugniß französischer Toleranz, eine zu Paris geschlagene.

Außer dem Lutherhause schließt die alte Lutherstadt noch drei Gebäude ein, welche durch das Andenken an Luther geweiht und geheiligt bleiben, so lange ihre ehrwürdigen Mauern noch neben weinen: die Kirche zu St. Andreas und St. Petri-Pauli und das Haus, in welchem der fromme Wettermann seine letzten Augenblicke zubrachte. —

Wenn man in die alte St. Andreaskirche hineintritt, deren Schiffe gleich hoch sind, heftet sich der Blick sogleich auf die „Lutherstatue", welche auf einem Pfeiler mitten in der Kirche steht. Luther hat oft von ihr herab gepredigt und noch bei seiner letzten Anwesenheit

innerhalb 3 Wochen viermal. „Ein eigenes Gefühl muß Jeden ergreifen," sagt ein Reisender, „der diesen engen Raum betritt, von dem einst die machtvolle Rede Europa erschütterte, und deren Widerhall in allen Weltteilen sich verbreitete. Jetzt schweifte mein Blick über ein stilles Gotteshaus, aber ich fühlte wieder, daß die Stelle, welche ein großer Mann betrat, geheiligt ist und ewig geheiligt bleibt, wenn auch Jahrhunderte über sie hinwegschweben." Die ganz aus Eichenholz gebaute Kanzel ist hoch und der Weg zu ihr hinauf sehr steil. Es bekleidet sie ein rothsammetner Umhang mit erhabener Stickerei aus Gold- und Silberfaden — ein echtes Kunstwerk deutschen Stils und ein Geschenk einer mansfelder Gräfin, von deren Händen auch die Stickerei ist. Es werden auf diesem Umhange nämlich Scenen aus dem neuen Testamente und Figuren vier Heiligen dargestellt. Die Zeichnung mag von einem tüchtigen Meister herrühren, da der Stil edel, einfach und erhaben ist. Die Verfertigung dieses Kunstwerks wird von Kennern in das Ende des 15. Jahrhunderts gesetzt. Um die Kanzel möglichst zu schonen, wird jährlich nur dreimal, an den Gedenktagen Luthers, nämlich am 10. November, 18. Februar und am Montage nach Septuagesima darauf gepredigt. Vor dem großen Altare sind auch auf Piedestalen die Standbilder Luthers und Melanchthons aufgestellt, von derselben Masse, aus welcher Luthers Denkmal in Wittenberg gegossen ist. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen schenkte sie der mansfeldischen literarischen Gesellschaft und diese der Andreaskirche. In der Andreaskirche hat Luther auch auf dem Paradebette gelegen. Wie uns aus jener Zeit berichtet wird, ward den 19. Februar 1546 Nachmittags 2 Uhr die Leiche unter Gesang in diese Kirche getragen, begleitet von allen mansfeldischen Grafen und ihren Gemahlinnen, vielen Adligen und einer großen Menge Volks, und in's Chor gesetzt. Alle Eisleber Kinder, die dem Sarge folgten, waren weiß gekleidet. Das Landvolk schloß den Zug. Die Andreaskirche konnte nicht alle fassen; viele stiegen auf Leitern an die Fenster, um die Feierlichkeit mit anzusehen. Jonas hielt über 1. Thess. 4, 13—18 die Leichenpredigt, unter lautem vergossenen Thränen. Die Nacht über blieb die Leiche in der Kirche und ward von 10 Eisleber Bürgern bewacht. Den 20. Februar Vormittags hielten die Grafen noch eine Leichenrede auf ihn halten durch M. Michael Celius aber Jes. 57, 1 f. Mittags 12 Uhr ward die Leiche unter Gesang und Glockengeläute und zahlreicher und feierlicher Begleitung vor das Thor getragen. Am äußersten Stadtthore lagen die weißgekleideten Eisleber Kinder auf den Knien und sangen das Lied: „Erhalt' uns Herr bei Deinem Wort." Die übrigen Einwohner begleiteten die Leiche unter abwechselndem Gesange bis nach Seeburg. Die mansfeldischen Grafen Johann und Hoyer aber mit den 7 Söhnen und einigen Anverwandten Luthers, mit Dr. Jonas und 45 Personen zu Pferde führten sie bis vor Wittenberg *). Das sammtene Leichentuch, welches bei dieser Leichenfahrt über den Sarg gebreitet war, ist immer bei der lutherischen Familie heilig aufbewahrt worden. 1764 war es in den Händen der Gattin des Advokaten Brückner in Zeitz, der jüngsten Tochter des daselbst gestorbenen Canonicus Johann Martin Luther, eines Urneffen des Reformators, welcher das Rittergut Gebesee besaß. **)

In der kleinen Kapelle, welche ehedem an den Thurm der Petri Pauli Kirche gebaut war, ist Luther von einem Metzgerlehrling den 11. November 1483 getauft. Der Taufstein wird in dieser Kirche Fremden immer noch gezeigt. Er fand sich beim Umgraben des Gartens eines Kellers des Eisleber Gymnasiums und trägt am Rande die Inschrift: „Anderen

*) Ich setze diese Nachrichten hier deshalb, weil ich sie bei jetzt in keiner mir bekannten Biographie Luthers so speciell gefunden habe.

**) Mit seinem Sohne starb dieser Ehr. Martin Gottlieb Rauh in Dresden als Rechtsconsulent 1759. Luthers noch lebende Seitenverwandte stammen von seinem Oheim Heinz und seinem Bruder Jacob ab.

Baptistarii, in quo tinctus est beatus Martinus Lutherus. Anno 1483 d. 10. Novbr." (muß 11. Novbr. heißen.) In dieſer Kirche wird auch noch Luthers Mantel und ein lederneS Käppchen aufbewahrt, was er beides als Currentſchüler in Eiſenach trug. Dieſe Stücke waren ihm ſehr theuer und werth und er führte ſie ſtets bei ſich herum und hat ſie bei ſeinem Tode in Eisleben zurückgelaſſen. —

Das Haus, in welchem Luther ſtarb, als er bekanntlich hier verweilte, um den mansfelder Grafen einige Streitigkeiten zu ſchlichten, gehörte einem Dr. Drachſtädt, und ſtand im „Neuendorfe," der Andreaskirche ſchräg gegenüber. Der auf dem Sterbebette liegende Leichnam wurde durch Lucas Aortennagel aus Halle abconterfeit. Die Bettſpende, in welcher Luther geſtorben, wurde nebſt dem Lehnſtuhle, in welchem er ſeine letzten Predigten abgefaßt hatte, lange Zeit in einer Kammer der ehemals am Markte befindlichen gräflichen Kanzlei, wo Luther ſonſt gewöhnlich Herberge nahm, wenn er in Eisleben weilte, aufbewahrt und den Reiſenden gezeigt. Aber das Volk fing an, ſie abergläubiſch wie Reliquien zu verwahren, und Splitter von denſelben, die gegen Kopf- und Zahnweh gut ſein ſollten, wurden von den Kanzleidienern, die gegen die Vernichtung, dieſe Gegenſtände den Reiſenden zu zeigen, freie Wohnung in der Kanzlei hatten, theuer verkauft, auch vielfach Betrug mit dieſen Spänen getrieben. Die Schweden ſollen, als ſie in Sachſen ſtanden, wohl von zehn Dutzend Bettſtellen Späne mitgenommen haben. Darum beging man, obgleich dieſer Mißbrauch anderweit verhütet werden konnte, die Thorheit, dieſe Gegenſtände zu verbrennen. Anderen Nachrichten nach ſollen ſie, als die alte Kanzel i. J. 1710 von Grund aus neu erbaut wurde, noch vorhanden geweſen, durch öftere Verſetzung bei dieſer Gelegenheit zerfallen und ſeit dieſer Zeit abhanden gekommen ſein. —

Wir nehmen nun Abſchied von Dir, Du alte denkwürdige Lutherſtadt! Mögeſt Du auch in ferneren Zeiten Luthers Geiſt und Sinn bewahren, und Dich ſtets ſeiner würdig zeigen; möge ſein Segen auf Dir ruhen!

Anhalt-Deſſau unter dem Herzoge Leopold Friedrich Franz.

Ein culturgeſchichtliches Gemälde

von R. Freiherrn von Gaik.

Man ſagt nicht mit Unrecht von Friedrich I. von Preußen, er war groß im Kleinen; „Herzog Friedrich Franz von Deſſau war groß im kleinen Lande", kann man mit vollem Rechte von ihm ſagen, der beinahe 60 Jahre lang ſein an Fürſten und Fürſten geſegnetes Land regierte. Er war kein Held, kein Eroberer, er hat nichts zerſtört als Vorurtheile, nichts erobert als Herzen; Vater des Vaterlandes zu werden, war ſein unausgeſetztes Ringen; er vergaß dabei nichts als ſich ſelbſt, darum ſoll er nicht vergeſſen werden, darum errichtet ihm „unſer Vaterland" ein Denkmal, dauernder als aus Erz, aus dem gebrechlichſten aller Stoffe, aus Papier.

Franz Friedrich, mit dem ganzen Namen Leopold Franz Friedrich, wurde in dem Jahre, da Friedrich der Große ſeine unvergeßliche Regierung antrat, geboren, beſtieg im achtzehnten Jahre den Thron, vermählte ſich im ſechsundzwanzigſten mit Louiſe Henriette Wilhelmine, der Tochter des Markgrafen Heinrich Friedrich von Brandenburg-Schwedt und ſtarb im

77. Jahre am 9. August 1817. Für die Erziehung des zeitig Verwaisten sorgte sein Oheim, Fürst Dietrich. Fürst Dietrich hatte keine Kenntnisse, aber Einsicht genug, ihren Mangel zu erkennen und kenntnisreiche Männer zu wählen, die seinen Mündel vor gleichem Mangel bewahrten, die seine geistigen Kräfte ausbildeten, zugleich die körperlichen übten, und ihm durch stete, selbst harte Uebungen, Sicherheit und Kühnheit gewährten; im Fechten und Schwimmen, im Reiten und Wagenlenken, in jeder ritterlichen und reisigen Kunst brachten sie es dahin, daß er bald seine, ja, alle Meister seiner Zeit überragte. „Bei dem allen", sagte er selbst in klar bewußter Selbsterkenntniß, „fehlt mir Anmuth und Feinheit, die mir meine Umgebungen nicht mittheilen konnten, weil sie selbst sie nicht hatten. Ich blieb in manchen Dingen ungeschlacht und unmanierlich; erst in England habe ich mit Messer und Gabel umgehen gelernt.*) Wohl gerüstet in allen Künsten des Friedens, hat er nur in den Künsten des Krieges es nie über die Lehrlingszeit und das Lehrlingsgeschick hinausgebracht. Zwar trat er zeitig schon in das Regiment seines Vaters, des sogenannten alten Dessauers, wurde nach dessen Tode Inhaber des Regiments, machte unter seinem kriegerischen Oheim Moritz einige Feldzüge in Böhmen und Sachsen mit, nahm aber nach kurzer Dienstzeit seinen Abschied für immer aus dem Kriegsdienste. Friedrich der Große sah das Zurücktreten aus dem preußischen Heere (der siebenjährige Krieg hatte eben begonnen) sehr ungern und behandelte die dessauischen Länder feindselig; Friedrich Franz vergaß das nie und bekannt bei aller Anerkennung der Regentengröße des Königs doch stets eine Art von Scheu, ja von Abneigung gegen denselben. Noch im Jahre 1812, als Friedrich Wilhelm III. ihn in Wörlitz besuchte, sagte er zu diesem: „Sie können glauben, ich habe vor Friedrich dem Großen mehr Furcht gehabt, als ich vor dem Kaiser habe. Friedrich ließ sich, wenn er böse war und etwas argwohnte, gar nicht bedeuten und bestand fest auf seinen Kopf. Er war viel hartnäckiger, als Napoleon, und in seinen Ausdrücken und in seinem Verhalten, wenn er etwas gegen Jemand hatte, sehr bitter und ungerecht. Der Kaiser ist meist spöttelnd und grob, nimmt aber doch zuletzt Raison an. Friedrich in seinem Unwillen brachte gar nicht, was man sagte und schrieb. Was er wollte, mußte durchaus geschehen." Die fortgesetzten Feindseligkeiten Friedrichs gegen das kleine wehrlose Land hörten erst mit dem Hubertsburger Frieden auf, aber ihre Folgen traten jetzt mit erdrückender Last hervor. Es fehlte an Vieh, an Saatkorn zur Bestellung der Felder, es fehlte an Allem und doch sollte rückständige Kriegscontribution abgetragen werden. Der Fürst gab so lange er hatte, als er nichts mehr hatte, verkaufte er sein Silbergeschirr, seine Kostbarkeiten, darunter manch theures Andenken. Manche Thräne wurde getrocknet, aber er erkannte selbst, daß er nur den augenblicklichen Schmerz linderte, die Krankheit nicht heilte, die tag tiefer; es galt das Unkraut der Unwissenheit und Faulheit, der Unordnung und Fatterhaftigkeit auszureuten, es galt den Boden empfänglich zu machen für bessere Erzeugnisse, es galt guten Samen zu streuen. Er fühlte den Willen dazu, aber nicht die Einsicht, nicht die Kraft; er sah sich um nach Hülfe, aber wohin er den Blick auch wandte, nirgend fand er den rechten Mann. Da traf er im Park von Dessau einen Reisenden, einen Herrn von Erdmannsdorf aus Sachsen; sein Wesen zog ihn an, er

*) Nichts ist schwerer zu erlernen, als die gewandte und elegante Handhabung von Messer und Gabel, an nichts die feine Sitte und geistige Gewandtheit daran sicherer zu erkennen. Ich speiste einst an Königlicher Tafel, und sagte zu meiner Nachbarin, einer Hofdame, ich sei im langen Umgange mit den unteren Schichten des Volkes unsicher im Umgangsten der höheren geworden, da warf sie einen raschen prüfenden Blick auf meine Haltung von Messer und Gabel; sie sagte nichts, aber in ihren Mienen lag: das brauchst du nicht zu sagen, das sehe ich! Zwar hielt ich nach Vorschrift das Messer in der rechten, die Gabel in der linken, aber statt mit dem Messer das Gemüse auf die Gabel zu legen, was gestattet ist, führt ich's in der Zerstreuung mit dem Messer zum Munde, was ihr einen leichten Schreck in die Glieder jagte, daß sie lange Zeit brauchte, um sich davon zu erholen, längere Zeit, als ich selbst.

sprach zu ihm, und nach den ersten Worten, die er mit ihm gewechselt, rief es in ihm, ich habe den Mann gefunden, den ich brauche, o daß er sich mir anschließen möchte! Und beide schlossen sich aneinander. Erdmannsdorf weihete sich mit ganzer Seele dem Dienste des Fürsten, er gab sich ihm ganz hin und forderte nichts, nicht einmal einen Titel; sein ganzes Streben war das Wohl des Landes, der Ruhm des Fürsten; die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war, wie er gegen einen Vertrauten sich aussprach, daß sein fürstlicher Freund nicht zurücksinke in die Reihe gemeiner Fürsten; denn zwei gefährliche Neigungen lockten bald gewaltiger, bald schwächer, aber nie ganz machtlos den Fürsten vom rechten Wege: Jagdlust und Wollust; er selbst nannte dieselbe nie anders als „böse Lust"; aber er wurde ihrer nie ganz Herr, doch gerieth er ebensowenig ganz unter ihre Herrschaft; seine stärkste Begierde, die immer wieder den Sieg über die anderen davon trug, war die Sehnsucht, ja die Leidenschaft, sein Land zu beglücken und zu verschönern. Er fühlte, daß er der Aufgabe, zu der ein Menschenleben kaum hinreichte, noch nicht gewachsen war, er erkannte, daß Reisen, Beobachten, Prüfen, das sicherste Mittel sei, sich dazu vorzubereiten; er besuchte deshalb Holland, England, Italien. In Holland beschäftigte ihn vor Allem der Deichbau, in England die Verfassung und die Industrie, in Italien die Kunst, vor Allem die Baukunst; doch behielt die gothische, für die er in England Neigung gefaßt, stets seine Vorliebe. Aber bei allem Genuß, den die Studien ihm gewährten, bei aller Lust an der Kunst, warf er sich doch dazwischen den Genüssen und Lüsten, die das wilde, selbst wüste Leben der jungen reichen Engländer ihm darboten, rücksichtslos in die Arme; er selbst sagt darüber: „Wir trieben es oft recht arg und bis zum Uebermaß. Vornämlich war es die Jagd, welche die Engländer so leidenschaftlich liebten und die auch meine Passion war, die mich fortriß und nicht selten in Gefahr brachte, Hals und Beine zu brechen; denn aus einem Lehrlinge der tollen Jäger wurde ich bald ihr Meister. Wir überließen uns, von starken Getränken erhitzt, den thörichtsten Zeitvertreiben und den unsinnigsten Wagnissen, so daß meine Leute über unsere Possen oft in das lauteste Gelächter ausbrachen, aber auch für mich zitterten und bebten. Dem armen Erdmannsdorf, feiner organisirt als wir, weniger kräftig und ruhigen Blutes, wurde oft himmelangst. Er konnte nicht mit uns fort, und doch wollte er um meinetwillen nicht zurückbleiben. Er machte mir stets die verdientesten Vorwürfe und brachte mich am leichtesten dadurch zur Besinnung, wenn er mir zurief: „Es lebe Dessau, das einen Fürsten braucht!" Dies Wort schreckte den Fürsten auf. Er kehrte schnell, Allen unerwartet, Manchen unerwünscht nach Dessau zurück. Aber so mächtig dies Wort gewirkt hatte, seine Macht reichte nicht aus in einem anderen harten Kampfe. Er liebte mit aller Glut seiner Seele und Sinne ein schönes Bürgermädchen, ihr wollte er ganz sich hingeben, ihr opfern Rang und Herrschaft, seinem Bruder die Regierung überlassen, sich aber seiner Neigung: Privatmann werden und für immer nach England übersiedeln. Schon waren alle Anstalten getroffen, da trat Friedrich der Große dazwischen mit der dämonischen Macht seines Willens, von der Franz ein halbes Jahrhundert später noch nicht ohne einen gewissen Ingrimm sagte: „was er wollte, mußte durchaus gesehen." Der König lenkte die Wahl des Fürsten auf die Tochter des Markgrafen Heinrich Friedrich von Brandenburg-Schwedt, eine durchaus würdige Wahl. Die Prinzeß war geistreich, hochgebildet, tiefen Gemüths, dabei schön, königlichen Anstandes, voll edler Begeisterung für die hochherzigen Ansichten und Absichten des Fürsten, und, was dem verarmten Lande zu Gute kam, Erbin großer Güter; sie besaß Alles, was sie zur Gattin eignete. Die Wahl hatte der mächtige König lenken können, aber die Neigung hatte er keine Macht; die Prinzeß gewann bald die Achtung des Fürsten, seine Neigung gewann sie nie. Die Verlobung war geschlossen, die Vollziehung der Ehe wurde hinausgeschoben so lange als möglich; die freie Zeit zu Reisen benutzt. Rom, mehr noch Winckelmann in Rom, lockte die hohen Reisenden mit unwiderstehlicher Macht.

Mit den Worten: „Ich bin von Dessau, ich komme nach Rom, um zu lernen, und habe Sie nöthig", trat er in Winkelmanns Zimmer. — Zurückgekehrt von der Reise, begann er sofort seine Pläne in's Werk zu setzen, einen großen Garten aus seinem Lande zu machen. Die Bahn war geebnet. Schon sein Großvater hatte die Rittersitze an sich gekauft, die geistlichen Güter durch Austausch erworben, das ganze Land in eine große zusammenhängende Domaine verwandelt. Wo irgend einzelne Gerechtsame Hemmung waren oder auch nur künftighin hätten werden können, scheute er keine Geldkosten, sie wurden durch reiche Entschädigungen beseitigt. Seine Gemahlin ging in alle seine Ideen ein. Sein Plan war zuerst das Nöthige und Nützliche im Leiblichen zu thun und zu fördern, darauf das Geistige, Sittliche und Religiöse und endlich das Schöne in jeder Gestalt zu fördern. Das Nöthigste und Nützlichste, was dem Lande allgemein Noth that, war angestrengter Kampf gegen Feuer und Wasser. Der Regierungsantritt des Fürsten fiel in die Zeit des siebenjährigen Krieges. Brandstiftungen und zufällige Feuersbrünste gehörten zu den traurigsten Erscheinungen des Tages. Freches Gesindel von entlaufenen und abgedankten Soldaten, von Zigeunern und anderem losen Volke trieb sich auf den Grenzen umher und suchte durch Feueranlegen seine nächtlichen Einbrüche und Räubereien zu begünstigen und seine Flucht zu decken. Dasselbe zu verjagen oder einzufangen war sehr schwierig, denn deesfallige Vereinbarungen mit den Nachbarstaaten fanden nicht statt; auch fehlte es überall an hinreichenden Gefängnissen und Zuchthäusern. — Man konnte sich nur darauf beschränken, die Dorfwachen zu verstärken und ihnen eine bessere Einrichtung zu geben. Dazu kam, daß die Dörfer sich in einem so schlechten baulichen Zustande befanden, daß der kleinste Funke leicht zu hellen Flammen anfachen konnte und dann ganze Dörfer augenblicklich in Asche lagen. Die Feuerlöschungsanstalten und Geräthschaften waren nur unbedeutend und schlecht, die Leute in Handhabung der etwa vorhandenen wenig geübt, auch eben nicht geneigt, Andern zu Hülfe zu eilen, da Jeder nur an seine eigene Rettung und an den Schutz seiner Habe dachte. Da wurden die alten Verordnungen geschärft und neue gegeben, Brandkassen gebildet, Brandmauern aufgeführt, die alten hölzernen Schornsteine niedergerissen, und streng darauf gehalten, daß künftig nur massive errichtet wurden. Eine Feuerwehr wurde durch das ganze Land gebildet, Löschgeräthschaften angeschafft, die Mannschaft häufig allarmirt, und in der Anwendung der neuen Mittel geübt. Bei jeder Feuersbrunst im Lande erschien der Fürst selbst, bestimmte Signale riefen ihn, gesattelte Pferde standen stets bereit und wurden ihm ungeheißen zugeführt, wenn die Feuerkunde ihm hinterbracht wurde. Sein belebendes Beispiel, sein Eifer, die Liebe zu ihm, die Furcht vor ihm, setzte alles in wetteifernde Bewegung; seine bloße Gegenwart wirkte zauberhaft, so daß im Lande die Sage ging, er sei im Besitz von Zauberworten, durch die er das Feuer besprechen, es zum Stillstand bringen, an einen bestimmten Kreis bannen könne. Einst wurde in Wörlitz, als er sich eben im See badete, ein großes Feuer in Dessau signalisirt und ihm Anzeige gemacht. Ohne sich abzutrocknen und von dem grünen Schleime, der seine Glieder überzogen hatte, zu befreien, kleidete er sich rasch an, bestieg das ihm zugeführte Pferd, und legte den Weg von Wörlitz nach Dessau, wozu man damals zu Fuß gewiß drei Stunden brauchte, in der fast unglaublich schnellen Zeit von elf Minuten zurück. Das arme Pferd stürzte unter ihm zusammen, er aber stand als Rettungsmann mitten unter den Seinigen, die auf ihn harrten. Diese waren bei solchen Gelegenheiten so an ihn und seine Befehle gewöhnt, daß sie kaum und nur ungern einem Andern gehorchten. Sie warteten lieber, sahen sich ängstlich nach ihm um, wurden ungeduldig. Wenn er aber dann da war, so waren sie auch alle bei der Hand, rüstig, munter und unverzagt. Er hätte sie ins Feuer jagen können. Bei einem noch nicht zum Ausbruch gekommenen Feuer in Dessau auf dem Sande hatten sich die Bürger auf einem freien Platz versammelt. Nur Er fehlte noch und ohne Ihn konnten und wollten sie nichts thun. Spritzen,

Sturmfäſſer, Leitern waren in Bereitſchaft. Da nahm ſich eine Militairperſon heraus, die Bürger zu treiben, barſch anzufahren und ihnen ſogar zu drohen. Sie lachten Anfangs. Doch der Mann wurde heftiger und ungebärdig. Nun wurden ſie wild und wollten ihn vom Pferde werfen. Er mußte ausreißen. Jetzt erſchien der Fürſt. Alle wurden ruhig: Jeder eilte an ſeinen Poſten und horchte auf ſeine Stimme. Einer drängte den Andern an die Arbeit zu gehen und anzugreifen. Bei dieſer Feuersbrunſt war dem hochbejahrten Tiſchler Strömer ein brennender Balken auf den Arm gefallen, und man war nicht im Stande geweſen, den unglücklichen Mann hervorzuziehen. Ein entſchloſſener Zimmergeſell hatte ihm den Arm bei der Schulter abgehauen, um ihn nicht lebendig verbrennen zu laſſen. Der Mann aber ſtarb bald darauf an Verblutung. Der Fürſt ließ ſeinen Leichnam auf dem neuen Begräbnißplatze feierlich in eins der eben fertig gewordenen Gewölbe beiſetzen und folgende Inſchrift zu Ehren des Mannes, dem ſie galt, Andern zur Ermunterung, über dem Eingang zur Gruft anbringen: „A. F. D. Strömer, geboren den 15. März 1714, ehrbarer Meiſter des Tiſchlerhandwerks, eilte, als am 18. Oktober 1787 die Feuersbrunſt hinter dem Rathhauſe ausbrach, obgleich alt und ſchwach, dennoch zur Hülfe herbei, und verlor ſein Leben in der edlen Beſchäftigung, Anderen zu dienen. Gewiß ein glücklicher Hintritt! Sein Nahmen ſei in Ehren und ſanft ruhe die Aſche dieſes treuen Mitbürgers!“

In kürzerer Zeit, als der Fürſt ſelbſt erwartet hatte, wurden die Feuersbrünſte ſeltener, bald wurden ſie zur Seltenheit. Hartnäckiger und langwieriger war der Kampf mit dem Waſſer, den der Fürſt zu beſtehen hatte. Elbe und Mulde traten faſt jährlich, oft mehr als einmal, über die Ufer, überſchwemmten die Niederungen und verdarben die Straßen. Der Fürſt Leopold hatte bereits für Dämme geſorgt, allein ſie waren nicht hinlänglich und ſtanden, worauf Alles ankam, weder unter ſich, noch mit den benachbarten ſächſiſchen Dämmen in Verband. Fürſt Franz entwarf zuvörderſt mit Erdmannsdorf einen umfaſſenden Deichverbindungsplan, wobei der nachherige Förſter Wöpke nicht ungefragt blieb, und der allmälig zu Stande kam. Die Dämme wurden verſtärkt und erhöht, an gewiſſen Stellen Schutzhügel aufgefahren, von Entfernung zu Entfernung Schuppen, meiſt in augenfälliger und bedeutſamer Bauart, wie z. B. der bei Nebſen, errichtet, worin die zum Dammbau und Dammſchutz erforderlichen Utenſilien, als Karren, Faſchinen, Bretter, Pfähle und dergleichen aufbewahrt wurden, welche immer tüchtig und vorräthig waren, und zu anderen Arbeiten nicht gebraucht werden durften, auch beſondere Leute angeſtellt, welche die Maulwürfe von den Dämmen wegfangen mußten, was in andern Gbgegenden meiſt ſo ſehr verabſäumt wird. Hierauf erſchien eine zweckmäßige Wallordnung, in welcher den Ober- wie den Unterbeamten, Handarbeitern und Gemeinden ihre Poſten, die ſie bei großem Waſſer einzunehmen hatten, angewieſen waren, und Jedem genau und umſtändlich vorgeſchrieben war, worauf er zu achten, und was er zu thun habe. Der Fürſt leitete, meiſt von Wörlitz aus, das Ganze; reitende Boten, wozu die Herren von der Jägerei gebraucht wurden, brachten ihm Meldungen und erhielten weitere Verhaltungsbefehle; wo die Gefahr am größten war, fand er ſich perſönlich ein und erdete an; denn er hatte die ganze Lage der Dinge im Kopfe und wußte ſtets das Rechte zu treffen. Die Correſpondenz, welche bei ſolchen Gelegenheiten der Förſter Wöpke mit dem Fürſten führte, gewährt wegen ihrer ſtiliſtiſchen Eigenthümlichkeiten, Kraftausdrücke und Flüche eine köſtliche Lectüre, und zeigt, mit welcher Freimüthigkeit und Sicherheit ein erfahrener, practiſcher Diener ſeinem fürſtlichen, eben ſo erfahrenen Dirigenten Vorſchläge thut und Einwendungen macht, von ihm Befehle einholt und Hülfe verlangt. Hier eine Probe: „Unterthänigſter Waſſerbericht. Durchlaucht! ich kann, Gott ſtraf mir, das Waſſer nicht länger halten, und wenn ſie mich nicht zu Hülfe kommen, ſo laß ich's, bol' mich der Teufel, loſen zur Scheißſchwemme.“ Kritiſch mochte auch der Fürſt zuweilen lauten laſſen, weil keine menſchliche Kraft vermochte, „die freie Macht der Natur“ zu überwältigen,

das geſchah namentlich im Jahre 1770. Die Elbe wuchs plötzlich und erreichte eine unerhörte Höhe, überſtieg und durchbrach ſtellenweiſe die noch friſchen Dämme, und überſchwemmte Meilen weit die Umgegend von Wörlitz. Auch der Park, mit deſſen Anlegung man eben beſchäftigt war, ward überfluthet, denn an ſeinem öſtlichen Ende geſchah der ſtärkſte Dammbruch, die jungen Pflanzungen wurden vernichtet, und die friſch gepflanzten fremden Bäume und Geſträuche mit fortgeriſſen. Dies Schickſal hatte auch ein Plantanus, damals noch ein ſeltener Baum in Deutſchland. Der Fürſt, der ihn nicht miſſen wollte, beſtieg ſofort, ohne auf die Gefahr zu achten, mit ſeinem Gärtner einen Kahn, ein geſchickter Fiſcher mußte fahren, und ſo wurde dem Flüchtling nachgeſetzt, den man auch, eine gute Stunde von ſeinem Standort, am Ende der Griesenſchen Wieſen, wiederfing. Das iſt der herrliche Plantanus, im Parke der ſchönſte, welcher noch jetzt ſo maleriſch das Nymphaeum beſchattet, und ſeine Zweige bis auf die Oberfläche des Sees niederſenkt. Die meiſte Waſſersnoth und Gefahr brach immer von der ſächſiſchen Grenze herein, wo die Dämme ſchlecht angelegt waren und noch ſchlechter unterhalten wurden.

Das namenloſe Unglück, wovon in jenen Jahren, die man die großen Waſſerjahre nennt, das Land heimgeſucht wurde, wo Wieſen, Felder und Hütungen theils verſchlemmt, theils Ellen hoch verſandet waren, wo der Landmann nicht ſäen, und weder ſich noch ſein Vieh ernähren konnte, wo eine Theuerung aller Lebensmittel einbrach, die bis zur Hungersnoth ſtieg, gab dem Fürſten Antrieb und Gelegenheit, nicht nur ſeine Bau- und Gartenunternehmungen ſchneller, als ſonſt geſchehen hin würde, zu fördern, ſondern auch als Wohlthäter und Ernährer ſeiner in die bitterſte Armuth verſunkenen Unterthanen aufzutreten. Schon im Jahre 1768 hatte der Fürſt ſich Wörlitz, einen unanſehnlichen Ort, den jeder Reiſende gern vermied, und wo nur ein altes Jagdhaus (das gelbe Haus) ſtand, zum Landſitz erwählt. Hier ſollten Schloß und Park zugleich in Angriff genommen, und durch alle Künſte, in welchen der Fürſt ſich zur Meiſterſchaft emporgeſchwungen hatte, verherrlicht werden. Die ſchönen Eichenwaldungen, welche den Ort umgaben, die grünen Wieſenflächen, die ſich an ihm hinziehen, der ſpiegelhelle See, der ihn umſpült, das hohe Ufer, das auf der Südſeite ihn begrenzt, das Alles ſchien vortrefflich geeignet, der Wohnſitz eines Mannes zu werden, der Natur und Kunſt über Alles liebte, und im Genuſſe häuslicher Freuden, im Umgange mit Gleichgeſinnten und wohlwollenden Freunden, die Wiſſenſchaft pflegend, den Regierungsgeſchäften im Stillen nachdenkend, ſeine Tage verleben wollte. Den Plan zum Schloſſe entwarf Erdmannsdorf, den zum Park der Fürſt ſelbſt mit ſeinem kunſtverſtändigen Gärtner Schoch. Am 3. April 1769 legte er mit ſeiner Gemahlin und mit Erdmannsdorf, der hier ſein Meiſterſtück machte, den Grundſtein zum Schloſſe, das den 22. März 1773 vollendet ward. Die Ueberſchwemmung, welche eingebrochen war, hinderte die Bauten nicht, beſchleunigte ſie vielmehr. An Arbeitern fehlte es nicht; von allen Seiten drängten ſie herbei. Der Fürſt ſtellte alle an, Männer, Weiber und Kinder. Da ſaß die Fürſtin nicht ſelten auf einem der aufgefahrenen Hügel, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, ein Körbchen neben ſich, worin Kupfermünze befindlich war. Der Fürſt ſtand neben ihr und ordnete die junge Schaar und wies ſie an. So oft Einer von ihnen vorbeikam, reichte ihm die Fürſtin einen Dreier. Das reizte die Kinder und machte ihnen Luſt zur Arbeit. So ſetzte der Fürſt Alle in Bewegung und ruhete nicht, bis die verwüſtete Umgegend mit ihren Ländereien, Alleen und Plantagen wieder in den blühendſten Zuſtand geſetzt war. Die Dämme, Wege und Brücken waren nach einigen Jahren vollkommen wiederhergeſtellt. Kanäle wurden gegraben, Inſeln bepflanzt und geſchmückt, und Alles wie neu geſchaffen und verſchönert. Der Park erhielt von der Zeit an größere Ausdehnung und ſeine jetzige Geſtalt. Auf ihn verwendete der Fürſt von nun an alle Sorgfalt und allen Fleiß; es entſtand ein neues, ſchönes Bauwerk nach dem andern, in jedem Jahre wurde man durch eine neue Veränderung, durch ein neues

Gebilde der Kunſt überraſcht. Der Garten zu Wörlitz erlangte bald den allgemeinſten Ruf, in ganz Deutſchland ſprach man von ihm; Fremde ſtrömten herbei, ergingen ſich ungeſtört in ihm und bewunderten den Geſchmack ſeines Gründers, der das Schöne mit dem Nützlichen, die Natur mit der Kunſt ſo reizend zu verbinden wußte. Das ganze Land wurde zuletzt in den großartigſten Park umgeſchaffen, der keine anderen als die natürlichen Landesgrenzen hatte, zu dem man von allen Seiten kommen konnte, und wo der Beſchauer bald durch kräftige Waldungen, worin Wild aller Art umherirrte, bald über endloſe Wieſenflächen, bald neben ſchattigen Hainen und lieblichen Baumgruppen wandelt, ſich ihm hier Ausſichten auf den mächtigen Strom öffnen, den die Schifffahrt belebt, dort ſeinen Blick auf größere und kleinere, immer zierliche Gebäude, Tempel, Statuen, Denkmäler zieht, die ihn an Griechenland und Rom erinnern, oder an das bauverſtändige Mittelalter. Aber ehe es dahin kam, mußte das Land nicht allein vor den Ein- und Ueberfällen feindlicher Elemente, es mußte vor den Ein- und Ueberfällen feindlicher Menſchen ſicher geſtellt werden, die von zwei Seiten, vom Auslande und vom Inlande her, die friedlichen Bewohner bedrohten. Der Krieg war durch den Friedensſchluß beendet, aber ſeine Folgen waren es nicht; ja der Krieg ſelbſt dauerte noch fort, der Krieg der Beſitzloſen — nicht nur gegen die Beſitzer, der Krieg der Bettler unter einander. Die plötzliche Ermäßigung der Heere hatte eine große Menge verabſchiedeter Krieger zu heimathloſen Umhertreibern gemacht; anhaltend naſſe, unfruchtbare Jahre hatten Mißwachs und Hungersnoth erzeugt; Schaaren von Arbeitsloſen und Arbeitsſcheuen kannten und ſuchten keinen andern Erwerb, als den das Betteln ihnen gewährte. Nicht blos die einheimiſchen Bettler, ſondern auch die fremden, welche von allen Seiten das Ländchen überſchwemmten und nicht ſelten mit jenen ins Handgemenge geriethen, durchzogen in frechen Schaaren Städte und Dörfer und belagerten die Thüren der Reichen und etwa noch Bemittelten, welche ſich förmlich vor ihnen verſchanzen mußten. Die armen Leute aus den Städten und auf dem Lande waren überhaupt ganz muthlos, völlig gleichgültig gegen das elende Leben und unverſchämt oft bis zur Frechheit. Viele von denjenigen, welche noch Etwas beſaßen und im Kriege gewonnen hatten, ergaben ſich dem Trunke und der gemeinſten Schlemmerei, bis der Beutel leer war; Andere, welche nichts mit in die Welt gebracht hatten als geſunde Glieder, wurden bei ihrer natürlichen Trägheit arbeitsſcheu und faul, weil der Lohn für Arbeit nur gering war, und ſchloſſen ſich lieber als Helfershelfer den Verwegenen an, die, auf den Grenzen lagernd, in den dichten Wäldern verborgen und von den Bewohnern einzeln liegender Häuſer jederzeit wohl aufgenommen, bei Feuersbrünſten, die damals faſt täglich ſich ereigneten, durch nächtliche Einbrüche und räuberiſche Ueberfälle das öffentliche wie das Privatvermögen angriffen und davon ſchleppten. Es gab ſogar viele ſonſt fleißige und nüchterne Handwerker, die ſich nicht ſchämten, denn ſie waren gezwungen, Sonntags mit den Ihrigen auf's Land zu gehen, und in den Dörfern zuſammenzubetteln, wovon ſie ſich und die Ihrigen in den Wochentagen kümmerlich ernähren wollten. Arme Wittwen und Greiſe, Kranke und Gebrechliche, fremde wie einheimiſche, waren gänzlich ihrem Schickſal Preis gegeben; um ſie kümmerte ſich faſt keine Behörde und kein Menſch, wenn nicht etwa einige reiche Familien in der Stadt ſich ihrer annahmen und für ihre Pflege Sorge trugen. Denn ein Kranken- und Verſorgungshaus für dergleichen Fremde gab es nicht, und die einheimiſchen Wittwen, Gebrechlichen und Betagten, welche etwa in das Stift zum heiligen Geiſt, oder in das St. Georgen-Hospital, oder in das Wittwen- und Verſorgungshaus zu Oranienbaum untergebracht werden konnten, mußten theils Bedingungen eingehen, die nicht Jeder erfüllen konnte, theils oft wegen Mangels an Raum Jahre lang warten, bevor ſie aufgenommen werden konnten. Mit dem Bettelweſen ſah es noch viel ärger aus. Es war in Deſſau von ſo eigenthümlicher und widerlicher Beſchaffenheit, daß man ſich jetzt kaum noch eine richtige Vorſtellung davon machen und nicht begreifen kann,

wie es so lange hat geduldet werden können. Die Bettler zerfielen in zwei Ketten, in Stadtbettler, welche die Erlaubniß hatten, an gewissen Tagen in der Woche vor die Häuser bestimmter Familien und reicher Leute zu kommen, um Almosen in Empfang zu nehmen, und in fremde Bettler, Vagabunden, Zigeuner, Handwerksburschen, welchen das Ansprechen nirgend gestattet war, und die sich mit dem, was sie etwa aus einer Vagabundenkasse und von ihren Zunftgenossen empfingen, begnügen sollten. Es kam oft unter beiden zu lächerlichen Auftritten, aber auch zu Straßentumulten und blutigen Raufereien, wodurch allein schon den begüterten Einwohnern, und nicht etwa wegen der kleinen Gabe, wodurch sie sich der schlechten Münze entledigten, das ganze Bettelwesen hätte lästig und verhaßt werden müssen. Greise und Kinder, Männer und Weiber, Gesunde und Kranke thaten sich an gewissen Tagen zusammen und zogen, den damals einzigen Bettelvogt an der Spitze, durch die Straßen vor die Häuser mitleidiger und begüterter Einwohner, die ihnen aus den Fenstern, denn durch die Thüren durfte man sie nicht eindringen lassen, schlechte Pfennige, oder ein Stück schwarzes Brod zuwarfen, wobei der Bettelvogt, der zuletzt auch seine Gabe empfing, Ruhe und Ordnung halten mußte; denn es fielen oft genug Raufereien unter ihnen vor. Daß dadurch der Faulheit, Arbeitsscheu, Gierigkeit und Dieberei Vorschub gethan wurde, leidet keinen Zweifel. Mehr Noth und Skandal verursachten aber die fremden Bettler, mit welchen die Straßenjungen und Stadtmüßiggänger gewöhnlich gemeinschaftliche Sache gegen den Bettelvogt machten, ihnen beistanden und durchhalfen. Diese trieb der Bettelvogt mit seiner ellenlangen Hetzpeitsche unter Geschrei und Toben der Jungen und Verhöhnen der Erwachsenen in den Straßen umher und gerieth oft mit ihnen in blutigen Kampf; wenn er dann endlich einen oder den andern solcher Unglücklichen niedergehauen und erwischt hatte, so führte er sie in das Zuchthaus ab, wo sie durchgeprügelt, bei Wasser und Brod eingesperrt und am andern Morgen zum Thore hinausgewiesen wurden. Die Zeigen solcher Behandlung blieben selten aus. Die Vertriebenen rächten sich an den Obstbäumen, die sie beschädigten, oft zu Hunderten umbrachen, sowie an den öffentlichen Denkmälern und Gebäuden, die sie verstümmelten und beschmutzten, und trieben sonst noch allerlei Unfug bis über das Weichbild der Stadt hinaus. Es würde interessant und lehrreich sein, aber bei weitem über den Umfang dieser Blätter hinausgehen, sollte auch nur annähernd ausgeführt werden, was der Fürst gethan, um diesem Unwesen zu steuern. Er machte die Erfahrung, die nach ihm Viele, und die Wohlwollenden am häufigsten machen, daß durch Wohlthaten dem Betteln nicht gewehrt, daß es gemehrt wird. Nach vielen bittren Erfahrungen kam er endlich zu dem nothgedrungenen Entschluß, nur an ganz Arbeitsunfähige zu schenken, von allen irgend Arbeitsfähigen, die Unterstützung verlangten, mit Strenge zu fordern, daß sie dafür Arbeit leisteten. Da blieben neun Zehntheile fort, viele mieden das Land und versuchten in den Nachbarstaaten, wo man weniger streng verfuhr, ihr faules, arbeitsscheues Leben fortzusetzen. Jetzt erst vermochte er der Wittwen und Waisen, welche von den fürstlichen Dienern, Beamten und Geistlichen hinterlassen werden, sich anzunehmen. Er bildete eine eigene Wittwen- und Waisenkasse für sie, gab zu den geringen Beiträgen, welche die Lebenden für die Versorgung der Hinterbliebenen zahlen mußten, bedeutenden Zuschuß aus eigner Kasse, und nahm dem Erbprinzen das Versprechen ab, diesen Zuschuß fortzusetzen, sobald er zur Regierung gelangt sein würde. Wie gegen den Schmutz der Gesellschaft kämpfte er gegen den Schmutz in den Straßen; Ordnung und Reinlichkeit erschienen ihm die Hauptträger des Menschen. Er übte da eine Strenge, die den Unordentlichen sehr unbequem, den Ordnungsliebenden aber eine Wohlthat erschien; Dessau wurde bald durch seine Reinlichkeit Musterstadt, doch verfuhr er bei aller Strenge mit der Schonung des Hausrechts, die er in England gelernt hatte. Er sagte: „In den Häusern, etwa mit Ausnahme der Gasthäuser, muß man die Bürger nicht belästigen. Wohlgesinnte Bürger, wenn sie sehen, daß die Polizei für die Reinlichkeit Sorge

trägt, ahmen bald nach; denn ſie befinden ſich ja wohl dabei. Man muß in allen Fällen mit einem guten Beiſpiel vorangehen und nie ſäumig werden." In der Landwirthſchaft, Baum- und Obſtcultur ging er überall mit gutem Beiſpiel voran. Vervollkommnung des Landbaues durch freie Hände und in Grundſtücken von geringerem Umfange war ſein leitender Grundſatz. „Mir iſt," ſagte er, „ein wohlhabender Bauer lieber als zehn reiche Pächter." Nicht minder ſorgte er dafür, Handel und Handwerk, Fabrik- und Kunſterzeugniſſe zu heben, und dadurch ſein Ländchen unabhängig zu machen von Leipzig und Magdeburg. Bei ſeinen Bauten und Verſchönerungen beſchäftigte er vorzugsweiſe Landeskinder, und erzeugte in ihnen einen Wetteifer, der in Kurzem überraſchende Erfolge hervorrief.

Bald war das Materielle ſo weit vorgeſchritten, daß er für den geiſtigen Fortſchritt, für Erziehungs- und Unterrichtsweſen ſorgen durfte. Hier mußte Alles von Grund aus neu gebaut werden. Es war wenig Gutes vorhanden geweſen, der ſiebenjährige Krieg und ſeine Folgen hatten das Wenige zerſtört. Unwiſſenheit und Rohheit herrſchten in allen Ständen. Fluchen und Schwören, Läſtern und Toben hörte man auf den Gaſſen, in den Wirthshäuſern, ſelbſt in den ſogenannten beſten Geſellſchaften. Trunkſucht, Unfläthereі, Ausbrüche der gemeinſten Sinnlichkeit, der frechſten Rohheit waren ſo ſehr an der Tagesordnung, daß Ausländer, die nach Deſſau kamen, erſchrocken ſich abwandten, und Scheu fühlten wieder zu nahen. Die beſten Inländer zogen ſich in das Innere ihrer Häuſer zurück, vermieden ängſtlich jede Berührung mit ihren Mitbürgern, und ſchickten ihre Kinder in's Ausland, um dort eine Bildung zu erwerben, für die im Vaterlande keine Gelegenheit geboten war. Das Gymnaſium bereitete zwar nothdürftig für die Univerſität vor, doch herrſchte auf ihm ein Ton der Gemeinheit, ein Mangel aller feinen Sitte, daß wer irgend Sinn dafür hatte ſich nicht entſchließen konnte, ſeine Söhne ihm anzuvertrauen. Noch ſchlimmer ſtand es mit den andern Schulen. Bürgerſöhne lernten kaum leſen, wer Schreiben und Rechnen lernen wollte, mußte es durch Privatunterricht zu erlernen ſuchen. Von Unterweiſung und Erziehung des weiblichen Geſchlechts war gar nicht die Rede. Die Mädchen, hieß es, brauchen nichts zu lernen, ſie kriegen doch Männer. Ein alter Leinewebermeiſter hielt eine ſogenannte Mädchenſchule, an der auch kleine Knaben Theil nahmen — eine Höhle von Schmutz, Branntweindunſt und Ungeziefer! Um die Landſchule ſtand es, wie man ſich denken kann, eben ſo ſchlecht. Abgedankte Soldaten, ausgediente Bediente und Handwerker, die ſich von ihrer Hände Arbeit nicht ernähren konnten, machten hier die Schulmeiſter. Der Fürſt erkannte die tiefe Erniedrigung des Schulweſens, erkannte, daß ohne deſſen Hebung alle materielle Wohlfahrt kaum erreichbar, und wenn erreicht, doch werthlos ſei; er ſah ſich in Deutſchland nach Hülfe, nach dem rechten Mann um, und glaubte ihn in Baſedow zu finden, der in Altona Aufſehen erregte; er berief ihn nach Deſſau, ſtellte ihn an die Spitze des neu gegründeten Philanthropins, gab ihm ausgedehnte Vollmacht und glänzende Mittel, gab alles Geforderte freigebig aber — nicht freudig. Die fürſtlichen Befürchtungen beſtätigten ſich bald genug; zwar führten die laut auspoſaunten Verheißungen der neuen Anſtalt Anfangs Zöglinge aus ganz Deutſchland, aus Dänemark, Rußland, Frankreich, Portugal zu, aber Baſedow war der Mann nicht, der ſeinen ſchnell entſtandenen Ruf bewahren, der das gleißneriſche Anſehen der Anſtalt zu halten vermochte. Seine Herrſchſucht und Unverträglichkeit, ſeine Grobheit gegen ſeine Mitarbeiter, die bis zur öffentlichen Prügelei ausartete, brachte ihn und die Lehrer um das Anſehen bei den Schülern, und beide um alle Arbeitsluſt. Vergeblich bat, mahnte, zürnte der Fürſt; das Anſehen und die Frequenz der Anſtalt ſank immer tiefer. Da ſchickte Göthe den Dr. Kaufmann, den Lavater dringend an ihn empfohlen und der ihm im höchſten Grade unbequem geworden war, nach Deſſau, damit dies Univerſalgenie das tief geſunkene Anſehen des Philanthropins heben ſolle. Probſt Reil, der damals in Deſſau lebte, ſagte von Kaufmann: er war großſprecheriſch, hinterliſtig, den

Weiblein gefährlich, dabei roh und unflätig (Göthe selbst nannte ihn einen Lump), machte sich bei Hofe wie in der Stadt bald höchst lächerlich und verächtlich. In grüner Friesjacke und eben solchen Hosen, die Brust nackt, mit mähnenartig flatternden Haaren und einem gewaltigen Knotenstock in der Hand, kam er sogar in der Fürstin Zimmer und an des Fürsten Tafel. Ich erinnere mich noch recht wohl, ihn in diesem Aufzuge, an der Spitze der Philanthropinisten, auf der alten Dessauer Muldebrücke gesehen zu haben. Ich staunte ihn wie ein wildes Thier an und hielt ihn für einen Lappländer, den man habe kommen lassen, den jungen Leuten das Schlittschuhlaufen zu lehren. Der Fürst hatte lange Geduld mit ihm, nicht so lange des Fürsten Bruder und Erdmannsdorf; beide erklärten, wenn er nicht ginge, gingen sie. Aber er ging nicht. Der Fürst mußte ihn endlich vor die Thür setzen. Nicht viel besser ging es ihm mit Basedow und später mit dessen Nachfolgern; er war zuletzt genöthigt das ganze Philanthropin aufzulösen, und die Direktoren und Lehrer mit schweren Pensionen zu entlassen. Wichtiger und von glücklicherem Erfolge waren seine Bemühungen um Stadt- und Landschulen. Der menschenfreundliche viel erfahrene Dombert von Rochow in Rekahn wurde dann sein Vorbild. Er stiftete in Wörlitz ein Seminar, eins der ersten in ganz Deutschland, worin tüchtige Lehrer gebildet wurden; er baute zweckmäßige freundliche Schulhäuser, und dotirte die Schulen auskömmlich, ja reichlich, keine Stelle eines Landschullehrers durfte unter hundert Thaler dotirt sein, und doch hatte das Geld damals einen doppelt höheren Werth als heut. Es gab kaum eine Schule in der Stadt wie auf dem Lande, die er nicht persönlich besuchte, deren Unterricht er nicht beigewohnt hätte, gewöhnlich trat er ganz unerwartet ein, und verlangte von den Lehrern, daß sie sich benähmen als wäre er gar nicht anwesend. Da achtete er auf Alles, nickte denen, die es gut gemacht, Lehrern wie Schülern, Beifall zu, ermuthigte den Aengstlichen, war mild, freundlich gegen alle, und theilte später in Conferenzen seine billigenden oder mißbilligenden Beobachtungen mit. Es wurde ihm geschenkt reiche Früchte seines unausgesetzten Strebens zu erleben. Die Dessauer Schulen, die Bildung der Bürger und Bauern, behielten einen vortheilhaften wohlverdienten Ruf, der sich über die deutschen Gränzen hinaus verbreitete. Mehr Schwierigkeiten fand der wohlwollende Fürst bei seinen Bestrebungen den geistlichen Stand zu heben. Der Fürst fand die Geistlichen seines Landes, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, in einer Verfassung, in der er sie zu Volkserziehern in obigem Sinne nimmermehr gebrauchen konnte. Sie waren fast ebenso unwissend, abergläubig, roh und gemeinen Wesens und Strebens als die Bauern, deren Führer und Seelenhirten sie sein sollten. Sie verachteten gediegene Wissenschaft und die schönen Künste und begnügten sich mit dem wenigen Wissen, das sie von der Universität in ihren Nesten mit in die Heimath gebracht hatten. Ja Viele haßten die Aufklärung, die er begünstigte, und den Fortschritt, welchem er die Bahn öffnete. Es schien ihm unmöglich, mit ihnen etwas auszurichten und durch sie und ihre Vermittelung Sein Volk zu erheben und aus dem sittlichen Verderben zu retten. — Das Alles lag ihm schwer auf dem Herzen, noch schwerer die Frage, wie hier am sichersten zu helfen sei. Er ließ mehrere Jahre hingehen, ehe er etwas that, er rechnete auf den damaligen Zeitgeist, der auch die Geistlichen ergreifen, aufwecken, aufschrecken und in ihnen die Sehnsucht nach Verbesserung ihres Zustandes rege machen würde. Diesem Strom des besten Geistes mußte ein Flußbett, eine Bahn, angewiesen werden, er fand ihn sehr glücklich in der Stiftung eines Vereins, der die Geistlichen und Candidaten des Landes untereinander verband, sie zum Austausch ihrer Ansichten zur Besprechung über Seelsorge und wissenschaftliche Forschung veranlassen und treiben sollte. Der Erfolg war über Erwarten günstig. Doch begnügte er sich nicht dabei. Er baute Kirchen, verschönerte die vorhandenen und sorgte ebenso eifrig als umsichtig für die Einführung guter Gesangbücher. Jetzt endlich konnte er seiner Neigung sich hingeben und für die Verschönerung des Landes, für die Auf-

führung von Bauten ſorgen, wie ſie ſchon ſeit Jahren ihm im Sinn gelegen. Für die Macht ſeiner Selbſtbeherrſchung ſpricht mehr als ein oberflächlicher Blick es erkennt, daß er, ausgerüſtet mit allen Mitteln ſeiner Hauptneigung nachzukommen, ſich dennoch die Ausführung lang gehegter Lieblingsentwürfe ſo lange verſagte, bis das erreicht war, was für das Wohl Anderer wichtig und unerläßlich ihm ſchien. Mit deſto fröhlicherem Muthe gab er jetzt der Ausführung ſeiner Pläne ſich hin. Die Anlagen in und um Deſſau und Wörlitz, die Gebäude hier und an anderen Orten, das ganze Land zeugen von dem was und wie der Fürſt geſchaffen. Dieſe Anlagen wurden damals mit dummem Erſtaunen von der Menge geprieſen, und ſelbſt von Auserwählten mit der Liebe, die ſich gern von Vorliebe zur Ueberſchätzung hinreißen läßt, ſie wurden damals als Wunderwerke geprieſen, während ſie in der Gegenwart mit vornehmer Geringſchätzung als eine Rumpelkammer zuſammengewürfelter Raritäten beſpöttelt werden. Der einzige Nüchterne blieb ihr Schöpfer. Der Herzog erkannte und bekannte, daß er zu viel gethan, daß er Unerreichbares gewollt, daß er Manches, das für die Phantaſie zauberhaft, in der Wirklichkeit dargeſtellt kleinlich und ohne Wirkung ſei, mit großem Koſtenaufwand hergeſtellt, und ſeinen Zweck verfehlt habe. Keiner beurtheilte, bei aller Freude am Gelingen, das Mißlingen ſtrenger als er ſelbſt. Aber auch beim ſtrengſten Maaßſtabe, den die Kritik anlegt, bleibt in ſeinen Schöpfungen viel Anerkennenswerthes; viel Schönes für alle Zeiten. Er gab damals den Anlaß, und manch' ſchöne Frucht iſt aus der Saat entſproſſen, die er geſät. Das Schönſte von ſeinen Schöpfungen bleiben nicht ſeine Bauten, ſeine Kunſtſchätze, das Schönſte bleibt das ganze Land, das er aus einer ſchmutzigen, wüſten Wirthſchaft in einen Garten umgewandelt, in dem jeden, der hineintritt, das Gefühl erfaßt: hier iſt gut ſein. Mitten in den Segen hinein, den er brachte und empfand, wehte der Gluthhauch von Weſten her durch ſein Land. Daß er nicht verzehrend und verheerend wie in den Nachbarſtaaten wüthete, daß er mit milderem Wehen über die ſorgſam gepflegten Wälder und Felder ſich verbreitete, war des Herzogs Verdienſt.

Am 18. October 1806 kam Napoleon nach Deſſau, der Fürſt empfing ihn in großer Uniform, den ſchwarzen Adlerorden auf der Bruſt. In der Nähe ſtand der Fürſt von Cöthen und ließ um Audienz bitten. Napoleon antwortete abſtoßend: er habe Geſchäfte. Darauf wandte er ſich an den Fürſten von Deſſau und fragte barſch: „Haben Sie ein Kontingent zur preußiſchen Armee geſtellt?" — „Nein!" war die Antwort des Fürſten. — „Und warum nicht?" — „Weil man es nicht verlangt hat." — „Wenn man es aber verlangt hätte?" „So würde ich es geſtellt haben," erwiederte ruhig der Fürſt, ſetzte aber eben ſo betonend als kühn hinzu: „Ew. Majeſtät kennen ja das Recht des Stärkeren." Napoleon, Anfangs ſo barſch, wurde nach dieſer erſten kurzen Unterredung milder, heiterer und von der einnehmendſten Freundlichkeit, er ſcherzte mit dem Fürſten über gewiſſe Verhältniſſe, als wenn er ſchon längſt mit ihm bekannt geweſen wäre, und lud ihn zuletzt ein, zu ihm nach Paris zu kommen, wo der Fürſt ganz ungenirt leben, mit ihm auf dem Lande wohnen ſollte, wo ſie fleißig mit einander jagen wollten. Beim Abſchiede ſagte der Kaiſer noch: „Kann ich mit irgend etwas dem Fürſten von Deſſau nützlich ſein, ſo wünſche ich es auf der Stelle zu erfahren, denn ich habe Geſchäfte." — Der Fürſt erwiederte: „Ich für meine Perſon bedarf nichts; aber um Schonung meiner armen Unterthanen bitt' ich; denn ſie ſind alle meine Kinder." — Der Kaiſer gab Berthier einen Wink und alle Forderungen wurden ſogleich zurückgenommen, jede Art von Gewaltthätigkeit ſtreng unterſagt und das Land für neutral erklärt. Wörlitz und andere Anlagen und Gebäude, ſowie einige Domainen erhielten Schutzwachen. Die Deſſauer glaubten, ihr Fürſt habe Napoleon imponirt. Aber Napoleon ließ ſich nicht imponiren. Doch hatte er Anwandlungen von Großmuth, in denen er ſich ſelbſt gefiel, auch hatte er Gefallen an einer ſchönen männlichen Perſönlichkeit, wie Cavalleriſten an einem ſchönen Pferde. Der Fürſt dagegen wurde ein warmer Verehrer des Kaiſers,

doch übte dieſe Vorliebe für ihn, und die Selbſttäuſchung, daß der Kaiſer das Wohl der Menſchheit beabſichtige, keine ſolche Macht über des Fürſten echt deutſches Herz aus, daß es nicht fortwährend warm, ja mitunter ſtürmiſch für's Vaterland und deſſen Helden ſchlug.

* Da ich ſelbſt in Deſſau nicht anweſend geweſen bin, ſo theile ich hier wörtlich mit, was mir ein kundiger Freund über Schill's Anweſenheit in Deſſau vertraut hat. Ich, damals ein Mitglied der Kammer, deren Chef der Erbprinz Friedrich war, fand bei meinem durch

Napoleon und der Herzog Leopold Friedrich Franz von Deſſau

das Gerücht von der Ankunft des Schill veranlaßten Ausgange die halbe Stadt auf dem Marktplatze, denn Schill, der tapfere Preuße, war mit dem Deſſauer Marſch eingerückt, den man ſo lange nicht gehört hatte. Man brachte ihm und den Seinigen Erfriſchungen aller Art im Ueberfluſſe, und das Vivat, das er zur Dankbarkeit der Stadt Deſſau brachte, wo ihm zuerſt ein ſolcher Empfang zu Theil ward, wurde mit unendlichem Jubel erwiedert. Ich konnte nicht umhin, daran Theil zu nehmen, aber mit Thränen in den Augen, denn wie konnte das Schickſal dieſes eben ſo ſchönen als braven Corps wohl anders als traurig ſein,

da man die Niederlagen der Oesterreicher bei Abensberg und Regensburg und das Mißlingen des Dörnbergischen Unternehmens bei Cassel schon kannte. Meine Dienstpflicht trieb mich zu meinem durchlauchtigsten Chef. Er war nicht zu Hause und Schill mit seinem Generalstabe schon bei ihm gewesen, ohne ihn getroffen zu haben. Mein Freund wartete; bald nach ihm erschien der Herzogliche Stallmeister S . . . . . vom Herzoge abgeschickt, er solle den Schill mit seinem Generalstabe zur Tafel laden. So sehr hatte also der deutsch-preußische Patriot die Franzosen und seine Lage vergessen! Man erschrak über diesen Auftrag und wollte Anfangs den Abgeordneten überreden, ihn nicht auszurichten, überzeugte sich aber bald, daß dies geschehen müsse. Der bald darauf angekommene Erbprinz ward in seinem Zimmer davon unterrichtet. Er entließ den S . . . . . rief meinen Freund in sein Zimmer und sagte: „Stellen Sie sich vor, das hat mir mein Vater sagen lassen! — Ich werde diesmal seinem Willen natürlicher Weise nicht nachkommen, den er nur in ungewöhnlicher Aufregung ausgesprochen haben kann, will aber selbst zu Schill gehen." Der Freund unterstand sich, ihm zu sagen, daß ihm auch das zu viel schiene. — „Wie," erwiederte er, „das sagen Sie, der Sie ein Feind der Franzosen sind?" — „Ja," antwortete er, „das bin ich, sobald nur von meiner Person die Rede ist; aber ich respektire die jetzigen Verhältnisse, sobald es das Vaterland und seinen Herrscher betrifft." — „Sie haben Recht," versetzte der Prinz, „aber gehen Sie zu Schill und bitten Sie ihn, allein zu mir zu kommen." — Dies geschah sogleich; der Freund traf ihn im Gasthofe zum „goldenen Ring" unter Umständen, die schon in mancherlei Rücksichten und an und für sich nicht viel Erfolg versprachen. Er begleitete ihn zum Erbprinzen, der ihn sogleich in sein Zimmer kommen ließ, während der Freund im Vorzimmer blieb. — Ungefähr nach einer guten halben Stunde kam Schill aus dem Zimmer des Prinzen, schlug sich, fast noch im Heraustreten, mit der Hand an den Kopf und rief: „Mein Gott, was ist der Prinz für ein Mann!" — Mein Freund äußerte dagegen, es wisse wohl Niemand besser als er, was für ein höchst geistreicher Mann der Prinz sei, er könne aber kaum begreifen, wie er sich in so kurzer Zeit auf eine so lebhafte Weise davon habe überzeugen können. „Ach," sagte Schill schmerzlich, „eine seiner ersten Fragen war die: ob ich mich und meine Offiziere mit englischen Offizier-Patenten versehen hätte? — Daran hatte ich nicht gedacht!" — Wenn ihm dies, wie es hiernach scheint, möglich war, so wären die braven Begleiter Schill's nicht als Opfer eines Tyrannen gefallen, der keinen Edelmuth kannte; denn die Engländer hatten 50 gefangene französische Offiziere gegen einen englischen in Händen. Im Laufe der weiter meinem Freunde aufgetragenen Verhandlungen mit dem Schill'schen Generalstabe zeichnete sich besonders der Major von Lützow durch eine höchst einnehmende Handlungsweise aus. „Ach," sagte er im Vertrauen, „wie hat sich Ihr alter, ehrwürdiger, weiser Herzog vergessen, als er uns bis hierher begleitete! Wir können ihn doch nicht schützen!"

Des Fürsten Verhältniß mit Goethe war nicht so nahe und innig, als man hätte glauben sollen, und als es nach einigen Stellen aus des letzteren: Dichtung und Wahrheit, den Anschein hatte. Beide haben sich in den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens nicht gesehen. Der Fürst sagte, als die Rede auf Goethe kam: Er paßte nicht für mich. Er paßte besser zum Großherzog. Wir harmonirten nicht recht in Gesinnung und Gefühl. Als Dichter kam er mir nie, als Staatsmann nur auf Augenblicke nahe. Als Kunstkenner und Freund des Alterthums stand er mir schon näher, in manchen Stücken war er sogar weiter gekommen, denn er hatte tiefere Studien gemacht. In den Grundsätzen und Ansichten von der schönen Baukunst und ihren Werken waren wir nicht immer einig. Die Schauspielkunst, die ihn damals, als er mich zuweilen mit dem Großherzog, zuweilen allein besuchte, ganz besonders interessirte, ließ ich noch links liegen. Ich hatte mehr und Anderes zu thun. Nur, was die gothische Baukunst und die schöne Gartenkunst anlangt, da mußte er mir den

Preis zugeſtehen und vor mir die Segel ſtreichen. Er hatte ja England nicht geſehen. Sonſt war er mir, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken ſoll, zu vornehm, zu höfiſch gemeſſen, manchmal unangenehm ſchweigſam. Noch ſpürte ich im Allgemeinen etwas von Inhumanität an ihm. Wir ſind ſo auseinander gekommen. Ich erinnere mich hier eines höchſt komiſchen Vorfalls mit Kretſchmar*). Ich hatte befohlen, einen Jagdwagen bereit zu halten, der Goethen, welcher zu einer genau beſtimmten Stunde in Deſſau ankommen würde, ſofort nach Wörlitz bringen ſollte. Auch ſollte Kretſchmar benachrichtigt werden, ſich bei Zeiten auf dem Schloſſe einzufinden, um mitzufahren. Beide kannten ſich noch nicht, und der Hofmarſchall hatte verſäumt, ſie einander vorzuſtellen. Eine Zeit lang ſahen ſie, Goethe grade und feierlich wie ein Licht, Kretſchmar leicht und beweglich wie ein junger Rehbock, neben einander. Endlich drehet Goethe ein wenig den Kopf nach Kretſchmar und frägt über die Schulter: Wer iſt Er? — Schnell und barſch, Goethen den Rücken zukehrend, erwiedert Kretſchmar: und wer iſt Er? ... So kamen ſie an. Ich ſtand neben Louiſen von Eiſenhart, wo ich die kleinen Anhöhen auffahren ließ: „Gieb Acht, Louiſe, die Beiden haben ſich unterwegs gezankt.“ — Goethe ſtieg links aus und kam in ſteifer Haltung auf uns zu; Kretſchmar rechts, uns nur grüßend, nach der Stadt eilend. Ich ſchickte ihm einen Diener nach, der ihn auf das Schloß beſtellen und zur Tafel laden mußte. Da ließ er mir ſagen: er äße nicht mit dem Menſchen, habe auch in Deſſau ſchwere Kranke, die er noch beſuchen müſſe. Nachher erzählte er mir den Vorfall. Er war ganz entrüſtet und wollte ſchlechterdings nichts von Goethen wiſſen. Ich brachte ſie aber doch endlich zuſammen. Des Fürſten Verhältniß zu ſeiner Gemahlin war nie ein feindliches, öfters ein recht freundliches, aber ein recht vertrauliches wurde es nicht, des Herzogs Neigungen, die er ſelbſt die „böſe Luſt“ nannte, die er nie billigte, aber auch nie beherrſchte, hielten beide Gatten in einer gewiſſen Entfernung, wenn es auch zuweilen ſchien, als hätte eine Annäherung ſtattgefunden. Er ſelbſt täuſchte ſich wohl darüber. Er erzählte in einer vertrauten Stunde, daß er an ihrem Geburtstage 1783 ſich mit ihr ernſt und ehrlich ausgeſprochen, daß ſie von ihm die Entfernung einiger Menſchen erbeten, deren Umgang ſie für ihn verderblich geglaubt. Er habe zugeſagt, Beſſerung gelobt und ſeitdem habe ein ruhiger geiſtiger Verkehr zwiſchen ihnen ſtattgefunden. Darauf ſcheint ſich der kleine Tempel zu beziehen, den er in tiefer Waldeinſamkeit auf dem Sieglitzer Berge an der Elbe erbaute und der die Inſchrift trägt: „der Beſſerung des 26. September 1783 eingedenk.“ Näherſtehenden, die ihn um den Sinn dieſer Worte fragten, erwiederte er nur: das iſt mein Geheimniß. In ſeinem Verhältniß zur Fürſtin, in ſeiner Liebe zu ihr hatten verſchiedene Grade und mancher Wechſel ſtattgefunden, die Liebe zu ſeinem Volk war ſich immer gleich geblieben, vermochte er auch nicht immer ihr auf gleiche Weiſe Ausdruck zu geben. In den Kriegsjahren ſagte er einſt ſeufzend, ich werde alt und ſchwach. Meine Kaſſen ſind erſchöpft gleich mir. Ich kann nicht mehr ſo forthelfen und wohlthun, wie mein Herz verlangt.

Er hatte im Wörlitzer Kirchthurm fünf Glocken aufhängen laſſen, darunter eine mit der Inſchrift aus Schillers Glocke: „Friede ſei ihr erſtgeläute,“ ſie ſollte nach des Herzogs Wille nicht eher geläutet werden, bis ſie das Feſt eines allgemeinen Friedens einläuten könnte. 1809 war die Kirche in Wörlitz eingeweiht worden, erſt 1816 durfte man auf einen dauernden Frieden hoffen. Am 18. Januar ſollte das Friedensfeſt gefeiert mit jener Glocke eingeläutet werden. „Ich muß ihren Ton zuerſt hören,“ ſagte er, es darf nicht eher

*) Kretſchmar, Hofrath und Leibarzt des Fürſten, ein Schleſier, den der Fürſt ſehr ſchätzte und bei Einrichtung und Verwaltung des Armenweſens außerordentlich brauchen konnte und ſtets zu Rathe zog — ein Mann, derb, kurz angebunden, der ſich nichts nehmen und nichts bieten ließ, dabei ehrlich, innig, immer guten Humors, human und hülfreich. An ſeinem Sterbetage trauerte die Stadt.

damit geläutet werden, bis ich hier bin. Ich komme von Oranienbaum herüber! — Das Friedensfeit kam, aber der Herzog kam nicht. Sein Gedächtniß war schwach geworden wie er selbst. Er hatte den Tag vergessen. Als er am folgenden Tage kam, als er hörte, daß man die Glocke nicht geläutet, weil er befohlen hatte, er wolle ihren ersten Ton hören, und er doch nicht gekommen, da war er außer sich, er war gar nicht zu beruhigen; er wollte die Glocke vom Thurme werfen lassen, weil sie nun ihre ganze Bedeutung verloren habe. Schon im nächsten Jahr bekam sie eine hohe Weihe, eine ernste Bedeutung: sie ertönte zu seinem Grabgeläute am 9. August 1817. Ein Monument braucht er nicht, jeder Damm den er gegründet, jede Kirche, jede Schule, die er gebaut, jeder Baum, den er gepflanzt, das ganze blühende gesegnete Land ist sein Denkmal.

Aus Tirol.

Von J. C. Waldfreund.

Bald nach 1848, als die Traubenkrankheit wie ein böses Hagelwetter über das südliche Tirol Kummer und Trauer verbreitete, kleideten die Leute ihre lebhaften Wünsche, daß ja recht bald wieder ein besserer und wohlfeilerer Tropfen gedeihen möge, in folgendes Märchen, das im Lande von Mund zu Munde ging.

In einer Gegend Südtirols — etliche nannten Kettern, andere wieder Margreit — ging eines schönen Nachmittags der Ortspfarrer auf dem Felde spazieren. Da kam ein Bettler zu ihm, abgemagert, bleich und in zerlumpter Kleidung und bat ihn um Gottes willen um ein Almosen. Der Geistliche war gerührt, reichte dem Armen aus seiner Geldtasche eine milde Gabe und sagte noch: er solle ins Dorf hineingehen und sich im Widum von seiner Wirthschafterin zu essen geben lassen. Der Bettler begab sich auf dem nächsten Wege zum Pfarrhof, zog die Glocke, und als die Köchin die Thüre öffnete, bat er um eine Erquickung, weil es ihm der Herr Pfarrer auf dem Felde draußen erlaubt habe. Diese Köchin war aber eine „geizige Zang", wie es deren unter den Pfarrköchinnen sogar mehrere geben soll, sie fühlte kein Fünklein Mitleid mit dem elenden Zustand des armen Mannes, sondern sagte: „Solche Lumpen kommen allweil, solche nichtsnutzige!" und warf auf grobe Art die Thüre zu. Als der Unglückliche voll Betrübniß über diese Hartherzigkeit weiter gehen wollte, kam eben der Pfarrer zurück und vernahm auf seine Fragen, was sich da begeben hatte. Er führte nun voll Liebe und christlicher Milde den Bettler mit sich zurück und bewirthete ihn auf seinem Zimmer, nachdem er der Wirthschafterin, wie es ganz billig, mit strengen Worten ihre Hartherzigkeit verwiesen hatte. Er sprach mit ihm in freundlichen Ausdrücken und fragte unter Anderm: woher er komme, wohin er gehe, wer er sei u. dgl. darauf erwiderte der fremde Mann mit Würde und Ernst: „Ich komme aus verschiedenen Ländern, habe in dieser Welt vieles gesehen, vieles gehört, Leid und Freude, Glück und Unglück. Und auch in Eurem Ländchen hab ich vernommen von der tiefen Betrübniß über das Mißrathen der Trauben; aber seid nicht verzagt:

Wo man den Weg der Liebe geht
Kein Unglück lange fortbesteht!

Ja, glaubt mir's, im nächsten Jahre wird Alles wieder besser werden. Es wird der köstlichste Wein wachsen und zwar in so überschwänglicher Fülle, daß an den nöthigen Fässern und Geschirren großer Mangel sein wird. Auch der Graswuchs und der Stand der Saaten wird so reichlich gesegnet sein, daß man kaum genug Arbeitskräfte aufbringen wird, um Alles unter Dach zu schaffen." Doch auf dem Angesichte des Pfarrers zeigte sich einiger Zweifel, ob denn auch wirklich und wahrhaftig Alles gar so gut kommen werde. Der Bettler bemerkte das und sagte: „Ihr scheint an der Wahrheit meiner Worte zu zweifeln? Es wird aber Alles so bestimmt eintreffen, so wahr ich hier stehe und so wahr jetzt die Köchin in der Küche draußen todt auf dem Boden liegt und ein Holzscheit in der Hand hält." Der Pfarrer ging flugs in die Küche und fand wirklich seine Wirthschafterin todt und mit einem Scheit in der Hand auf dem Boden liegen. Als er wieder in sein Zimmer zurückkam, war der Alte verschwunden und konnte man nichts mehr von ihm erfragen. Einige Leute waren der festen Meinung, es sei Ahasverus, „der umgehende Schuster" gewesen. Die Prophezeiung, wenigstens soweit sie das gute Gedeihen des Weines anging, ist leider weder damals noch seither in Erfüllung gegangen. Jene Prophezeiung war ja nur der Ausdruck der Wünsche und Hoffnungen des Volkes, und Wünsche und Hoffnungen gehen so selten ganz in Erfüllung! —

Ein anderes Märchen tauchte 1854 auf, als das Volk durch die damaligen theuren Zeiten mit Kummer und Sorge erfüllt wurde. Hinab in das Vaterland bis hinaus in die bairische Ebene und in die Gegend von Salzburg hörte man gar häufig erzählen: Irgendwo — wahrscheinlich im getreidereichen Baierland — hat es sich begeben, daß man tief in der Nacht in einem Dorfe von einer nahen Dreschtenne her alle Stämpfe in vollstem Gang hörte. Das war ein Poltern und Klappern, als ob alles Getreide von der ganzen Welt in aller Eile sollte ausgedroschen werden. Die Gendarmen wurden auf diesen Vorgang aufmerksam gemacht. Sie gingen an die Stelle hin, fanden aber dort angelangt alles in tiefster Ruh. Die Dreschtenne war gesperrt, keine lebende Seele war zu bemerken. Die Gendarmen gingen suchend und spähend um das Gebäude herum und guckten fleißig in jeden Winkel und durch jedes Ritzlein. Auf einmal wurde die Thüre von innen geöffnet, ein großmächtiger Mann trat heraus und fragte die Gendarmen nach ihrem Begehren. Diese gaben erschrocken zur Antwort: man habe da aufs anhäbigste Dreschen gehört, sie wären gekommen, um nachzusehen; hier sei nun aber alles in Ruhe — was denn das wohl bedeute? Die große, seltene Gestalt erwiderte:

„Wir dreschen den Armen Brod,
Den Reichen den Tod!"

Dann war die Erscheinung verschwunden. —

Ein anderes Ziel hatte das Dichten und Trachten des tirolischen Volkes in den Jahren 1857 und 1858. Nach Amerika stand damals der Sinn, Peru hieß die Losung. Auch diese Gefühle wurden wieder in Reimen ausgedrückt, welche im Oberinthal, der eigentlichen Heimath der Auswanderungslustigen, und nicht minder bei Insbruck Abends von herumspazirenden Burschen oder an Feiertagen in den Wirthshäusern zum Klange der Zither gesungen wurden. Das erste Gesätzlein lautete also:

„Ge ich in kein Leben nimmermehr
Im alten Land Tirol,
Drum schickt man jetzt von Peru her,
Ob Niemand kommen will?
Man kriegt dort an die sechzig Zauch
Und Geld genug dazu,
Drum greif' ich jetzt zum Wanderstab
Und reise nach Peru!"

Die folgenden Verse sind voll Freude, daß man im alten Europa des Lebens Last und Sorge nun abwerfen und sodann wohlgemuth und leichten Sinnes nach Amerika sich begeben kann, nach Amerika, wo so viel Schönes und Gutes zu erwarten sei.

In den letzten Jahren hatte ich leider nicht Gelegenheit zu beobachten, wie sich des Tirolers Sinnen und Trachten poetisch geäußert; denn ich wandelte fern von den Bergen der Heimath erst durch Italiens, dann durch Böhmens Gefilde. —

Die Schüler in Schulpforte.

Von Ferdinand Schrader.

Die Schüler in Pforte werden zu fleißigen Menschen herangebildet. Im Sommer müssen sie schon früh halb fünf Uhr, im Winter halb sechs Uhr auf den Beinen sein. Nur an den Ausschlafetagen wird erst um 6 Uhr aufgestanden. Die Zucht ist musterhaft streng, wie es bei 200 jungen Leuten wohl nicht anders zu erwarten ist. Die Schüler sind in 12 geräumige Zimmer längs eines Korridors vertheilt, deren jedes 12—20 Schüler faßt, die wiederum an einzelne Tische verwiesen sind. An jedem Tische präsidirt ein Primaner als „Obergesell", ein Secundaner ist sein „Mitgesell", und aus Tertia hat er einen oder zwei „Untergesellen", die er beaufsichtigt und täglich in der „Lesestunde" unterrichtet. Reichen die Mittelgesellenplätze für die Secundaner nicht aus, so kommen die letzten von ihnen als „Lichtputzer" an die ersten Untergesellensitze. Der Obergesell hat das Vorrecht eines Sitzpultes, der Mittelgesell darf ein Stehpult haben, Lichtputzer und Untergesellen dagegen müssen sich mit den Kasten begnügen, die sie in den Bücherregalen, welche an den Wänden herumlaufen, anbringen lassen können. Der Lektionen und Arbeitsstunden giebt es viele, aber auch auf die Bewegung im Freien wird gebührend Rücksicht genommen. Dazu ist namentlich der große Schulgarten bestimmt, welcher mit Turngeräthen, Kegelbahnen und andern Zerstreuungsmitteln versehen ist. Den Schülern ist nicht gestattet, ohne besondere Erlaubniß die Mauern zu verlassen, doch finden zuweilen Spaziergänge im Freien unter Aufsicht der Lehrer statt. Nur aus Prima darf jeden Tag eine bestimmte Anzahl einen kleinen Ausflug machen.

Soolbad Sulza.

Es ist keine Plage über das Land gekommen, von welcher nicht auch dieser Ort betroffen worden wäre; Hungersnoth, Feuer- und Wassersnoth, Pest und Kriegsdrangsale — alles hat er durchmachen müssen; aber trotz all' dieser Schicksale hat sich Sulza doch zu einem recht netten Städtchen von 4—5000 Einwohnern erhoben und so erhalten. Sein Aeußeres ist von echt thüringischem Zuschnitte und die Bauart seiner Häuser und Straßen

und die inmitten derselben sich erhebende Kirche zeugen von hohem Alter. Im freundlichen Ilmthale gelegen ist Sulza gegen Westen und Norden mit fruchtbaren Rebenhügeln umgeben, gegen Osten von einer waldbewachsenen Anhöhe, der Herlsberg genannt, an welche eine etwas kleinere Höhe stößt, auf deren Spitze Bergsulza liegt. Von diesen Höhen aus gesehen, gewährt die Gegend nach allen Seiten hin einen lieblichen Anblick. Ein besonders lohnender Standpunkt ist für den Freund der schönen Natur auf dem Gipfel des Herlsberges, auf der Krähenhütte und auch auf der Sonnenkuppe, fast scheint es, als ob das reizende Ilmthal hier vor seinem Ausgange alle seine Reize noch einmal hätte sammeln und auf einen Punkt zusammengedrängt darstellen wollen. Denn wenn man dasselbe dem Laufe der Ilm nach verfolgt, so erweitert es sich immer mehr, bis es sich endlich bei Unterneusulza und Großberingen in das große Saalthal verliert, aus welchem die verwitterten Thürme der Rudels- und Saaleckburg gesehen werden und eine vorzügliche Zierde des romantischen Thales bilden. Und welches Leben gewinnt nicht das Sulzaer Thal durch die es seiner Länge nach durchschneidende thüringische Eisenbahn und durch die Saline Neusulza. So wird nämlich der Theil genannt, in welchem etwas entfernt von der Stadt die Bahnstation mit den Salzwerken sich befindet. Die Soolbäder werden meist in Privatwohnungen verabreicht, doch giebt es dort auch ein in modernem Schweizerstyle erbautes Kurhaus, welches in einer hübschen Lage zwischen Weinbergen an einem nördlichen Abhange sich erhebt. Freunde ländlicher Einfachheit und gemüthlicher Stille können hier auch bei beschränkten Mitteln glückliche Stunden verleben, während die nach größerem Gesellschaftsleben sich Sehnenden in wenigen Minuten mit dem Dampfwagen das unfern gelegene Köten erreichen können, das von den Sulzaer Badegästen ohnehin viel besucht wird.

Das Bremer Rathhaus.

Von O. Binder.

Vom Jahre 1405 bis 1410 im gothischem Stile aufgeführt, bietet das Haus besonders an der dem Markte zugewandten Façade viele Schönheiten, so den später entstandenen Vorgang welcher die Fronte des Gebäudes nach dem Markte zu bildet, die oberhalb desselben befindliche Gallerie, sowie einige Statuen an der Südseite, die 7 Kurfürsten und einer der deutschen Kaiser. Außerdem schmücken drei mit kunstvoller Steinarbeit verzierte Giebel das Dach des Rathhauses. Der obere Saal dient zu Versammlungen des Rathes und der Bürgerschaft. Das Sitzungs-Zimmer des Senates enthält ringsum die lebensgroßen Brustbilder der deutschen Kaiser, in Oel gemalt mit vergoldeten Rahmen. Im untern Stockwerke befinden sich verschiedene Canzleien, sowie das Untergericht für Bagatellsachen, Schenkungsprocesse und dergleichen, wobei öfters die Verhandlungen durch drollige Auftritte und Zwischenfälle gewürzt zu werden pflegen. Doch der berühmteste Theil des Gebäudes ist jedenfalls der Keller; wer sollte ihn auch seit Wilh. Hauffs „Phantasien im Bremer Ratskeller" nicht kennen? Bei einer Länge von ca. 100 Fuß dürfte er vielleicht zu den größten Kellern Deutschlands gehören. Er enthält etwa 200 Fässer jedes 8 Ohm haltend, außerdem mehrere Stückfässer sämmtlich mit Rhein- und Moselweine besonders mit Hochheimer und Rü-

desheimer gefüllt, die in solcher Reinheit und Güte kaum am Rheine selbst zu haben sind. Der Keller enthält viele Kabinette welche einen behaglichen Aufenthalt darbieten. Außerdem existirt dort noch ein großes Zimmer mit einer „Flüsterecke", wenn man nämlich in dieser Ecke auch nur leise ein Wort flüstert, so hört dieß ein am nächsten Pfeiler Stehender vernehmlich — eine akustische Merkwürdigkeit, welche übrigens auch im Heidelberger Schlosse anzutreffen ist. Früher hieß dieses Zimmer die Witheitsstube (Weisheitsstube), wahrscheinlich weil es der Senat zu seinen Berathungen benutzte. Sind fremde Gesandte anwesend mit welchen Unterhandlung gepflogen wird, so werden auch jetzt noch vom Senate daselbst Bankette auf Staatskosten gegeben. Das älteste Stückfaß „die Rose" enthält Wein vom Jahre 1624. Zwölf andere Stückfässer, ebenfalls alten Rheinwein enthaltend heißen „die zwölf Apostel", von welchem Judas Ischarioth den besten enthält. Rose und zwölf Apostel liegen in besonderen Räumen. Bei der „Rose" hielt früher der Senat seine geheimen Sitzungen, was da verhandelt wurde mußte streng geheim gehalten werden. Daher vielleicht auch die Redensart „Einem etwas sub rosa (d. h. unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit) anvertrauen". Ein auf einer Tonne reitender in Holz geschnitzter Bacchus thront als Herrscher über die reichlich hier aufgehäuften Schätze. Im Sommer bietet der Keller einen durch die Kühle der Temperatur erfrischenden Aufenthalt und werden dann zahlreich besuchte Concerte drin veranstaltet. Zum „Freimarkte" einer im October stattfindenden Messe, ist jedoch der Keller am besuchtesten; dann wogt bis tief in die Nacht hinein eine zahlreiche Gesellschaft in ihm auf und ab, fröhliches Gläserklingen und rauschende Musik schallen dann aus ihm hervor. Ja es ereignet sich dann daß die vorgetragene Melodie eines beliebten Volksliedes die sonst steifen und ehrbaren Bremer zu einem allgemeinen Gesange hinreißt. Die jährliche Konsumtion im Rathskeller beträgt über vierhundert Ohm oder nahe an achtzigtausend Flaschen. Zur Anschaffung von Wein wurden im Jahre 1860 über vierzigtausend Thaler verwendet. Die Verkaufspreise des Weines an das Publikum sind sehr billig gestellt demnach wird im Budget von 1861 der Ertrag auf 22,000 Thaler angenommen.

Der Adam im Halberstädter Dome.

Der halberstädtische Adam meldete sich selbst bei dem Bischofe, wurde am Aschermittwoch öffentlich aus der Kirche getrieben, brachte 40 Tage in der strengsten Armuth zu, fand sich täglich beim Eingange der Kirche ein und enthielt sich alles Umgangs und Gespräches mit andern Menschen. Hatte er so bis zum grünen Donnerstage gelebt, so wurde er mit andern Personen, beiderlei Geschlechts, die sich als büßende Sünder einfanden, vom Bischofe oder seinen Deputirten auf das Feierlichste in die Kirche, in Gegenwart der Geistlichkeit und des Volkes, unter verschiedenen Ceremonien eingeführt, die den Zweck hatten, die Zuschauer zur Buße und Andacht aufzumuntern. Eine Bulle Bonifacius IX. empfahl diese „seit langen Jahren in Halberstadt eingeführte Gewohnheit" zur Nachahmung. Der Eingang der Domkirche, aus welchem der Adam getrieben wurde, hat von ihm den Namen des Paradieses erhalten, und die Glocke, die bei dieser Feierlichkeit geläutet wurde, heißt der Adam.

Rudolph von Habsburg und Otokar von Böhmen.

Von Dr Heinrich Hahn.

Der gesunde Sinn des deutschen Volkes sehnte sich nach der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" des Interregnums, wieder nach Einheit und Gesetzlichkeit, nach einem kräftigen und guten Herrscher. Städte, Fürsten und Churfürsten, der Gegenkaiser müde, wünschten einen einwähligen Kaiser.

Wenige Jahre vorher nämlich (1270) war der päpstliche Stuhl erledigt und die Sorge der Christenheit, das gelobte Land den Ungläubigen zu entreißen, lenkte die Wahl der Kardinäle auf den frommen Prälaten Tealdo von Piacenza, als Papst Gregor X. genannt. Ihn hatten bei seiner Reise nach Jerusalem die Leiden der Christen im gelobten Lande schmerzlich berührt, und laut und öffentlich gab er in Accon dem Volke das Versprechen, nach seiner Rückkehr nach Europa das Kreuz zu predigen. Eifrig war er als Papst bemüht, sein Gelübde zu erfüllen. Dazu war aber ein mächtiger Kaiser, Einheit und Friede in der Christenheit, vor Allem im römischen Reiche, nöthig. Sein Hauptaugenmerk war also eine rasche und einmüthige Wahl, um einen tüchtigen Feldherrn zu haben und das deutsche Volk, den Träger des christlichen Glaubens seiner Zersplitterung zu entreißen.

Durch den offenbaren Nachtheil, den fremdländische Könige dem deutschen Vaterlande brachten, klug gemacht, schlug das Wahlcollegium nur deutsche Fürsten vor, wie Ludwig von Baiern und Rudolph von Habsburg. Doch nebenbei für ihre Sicherheit besorgt, wollten sie einen Herrscher, zwar kräftig genug, sie und das Reich zu schützen, aber nicht so furchtbar, um Fürsten oder einzelne Städte zu erdrücken. In jedem Falle aber gelobten sie, ihre Rechte dem König gegenüber zu wahren. Für sie war daher Otokars von Böhmen Macht zu ungeheuer und sein herrschsüchtiger Charakter zu gefährlich. Rudolph von Habsburg dagegen war ganz der Mann, dem Volke Schirm und Stütze zu sein, ohne zu schaden. Auf der andern Seite war er aber gleichfalls nicht schwach, sondern im Elsaß und den oberen Landen reich begütert. Dabei machten ihn seine geistigen Eigenschaften ganz besonders zu der wichtigen Würde befähigt. Seine Raschheit im Handeln ward gedämpft durch die Erfahrung und Besonnenheit seines vorgerückten Alters; denn bereits zählte er 56 Jahre. Weise im Rath, fest in der That, tapfer in der Schlacht, voll Kriegserfahrung durch seine vielen Fehden in den oberen Landen, schon als Graf eine Schutzwehr des deutschen Reiches gegen die Wälschen und die Uebergriffe ländersüchtiger Kirchenfürsten. Trotzdem ein Freund der Geistlichkeit und ein kräftiger Vertheidiger der Bürger gegen die Raubgier der Ritter, eine Zierde des Adels, ebenso bieder, als persönlich unparteiisch und einnehmend gegen Alle, die ihm nahten, von außerordentlicher Einfachheit und Sparsamkeit, so daß er auf seinen Fehden den Rittern nur Schwarzbrod und gewöhnlichen Wein gab und einen Ritter, der es wagte, an seine Tafel Weißbrod und bessern Wein zu bringen mit Strenge von sich wies. Seine kindliche Frömmigkeit, von der die Schlacht auf dem Marchfelde allein viele Beweise lieferte, war eine feste Bürgschaft für die Eintracht des Königs mit Papst und Kirche. Dieser Eigenschaft verdankte er auch seine Wahl; denn hauptsächlich lenkte Werner von Mainz, den er einst aus Hochachtung für den Diener der Kirche persönlich über die Alpen nach Italien geleitet hatte, aus Dankbarkeit die Aufmerksamkeit der Churfürsten auf ihn. Außerdem arbeitete

Burggraf Friedrich von Nürnberg, Rudolphs naher Anverwandter, aus allen Kräften für ihn. Die Stimmen der drei Churfürsten Albrechts von Sachsen, Ludwigs von der Pfalz und des Markgrafen von Brandenburg gewann er durch die glänzende Aussicht, ihr Ansehn durch eine Verbindung mit des Kaisers Töchtern zu heben; durch andere Gründe erlangte er die der beiden Erzbischöfe von Köln und Trier; Otokar ward als nicht berechtigt von der Wahl ausgeschlossen. Rudolf also einstimmig gewählt, hob, da er gerade in einer Fehde mit dem Bischof von Basel begriffen war, das Lager auf, sobald er die Nachricht von seiner Wahl empfing und begab sich an den Wahlort.

Gerade so groß, wie vorher die Sehnsucht nach einem kräftigen König war, so gewaltig und so allgemein war jetzt die Freude über die Erfüllung des Wunsches. Sie prägte sich aus in dem ehrenvollen, freudigen Empfange der Gemahlin Rudolphs durch die Reichsstädte, in den reichen Gaben an Wein und Getreide, die ihr auf ihrer Krönungsfahrt gespendet wurden. Bei der Annäherung des kaiserlichen Paares zur Krönungsstadt Aachen konnte die Landstraße drei Meilen weit die Menge nicht fassen. Fürsten und Herren schlossen sich mit vielen Tausenden dem Zuge an, und unter allgemeinem Jubeln der Edeln und des Volks zogen sie durch die festlich geschmückten Straßen in die Stadt. Die Krönung ward feierlich vollzogen (24. Oktober 1273), die Huldigung geleistet, und mit Geistesgegenwart ließ der König wegen des mangelnden Scepters den Eid der Treue auf ein schnell ergriffenes Crucifix schwören, um ein böses Omen zu bemänteln.

Rudolfs erste Aufgabe war es, dem gesunkenen königlichen Ansehn seinen Glanz wiederzugeben und sich eine Macht zu schaffen, die er nicht besaß und die das Reich nicht bot. Er mußte sich also die mächtigsten Fürsten des Reiches gewinnen, besonders die Churfürsten, da er ja in gewissen Handlungen z. B. rücksichtlich des Reichsguts von ihnen abhing und da das Glück seiner Söhne in ihren Händen ruhte. Einige geistliche Fürsten fesselte er an sich durch Schenkungen. Durch Vermählung seiner Tochter Mechthild mit Ludwig von der Pfalz und seiner Tochter Agnes mit Albrecht von Sachsen schuf er sich zwei andere Stützen. Ueberhaupt schien ihn Gott nur so reichlich mit Töchtern gesegnet zu haben, um Freunde zu erhalten, Feinde zu versöhnen und seinen Thron fester zu stellen. Schon auf den Stammvater der Habsburger paßt das später entstandene: Bella gerant alii, tu felix Austria nube! (Andere mögen Kriege führen, du glückliches Oesterreich heirathe!)

Während er mit der Sicherstellung seines Thrones und der Ordnung der inneren Reichsangelegenheiten voll auf zu thun hatte, drohte ihm von zwei Seiten Gefahr. Von allen Fürsten nämlich erkannten nur zwei seine neue Würde nicht an, Alphons von Castilien und sein Reichsfürst Otokar II. von Böhmen, der Erste seiner Verwandtschaft und Freundschaft mit England, der Andere seiner Macht wegen gefährlich. Otokar, der gewaltigste deutsche Reichsfürst seiner Zeit, nannte sich „König von Böhmen und Mähren, Herzog von Oesterreich und Steiermark und Herr zu Kärnthen, Krain und der Mark Portenau. Sein Charakter war ein Gemisch von Herrschsucht, Trotz und Unbeugsamkeit. Beweise seiner Eroberungs- und Länderſucht, zugleich aber auch seiner Tapferkeit sind die Fehden gegen Baiern und die halb gewaltsame, halb hinterlistige Besitznahme Oesterreichs und Steiermarks. Ein solcher Mann konnte wohl Schattenkaiser, wie Alphons und Richard über sich dulden, unter deren Scepter er ungestraft seine Gewaltthaten begehen durfte, aber ein König von Rudolphs mannhaftem Charakter mußte ihm verhaßt sein. Dazu gelüstete Otokar selbst nach dem römischen Königsthrone; denn obschon er ein Jahr vorher die Krone mehrmals ausschlug, so scheint dies nur übermüthige Prahlerei oder falsche Taktik gewesen zu sein. Er wollte vielleicht, indem er als Grund der abschlägigen Antwort angab, schon mächtig genug zu sein, gerade das Volk an die Nothwendigkeit erinnern, daß es eines mächtigen Herrschers bedürfe. Wie dem auch sei, Briefe seines geheimen Rathes an Gregor IX. verrathen deutlich sein

Verlangen nach der Königswürde von Deutschland. Neben dem Neide quälte ihn auch die Besorgniß, der kräftige Rudolph könnte ihn für seine Gewaltthaten gegen Kirche und Reich strafen und ihm das gewonnene Reichsgut wieder abnehmen.

Aus diesen Gründen und aus Unmuth darüber, daß seiner bei der Wahl nicht mit einem Worte gedacht worden war, ja, daß man ihm sogar die Stimme entzogen und sie an Heinrich von Baiern gegeben hatte, verläumdete er König und Churfürsten bei dem Papste Gregor X. Natürlich verhielt sich Rudolph als römischer König zu ihm, wie zu seinem Reichsfürsten, verlangte von ihm Huldigung, Gehorsam; Otokar dagegen gebärdete sich als mächtiger, unabhängiger Herrscher. Ein abhängiges Verhältniß des Einen war nicht möglich bei dem Charakter des Letzteren und der Würde des Ersteren. Selbst Verträge und Vergleiche waren hier nutzlos; denn der Grund des Uebels lag tiefer, als in einem zufälligen Zwiste, er lag ja in dem Ehrgeize Otokars. Ihn konnte nur die gänzliche Niederlage Rudolphs oder Otokars Tod löschen. Die Thatsachen selbst beweisen dies.

Vorläufig jedoch setzten beide Parteien ihre Zuversicht auf den Papst, der Eine, indem er ihn mit Verläumdungen seines Gegners Rudolph bestürmte und einen Kreuzzug binnen vier Jahren versprach, eine Gelübde, hinter dem der nackte Egoismus hervorsah, der Andere unter des Papstes Einfluß gewählt, längst als Freund der Kirche und als frommer Mann bekannt, daher in des Papstes unwandelbarer Gunst. Mit väterlicher Fürsorge suchte Gregor Rudolph aus dem Knäuel von Verwirrungen herauszuwickeln, indem er bald vermittelnd, bald versöhnend, bald fest und drohend gegen Rudolphs Feinde auftrat; denn dem Papste lag daran, alle Hindernisse zu beseitigen, um schleunigst den König zum Kaiser salben zu können.

Otokar ward daher väterlich ermahnt, sich dem Willen und der Würde Rudolphs zu fügen und einig mit ihm zum Wohle des Reiches und der Christenheit zu sein. Der Papst hatte nämlich auch noch einen anderen Grund, gegen den König freundlich zu sein. Der größte Theil der päpstlichen Besitzungen bestand aus römischen Reichslehen und Schenkungen früherer Kaiser; um sie unangefochten inne zu haben, bedurfte er des römischen Königs Bestätigung. Diese brachten ihm Rudolphs vollmächtige Boten auf das Concil zu Lyon und sagten außerdem bereite Hülfe wider die Ungläubigen zu. Der Papst zeigte dem Könige an, sich zum Empfange der Kaiserkrone bereit zu halten. Boten gingen hin und her, Verhandlungen wurden über die Vorbereitungen gepflogen, die Ritter vom Papst aufgefordert, festlich geschmückt und zahlreich dem König das Geleit zu geben, Otokar noch einmal zur Aussöhnung ermuntert; denn: „offenbar sei mit Rudolph seit dessen Antritt und Walten die Hand des Herrn, und durch ihn werde die glückliche Wiederherstellung des Kaiserthums erwartet"; dabei machte er auf die Vortheile einer Aussöhnung und eines Bundes mit dem Kaiser aufmerksam, und verbot ihm, in Italien Bündnisse mit des Reiches Feinden einzugehen.

Alle diese Vermittelungsversuche blieben erfolglos; denn das Verhältniß zwischen Rudolph gestaltete sich immer schroffer und feindseliger. Beide Parteien begannen schon sich zu sammeln und zu rüsten. Die Bischöfe Oesterreichs, Böhmens, Südbaierns u. s. w. angegriffen und in ihren Rechten und Besitzungen vom Böhmenkönige beeinträchtigt, belegten ihn mit dem Banne und dem Verbot des Gottesdienstes und traten auf Rudolphs Seite mit Ausnahme des Bischofs von Olmütz. Dieser und Heinrich von Baiern, Böhmens Genossen, erscheinen beide nicht auf dem glänzenden Reichstage zu Nürnberg, wo die Blüthe der Geistlichkeit, der Reichsfürsten und Ritter versammelt war. Nach alter Landessitte war der Pfalzgraf vom Rhein Richter bei den Klagen des Kaisers über entzogenes Reichsgut. Auch Ludwig von Baiern sprach dem klagenden Rudolph Recht; sein Spruch lautete, der König habe der Reichsgüter, an deren Einziehung Friedrich II. verhindert wurde, sich anzu-

nehmen, Widersetzlichkeit dabei mit Gewalt abzutreiben und Otokar, falls er nach Jahr und Tag um sein Reichslehen Böhmen und Mähren nicht gehuldigt hätte, derselben verlustig zu erklären. Die ersten Schritte waren nun, den Böhmenkönig innerhalb 9 Wochen in Würzburg vor Ludwig bei Rhein vorzuladen und die Unterthanen der österreichischen Bischöfe zum Gehorsam aufzufordern. Was Otokar gefürchtet hatte, der Verlust der angemaßten Güter, ja noch mehr, der Verlust seiner Erblande stand bevor. Anstatt durch freiwillige Unterwerfung sich diese zu erhalten, trotzte Otokar fort und erschien auch nicht in der festgesetzten Frist zu Würzburg.

Einige Boten Otokars erhoben Streit über Rudolphs Wahl, nannten sie ungültig, weil ihrem Könige die Stimme widerrechtlich entzogen worden sei; doch als sie gar Beleidigungen gegen den römischen König ausstießen, da schützte sie Rudolphs versöhnliches Gemüth nur mit Mühe vor den Unbilden der mit Recht zornigen Fürsten. Einer zweiten Vorladung leistete Otokar wieder keine Folge, im Gegentheile schuf er dem König neue Feinde, indem er durch Geld und Boten den Parteihaß in der Lombardei anschürte und die Unabhängigkeitsliebe der italienischen Städte entflammte. Wahrscheinlich hatte er auch bei den übrigen italienischen Angelegenheiten seine Hand im Spiele; denn theils wollte er dem Könige auch von einer anderen Seite zu schaffen machen, theils den Weg zum Empfang der Kaiserkrone versperren und die Salbung verzögern.

Der Reichskrieg gegen Otokar ward also immer unvermeidlicher. Wenn der König ruhig und mit Ehren auf dem Throne sitzen wollte, mußte er diesen übermüthigen, wenn auch mächtigen Vasallen des Reiches seinem Scepter unterwerfen.

Eben auf diese materielle Macht steifte sich Otokars Trotz. Der geldarme Graf schien ihm verächtlich; allein in Wirklichkeit war Rudolph nicht so ohnmächtig, Otokar nicht so furchtbar. Otokar hatte wohl Krieger, aber nicht die Liebe des Heeres und der Länder hinter sich. Er selbst nicht deutsch von Geburt, nur durch seine erste Ehe mit Margarete in losem Zusammenhange mit seinen deutschen Herzogthümern, zerriß ihn zugleich mit seinem ehelichen Verbande. Eine Heirath mit einer polnischen Prinzessin machte ihn noch fremder. Die mächtige Geistlichkeit, die Landherren Oesterreichs und Steiermarks fürchteten und hatten ihn wegen seiner grausamen Tyrannei. Mißtrauisch gegen sie, sicherte er sich nur durch Geiseln. In seinen eigenen Stammlanden, ja in seinem Heere lauerten Unruhen und Verrath auf ihn und unterhöhlten seine Macht. Anders bei Rudolph. Er erfocht Kriegs- und Ländermacht durch Klugheit, durch sein einnehmendes Wesen und seine politischen Anstalten. In der Voraussicht blutiger Kämpfe zog er bald nach seinem Regierungsantritte durch Güte, andrerseits wieder durch ein kräftiges Auftreten, Churfürsten, Grafen, Herren und Geistliche auf seine Seite. Insbesondere nahm er die Erzbischöfe und Bischöfe Oesterreichs gegen Otokar in Schutz. Die Landherren Oesterreichs und Steiermarks schicken Boten auf Boten an Rudolph um Beistand; ihrer Hülfe ist Rudolph gewiß. Die Päpste sind ihm nicht feindlich, seinen Gegner Heinrich zieht er von Otokar ab und macht ihn auf zwei Jahre unschädlich. Rudolph umgiebt also überall Treue und Freundschaft, Otokar Untreue und Haß; dennoch verweigert dieser höhnisch und spottend die Zurückgabe der usurpirten Länder, als der Burggraf im Auftrage des Königs und Reichs sie fordert. Die Reichsacht des Königs, neue Werbungen in den oberen Landen, Bann und Verbot des Gottesdienstes folgten nun Schlag auf Schlag. Otokar deckte, nach dem Marsche des Königs über Worms, Mainz, Nürnberg, auf einen Einfall in Böhmen schließend, die böhmische Grenze und gab sich dabei übermüthig, im Gefühle seiner Ueberlegenheit, der Jagd und rauschenden Vergnügungen hin. Wider Erwarten rückte aber Rudolph über Regensburg, durch Niederbaiern über Passau nach Oesterreich (September 1276). Linz und Ems öffneten freiwillig die Thore und erhielten als Belohnung für ihre Ergebenheit Freiheiten und Geschenke. Dem

Beispiele dieser ersten Städte folgten Steiermark und Kärnthen bald nach. Zunächst Ritter verbanden sich hier zu Rudolphs und ihrem Schutze, bald darauf erhob sich in beiden Ländern eine allgemeine Bewegung für Rudolph, als Meinhard von Tyrol verabredetermaßen in Kärnthen einfiel. Oesterreichs Landherren und Städte unterstützten den römischen König durch Leute und Geld. Ohne Schwertstreich drang dieser mit beständig anschwellendem Heere bis nach Wien vor, das treu zu Otokar haltend, einer fünfwöchentlichen Belagerung trotzte. Otokar rückte indessen nach Abbruch seines böhmischen Lagers nach Wien, seinem letzten Hoffnungsanker, seit sein Bundesgenosse Heinrich und die Vasallen auf dem rechten Donauufer ungetreu wurden; denn Wien und Klosterneuburg, beide stark befestigt, beider Bürger durch besondere Dienste ihm ergeben, lagen einander so nahe, daß sie sich gegenseitig Truppen und Zufuhr schicken konnten; durch die zweite Festung war außerdem der Donauübergang geschützt. Mit dem Verluste dieser wichtigen Vortheile hing auch die Wegnahme Oesterreichs zusammen. Von allen Seiten stürmte nun das Unglück auf Otokar ein. Rudolph erhielt neue Verstärkungen aus Steiermark. Die Ungarn, Otokars Feinde seit ihrer letzten Niederlage, erschienen zur Rache bereit an der Grenze. Seine eigenen böhmischen Landesherren entzogen ihm bedeutende Streitkräfte. Dazu überfiel Rudolph Klosterneuburg und erzwang den Donauübergang, Willens, das böhmische Lager zu erstürmen. Mit Ingrimm, aber zur rechten Zeit beugte Otokar seinen stolzen Sinn und ergab sich. Zwei Schiedsrichter von jeder Seite bestimmten die Friedensbedingungen. Rudolph, wie immer mild und versöhnlich, gab an Otokar keine Strafe, keinen Verweis, nahm Acht und Bann zurück und belehnte ihn mit Böhmen und Mähren. Nur was des Kaisers und des Reichs war, verlor er. Politisch suchte übrigens Rudolph den Böhmenkönig durch eine Wechselheirath der Kinder an sein Haus und seine Interessen zu fesseln, schloß jedoch für den Fall eines Krieges auch die Ungarn in den Frieden ein, um an ihnen bereite Bundesgenossen zu haben, wenn er von Otokar angegriffen würde. In der That war dieser durchaus nicht Willens, den Frieden zu halten, er betrachtete ihn nur als Waffenstillstand. Vorläufig jedoch zu schwach, beugte er huldigend vor Rudolph das Knie und empfing Mähren und Böhmen als Lehn. Dann rückte er aus dem Felde und Wien öffnete seine Thore.

Das Reicheheer ward entlassen, und da auch die Kosten zum Unterhalte der bleibenden Truppen noch zu bedeutend waren, so schrieb der König nach altem königlichen Rechte eine Landsteuer aus, hoch und daher manchen Städten sehr drückend. Otokar, wahrscheinlich unterdessen erstarkt, benutzte die jetzige Schwäche des Königs, um an dem ersten Vertrage schon zu rütteln. Die Bedingungen desselben waren zu allgemein gehalten, daher oft dunkel und unklar; um nun jeden Irrthum zu vermeiden, wurde das Fehlende ergänzt, einzelne Fälle namhaft gemacht, besonders über die Zurückgabe der Burgen. Auch die Verhältnisse des Königs von Ungarn zu Böhmen wurden gründlicher festgesetzt. Durch diese zweimalige Fürsorge für den König von Ungarn bahnte sich Rudolph eine Familienverbindung mit ihm an, gewiß schon durch seinen politischen Scharfblick an den nochmaligen Ausbruch eines Kampfes mit seinem Vasallen erinnert und bei Zeiten darauf bedacht, sich einen Bundesgenossen und Otokar einen Gegner in der Flanke zu schaffen. Rudolph verlobte nämlich seine Tochter Clementia mit Andreas, dem Bruder des Königs von Ungarn, indem sie sich dabei das Versprechen gaben, die Flüchtlinge sich wechselseitig auszuliefern, die Kaufleute auf ihren Zügen zu schirmen und bei einem Friedensbruch durch Otokar sich wechselseitig zur Hülfe zu eilen.

Noch vor Vollziehung dieses Vertrages machte Otokar neue Vorschläge. Der zweite Vertrag war freilich von ihm angestiftet, aber nicht in seinem Sinne ausgefallen; er vertritt gewissermaßen den Willen Rudolphs während die neuen Bedingungen von Otokar und in seinem Geiste gestellt sind; trotzdem erkennt sich Otokar ausdrücklich als Vasallen hier

an, dem „es zieme, Rudolph Hülfe zu gewähren, ihm nach Rom beim Krönungszuge zu folgen.“ Aber in Bitten, sich durch triftige Gründe verhindert, vom Geleite und ebenso vom Erscheinen am Reichshofe ausschließen zu dürfen, spricht sich der Schmerz über seine Niederlage, mehr noch sein Stolz aus.

Die gemachten Vorschläge scheinen zwar die früheren zu bestätigen, heben sie in der That aber auf; denn während im ersten Vertrage allgemein von dem Schutze der beiderseitigen Genossen die Rede war, trat Rudolphs Ansicht darüber im zweiten Vertrage lichtvoller hervor. Alle Helfer, also auch die in Böhmen und Mähren dem König beistanden, z. B. das Geschlecht der Witkowece sollten in der Sühne mit inbegriffen sein. Dasselbe Recht genoß aber auch Otokar rücksichtlich seiner Diener in Oesterreich, Steier, Kärnthen u. s. w. Obwohl also Rudolph durch diesen Artikel kein Uebergewicht über seinen Gegner bekam, so schien Otokar, in den Tagen seiner Macht unumschränkter Herr über seine Unterthanen, durch dieses Recht der Einmischung in die innern Angelegenheiten Böhmens und durch die Beaufsichtigung seines Verfahrens gegen die Vasallen gekränkt zu sein. Die Friedensvorschläge vom 12. Herbstmonat 1277, Repräsentanten der Meinung Otokars, bedingen den Genuß seiner früheren Rechte, und der seiner Vorfahren über Land und Leute aus, halten also jede Einmischung Rudolphs und eine Vertheidigung seiner Unterthanen gegen ihn fern. Weiter unten gewährte Otokar zwar gemäß den früheren Verträgen den böhmischen Dienern seines Feindes seine Verzeihung und die Zurückgabe ihrer Güter, spricht aber nicht mehr von der Entscheidung in streitigen Fällen durch die von Rudolph bestimmte Kommission, ja hängt sogar eine Klausel an, die Helfer Rudolphs „im Falle anderer Vergehen“ selbständig bestrafen zu dürfen. Durch Suchen würden sich solche „andere Vergehen“ gefunden haben und somit Rudolphs Artikel dem Worte, aber nicht der That nach gehalten worden sein. Verbirgt sich diese Absicht aber auch nicht hinter den Worten, so ist die Klausel, wie der ganze dritte Vertrag ein Versuch, sich immer mehr den drückenden Fesseln des zweiten Vertrages zu entziehen. Den Schlüssel zu dieser Sühne giebt ein Brief Otokars, in dem er nicht mehr hinter dem Berge hält. Mit einem Gemisch von schroffem Trotz und plumper Entschuldigung wirft er die beiden ersten Verträge, von seinen Gewaltboten in seinem Namen berathen, beschworen und von den Fürsten beider Parteien besiegelt, über den Haufen; darum spricht er im Briefe nur von „euerm Frieden“, verwirft die Uebereinkunft über die beiderseitigen Diener, namentlich über die Witkowece und erklärt, seine Gewaltboten hätten die Vollmacht überschritten, wenn sie auf den Willen Rudolphs eingegangen wären. Er beruft sich dabei auf die Gegenwart des Burggrafen von Nürnberg, dem er zwei Mal seine feste Meinung erklärt hätte. Die Bedingungen des ersten Vertrages rücksichtlich seiner Unterthanen hätten nur für die Zeit des Waffenstillstandes gegolten; übrigens verzeihe er sehr gern seinen ungehorsamen Dienern; doch könne er nun und nimmer einwilligen, die Macht über seine Unterthanen aus Händen zu geben. In Folge dieses offenbaren Friedensbruches entspannen sich häufige Grenzstreitigkeiten zwischen Oesterreich und Mähren und Böhmen. Rudolph von seiner nächsten Umgebung, von seinem Heere nicht mehr begleitet, bewahrte trotzdem seine Unbefangenheit und Ruhe.

Otokars Plan war inzwischen, die Fürsten des Reichs abspenstig zu machen und Rudolphs Macht dadurch zu schwächen. Die Tactik befolgte er sowohl in Italien als bei Heinrich von Baiern, der durch böhmisches Geld bestochen, durch sein Gebiet keinen Zuzug für Rudolph durchzulassen verspricht. Auch Siegfried von Köln war des Abfalls von Rudolph stark verdächtig. Der Krieg rückte immer näher; denn außerdem daß Otokars eigene Herrschsucht und die maßlose Herrschgier seiner Gemahlin und ihr Hohn ihn zum Kriege aufstachelte, daß er mit Schmerz seiner früheren Macht und seiner Niederlage sich erinnerte und seine Gebrungtheit errang, ohne Schwertstreich die Hälfte seiner Länder an einen schwächeren

Gegner verlor, mahnte ihn die augenblickliche Schwäche des Feindes zum schnellen Handeln. Sein Plan war, sich der Städte und Burgen Oesterreichs zu bemächtigen, nachdem er sich mit Belagerungswerkzeugen hinreichend versehen hatte, des Königs Anhängern den Weg durch Baiern abzuschneiden, bei befreundeten Fürsten in Schlesien, Polen, Ungarn zu werben und unter Rudolphs Freunden Unfrieden und Verrath zu säen und Einverständnisse zu erhalten. Den Anfang machte der Abfall Paltrams, eines mächtigen Bürgers zu Wien, und seiner Söhne. Diesem Verbrechen folgte Aechtung seiner ganzen Familie und Verlust eines Hauses und seiner Güter auf dem Fluße. Die Bürgerschaft Wiens, Otokars Macht und Rudolphs Schwäche vergleichend, bat aus Besorgniß für die Zukunft den römischen König um die Erlaubniß zur Wahl eines andern Herrn. Mit Mühe beschwichtigte sie Rudolph. Desgleichen wurde ungefähr ein Würdenträger Oesterreichs, der Marschall Heinrich von Kunring jun., und verlor daher das Unterpfand seiner Treue, die Stadt Weitra. Seine Würde, seine Besitzungen wurden von dem König vergabt und er nebst seinem Vater für vogelfrei erklärt und landesflüchtig. So von Verrath umlauert, durch einen Ueberfall bedroht, von allen Streitkräften entblößt, mit einem Worte in der bedrängtesten Lage, erließ Rudolph an Ungarn und Deutschland, besonders in den Herzogthümern, einen Aufruf um Hülfe.

Schon brach Otokar mit seinem Heere von Prag auf, zog durch Mähren bis Brünn, erwartete Verstärkung durch mährische und böhmische Große und erstürmte auf weiterem Zuge nach langer Zeit die Stadt Drosendorf. Dieses Zögern rettete Rudolph; sonst wäre er verloren gewesen. Rasch concentrirte er seine wenigen Streitkräfte um sich. Otokar zog nach Dröfingen auf das Marchfeld. Je näher die Gefahr, desto mehr stieg Rudolphs Verlegenheit; denn noch rüsteten seine Söhne in den oberen Landen, ebenso der Bischof von Basel, seine Schwäger und Schwiegersöhne. Die Reichshülfe blieb trotz der Zusicherung bedeutender Pfandsummen fast ganz aus. Der König zog daher freudig den heranrückenden, befreundeten Ungarn entgegen. Sein treuer Freund, Bischof Heinrich von Basel, verband sich mit ihm mit 200 Rittern, nachdem er durch das Gebiet des treulosen Baierherzoge Heinrich den Durchgang erzwungen hatte. Um den Muth im Heere aufrecht zu erhalten, berichtete er öffentlich von dem schleunigen Nachrücken der königlichen Söhne, nahm aber im Geheimen seine Worte zurück. Trotzdem blieb Rudolph hoffnungsvoll, gottergeben und muthig. „Mir genügt", erwiderte er auf jenen schlimmen Bericht, „euerm Schutze mein Leben anvertrauen zu können; rastet einen Tag, dann ziehen wir zur Schlacht. Gottes Gnade, die mich an das römische Reich gerufen, wird mich wundersam aus diesem Kampfe führen."

Und so geschah es. Nachdem Rudolph und das Heer der Ungarn sich vereinigt hatten, erfolgte der Aufbruch zur Schlacht den 23. August 1277. Endlich nach drei Tagen fand der Zusammenstoß der beiden Gewalten Statt. Otokar, obwohl sehr überrascht von dem unerwarteten Uebergange seines Gegners über die Donau und noch nicht völlig von seinen Bundesgenossen umgeben, nachdem er nicht ohne einen [illegible] der Größe sein Vertrauen und seine Liebe zu seinem Volke bewiesen, aber auch nicht seinen selbst zum Verrath und Meuchelmord greifenden Haß gegen Rudolph verhehlt hatte, nahm ohne Zaudern die angebotene Schlacht an und rückte, seine Krieger mit gewohnter Beredsamkeit anfeuernd, unter der Losung „Praga" zum Kampfe aus. Diese Parole verrieth die innerste Neigung des Böhmenkönigs, Prag zur Hauptstadt Deutschlands zu machen und die böhmische mit der deutschen Krone in seiner Person zu vereinigen.

Auf der anderen Seite ordnete Rudolph, durch ein Traumgesicht und seinen festen christlichen Glauben gestärkt, das Treffen an. „Christus" war das Losungswort, ein Kreuz das Feldzeichen aller Streiter, selbst der heidnischen Kumanen. Nachdem der Bischof von Basel Allen die Absolution ertheilt, den Muthigen die himmlische Siegeskrone versprochen und der größte Theil im Falle des Sieges einen Kreuzzug gelobt hatte, zog das Heer muthvoll in

den Streit. Lange wogte der Kampf unentschieden, von Mittag neigte der Sieg zu den Böhmen. Rudolph, von einem feindlichen Ritter zu Boden geschmettert, ward mit Mühe von einem tapfern Schweizer gerettet. Von Neuem sammelte er seine Kräfte und spaltete, von seiner Nachhut unterstützt, in fürchterlichem Anprall die feindliche Heeressäule und vernichtete die Nachhut, während Otokar im verzweiflungsvollem Heldenkampfe allein mit wenigen Getreuen Tod und Schrecken um sich verbreitete. Schon war die Niederlage der Böhmen entschieden, Tausende hatten auf dem Schlachtfelde oder in den Wässern der March, oder meilenweit von den wüthenden Kumanen und den Reichstruppen verfolgt auf der Flucht den Tod gefunden; das reiche Lager der Böhmen war geplündert. Da erlag endlich Otokars Heldenmuth der Uebermacht der andringenden Feinde. Zu Boden gestreckt, gefangen und

halb ohnmächtig weggeführt, verlor er sein Leben auf barbarische Weise durch die Hand eines rachsüchtigen Vasallen; eine fürchterliche Nemesis für Otokars Verrath und Auflehnung. Rudolph zeigte sich des Sieges würdig. Ueber den Sieg erfreut, aber durchaus nicht über den Fall seines Gegners frohlockend, erwies er ihm im Gegentheile königliche Ehren, obgleich das Begräbniß nicht von besonderen Feierlichkeiten begleitet war. Nach dreißig Wochen wurden seine irdischen Ueberreste nach Prag gebolt und dort unter allgemeiner Trauer beigesetzt.

So gab Rudolph ein Beispiel, ähnlich denen aus den besten Zeiten der Ottonen und Hohenstaufen, wie man die Rechte des Reichs und der Krone wahren müsse; leider haben seine Nachfolger aus seinem Geschlechte nicht immer das Interesse des Reichs mit solcher Energie verfochten.

Die Grafschaft Glatz.

Von [illegible]

An der Grenze von Böhmen, Mähren und Schlesien erhebt sich im Südosten der Grafschaft Glatz der große Schneeberg zu einer Höhe von 4400 Fuß. Er ist nicht ein Kegel, der auf den Kamm eines Gebirges aufgesetzt wäre, wie die Schneekoppe, sondern neben anderen Bergen steigt er aus den Schluchten empor, und sein Gipfel bildet eine Hochebene von 8200 Quadratruthen. Die Nadelhölzer reichen beinahe bis zur Spitze, die Hochebene ist mit Gras bewachsen, das im Sommer dem Vieh einer nahegelegenen Alpenwirthschaft reichliche Weide darbietet, sie bleibt aber kaum vier Monate lang im Jahre ohne Schnee, so daß man den Berg wohl den schlesischen Montblanc genannt hat.

Eine Rundsicht von der Mitte der Hochebene ist nicht möglich, da hier kein erhöhter Punkt sich befindet, von dem man das Ganze übersehen könnte, nur ein Grenzstein bezeichnet die Stelle, wo Oesterreichisch-Schlesien, Mähren und Böhmen mit der Grafschaft Glatz zusammentreffen. Man sieht nur den Himmel und die wüste Fläche des Berges, auf dem kein Baum, kein Strauch die Einförmigkeit der erstarrten Natur unterbricht, nur bisweilen schwirrt ein Vogel oder ein Insect vorüber. Das Rauschen der tiefer liegenden Wälder ist nicht zu hören, selbst der Knall des Gewehrs dringt nicht über 500 Schritt weit. Hier hat man das Gefühl gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt, denn wie öde die Kämme und Kuppen des Riesengebirges auch sein mögen, ein Blick in das Thal führt uns in die Welt zurück. Um wenigstens theilweise Fernsichten zu gewinnen, muß man die mühsame Wanderung an dem Rande der Hochebene unternehmen. An dem südöstlichen Abhange des Berges liegen die Schwalbensteine, eine hervorragende Felsmasse mit guter Aussicht, an der Südseite die Quarklöcher, zwei Höhlen in Kalkstein, der hier ins Gebirge einbricht. Die Wände sind theils mit Tropfstein bedeckt, theils mit einer weißlichen, quarkähnlichen Kalkauflösung, daher der Name. Das Rauschen im Innern der Höhlen beweist das Dasein unterirdischer Gewässer. Den Haupteingang muß man durchkriechen, dann gelangt man in ein geräumiges Gewölbe, in welches mehrere wagrecht fortlaufende Gänge münden. Auf der linken Seite der Höhle dringt ein rauschender Bach ein, der auf der entgegengesetzten Seite seinen unterirdischen Lauf fortsetzt. In der Nähe der Quarklöcher entspringt die March oder Morawa, die ganz Mähren von Norden nach Süden durchströmt und dann in die Donau sich ergießt. Folgt man dem Laufe der March, so schweift der Blick durch eine weite, lachende Ebene bis zu den Thürmen von Olmütz und dem heiligen Berge daselbst.

In der Nähe des großen Schneeberges entspringt auf dem Ziegenrücken die Neiße aus zwei Quellen, nicht weit entfernt von den Klappersteinen, mehreren auf einander gethürmten Granitfelsen, die ein regelmäßiges Viereck bilden. Die beiden Bäche vereinigen sich bei Reinbach, und gelten nächst der Katzbach für die schnellsten Gewässer, in einer Meile bis Schreibendorf stürzen sie 1244 Fuß hinab. Die Neiße ist der Hauptfluß der Grafschaft, die er, zwischen den Bergen sich hinziehend, anfangs in südwestlicher Richtung durchströmt, aber schon vor Mittelwalde wendet er sich nach Norden und bleibt dieser Richtung treu bis unterhalb Glatz, so daß er die Grafschaft in eine östliche und westliche Hälfte theilt, desgleichen trennt er die sämmtlichen Gebirgszüge in zwei große Gruppen auf seinem rechten und linken

Ufer. Nach dem Einfluß der Steina schlägt er mit häufigen Biegungen die Richtung nach Nordosten ein, um bei dem berühmten Wartha-Paß sich eine Bahn zu brechen zwischen den Ausläufern des Schneegebirges und dem Eulengebirge, und um dann der Ebene und der Oder zuzueilen. Mehr als 30 Bäche auf jedem Ufer strömen ihm von den verschiedensten Seiten zu, [illegible] Grafschaft finden sich überhaupt mehr als 300 Quellen. Unter jenen Bächen sind [illegible] bedeutendsten auf der rechten Seite: der Wölfelsbach, der an der Nordwestseite des großen Schneeberges entspringt, und die Landecker Biela, aus der weißen und schwarzen Biela entstehend, die auf dem feuchten Rücken des Wegsteinkammes, der sogenannten Saalwiese, entspringen. Auf der linken Seite sind die bedeutendsten: die Habelschwerdter Weistritz, die Reinerzer Weistritz und die Steina.

Der große Schneeberg ist der Hauptknoten und höchste Scheitel des Schneegebirges, zugleich der höchste Punkt der ganzen Grafschaft. Von dem Schneeberg aus erstrecken sich die beiden Hauptarme dieses Gebirges nach Südwest und Nordwest. Der südwestliche Gebirgszug geht zwischen der March und Neiße, verbindet sich hinter Mittelwalde bei Bobischau mit dem Habelschwerter- und Ortlitz-Gebirge, verflacht sich aber an seinem Endpunkte so, daß hier eine der leichteren Verbindungsstraßen aus der Grafschaft nach Böhmen hinüberführt. Der nordwestliche Gebirgszug geht in einem weiten Bogen zwischen der Landecker Biela und der unteren Neiße, erreicht seine größte Höhe bei Reichenstein in dem Heidel- und Janersberge und fällt in dem Kapellenberge bei Wartha steil an das rechte Ufer der Neiße hinab. Dieser Gebirgszug ist es, dessen einer Theil nicht selten das Reichensteiner Gebirge oder das Neisser Grenzgebirge genannt wird. Ein anderer Höhenzug beginnt im Norden des Schneeberges mit dem schwarzen Berge, zieht sich an dem linken Ufer der Landecker Biela hin, bis zu dem Einflusse derselben in die Neiße und bildet eine Menge zum Theil einzelner Gipfel. Noch andere Kämme gehen vom Schneeberge nach Westen, sind aber nur von geringer Ausdehnung, da sie bald an das rechte Ufer der Neiße stoßen. Im Süden des Schneeberges geht auf dem linken Ufer der March der sogenannte Pferderücken hinab. Im Osten vermittelt ein anderer Höhenzug, der Hundsrücken und Wegsteinkamm, den Zusammenhang mit dem Mährischen Gesenke, das, in südöstlicher Richtung sich hinziehend, im Altvater (4644 Fuß) seine höchste Spitze erreicht und dann bis zu den Quellen der Oder und weiterhin bis zu dem linken Ufer der Oder selbst zu einem Landrücken herabsinkt. Es bildet die Grenze zwischen Oesterreichisch-Schlesien und Mähren, von denen das erstere an dem nordöstlichen Abhange, das letztere an dem südwestlichen Abhange liegt. Die beiden letzteren Gebirgszüge gehören nicht mehr in die Grafschaft Glatz, die das Schneegebirge in einem großen Bogen von Oesterreichisch-Schlesien, Mähren und Böhmen trennt.

Auf dem linken Ufer der Neiße finden wir in dem Süden der Grafschaft mehrere Gebirgskämme, die zwischen der Neiße und der Ortlitz sich hinziehen. Diese entspringt auf der Südseite der Seefelder, fließt anfangs von Nordwest nach Südost, die Grenze zwischen der Grafschaft und Böhmen bildend, wendet sich dann nach Westen auf böhmisches Gebiet, wird nun der wilde Adler genannt, und ergießt sich bei Königgrätz in die Elbe. Zunächst der Neiße, oberhalb und unterhalb der Stadt Habelschwerdt, zieht sich der Habelschwerdter Gebirgszug hin, der im Süden bis an die letzten Ausläufer des Schneegebirges, im Norden bis an die Reinerzer Weistritz reicht.

Zu beiden Seiten der Ortlitz finden sich bedeutende Höhenzüge, der Höhenzug auf dem linken Ufer wird vorzugsweise das Ortlitz-Gebirge genannt, und schließt sich im Norden an die Seefelder an. Der Höhenzug auf dem rechten Ufer der Ortlitz liegt schon in Böhmen, unterscheidet sich von den andern Höhenzügen durch viele Gipfel, und wird mit dem Namen der böhmischen Kämme bezeichnet. Im Norden schließt sich an diese böhmischen Kämme das Heidegebirge auf dem linken Ufer der Reinerzer Weistritz, durch die es von den Seefeldern

getrennt ist. Von dem Heidegebirge geht ein Höhenzug nördlich zum Heuscheuergebirge, das zwischen der Reinerzer Weistritz, der Steina und der Meta, einem Nebenflusse der Elbe, im äußersten Westen der Grafschaft sich hinzieht und darüber hinaus nach Böhmen reicht. Die Formation dieses Gebirges ist ganz verschieden von der Formation der übrigen Gebirge der Grafschaft. Ueberall steigen die isolirten Höhenzüge dieses Quadersandsteingebirges jäh aus der Tiefe empor, und vergeblich sucht man nach einem Knotenpunkte, vielfach verzweigten Gebirgskette; zerklüftete Felsen, abenteuerliche Bildungen finden sich hier, und wenn auch nordwestlich von der Heuscheuer keine bedeutenden Höhen mehr sind, so finden sich dieselben Quadersandsteinbildungen bei Adersbach und Weckelsdorf, bis sie zuletzt an dem rechten Ufer der Elbe in der Sächsischen Schweiz noch einmal auftauchen.

Im Nordwesten wird die Grafschaft begrenzt durch das Eulengebirge, das an dem linken Ufer der Neiße bei dem Wartbapasse beginnt, und in nordwestlicher Richtung bis zur Schweidnitzer Weistritz sich hinzieht. Im Süden reichen seine letzten Ausläufer bis zur Steina, im Norden fällt es in die schlesische Ebene hinab, der westliche Theil geht schon über die Grenze der Grafschaft hinaus.

Alle diese Gebirge, welche die Grafschaft einschließen und sie nach verschiedenen Richtungen hin durchziehen, zeigen mit Ausnahme des Heuscheuergebirges einen weit milderen Charakter als das Riesengebirge, obgleich ihre Gipfel nur um einige hundert Fuß niedriger sind als die höchsten Punkte des Riesengebirges. An die Stelle der im Riesengebirge kegelförmig auf den Kamm aufgesetzten Koppen treten hier runde Gipfel, umlagert von einer Menge einzelner allmälig ansteigender Berge, die meistentheils mit schönen Waldungen bedeckt sind. Deshalb hat auch der Fußwanderer hier mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen als im Riesengebirge. Hat er dort erst den Kamm des Gebirges erstiegen, dann hat er gewonnenes Spiel, dann geht er dort eben wie in dem Thal, das zu seinen Füßen liegt, und das er nie aus den Augen verliert, nur die Besteigung der Schneekoppe wird ihm einige Mühe bereiten. Hat er seine Wanderung auf dem Kamm des Gebirges beendet, dann steigt er wieder in die Tiefe hinunter. Wie ganz anders in der Grafschaft Glatz! Hier muß der Wanderer bergauf und bergab durch Schluchten und Thäler kleiner Bäche, und droben wird er nicht durch eine vollständige Rundsicht belohnt, eine Fernsicht hat er gewöhnlich nur an einer Seite des Berges, an der anderen wird ihm die Aussicht gar bald durch vortretende Berge versperrt. Aber auch diese Fernsichten bieten manches Schöne, und die prächtigen, im üppigsten Grün prangenden Thäler gewähren dem Wanderer reichliche Entschädigung.

Nach der Mitte des Landes hin verlieren die Bergketten alle den Charakter des Hochgebirges, der Wald verschwindet mehr und mehr gegen sorgfältig bebaute Fluren. Hier bildet die Berglandschaft, die man auch wohl das deutsche Arcadien genannt hat, einen weiten Thalkessel, in dessen Mitte die Stadt Glatz liegt. Dieser Thalkessel war in vorgeschichtlicher Zeit wahrscheinlich ein großer Binnensee, der im Norden, Osten und Süden durch ältere Gebirgsformationen geschlossen, nur im Nordwest die offene Stelle zwischen der hohen Mense und dem Eulengebirge hatte, so daß hier das Wasser sich weit bis über die Landschaften Böhmens erstreckte. Noch heute findet man bei Kieslingswalda auf dem rechten Ufer der Neiße ungefähr eine Stunde von Habelschwerdt eine große Menge versteinerter Seethiere, und der Quadersandstein im Heuscheuergebirge, in den Adersbacher und Weckelsdorfer Felsen spricht auch für diese Annahme.

In der geschichtlichen Zeit war die Grafschaft, wenn auch die Oberherren oftmals wechselten, meistentheils mit Böhmen verbunden. Ladislaw, König von Ungarn und Böhmen, gestattete 1453 dem damaligen Statthalter, dem nachmaligen König Georg Podiebrad, die Herrschaft Glatz von Wilhelm von Leuchtenberg einzulösen, und Kaiser Friedrich III. erhob dieselbe 1462 zu Gunsten der Söhne Podiebrad's zu einer Grafschaft. Als letztere ihre Be-

sitzungen theilten, kam 1472 die Grafschaft an Heinrich den ältern, Herzog zu Münsterberg und Frankenstein, dessen Söhne sie jedoch an ihren Schwager, den Grafen Albrecht von Hardegg, für 150,000 Kronen verkauften. Nachdem sie seit dem Grafen Christoph von Hardegg 1534 als Unterpfand rasch aus einer Hand in die andere übergegangen war, brachte König Ferdinand dieselbe 1561 wieder an die Krone Böhmen, bei der sie blieb, bis Friedrich der Große sie zugleich mit Schlesien 1742 eroberte und den Besitz derselben zuerst im Frieden zu Breslau und endlich auch im Hubertsburger Frieden bestätigt erhielt, obgleich die Oesterreicher sich derselben 1760 wieder bemächtigt hatten. Der Wiener Hof machte zwar bei den Unterhandlungen des letztgenannten Friedens Versuche, die Grafschaft zu behalten, und erbot sich, Ländereien und Geld dafür zu geben, Friedrich der Große aber hatte die militairische Wichtigkeit des Ländchens wohl erkannt, denn die Grafschaft ist eine Bastion Schlesiens gegen Böhmen und Mähren, wie die Schweiz gegen Italien und Frankreich. Er bestand deshalb im Hubertsburger Frieden hartnäckig auf den Besitz der Grafschaft, und die Oesterreicher mußten sich endlich zur Abtretung entschließen. Seit dieser Zeit blieb die Grafschaft mit der Provinz Schlesien verbunden bei Preußen und zerfällt in die Kreise Glatz, Habelschwerdt und Neurode, die zum Regierungsbezirk Breslau gehören. Sie umfaßt beinahe 30 Quadratmeilen und zählt 141,000 Einwohner, die größtentheils zum Katholicismus sich bekennen und in kirchlicher Hinsicht unter dem Erzbischof von Prag stehen, während andererseits der Sprengel des Fürstbischofs von Breslau nach Oesterreichisch-Schlesien sich hineinerstreckt. Die Grafschaft, die einst zäher als Schlesien am Protestantismus und an Friedrich von der Pfalz festgehalten, neigt jetzt heute mehr zu einem strengen Katholicismus. Die Kirchlein und Kapellen am Wege, die Wallfahrtsörter, zu denen zahlreiche Pilgerschaaren aus den benachbarten Ländern, besonders aus Böhmen, Mähren und Ungarn heranziehen, die Processionen, die mit Kränzen und Fahnen unter Musik und Gesang über Berg und Thal wandern, geben dem Lande ein eigenthümliches Gepräge.

Beginnen wir nun die Wanderung durch die Grafschaft von dem großen Schneeberge. An der Nordseite desselben liegt der Kessengrund, den man wohl das schlesische Chamounythal genannt hat. Auffallend durch seine äußere hufeisenförmige Gestalt, durchströmt von dem Kesselbach, ist er von allen Seiten eingeschlossen durch reichbewaldete Bergabhänge. Mehr als hundert Stellen zeigen Spuren alten bergmännischen Betriebes. Der Kessengrund führt hinab in eines der vielen Thäler, welche die nach allen Seiten ausstrahlenden Kämme des Schneeberges bilden. In einem dieser Thäler liegt die freie Bergstadt Wilhelmsthal, die kleinste Stadt in Schlesien. Sie hat nur 500 Einwohner, die sich zum großen Theil von Holzarbeiten nähren. Der Ort entstand durch ein Silberbergwerk im nahen Kessengrunde, indem der Münzmeister von Böhmen, Wilhelm von Oppersdorf im 16. Jahrhundert hier eine Colonie anlegen ließ, die sich allmälig so vergrößerte, daß Kaiser Rudolph II. sie 1581 zur Stadt erhob und nach dem Gründer benannte.

Von Wilhelmsthal führt die Straße in nördlicher Richtung theils an dem Wilhelmsthaler Wasser, theils in dem Thale der Biela nach dem 1½ Meilen entfernten Landeck in die äußerste Ostecke der Grafschaft. Die Stadt hat 1700 Einwohner und ist von zwei Seiten durch das Lerchenberg Thalheim eingeschlossen, in dessen oberem Theile eine Viertelstunde von der Stadt die lauwarmen Quellen liegen, die gewöhnlich als die von Landeck bezeichnet werden. Sie gehören mehr unter die alkalisch-salinischen Schwefelthermen als unter die erdig-salinischen und haben großen Ruhen in Krankheiten der Haut, des Unterleibs und bei Lähmungen. Das Wasser der Quelle ist klar, bläulichgrün, riecht etwas nach Schwefel und schmeckt ekelhaft laulich wie nach faulen Eiern. Ohne daß sich ein Niederschlag oder ein schillerndes Häutchen wie bei anderen Mineralquellen bildet, setzt sich an Körpern, welche längere Zeit mit dem Quellwasser in Berührung bleiben, bei den Röhren des Bassins oder bei

Felsstücken ein Badeschlamm an. Es sind fünf Quellen, von denen die Georgenquelle, die Marienquelle und der Trinkbrunnen die vorzüglichsten sind, die sogenannte Douchequelle wird zu Inhalations- und Douche-Bädern benutzt und speist die Wannenbäder des Marienbades. Die Quelle des Georgenbades giebt eine Wassermenge von 395 Kubikfuß in einer Stunde, die des Marienbades 240 Kubikfuß in einer Temperatur von 23 Grad R., und beide entspringen aus Gneus. Die Trink- und Douche-Quelle haben einige Wärmegrade weniger.

Am längsten bekannt ist die Georgenquelle. Nach dem Tode des Herzogs Heinrich zu Münsterberg und Grafen zu Glatz wurden dessen Söhne aufmerksam auf den Brunnen, ließen ihn 1498 durch einen Arzt aus Wien an Ort und Stelle untersuchen und dann besser einrichten. Herzog Georg ließ in der Nähe des Brunnens eine Kapelle zu Ehren des heiligen Georg erbauen, und nach diesem erhielt auch das Georgenbad seinen Namen. Im Jahre 1572 kam es an die Stadt Landeck, deren Eigenthum es noch heute ist.

Die Marienquelle gehörte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dem kaiserlichen Rath Siegmund Hofmann v. Leuchtenberg zu Glatz. Bei der Reinigung fand man in einer Felshöhle die laue Quelle aus tiefem Geklüft entspringen. Zugleich entdeckte man dreißig Schritt weiter eine noch wärmere Quelle unter hohen schattigen Erlen, nach deren Entfernung beim Aufgraben der Dammerde allerlei Werkgeräth und ein in den Fels gehauenes Becken gefunden wurden, in welchem das Wasser an drei Stellen mit großer Kraft hervorquell. Den Namen Marienbad erhielt die Quelle von einer Kapelle, die Hofmann zu Ehren der Madonna von Einsiedel gründete. Im Jahre 1678 errichtete er auch das noch jetzt stattliche Badehaus, 1735 kaufte der Rath zu Landeck auch das Marienbad von den Erben Hofmanns. Die folgenden kriegerischen Zeiten brachten das Bad in Verfall, bis der Minister Graf Hoym sich desselben annahm; 1788 ließ er nach dem Muster der Badeanstalt zu Landstädt ein Tropf- und Douchebad einrichten, das erste in Schlesien, ebenso ließ er 1789 die Trinkquelle zuerst fassen und überbauen. Alle diese Einrichtungen sind in neuerer Zeit noch wesentlich verbessert worden. Die Trinkquelle erhielt 1829 eine steinerne Fassung in einem offenen Tempel, das Georgenbad ward im Jahre 1837, das Marienbad im nächsten Jahre neu eingerichtet.

Unter den berühmten Badegästen ist vor allen Anderen Friedrich der Große zu nennen, der 1765 hier von einem langwierigen Rheumatismus genas, und dessen Badewanne noch aufbewahrt wird. Im Jahre 1800 besuchte Friedrich Wilhelm III. mit seiner Gemahlin das Bad, und die Königin Luise legte selbst den Grundstein zu dem großen Gesellschaftssaal. Der Besuch des Badeortes nahm seit dieser Zeit bedeutend zu, vom Jahre 1815—1820 stieg die jährliche Zahl der Gäste auf Tausend. In dem zweiten Jahrzehnt aber verminderte sich der Besuch immer mehr, bis er seit dem Jahre 1833 sich wieder zu heben begann. Am 17. und 18. Oktober 1841 zerstörte ein Brand eine Reihe zur Badeanstalt gehöriger Gebäude. In demselben Jahre ward der Bau der neuen Brunnenhalle in Angriff genommen, welche auf der östlichen Anhöhe, wo der Marianenbrunnen steht, ihren Platz gefunden hat. Am 15. Oktober 1847, dem Geburtstage Friedrich Wilhelm IV., wurde der Grundstein zu einem neuen Bade- und Wohnhause an der Stelle der steinernen Häuser in Marienbad gelegt. Landeck ist unter den Badeorten der Grafschaft Glatz derjenige, in welchem der Badegast den meisten Comfort findet. Deshalb ist das hiesige Badeleben luxuriöser und mannichfaltiger als in den benachbarten Bädern, wozu freilich auch die größere Zahl der Gäste beiträgt.

In der Umgebung Landecks ist einer der bedeutendsten Punkte die Ruine Karpenstein, die hier im äußersten Osten der Grafschaft ein Grenzwächter zu sein scheint. Nur wenige Mauerüberreste zeigen den Ort, wo die Burg stand. Die Geschichte derselben gleicht der

der meisten in Schlesien. Anfangs ein böhmisches Lehen, von den Hussiten geplündert und halb zerstört, ward sie später ein Raubnest und ein Schrecken der Umgegend, bis die Schlesier die Burg erstürmten und zerstörten. Die Aussicht umfaßt die ganze Umgegend von Landeck bis nach Schlesien und Mähren.

Außer der Ruine Karpenstein sind in der Nähe Landecks merkwürdig der Winklerberg bei Leuthen und der Ueberscharberg, deren schöne Basaltbildungen durch ihr pittoreskes Aeußere die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich ziehen. Der Weg von Landeck nach Leuthen führt zwischen hohen Mauern herabgestürzter Basaltmassen hindurch. Dann steigen die Basaltsäulen senkrecht empor, über 100 Fuß hoch, 2 Fuß stark, in 3 bis 5 Fuß Höhe schön gegliedert, meist fünfseitig. Diese Producte vulcanischer Thätigkeit stehen hier als Zeugen einer revolutionsreichen Periode unseres Erdballs, und in ihnen ist vielleicht jetzt noch die unterirdische Werkstätte der Landecker Thermen zu suchen.

Von Landeck führt eine Straße nach Glatz, an welcher die Dörfer Kunzendorf und Ullersdorf liegen, beide im Thal der Biela, beide berühmt durch schöne Gartenanlagen. In dem Park zu Ullersdorf befindet sich auf einem freien Platze ein eiserner Obelisk, 72 Fuß hoch, zu Ehren der Königin Luise, der an ihrem Geburtstage, dem 10. März 1802, errichtet wurde.

Eine zweite Straße führt von Landeck nach Reichenstein, das schon an dem Nordabhange des Schneegebirges nach der schlesischen Ebene hin liegt. Der Weg bietet die überraschendsten Ansichten bald in nahe freundliche Thäler, bald wieder in die blaue Ferne der schlesischen Ebene, an anderen Punkten übersieht man den ganzen Kessel der Grafschaft. Das Städtchen liegt hart an der österreichischen Grenze, an dem Abhange des goldenen Gneis, im Thale des Silberwassers, deren Namen auf die edlen Metalle hindeuten, die früher hier gefunden wurden. Schon vor dem 11. Jahrhundert soll hier Bergbau betrieben worden sein, der später solchen Aufschwung nahm, daß im 16. Jahrhundert hier eine eigene Münzstätte errichtet wurde. Den Umfang der früheren Werke beweist das in der Nähe liegende Schlackenthal. Jetzt wird nur noch auf Arsenik gebaut. Die Gruben und Hütten, die etwa eine Viertelstunde von der Stadt liegen, sind die bedeutendsten in Europa und liefern jährlich gegen 600 Centner. In einem glühenden Kessel befindet sich die blutrothe Masse, deren giftgetränkte schwarze Dämpfe wie Knoblauch stinkend emporwallen. Die Arbeiter verwahren zwar Mund und Nase vor den Arsenikdämpfen, aber trotz aller Vorsicht dringt das Gift durch, ihre fahlgelben Gestalten zeigen die Einwirkung desselben, sie werden von heftigen Uebeln befallen und erreichen selten ein Alter von 50 Jahren.

In der Nähe von Reichenstein befinden sich der Zauersberg und der Heidelberg, von hier zieht das Schneegebirge in nordwestlicher Richtung bis zum Wartha-Paß, wo es in dem Capellenberge steil zur Neiße hinabfällt. Von Reichenstein führt nicht nur die Straße nach Landeck, sondern auch die Straße nach Glatz durch das Thal des Reganbaches in die Grafschaft hinein, während in der Ebene die eine Straße über Patschkau und Ottmachau nach Neiße führt, die andere Straße an dem nördlichen Abhange des Schneegebirges entlang über Camenz nach Frankenstein. Quer wie in Neiße erreicht man die Eisenbahn, die nach der Oder führt, von Neiße nach Brieg, von Frankenstein nach Breslau.

Wir haben jetzt die Wanderung im Nordosten der Grafschaft beendet und kehren wieder nach dem großen Schneeberge zurück, um von hier aus zunächst den Südosten, dann auf das linke Ufer der Neiße hinübergehend auch den Westen der Grafschaft zu durchwandern.

Wir gehen an der Nordwestseite des großen Schneeberges hinab und folgen dem Wölfelsbache bis zum Wölfelsfalle, dem bedeutendsten in den Sudeten. Mehr als 80 Fuß stürzt das Wasser in einer prächtigen Felsschlucht hinab, an deren Wänden, seit Jahrtausenden von dem Staubregen befeuchtet, üppige Moose aus jeder Spalte in großen Büschen

herabhängen. Früher glaubte man, daß das Wasser in einen bedeutenden Abgrund hinabstürze, bei näherer Untersuchung jedoch ergab sich, daß dieser Abgrund nur 5 bis 6 Ruß tief ist. Von einer eisernen Brücke oberhalb des Wasserfalles blickt man in den dunklen Felsenabgrund hinab, von einer dem Falle gegenüber liegenden Felswand übersieht man den Kessel genauer, und auf einer Steintreppe steigt man in die Tiefe hinunter, um von dort den Wasserfall zu betrachten, der besonders in der Nachmittagssonne in den Farben des Regenbogens erglänzt und die düsteren Umgebungen magisch belebt. Durch die gegenüberstehenden Felsen rin der Bach eine Spalte von 100 Fuß Höhe und 13 Fuß Breite und schäumt unterhalb des Wasserfalles zwischen den hohen senkrechten Felswänden eine ziemliche Strecke dahin, bis die Schlucht sich wieder zum Thal erweitert. In diesem Thale liegt Wölfelsdorf, eines der größten und schönsten Dörfer der Grafschaft mit 1500 Einwohnern, das fast eine Meile lang an dem Wölfelsbach sich hinzieht.

Von dem Wölfelsfall führt ein Weg auf den **Spitzberg**, der zum Unterschiede von vielen anderen Bergen, die ihrer spitzen Kuppe wegen denselben Namen führen, in der Grafschaft meistentheils der spitzige Berg genannt wird. Dieser Spitzberg ist einer der bedeutendsten Vorberge des großen Schneeberges. Hier befindet sich ein steinernes Kirchlein **Maria zum Schnee**, ein viel besuchter Wallfahrtsort. Als Joseph II. den Schatz des reichen Klosters Mariazell aufzeichnen ließ, um ihn einzuziehen, entstand die Volkssage, das dortige Gnadenbild habe sich in den Schutz Frankreichs des Großen begeben und sei auf dem Spitzberge erschienen. Dies veranlaßte zahlreiche Wallfahrten aus dem Oesterreichischen, und die dargebrachten Spenden reichten bald hin zur Erbauung des Kirchleins anstatt der früheren hölzernen Kapelle und zur Anlegung des Kreuzweges, der von der Kirche bis zur höchsten mit dem Kreuze geschmückten Spitze geht und von dort wieder hinabführt. Obgleich die Kirche kein Gnadenbild besitzt, und jährlich nur einmal am 5. August ein feierliches Hochamt daselbst gehalten wird, so ist der Wallfahrtsort im Sommer doch so zahlreich besucht, daß rings umher ein kleiner Jahrmarkt aufgeschlagen ist. Die Aussicht von der Kirche gehört zu den schönsten in der Grafschaft.

An der Nordseite des Spitzberges steigen wir auf einem anmuthigen Fußpfade hinab in das Terrain von **Kieslingswalkau**, berühmt durch seine Sandsteinbrüche, seine Versteinerungen und seine Muschelabdrücke. Von hier aus wandert man an der **Piewnitz**, einem Nebenflusse der Neiße, hinab nach Habelschwerdt, nächst Glatz der bedeutendsten Stadt der Grafschaft.

Habelschwerdt liegt auf dem linken Ufer der Neiße an dem Einflusse der Habelschwerdter Wettritz und hat 4000 Einwohner. Oftmals durch Ueberschwemmungen und Feuersbrünste heimgesucht hat die Stadt jetzt durch eine größere Zahl neuer massiver Häuser ein freundlicheres Ansehen erhalten. Die große katholische Stadtpfarrkirche enthält außer einer kostbaren mit Edelsteinen verzierten Monstranz noch als Merkwürdigkeit an dem Mittelpfeiler einen Nagel, jenem in der Wiener Schatzkammer nachgebildet, mit welchem die rechte Hand des Erlösers ans Kreuz geheftet wurde. Der hiesige Gymnasialbau hat einen der einträglichsten Sprengel Schlesiens.

Ungefähr eine Meile unterhalb Habelschwerdt liegt **Grafenort**, vielleicht das schönste Dorf der Grafschaft mit 1200 Einwohnern, und zieht sich von Obstgärten umgeben an der Neiße hinab. Hier unterhielt einst der kunstsinnige Graf Hieronymus v. Herberstein viele Jahre hindurch mit großer Liberalität ein Theater, auf dem der berühmte Seidelmann seine theatralische Laufbahn begann; auch Hiller verweilte hier öfter.

Oberhalb Habelschwerdt liegt das Dorf **Niederlangenau**, das an dem linken Ufer der Neiße ½ Meilen südlich bis zur Badeanstalt sich hinzieht. Die Mineralquelle gehört zu den stärkeren alkalisch-erdigen Eisenwassern, ähnlich den Heilquellen von Schwalbach, Spaa,

Altwasser und Kinsberg, zeichnet sich aber vor anderen durch das Festhalten der Eisentheile aus. Ihre heilsamen Wirkungen zeigen sich besonders in chronischen Rheumatismen, Gichtlähmungen, geschwächter Verdauung und chronischen Augenentzündungen. Die Quelle ist so reich, daß sie binnen 24 Stunden 57,000 Quart Wasser giebt, das einen angenehm säuerlichen, dann prickelnd zusammenziehenden Geschmack hat und aufbraust, sobald es mit Wein und Zucker gemischt wird. Selten wird der Brunnen bloß zur Trinkkur benutzt, meistens in der Verbindung mit Bädern und Gasdampfbädern. Erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ward die Quelle als Heilmittel benutzt, und durch die günstigen Erfolge ward 1819 die Stadt Habelschwerdt als Gutsherrschaft zur Anlegung einer ordentlichen Badeanstalt veranlaßt. Es ward ein Trinkhaus errichtet, eine Promenade für die Brunnentrinker angelegt, ein Gesellschaftssaal, ein Gasthaus eröffnet und ein neues Moorbad erbaut. Unter den Bädern der Grafschaft ist Niederlangenau das einfachste und wohlfeilste, die Zahl der Gäste ist hier am geringsten, und sie sind fast allein auf ihre Kur und den Genuß der schönen Natur angewiesen.

Oberhalb Niederlangenau liegt an dem rechten Ufer der Reiste das offene Städtchen Mittelwalde, mit ungefähr 1800 Einwohnern. Die Stadt selbst bietet nichts Merkwürdiges, in der schönen Umgebung aber ist der nahe Rübenberg zu besteigen, auf dem man eine der schönsten Aussichten in die Grafschaft findet. Von hier aus kann man auch die Quellen der Reiste besuchen, die in ihrem oberen Laufe ein köstliches Thal bildet, in dessen Tiefe der junge Bach mit zahlreichen kleinen Gasfaden hinabstürzt.

Von Mittelwalde wenden wir uns westlich in das Thal der Erlitz, welche hier zwischen zwei mächtigen Höhenzügen, dem Erlitzgebirge und den böhmischen Kämmen, die Grenze zwischen der Grafschaft und Böhmen bildet. Wir wandern hinauf an dem Ufer des Baches, das fast ohne Unterbrechung mit Häusern besetzt ist, bis zur Kaiserswaldauer Glashütte, und von hier aus hinauf zu den Seefeldern. Die Seefelder sind eine große Moorfläche von 350 Quadratmorgen, auf allen Seiten von wilder Bergwaldung eingeschlossen. Das ganze Plateau war früher mit Wald bedeckt, den 1790 ein ungeheurer Brand vernichtete. Jetzt ist die Oberfläche mit den gewöhnlichen Sumpf- und Moorgewächsen bedeckt, darunter liegt eine etwa 3 Fuß mächtige Schicht von lockerem faserigem braunem Torf, auf den eine 9 bis 12 Fuß tiefe Schicht alten schwarzen festen Torfes folgt. Unter dem Torfe lagert graulich weißer Thon, der kein Wasser in die Tiefe dringen läßt. Auf der Oberfläche finden sich sieben kleine aber unergründlich tiefe Teiche, die vor dem Beginn schlechter Witterung wie man erzählt, unruhig werden und ein dumpfes Geräusch hören lassen; sie scheinen die Ueberreste eines Sees, der einst die ganze Gegend bedeckte. Jetzt bildet das Ganze eine große, in ihrer Art einzige Verwesungsstätte. Zur Ableitung des Wassers dient der Rehdanzgraben, der in die Reinerzer Weistritz hineinführt.

Hier steigen wir in das Thal der Weistritz hinab, gehen hinüber auf das linke Ufer derselben und steigen an dem Grunwalder Mühlwasser hinauf bis zu dem Dorfe Grunwald, dem höchstgelegenen der Grafschaft, das aus 180 zerstreuten Bauden besteht und nur noch Hafer zu Brot gewinnt. Von hier gelangt man in einer finstern Waldgegend zu dem gol. denen Stollen, einer merkwürdigen Höhle in Kalkstein, und dem goldenen Ölbel, einem kleinen Bach, in deren Nähe das bedeutendste Kalksteinlager der Sudeten sich findet. Auf diesem Wege erreichen wir die hohe Mense, 3330 Fuß, die nächst dem großen Schneeberge der höchste Berg in der Grafschaft ist, kein abgerundeter, hervorragender Gipfel, sondern nur die höchste Erhebung eines sanft gewölbten, meist bewaldeten Bergrückens. Der Wald reicht auch bis auf die hohe Mense hinauf, und nur ein aufgethürmter Steinhaufen macht es möglich, über die Wipfel der Bäume hinwegzusehen. Die Aussicht nach Böhmen ist sehr schön. Der Blick schweift hinaus in eine weite Ebene, in der zahlreiche Dörfer und

Städte sich erheben. Am Fuß des Berges liegt Eichhübel, drüber hinaus Neustadt, und noch ferner Josephstadt mit seinen rothen Dächern und grünen Wällen, daneben Jarowierz, und am fernen Horizont taucht endlich der Thurm der Kathedrale des Prager Hradschins auf.

Ueber Grenzendorf führt der Weg wieder hinab in das Thal der Weistritz und nach Reinerz, das an dem Abhange des Kreuzberges liegt. Die Stadt, die im Jahre 1844 von einem großen Brande heimgesucht, dann aber neu erbaut wurde, zählt 2500 Einwohner. Sie verdankt ihre Entstehung dem Bergbau, der hier eifrig betrieben wurde, bis die Religionsverfolgung im dreißigjährigen Kriege die evangelischen Bergleute zur Auswanderung veranlaßte. Nur der Eisenhammer in Kehlau ist noch ein Ueberbleibsel jener Zeit. In der katholischen Pfarrkirche ist die Kanzel sehenswerth als eine ungeheuerliche Seltsamkeit, denn sie bildet einen offenen zahnreichen Wallfischrachen, in welchem der Prediger steht, eine erbauliche Anspielung auf den Propheten Jonas. Der Altar in der Todtencapelle gilt für ein

Reinerz.

Meisterstück der Sculptur und hat ein sehr schönes Madonnenbild. Die Stadt hat zwei Papiermühlen, von denen die ältere sehr romantisch liegt und schon 1562 vorhanden war. Sie ist die älteste der Grafschaft. Nachdem ein Wolkenbruch sie weggeschwemmt hatte, wurde sie 1605 neu erbaut von Gregor Kretschmer, der durch Benutzung einer neuentdeckten Quelle sein Fabrikat vor Schaben und Motten zu schützen wußte, und auf diese Weise ein unsterbliches Papier lieferte. Kaiser Rudolph II. adelte den Mann, der den Lumpen als Papier einen höheren Werth zu geben wußte, und er hieß seitdem Kretschmer von Schenkendorf.

Ein wenig oberhalb der Stadt in dem Thale der Weistritz befindet sich das höchstgelegene deutsche Bad, das mit der Stadt durch eine Allee verbunden ist. Die hiesigen Quellen gehören zu den schwächeren salinischen Säuerlingen. Es sind ihrer drei, an Farbe, Durchsichtigkeit, Geruch und Geschmack wenig von einander verschieden. Die kalte Quelle, die 9 Grad R. hat, wird allein zum Trinken benutzt, die laue Quelle, die 14 Grad R. hat, ist seit 1803 gleichfalls dazu im Gebrauch, aber ihr Wasser wird außerdem durch Röhren in's

Badhaus geleitet. Der Ulrikenquell nahe dem Badehauſe verſieht die Douche-, Tropf- und Regenbäder. Außerdem beſteht noch eine Molkenanſtalt, und die Milch von Ziegen und Eſelinnen, die einer vortrefflichen Weide genießen, iſt ein mächtiger Hebel für die ganze Kur. Die alte Quelle wird gegen die verſchiedenſten chroniſchen Uebel erfolgreich angewendet, die kalte Quelle dagegen bei Bruſt- und Luftröhrenkrankheiten, bei Unterleibsübeln und bei Zehrfiebern. Bei Nervenkranken aus Flachländern oder tiefliegenden Seegegenden kann die Reinheit der hieſigen Bergluft allein ſchon viel wirken.

Die Quellen von Reinerz mögen den Bewohnern der Umgegend ſchon lange bekannt geweſen ſein, man begann aber dieſelben zuerſt kurmäßig zu gebrauchen, nachdem 1769 das Brunnengebäude errichtet worden war. Auch hier erwarb der Miniſter Heym ſich manches Verdienſt, und ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts kam der Ort mehr und mehr in Aufnahme. Die ganze Anſtalt beſteht aus den beiden Trinkbrunnen, dem Badehauſe, dem Geſellſchaftsſaal, dem Speiſeſaal, dem Tempelhauſe, dem Schrothauſe, dem Berghauſe, dem Quellen- und Douchehauſe, dem Doctorhauſe und der Apotheke nebſt einigen Wohngebäuden für die Kurgäſte. Auch Reinerz iſt kein geräuſchvolles Bad, aber freundlich und geſellig.

Geht man von der Badeanſtalt das Thal der Weiſtritz hinauf, ſo gelangt man zu dem Eiſenhammer, hinter dem die Wände immer enger zuſammentreten und die Schlucht einen immer düſterern Charakter annimmt.

Unter den entfernteren Punkten der Umgegend ſind ſehenswerth das Hummelſchloß und der Ratſchenberg. Das Hummelſchloß liegt auf einem ſteilen iſolirten Bergkegel, an deſſen ſüdlichem Fuße ſich eine tiefe, waldbedeckte Schlucht hinzieht. Ein bequemer Aufſteig führt hinauf zu den Trümmern der Burg, die ehemals durch die Steilheit des Berges und durch ihre günſtige Lage an der alten Handelsſtraße zwiſchen Prag und Breslau einen großen Ruf erlangte. Die Burg ſcheint im 12. Jahrhundert erbaut zu ſein, 1428 wurde ſie von den Huſſiten erobert und Peter Pollak als Burggraf eingeſetzt. Unter ihm war das Hummelſchloß ein arges Raubneſt, wie wilde Hummeln fielen die Wegelagerer über die vorbeiziehenden Frachtwagen her, bis die vereinigten Breslauer und Schweidnitzer 1432 die Burg eroberten und Peter Pollak gefangen nahmen. Aber die ſpäteren Beſitzer trieben das Handwerk ihrer Vorgänger fort, ſo daß 1522 der Beſitzer des Hummelſchloſſes der Wegelagerung halber in Wien enthauptet wurde. Schon 1595 wird die Burg als verlaſſen und verödet erwähnt, und außer einigen Mauerreſten deutet nur noch ein Thurmſtück auf ihre vergangene Größe, auch verſchiedene Sagen ſind an dieſelbe geknüpft.

Von dem Hummelberge, der rings von Bergen eingeſchloſſen nur eine beſchränkte Ausſicht gewährt, beſteigt man in einer halben Stunde den Ratſchenberg, einen langgedehnten Bergrücken, der bis zum Gipfel hinauf angebaut iſt und in der Umgebung von Reinerz eigentlich die ſchönſte Ausſicht gewährt. Die Höhe deſſelben wurde von Friedrich dem Großen im baieriſchen Erbfolgekriege beſetzt, und eine ſteinerne Tafel an einem Häuschen auf dem Berge bekundet, daß der große König 1778 dort gewohnt hat.

Auf der Straße, die von Reinerz an dem Hummelberge vorüberführt, gelangen wir weiter nach Lewien, einem kleinen Städtchen mit 1500 Einwohnern, und dann in dem äußerſten Weſten der Grafſchaft nach dem Badeort Gudowa und der Heuſcheuer.

Gudowa liegt dicht an der böhmiſchen Grenze am ſüdweſtlichen Abhange des Heuſcheuergebirges in einem engen moorigen Thale. Das Dorf gehört ſeit dem Jahre 1851 dem Kommerzienrath Kramſta in Freiburg. Von den drei Quellen wird die Hauptquelle zum Trinken benutzt, die aus ſieben Oeffnungen reichlich heraufſprudelt und unter allen deutſchen Mineralwaſſern die meiſte Kohlenſäure entwickelt. Das Waſſer iſt ſehr friſch und giebt mit Wein und Zucker gemiſcht ein vortreffliches Getränk. Die beiden anderen Quellen werden nur zu Bädern verwendet, indem die der Hauptquelle zunächſt gelegene das Stahlbad, die ent-

fernere das alte Bad versieht. Die Mineralquellen gehören zu den alkalisch-eisigen Eisenwassern, sind sehr verwandt mit dem Neubrunnen zu Altwasser und dem Mühlbrunnen zu Salzbrunn, und werden besonders zu kräftigender Nachkur empfohlen. Obgleich man die Quellen seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts kannte und benutzte, so wurde doch erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine ordentliche Badeanstalt eingerichtet, und erst in letzterer Zeit ist der Badeort mehr in Aufnahme gekommen. Das Leben ist geräuschlos und täuflich, in der Bevölkerung sind noch viele Böhmische Elemente vorhanden. Auch die Kirche auf dem Hussitenberge hat die Inschrift über dem Eingange: „Ehre sei Gott in der Höhe!" in böhmischer Sprache. Die vertriebenen Hussiten, die in den umliegenden Ortschaften eine Zuflucht fanden, halten des Sonntags böhmischen Gottesdienst, indem einer aus ihrer Mitte eine Predigt vorliest; ein Geistlicher kommt nur alle Vierteljahr einmal dorthin.

Nicht weit von Cudowa liegt Tscherbenei mit einer Kapelle auf dem Kirchhofe, deren Fußboden, Decke und Wände aus Schädeln und Todtenbeinen gebildet werden, so daß im Ganzen 24,000 Schädel angebracht sind, und eine gleiche Anzahl liegt noch unter der Kapelle.

Von Tscherbenei gelangt man in einem schönen Thal aufwärts durch Straußenei und die ärmliche Colonie Bukowine an dem südwestlichen Abhange des Spiegelberges nach dem wilden Loch, einem Labyrinth wild zerklüfteter, vom Wasser unterspülter Steinmassen, in deren verworrene Felsenschluchten man sich ohne Führer nicht hineinwagen darf. Die Felsenmassen sind hier mehr liegend, während sie auf der Heuscheuer senkrecht sich erheben. Viele der Gesteinmassen sind in ihrem Grunde tief ausgewaschen, so daß die oben nur schmalen Schluchten unten eine breite, überwölbte Straße bilden. Höchst wünschenswerth wäre die Ueberbrückung vieler Felslücke, um diese eigenthümliche Berggartie zugänglicher zu machen.

Von hier führen zwei Wege hinüber nach der Heuscheuer, der eine bequemere führt an der Höhe des Berges bei dem Fort Friedrich, einem alten verlassenen Blockhause, vorüber nach dem Dorfe Karlsberg unterhalb der Heuscheuer, der andere beschwerlichere führt an dem Abhange des Berges gerade hinunter nach Nauseni, dann aber muß man an dem entgegengesetzten Bergabhange wieder hinauf nach der traurigen Hochebene des Leiersberges, auf welchem die Heuscheuer wie Zinn hoch sich erhebt.

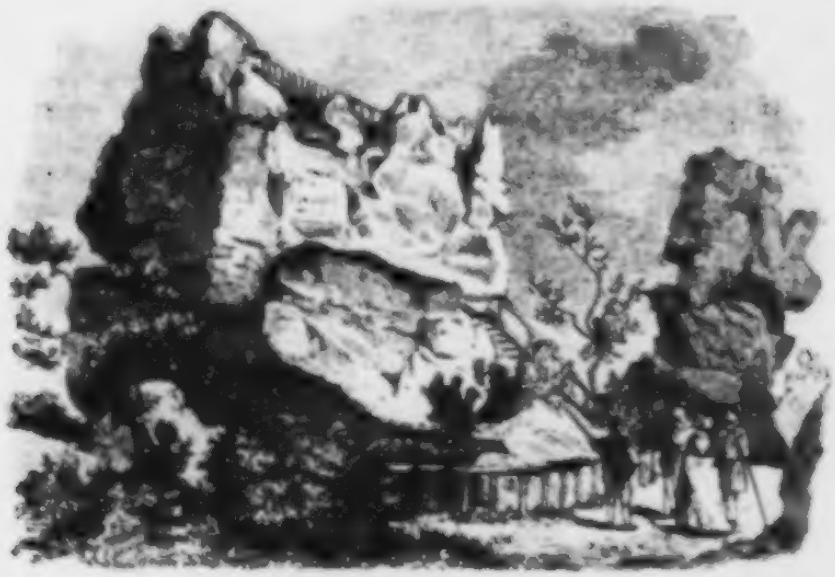
Die Heuscheuer ist nächst dem Schneeberge und der hohen Mense der bedeutendste Punkt der Grafschaft, ein kleines Alpenland auf einem Bergrücken.

Von dem Dorfe Karlsberg führt eine bequeme Steintreppe, zu welcher der Quadersandstein des Berges selbst das leicht zu bearbeitende Material lieferte, zu der Höhe hinauf, auch durch hölzerne Brücken-Geländer, Pavillons u. s. w. ist in jeder Weise für die Bequemlichkeit der Besucher gesorgt, die Schluchten sind zugänglich gemacht, die gefährlichsten Punkte mit einer Umzäunung versehen, und seit dem Jahre 1845 ist ein neues Gasthaus eingerichtet. Die meist senkrecht zerklüfteten, schwarzgrauen Felsen bilden wie in Adersbach und Weckelsdorf abenteuerliche Figuren, in denen eine lebhafte Phantasie wunderbare Aehnlichkeiten fand, und die nun ihre besonderen Namen führen. Der Sattel, der Bär, die klingenden Steine, der Tafelstein, die Kanzel, der Mohrenkopf, die Pfaffenfelsen, das Fuchsgewölbe, der Backofen und der Großvaterstuhl sind die bedeutendsten derselben. Am Tafelsteine erinnert eine Marmortafel an den Besuch des Königs Friedrich Wilhelm II. mit den beiden Prinzen Friedrich Wilhelm (III.) und Ludwig am 7. August 1790. Ein waldiger Abgrund mit senkrechten Felswänden öffnet sich zu den Füßen des Beschauers, der Blick in die Ferne reicht bis zur hohen Mense und bis zur Festung Silberberg auf dem Kamme des Eulengebirges. Eine große Zahl von Dörfern und das nahe Städtchen Braunau in Böhmen bilden den Vordergrund, an dem sich, einer gewaltigen Mauer gleich, die Braunauer und Adersbacher Felsketten malerisch hinziehen, daran schließt sich die böhmische Seite des Riesengebirges

bis zu den Anfängen des Gesenkes. Auch von dem Großvaterſtuhle hat man eine prächtige Ausſicht. Nordöſtlich liegen Wünſchelburg und Albendorf, weiter öſtlich die Höhenzüge des Schneegebirges bei Landeck und darüber hinaus die mähriſchen Gebirgskämme, ſüdweſtlich ſieht man über Nachod weit hinein nach Böhmen. Die Ausſichten von der Heuſcheuer haben überhaupt das Eigenthümliche, daß man wie aus der Vogelperſpective auf die gerade darunterliegenden Gegenſtände blickt und ſo, gleichſam losgeriſſen aus dem Zuſammenhange der Landſchaft, wie ein Vogel in der Luft Berge und Thäler überſchaut.

Von der Heuſcheuer geht man auf dem beſchwerlichen Leierſteige durch ein anmuthiges Thal an der herabſtürzenden Posna, die in die Steina ſich ergießt, hinab nach Wünſchelburg, einem kleinen Städchen mit 1600 Einwohnern.

In der Nähe von Wünſchelburg liegt Albendorf, der berühmte Wallfahrtsort, ein ſchleſiſches Jeruſalem. Der Ort hat 1000 Einwohner, gleicht einem Marktflecken und



Der Großvaterſtuhl auf der Heuſcheuer.

bildet einen abgeſchloſſenen Kreis, in den 12 Thore führen wie in die alte heilige Stadt. Der hindurchfließende Bach wird Kidron genannt, ein Teich heißt Bethesda, man findet die Schädelſtätte, das heilige Grab, ein Haus der heiligen Anna, den Palaſt des Hohenprieſters, das Richthaus des Pilatus, das ſonderbarer Weiſe zugleich Wirthshaus iſt. Die Kirche ſtellt im Innern den Tempel Salomos vor und gewährt mit ihrer breiten Freitreppe einen impoſanten Anblick. Die Wände ſind mit Votivtafeln bedeckt, in vielen Niſchen ſind Scenen aus dem Leben des Heilandes dargeſtellt, und zahlreiche Reliquien befinden ſich in eingemauerten eiſernen Behältniſſen. Der Kirche gegenüber liegt der Calvarienberg mit vielen Kapellen, die ebenfalls Bilder aus der Leidensgeſchichte des Erlöſers enthalten. Die heilige Stiege hat 47 Stufen, nach den 47 Blutstropfen, die der Erlöſer auf ſeinem Todeswege vergoſſen haben ſoll, und die auch in den Stufen durch meſſingene Ringe bezeichnet ſind. Hinter den Stationen iſt Golgatha mit den drei Kreuzen, von denen das linke, an dem der unkundige Schächer hing, wunderbarer Weiſe von ſelbſt einige Fuß abgerückt ſein ſoll.

Das heilige Grab, der Speer, ein Stück vom wahren Kreuze, einige Spitzen aus der Dornenkrone, ein Stück Stein von dem Orte in Nazareth, wo Maria sich gebettet, Schlamm und Wasser aus dem Jordan, Moos, Holz und Stein aus der Wüste, in welcher der Herr 40 Tage weilte, gehören zu den Merkwürdigkeiten des Ortes. Dieser erhielt seine heilige Bedeutung durch außerordentliche Erscheinungen. Schon im 13. Jahrhundert soll ein blinder Mann, der öfter an einer Linde zu beten pflegte, plötzlich sehend geworden sein und an dem Baume ein Marienbild, von hellem Schein umgeben, erblickt haben. Dies wunderthätige Marienbild und ein später entdecktes wunderbar heilendes Marienbrünnlein begründeten den Ruf des Ortes bei den Gläubigen. Die Zahl der Wallfahrer soll sich jährlich auf 80,000 belaufen, deren größter Andrang vom Anfang des Mai bis in die Mitte des Juli dauert. Von da bis zu Ende der Ernte ist er schwächer, dann aber wächst er wieder, und die letzten frommen Wanderungen dauern bis in den Spätherbst. Den Anfang der Wallfahrten machen alljährlich die Mähren, welche überhaupt den Ort in großer Anzahl besuchen. Die Prozessionen der Wallfahrer von nah und fern durchziehen den Ort unter Gesang und Posaunenblasen in eintönigen Melodien. Der Kalvarienberg, die Freitreppe der Kirche, sie wie diese selbst sind von knieenden Andächtigen angefüllt und auf der heiligen Stiege rutscht ein Theil derselben auf und nieder. Das Ganze gewährt einen eigenthümlichen Anblick und macht auf den unbefangenen Zuschauer einen seltsamen Eindruck.

Von Wünschelburg wandert man nordwärts nach **Neurode** an der **Wilden**, einem Nebenfluß der Steina. Die Stadt hat 5000 Einwohner, größtentheils Tuchmacher, ist seit 1852 zur Kreisstadt erhoben und liegt in einem dreieckigen Bergkessel. Ueberall zeigt sich der rothe Sandstein, der in der Gegend lagert. In der Nähe der Stadt ist der Annaberg, bei weitem der berühmteste unter den vielen gleichnamigen Bergen in Schlesien. Ein Stationsweg führt hinauf zu dem Gipfel, auf dem das Annakirchlein sich befindet. Am St. Annen-Tage ist hier Gottesdienst im Freien, und zu diesem Zwecke wird an einem Baume eine Kanzel angebracht. Die Aussicht von hier gehört zu den schönsten in der Grafschaft. Das Steinathal, das Heuscheuergebirge, das Reisegebirge, das Schneegebirge im Süden, im Norden das Eulengebirge und das weiße Kirchlein des Kapellenberges bei Wartha sind etwa die Hauptpunkte.

Von Neurode wandern wir nun zuletzt nach **Glatz**. Die Hauptstadt der Grafschaft liegt an der Neiße und zählt 8000 Einwohner. Die böhmische Gasse und das böhmische Thor erinnern noch heute an die frühere Verbindung mit Böhmen. Auf dem Ringe befindet sich die Kapelle zum heiligen Sebastian mit einer Statue. Sehenswerth ist auch die katholische Pfarrkirche, in der sieben schlesische Herzoge, sämmtlich Grafen von Glatz, ruhen, und in der auch ein wunderthätiges Marienbild sich findet. Das Bedeutendste an Glatz ist die Bergfestung, ein schlesisches Luxemburg. Schon 981 soll ein Kastell auf dem Schloßberge am linken Ufer gestanden haben, das später immer mehr erweitert und vom Kaiser Heinrich III. (1019), später von den Hussiten (1428) und den Breslauern (1459) vergeblich belagert wurde. Nach langer tapferer Vertheidigung eroberten die Oesterreicher 1622 die Festung, die sie 1742 den Preußen übergeben mußten. Ihre gegenwärtige Gestalt verdankt die Festung Friedrich dem Großen, der auch den Schäferberg auf dem rechten Ufer befestigen ließ, um das eroberte Schlesien von dieser Seite so fest als möglich zu machen. Die Festung fiel später nicht in die Hände der Franzosen, weil der Friede von Tilsit dazwischen trat. Sie hat einige Aehnlichkeit mit der Festung Königstein in Sachsen. Auch hier ist durch die Felsen hindurch ein Brunnen gearbeitet, damit die Soldaten bei einer Belagerung nicht Wassermangel leiden. Die Tiefe dieses Brunnens kann man durch herabgelassene Lichter erkennen, die auf einem Holze befestigt sind, das auf dem Wasser schwimmt, sobald es die Oberfläche desselben erreicht hat. Von dem Schießthurm hat man eine sehr

schöne Uebersicht über die ganze Grafschaft. Dort befindet sich auch die Statue des heiligen Nepomuk, die bei Erweiterung der Festung sich verfand und auf Befehl Friedrichs des Großen hier aufgestellt wurde. Als der König im folgenden Jahre den Heiligen hier verfand, sagte er lächelnd: „Da ist nicht recht, daß er das Gesicht nach Schlesien kehrt, hier hat er Nichts mehr zu suchen.“ Seitdem blickt der Schutzpatron Böhmens hinüber in seine Heimath. Nach der Sage soll einst das schöne gelbe Haar der eisenstarken Böhmenfürstin Wlaska hier aufbewahrt sein, bei dem Umbau der Festung aber verloren worden sein. In einer der Kasernen sieht sich das Gesicht dieser Heidenjungfrau in Stein gehauen. Früher ward hier auch die Fremmet aufbewahrt, welche angeblich mit der Haut Ziska's bespannt war, wie der Hussitenführer selbst befohlen hatte, um auch nach seinem Tode den Feinden noch furchtbar zu werden. Unter den Gefangenen der Festung sind zu nennen der abenteuerliche Trenk, der nach mehren mißlungenen Versuchen glücklich entwichte, der Quartiermeister Aug. von Malsenbach und die berüchtigte Giftmischerin Geheimräthin Ursinus.

In der Hauptstadt treffen nun die Straßen von allen Seiten der Grafschaft zusammen, von Landeck im Osten, von Habelschwerdt und Mittelwalde im Süden, von Neurez und Patschkau im Südwesten, von Neurode im Nordwesten. Von Glatz aber führen zwei Straßen nach der schlesischen Ebene, die eine über Reichenstein, Patschkau und Ottmachau nach Neisse, die andere durch den Wartheparß nach Frankenstein.

Bei dem Wartheparß bricht die Neisse zwischen dem Schneegebirge und dem Eulengebirge sich Bahn, um in die schlesische Ebene zu gelangen. Seit 1772 führt hier eine steinerne Brücke über den Fluß. Auf dem linken Ufer liegt das offene Städtchen Wartha, malerisch an die bewaldeten Bergwände sich anlehnend, die es von drei Seiten umgeben. Die altertümliche Klosterkirche mit den beiden stumpfen Thürmen wurde 1682 vom Abte Augustin von Ramenz erbaut. Auf dem Hochaltar steht das wunderthätige Marienbild, das jährlich zahlreiche Wallfahrer herbeizieht, hauptsächlich Böhmen, aber auch Polen, Mähren und Ungarn.

Der Sage nach soll die Madonna selbst im Jahre 1200 einem frommen Beter ihr Bild überreicht haben. Viele Weihtafeln und Bilder sowie die Krücken der Lahmen, die hier wieder gesund geworden, bedecken alle Pfeiler. Friedrich der Große schenkte der Kirche ein Orgel, eine der schönsten in Schlesien, und auch gegen die Madonna war er artig, er verehrte ihr ein neues Kleid. Auf dem rechten Ufer der Neisse liegt der Kapellenberg, zu dessen Gipfel man bei der Einsiedelei vorüber auf einem ziemlich steilen Stationenwege gelangt.

Hier nehmen wir Abschied von den Bergen, Thälern und Heilquellen der Grafschaft, von ihren Kapellen und Gnadenbildern und wenden uns der lachenden Ebene zu, in welcher die Städte Frankenstein, Münsterberg, Reichenstein, Patschkau so wie das prachtvolle Schloß zu Camenz unserem Blick sich zeigen.

Volksscherze.

Von Theodor A. Hoyer.

Als wir unsre Rundreise durch die Gefilde der Erbweisheit unsrer Ahnen beschlossen,*) baten wir um Verzeihung, wenn wir der einen oder andern Stadt nicht gerecht geworden sein sollten; wir versprachen augenblickliche Abstellung des Unrechts, sobald uns die Beweise Schwarz auf Weiß vorgelegt würden, und das ist seitdem in reichlichem Maße geschehen, indem viele Orte nicht nur urkundlich, sondern bereits gedruckt ihren Stammbaum auf Schilden und somit auf Thales zurückzuführen vermögen, wenn auch die Masse der Dokumente nicht eine so große ist, wie bei den meisten der von uns auf dem früheren Rundgang vorgeführten. Außerdem haben wir aber auch manchen Ort beeinträchtigt, indem wir ihm nicht sein volles Recht angedeihen ließen, insofern wir dem gewaltigen Schreiten des Geistes seiner Bewohner nicht nach allen Seiten hin nachgingen; auch ihnen muß ihr volles Recht werden, und so soll denn im Folgenden Unrecht gut gemacht, und Versäumtes nachgeholt werden.

Wir wenden uns daher wieder zu unserem früheren Ausgangspunkt nach Schleswig-Holstein, wo wir noch einigen gerecht werden müssen. Dort sind zunächst die Hoftruper, von denen man erzählt, daß sie einen eignen Speicher haben, um alle Dummheiten darin aufzubewahren; darum sagt man in Angeln: „Wa den na Hoftrup un lat di den Dös utschniden." Daß sie selbst aber die meisten Beiträge zur Vermehrung der Vorräthe liefern, zeigt folgende Geschichte:

An einem schönen Sommertage befand sich einmal das ganze Dorf auf dem Felde beim Grasmähen, da kam Einer zu ihnen und erzählte vom Kriege, über den er eben in der Stadt hatte reden hören. „Krieg, wat is denn Krieg?" fragte ein Hoftruper. „Wenn de Trummel geit!" antwortete der Andre. „We geit denn die Trummel?" fragten wieder die Hoftruper, und der Fremde antwortete: „Bum, bum, bum, bum!"

Nun arbeiteten sie ruhig eine Weile weiter, aber Krieg und Trommel steckte Allen noch in den Köpfen. Sie hatten eine Tonne Bier mit auf dem Felde gehabt, und bei der großen Hitze schon ausgetrunken; eine Hummel traf das Spundloch des leeren Fasses, konnte aber den Ausgang nicht wieder finden, und fing darin an zu summen, und bum! bum! stieß sie immer mit ihrem dicken Kopfe an das Holz: „De is de Krieg all!" rief erschrocken der Klügste unter den Hoftrupern, und Alles stürzte augenblicklich in wilder Flucht davon. Ein beherzter Mann wollte aber doch wenigstens Etwas retten, nahm das Bierfaß mit dem Riemen auf den Rücken, und lief den Andern nach. Da hörten sie nun den Feind mit dem schrecklichen Bum! Bum! dicht hinter sich, und jeder Hoftruper hätte gern mehr gehabt als zwei Beine. Einer sprang schnell auf ein Pferd, das am Wege graste, aber der Pflock, an dem es angebunden stand, flog heraus und dem Reiter an den Kopf, der Verwundete schrie den Andern nach: „De Fiend het mi draven!" Da kannte die Angst der Hoftruper keine Grenzen mehr, und wer nur konnte, sprang über Hecken und Zäune.

Auf gleicher Höhe mit den Hoftrupern standen in alter Zeit die Böeler, die Jagler, die Gabler, die Bisherster, die Riedorfer und die Feckbecker, namentlich nannte man die Böeler

*) Vergl. oben S. 161–177.

die Kalenbiters (die Füllenbeißer), und gab ihnen Schuld, sie hätten einmal einem Füllen (zu was Nutzen wird nicht berichtet) einen großen Streifen Haut vom Rücken geschnitten, worauf noch der Rest eines alten Spottliedes in Angeln anspielt, in dem es heißt:

Nu dorgt et achter Düttedull,
Nu dellu de Kappler Hünn';
Staet ey, Straatrupper Herreslud,
Nu wäert ju, wenn ju könnt.
Beeter Kaelbiters kamet my her,
Mit Kalfkreesch in ju Mund.

Von den tollen Jaglern erzählt man dieselbe Geschichte vom Einbringen eines Ballens, wie bei vielen Andern, und daß sie sich von einem Sperling belehren ließen, ebenso sind auch schon die Gabler erwähnt, die wie die Schildbürger zuletzt ihr ganzes Dorf in Asche legten, um nur das wilde, menschenscheue Thier, die Katze, los zu werden.

Der Remder Weisheit habe ich ebenfalls oben gedacht, und die Bäumer, die Geistesverwandten der Köpnicker, billig an die Spitze gestellt, da dürfen denn die Bisperster nun e weniger vergessen werden, als es von ihnen mit Recht heißt:

Jä der Leib in Stand zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Bekanntlich war es in katholischen Zeiten Sitte, am Morgen des heiligen Christtages vor Tagesanbruch zur Kirche zu gehen, um, wie man sagte, den Hirten im Evangelium nichts nachzugeben. Um nun in der Dunkelheit den Weg zu finden, hatten die Bisperster ein Seil ausgespannt, das sie den rechten Weg führte. Ein Schalk, der des Weges kam, und darum wußte, leitete das Seil statt nach der Kirchthür, zu einem tiefen Brunnen. Die Bisperster dachten an nichts Arges und gingen an ihrem Seil einer hinter dem andern her. Als nun der Erste an den Brunnen kam, fiel er hinein, und das Wasser schlug ihm „plump" überm Kopf zusammen. Da meinte der Nächste, das sei die Kirchthür, die den Schall gebe, und rief: „Pact apen, ik will ok in'ein!" und damit fiel der auch hinein. Und der Nächste dachte ebenso und sagte dasselbe, und er und die andern alle fielen bis auf den Letzten in den Sot (Brunnen). Also kamen die Bisperster um. Jetzt ist auch das Dorf von der Elbe so weit fortgerissen, daß nur noch eine Baumgruppe im Außendeich davon übrig ist, und eine im tiefen Wasser liegende Stelle, der Bisperster Kirchhof genannt, an den einst ruhmreichen Namen erinnert. Ob die Wechter in Westfalen es ihnen, oder sie es den Wechtern nachgemacht, wird schwer zu entscheiden sein, denn auch von ihnen wird dieser Besuch der Krähmette erzählt, nur mit dem Unterschied, daß die Wechter, die große Sternkundige gewesen sein müssen, sich vom Sternenlicht leiten ließen, und als sie nun an den Zitterteich kamen, und dort die Sterne im Wasser flimmern sahen, meinten, das seien die Christkerzen, und nun wie die Bisperster einer nach dem andern in den Teich sprangen. Vielleicht haben aber die Dittiser an der Rehn noch mehr Anrecht auf die Ursprünglichkeit des Gedankens, denn — man höre.

Die Dittiser sind eine ungemein reiche Gemeinde, und sollen an liegenden Gründen ein Vermögen von 80,000 Thalern besitzen. Natürlich müssen sie demgemäß hohe Steuern zahlen, und so wurden sie denn bei irgend einer Gelegenheit angehalten, neun Simpla der Steuern zu zahlen, die der Gemeindebote derselbe, der den Tag von Fulda gebeilt und dem das Wort auf dem Hutraisen entfallen war) zur Stadt bringen sollte. Er machte sich auf den Weg und kam an einem Teiche vorüber, in welchem, da es warm war und mit einem Gewitter drohte, die Möhlinge mit kläglicher Stimme seufzten: „Acht! acht! acht! acht!" Als das der Bote hörte, glaubte er, sie riefen ihm zu, daß er nur acht Simpla trage, und

schrie: „Nicht nicht, sondern nön!“ Aber die Nöhlinge schrieen immer fort: „Nicht! nicht!“ Da erbolte sich der Vater über die Rechthaberei der Nöhlinge so sehr, daß er endlich den ganzen Geldsack hervorzog, ihn in den Teich warf und rief: „Wenn ihr es besser wißt, so zählt es selber, wenn's und nicht acht.“ Die Nöhlinge aber erschraken, als der Sack ins Wasser plumpte, so sehr, daß sie plötzlich verstummten, weshalb der Vater triumphirend ausrief: „Nicht wahr, nun seht ihr, daß ich Recht hatte, und haltet's Maul!“ Damit kehrte er um, und ging heim. Da nun aber die Dittiser das Geld zum zweiten Mal aufbringen mußten, schmerzte es sie doch sehr, und sie gingen oft an den Teich und blickten wehmüthig hinein. Danach begab es sich, daß an einem hellen Tage ein Dittiser auch in den spiegelklaren Teich blickte, und unten im Wasser eine Schafherde gehen sah, die sich von einer nahen Anhöhe in der klaren Flut abspiegelte. Er lief sogleich voller Freude ins Dorf, es zu melden, und die Gemeinde beschloß, da die Nöhlinge die Steuerstimpeln nicht herausgegeben hätten, sich an ihren Schafen schadlos zu halten, und so zogen die Gemeinde-Aeltesten, den Schulzen an der Spitze, dem Teiche zu. Am Ufer entschied man, dem Schulzen gebühre die Ehre des Vortritts, und der sagte: „Wenn ich rufe: kommt! so springt ihr Alle nach.“ Und damit sprang er hinein. Da ging das Wasser: plomp! und die Dittiser, die falsch hörten, glaubten, ihr Schulze habe gerufen: „Kommt!“ und sprangen alle nach. Keiner kam heraus, und seitdem liegen Steuern und Gemeinde-Aeltste dort unten. Doch kehren wir zu den stammverwandten Brüdern zurück.

Von den Heidedeckern und ihrem Heringsgleich ist schon früher gesprochen, es bleibt uns daher nur noch übrig, der unschuldigen Niedorfer mit wenigen Worten zu gedenken. Unter anderen erbaulichen Geschichten erzählt man auch die folgende von ihnen. Ein Oberstrauer fuhr einmal mit Torf nach Niedorf und hatte eine Sense mit auf dem Wagen, um damit am Wege das nöthige Gras für seine Pferde zu mähen. Nahe beim Dorfe bemerkte er schönes Gras, hielt ab und schnitt seinen Pferden eine tüchtige Mahlzeit, ließ aber die Sense liegen, um am Abend noch eine gute Portion mit nach Hause zu nehmen. Die Niedorfer kamen aber bald danach hin und sahen, daß auf ihrer Wiese Gras fehle, und da sie die Sense fanden, hielten sie diese für ein grimmiges, grasfressendes Thier, und beschlossen, um ihren ferneren Verwüstungen Einhalt zu thun, den Plan zu umzäunen. Als der Oberstrauer Abends zurückkam, fand er die weise Einrichtung, sachte sich die Hacke voll, und hatte seinen Verrath. In ähnlichem Unschuldsstande befanden sich übrigens auch die holsteinischen Geisheimer, indem sie einen solchen Kornreiter — wir nennen's eine Sichel — noch nie gesehen hatten, aber die ersten Erfahrungen mit diesem gierigen Thiere hinlänglich belehrten, was weiter aus ihm geworden, weiß man nicht, doch darf man einem böhmischen Märchen trauen, so haben sie das Unthier lebendig begraben, daß es jämmerlich hat verderben müssen.

Bei weitem klüger dagegen, um dies hier gleich zu erwähnen, waren die schwäbischen Seetrenner, die kannten nicht nur die Sensen schon lange, sondern wußten auch besser damit umzugehen als Andere. Ein Bauer aus Seetrenn fand nämlich eines Tages seinen Hanf abgemäht, und da man nicht herausbringen konnte, wer den Aerger verübt hatte, so ließ der Schultheiß alle Sensen aufs Rathhaus bringen, um durch den Geruch denjenigen Thäter zu entdecken. Daher heißen nun die Seetrenner „Sensenschmecker“, d. i. Sensenriecher, denn die Schwaben bezeichnen schmecken und riechen durch ein Wort, weshalb man oben behauptet hat, die Schwaben hätten nur vier Sinne, was aber evel erfunden und erlogen ist. — Zum Abschied von den Holsteinern grüßen wir noch die Pinneberger, die sich den feinen Ruhm erworben haben: „Wer gern stehlen will un will nich hangen, der gaa na Pinneberg un laat sich fangen.“

Gehen wir von unseren meernumschlungenen Brüdern, die Gott schützen möge, zum gesegneten Mecklenburg über, so ist auch da die Zahl der Weisen keine geringe, und schon oben führten wir einige Proben Teterow'scher Verschlagenheit an. Aber außer denen sind noch da die Wismar'schen Krabbenfänger, die Warner Sandhasen, die Ribnitzer Klashahnenerk, die Grevismühlener Krähen, die Brühl'schen Klümp, die Krivitzer Krupenschiters, die Parchim'schen Besenbinder, die Hagenow'schen Basiliskenstecher, die Malchiner Gössel, die Penkun'schen Kuckucks, die Malker Ziegenböcke. Die Goldberger heißen Mückenspritzers, denn als einmal ein gefährlich großer Mückenschwarm über ihrem Kirchthurm schwebte dachten sie, der Thurm brenne und spritzten drauf los, bis die Mücken weiter zogen. Was in Kuttelputt in der hohlen Eiche los ist, und warum in Perdöhl „bei Hunn ut't verkihrt End bleken", mag der Himmel wissen. Das Sternberger Mönchen ist noch immer der Trost des armen Peter in der Fremde. In Bernitt ist das Fliegenmark und das Gänseluſen zu Haus, in Schwaan ist die Ochsenschule, der Schulze von Bistow kann nicht gut Karten spielen und die Bützelower haben die bunte Kirche. Aber in Teterow sind doch bei Weitem die Klügsten, und alle Stückchen, die von ihnen erzählt werden, hier aufzuführen, würde ein ein eigenes Kapitel in Anspruch nehmen, darum wenden wir uns weiter zu den Pommern wo sich auch einiger Schatz von Spott und Weisheit findet. Da sind die Greifswalder Lammsbraten, die einer Vernichtung ihrer Flotte durch die Dänen durch Bestechung des feindlichen Admirals mit einem Lammsbraten entgehen wollten; dann die Anklamer Schweinetrecker, die ihrem Herzog, als er Schwäne von ihnen verlangte, ein Paar Schweine schickten; ferner die Nörenberger, denen die Krebse ihre Mauern weggefressen haben, die Gestiner Sachsöfers, von denen es heißt, daß sie eine Thorheit thun und sie auch bezahlen dürfen, die Menkguter Peeke und die Puttbuser Kollen und vor allen berühmt ist die Stadt Gallies durch ihre Schleifmühle; einem groben Menschen sagt man: „Geh nach Gallies und laß dir den Fläz abschleifen." Darf man dem scheinischen Fischart trauen, so hatten auch die schwäbischen Bopfinger einen solchen Schleifstein, denn er sagt: „daß ein grober rauher Burgermeister newlich den Schleifstein alle verderbt hat, daß man ihn wieder behauen muß."

In Preußen sind die Schlippenheiler Erbsenschlucker nicht zu vergessen, denn als da mal ein Bauer Erbsen zum Verkauf brachte, hetten sie sich so lange Proben, bis der Bauer seine Erbsen alle umsonst los war.

Aus der Mark haben wir oben der Köpnicker schon mehrfach gedacht und auch der Petsdorfer in Ehren zu erwähnen nicht vergessen, eine Anzahl anderer Orte dürfen nicht übergangen werden, wie Ladeburg, Brünow und andere, die ihren Kirchthurm gen Osten gebaut haben, was ihnen die Namen Verkehrt-Ladeburg u. s. w. eingetragen hat, woran sich dann oft eine Reihe anderer Verkehrtheiten angeschlossen hat. Die hervorragenden Kennzeichen der drei Schwesterstädte im Mittelpunkte der Mark faßt der Spruch zusammen:

Berliner Kind,
Spandauer Wind,
Charlottenburger Pferd
Sind Alle nichts werth.

Die Mehriner tragen den Namen Bärenstecher, weil sie einst ein vom Wagen gefallenes Bund Erbsenstroh für einen Bären ansahen und mit Forken, Stangen und Knüppeln herbeieilten, um das Ungeheuer zu tödten. Die Mehriner können sich trösten, denn ihnen ist es nicht allein so gegangen, auch die schwäbischen Eichelauer tragen diesen Namen, weil sie gegen einen Lumpensack, den ein Lumpensammler verloren hatte, zu Felde zogen und ihren

Irrthum erst gewahr wurden, als sie der erlegten Bestie triumphirend die Haut abziehen wollten. Aehnlich ging es den Neustädtern in Wernigerode und den Münchbergern im Fichtelgebirge, die einen Pudel für einen Bären nahmen, wie auch den Watzungern, die ein kugeliges Ungethüm in der Dämmerung liegen sahen, beherzt darauf losschossen, und als es nun „den Gift hatte fahren lassen", kühn mit Licht herzutraten und wahrnahmen, daß es ein Schwartenmagen war.

In der Altmark dürfen die aus dem Hans Jochenwinkel um Diesdorf vor Spott nicht sorgen, obwohl es auch Dämelsochens anderer Orten giebt; um Peppau und Arendsee ist die altmärkische Schweiz, und in Peppau, so klein es auch sein mag, ist der Mittelpunkt der Welt. Daß auch die Altmark ihre Bärenlocher hat, zeigt der alte Spruch:

De Stendaler drinken gerne Win,
De Gardeleger wollen Junker sin,
De Tangermunder hebben den Mot,
De Seehausen hebben dat Got,
De Seehuser hat sin Abentur,
De Werbener geben den Meiden dur,
De Osterberger melken sick schon
Un heben den Bullen vor den Bären stahn.

Sie sollen nämlich eine Ochsenheerde für einen Trupp Bären gehalten haben, die Serhauser Abenteurer erhielten aber ihren Namen davon, daß mehrere von ihnen große Seereisen machten, um die Insel der Glücklichen zu entdecken, sie aber nicht gefunden haben.

Von der Altmark gehen wir über die Magdeburger Börde mit ihren stolzen Spruch:

Stemmern, Biere, Bahrendorp,
Zens, Mublinge, Alkendorp,
Brumbo un Glöthe,
Uellnitz un Herrstädte,
Ahendorp licht midden drin,
Dat sollen doch elf Dörper sin'

zu dem vielverspotteten Bruch und Schöppenstädt am Rande desselben über. Da fehlt es nicht an mannichfacher Lust, und der schiefe Thurm, an dem der Stadtbulle hinaufgezogen wurde, um das Gras abzuweiden, fällt uns gleich in die Augen. Um den Ruhm mancher anderen That können schwäbische und hessische Städte mit Schöppenstädt rechten, Anderes müssen sie ihnen lassen. So den stets freundlichen Empfang ihres Herzogs. Der ließ mal den Schöppenstädtern ansagen, er wolle kommen; da war große Freude und ward beschlossen, ihn feierlich zu empfangen. Zu dem Ende gingen Bürgermeister und Rath hinaus vors Thor in Feierkleidern, um ihn da zu erwarten, stellten auch weiter hinaus einen Posten aus, der ihnen die Ankunft des Herzogs eiligst melden sollte. Nun war's aber an dem Tage sehr heiß, und die Schöppenstädter bekamen Lust, sich erst noch etwas abzukühlen und ein Bad zu nehmen, dachten, gleich wird der Herzog ja wohl nicht kommen. Sie entkleideten sich daher und sprangen ins Wasser, aber im selben Augenblicke kam auch schon der ausgestellte Posten gelaufen, rief, der Herzog komme. Schnell sprangen sie aus dem Wasser und nun war guter Rath theuer; ankleiden war nicht mehr möglich, und sie beschlossen daher, wie die Natur sie geschaffen, sich in zwei Reihen aufzustellen und so den Herzog zu empfangen; der Bürgermeister sagte noch: „Kinder, wie ich thun werde, so thut mir Alle nach, wenn der Herzog vorbeifährt." Indem kam derselbe auch schon daher und fuhr durch die stattlichen Reihen, aber da traf sich's gerade, daß den Bürgermeister eine Bremse am zweiten Gesicht stach und da schlug er eiligst mit der Hand auf den gefährdeten Theil. Die Rathmänner aber, welche glaubten, das sei die übliche Begrüßung für hohe Personen, machten's ihm alle nach, und das gab ein Klatschen, daß die Pferde fast scheu wurden.

Ein anderes Mal ließ sich der Herzog auch in Schöppenstädt ansagen, und als sie anfragten, womit sie ihm aufwarten könnten, ließ er sagen, er wünsche ein kleines Rafraichissement zu haben. Da war Schöppenstädt in Noth. Alles wurde herbeigeholt, was einigermaßen geehrt war, aber Keiner konnte das Räthsel lösen; endlich fiel einem klugen Kopfe ein, es möchte wohl ein französisches Wort sein, darum schickte man nach Wolfenbüttel, ließ in aller Eile ein Wörterbuch holen, und daraus ergab sich, daß das Wort „Abkühlung" bedeute. Nun war großer Jubel, und als der Herzog zur Stadt kam und eben um die Ecke am Markte bog, da sprühten ihm drei große Feuerspritzen ihre volle Ladung entgegen, und die Schöppenstädter jubelten und freuten sich und meinten, ein so schönes Rafraichissement möchte er wohl noch nicht bekommen haben.

Bekannt ist auch, wie der Bürgermeister und Superintendent zu Schöppenstädt auf einem Pferde zu gleicher Zeit ritten, wie man einem durchreisenden Fremden schnell ein Paar Pantoffeln machte, und was dergleichen mehr ist. Das alterthümliche Braunschweig, die Hauptstadt des Landes, das sich der herrlichen Pfefferkuchen und Würste rühmt, war in alter Zeit auch viel berufen wegen seiner Mumme, deren Eigenschaften jedoch nicht alle gleich trefflich gewesen sein müssen, denn in einem alten Reime heißt es:

Braunschweiger Schiffsmann' und Gottorfer Gose,
Wenn man meint, man hat's im Leib, hat man's in der Hose.

Das nachbarliche Peina und das wackere Hildesheim sind auch nicht ohne Spott weggekommen:

Du Hildesheimsch Gebet
Un en Peinsch Bett,
De helt drei Tage,
Geborn öl Gott'

aber am ärgsten mußte Jühnde im Göttingischen herhalten, von dem oben bereits die Geschichte mit den Nasen erzählt ist; ebenso gehört Jühnde zu den Unschuldstätten, wo Gras und Getreide vor Alters mit den Händen gerauft wurden, und weder Sense noch Sichel bekannt war, und als sie sie endlich kennen lernten, schlugen sie ihren Bauermeister mit Dreschflegeln todt. Die Dransfelder heißen die Hasenköpfe und ihr Bier die Hasenmilch; das kam daher, daß sie einmal einen Esel, der mit seinen hoch aufgerichteten Ohren im Grase lag, für einen Hasen hielten und Jagd darauf machten. Aber die Göttinger gönnten ihnen den Braten nicht, überfielen sie, jagten ihnen den Braunen ab und verzehrten den gewaltigen Lampe, weshalb sie seitdem die Eselsfresser heißen.

Aber die Jühnder und Dransfelder haben noch gen Norden manche Hintermänner, die auch nicht weniger „seltsam schienen", denn da ist oben Burtehude, das berühmte Land, wo der Wettlauf zwischen Hase und Swinegel stattfand und wo überhaupt allerhand Wunder im Thierreich geschehen, wenn es wahr ist, was ich in meiner Jugend oft gehört, daß in Burtehude die Hunde, wie der Mecklenburger sagt: „Ult't verlehrt Enn bleken." Daß es sich übrigens trotz dieser Afterwirthschaft in Burtehude ganz leidlich leben müsse, scheint aus der Schlußzeile des Kinderreims hervorzugehen:

Broder, ik un du
Will'n mal na Burtehu.
Will'n den Buur in'n Teller krupen,
Will'n em all sin Beer utsupen.

Ueberhaupt gibt's hier fette und magere Kühe oft neben einander, je nachdem man sich den Strömen und dem Meere oder dem Binnenlande zuwendet. Die reichen Bremer spotten ihrer Nachbarn mit den Worten:

Ik gung wol hen na Buren,
Da werd' ok 't Water na Suren.
Ik gung wol hen na Stegerland (Stedingerland),
De dung de Kriepott an de Wand:
Ik gung wol hen na Dellenbordt,
Da mot ik libm Hunger an Dorst.
Ik gung wol hen na Bieren,
Da werde ik bat Heren.

Aber die volle Schale des Spottes ergoß und ergießt sich noch heut über das nordöstlich von Bremen gelegene Brameln, auf das man Alles was Schöppenstädt und Genossen aufweisen können, zusammenhäuft; dessenungeachtet hat auch Brameln seine Eigenthümlichkeiten bewahrt. So wird erzählt wie ein Brameler mal eine Uhr gefunden und das ganze Dorf zusammengeholt, um das Ticken des Wunderthiers zu hören. Ein Anderer begegnete einem Manne, der einen Aal trug, und weil er ein so seltsames Thier noch nie gesehen, fragte er den Mann, ob er ihn verkaufen wolle. „Warum das nicht?" — „„Für wie viel?"" — „Nun vier Schilling ist er unter Brüdern werth." — „„Kann man ihn auch essen?""

— „Jawohl, sobald er nur Feuer gesehen hat.“ — Da hat sich der Brameier nicht lange besonnen, hat die vier Schillinge bezahlt, seinen Aal genommen, und ist lustig über den guten Kauf heimgegangen. Indeß wurde es Abend, der Mond ging auf und spiegelte sich so recht klar in einem Graben; als das der Brameier sah, holte er geschwind seinen Aal hervor, faßte ihn beim Schwanz und zeigte ihm das Feuer; aber sowie der Aal den Kopf in den Graben gesteckt, machte er eine kräftige Windung und war den Händen des Brameiers entschlüpft. Da will er ihn greifen, und faßt schnell in's Wasser, bekömmt aber statt des Aals einen großen Frosch zu packen, der quackt gar erbärmlich, der Brameier aber sagt: „Ja, schrei du nur, du hast nun Feuer gesehen“ und steckt ihn, damit er ihm nicht zum zweiten Male entschlüpfe, sogleich in den Mund.

Warum man Bardewick damit neckt, daß man fragt: Wat maakt Peter Nagel oder wat maakt de Bull, dat Holt in Bardewick? oder warum man es nach dem Spiegel fragt, vermag ich nicht zu sagen; überhaupt sind hier und weiter im Oldenburgischen Neckereien und Spöttereien gar häufig, allein nicht oft läßt sich hoch Grund oder Veranlassung zu denselben nachweisen. Die Kaspertslieder (Kirchspielslieder), wie sie sich namentlich im Binnenlande, nördlich vom friesischen Saterlande finden, liefern Beläge dazu und enthalten bald Spott, bald Ruhm, so heißt es im Westerstedter:

Ik weet wol, wo goot wanen is
To Hollwege, wenn 't Sommer is:
To Jähren steit dat hoge Holt,
To Bündwege sünd de Deerns holt.
Dat Garnholt is mich all to groot,
Doch eet 't se geern Stinkenbrot*).
To Hullebe sünd de Straten beep
To Westerstede sünd de Maikens leep (treulosig).
De Seggerners hem't enen hollen Boom,
Driun hangt se ören Sadel an Toom.

Die meisten der hier ausgewählten Sprüche sind noch an sich verständlich, nur der letztere bedarf der Erklärung, daß die Junker von Seggern so unordentlich gewirthschaftet haben und daher so arm geworden sein sollen, daß sie Sattel und Zaum in einen hohlen Baum geborgen haben. In einem Liede aus Ripen heißt es ähnlich wie in dem altmärkischen Spruch:

De Winkriers, de hem't dat groote Geet,
De Klampenerts drugt enen frischen Moot.
De Bokriers flocht't ene fette Ko,
De Gebensholter smit't se de Dunken (Knochen) te.

und so giebts dergleichen Lieder noch viele.

Die an Oldenburg gränzenden Westphalen mit ihrem Pumpernickel müssen auch vieler Orten ordentlich herhalten, und in Ostfriesland gilt der Name Jeling d. i. (Westphale gar für Schildbürger aber auch für Grobian überhaupt, so daß Bauernhunder und Westphalen gleichmäßig darunter begriffen werden. Ein treffliches Sprichwort zeigt den ganzen Umfang des Begriffes; es lautet: Dat is jo en raren Sand, säh de Jeling, as he in de Kiel kwamm (das ist ja ein rarer Sand, sagte der Jäling, da kam er auf Lehmboden), es mag wohl einem Wechter seinen Ursprung verdanken, denn die kennen nur Moor und Sand. Daß sich übrigens den Wechtern die Beckumer tapfer zur Seite stellen, ist oben schon mehrmals berührt; ihnen reihen sich die Blomberger Langohren, die Pferdeeier brütenden und

*) Brot von gedörrten Roggen, während sonst überall Pumpernickel gegessen wird.

Kuhleier ſchenden Kleinenberger ſowie die klugen Meſſenberger an; die Nadlinghauſer oder Nodlingjer bei Marsberge ſcheinen ihnen nichts nachzugeben, denn einſt hatten ſie den Kalender verloren und waren am Sonnabend alle am miſten, da kam ein fremder Mann von Marſeld und ſagte: „Was miſtet ihr? es iſt ja heute Chriſttag!“ — „Dann müſſen wir ihn wieder eintragen“, ſagten die Nodlingjer und trugen den Miſt wieder in die Ställe. — Den Heſſbornſchen bei Medebach wird es auch nicht geſchenkt, wenn ſie in die Stadt kommen; man nennt ſie die Kuckucke, weil der große Hans zu Heſſborn als er mal an der Dreislarſchen Gränze pflügte und einen Kuckuck auf Heſſbornſcher Seite des Berges rufen hörte, der aber keine ſo ſtarke Stimme wie der Dreislarſche hatte, auf einen Baum ſtieg und dem Heſſbornſchen aus Leibeskräften rufen half. Die lippiſchen Städte verherrlicht der Spruch:

Detmold, dat hange Kerk,
Lemge, dat Herrenneſt,
Blomberg, de Blärumme,
Horn, de Krönung,
Juſen, dat Geitſtott,
Barntrup will auf ne watt!

aber obgleich Horn die Krone heißt, müſſen ſich doch ſeine Einwohner den Namen Lachsfreſſer gefallen laſſen, weil ſie einen Lachs fahrenden Fuhrmann erſchlugen und der Rädelsführer muß gar als ewiger Fuhrmann noch heute mühſam das Gebirge auf- und abfahren. Unter den waldeckſchen Ortſchaften werden Saſſenhauſen, Freienhagen, Höringhauſen und Mengeringhauſen durch den Reim:

Saſſenhauſen, Dreverbrood,*)
Freggenhagen, Hungers- un Watergraf;
Höringhauſen liggt im Dreck,
Blimet me tau van Strauts un Meiershuſen weg'

gefeiert. Von Borchen bei Paderborn heißt es:

Weiſe mael, wo Borchen liggt?
Borchen liggt in'n Grunne:
Wo de modern Meiens ſint,
Schrint de leine Sunne:
Wo de eſſigen Jungens ſint,
Stinket't eſſe (wie, als) de Hunne!

Das ſötuiſche Sauerland oder weſtphäliſche Süderland iſt auch nicht alles Spottes bar; der wegen der hohen Lage bevorzugte Haferanbau hat ihm den Namen Haferſpanien eingetragen. Die Attendorner heißen Kattenſlüers oder Katzenſchinder, weil ſie einſt einer Katze Blaſen an die Füße banden und ſie dann von einem Thurm herabwarfen, ſo daß ſie erſt am vierten Tage herabgekommen ſein ſoll; andere erklären den Namen anders. Die benachbarten Olper müſſen ſich Pannenklöppers ſchelten laſſen und ſo finden ſich noch manche andre Spottnamen, die wir nicht alle aufzählen können.

Am Niederrhein gilt von Cleve, Emmerich, Goch und Kalkar der Spruch:

Cleef is 'ne Herrenſtadt,
Emmerik is 'ne Antenpadt,
Goch dat is noch wat,
Kalker is en Gott (Pech).

*) Dotterbrood iſt Brot, welches aus dem mit dem Samen verſchiedener Unkräuter, namentlich Taubne und Lolch, gemiſchten Korn gebacken iſt. Daher ſagt ein Sprich: Kake, Lucht un Dotterbrood bringt den Bauer auf die Knüdden.

und der Gifter Greuelthaten ist schon wiederholentlich gedacht worden. Erwähnt sei nur noch, daß die Bonzen einst, da die Mautwürfe großen Schaden anrichteten, eine große Belohnung für jeden aussetzten, der einen solchen lebendig einliefern würde. Das geschah denn auch bald und nun beschloß ein hochweiser Rath sie zu einem recht abschreckenden Beispiel lebendig zu begraben. Ein andermal war eine Ziege in einen Weinberg eingebrochen und hatte eine gute Portion Trauben verzehrt; man sann hin und her, wie man sie exemplarisch strafen und doch dem Eigenthümer zugleich zu seinem verlorenen Traubensafte helfen könne. Da wurde endlich beschlossen sie zu keltern und dabei war nur wunderbar, daß der so gekelterte Most Rothwein wurde, obgleich doch die Ziege weiße Trauben gefressen hatte. Er wird demnach gemeint gewesen sein, wie es in dem lateinischen Spruch heißt:

Vinum Moselanum fuit omni tempore sanum,
Vinum Rhenense denique est et gloria mensae

Die beiden Weine preist der Spruch:

Zu Hochheim am Main,
Zu Würzburg am Stein,
Und zu Bacharach am Rhein,
Da wachsen die drei besten Wein'!

Oder:

Zu Würzburg an dem Stein,
Zu Klingenberg am Main,
Und zu Ostheim im Weingartenthal,
Da wächst der beste Wein überall'

Oder:

Neckerwein — Schleckerwein,
Frankenwein — Krankenwein,
Rheinwein — mein Wein!

Darum darf man aber doch auch des Naumburgers und Freiburgers nicht vergessen, wenn auch der Mansfelder Bote singt: „Thüringens Berge zum Exempel bringen Gewächs fein aus wie Wein u. s. w.“ bekanntlich hat er auch den Rheinwein nur mit Zucker getrunken und da wird ihm denn wohl die Thüringer Blume nur nicht in dem rechten Jahrgange erblüht sein. Es bedarf auch einer solchen übeln Nachrede gar nicht, denn die Thüringer sind auch sonst schon geschlagen genug. Was die Mainunger alles ausgeführt haben zu erzählen, dürfte zu weit führen, wir haben ihrer schon mehrmals gedacht; daß sie einst beim Empfang ihres Fürsten, als es regnete und kein Schirm zur Stelle war, die Ehrenpforte lösten und über seinem Haupte trugen, sei nur noch nebenher erwähnt. Außer Mainungen bleiben Friedrichsrede, Ummerstadt, Kartsstadt nicht ungeschoren, in Blankenburg darf man nicht einen Rockzipfel mit der Hand umfassen und den Zipfel hervorstehen lassen, sonst möchten sie's als symbolische Injurie fassen; weiter östlich im Voigtlande dürfen Auma, Zeitzig und Pedelwitz nicht vergessen werden, ebenso die ganze Sippe, welche folgender Spruch nennt:

Durch Adams Fall ist Zeitz verderbt,
Und Auma liegt daneben;
In Weida ist kein Heller Geld
Und Neustadt kann nichts geben,
In Ziegenrück ist große Noth,
In Ranis ist kein Bissen Brot,
Und Pausa ist die Schwester:
Sind das nicht leere Nester!

Und dabei liegt Pausa noch im Mittelpunkt der Welt; ob es damit im Rechte sei, mag es mit dem altmärkischen Poppau, mit Pfingingen bei Allstädt, mit Wildenbuch bei Triftlfen und mit dem alten Delphi ausmachen, wo der Nabel der Erde war. — Im Hennebergischen fehlts auch nicht an Scherz und Neckerei; die Themarer werden von den Schleusingern die Linsenfresser genannt, weil es dort allsonnabendlich von Haus zu Haus Linsensuppe giebt; dagegen nennen die Themarer die Schleusinger Speckschwarten und sagen, sie bestrichen den Mund mit Speck und sähen dann zum Fenster heraus, um die Leute glauben zu machen, sie hätten so fett gespeist. Die Rombilder heißen die Aalfänger, weil eines Morgens ein großer Aufstand im Orte war, da sich im Brunnen ein mächtiger Aal gefunden hätte. Alles eilte mit Netzen herzu, und als man sie herauszog, war ein großer Kahn, reisen drin. Die Suhler nennen die Themarer Seestädter, wegen der Dielen- und Holzflöße auf der Werra und werden dagegen von jenen Jauertle genannt, weil es nur in Suhl so kleine possirliche Backwerke gibt, welche diesen Namen führen. Von den tollen Dittisern zu Dittges an der Röhn ist schon vielfach die Rede gewesen, wir erwähnen nur noch, daß ihre Narrheit wohl nur deshalb so allgemein bekannt geworden ist, weil selbst ihre Glocken allsonntäglich den Ruf: „Toll Dittges, Toll Dittges, ihr Narren" erschallen lassen.

Anderen oberpfälzischen und fränkischen Städten redet die üble Welt auch Vieles nach. Die Mouheimer heißen die Herrgottsbader, weil sie ein Kruzifix, das bei einer Prozession staubig geworden war, in einem Teiche badeten; dagegen heißen die Nürnberger, auch Pfefferſäcke genannt, bei ihren Nachbarn Herrgottsschwärzer, weil sie ein vortreffliches Kruzifix, den silbernen Herrgott genannt, einst schwarz anstreichen ließen, damit durchziehende Soldaten nicht Lust bekämen es mitzunehmen. Von Velburg im Nordgau, von dem man in alter Zeit den Spruch hatte:

Velburg an den Nordgauen
Nähret sich vom Feld und Bierbrauen.

heißt es jetzt:

Velburg an dem Nordgau
Nähret sich vom Holzflechten und Feldbau.

Den Karlstädtern am Main rühmt man dieselbe Erfindung wie dem Conzern und Teterowern nach, indem sie bei Versenkung eines Schatzes im Main einen Kerb in den Kahn schnitten, um die Stelle wiederfinden zu können. Warum die Mitteljauer Hummler heißen, wurde früher schon dargelegt. Die Münchberger zogen gegen einen Pudel, den sie für einen Bären, die Weißenstädter gegen einen Backkübel, den sie für einen Wallfisch hielten zu Felde, wie die Mohriner gegen ein Bund Erbsenstroh. Die Ansbacher haben sich den Namen Wolfshenker erworben, weil sie ihren verstorbenen Bürgermeister, der sich wie sie glaubten in einen Wärwolf verwandelt, nachdem sie endlich den Wolf gefangen auf dem Nürnberger Berge vor Ansbach henken ließen. Sie hatten ihm zuvor die Schwanze abgehauen, ihm danach eine Larve vorgebunden, eine Perücke aufgesetzt und ihm einen Rock von gewichster Leinwand umgethan. Das ist im Jahre 1685 geschehen und folgendermaßen in Reime gebracht:

Ich Wolf, ein grimmig Thier und Fresser vieler Kinder,
Da ich weit mehr gerafft' als fette Schaf' und Rinder.
Ein Hahn, der krächt' mich an; ein Brennen war mein Lob;
Nun hang am Galgen ich, zu aller Leute Spott.
Als Geist und Wolf zugleich thät ich die Menschen plagen,

Wie Recht geschichet mir, daß jetzt die Leute sagen:
Ei, du verfluchter Geist bist in den Wolf gefahren,
Hängst nun am Galgen hier, geziert mit Menschenhaaren.
Dies ist der rechte Lohn und wohlverdiente Gab',
Er Du verdienet hast; der Galgen ist Dein Grab.
Hast' dieses Frankgeld Dir, weil Du trugst Menschenkinder
Wie ein muthgrimmig Thier und rechter Menschenschinder.
Nun mußt am Galgen Du stets hängen fur und fur,
Zu aller Leute Spott und aller Schinder Zier.
Geiz, Wucher, Gigennutz, Untreu' in Amtswegen,
Bringt wahrlich schlechten Lohn, bringt weit mehr Fluch als Segen.
Drum liebe Gott, mein Ghmüt' sei redlich, fromm und schlicht,
Weil Du auf Erden bist, mit kurzem: Ihue recht!'

Auf einige nordthüringischen Orte sind auch liebliche Sprüchlein gemünzt, denn von Naumburg heißts:

Wer aberm Kirchhof geht ohne Wind,
Durch den lange Gram ohne zu kriegen a Kind,
Den Steinweg 'naus ohne Spott,
Der darf sich's rühmä für a Gnad von Gott.

doch dürfen das nur die Wipper und Kipper für Courant ausgeben, es ist falsche Münze, denn das echte Gepräge lautet:

Wer in Steinheid ist und fuhlt keinen Wind,
Durch Steinach geht und sieht kein Kind,
Von Sonneberg kommt ohne Spott,
Der ist ein Gesegneter von Gott'

Daß es mit dem Sonneberger Spott seine Richtigkeit haben muß, geht aus dem Spruche hervor, den sie dort haben:

Steinheider Kinder,
Lauschner Kinder,
Un Schalkeuer Bräut'
Reich . . . ella Leut'.

Was die drei Punkte bedeuten sollen, ist dunkel; gut philologische Conjectur möchte vielleicht anrathen, sie zu „Reichenka" zu vervollständigen, doch sollen andere Möglichkeiten nicht in Abrede gestellt werden.

Von den Städtlein der blinden Hessen ist schon genugsam die Rede gewesen, vor Allen von den Griesheimern wie sie die Störche verjagten und gut Heuwetter hetten; sie führen auch den Spottnamen „Kuckuck" und wie sie die Frösche zum Abzug bewogen ist rührend und erbaulich zu hören. Wenn man nämlich von Griesheim nach Eschelbrücken geht, kommt man an einen Sumpf, darin viel Frösche wohnen. In seiner Nähe lag das Schulhaus, und als nun ein neuer Lehrer anzog, konnten ihn die Kinder wegen des Quakens der Frösche nicht verstehen, er erklärte drum, er müße eine andre Wohnung haben oder er gehe weg. Da nun die Griesheimer ihn gar nicht ziehen lassen wollten, zog der Rath hinaus zum Sumpf und als sie hinkamen, schwiegen die Frösche. Das kommt daher, sagte der Gescheitste von ihnen, weil sie vor uns Respect haben, laßt uns gütlich mit ihnen verhandeln. Das geschah; aber als man sich mit dem Erfolg zufrieden entfernte und schon ein Stück Weges fort war, da schrieen die Frösche wieder so lustig wie zuvor. „Sie haben noch etwas auf dem Herzen, laßt uns sie hören" sagte ein Rath und zurück gings zum Sumpfe. Aber

tiefes Schweigen herrschte wieder, als sie hinkamen. „Recht so, sagte der Bürgermeister, sie haben uns nur ihres Gehorsams versichern wollen.“ Und er belobte die Frösche im Namen des ganzen Rathes. Abermals ging die achtbare Versammlung in den Ort zurück und abermals schrieen die Frösche. „Es ist noch nicht richtig“ sagte der Bürgermeister und sie kehrten wieder um nach dem Sumpf. Da sah nah am Lande ein Frosch auf dem Rücken eines Andern. Als das der Bürgermeister sah, konnte er sich der Thränen der Rührung nicht enthalten und sprach: Man kann wohl sagen, daß die vernünftigen Menschen oft von den unvernünftigen Thieren lernen können. Seht, wie sie dem Befehl ihrer Obrigkeit gehorsam sind, sie wollen in die Fremde ziehn und da hat gar einer, woran sich die Kinder ein Beispiel nehmen mögen, seinen alten Vater auf den Rücken genommen.“ Da schluchzten die Griesheimer Räthe und kehrten gerührt über die schönen Thaten der Frösche heim. — Daß übrigens auch die Bopfinger den schreienden Fröschen den Stadtgraben verwiesen haben sollen, versteht sich so von selber, daß es kaum erwähnt zu werden braucht.

Von den Sachsenhauser Frauen geht der Spruch:

Die Sachsehäuser Waiwerscher,
Däi trache schene Heiwerscher,
Däi trache feine Schiggelcher
Unn dunge wäi di Giggelcher.

Die Würzburger Maidli sind wohlbekannt, so auch die Stuttgarter, von denen es heißt:

Ihr wißt nicht, wo Stuttgart liegt?
Stuttgart liegt in Leichen,
Wo's so schöne Mädle giebt,
Aber keine reichen.

Besser, daß sie arm und schön, als daß sie arm und häßlich sind, denn dann hätt' es wohl wie im Sprüchwort geheißen: „Tunnerwedder, Räs', Räs', wat maßt mi vörn Angesicht, sacd de Diern, dor lek se innen Spegel.“

Der ehrlichen Schwaben ist schon so oft gedacht, daß es scheinen könnte, als seien sie klüger als alle Schöppenstädter, Griesheimer und Walunger Brüder, und doch ist's nur Schein, denn: „Ich will dir's vergehe,“ sagte der Schwabe, „aber, Jockeli, denke du dran,“ heißt's im Sprichwort. Ich darf deshalb auch nicht viel mehr berichten, sonst könnten sie's mir auch so vergessen, darum nur noch Einiges. Die vielbeliebten Bopfinger heißen die Gelbfüßler. Sie mußten nämlich ihrem Fürsten eine Abgabe an Eiern leisten, und thaten diese einst in einen Krättenwagen, und traten sie mit den Füßen ein, damit er auch sein volles Maß bekomme. Die Obernauer heißen die Esel, und man darf ihnen wie den Blankenburgern nicht den aufgerichteten Rockzipfel zeigen. Die Riedlinger heißen die Sonnenspritzer, und man sagt, daß aus zwei Riedlingern drei Juden gemacht werden können, daß sie auch mal einen Mohren hätten weiß waschen wollen. Die Pfullinger heißen die Füllestriller, weil sie einst ein Füllen, das auf verbotenem Wiesenweg gewandelt, in den Triller (Käfig) gesperrt. Die Tangendorfer sind die Blockstrecker, wie die Bochinger die Siegstrecker. Die Hirschauer haben schwere Zungen, und können kein S sprechen; ob es von den Kröpfen kommt, die bei ihnen zu Hause sind, und weshalb sie Kropfer heißen, weiß ich nicht zu sagen. Ein Binswanger hielt mal bei einer Prozession, als in der Nacht die Reben erfroren waren, das Kreuz geschwind in den Weinberg hinein und sagte: „Da, Herrgöttle, guck, was du heut Nacht angestellt hast.“ Die Mochenheimer heißen die Eselshenker, weil sie, wie die Schöppenstädter ihren Bullen, den Esel am Thurm hinaufzogen, damit er

ein Büschlein Gras abfresse, was da oben wuchs. Der Neugershauser Kamm ist ein Dornbusch vor der Kirche, durch den schlüpfen sie, bevor sie in die Kirche treten. Die Rotenburger sind wegen ihrer Grobheit bekannt, das mag vom Stolze über ihre Stadt herkommen, von der es heißt:

D' Schtadt is e riechte Schtadt,
Liebingen isch e Bettelsack,
Buhl isch e Heirekübel (Heuschreckenkübel),
Hirschau isch e Deckel drub'r,
Wurmlingen isch e dreckiger Sack,
Wendelsheim isch e Rattennest.

Aber man darf zu keinem Rotenburger sagen: „Du grob'r Rootenburg'r!" denn von den Kolgen sagt ein andrer Spruch:

Wer von Reutlingen kommt unbeschmissen,
Und aus Tiebingen ungeritten,
Und aus Rotenburg ungeschlagen,
Der kann wohl von Wunder sagen.

Im Elsaß ist des Spottes einer Stadt über die andere auch nicht wenig, die Strasburger heißen die Meisenlocker, weil ihre Jugend dem Meisenfang unmäßig obliegen soll, doch wird der Name wohl richtiger auf ein berühmtes Geschütz, das von seinem Gießer diesen Namen führte, zurückgeführt, wie denn das Strasburger Geschütz frühzeitig berühmt war:

Der Veneter Macht
Der Augsburger Pracht,
Der Nurnberger Witz,
Der Strasburger Geschutz —

rühmt schon ein alter Spruch. Die Colmarer heißen die Knöpfler, die Buchsweiler die Plattenschlecker, die Oberbronner Weipeln oder Büchsensäcke, oder Mantelträger. Die Brunnstadter und Illzacher gehören zu den Sonn- und Mondfängern, die Kilstedter sind Froschvertrenker, und was derart Spott noch sonst mehr vorhanden ist. Ueberhaupt sind Schwaben und Allemannen am neckischsten. Keiner schenkt's dem Andern, darum weist auch die Schweiz eine reichliche Summe von Spottnamen und Schwänken auf. Manche sind schon früher erwähnt, andrer soll noch kurz gedacht sein. Auch hier kommt der Neckreim mit „dem Deckel drüber" in zahlreichen Varianten zum Vorschein, so:

Aarau ist e schoni Stadt,
Biberstein e Bettelsack,
Kilchberg ist der Ankekübel (Butterkübel),
Kattigg der Deckel druber,
Suhr, das ist der Stempfel.

Ein andrer Spruch lautet:

Altenburg liegt an der Aare,
Königsfelden isch vol Mare

Und:

Birmenstorf und Gäbistorf
Sind zwö arme Aleckli,
Wenn einer dinne wide geht,
So nimmt er's Bettlerröckli.

Ueber Koblenz, das von Schiffahrt lebt, heißt's:

I' Gbodleŋ hätt viel Ähre,
de ghört me fuchen un schwere

Büren im Kanton Luzern neckt man so:

Maidichi, wenn d' hüreie witt,
Hüreie mer nid uf Bure.
Im Summer mueß denn Hunger ha,
Im Winter chaſch verfüre

und von Baden heißt's in ähnlicher Weise:

Maitle, nimm kei Bademer-Chnab,
'e wird di einiß g'rane drab,
Wenn du Cupre chuche witt:
Zibele (Zwiebeln) beſch im Garte,
'e Waſſer ſchwimmt im Brunnetreg,
Uf der Anke (Butter) chaſt lang warte.

Rheinfelden kommt auch ſchlecht weg, denn

Rinälde iſt e feſte Stadt,
Hinde und vorne mit Pumpe verwacht.

Die Meerenſchwander im Freienamt heißen die Speck (ebenſo auch die Buttwiler und Gebistorfer), ſeit ſie ſich einſt bei einer Kirchweih beſonders an Speck gütlich thun wollten und um ihn beim Sieden vor dem Zerfließen zu bewahren, ſein ſäubertlich in eine Windel wickelten und ihn ſo in den Topf ſteckten. Schinznacht ſoll einmal in ſo große Armuth gerathen ſein, daß man die allerletzte Kuh abſchlachten mußte; da hat man ſie aus Schamgefühl beim Dunkel der Nacht, nicht gemetzget, ſondern handwerkswidrig geſchunden, daher den Namen Schinz'nacht. Anderen Gemeinden wirft man vor, ſie hätten einen Eſel ſo geſchlachtet, woher der Reimſpruch ſtammt:

Zwuſche Zeiſ und Winterthur
Hend d' en Eſel geſchunde,
Hend en alli Aran druß g'macht
Und ehr 's Mul verbunde.

Warum die Brugger Chriegſüppler, die Lenzburger Schabziegerſtöckli, die Aarauer Pappebauer, die Ditwer Schenken, die Narburger Aeſche, die Zofinger Ochſen heißen, davon könnte man eine lange Geſchichte erzählen, doch möchte ſie eben zu lang werden, darum möge nur noch den ſchon mehrfach erwähnten Hernuſſern ihr Recht werden, denn Recht muß dort Recht bleiben. Die Hernuſſer ſind nämlich gar nicht von den Hornißen benannt, denn der Name des Orts lautet urkundlich Hornaſken und ſtammt daher von den einſt hier zahlreichen Sumpfeſchen her. Wenn man ferner von dem Gemeinde-Ammann erzählt, daß er einſt an einem Baume einen Aſt abſägen wollte und daß er, um dies geſchickt und bequem auszuführen, ſich auf den Aſt hinausgeſetzt und dieſen am Stamm abgeſchnitten habe, der Aſt darauf gebrochen und der wohlbeleibte Ammann zu ſeinem großen Erſtaunen auf die Erde gefallen ſei, ſo iſt dies ebenfalls den Hernuſſern nur angedichtet, denn die ganze Erzählung findet ſich ſchon in dem früher angeführten Sanſkritwerk von einem weiſen Manne zu Gakapura, d. i. Schafſtädt, erzählt, nur mit der Erweiterung, daß vorübergehende Leute dem Weiſen zurufen, er werde auf dieſe Weiſe hinabfallen und um's Leben kommen, wodurch er ſich jedoch nicht abhalten läßt weiterzuſägen und endlich zur Erde fällt. Nun überlegt er, die Leute haben mir vorher geſagt, ich würde fallen, ich hab's ihnen nicht glauben

wollen und sie haben die Wahrheit gesagt, sie sind klüger und wahrheitskundiger als ich, folglich bin ich auch todt. So bleibt er denn für todt liegen; es kommen Leute vorüber, die ihn so liegen sehen, es seinen Genossen melden, welche nun kommen um ihn zu begraben. Als sie zum Orte ziehen, kommen sie an einen Kreuzweg und wissen nicht, ob's rechts oder links gehe. Als sie da lange mit einander streiten, sagt der todte Weise endlich, „hadert doch nicht, als wir noch am Leben waren, gingen wir immer den Weg links". Vorübergehende hören das und sagen den Schafstädter Weisen, er sei ja nicht todt, er rede ja noch, doch wollens die nicht glauben, bis er endlich mit ungebrannter Asche auf die Beine gebracht wird.

Den letzten Zug der Erzählung finden wir schon bei Hieroctes in seinen Asteia (Schwänken), welcher berichtet: Ein Einfaltspinsel begegnete einst einem Dito und sagt: „Ich habe gehört, daß Du gestorben bist'" Da antwortet ihm jener: „„Du siehst ja aber, daß ich noch lebe."'" — „Ach was," spricht dieser, „der, welcher es mir gesagt hat, ist viel glaubwürdiger als Du." — Eine gleiche Bewandtniß hat es endlich mit einer andern Geschichte, welche ebenfalls den Hornussern nacherzählt wird. Einer von ihnen wünschte, sein Haus zu verkaufen, und trug einen Stein davon in der Tasche herum, um ihn jedem Kauflustigen als Muster zeigen zu können. Da sagt nun Hieroctes wörtlich: „Ein Einfaltspinsel, der sein Haus verkaufen wollte, trug einen Stein davon als Probe umher." Also denke ich, wo so viel Lüge über Hornussen nachweisbar ist, wird man es keinem Hornusser verdenken, wenn er in das Sprüchwort einstimmt: Non credo, sagte der Abt, da man ihm das Kind gab.

Und wie es mit Hornussen steht, wird es mit den meisten der übrigen Städte und Flecken in gleicher Weise bewandt sein; die Mehrzahl der von uns mitgetheilten Schwänke haften nicht an einer Stadt allein, sondern an mehreren, ihre Verbreitung erstreckt sich aber auch, wie wir an einigen Beispielen gezeigt haben weit über die Gränzen unseres Vaterlandes hinaus bis nach Indien, und da bleibt wohl nur die Vermuthung übrig, daß irgend ein zufälliger Anlaß, vielleicht wirklich einmal eine thörichte That, öfter wohl der Name, wie z. B. Schöppenstädt und Gakapura, die Handhabe zur Lokalisirung eines Schwankes darbot, und nachdem so der erste Schritt durch einen neckenden Nachbar gethan war, folgten sicher meist rasch die anderen, die Uebertragung der bekannteren Schwänke auf das neue Narrenheim schloß sich an, und für die Verbreitung war durch hinlängliche Mittel der Ueberlieferung gesorgt, unter denen die wandernden Handwerksgesellen eine nicht unbedeutende Stelle eingenommen haben werden. Wir wollen also zum Schluß unseres Aufsatzes das Bekenntniß ablegen, daß wir nicht ohne einige Zweifel an der Wirklichkeit mancher von uns berichteten Thatsachen sind; vielleicht gelingt es der ferneren Geschichtsforschung zu noch sicherern Resultaten zu gelangen, und es endgiltig festzustellen, daß der Quell aller Narrheit, weder in Schöppenstädt noch in Poppingen, sondern weiter dahinten über Wien hinaus im Oesterreich zu finden sei, woher uns mit dem Licht natürlich auch der Schatten gekommen ist.

Römer im Germanenlande und Germanen im Römerreiche.

Von Professor A. Kirchhoff.

Der Gedanke den Rhein aus einem deutschen Strom zur deutschen Grenze zu machen, ist keine Erfindung des Cäsarismus von heute und gestern; er ist so alt wie der Cäsarismus selbst, denn es ist Julius Cäsars Gedanke. Vor beinahe zweitausend Jahren ist er zuerst den Germanen damit entgegengetreten, und hat die Scheidelinie ihrer und der keltisch römischen Welt an den Rhein verlegt. Doch damit war das Werk nur halb gethan; sollten die Germanen auf das Innere des Festlandes von Europa beschränkt werden, so mußte die Donau das Schicksal des Rheins theilen und ihr rechtes Ufer, wie dort das linke, römisch werden. Das Vermächtniß des Cäsars haben sein Neffe Augustus und dessen Stiefsöhne Drusus und Tiberius vollzogen, und durch siegreiche Feldzüge, feste Plätze und strenge Verwaltung das Land von den Vogesen und dem Stromwinkel bei Basel bis zur Rheinmündung, und vom Gotthard und den Donauquellen bis zum Kahlenberge in römische Provinzen verwandelt. Jene hieß Germania, als wäre sie das ganze Germanenland, diese waren Rhätien und Noricum; dort schützten vornehmlich die Römeranlagen Mainz, Bonn, Köln und zahlreiche kleinere Waffenorte, hier Augsburg, Regensburg, Passau.

Von größter Wichtigkeit waren die Heerstraßen; es waren die Kanäle, durch welche sich die Kräfte Roms immer von neuem ergossen. Bereits Drusus hatte von Verona über Trident und das nach ihm genannte Pons Drusi, Bozen, eine Straße über den Brenner geführt, welche Claudius später ausbauen ließ. Eine andere zog sich von Como über Chur und den Splügen nach Bregenz am Bodensee; beide trafen in Augsburg zusammen. Von hier ging eine nach Regensburg an der Donau, eine andere zog sich östlich durch Noricum nach Salzburg und kehrte über Lorch zur Donau zurück. Eine westliche führte nach Cannstadt, verband sich mit der großen Straße von Regensburg her, und setzte sich über Solicinium, Rotenburg am Neckar, nach Vindonissa-Windisch, fort, wo man im Knotenpunkte des italischen, gallischen und rheinischen Straßenzuges stand. Die Rheinstraße ging auf dem linken Ufer von Augusta Rauracorum, August bei Basel, über Mainz und Vetera, Xanten, den Strom hinab; und von Köln über Trier verband sie sich mit den gallischen von Rheims und Metz. Die Straßen waren ebenso sehr Vertheidigungswerke als Verkehrswege. Große keilförmig behauene Steine wurden in den Grund gesenkt, durch eiserne Klammern verbunden, und die Fugen mit Kalk gefüllt; dann folgte eine Erdschicht, und darüber breitete sich als Decke eine festverbundene Masse von kleineren Steinen, Kies und Kalk. Mitunter in einer Breite von dreißig Fuß zogen sie sich über die Bergrücken fort, und beherrschten das Land nach allen Seiten. Meilensteine gaben die Entfernungen an, und Wachtthürme, von denen Feuerzeichen gegeben wurden, deckten die Straßen. Zwar ward dieses Netz erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts vollendet, doch in den Grundzügen war es früh angedeutet; die Linie, welche länge der Donau Dacien mit Gallien verband, hat bereits Trajan angelegt. Leicht zogen auf diesen Heerstraßen die Legionen von der illyrischen und spanischen Grenze nach Köln und Vetera.

Bereits in den letzten Zeiten des August standen in den beiden Kriegsbezirken am Rhein, im oberen und unteren Germanien, acht Legionen, etwa 65 bis 70,000 Mann. Sie bildeten einen Haupttheil des römischen Heeres, und wurden wegen der fortgesetzten Kriegs-

übung im Kampfe mit streitfähigen Völkern von ihren Genossen, bald auch von den Kaisern gefürchtet. Unter August standen hier die erste Legion Germanica, die zweite Augusta, die fünfte Macedonica, die dreizehnte und vierzehnte Gemina, die sechszehnte Gallica, die zwanzigste Victrix, und ein und zwanzigste Rapax; in Noricum und Pannonien die achte, Augusta, neunte Hispana, fünfzehnte Apollinaris. Von diesen war am längsten die erste, fünfte und ein und zwanzigste am Rhein; sie überdauerten den batavischen Krieg; auch die zwei und zwanzigste Primigenia, die durch Claudius errichtet war, hielt sich lange. Seit Vespasian kam die erste Adjutrix hinzu, sie stand in Mainz, die eilfte Claudia in Vindonissa.

Die oberste Leitung dieser Provinzen hatte der Legat des Kaisers mit prätorischer Gewalt, ausgestattet mit Zeichen und Macht der höchsten Verwaltung in Krieg und Frieden. In Geldsachen war er abhängig vom Procurator, der die Kopf- und Grundsteuer durch den Acker eintreiben ließ, Zölle erhob und die Naturallieferungen für die Legionen ordnete. Beide überwachten sich gegenseitig. Ihr Gefolge bestand aus einer Schaar von Unterbeamten, Buchhaltern, Zahlmeistern und Schreibern. Bedrückung und Bestechung war hier bei Hoch und Niedrig zu Hause, und schon Trajan begann zur Wahrung der Provinzbewohner den schweren Kampf gegen die sittliche Verderbtheit seiner Beamten.

Unter den Städten nahmen nach Freiheit und politischer Wichtigkeit die Colonien die erste Stelle ein; sie sollten den Mittelpunkt für Krieg und Verwaltung bilden. Am Rhein und Neckar erhob sich ein Kapitol, man hatte Forum und Marsfeld wie in der Weltstadt. Die angesiedelten Römer waren im Besitz des vollen Bürgerrechtes, und der Masse der städtischen Bevölkerung gegenüber, das Patriziat. Zweiten und dritten Ranges waren die Landstädte, die Oppida, die befestigten Plätze, welche häufig der Kernpunkt von Städten wurden, indem Handwerker aller Art, deren Dienste unentbehrlich waren, sich unter den Mauern sammelten und allmählig die kriegerische Ansiedelung in eine friedliche umwandelten. Zu diesen Orten gehörte das wichtige Mainz, welches keine Colonie war, Trier, erst in der Zeit Galbas dazu erhoben, und die wahrscheinlich von Trajan begründete Aurelia Aquensis, Baden-Baden. Die Verwaltung innerer Angelegenheiten blieb den Städten selbst überlassen. Wo die Leitung in den Händen der Duumvirn ruhte, die den Consuln entsprachen, da gab es eine auf der Grundlage des römischen Rechts gebildete Stadtgemeinde mit bestimmter Verfassung, eine Civitas. Sie sind die gewählten Vorsteher des Stadtsenats, der durch das Collegium der Decurionen, dem Senate von Rom vergleichbar, gebildet wird. Die aus ihm erwählten Beamten, die Curatoren, verwalten die Finanzen, die liegenden Gründe, andere die Polizei und freiwillige Gerichtsbarkeit. Den Decurionen lag es ob, innerhalb der Stadt die auferlegten Steuern beizutreiben, für die Naturallieferungen und Truppenaushebungen zu sorgen, daher nach unten verhaßt, von oben beargwöhnt, war ihre Stellung eine höchst schwierige. Auch die Seviri Augustales gingen in diese neuen Städte über, Collegien, welche den Dienst bei den Bildern der vergötterten Kaiser hatten, und wichtig waren, weil sie neben den Decurionen auch andere Einwohner in ihre Mitte aufnahmen.

Die germanischen Insassen der römischen Provinz standen in verschiedenen Verhältnissen je nachdem sie es durch Unterwerfung, Deditio, oder als Verbündete, Foederirte, geworden waren. Zu jenen, welche die Unabhängigkeit vollständig verloren hatten, gehörten die Völkerschaften des linken Rheinufers, sie leben unter dem römischen Gesetz; Toga, Beile und Ruthenbündel sind bei ihnen Zeichen des Rechtszustandes geworden. Sie werden zu Kriegsdiensten herangezogen, zahlen Steuern, sind aber persönlich frei und behalten das Recht des Eigenthums. Auch die alte Markverfassung wird nicht aufgehoben; noch kommen die Genossen zu den angebotenen Versammlungen und berathen Gegenstände der Verwaltung, des Götterdienstes, und was etwa in den Bereich örtlicher Gerichtsbarkeit fallen mochte. Aber gegen die alte Sitte dürfen sie keine Waffen mehr führen, und sich nur in Gegenwart eines

römiſchen Beamten verſammeln; beides ward ihnen von den freien Germanen als höchſte Schmach vorgeworfen. Die Steuer wurde der einzelnen Völkerſchaft im Ganzen auferlegt, die Vertheilung auf die Kopfzahl war Gemeindeſache. Auch das Anſehen der Fürſten und Edlen blieb unangetaſtet.

Da ſich römiſche Bürger auf dem flachen Lande, wie in den Städten anſiedelten ſo trat ein täglicher Verkehr mit dieſen ein, der Blutsmiſchung nach ſich zog. Die Ubier hatten ſelbſt das Recht ehelicher Verbindung mit den römiſchen Coloniſten, daher wollten ſie im bataviſchen Kriege nicht Hand an ſie legen; es ſeien ihre Väter und Brüder. So auch in anderen Coloniern. Auf einem Denkmal in Salzburg erſcheint der Duumvir L. Bellicius, der die Saplia Balatumara germaniſchen Herkommens geheirathet hat; auf einem andern Jantumara, ebenfalls eine Germanin, als Frau des Cn. Trebonius. Freier war die Stellung der Verbündeten; ſie haben keine Steuern zu zahlen, aber thun Kriegsdienſte nach heimiſcher Weiſe unter Führung eingeborener Fürſten.

Unter dem Schutze des römiſchen Geſetzes entwickelte ſich auf dieſen Gebieten eine reiche Fülle des Lebens. Die reinen Formen der alten Kunſt zogen, wenn auch in ſchwächeren Darſtellungen, dennoch ſiegreich in das rauhe germaniſche Land ein. Es erſcheinen Handwerker und Handwerkszünfte, von den unentbehrlichſten bis zu den überflüſſigen. Da giebt es Fruchtmeſſer, Müller und Bäcker, Töpfer, Zimmerleute, Steinmetze und Baumeiſter, Waffenſchmiede und Goldarbeiter, Purpurhändler und Kaufleute, die bald in einem, bald in mehreren Gegenſtänden Geſchäfte machen; man weiß von einem, der mit Töpfererde, Gefäßen und Mänteln Handel trieb. Namentlich war das Handwerk der Töpfer und Ziegler weit verbreitet; allein bei Rheinzabern, wo es reiche Thongruben gab, ſind die Reſte von vierzig Brennöfen entdeckt worden. Bei Regensburg und Salzburg eröffnete man Steinbrüche; Salz- und Mineralquellen und Bäder wurden geſucht und geſchätzt, ſchon war in dieſer Hinſicht Baden berühmt. Bekannt waren ſpäter die Waffenfabriken in Trier und die Schildfabriken in Lorch. Auch auf den Waſſerſtraßen ward es lebendig. Die Zunft der Schiffer und Flötzer wird auf Denkmälern häufig genannt; bis Regensburg fuhren ſie die Donau hinauf, bis Belgrad hinab, und von Lindau über den Bodenſee.

Im Verkehre des Tages entfaltete das Leben der alten Welt auch hier ſeinen heitern genießenden Charakter. Man lernte mit der Zweckmäßigkeit, welche der nordiſche Himmel verlangte, die Kunſt verbinden. Von unterirdiſchen Räumen, vom Hypocauſtum aus, leitete man durch aufgemauerte Röhren die erwärmte Luft unter dem Fußboden und an den Wänden des Wohnzimmers hin. Waren die Privathäuſer klein, ſo fehlte es doch nicht an Prachtbauten im großen Stil. Berühmt war das Amphitheater in Trier, ſelbſt in Standquartieren, wie in Xanten, fehlte es nicht daran; glänzend waren die Badehäuſer in Baden. Frescobilder aus der Mythenwelt ſchmückten die Wände, kunſtvolle Moſaiken den Fußboden. Auf dem Moſaikboden, der in Augsburg aufgefunden ward, ſind Wettrennen, Fechterſpiele und das ganze Leben des Fechters dargeſtellt. Da ſinkt der Beſiegte auf den Schild hin, geſchickt umkreiſen die Viergeſpanne in vollem Laufe die Zielſäule, und unter den Bildern der Kämpfer lieſt man die Namen Ajax und Leonidas. Nicht minder berühmt iſt das Moſaikbild von Nennig, Orpheus mit der Leier, zu deſſen Füßen die Thiere des Waldes durch Harmonie gebändigt ſich lagern. Hatte der Künſtler an die zügelnde und ſänftigende Gewalt der helleniſchen Kunſt inmitten der barbariſchen Welt gedacht? Endlich noch die Menge kunſtvoller Geräthe, die dem täglichen Leben angehören, die Terracotten, Urnen und Vaſen mit ihren Laubgewinden und Akanthusblättern, zwiſchen denen zierliche Thiergeſtalten dahinſchlüpfen. Bisweilen ſind ſie vom edelſten Metall, ſo die goldene Graburne von Blauchheim, und die Geſchirre des häuslichen Verkehrs ſchmückt bald Minerva mit der Eule, oder Merkur mit dem Hahn.

Denn über Allem erhebt sich zuletzt die alte Götterwelt, freilich nicht durchaus rein. In den Göttern des Olympus und Latiums gesellen sich in bunter Reihe die Gestalten des gallischen und germanischen Glaubens. Auf Altären und Votivtafeln liest man die Namen vom Jupiter Optimus Maximus bis zum Silvan und zur Epona, der Göttin der Pferde und Maulthiere, hinab. Mancher Tempel erhob sich zwischen Oberrhein und Donau, von dessen einstigem Glanz die Trümmer noch heute zeugen. Hier ward vor anderen Göttern Mercur verehrt; in bildlichen Darstellungen halb erhabener Arbeit oder in voller Gestalt erscheint er mit Flügelhut und Schlangenstab, einen Bock zur Seite. Auf ihn übertrug sich der Dienst des gallischen Teutates und des germanischen Wuotan. Ein Denkmal nennt ihn Mercurius Visucius, wie er in Vesontio von den Sequanern verehrt wurde, ein anderes Arvernus, den Mercur der Arverner. Neben ihm erscheint der Jupiter Taranucus, d. h. der Donnerveste, der Taranis der Gallier, neben dem pythischen Apoll der Apollo Grannus, vielleicht der Sonnige, und Apollo Belenus. Dann Mars Leucetius und Caturix, den die Leucer und Caturiger aus Gallien mitgebracht hatten. In späteren Zeiten wurden auch orientalische Culte durch die Legionen heimisch gemacht, des ägyptischen Serapis, der Isis und des Jupiter Ammon, des syrischen Bel und des persischen Mithras. Doch auch germanische Gottheiten wurden romanisirt und in diesen Kreis aufgenommen. In Untergermanien verehrte man den Herkules Saxanus, den germanischen Donar, und die Göttinen Hludana und Nehalennia. Wälder und Flüsse werden zu Ortsgöttern, die Diana Abnoba wird in den Grüften des Schwarzwaldes, die Diana Arduinna in den Ardennen verehrt; Rhenus und Dannvius sind schilfumkränzte Flußgötter.

Es war ein weit ausgedehntes Gebiet, welches die Römer erfüllten. Am Rhein und der Donau hatten sie gegen 50000 Quadratmeilen inne.

Vor Caesars Zeit hatten gallische Kaufleute die Vermittelung des Handels auf beiden Seiten des Rheins übernommen, dann ging er auf Römer und romanisirte Gallier über und bald nahmen auch die Ufergermanen lebhaft daran Theil; am Rhein die Ubier, an der Donau die Hermunduren, dort war Köln, hier Augsburg der bedeutendste Verkehrsplatz. Für die Römer hatten rohe Naturerzeugnisse einen höheren Werth, als die Germanen zu begreifen vermochten. Manches, was man bei ihnen fand, diente dem Nutzen, anderes reizt die schwelgerischen Gelüste des Luxus.

Zwar galten die heimischen Pferde anfänglich für wenig brauchbar, doch ward die Pferdezucht der Tenkterer und Usipeten bald berühmt. Nero ließ Stuten aus der Gegend von Trier nach Rom kommen, und spätere Kaiser kauften germanische Pferde in großer Zahl für die römische Reiterei. Großes und kleines Hausvieh war ein wichtiger Handelsartikel, namentlich Gänse, deren Federn hoch im Preise standen; die damit gefüllten Kissen waren ein beliebter Luxusgegenstand. Ganze Cohorten unternahmen von den Grenzstationen aus Streifjagden, die oft sehr einträglich waren. Bei den römischen Gastmählern waren germanische Fische beliebt. Vom Rhein brachte man den Hausen, im Main und in der Donau fing man den Wels in Netzen, die von Ochsen ans Land gezogen wurden. Nicht minder wußte man die marsischen Schinken zu schätzen, die nach dem Gewichte theuer bezahlt wurden. Die Zuckerwurzel aus der Gegend von Gelduba wurde alljährlich in großen Sendungen für die Tafel des Tiberius nach Rom geschickt; den wilden Spargel Obergermaniens verschmähte man nicht, wenngleich der Kaiser ihn nur für ein Kraut gelten ließ, das dem Spargel ähnlich sei. Auch Pelzwerk, welches sie selbst vom höheren Norden erhielten, namentlich gefleckte Häute, brachten die Germanen zu Markte. Ja, ihre blonden Haare waren Gegenstand des Handels und wurden als ein gesuchter Schmuck römischer Frauen Mode; die Kaiserin Caesonia, Caligulas Frau, trug einen Aufsatz von goldgelben

germanischen Haaren. Waren sie nicht zu erlangen, so half die Pangenleise der Bataver aus, mit welcher auch die Römer nach der Sitte des Feindes die Haare röthlich färbten.

Alles aber wurde übertroffen durch den Werth des Bernsteins. Man schätzte ihn höher als die edelen Metalle, von denen ohnehin in den mattiakischen Silberbergwerken, die einzigen, die hier eröffnet worden waren, wenig zu finden war. Er galt dem Edelsteine gleich, und ward in größeren Stücken als Schmuck oder zu Amuleten verarbeitet, denen man eine geheimnißvolle Heilkraft gegen die verschiedensten Uebel zuschrieb. Auf zwei Handelswegen wurde er gewonnen, von denen der eine den Rhein entlang zur Cimbrischen Halbinsel, der andere über Carnuntum an der Donau durch das Marchthal an der Oder hin zur Ostsee führte. Auf dieser Straße erreichte zur Zeit Neros ein römischer Ritter, der zu diesem Zwecke ausgeschickt worden, die Bernsteinküste, und kehrte mit reichem Gewinn heim. Mit Bernsteinringen und Kugeln schürzte man die Netze zusammen, durch welche der Schauplatz für den Thierkampf eingehegt wurde; an den Waffen der Gladiatoren, und wo sonst irgend möglich, ward er als Zierrath angebracht. Eines der gewonnenen Stücke wog dreizehn Pfund. Gewinnsucht und Unternehmungsgeist öffneten noch manchen anderen Weg in das Herz des Landes. Bei der Eroberung der Königsburg Marobods fanden sich römische Handelsleute und Flüchtlinge in großer Zahl, welche unter den Markomannen die Heimath seit vielen Jahren vergessen hatten. Römische Münzen, namentlich aus dem zweiten Jahrhundert, und Grabstätten, in den östlichen Gegenden bis nach Preußen hinauf, lassen die Straßen von der Donau zur Ostsee deutlich erkennen.

Für manche Gegenstände bedurften die Germanen des stehenden Absatzes auf römischen Märkten, für Kriegsbeute, für Kriegsgefangene und Knechte, deren ihnen oft mehr zukamen, als sie beschäftigen konnten. Dagegen führten ihnen die Römer die Erzeugnisse ihrer Gewerbthätigkeit zu, welche das Bedürfniß kennen lehrten, indem sie es befriedigen wollten. Schmucksachen, Gefäße von geringerem oder edlerem Metall, selbst Waffen brachten sie in solchem Umfange, daß spätere Kaiser diesen Gegenstand des Handels durch ein ausdrückliches Verbot untersagten. Bald ward in den Grenzprovinzen auch der Wein bekannt und gesucht, und zog den Germanen den Vorwurf der Trunksucht zu. Anfänglich hatte man nur Tauschhandel getrieben, nachher lernten die Ufergermanen Geld als bequemes Verkehrsmittel kennen. Silber war beliebter als Gold, namentlich die gezackten Münzen, weil sie nicht beschnitten werden konnten. Oft mochte der geriebene römische Kaufmann den germanischen Handelsfreund mit schlechtem Gelde betrogen und seiner Thorheit gelacht haben. Aber man war gelehrig, schon Armin machte den Versuch seine Landsleute im Lager des Germanicus durch Geld zum Uebertritte zu bewegen.

Auf das mächtigste wirkte der kriegerische Geist Roms auf die Germanen, deren eigenthümliche Sinnesart durch die überlegene Kriegskunst eben so sehr angeregt als befriedigt wurde. Was stand nicht zu erwarten, wenn dieser ungebändigte Muth durch die Strenge der römischen Zucht geleitet, und die wilde Kraft nach einem allgemeinen Gesetze verwendet wurde?

Auch hier war Cäsar der Lehrmeister. Kaum hatte er die Kampfesart der Gegner erkannt, als er versuchte, sie sich anzueignen. Schon während der gallischen Feldzüge ließ er germanische Schaaren werben, die er mit großem Erfolg gebrauchte. Durch seinen kriegerischen Genius fesselte der große Feldherr die eben noch feindlichen Germanen an sich, welche ihm mit hingebender Treue folgten und die letzten Geschicke Roms entscheiden halfen. Sie schlugen bei Pharsalus, durchschwammen im alexandrinischen Kriege den Nil, und schreckten durch ihre furchtbare Erscheinung die Truppen des Ptolemäus, wie bei Thapsus die Numidier. Besonders die Legion der Alaudae, so genannt nach ihrem glänzenden Helmschmuck, hatte Cäsar wegen ihrer Treue reich ausgestattet; sie war im Norden der Alpen ausgehoben.

Den Hauptbestandtheil der Leibwache des August bildeten neben Galliern Bataver. Zwar wurde sie nach der Niederlage des Varus im Augenblicke allgemeiner Bestürzung aufgelöst und aus Rom entfernt; aber schon Tiberius, dann Caligula und Nero glaubten, in steter Furcht vor Verschwörungen, nur in der Mitte der Feinde Roms sicher zu sein. Als Caligula im Theater ermordet ward, erhob sich die germanische Leibwache, erschlug mehrere Senatoren, und ward erst, durch die Ueberzeugung, der Kaiser sei wirklich todt, beruhigt; seine Ruchlosigkeit kümmerte sie wenig, er war ihr Gefolgsherr, an den persönliche Treue sie fesselte und dessen Tod sie zu rächen hatten. Dem Beispiel der Kaiser folgten andere Fürsten. Als Herodes der Große gestorben war, trugen die Germanen seiner Leibwache die Bahre durch die Menge der jüdischen Bevölkerung.

Während diese Truppen durch Werbung in den Provinzen, und gewiß auch im freien Germanien, wenn es der Kriegszustand nicht hinderte, zusammengebracht wurden, mußten die unterworfenen Völker Mannschaften stellen. In der Regel wurden sie in römischer Weise eingeübt und als selbstständige Cohorten der Legion angeschlossen.

Es gab Cohorten der Bataver und Caninefaten, der Sigambern, Tungern, Usipeter Nemeter und Vangionen. Schien dies gefährlich, wurden auch die Landsleute von einander getrennt und einzeln in die Legionen gesteckt, wo sie bald zu Römern wurden. Die Führerstellen der Cohorten überließ man meistens den heimischen Edeln. Man konnte diesen Truppen um so mehr vertrauen, wenn sie durch das doppelte Band des Kriegsdienstes und der heimischen Treue an den Führer gefesselt waren. Sie kämpften im Vaterlande gegen ihre Landsleute, bei Placentia für Vitellius, in Britannien unter Agricola.

Viele kamen nach Rom, als Gesandte oder Kaufleute, als Kriegsgefangene oder Geiseln. Zur Zeit Caligulas hört man sogar von einer Schule, in welcher germanische Jünglinge und Knaben, die als Geiseln in Rom lebten, unterrichtet wurden. Mit welchen Augen mochten sie nicht das ärmliche Leben daheim betrachten, wenn sie überhaupt je zurückkehrten. Denn nicht alle werden dem Glanze der Eroberer einen so unbefangenen Stolz entgegengesetzt haben, als die friesischen Gesandten Verritus und Malorix, die im Theater des Pompejus unter den Senatoren Platz nahmen, weil sie nicht schlechter seien als die besten. Auch gab es zahllose Germanen, welche als Sclaven für Fechterspiele und Thierhetzen aufgespart wurden. Es kitzelte den Hochmuth und die Sinnlichkeit der römischen Zuschauer, wenn sie die gefürchteten Barbaren im Spiel sich zerfleischen und ihr Blut im Sande des Kampfplatzes verrinnen sahen. Schon bei den aktischen Spielen mußten Sweben und Daken massenweis gegen einander im Circus kämpfen, und wahrscheinlich endete Armin's eigener Sohn nicht rühmlicher. Waren manche von der römischen Pracht und eigener Kampfgier so berauscht daß sie mit sich geschehen ließen, was die Willkür irgend ersann, so erhoben sich andere voll Verzweiflung dagegen. Mitten im lärmenden Gewühle der Weltstadt wurden sie von unnennbarer Angst nach Freiheit ergriffen und von heißer Sehnsucht nach jener Luft verzehrt, die in ihren rauschenden Wäldern, am stillen See in der Heimath wehte. Als August gegen sein Versprechen die sigambrischen Fürsten zurückgehalten und in die römischen Städte vertheilt hatte, gaben sie sich voll tiefen Grams selbst den Tod. In Neros Zeit entfloh ein Germane, der im Thierkampf auftreten sollte, in dem Augenblicke, als das Schauspiel begann, auf den geheimen Ort; da ihm keine andere Waffe geblieben war, überwanden Verzweiflung und Schmachgefühl den Ekel, und er stieß sich die Stange, mit der man den Ort zu reinigen pflegte, in den Schlund.

Oft brach das Gefühl der alten Unabhängigkeit und Freiheit bei einzelnen wie bei ganzen Völkerschaften am stärksten in Augenblicken hervor, wo man es am wenigsten erwartete.

Der Naturdichter Hiller.

Der damals noch nicht vierundzwanzig Jahre alte Naturdichter Hiller machte im Mai 1802 seinen ersten Ausflug in die Welt und wählte sich sehr glücklich Halberstadt als Ziel desselben. Bei einem Abendessen setzte ihm Klamer Schmidt's Töchterchen den Dichterkranz auf. Diesen Scherz nahm Hiller ernsthaft („So wär' ich denn nun eingeweiht"), trug diesen Kranz den ganzen Abend und führte ihn mit nach Köthen. Es war eben nicht lange darnach, als eine Wirthin zwischen Magdeburg und Zerbst, welche seinen Paß nachgesehen hatte, bemerkte: „Mein liebes Männchen, sag' Er mir doch, was die Dichter für Professionisten sind, bei uns hat noch keiner geschlafen."

Bei jenem Besuche in Halberstadt ließ Gleim Hiller ein Gedicht vorlesen, welches er auf ihn gemacht hatte und in Wielands Mercur drucken lassen wollte. Hiller, wiewohl er sich nachmals in seinem Gedichte bei Gleims Tode rühmte, dieser habe ihn durch einen „Päan" geehrt, zuckte die Achseln, weil es Manches enthielt, was seinem „politischen Interesse hätte schaden können", wie er sich ausdrückt. Mit Bezug hierauf sprach Gleim zu Hiller, als dieser sich vor der Rückreise bei ihm verabschiedete, unter Anderm die sehr richtigen Worte: „Sie müssen mir verzeihen, ich habe Sie mir nicht auf solcher Stufe von Cultur gedacht, als ich Sie gefunden habe." Hiller war aufgewachsen in einer Vorstadt von Köthen und vielleicht mehrmals auf dem Wege gewesen, sich die in einer Residenzstadt wahrlich sehr nahe liegende Möglichkeit gelehrter Studien zu eröffnen, von denen er doch die Glocke hatte läuten hören. Seinen Landsleuten gereicht es wenig zum Ruhme, daß sie den Knaben, dessen auffallende Talente sich so früh schon zeigten, dennoch unbemerkt ließen; daß noch auf den gutmüthigen Jüngling Alles mit dem Ochsenziemer und mit Ohrfeigen losfuhr, bis es zu spät war und man nur noch seinen etwas seltsamen Ruhm feiern konnte. Einst war er in dem Hause eines Kaufmanns auf das Abscheulichste gemißhandelt und klagte sich selbst wegen eines kleinen Excesses an, den er ganz gegen seine Gewohnheit in Folge dessen begangen hatte. Er ward für blödsinnig erklärt und — zwei Tage und zwei Nächte zur Winterszeit in einen bretternen Schweinestall gesperrt. Dies schien ihm selbst eine geringe Strafe. Als aber der Kaufmann bei der Juristen-Fakultät zu Helmstädt mit seinem Antrage auf deren Verschärfung abgewiesen wurde, verlangte er bei der Regierung zu Köthen die Gründe seiner Freisprechung zu wissen, weil dieser Vorfall ein wichtiger „Moment" seines Lebens sei, den er dem Publikum ausführlich darlegen müsse. Man hielt ihn jetzt um so mehr für blödsinnig. Er benutzte dies jedoch, um zum ersten Male die Aufmerksamkeit gewichtiger Personen auf sich zu lenken; er legte nämlich der Regierung seine Selbstbiographie vor, die er schon 1801, als ihn noch Niemand kannte außer seinen Nachbarn, auf einen „innerlichen Ruf", ausführlicher, als sie nachmals gedruckt ist, geschrieben hatte. — Auch Mangel an Energie und ein falsches Behagen an der Beschränktheit nicht allein einfacher, sondern zugleich häßlicher Lebensverhältnisse, scheint es, ließ ihn selbst nicht, wie andere armgeborene Gelehrte, in der Jugend emporkommen. Er hatte jedoch aus Wieland und andern Quellen die volle Bildung der Aufklärungsperiode gewonnen, und da er wirklich ein hübsches Talent besaß, mit dessen Unterhaltung auch der Philosoph Fichte zufrieden war, stand er manchen im 18. Jahrhunderte berühmten lyrischen Dichtern fast nur vermöge der äußern

Lebensstellung nach. Sein Gedicht, das er eben damals an Gleim richtete, zeigt ihn mit seinen vielen Anspielungen ganz als einen nicht zu späten Nachzügler der Schule. Nach seiner Selbstbiographie kann über die Kulturstufe, der er angehörte, kein Zweifel mehr sein; und er stand schon auf ihr, als er noch bei einem Gastmahle Eis für Hirsebrei hielt und zwischen Champagner und Bronhahn, zwischen Punsch und warmem Covent keinen Unterschied sah. Es war wenig Volksthümliches, aber etwas Cynisches in diesem Philosophen und Dichter, das ihn noch nach der Halberstädter Reise zu der Bereitung von Lehmsteinen, Taubennestern und Automaten zurückführte. Für den Landbau hatte er weder Neigung noch Verständniß und Landwirth mochte er trotz eines hübschen Anerbietens nicht werden. Dagegen kehrte er noch nach der großen Berliner Reise, wo er eine lange Unterredung mit dem König und der Königin gehabt, und mit Hangwitz als Freund verkehrt hatte, in die Vorstadt vor dem Köthener Bärthore und in die Stube seines Stiefvaters zurück, der ihm noch die Peitsche gegeben hatte, als er schon zwanzig Jahre war!

Der Hirt David Claus.

David Claus, geboren 1718, war eines Hirten Sohn, lange Zeit selbst Hirt, zuletzt Hospitalit und Vorleser im Armenhause, nie Gatte oder Vater. Schon als Hirtenknabe las er viel und erhielt dann als Hirt auf dem Nikolaikloster zu Halberstadt 8 Thaler baares Geld, außer Beköstigung, freier Wohnung und dergleichen, als Lohn. Von diesem „schönen Lohne", wie er es nannte, legte er sich eine Bibliothek an; das meiste kaufte er auf Auktionen, doch verwandte er einmal auf die Berlenburger Bibel die Einkünfte mehrerer Jahre. Bei angehendem Alter kaufte er sich in das Hospital und da er dort wenig baares Geld empfing, spaltete er als alter Mann Holz, um den Ertrag dieser sauren Arbeit in Bücher stecken zu können. Er besaß 11—1200 Bände. Sein Hauptfach war die Mystik, und es soll ihm kein mystisches Buch in Europa völlig unbekannt geblieben sein. Dabei war das Merkwürdige, daß der einfache Mann sich kritisch zu seinen „lieben Mystikern" verhielt, einer freieren Auffassung der Theologie zugethan war und ein wirklich wissenschaftliches Interesse an seinen Lieblingen nahm. „Nun wird es gut werden", sagte er einst, „wenn Aenderung des Sinnes und Wandels keine Buße mehr sein soll! Was kann sie denn anders sein als das?" — „Die Praxis, die Praxis", sagte er oft, „ist es, worauf Alles ankommt — den Glauben will ein Jeder haben!" — „Sie haben kein Licht!" sagte er über absprechende, gern Andere richtende Menschen. Er hörte jede Woche drei bis vier geistliche Reden an bei den Predigern der Stadt, deren mehrere dem Gleim'schen Kreise angehörten und pflegte deren Inhalt in Sprüche zu fassen, um ihn besser zu behalten, z. B.:

Wird das Licht nicht angenommen,
Kann das Finstre wiederkommen.

Oder:

Zöge man die Kinder recht,
Wären Menschen nicht so schlecht.

Oder:

Vollkommner muß ein Christe werden,
Je lang' er lebt auf dieser Erden.

Oder:

Das Bete scheinet anfangs gut,
Hernach es großen Schaden thut.

Oder:

Unser Leben ist voll Mühe,
Das erfährt man früh und frühe.

Oder:

Fröhlich bei der Arbeit sein,
Kleidet armen Christen fein.

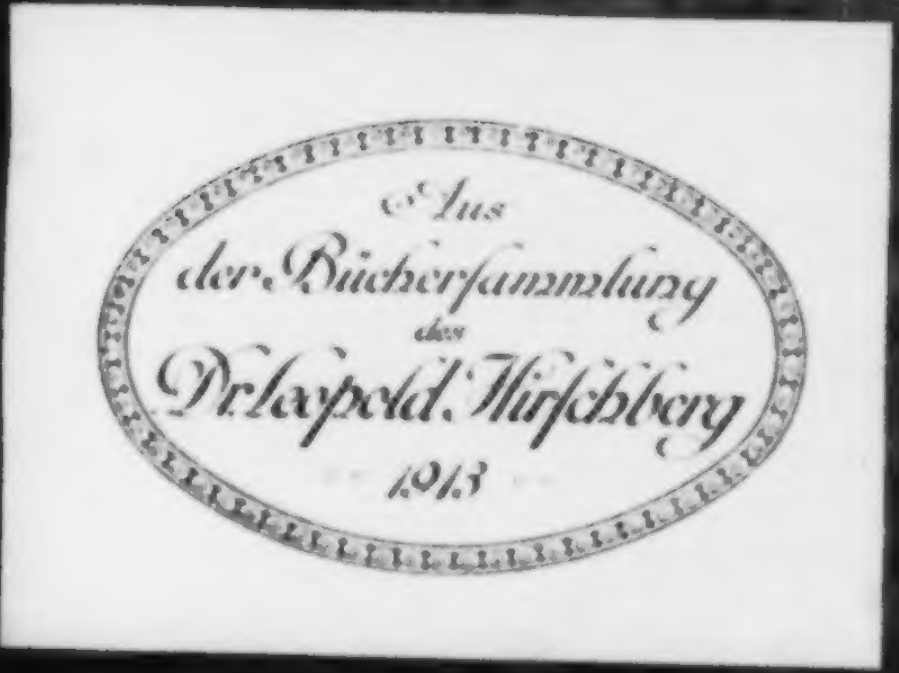
David Blaus beschränkte seine Studien jedoch nicht auf die Theologie und Kirchengeschichte, sie erstreckten sich auf die Weltgeschichte, auf Werke, die der ältern deutschen nichttheologischen Literatur angehörten, z. B. den Froschmäusler, und einer seiner Lieblingsgegenstände war, wie der aller in ihrem Bildungsgange gehemmten Talente die Gelehrtengeschichte, wie denn ja auch Biographien ein nicht unwichtiges Moment der Bildung für hervorragende und aufstrebende Jünglinge sind. Die Kräuter beschäftigten ihn als heilkundigen Hirten. Dazu war er in Handarbeiten, nach Art vieler Hirten, besonders in Schnitzereien geschickt. Sein Charakter war ganz vorzüglich.

Berichtigungen.

Seite	28	in der	24.	Zeile v. u.	lies: er lehnte sich fort, nahm Urlaub.
"	92	" "	3.	" "	Wacht für Macht.
"	94	" "	6.	" o.	ebenso.
"	95	" "	8.	" u.	erweiterten für erwarteten.
"	261	" "	7.	" "	de für die.
"	264	" "	3.	" "	Unzugänglichkeit für Unzulänglichkeit.
"	270	" "	4.	" o.	Thale für Theile.

In Bezug auf den Aufsatz „das Ilschland," welcher die Leser so ungemein gefesselt hat, ist uns, leider ohne Namensnennung, vom Ilschlande her die gütige Mittheilung zugekommen, daß derselbe manche Irrthümer enthalte, die sich indessen zum Theil schon lange durch andere Schriften hindurchziehen und auch deshalb zu entschuldigen sind, weil der Verfasser unserer Aufsätze das Ilschland schon vor dreißig Jahren besuchte. Weil wir indessen darauf Gewicht legen, daß in diesem Buche nicht allein die Unterhaltung, sondern auch die Belehrung Nahrung finde, und da in demselben für die Beschreibung einzelner Gegenden Deutschlands hier sogar in manchen Aufsätzen Neues geboten ist, so wollen wir dies ausdrücklich hier anmelden, statt der Berichtigung im Einzelnen aber, welche sich unter Anderm aus einem topographisch-statistischen Werke über Mecklenburg von selbst ergibt, nur den Druckfehler anmerken, nach welchem unsere Landleute im Ilschlande Kartoffeln mit Gewürz essen. Sie essen vielmehr Kartoffeln mit Häring. Daß den Pferden im Ilschlande mitunter Fische vorgeworfen würden, wird gleichfalls in Abrede gestellt.

Schnellpressendruck von W. Moser in Berlin.


Aus
der Büchersammlung
des
Dr. Leopold Hirschberg
1913

Ewerharzische Zitter.

Harzische Gedichte mit Grammatik und Wörterbuch

von

Georg Schulze.

Mitgetheilt von Heinrich Pröhle.

Georg Schulze wurde geboren zu Clausthal am 30. Dec. 1807. Er studirte zu Göttingen von 1829—1834 Theologie und war dort mit Jakob Grimm näher bekannt. Alsdann wurde er Hauslehrer in Brunshausen bei Stade beim Oberstlieutenant von Schlüter, danach Collaborator zu Achelriede bei Osnabrück. Von 1842—1863 war er Prediger in der Bergstadt Altenau auf dem Oberharze, seit 1863 in Scharzfeld bei Lauterberg am Harz, wo er am 2. Sept. 1866 starb. Er wurde seinem Wunsche gemäss in Altenau beerdigt. Schon während seiner Candidatenzeit gab er heraus: „Harzgedichte", eine Auswahl aus den Gedichten verschiedener Oberharzer in harzfränkischer Mundart, die er bereits mit einem kürzeren Wörterbuche versah. Seitdem galt er als der wissenschaftliche Vertreter der oberharzischen Mundart in der deutschen Literatur. Eine ausführlichere Arbeit über diese Mundart verband er mit einer Sammlung seiner eigenen Gedichte, die er ungedruckt hinterliess. Ich gebe daraus zunächst das Grammatische und Lexikalische nebst 6 Gedichten. Erregt diese Mittheilung das Interesse der Freunde deutscher Dialektstudien, so sollen später auch die meisten der anderen Gedichte Schulze's in oberharzischer Mundart mitgetheilt werden. Der Druck ist von dem des oberharzischen Dialektes genau kundigen Sohne des Ver-

ſtorbenen, Schichtmeiſter Wilhelm Schulze in Wettin an der Saale, geleitet worden. Eigentliche Veränderungen im Manuſcript konnten wir unmöglich, wie gern wir es auch an einigen Stellen gethan hätten, vornehmen, da nur der Verſtorbene dazu berechtigt geweſen wäre.

Pröhle.

Vorbemerkung.

Oberharzifche gedichte, ihrem wortlaute nach, zu verſtehen, bedarf für den Oberharzer eines lexikalifchen gloſſars nicht, wohl aber würde ihm ein grammatifches zu einer tiefern einſicht in den organismus ſeiner ſprache und zu einer wohlbegründeten achtung vor derſelben und vor ſeiner in dieſer ſprache wurzelnden ſtammeseigentümlichkeit verhelfen; ſomit möchte der grammatifche teil des gloſſars auch für ihn nichts überflüſſiges ſein.

Für den gebildeten nichtharzer hat dieſer teil auch ein wiſſenſchaftliches intereſſe; hoffentlich giebt das meinige anregung zu eingehenderen unterſuchungen. Dies intereſſe aber ganz zu befriedigen wird ein gloſſar nie im ſtande ſein, iſt auch die aufgabe des gloſſars gar nicht; das iſt ſache einer vollſtändigen grammatik, in welcher man ſich für die Oberharziſchen laute der gemeinen deutſchen ſchrift entſchlagen muß; für die mehr populare darſtellung iſt leider die ſogenannte lateiniſche zu ungewohnlich.

Manche aufſtellungen werden noch lange beſtritten werden können; denn lebende dialekte ſind noch mehr als lebende ſchriftſprachen in ſteter wandelung begriffen und das ſubjektive ſprachgefühl iſt oft maßgebend für die flexion. Ortſchaftenweiſe wird verſchieden flectiert, daher die menge formenreicher wörter wie ſie § 115 aufgeführt ſind. Clausthal und Zellerfeld bilden örtlich faſt eine einzige ſtadt und doch hat der verfaſſer dialektiſche unterſchiede bemerkt; ſie halten ſich indes alle in den gränzen des Oberharziſchen idioms und ſeiner urſprünglichen ſtetigen lautverhältniſſe. Es kann etwas Oberharziſch ſein, wenn es auch nicht ſpeciell Clausthaliſch oder Wildemänniſch oder Altenauiſch iſt. Der zweig des Oberharziſchen, in welchem die gedichte des textes geſchrieben ſind und für welche das gloſſar ſpeciell gilt, iſt der nordweſtlich vom Bruchberg geſprochene, mit ausſchluß des Lautenthaliſchen, welches hinſichtlich des vokalismus etwas, jedoch nicht ſehr be-

deutend, abweicht; das Andreasbergische nähert sich dem Clausthalischen noch mehr als jenes.

Der Oberharz wird durch den Bruchberg in zwei hälften geteilt. Südlich vom Bruchberge (jenseit des B.berges, denn derselbe zieht sich so, daß ich nicht anders zu reden weiß, wenn ich den kompass ansehe) liegt St. Andreasberg, nördlich (diesseits des B.berges) Altenau, Schulenberg, Zellerfeld, Clausthal, Buntenbock, Lerbach; Wildemann, Lautenthal, Grund. Kleinere ortschaften jenseits des Berges sind: Elend, Rotehütte, Kœnigshof, Braunlage; noch diesseits, am fuße des Berges, Camschlacken und Riefensbeck. Schon Otto der erste hatte, zur ausbeutung des Rammelsberges, Franken nach Goslar gezogen. Viele derselben wandten sich von da nach dem Oberharze, um die mitte des 11. j. hunderts, gründeten Zellerfeld, faulten kolonien ins Innerstthal, wodurch Wildemann in aufnahme kam und Lautenthal. Andere giengen über den Bruchberg und siedelten sich da an, wo jetzt St. Andreasberg steht. Honemanns alterthümer (Clausthal, Schweiger) reden davon im ersten teil. Unzufriedenheit mit der verwaltung, pest und andere kalamitæten vertrieben spæter einen groβen teil der Franken, doch kamen andere ansiedler wieder, hauptsæchlich aus dem Mansfeldischen (doch auch aus dem Thüringischen) und andern gegenden Frankens. Zwischen ihnen erhielten sich aber auch Niederdeutsche (die ureinwohner), und so kommts, daß auf dem Oberharze beides zu finden ist; Oberdeutsches und Niederdeutsches idiom, ja in einigen ortschaften beides zusammen. Am konsequentesten durchgebildet ist das Oberdeutsche in Zellerfeld, Clausthal, Wildemann, Schulenberg und Altenau. Hier herrscht der dialekt, welcher, auf dem Mansfeldischen ruhend, aber selbstændig fortgebildet, am strengsten gegen alle übrigen dialekte sich abgrænzt, und daher der Oberharzische dialekt κατ' ἐξοχήν genannt werden mag, wobei aber merkwürdigerweise in Altenau auch rein Niederdeutsch geredet wird, was auch im untern Schulenberg der fall. In Buntenbock, Camschlacken, Riefensbeck, Lerbach und Grund wird nur Niederdeutsch geredet, auch in Braunlage, Elend, Rotehütte, Kœnigshof. In St. Andreasberg ist viel Thüringisches, namentlich Hohnsteinsches eingedrungen, obgleich das Fränkische überwiegt. In Lautenthal hat das Niederdeutsche auf den vokalismus eingewirkt, so daß z. b. dort fleesch (HD. fleisch) gesprochen wird, wo der Clausthaler „flæsch" sagt. Indessen ist auch das nicht bedeutend, ja das ursprüngliche Mansfeldische ô ist hier geblieben, während der Clausthaler

daraus ein tiefes ä gebildet hat. — Es wäre ein wunder, wenn gerade das Mansfeldiſche unverändert geblieben wäre, da doch mehrere Fränkiſche ſtämme ſich miſchten. es iſt auch das Fränkiſche nicht unverändert geblieben. Das Harzfränkiſche iſt alſo nicht Mansfeldiſch, ſondern ein eigentümlicher, beſonderer dialekt. Am deutlichſten wird dies Jedem werden, wenn ich von den Mansfeldiſchen gedichten einiges ins Oberharziſche, wie es dieſeits des Berges geredet wird, umſetze. Alſo denn ſogleich Giebelhauſen no. 11 Oberharziſch:

Vor vielen hunnert Jahren ſchuhnt
De wuhnte ä Ritter mit ſeiner Fra
In ener großen weiten A; NB. ſo müßte's Oberharziſch lauten, wenn das wort noch vorhanden wäre. ſ. Harzgedichte ſ. VI no. 6, b. — aber das wort iſt oberdeutſch nicht mehr vorhanden, ſondern nur, in Altenau, das Niederdeutſche awwe, d. h. awe, d. i. Oberdeutſch ouw, Goth. ahn, Span. agua, Lat. aqua. — der Harzer ſagt dafür wis, d. i. wieſe!)
(Wen lose bäde in Frieden rube)
Zwarz (auch „zwärch", und zwärt) waren bäde junges blut,
Doch vertrubuſe ſich gut.

Dan Mann hattenſes abgethan,
Har zug mit ins gelehte Land,
Wu viele waren all hingerennt,
Sich mit du Leiken rimzuſchlahn.
Har rit — ſeit eſſ ſän Narp
Un hatte bei ſich viele Knappen
De muchten wull ne Weile reiten,
Ju dan Wol — gehs noch lan Tamp,
Ehrliche kame — mitten Leik in Kamp,
Un tappte mitten kunnten ſchreiten.
Un wenn dr Leik de Ritter ſohch,
De ſtoher ſort, wie Schnuppetuack.

De briewer vergäng denn ene Weile Zeit;
Balle hatte dr Leik Muth,
Balle ſahits du Rittern an Brut,
Un immer länger wut dr Schreit;
Kerzlim! e verjänge bei dritzer — (boore verſteh ich nicht)
Wull dinah ä bald Mannel Jahre
Dr Ritter, dar hatte nu derheim ju Bruder
Den hatte dar den Auftrobl gegahn (auch bloß gahn),
Har ſollte (der conjunct prws. v. haben iſt im Oberharziſchen erloſchen) bidſch neun Nachten jahn.
Des war hallich oder ä ſchlabt Luter,
? Grußbruder? (das Harziſche hat dafur gar kein wort, vielleicht grüßlerſch) un jammerlich ſchiels
Un ſaſch derbei, wie Gallingheis.

'e drichte Jahr, do muchtes giehn,
Do thater in, wie har verſchprochen:
(Su machens alle falſche Knechen)

Denn sunger abn, sich (das ende des verses versteh' ich nicht; wörtlich übersetzt würde es lauten mit zu streben*)
Un zankte sich mit seinen Schwegern
Wer weiß, was denn ihrt vermögern.

De Schwegern huß (aber auch bich) thätelt,
Die hubine lank es Bitterschpiet;
Des holfer oder gar oft viet,
Un wenns a wos gebolten hette
Der Schwoger war ä blindster Karret
Un war se dirbe, wie ä Querret. —

Su wären vergange ä Jahre drie
Mit ziehn, mit anein, mit zanken
(e hatte jeder su seine Gedanken);
Do kam — es ä mol des Gerücht (auch Gerücht, dies aber weniger brauchlich),
s hette ä Gut von Gerbau (hätt in verloren gegangen) gebrieft;
De Ritter kan wär in — Zank gekiem.

*) Vergleicht man die von mir fett gedruckten stellen, so wird man finden, daß der vokalismus des Oberharzischen von dem des Mansfeldischen bedeutend abweicht. Ich mache zum überfluß auf einiges aufmerksam: HD. î, Mfd. ê, Hrz. i z. b. vil (viel), vël (veel), Hrz. vil (viel). HD. â, Mhd. â, Mfd. â, Hrz. ä, z. b. Hd. wônen (wohnen), Mhd. wohnen (wônen), Mfd. wônen (wohnen), Hrz. wôna (wuhna); Mhd. ou, Hd. au, Mfd. aue, Hrz. â, z. b. Mhd. frouwe, Hd. frau, Mfd. fraue, Hrz. frâ (Fra). Mhd. ë, Hd. ë, Mfd. ë, Hrz. ä, z. b. Mhd. slëht, Hd. schlecht. Mfd. schlëcht (schlächt) Hrz. schlacht. — auch im konsonantismus ist abweichendes, z. b. Hd. nde, Mfd. nge, Hrz. nd., z. b. Hd. hände, Mfd. hänge, Hrz. händ; auch Hd. nter, Mfd. nger, Hrz. nter, z. b. Hd. herunter, Mfd. herunger, Hrz. runter. Hd. ben mit vorausgehender länge, Mfd. blen, Hrz. m, z. b. Hd. geblieben (geblieben), Mfd. geblebln, Hrz. geblim (geblieben). Ein blick auf die ans licht gezogenen gesetze wird Jeden von der wahrheit der behauptung überzeugen, daß der Harzdialekt mit dem Mansfeldischen nur den wörterschatz und den Fränkischen charakter im allgemeinen teilt, übrigens aber mehr nach dem Hennebergischen hinweist.

Altona 16. Oct. 1851. G. Schulze.

*) Wahrscheinlich ist das met ein druckfehler statt umme, oder um, und der sinn: dann begann er sich umzudrehen = umzuwenden = anders zu werden. —

Erster teil. Grammatisches. Erste abteilung. Erklärung der zeichen und abkürzungen.

§ 1. 1) ˘ bezeichnet kürze, ˉ länge des darunter stehenden oder weggelassenen vokals; letzteres vertritt also die in gemeiner schrift gebräuchlichen dehnungszeichen, z. b. lâm = lahm (gmd. lîben); mông = mohng (gmd. magen); ˉng will sagen, daß vor dem ng ein kurzer, ˘ng, daß vor dem ng ein langer vokal ausgelassen ist; nur das lange â wird durch ää bezeichnet, z. b. Hääarz, das gebirge Harz, während harz = herz ist. Im text wird die länge durch die im gmd. gebräuchlichen dehnungszeichen bezeichnet, z. b. lieng (jacere) = ling.

§ 2. 2) Zwei punkte über einem e (ë) bezeichnen ein wie ä auszusprechendes e, wie es z. b. im gmd. nehmen, feder u. dgl. auszusprechen ist.

§ 3. 3) ein ring über einem a (å) bezeichnet dasselbe als ein tief klingendes, wie das Englische oa auszusprechendes a, z. b. årm (brachium, pauper), lånn (claudus), dagegen lâm (vivere).

§ 4. 4) æ, Æ, ist ein langes ä.

§ 5. 5) agf. bedeutet angelsächsisch; afr. altfriesisch; ahd. althochdeutsch; as. altsächsisch; anr. altnordisch; dæn. dänisch; eng. englisch; frz. französisch; gmd. gemeindeutsch (das sogenannte neuhochdeutsch, die jetzige allgemein verständliche bücherspruche); gth. gothisch; gr. griechisch; it. italienisch; lat. lateinisch; mhd. mittelhochdeutsch; nl. niederländisch; nnd. neuniederdeutsch; nd. niederdeutsch; obz. oberharzisch; sp. spanisch; schwd. schwedisch; st. stark; schw. schwach; gem. gemischt.

Bei vollwörtern bezeichnet die römische ziffer die konjugation; die deutsche die klasse, der lateinische buchstab die gruppe*). Bei substantiven bezeichnet die röm. ziffer die deklination, die deutsche die große, der lat. buchstab die kleinere gruppe**); n. nominativ; g. genitiv; d. dativ; a. akkusativ; s. singular; pl. plural; m. masculinum; f. femininum; n. neutrum; f. siehe; u. und.

6) das zeichen = bedeutet ist gleich.

*) u. **) Wegen gruppirung der vollwörter vergl. §§ 62—74; wegen der der substantiva § 100.

Zweite abteilung. Anleitung zum lefen des Oberharzifchen.

1) ä, ää f. § 3.

§ 6.

2) e lautet nur vor m und n wie ë, ferner in herr, fchmerz und den davon abftammenden wörtern, fodann in zeffig (gmd. zeifig) und leffig (gmd. leffing, laxia coccothraufles). § 7.

3) g: das anlautende nähert fich dem k, ohne jedoch den leifen hauch zu bekommen, welcher das ohzifche k begleitet. Der Oberharzer unterfcheidet in der ausfprache fehr genau zwifchen gärten (hortus) und karten (chartæ); gorrn (dürres fteifes pferd) und korn (granum), ginner (fautor) und kinner (infantes). Nur vor n möchte fich k ftatt g rechtfertigen laffen, z. b. in verkning (voluptas). Ferner ift zu bemerken, daß das auslautende g, wenn ihm r vorhergeht, nicht media fondern afpirata, der laut aber vorn am gaumen, nicht hinten zu bilden ift, z. b. Gorg ift zu lefen wie Goreh, fo jedoch, daß das eh nicht nach Schweizerart auszufprechen ift. § 8.

4) ngg (gmd. ngen). Das letzte g nur leife anzufchlagen, nicht völlig auszufprechen. Es eignet nur der fchwachen adjectivdeklination der wörter auf nk (z. b. in funer langg zeit) und den fubftantiven auf ing im d. pl., z. b. fchperlingg, d. pl. v. fchperling. § 9.

5) k hat im anlaut einen leifen hauch, aber nur vor vokalen, z. b. in korn, kochen. Im inlaut (zufammenfetzung ausgenommen) und auslaut, auch wenn es durch angehängte flexionsendung inlautend würde, ists reine tennis, wie z. b. in klänk, klûk, kliker. § 10.

6) folgt g oder ch auf e, ä, ö, i, ei, fo wird die aspirata (in diefen fällen ist nämlich das g eine foiche) vorn am gaumen, gehen andere laute vorher, fo wird fie hinten an demfelben, nahe an der Kehle, gebildet. Das g in logt (jacebatis) lautet anders als in leigt (mentitur), das ch in dichte (fpiffus) anders als das in racht (recte) oder in gerocheh (olfactus). Zwifchen dem inlautenden und dem auslautenden g und dem ch ist kein unterfchied; das g in heilig und heiliger lautet eben fo wie das ch in herrlich und herrlicher. In der verbindung ng ist das g immer media, niemals tennis oder gar afpirata, z. b. fäng (capias) nie fänk zu lefen. § 11.

7) chs ift wie ks oder x auszufprechen (flächs, linum, lautet wie § 12.

fläka oder fläx; fechſe, lat. ſex, wie fekſe oder ſexe), es ſei denn, daß das s nur pronominalſuffix oder geſchlechtszeichen wäre, wie z. b. in fôchs (ſah es), fechchs (ſolches). In dieſem falle iſt das ch wirkliche aſpirata.

§ 13. 8) auslautendes dt oder tt ſtehen bloß um anzudeuten, daß zwiſchen den beiden urſprünglich ein e ſtand, werden aber einfach wie t geleſen.

§ 14. 9) ß iſt ein ſcharfes s.

§ 15. 10) auslautende geminatiön findet in wirklichkeit im ohz. eben ſo wenig ſtatt wie im gmd. Geſchrieben bedeutet ſie kürze des vorangehenden vokals.

§ 16. 11) kein konſonant duldet den hauch unmittelbar vor ſich (zuſammenſetzung ausgenommen). Geſchrieben (im texte) bedeutet er länge des voraufgehenden vokals. fahn lautet wie fân.

§ 17. 12) ein im inlaute zwiſchen zwei vokalen ſtehendes h hat die beſtimmung die beiden vokale vor verſchmelzung zu bewahren, hat aber in der wirklichkeit keinen laut: friher (prius) lautet wie frier. Ausnahme macht das urſprünglich anlautende h, z. b. in gehæm (furtim), wo zuſammenſetzung vorliegt. Wo die einſchiebung eines h unſtatthaft ſchien, hat man ſich zum angegebenen zwecke des tremas bedient, z. b. ſchpiëln (ludis).

§ 18. 13) kein wort lautet in wirklichkeit auf den hauch aus; geſchrieben bezeichnet er länge des vorangehenden vokals. ruh (quies) lautet wie rû.

§ 19. 14) th: bloß das t auszuſprechen.

§ 20. 15) geminiertes ch bezeichnet kürze des vorangehenden vokals, z. b. biechcher (libri) pl. von bôch.

Dritte abteilung. Anweiſung zur analyſirung der wörter, welche im wörterverzeichnis ſich nicht finden.

Zu dieſem zwecke beachte man folgendes:

1. über den auslaut. Iſt derſelbe

§ 21. A. konſonantiſch, ſo iſt ers 𝔄) entweder auch im entſprechenden gemeindeutſchen worte z. b. brôd (panis), oder 𝔅) es iſt ein e abgeworfen, z. b. ſin (gemeine ſchrift ſihn), filii.

§ 22. B. vokaliſch, ſo iſt ers 𝔄) entweder auch im entſpr. gmdſchen worte, z. b. alte (vetuſti), 𝔅) oder es iſt ein n abgefallen:

nenne (nominare), oder ein b, wie in grû (foſſa, grube), c) oder es iſt e angehenkt: droffe (drauf); kommt jedoch ſelten vor.

II. über die laute der wörter, und zwar

A. die konſonanten.

a. die einfachen. Hat das wort § 23.

1) ein ch, ſo hat das entſprechende gmd. entweder a) h, z. b. hechcher (höher, altior), gefchôch (im text gefcholeh, gmd. gefchah), rauch (rauh); vich (im text vieh, vih); fôch (im text foheh, fah). — b) oder ie, z. b. lillich (lilie), linich (im text lienich, linie); lauter fremdlinge, ausgenommen tinnich, mhd. tinne (tempus capitis).

2) k (als auslaut; als inlaut wenn das k urſprünglich auslautend § 24.
geweſen), ſo hat das gmd. entweder a) h, z. b. fchûh (im text fchuhk, gmd. fchuh; mhd. fuoch); flûh (gemein fluhk, floh, mhd. floch, pulex), oder b) g, z. b. klûk (im text kluhk), gmd. klug; kliker (im text klieker), gmd. klüger; fark (farg); bark (taubes geſtein, dagegen wunderlich genug barg, gmd. berg); lânk (gmd. lang, mhd. lanc); gefânk (gmd. gefang, mhd. gefanc).

Anm.: g iſt ausgefallen in allen formen des worts be- § 25.
gæne (obviam fieri), in leift (liegſt), leit (liegt); in allen formen des worts ræne (pluere); in ræn (pluvia); in fchlaân (im text fchlah, fchlage), fchlêft, fchlêt, fchlaân, gefchlâân (im text fchlehft, fchleht, fchlahn, gefchlahn, gmd. fchlægſt, fchlægt, fchlagen, gefchlagen); in trâân, trêſt, trêt, traân, trant, getraân (im text trah, trehft, treht, trahn, traht, getrahn, gmd. trage, trægſt, trægt, tragen, traget, getragen); in allen formen des wortes fâân (im text fahn, gmd. fagen); in naal (nagel); nâl (nægel); ſcheinbar in fchteier (gmd. fälſchlich freiger, præfectus metallicorum).

3) t vor der vorſilbe er (z. b. terlaum, d. h. erlauben), denke man § 26.
ſich hinweg.

4) hat ein fremdling anlautendes z, ſo hat das entſprechende gmd. § 27.
ein ſ, z. b. zâldât (ſoldat). — In zitterdes iſt auch anlautendes deutſches s in z verwandelt (vgl. mhd. ſeler).

5) inlautendes w = inlautendem b; z. b. liwer (im text liewer = § 28.
lieber), fchtorwer = ſtarb er.

§ 29. 6) b zwiſchen m und t iſt kaum hœrbar und gnd. pf entſprechend; z. b. fehtambt = ſtampft.

§ 30. Anm.: b iſt abgefallen, beziehungsweiſe ausgefallen in grô (grube, fodina), fehtô (ſtube), gâl (gelb, flavus), mir (mürbe), blei, bleift, bleit, blî, blift, blît (bleibe, bleibſt, bleibt, blieb, bliebſt, bliebt); gâ, gift, gitt, gân, gatt, gô, gôft, gê, gêft, gên, gegân (gebe, giebſt, giebt, geben, gabſt, gabe, gæbeſt, gaben, gegeben); hô (habe), hään (haben), hott (habet), gehät (gehabt); tramt (trampt); fchpinnewê (abd. ſpinnaweppî, ſpinnenwebe).

§ 31. 7) *m* (auslautendes), ſo kann das aus ben entſtanden ſein, z. b. fchim (ſchieben), kolm (kolben), fchwälm (ſchwalben).

§ 32. 8) auslautendes 'n, ſo kann dasſelbe entſtanden ſein a) aus 'ben z. b. gân aus geben; b) aus 'hen, z. b. fân aus ſehen, oder c) aus 'gen, z. b. fchlään aus ſchlagen.

§ 33. Anm.: Abgefallen iſt n in geſter (geſtern), fchterr (hirn), mei, dei, fei (mein, dein, ſein; ſuus). Ausgefallen iſts in fift und fifte (ſonſt), fuffzen (funfzehn), fuffzig (funfzig). Urſprünglich ſchon nicht vorhanden in bärr (birne, abd. pira, mhd. bir, nnl. pêre). Anlautend kommt es vor als überbleibſel von hin, z. b. nein = hinein; nauf = hinauf; nunter = hinunter.

§ 34. 9) anlautendes r kann von *her* (huc) übergeblieben ſein; z. b. rob = herab; älteres nhd. rab.

V. deren verdoppelung.

Sie hat immer ˘ vor ſich. Zwei fälle:

§ 35. 1) das gmdſch. wort hat den konſonant auch, aber einfach und nach ˘. z. b. fchprutteln (ſprudeln), wätter (weiter), tiffer (tiefer).

§ 36. 2) oder es liegt zuſammenziehung und angleichung vor, z. b. lett (läßt), lott (laßt), gitt (giebt), gammer (gieb mir, vgl. mhd. gim mir; ſ. Benecke zu Iwein 1597), wutte (willſt du). Insbeſondere merke man:

a. hat das wort im inlaut oder auslaut geminiertes p, ſo hat das entſprechende gmdſche wort pf: proppen = pfropf; eppel = apfel u. äpfel, kopp = kopf.

b. hat es ww, ſo hat das gmd. bb. kräwweln = krabbeln, auch mm in wiwweln = wimmeln.

c. hat es ll, so hat das gmd. entweder ld, z. b. gillen = gölden, hâll = halde; oder lt, z. b. ſchuller = ſchulter.

d. hat es inlautend nn, so kann das zweite n ein angeglichenes d ſein, z. b. hunne = hunde, hunnert = hundert. Einmal iſts sogar angeglichenes s: unner = unſer.

C. ſonſtige verbindungen:

Hat das ohz. § 37.

1) ſl, ſo kann das gmd. pfl haben (im anlaut): flâng = pflegen.

2) pr (anlautend) kann gmd. pfr ſein: proppen = pfropf.

3) mp (auslautend) kann gmd. mpf entſprechen: ſchtrump = ſtrumpf.

4) lw (im inlaut) = gmd. lb: ſilwer = ſilber.

5) 'ng = 'gen oder 'chen: mông (magen), ling (liegen), ſchleing (ſchleichen), ſchtreing (ſtreichen).

6) 'ngd und 'ngt = 'gend: lingd (im text liengd, liegend); têngt (taugend, nd. tögend, tergend, d. h. tüchtig).

7) lm = lben: z. b. hâlm = halben, kâlm = kalben, ſâlm = falben.

8) ls = lz: hols = holz. 9) ln = len: hôln (im text huhln) = holen; wolln = wollen. 10) ns = nz: flâns = pflanze. 11) nß = nz, frz. nce: prinß = prinz, frz. prince. 12) ſchp = ſp: ſchpeia = ſpeien. 13) ſcht = ſt: ſchteing = ſteigen. 14) rſch = rs: unnerſch = unſers. 15) ſchpl, ſchpr, ſchtr = ſpl, ſpr, ſtr: ſchplitzen = ſplitzen, ſchpritzen = ſpritzen, ſchtreing = ſtreichen. 16) rſcht = rſt: berſcht = bürſte, dorſcht = durſt. 17) rw = rb: herwer = herberge, lorwer = lorbeer. 18) ſt. a) inlautend = gmd. mhd. ſt: geſter, gmd. geſtern, mhd. gëſter b) auslautend = gmd. s, mhd. z, in kraweſt, gmd. krebs, mhd. crëbeze.

B. über die vokale.

A. zurückführung auf die entſprechenden gemeindeutſchen.

1) â: gewöhnlich = a, z. b. ſchwârz = ſchwarz; hârt = hart; § 38. ausgenommen ângêng (entgegen), âär (ähre), blâă (blau), hăă = hen, wo das Andreasbergiſche richtig hæ hat (vgl. mhd. hön), während das ohziſche nordweſtlich vom Bruchberge hæ zur bezeichnung einer gegend gebraucht, deren waldung

niedergehauen iſt und welche man gmd. hai, alſo haiſiſch, zu nennen beliebt. Hinzuzunehmen ſind: ſich aufklääären = ſich aufklæren, klar, hell werden; ſälb = ſelb, z. b. ſalbannert = ſelbandert; mään (papaver), mäántĭch (montag), trään = træne (lacryma); verſchmää = verſchmæhen (mhd. freilich ſmâhen); ädläwäng (eau de lavende); klåtern (zerlumpte kleidungsſtücke); wären (wæhren); zäldäät (ſoldat). ää kann auch = gmd. a ſtehen, z. b. ääreſiren = frz. arriver; drään (dran), grääm (gram), Käärel (Karl), gäären = garn; nään = hinan, ſchlääm = ſchlamm; ſchtäätlich = ſtattlich; wäätſcheln = watſcheln; ään = an. Regel: das a iſt ohz. ä, wenn es einem gmd. a entſpricht.

Anm.: dies ä iſt im texte nur dann beringelt, wenn es zur vermeidung misverſtändlicher homeographie notwendig war. Die länge des ä iſt im folgenden nur dann durch aa bezeichnet, wenn ihm nicht ein einfacher konſonant mit folgendem vokal folgt; dafür iſt aber aa auch immer wie ää (gemeine ſchrift äh) zu leſen.

§ 39. 2) *a*:

a. = gmd. a. 1) in allen ausrufen und naturlauten. 2) in Andrés = Andreas, arpen (arbeiten), arbt (arbeit), arbter (arbeiter), dass (daß), Hannel (Hannchen), Hanning (Hannchen), hanſchich (handſchuh), hatte, haſte, hatten (hatte, hattſt, hatten); mantel (mantel); marteln (martern); martellei (d. i. quælerei); martler (märtyrer), ſchmant (d. i. gaffenkoth); vatter (gevatter), zwanſig (zwanzig), zormatſchen (zu einer breiartigen maſſe machen). 3) in fremdlingen, z. b. adjé, frz. adieu.

b. = gmd. ä, z. b forwarts = vorwärts, ſchatzel = ſchätzlein; hannel (lites), pl. v. hännel.

c. = gmd. ë: arwes = erbſe, Wilhalm = Wilhelm (mhd. Willehalm), walt = welt (mhd. wërlt).

d. = gmd. e: dafter = deſto, draſchen = dreſchen.

e. = tonloſem e: längara = längere. Ein ſolches a kann immer ſtatt e im auslaut gebraucht werden und wird ſo gebraucht, wenn ein derartiges wort den ſatz ſchließt.

3) *ä* (im texte a, aa, ah).

a. ſelten gmd. â, nämlich in dem namen des buchſtaben a, ferner in âmteier = abenteuer (mhd. aventiure), korafche (frz. courage), knatern, wofür jedoch auch knætern (knattern). § 40.

b. = gmd. au, ahd. au, mhd. ou, nnd. ô oder â: bâm = baum; râch = rauch; frâ = frau; genâ = genau; grâ = grau. Nur hauf, haubt und lauf (letzteres jedoch nur als grundwort in zuſammenſetzungen, z. b. lâmslauf) behalten ihr au.

Anm.: die bezeichnung der länge eines in offener ſilbe ſtehenden vokals wird fortan in dieſem teile des gloſſars unterbleiben.

c. = gmd. æ: fâg = fæge (ferra); fchamn = fchæmen (pudere).

d. = gmd. langem ë: âm = eben (modo), ârd = erde, wâng = ewegen.

e. = gmd. ë: pâch (wofür jedoch auch pich) = pech, brât = brett.

f. = gmd. ôu (wo man eig. æ, mhdſchem öu entſprechend, erwartet): bamer = bäume, lafer = laufer.

g. = gmd. è (ſelten): fân = ſehen.

h. agſ., mhd. æ: râz d. h. gewaltige gliederkraft, agſ. ræs, vgl. mhd. ræze, d. h. hitzig.

4) e: § 41.

a) = e: wecken. b) = ä: wefch (wäſche). c) = æ: fchleffrig (ſchlæfrig). d) = ö: kopp (köpfe). e) = œ: hefflich (hœflich). f) = i und ü, nämlich vor r: kerch (kirche), ferfcht (fürſt). g) = ë: lerch (lerche, alauda).

5) é (im texte eh, ee). a) = ê: fêl = ſele. b) = œ: él (oel), fehrêtern (frequentativ von gmd. fehroten), drêna (dræhnen). c) = æ: fehwêgern = ſchwægerin; fehtêk = ſtæke, nêa = nahen. d) = i: fehêf = ſchief, bêng = biegen. e) = nnd. é, agſ. â, gmd. ei: fehpêk, und. ſpeke, agſ. ſpâca, gmd. ſpeiche (des rades). § 42.

6) tonloſes e: § 43.

a. geblieben

a) zwiſchen r und l: Karel = Karl; karrel = kerl (ahd. charal).

b) „ h „ s: krawoft = kreus (mhd. crêbez).

c) „ g „ ſ: angoft = angſt (ahd. ankuſt).

d) zwiſchen g und n: genaad = gnade (mhd. genâde).
e) „ g „ l: gelæm = glauben (gläuben).
f) „ n „ f: finefe = fünf (ahd. finevi), hannef (mhd. hanef) = hanf.
g) „ w „ n: fiwena (gth., ahd. fiban) = ſieben.
h) „ b „ û: oweft = obſt (mhd. obez).

b. verſetzt: 1) vor eln, ſtatt len: haueln = heulen, fieln = fühlen. 2) zwiſchen r und n: garen = gerne; gâren = garn.

§ 44. 7) *i*:

a) = ü: biehs = büchſe, fiehs = fuchſe. b) = gmd. u: gedillig = geduldig (früher gedüldig); fehillig = ſchuldig; finkeln = funkeln; inter = unter-, z. b. interfehteier = unterſteiger.

§ 45. 8) *i* (im texte ih, ie): a) = lang ü: iwel = übel, kliker = klüger. b) = i: fehmid = ſchmidt (faber ferrarius), fehliten = ſchlitten, zin = zinn, rit = ritt (equo vectus eſt). c) = æ: im konj. prät. von hæren (hören), z. b. hirich, hærte ich; ferner in fehin = ſehen, hina = hænen; in ausfina, verfina = ausſehnen, verſehnen, vgl. gmd. fühnen; ſodann als umlaut von û: rât (gmd. roth), comparat. riter; gât, comp. giter. d) = ê in gin = gehen und fehtin = ſtehen. e) = ei (ſelten): lifa = leiſe; fehtiz = ſteil.

§ 46. 9) tonloſes, verſtohlenes i findet ſich

a. zwiſchen l und g, z. b. ballig (balg).
b. „ l „ ch, z. b. millich (milch).
c. „ n „ ch, z. b. minnich (mönch, lat. monachus), mannich (vgl. ahd. managei).

§ 47. 10) *o*:

a. = u vor r, welches weder i noch ü noch u vor ſich leidet, z. b. worfeht (wurſt); ſeltener vor andern, z. b. fehoss (ſchuß).
b. = û, z. b. flochch (flug).
c. = ô, z. b. koll (kohle).
d. = a, z. b. wos (was), hoft, hot, gewochfen, kolender, fehormant (frz. charmant).
e. = i: loff (lief, prät. v. lafen, currere).

f. = **ea**: **geloffen** (gelaufen).

11) **ô**: a) = **â**, z. b. **fchôf** (ovis), **fchlôf**, **loden**, **fôch** (violet). b) = **a**: **grôs** (gramen), **blôt** (folium), **rôd** (rota currus), **nôch** (poſt). § 48.

12) **u**: a) = **u**: **unten**. b) = **û** (mhd. uo): **huften**, **ruffen**, **fuchchen** (gmd. **fuchen**), **blutfû** (gmd. **bluteſt**), **blutt** (blutet), **blutte** (blutete), **geblutt** (geblutet). c) = **ü**: **huppen** (hüpfen), **gebrull**, **brullen**. d) = **o** (gth. u) **vull**, **tull**, **quull**. e) = **ô**: **hunnig** (mel), **munden** (luna). § 49.

13) **û**: a) = **û**: **ûr** (horologium). b) = **ô**: **ûr** (auris), **ufen**, **bût** (nuntius), **flûk** (pulex). c) = **i** im pret. urſprünglich reduplicierender vollwörter: **blûs** (blies), **fûl** u. dgl., woneben jedoch auch **i**. d) = **o**: **trûk** (trog). e) = **u**: **betrûk** (betrug). § 50.

14) **ê**: a) = **ei** (mhd. ei): **ê** (ein), **êmmer** (eimer). b) = **æ**: **fchênner** (fchœner). c) = **ü**: **fchêrz** (fchürze). d) = **eu**: **lêchten** (leuchten). e) = **a**: **kênnte**, **lênkfen** (langſam). f) = **ô**: **kênnte** (könnte, lat. poſſet). g) = **e**: **kênne** (kennen). h) = **ê**: **êrfcht** (erſt), **jênner** (jener), **fchwêrrer** (fchwerer). i) = **i** vor **r**: **hêrt** (hirte), **fchtewer** nach **r**: **brênga** (bringen). § 51.

15) **æ**: a) = **oi** (goth. ai, ſehr häufig): **æ** (ovum), **bædo** (beide). b) = **au** (nnd. **ø**, mhd. **ôu**, **ou**): **kæfen** (kaufen), **tæf** (taufe, mhd. **tôufl**), **tæfen** (taufen, älter **tâufen**). c) = **eu**, **âu** (mhd. **ôu**): **fræd** (freude). d) = **œ**: **hæren** (hœren), **gewæne** (gewœhnen). e) = **ê**: **bær** (beere), **kæren** (kehren). f) = lang **ô**: **ræn** (pluvia); **fæng** (fegen). g) = **i**: **fchmæren** (fchmieren). § 52.

16) **ei** = **eu**, **âu** (mhd. **meiſt** in): **eich**, **feier**, **meis** (mures); ſonſt = **ei** mhd. **i**: **eifen**, mhd. **îſen**; **fchpeis**, mhd. **ſpîſe**. § 53.

B. Umlautung. § 54

1) **â** lautet um a) in **a**, z. b. **kâften** (ciſta), pl. **kaften**; **hânnel** (lis), pl. **hannel**. b) in **ô**, z. b. **fall** (caſus), pl. **fôll**. c) in **e**, z. b. **aft** (ramus), pl. **eft**. d) einmal in **ê**, nämlich **fchtadt** (urbs), pl. **fchtête**.

2) **aa** lautet um a) in **â**, z. b. **naal** (clavus), pl. **nâl**. b) in **æ**, z. b. **zaan** (dens), pl. **zæn**.

3) **o** in **e**, z. b. **bock**, pl. **beck**.

4) **ô**, a) in **â**, z. b. **grôm** (fuſſa), pl. **grâm**. b) in **ê**, z. b. **foden** (ſilum), pl. **feden**; **fchlôk** (ictus), pl. **fchlêk**.

5) u, a) in i, z. b. bruch (fractura), pl. bricheh. b) in e, z. b. wulf (lupus), pl. welf.

6) ê, a) in î, z. b. brûch (d. i. moraſt), pl. brîcher. b) in i, z. b. tuch (pannus), pl. tichcher. c) in é, z. b. buden (= gmd. boden), pl. beden; flûk (gmd. floh), pl. flê.

7) au in ei, z. b. zaun (fepes), pl. zein; maus (mus), pl. meis.

§ 55. III. über vorfilben.

1) ter = gmd. er, z. b. terlaum (erlauben). 2) dô u. doder = gmd. da, z. b. dofir, doderfir = dafür. 3) ver = gmd. er, z. b. verzêeln = erzælen.

§ 56. IV. über endungen:

1) 'eln = gmd. 'len, z. b. fchoeln = fcholen = fchôln = gmd. fchalen; verweieln = verweiln = gmd. verweilen. Ueber die ausſprache ſ. § 90, c.

2) me, ne, nge = gmd. men, nen, ngen: namme = nehmen, nenne = gmd. nennen, fchlinge = fchlingen.

3) infinitiv u. 1ᵉ u. 3ᵉ pl. auf e mit voraufgehendem vokal = gmd. en mit voraufgehendem vokal: fchreie = fchreien.

4) ing = gmd. ung, igen u. ichen: z. b. mæning = meinung, fæling = feligen, herrling = herrlichen. 5) 'ng = 'gen, z. b. jûngd = jugend. 6) lling u. rring = gmd. lgen u. rgen: folling = folgen, morring = morgen. 7) nne, nnel, nner = gmd. nde, ndel, nder: fchtunne = ſtunde, hanneln = handeln, wunner = wunder; einmal = nfer, nämlich unner = unſer.

V. konjugation.

A. infinitiv und perſonenkennzeichen.

§ 57. A. infinitiv. Die obzifchen lautgeſetze bringen es mit ſich, daß nicht jeder infinitiv, alſo auch nicht jede 1ᵉ u. 3ᵉ pl. præs. auf en ausgehen kann. Es verhält ſich vielmehr mit dieſen formen wie folgt: Hat das gmd. im infinitiv und in 1ᵉ u. 3ᵉ pl. præs.

1) ben, ſo wird daraus *m*: aus lieben wird lim (im text liem), aus ſalben wird ſalm, aus ſterben wird ſchtarm, ausgenommen gân (geben) und haan (haben).

2) en mit voraufgehendem vokal, ſo fällt das n ab: aus ſeen wird ſee, ausgenommen hân aus hauen (ahd. houwan).

3) hen. a) iſt das wort ſtark, ſo fällt das he aus: aus gehen wird gîn (im text gihn). b) iſt es ſchwach, ſo fällt das n ab: aus ruhen wird rua (im text ruha).

4) 'gen oder 'chen, ſo hat das ohz. 'ng: aus liegen wird ling, aus rauchen wird râng, aus brauchen wird braung. Ausnahmen: traan (tragen), ſaan (ſagen), ſchlaan (ſchlagen).

5) lgen, ſo hat das ohz. lling. Aus folgen wird folling.

6) men oder nen, ſo verſchmacht das ohz. wort den auslaut. Aus kommen wird kumma, aus nennen wird nenna.

7) ngen, ſo hat das ohz. nge. Aus verlangen wird verlanga.

8) rgen, ſo hat das ohz. rring. Aus ſorgen wird ſorring.

9) 'len, ſo entſteht die § 56, 1 beſchriebene umſtellung: Aus beſelden wird befâln oder befaeln, aus heulen wird haeuln. vgl. mhdſche formen wie ſcheln, queln, wern, zern u. dgl.

B. perſonenkennzeichen.

1) für ſtark und ſchwach gemeinſchaftlich:

a. die 1ᵉ ſing. præs. endigt nie auf e, ſondern zeigt den nackten ſtamm, z. b. inf. känna (kennen) 1ᵉ s. præs. känn (kenne); inf. erm (erben) 1ᵉ s. præs. erb; ſo lâm (leben), lab (lebe); lîng (liegen), lîg (liege); ſchtaung (ſtauchen), ſchtauch (ſtauche); rachna (rechnen), rachen; râng (rauchen) râch. § 58.

b. der imperativ hat in der wurzel immer den laut des infinitivs: ſchprachchen (ſprechen), imper. ſchprachch (ſprich). Von ſân (ſehen) giebts noch eine 2ᵉ s. auf e, nämlich vor guck: ſe guck! (ecce, ei ſieh doch! ſiehe da! gth. ſaihv; ahd. mhd. ſê; Grimm gram. III, 247). § 59.

2) für jede art beſonders.

a. für die ſchwache iſt zu merken: § 60.

Hat das gnd.

1) im pr. deſt oder teſt, det oder tet, ſo wird das e elidirt und die ganze ſilbe zu dſt und reſpective tſt und t zuſammengezogen, z. b. ſchadſt, ſchadeſt, rättſt, reiteſt; ſchat (oder ſchadt), ſchadet, rätt, reitet. So geſchah's ſchon im mhd. (Grimm gr. I, ſ. 958. 959).

2) teſt, in 2ʳ s. præt., ſo hat das entſprechende ohz. ſte. Aus ſagteſt wird sâſte.

3) hat es in 2ʳ pl. præs. und im part. præt. tet oder det, ſo wird

das e herausgeworfen und ſtatt des aus tet entſtehenden tt könnte füglich auch t geſchrieben werden, da wirklich nur ein t gehört wird. Aus haltet wird haltt oder halt; aus gefaltet wird gefaltt oder gefalt; aus gebetet wird gebatt oder gebat; ſo gefchatt = gefchadet.

4) endigt die 2ᵉ plur. prät. auf tet, ſo fällt der auslaut der endung weg. Aus fagtet wird fate (im text fahte).

5) hat das gmd. dete oder tete, ſo wird dies in te zuſammengezogen; der verſtändlichkeit wegen nötigen falls mit tte geſchrieben. Aus faltete wird faltte oder beſſer falte.

6) deteſt oder teteſt wird zuſammengezogen zu tſte: falteteſt zu faltſte.

7) das part. præs. der wörter auf mme lautet mmet: flamma (flammen), part. præs. flammet.

8) das part. præs. derer auf nne lautet nnet: brenne oder brenna (brennen), part. præs. brennet.

§ 61. b. für die ſtarke:

1) lautete der ſtamm auf ein urſprünglich hörbares h aus, ſo hat das præt. ch; gefchân (geſchehen), præt. gefchôch (geſchah). Alſo ganz wie im mhd. (Grimm gram. I, 942).

2) das part. præt. endigt wie der infinitiv, z. b. terwarm (erwerben), part. præt. terworm (erworben).

3) die 1ᵉ u. 3ᵉ præt. conjunct. lautet nie auf e aus, alſo kaam (veniebam), conj. kæm (venirem, veniret), roch, præt. conj. rech (röche).

B. darſtellung der konjugation.

Das Oberharziſche hat dreizehn konjugationen, nämlich (die urſprünglich reduplicierende hinzugerechnet) elf ſtarke und zwei ſchwache.

II. ſtarke konjugation.

No. der konjugationen.	allen gruppen gemeinſamer ablaut und deſſen umfaut.			No. der hauptgruppen.	inutverhältnis der haupt- und kleineren gruppen.					belege und bemerkungen.
	part. pret.	conj. pret.	pret.		part. pret.	conj. pret.	pret.	s. u. 3 • pres.	pres. imp. pl.	das allen gruppen gemeinſame iſt mit deutſcher ſchrift angegeben um anzudeuten, daſs die laute auseinander ſind. die numerierung der kleineren gruppen unterbleibt, der augenſchein lehrt, daſs z. b. die erſte hauptgruppe der 1. konjug. in 2 kleinere zerfällt.	
I	ë	i	i	1	i	i	i	w ei	w ei	verbleng (bleng iſt ſchw.). beiſſen.	§ 62.
				2	i	i	i	ei	ei	weiſen.	
				3	i	i	i	ei	ei	bleim (pr. blei, bleiſt, bleit; bleim, bleit, bleim; imper. blei; pret. bli, bliſt, bli, blim, blit, blim; part. pret. gebliu). ſchreia (hat im pret. und deſſen part. das e bewahrt: ſchrir, geſchriren).	
								a	ei	ſchneiden, reiten.	
II	u	ă	a	1	u	ä	ă u	i	i	klinga. die worter deren ſtamm auf ng oder nk ausgeht, haben die nebenform auf u, diejenigen, denen er auf nd oder n ausgeht, haben ſie blos im plur. ginna entbehrt derſelben und hat auch ein ſchw part. pret. geginnt; formiert auch den conj. pret. lieber ſchw., ginnta.	§ 63.
								ë	ë	ſchwemma (intrans., hat auch ein ſchwaches pret. und part. pret.: ſchwemmta, geſchwemmt).	
				2	u	w	au	i	a u	namma (nehmen). kumma (kann des augments entbehren, alſo kumma = gekumma).	
III	a	e	o	1	a	ë	ô	i	i a	ſitzen (pret. ſoz; conj. ſëz). aſſen (kann im part. pret. des augments entbehren, alſo gaſſen = gegaſſen).	§ 64.
				2	â	ê	ô	i	i â	bitten (hat auch ein ſchw. part. pret.: gebitt). gân (2. pl. pret. gatt. part. pret. gân neben gegân).	
								i	a	fân (2. pl. praes. ind. fatt).	
								â	â	genaſen.	
								ei	i	ling (liegen, jacen).	

	No. der konjugationen.	allen gruppen gemeinſamer umlaut und dieſen ablaut			No. der hauptgruppen.	lautverhältnis der haupt- und kleinern gruppen.					belege und bemerkungen
		part. prät.	conj. prät.	prät.		part. prät.	conj. prät.	prät.	2 u. 3 sing. präs.	präs. imp. infin.	
§ 65.	IV	e	e	e	1	o	e	o	ei	i	ſling, ſtißen, ſchißen.
									a	a	fachten.
									e	a	malken, ſchtarm.
									i	a	galten (t vor st ausgefloßen, alſo gilſt, nicht giltſt, gelſt, nicht geltſt).
									e	e	ſchmelßen (prät. jedoch häufiger ſchw. conj. faſt nur ſchw.).
									ei	au	laufen.
					2	o	ē	ō	i	a	ſchtachen.
§ 66.	V	u	e	e		u	ē	ō	i	a	ſchtaeln (gmd. ſtehlen), beſaeln.
§ 67.	VI	e	i	u		o	l	û	e	a	draſchen (andere form dreſchen, daſchen und deſchen; dreſchen jedoch und daſchen ſind ſchw.).
										a	wachſen (hat im prät. ind. auch wuchs).
									ä	a	waren (gmd. werden).
§ 68.	VII	u	i	u		û	i	û	i	a	ſchwaren (gmd. ſchwæren).
									ind.	i	terkifen, prät. und part. prät. terkûr, terkuren. conj. prät. lieber ſchw. terkifte.
										æ	ſchwæren (gmd. ſchwæren).
									präs. imper.	ē	hêm (gmd. heben).
										au	ſchraum (gmd. ſchrauben, conj. prät. lieber ſchw.).
§ 69.	VIII	u	e	u	1	û	ē	û	ei	i	ling (mentiri).
									i	ä	wäng (gmd. wagen), gaven (gmd. gweren).
									au	au	faung.
					2	u	e	u	i	a	quallen (conj. prät. meiſt vermieden, ſo auch von ſchwallen).

No. der konjugationen.	allen gruppen gemeinfamer umlaut und deffen ablaut: part. pret.	conj. pret.	pret.	N. der hauptgruppen	lautverhältnis der haupt und kleineren gruppen: part. pret.	conj. pret.	pret.	a. i. s. prs.	prs. ind. pl.	belege und bemerkungen.	
										die wörter der 2., 10. u. 11. fl. konjugation haben im part. und deffen pret. den laut des infinitivs, was von diefen wörtern nicht urfprünglich reduplikativ gewefen, ift's, der jetzigen form nach, geworden. die nebenform auf a in der II. konjugation nur erleichterungsweife. fing häufiger gebraucht als fung, dagegen fung ann häufiger als fing ann. halten hat in 2. prs. helft und wirft im pret. überall das t ab, alfo hal und hil, hilft und hilft, hueln oder hiln oder hulen, oder hulen und hiln (oder hiln oder hilen) u. f. w.	§ 70.
IX	wie d. infinitiv.	i	i		wie infinitiv.	i	i	a ä o e	a a o o o	haffen (part. pret. fehlerhaft gehiffen). han (cadere, gnol. hanen). loffen (prs. ind loss, left, lett; loffen, lott, loten; imperat. loss, lott). roten.	§ 71
X	wie d. infinitiv.	i	u		wie infinitiv.	i	u	ê é e æ	ô aa â aa	grôm (gnol. graben). fchlaan (dies ftellt im pret. das g wieder her; fchlug, fchlig, fo auch traan). backen. faren.	§ 72.
XI	wie d. infinit.	i	i u	1	wie infinitiv	i	i u	e ê	ä ô	fallen, halten. blofen.	§ 73.
				2	wie infinitiv	i	i u	a	a	fanga.	

B. fchwache konjugation:

1) **die erfte:** Charakteriftifch für diefelbe ift, daß der wurzelvokal in 2r und 3r s. und in 2r pl. præs. indic. und im ganzen pret. verkürzt und lautverändert wird. Die wurzel der hierher gehörenden wörter lautet auf d oder t aus. Die wörter laffen fich in fechs gruppen ordnen, nämlich: § 74.

gruppe	kürzung	wurzelvokal	belege und bemerkungen.
1	ă	æ	klæden (kleiden).
		ei	leiten (gmd. lauten), bedeiten. ei kann eben nur durch umlautung in ă verkurzt werden.
2	u	ū	fchruten.
3	ă	ō	fchoden.
4	a	ā	gaten (dies hat auch ein ſt part. præt., nämlich gegaten, welches aber wenig in gebrauch.
5	i	ī	hiten.
6	e	ē	aanreden.

§ 75. 2) die zweite: Unterſcheidet ſich nicht von der gemeindeutſchen ſchw. konjugation. Wie in dieſer bleibt der wurzelvokal unverändert: z. b. bana: bau, bauſt, baut; bana, baut, bana; baute, bauſte, bauta; bauten, baute, bauten; gebaut.

Anomalien.

§ 76. A. Miſchformen: die entſprechenden gemeindeutſchen ſind im obz. faſt alle durchweg ſchwach geworden. Neben den in der tafel der ſtarken konjugationen angegebenen ſind zu bemerken: terſchrecken, præt. terſchrók; conj. terſchreckte; part. præt. terſchreckt. (verſchrecken iſt durchweg ſchw.) ſchaffen. præt. ſchaffte; part. præt. geſchafft und geſchaffen (jenes ſo viel als erarbeitet, bewirkt). hæren. præt. hôr; conj. præt. hir; part. præt. gehært; fehtecken, præt. fehtók, conj. præt. fehtêk, part. præt. gefchteckt; frông und frêng (beide = gmd. fragen), præs. frôg, frôgſt und frêgſt, frôgt und frêgt; præt. frôg, frôgte und frêgta; conj. præt. frîg; part. præt. gefrôgt; imperat. frôg, frôgt. bêng (gmd. beugen, biegen), præt. bôg und bêgta; conj. præt. bêgte; part. præt. gebêgt und gebûng. verlefchen, præt. verlefchte; part. præt. verlefcht und (weniger gebräuchlich) verloſchen.

§ 77. B. regellos ab- und umlautend: kring (accipere) 2e u. 3e s. præs. krichſt, kricht; præt. krêch; part. præt. gekrêng

und krêng. lafen, præs. läf, läfſt, läft; præt. lif und lof; conj. præt. leff; part. præt. geloffen. hänga, præt. hung und hing; conj. præt. hing; part. præt. gehänga, häufiger gehängt.

C. defective: von gebaren iſt nur das part. præt. geburen in gebrauch; die übrigen formen werden lieber umſchrieben von barfehten (gmd. berſten), nur das part. præt. geborfehten. § 78.

D. præterita mit præſensbedeutung. § 79.

1) meffen (debere gmd. müſſen). abweichend von gmd. pl. præs. ind. meſſen, meſſt; conj. fehlt; conj. præt. meſte.

2) derfen. præs. derf u. ſ. w.; præt. dorfte; conj. præt. derfte; part. præt. gedorft.

3) känna (gmd. können). s. præs. kann u. ſ. w.; pl. känne, kännt, känna; conj. ungebräuchlich; præt. kunnta u. ſ. w.; conj. præt. kännta u. ſ. w.; part. præt. gekunnt.

4) mêng. s. præs. mög u. ſ. f.; pl. mêng, mêgt, mêng; conj. fehlt; præt. muchta; conj. mechta; part. præt. gemucht, auch wohl gemocht.

5) wiſſen. s. præs. wäss u. ſ. f.; pl. wiſſen; conj. fehlt; præt. wuſſta; part. præt. gewuſt.

6) ſollen. 2° s. præs. ind. ſoſt. 3° s. præs. ind. ſell neben ſoll; ſell iſt aber ſchon veraltet.

7) wollen. 2° s. præs. witt und wutt.

E. andere wildlinge.

1) gin (gmd. gehen) hat einen deſpectiven imperat. gê neben gi, und hat im præt. gung neben gäng; conj. præt. gäng; part. præt. gange neben geganga. § 80.

2) fehtin (gmd. ſtehen). præt. fehtand und fehtund; conj. præt. fehtänd; part. præt. geſchtanden.

3) brängа. præt. brechta; conj. præt. brechta; part. præt. gebrocht.

4) denken. præt. dachta; conj. præt. dechta; part. præt. gedacht.

5) tûn (gmd. thun). 2° u. 3° s. u. 2° pl. præs. ind. kürzen das u: tuſt, tut. præt. tôt und têt u. ſ. f.; conj. præt. têt u. ſ. f.

6) haan (gmd. haben). præs. hô, hoſt, hot; haan, hot, haan; conj. hô, hoſt, hô; haan, hot, haan; præt. 2° s. haſte, 2° pl. hatte; conj. præt. hette u. ſ. f.; part. præt. gehat.

7) ſein. 3° s. præs. ind. is; 1° u. 3° pl. præs. ind. ſän und ſein; part. præt. gewaſen u. gewäſt.

8) ſân. imperat. ſe, ſeh neben ſâ; præt. ſôch; conj. præt. ſêch;

2° pl. præs. ind. fat. (Ueber jones ſo vgl. Grimm gram. III, 247. 305.)

VI. deklination:

§ 81. Erſtlich: ſubſtantiva: das Ohz. hat 10 ſubſtantivdeklinationen: 6 ſtarke, 2 ſchwache, 2 gemiſchte.

A. ſtarke deklination.

§ 82. 1) ſingular. Für alle 6 deklinationen die nämlichen endungen, welcher jedoch nur die masculina und neutra genieſſen, indem die feminina im s. indeklinabel.

n. —
g. s, nach r beziſcht, ſch.
d. e.
a. —
v. —

Paradigmen.

n. ôvd (gmd. abend).	ræf (circulus).	wâk (gmd. weg).	ſchtæier.
g. ôvds.	ræfs.	wâks (u. wâgs).	ſchtæierſch.
d. ôvde.	ræf.	wâk u. wâg.	ſchtæier.
a. ôvd.	ræf.	wâk u. wâg.	ſchtæier.
v. ôvd.	ræf.	wâk	ſchtæier.

§ 83. Nur leib, ôvd, kind und die namen der wochentage auf tig haben die dativendung e behalten, und auch dies nur in beſtimmten fällen, nämlich leib nach in und von, ôvd nach von und an dan: von ôvde, an dan ôvde (doch hœrt man auch von ôvd und an dan ôvd), die wochentagsnamen nach an: an freitige (doch wird auch hier das e oft verſchmacht) und kind in der verbindung: mit fän kinnə. Alle übrigen verſchmahen die dativendung. Die wörter auf -k, mhd. -c, gmd. -g, können im g. d. und a. das k erweichen.

§ 84. 2) plural.

	erſte	zweite	dritte	vierte	fünfte	ſechste
n.	e	er	umlaut	umlaut u. e	umlaut u. er	s (nach r beziſcht).
g.	e	er	umlaut	umlaut u. e	umlaut u. er	s (nach r beziſcht).
d.	en	ern	umlaut u. en	umlaut u. en	umlaut u. ern	s (nach r beziſcht). ern.
a.	e	er	umlaut	umlaut u. e	umlaut u. er	s (nach r beziſcht).
voc.	e	erſch	umlaut	umlaut u. e	umlaut u. er	s (nach r beziſcht).

Belege: zur erſten: rœſe, rœſe, rœſen, rœſe, rœſe. zur zweiten: kind, n. g. a. pl. kinner, d. kinnern, v. kinnerſch (das einzige wort, welches eine beſondere vocativendung annimmt· wenn der auslaut nicht widerſpreche, könnte man es für den v. pl. von ginner, gmd. gönner, halten, dann würde das wort der ſechſten zuzuweiſen ſein, und von einer beſondern vocativendung überall nicht die rede ſein können). zur dritten: bock, pl. n. g. a. v. beck, d. pl. becken. zur vierten: grund (als msc. ratio, als fem. vallicula) n. g. a. v. grinde, d. pl. grinden. zur fünften: horn, n. g. a. v. herner, d. pl. hernern. zur ſechſten: engel, n. g. d. a. v. engels; pidel, n. g. a. v. pl. pidels, d. pl. pidels und pidelſen; karrel, n. g. a. v. pl. karrels, d. pl. karrels und karrelſen. ſchteier, pl. ſchteierſch.

B. ſchwache deklination. § 85.

erſte		zweite	
ſingular.	plural.	ſingular.	plural.
n. —	n.	indeklinabel.	n.
g.	g.		g.
d. en	d. en		d. en
a.	a.		a.
v. —	v.		v.

Belege und bemerkungen: menſch. hôs (bracca). doch werfen nur menſch, ris (gmd. rieſe) und hôs (gmd. haſe) die flexionsendung im s. niemals ab. herr kann im a. s. die endung entbehren. alle übrigen flectieren im s. nur den gen. — die feminina im s. indeklinabel.

C. gemiſchte deklination. § 86.

erſte		zweite	
ſingular	plural.	ſingular	plural.
n. —	en	—	en
g. s		ens	
d. —		en	
a. —		—	
v. —		—	

Belege. zur erſten: tuffel (gmd. pantoffel), g. s. tuffels, n. d. a. v. s. tuffel. pl. tuffeln. zur zweiten: harz (cor), g. s. harzens. d. s. harzen. n. a. v. harz, pl. harzen.

Modificationen.

A. der flexionsendungen:

§ 87. **A. Endung e. Sie wird verſchmächt**

1) von flæck (gmd. fleck), hær (fem. gmd. hor, lat. crinis), kâs (caſeus), leit (gmd. leute), bæn (bein), fiſch (in der bedeutung fiſchſpeiſe, z. b. gebrôtne fiſch), pfæng (pfennig), ſchtæn, ſchwein, trâm.

2) von den masculinen auf rm, rn, m (gmd. ben), en, 'ng (gmd. 'gen), lich, z. b. ærm, ſchtærn, kærn (gmd. kern), kærrn (carrus), kolm (gmd. kolben), bænſen, dæng, dreilich (gmd. dreier, trinummus), pl. dreiling.

3) von den auf *e* auslautenden, z. b. bære (gmd. bohrer).

4) von den ableitungsſilben er und el (die verkleinernde ausgenommen), z. b. wunner, eppel.

§ 88. **B. Endung en.**

1) den anlaut derſelben betreffend.

a. ihn verſchmæhen.

α. die wörter, welche auf vokale auslauten, z. b. hälwire, d. pl. hälwiren; hê (collis), d. pl. hên; muſchellei (fraus furtiva, vgl. frz. mouche, ſp. mosca, moscon), d. pl. muſchellein, bæra, d. pl. bæren.

β. die ableitungsſilben er und el (nicht jedoch die verkleinernde), ling, z. b. känner, d. pl. kännern; ſchtifel, ſchperling (d. pl. ſchperlingg).

γ. die wörter, deren wurzel auf *r* auslautet, z. b. herr, härr, ſchterr, dorr (dorn fem. im obz.).

§ 89. b. es können ihn entbehren: die wörter auf *l*, z. b. kol (carbo), pl. kollen und kolln, fûl (planta pedis), pl. fûln.

§ 90. c. es können denſelben vor den ſtammauslaut ſetzen die wörter auf 'l, z. b. ſchtraal, pl. ſchträeln, naal, d. pl. naeln; gaul, d. pl. geieln; mil (gmd. mühle), pl. mieln. Und iſt dabei zu bemerken, daß das *e* in dieſem falle nur ſehr leiſe geſprochen wird, ausgenommen, wenn ihm ein diphthong vorhergeht wie in geieln.

§ 91. 2) den auslaut derſelben betreffend. Denſelben verſchmæhen

a. die wörter mit vokaliſchem auslaut, z. b. bau, d. pl. baue;

kû (gmd. kuh), d. pl. kiß oder kin, ausgenommen diejenigen, welche auf re endigen, z. b. bœre, d. pl. bœren.

b. diejenigen, welche auf *m* und *n* auslauten und die, welche auf ne endigen, z. b. fchtamm, d. pl. fchtämme; traan (gmd. thræne), pl. traane; brunne, wofür auch brunnen.

c. diejenigen, welche auf ng endigen, z. b. fchtang, d. pl. fchtange; pfeng, d. pl. pfenge.

d. die auf nk, mhd. nc, gmd. ng, welche das *k* im pl. zu *g* erweichen (vgl. § 103), z. b. rink, d. pl. ringe; gefank, d. pl. gefänge.

e. die auf nd, deren auslaut dem n angeglichen wird, z. b. hund, d. pl. hunne; wind (flatus ventris), d. pl. winne, aber in der bedeutung von commotus aëris winden (vgl. § 107, a).

f. die diminutive auf el, wenn das *e* vor dem *l* elidiert worden, z. b. heifel, d. pl. heisla. Doch hört man auch: mit vugelheifeln.

3) die ganze endung verfchmæhen die wörter auf 'm, gmd. 'ben (§ 31), z. b. grôm, d. pl. grâm, auf en, z. b. banfen, auf 'ng, gmd. 'gen, und die auf nne, welches aus nde entftanden iſt, z. b. fchtunne. § 92.

4) die wörter auf 'b laßen die endung mit dem ſtammauslaut zuſammenſchmelzen in 'm, z. b. fcheib (pl. fcheim). § 93.

C. Endung *s*.

1) des fingulars. Der genitiv der wörter, welche auf eine ſibilans auslauten, iſt dem Oberharzer unangenehm; er gebraucht dafür ſtets den periphraſtiſchen genit. (§ 135). Auch für den g. der wörter, welche auf den zifcher auslauten, z. b. fifch, wæhlt man lieber die umſchreibung. § 94.

2) des pluralis (der 6. ſtarken dekl.). § 95.

a. Nur haamel (vervex), junge (infans mas), karrel (abd. charal, gmd. kerl), mædel und voter, ſo wie diejenigen perſonenwörter, mit welchen ein übler nebenbegriff verbunden wird, z. b. pidel (gmd. büttel), frängel (kräftiger aber roher menſch), fchinder, bengel werden immer und durchweg ſo dekliniert.

b. engel, teifel und bengel können den d. pl. auch nach erſter ſtarker deklination nehmen (ſ. § 88, β).

§ 96. e. fæhig sind dieser deklination

α. die übrigen personenwörter auf el (diminutive ausgenommen), er und en, z. b. fehteier, fehlingel, banſen.

β. die auf e, nne, el, m (gmd. ben), en, er, rn endigenden wörter für werkzeuge und tiere, z. b. bære, brunne, fawel, kolm, fehtunßen, fehtamper, kärrn, fchimmel (equus canus).

γ. die einsilbigen werkzeugnamen auf 'ng, gmd. 'gen, z. b. dæng, wông.

δ. die fremdlinge auf m (lat. men), re, ir, z. b. gärm (carmen), balwire, offezir (frz. officier).

§ 97. d. gebraucht wird dieſe deklination für die § 96 aufgeführten wörter nur dann, wenn

α. die bezeichnung des pl. durchaus notwendig ist und auf andere weiſe nicht bewerkſtelligt werden kann, und ſelbſt dann ſucht man ſich, wenn der d. erforderlich ist, lieber dadurch zu helfen, daß man auf præpositionen, welche ſonſt den d. regieren, den a. folgen läßt, alſo z. b. ſogar ſagt: mit de fehtunßen ſtatt mit dn, oder mitten fehtunßens.

β. wenn man ſich verächtlich ausdrücken will; wo nicht, ſind die wörter auf el, er, n, nne, m (gmd. ben) und 'ng (gmd. 'gen) ganz, von den übrigen die nicht auf ir endigenden im n. g. a. v. pl. indeklinabel, wærend die auf ir en annehmen. Man ſagt alſo de balwires und de balwire, de bære und de bæres, de fehtunßens und de fehtunßen, de offezirſch und de offezire, je nach ſubjectivem bedürfnis und vorliebe für das eine oder andere.

§ 98. e. ſoll mit den in den §§ 95, b; 96 angegebenen wörtern der üble nebenbegriff nicht verbunden werden, ſo kann man den d. pl. auch auf en mit den dieſer endung zukommenden, bereits § 88, a, α beſchriebenen und noch zu beſchreibenden (§ 101. 108. 110. 112) modificationen bilden.

§ 99. D. Endung sen.

1) dieſe endung ist immer ſtark deſpectiv, z. b. wâr wollte ſich mit feng bengelſen obgân! d. i. wer wollte ſich mit ſolchen bengeln abgeben! — dos menſch treckt ſich mit

ellen karrelfen rim, d. i. dies schlechte weibsbild pflegt liederlichen umgangs mit allen schlechten kerlen.

2) nur junge (infans mas) und die wörter auf el, welche nicht diminutive sind, sind dieser endung fähig.

B. der stämme:

A. innere, den wurzelvokal ergreifende, flexion.

Nach der zahl der umlaute (§ 54) zerfallen die wörter der dritten, § 100.
vierten und fünften starken deklination (§ 84) in 7 grosse gruppen, nämlich ä, aa, o, ó, u, ú, au, und von diesen die erste (a) in 4, die zweite (aa) in 2, die vierte (ó) in 2, die fünfte (u) in 2, die sechste (ú) in 3 kleinere gruppen.

B. äußere, den stammauslaut in verbindung mit den flexionsendungen betreffend.

1) auslaut b: derselbe wird vor *e* zu *w* erweicht, z. b. dib (gmd. § 101
dieb) pl. diwe und verschmilzt mit hinten antretendem en zu *m*, z. b. dib, d. pl. dim; scheib, pl. scheim, und dies selbst dann, wenn das b im s. bereits apokopiert war, z. b. schtu (b), pl. schtûm; gru (b), pl. grûm.

2) auslaut 'k, mhd. -c, gmd. -g, 'g: § 102.

a. schmilzt mit der flexionsendung en nach erweichung des *k* in 'ng zusammen, z. b. trûk (gmd. trog), d. pl. trêng; zûk (gmd. zug), d. pl. zing; schlôk (gmd. schlag), d. pl. schlêng.

b. nur diejenigen wörter dieser art, welche ü. nach erster gehen, erweichen den auslaut zu *g*; die wörter der dritten tun dies nur im d. pl. und die wörter der fünften nirgends. Nur schlôk, und zwar blos in der verbindung schleg kring (vspulare) erweicht im n. g. a. v. pl. das k, nicht aber in der bedeutung ictus,

3) auslaut *nk*, mhd. nc, gmd. ng. die wörter dieser art er- § 103.
weichen das *k* im pl. und verschmähen den auslaut der endung des d. pl., z. b. gesank, pl. gesäng. d. pl. gesänge; rink, pl. ringe, d. pl. ringe.

4) auslaut 'ch und 'g. diese wörter lassen die flexionsendung § 104.
en mit dem stammauslaut zu 'ng verschmelzen, z. b. teich, d. pl. teing; lig (mendacium), pl. ling; schtræch, d. pl. schtræng.

5) auslaut lg, lch, rg: diese wörter verdoppeln vor der flexions- § 105.

endung en den vorauslaut und laßen zugleich das *g* mit der flexionsendung *en* zu ing zuſammenſchmelzen; z. b. folg, pl. folling; dolch, d. pl. dolling; zwarg, d. pl. zwarring; forg, pl. forring.

§ 106. 6) auslaut rk, mhd. *rc*, gmd. rg dritter deklination: verdoppeln gleichfalls im d. pl. den vorauslaut vor der endung en und laßen ihn mit derſelben zu ring zuſammenſchmelzen, z. b. fark, d. pl. färring.

§ 107. 7) auslaut nd:

a. erſter und zweiter ſtarker deklination: das d wird vor den flexionsendungen *e* und *er* angeglichen, z. b. hund, pl. hunne; wind (flatus ventris), pl. winne; kind, d. *s.* kinne, pl. kinner. — Ausnahme: wind (commotus *aëris*) pl. winde; d. pl. winden. —

b. dritter und vierter ſtarker und zweiter ſchwacher deklination: bei dieſen unterbleibt die angleichung; z. b. wand, d. pl. wänden; grund, d. pl. grinden; wund, d. pl. wunden.

§ 108. 8) auslaut der ableitungsſilben ig und lich: verſchmilzt mit der flexionsendung en zu ing; z. b ballig, d. pl. bälling; fittig, d. pl. fitting; hanneflich oder hanflich, d. pl. hannefling; ſo auch hanfchich, pl. hanfching.

§ 109. 9) endung ne mit vorausgehendem *n* hört man auch nach ſechſter deklination, z. b. brunne, pl. brunnes und brunne.

§ 110. 10) endung en, *n* mit aphæriertem *e*, ferner *m* (gmd. ben) und 'ng (gmd. 'gen, 'chen) ſind im pl. flexionslos, z. b. zappen, pl. zappen; ſchtolln, gleich ſchtollen, pl. ſchtolln und ſchtollen; kolm, pl. kolm. Doch können die auf ln, lm, 'ng und die gerätenamen und tiernamen auf rn auch ft. nach ſechſter deklination flectiert werden.

§ 111. 11) auslaut der ableitungsſilbe -ng der msc. und fem. die wörter dieſer art verſchmähen die endung des n. g. a. v. pl. und den auslaut der dativendung des pl. z. b. faaring, n. g. a. v. pl. faring, d. pl. faaringg; ſchperling, n. g. a. v. pl. ſchperling, d. pl. ſchperlingg, doch wird ortſchaftenweiſe der d. pl. auf *e* gebildet, alſo z. b. du ſchperlinge; anderorts wird der d. pl. gar nicht flectiert.

§ 112. 12) diminutivendung el; ſie bekommt im pl. die endung *e* nach

ſphærierung des *e* vor dem ſtammauslaut, z. b. bichſel, pl. bichsla. Nur wo das gefühl der diminution geſchwunden iſt, kann ein ſolches wort etwa fl. nach ſechster genommen werden, z. b. de fehteierſch hatten alle Ire hackels bei ſich, und in zuſammenſetzungen, wo das diminutivum grundwort iſt, kann der d. pl. auf eln genommen werden, z. b. har hannelt mit vugelheifeln oder vugelheifels oder vugelheisla. (Wegen s als auslaut vergl. § 39. 2. *e*.)

13) ſtammendungen er und es. verwandeln, wenn laut ge- § 113.
ſchrien, den auslaut in â und æ, z. b. Kaſper, ſchreivokativ Kaspâr! Tummes, ſchreivok. Tummæs! werden wörter auf e laut geſchrien, ſo wird das e in â verwandelt und aus el wird in ſolchem falle æl, z. b. Lotte, Lottâ! Jettel, Jettæl!

14) werden einſilbige wörter geſchrien, ſo wird zu dem wurzelvokal § 114.
noch ein gleicher, aber verkürzt und betont, hinzugefügt, z. b. maan (gmd. mohn, papaver) maanân! fûn (gmd. ſohn), fûûn!

Anomalien.

A. formenreiche wörter. § 115.

Als formenreiche kann man füglich diejenigen wörter betrachten, welche bereits § 89. 90. 96. 97. 98. 109. 110. 112 aufgeführt ſind; dazu kommen, meiſt ortſchaftenweiſe: dingerich (gmd. dünkerich), pl. dingeriche u. dingering; dreilich, pl. dreiliche, dreiling u. dreilings; herr, a. f. hetrn u. herr; ſchreck, g. s. ſchrecks u. ſchreckens, pl. ſchw., frid, g. s. frids u. fridens, d. s. friden, a. s. frid u. friden; läft (onus), pl. läften, laft (Ullrich, es Barbrich f. 11) und läft; kaltſchâl, pl. kaltſchâln, kaltſchoëln und kaltſcholing; menſch, als mac. (ahd. mennifco), pl. menſchen, als fem. (ahd. mennifca, d. h. fele, ſo daß ene ſchine menſch eigentl. eine ſchöne ſele bedeutet), entbehrt des pl., als neutr. (ahd. ſo viel als mancipium), pl. menſcher; barbrig, geflûdrig, tôwrig, towerig, pl. barbrige und barbring, geflûdrige u. geflûdring, tôwrige u. towerige, tôwring u. towering; ſchtick, pl. ſchticker, d. pl. ſchticken u. ſchtickern; dink, g. s. dinks, dings u. dinges, d. s. dink u. dinge, a. dink, pl. dinge u. dinger, d. pl. dinge n.

dingern; end, pl. ender, d. pl. endern u. enden; funnefechtel, pl. funnefechtels u. funnefechtla; vortel, pl. vortœle u. vortels, d. pl. vortœln, vortœln, vorteln und (ſtark defpectiv) vortelſen; vugel, pl. vugel u. vugels; hanflich, pl. hanfliche u. hanfling; harig, pl. harige u. haring.

§ 116. B. den wurzelvokal verkürzen im plural:

1) durchweg: chöch (querliegende ſtrebepfoſte), pl. chechcher; blôt, pl. bletter; brât, pl. bratter.

2) im d. pl.: bœn, d. pl. bänne; fûß, fiſſen; ſchpann, ſchpänna; ſchtœn, ſchtänna; zaan, zänna.

§ 117. C. Wildlinge:

angeſt, pl. ängſt, d. pl. ängſten; bœr (baera), pl. flexionslos; flûk, pl. flê, d. pl. flea; flût, hat vom pl. blott den d. flitea und nur als beſtimmungswort in zuſammenſetzungen, z. b. in flitenszeit, oder wäre flitten etwa ein g. s. wie fraën in: meiner fraën ſchwaster? frâ, pl. fraëna; gelawa, g. s. gelâwas, d. s. gelâw; grôſchel (d. i. grotmütterchen), pl. grôſchels; haar (fem. im obz.), n. g. s. v. pl. flexionslos, d. pl. haaren; kappetaal, pl. kapetaale u. kappetaaling; kummêdcha, pl. kummeding; leit iſt ein plurale geworden wie das entſprechende gudeutſche leute; lœd, pl. leiden; maſt, pl. maſſer; ortel, pl. ortœle; pfârd, pl. pfara, welcher pl. auch ſchon rückwirkend einen s. pfâr erzeugt hat, der vor 20 jahren noch nicht gebräuchlich war; ſellern, nur als grundwort in zuſammenſetzungen gehört, hat im pl. ſellerſch, z. b. klœderſellern, pl. klœderſellerſch; ſchûk, pl. ſchû, d. pl. ſchûa; ſchup (ſchiebeſtoß) ein ſingulare tantum, deſſen pl. durch den pl. von ſchupa, welcher ſchupfa heißt, erſetzt wird. Selbſt der ſing. ſchup kommt nur als grundwort in zuſammenſetzungen, z. b. windſchup, vor; ſchwafelſchtock, pl. ſchwafelſchticken; ſchwoger (gth. svaihra) pl. ſchwogerſch.

Zweitens: adjectivum.

§ 118. A. deklination.

1) für die ſtarke iſt zu bemerken

a. daß das neutrum im n. und a. der flexionsendung entraten kann, z. b. gutes waſſer aber auch gût waſſer.

b. daß das *e* der endung *es* des g. ſ. in gewiſſen fällen aphæriert werden darf, z. b. *gôts môts*.

2) für die endung *en*, daß hier die für dieſe endung gelegentlich des ſubſtantivs gegebenen regeln in anwendung kommen.

B. ſteigerung. § 119.

1) der auslaut der männlichen komparativendung kann weggelaſſen werden, z. b. *ä hechchera torm*.

2) merke: *alt, elter, elft; gôt (amans), giter, gitft; grôß, greffer, greft; höch, hechcher, hechchſt; kalt, kelter, keltſt u. kelſt; korz, kerzer, kerzt* (aber nicht *kürzer, kürzt*); *klæ, klänner, klänft; naant, nächer, nächſt; röt, riter, ritft; ſchin, ſchänner, ſchänft; ſchwær, ſchwärrer, ſchwärſcht; tif, tiffer, tifft; vil, mê, mêſt; weit, wätter, wättſt*.

Drittens: zahlwörter.

1) *æ* (mſc. u. neutr.), g. *æs*; d. mſc. u. neutr. *än*; a. mſc. *än*. § 120.

2) *zæle: æn* oder *æns, zwæa* (*zwæ* iſt adjectiviſch), *dreia* (drei iſt adject.), *vira, finnefa* (ahd. *finevî*), *ſechſa, ſiwena, achta, neina, zana, ellefa, zwelfa, drâzen, värzen* (ortſchaftenweiſe *varzen*), *fuffzen, ſachzen, ſimzen, achzen, nänſen, zwanſig* (ausgeſprochen wie § 39 angegeben iſt), *dreißig, värzig, fuffzig, ſachzig, ſimzig, achzig, neinzig, hunnert*.

Viertens: fürwörter.

A. perſœnliche.

I. freiſtehend. Das Ich nachdrücklich zu bezeichnen gebraucht § 121.
man den n. ſ. *icheha* (ahd. *ihhâ, ihchâ*, d. i. *egomet*), beſonders wenn man unwillig fragen will: *wos? icheha?* der n. pl. erſter perſon heißt *mir*: ër heißt ohz. *hâr*, eigentlich ſo viel als derſelbe, vgl. wîlt ir daz ër (der fehrmann) uch füere, ſô gëbet ir im den ſolt. Hër hüetet diſſes landes. da iſt hër, ohz. hâr, augenſcheinlich ſo viel als derſelbe (Nib. nôt 1487, 3. 4). der d. zu hâr heißt *in*. Der d. und a. pl. des reflexivums heißt *ſich*, z. b. merhaan ſich ä ſchin verkning gemacht; merhaan ſich lank net geſän.

II. ſuffigiert kommen ſie vor an vollſtändig ausgeſprochenen per- § 122.
ſonalfürwörtern (z. b. *duder*), konjunctionen, z. b. *wennde*, præpoſitionen, z. b. *ofmer*, und vollwörtern. für die pronominal-

suffixen an vollwörtern siehe Schulze harzgedichte, s. IX—XII und die

§ 123. a. pronominalsuffixentafel.

singularis.

	erste person.	zweite person.	dritte person.			man.
n.	ich: hwich d. h. lieb ich.	e: gifte = giebst du.	er: gitter = giebt er.	fe: hotte = hat sie.	s: gitts = giebt es.	mer: hotmer = hat man.
d.	mer: hotner = hat mir.	der: ginnder = gonne dir.	ne: gittne = giebt ihm.	er: gitter = giebt ihr.	ne: gittne = giebt ihm.	
a.		dich: hödich = habe dich.	ne: hotne = hat ihn.	fe: hotfe = hat sie.	s: gitts = giebt es.	

pluralis.

	erste person.	zweite person.	dritte person.
n.	mer: fagmer = fahen wir.	er: lgter = liegt ihr.	fe: lngfe = liegen sie.
g.			er: warener = waren ihrer.
d.		eich, ich: gitteich, gitich = giebt euch.	ne: gone = gab ihnen.
a.		ich: faich = seh euch.	fe: gofe = gab sie.

§ 124. b. bemerkungen:

1) das genitivsuffix der 3. pl. kann nur zu annähernden zahlangaben gebraucht werden, z. b. es warener onegefär irer dreia.

2) der 3. pl. prws. kann ein otiierendes er suffigiert werden, z. b. fehtiner = stehen, und dies er kann sogar umgestellt werden: fehtinra (diese wortverbundenheit ist aber im aussterben begriffen).

3) endigt das dem suffix mer voraufgehende wort auf -n, so kann dies n dem m angeglichen werden: kammer = kann man, nur darf das vollwort nicht auf en endigen.

4) endigt das den suffixen mer u. se voraufgehende wort auf -len, so kann a) das e vor dem n ausgestoßen werden: wollnmer = wollen wir, wollnfe = wollen sie. b) ja in wollen

kann sogar vor dem n. pl. die ganze silbe zu n verschmelzen: wommer = wollen wir.

5) von auslautendem n vor suff. mer kann das n abgeworfen werden: gämer = gehen wir. 6) endigt das dem suff. e vorausgehende wort auf test, so entsteht ttse, z. b. saattse = sagtest du, ja das t kann ganz wegfallen, z. b. kunfte = konntest du. 7) geht dem suffix der eine form auf t voran, welchem noch ein oder mehrere konsonanten vorausgehen, so fällt das d weg: schenkter = schenkt dir; geht dem t unmittelbar eine kürze voraus, so wird das d dem t angeglichen: gitter = gieht dir. 8) wird vor dem suff. mer der imperativ von gân kurz ausgesprochen, so wird das n verdoppelt, gâ = gieh, aber gieh mir heißt ohz. gammer. 9) geht dem suffix er eine form auf n, oder t, oder s mit unmittelbar vorangehender kürze voraus, so werden diese konsonanten verdoppelt, danner = den er, gitter = giebt ihr, giebt er; wotter = was er, was ihr. 10) endigt die dem suffix er vorangehende verbalform auf ', so wird das suffix umgestellt, gare oder gara = geb er. 11) e vor fe und s wird beseitigt, schrirfche = schrie sie, schrirfch = schrie es. 12) geht dem suff. s noch -s voran, so wird das e vor dem s des suff. wieder hergestellt, daffes = daß es. 13) geht dem suff. dich ein ft voran, so wird das d abgeworfen, hoftich = hast dich.

14) einem suffixe kann ein anderes suffigiert werden; z. b. fiterne = sieht er ihn. dabei merke: a) folgt fe oder s auf mer oder er, so wird das s beseitigt; hattenmerfche = hatten wir sie, hatten mir sie; hattenmerfch = hatten mir es, hatten wirs. b) folgt ne auf fe, so kann jenes umgestellt und zugleich das e des suffixes abgeworfen werden, fânfene, fânfen = sehen sie ihn; gofene, gofen = gab sie ihm. c) folgt ne auf s, so kann jenes umgestellt werden, kimmtsne, kimmtsen = kommt's ihm. d) folgt ne auf nne, so wird das n des suff. abgeworfen, kanne = kann ihm, kann ihn. e) folgt das weibliche er auf das männliche er, so wird das r des weiblichen abgeworfen und das übrig bleibende e gern in a verwandelt, gittera = giebt er ihr. f) folgt dem suff. ne das neutrale einheitsartikelsuffix, so verliert sich dies in das e des ne, machne = mach ihm ein. § 125.

§ 126. III. præfigiert. als præfixe können die pronominalfuffixe fe u. mer gebraucht werden, z. b. fehot = fie hat, merhot = man hat, desgleichen das zu de verkürzte du, z. b. dehoft = du haft.

B. poſſeſſive.

§ 127. Füns gloſſar ſind zu notieren: das msc. mei, g. meis, d. a. mān; das neutr. mei, g. meis, d. mān, a. mei; ferner dei u. fei, welche eben ſo dekliniert werden. Unſer heißt ohz. unnar, euer = eiar.

C. demonſtrative.

§ 128. 1) dernæhe: diſſer, diſſe, diſ. 2) der ferne: a) dernæheren: dār, dī, das, g. des, dār, des, d. dan, dār, dan, a. dan, dī, das; pl. n. a. dī, g. dār, d. dan; verſtärkt wird dies pronomen durch dō, z. b. dār dō. b) der weiteren: jānner, jānne, jāns, g. jāns, jānner, jāns, d. jān, jānner, jān; a. jān, jānne, jāns; pl. n. a. jānne, g. jānner, d. jān.

§ 129. D. fragende:

wecheder, wechche, wecheh, g. wechchs, wecheder, wechchs; d. weng, wecheder, weng; a. weng, wechche, weng; pl. n. a. wechche, g. wecheder, d. weng. — Wār, d. a. wan. — Woo, g. wēſſen u. wēs.

§ 130. E. demonſtrativ relativ:

Wārde (d. i. derjenige welcher, wer), dārde = derjenige welcher, dīde = diejenige welche; dosde, wosde. Bei der deklination wird das ſuff. de (aus dō entſtanden?) nicht, ſondern bloß das eigentliche pronomen dekliniert. dieſe wörter werden jedoch nur ſelten in den obliquen caſus gebraucht. Die erklærung des de findet man bei Ettmüller in Witzlaws ſprüche, ſeite 91 und in deſſen vorda vēalhō I.III, § 8 und bei Grimm gram. III, ſeite 20.

Fünftens: Artikel.

A. einheitsartikel (vgl. Harzged. IX).

§ 131. 1) freiſtehend: msc. a, eilig ă, noch eiliger e. der g. wird durch den g. des zahlwortes a erſetzt (§ 120), d. ăn, eilig en; fem. æne, eilig ĕnĕ, noch eiliger ne; g. ĕnĕr, einer, eilig ner, d. eben ſo; neutr. n. a. a, ă, e; d. ăn, en.

§ 132. 2) ſuffigiert: a) msc. n. e, z. b. fûe = ſo ein, d. a. en, z. b. innen = in einem, in einen; mit apokope des artikelauslauts inne. b) fem.: ne, z. b. fûne = ſo eine; d. ner, z. b. fûner = ſo einer; ofner = auf einer. Nach an u. in

kann auch nener fuffigiert werden, alfo annener = an einer, innener = in einer. c) neutr. e, z. b. fue = fo ein.

B. demonftrativer artikel (Harzged. IX).

1) freiftehend: In bedächtig langfamer rede hört man dăr, dì, § 133.
dos, ganz wie das demonftrative pronomen dekliniert. In gewöhnlicher rede wird der vokal der konfonantifch auslautenden formen ausgeftoßen, dì zu de verkürzt und ftatt dos und des wird es gebraucht, alfo dr, de, es; g. es, dr, es; d. dn, dr, dn; a. dn, de, es. pl. n. a. de, g. dr; d. dn.

2) fuffigiert. Als fuffix kommt er an konjunctionen und prä- § 134.
poſitionen vor; dann wird die fynkope aufgehoben, aber an die ſtelle des a tritt ein tonloſes e; z. b. anden = an den, an dem; iwerder = über der. Nach mit wird das d der fuffixe der u. den angeglichen, z. b. mitter = mit der, mitten = mit dem, mit den. Nach zu, wenn fchnell geſprochen, wird das d verdoppelt und verhärtet, z. b. zutter = zu der. Nach f kann das d wegfallen, aber dann wird das f verdoppelt, z. b. offen = auf dem, auf den. Nach aus fällt das d weg, z. b. auſen = aus dem, aus den. Nach den prapoſitionen auf a kann das fuffix den in der prapoſition verſchwinden, z. b. an = an dem, an den. Statt anden kann auch anne geſagt werden und ſtatt nöchden ſagt man nong, ſtatt beiden (d. i. bei dem) han.

VII. fyntaktifches.

A. periphraſtifcher genitiv.

Der flectierende genitiv wird ſelten, und meiſt immer ſeinem nomen § 135.
regens vorangehend gebraucht, z. b. es menfchen wille is fei himmelreich. Meiſtens wird der g. umſchrieben und zwar in folgender weiſe: Statt des g. wird der d. geſetzt, dieſem folgt ein pron. poſſeſſ. und dieſem das nomen regens, und zwar richtet ſich jenes hinſichtlich der perſon nach der des im d. ſtehenden ſubſtantivs, hinſichtlich des geſchlechts, numerus u. caſus nach dem nomen regens, z. b. dn mann ſeine frä, du mann ſeine kinner, dr frä ir hüt, dn fraëns iren kinnern. Ähnlich im nnr. z. b. Sigurdr ſuein hans har er brunt oc fagrt, wo nur der n. ſtatt des d. des obzifchen (Saga Didriks af Bern, utg. af Unger, c. 185). Oberharzifch etwa: dn junge Sigfrid, oder Seifert, ſeine hăr ſan braun un ſchin.

B. præpofitionen.

§ 136. Auch nach præpofitionen, welche im gmd. den a. regieren, ftehen die fem. und neutra im *d.*, z. b. dr fchtæn fellt in, oder inden Waffer; junges un mædels gîn in dr fchûl; gî in dan haus nein. Ueber den a. bei præpofitionen, welche im gmd. den *d.* regieren, fiehe § 97, *a*.

VIII. von filben, quantitæt, ton, versfüßen (vgl. Harzgel. XIII, nach dem folgenden zu ergänzen, teilweife zu modificieren).

A. von filben.

§ 137. 1) Wir teilen fie ein hinfichtlich ihrer function in A) wurzel-, filben, z. b. vôt. B) wortfilben. Sie dienen dazu, aus der wurzel ein wort zu bilden, z. b. die filbe er in voter. C) bildungsfilben. Sie dienen dazu, aus einem worte, welches, wenn eine folche filbe hinzutritt, kurzweg ſtamm genannt wird, ein neues wort zu bilden, z. b. das ver in verftand, das lich in herrlich, das fchaft in voterfchaft, das ig in verfechtännig, das un in unverfechtännig. D) formfilben. Sie dienen dazu, das wort, welches auch im verhältnis zu ihnen wieder ſtamm genannt wird, umzugeſtalten, z. b. das *e* in diwe, das es in diwes, oder nach elidierung des *e*, dibe; das en in voterfchaften. E) fyntaktifche *fuffixe* und *præfixe*, z. b. die filben ers in gitters.

§ 138. 2) verhalten diefer filben zu wurzel und ſtamm. Vokalifch anlautende filben derart werden der wurzel und dem ſtamme nicht etwa nur fo angeklebt, fondern wirklich eingepfropft (ausgenommen die præfigierten), fo daß fie im fprechen von ſtamm und wurzel nicht getrennt werden können ohne befchædigung des ganzen durch folche anfügung entſtandenen wortes. Es bleibt vielmehr bei der teilung deſſelben immer der auslaut (der konfonantifche) der wurzel und des ſtammes an der abzutrennenden filbe hangen. Man fagt nicht vôt-er, fondern voter; nicht menfch-en, fondern menfchen; nicht gitter-s, fondern git-te-rs. Will man aber, behuf unterfuchung des wortes auf feine elemente, dasfelbe zerlegen, fo muß man es freilich zerſtœren, auf die weife ungefæhr wie es der chemiker mit einem zu unterfuchenden körper macht. Man muß

die bildungs- und formenſilben aus dem ſtamme herauszieben, ein verfahren, deſſen auch wir im folgenden nicht immer werden umgang haben können.

B. Quantität:

Hinſichtlich derſelben giebt es 1) lange, wie mong, åg; die bildungsſilben ei, hæt und kæt, vgl. ſchpilerei, herrhæt, herrlichkæt. 2) kurze, wie bark, das lich in herrlich. 3) ſchwankende, welche ſowohl lang als auch kurz geſprochen werden können, z. b. vokaliſch auslautende partikeln, wie do u. zu, vgl. dŏ kâm ne frå mit dŏderzu; zŭ öllen fâter jaa mit dŏ kâmer ofmĕr zŭ; jä wĕnndĕ bĕſſĕr wærſcht, ſŭ u. ſ. w. 4) flüchtige, nur paarweiſe vorkommend, als: der weibliche einheitsartikel ĕnĕ; die zweiſilbigen wörter, welche durch zuſammenſetzung einſilbiger konſonantiſch auslautender præpoſitionen mit dem demonſtrativen artikel ſo entſtanden ſind, daß der anlaut des artikels dem auslaute der præpoſition angeglichen wurde (wie: öffĕn barg ſchtŭn zwng; mittĕn hât öffĕn köpp; ĕnĕ machtlichĕ hĕ); die pronominalen doppelſuffixe (§ 125) wie in hättĕrnĕ. § 139.

C. Ton:

A. arten deſſelben. § 140.

Wir unterſcheiden ſtarken ton, ſchwachen ton, tonloſigkeit, ſchwankenden ton.

B. ſtelle deſſelben. § 141.

1) ſtark betont ſind alle wurzelſilben, z. b. haüs, vöter. 2) ſchwach betont ſind alle bildungsnachſilben, in welchen kein ĭ oder ĕ vorkommt, z. b. vöterſchâft, hérrlichkæt. 3) ſchwankend ſind a) die negierenden vorſilben mis und un. Sie ſind α) betont vor einſilbigen betonten wörtern (z. b. únſchin), vor zweiſilbigen wörtern, deren erſte ſilbe kurz und tonlos iſt, z. b. únverſchtând, misverſchtând. β) tonlos vor zweiſilbigen auf erſter ſilbe betonten wörtern, z. b. mislings, unmiglich (doch giebt es ausnamen, z. b. únſchicklich). b) die einſilbigen præpoſitionen, wenn ſie einem einſilbigen betonten, oder einem mehrſilbigen in zweiter ſilbe betonten worte præfigiert werden, z. b. aüſſchtin, aüſlicht, aüſerſchtin. 4) alle übrigen ſind tonlos, z. b. hérrlich, mŏning.

C. ſchwächung des tons kommt vor

1) in zuſammenſetzungen, und zwar a) wo wurzelſilbe mit wurzel- § 142.

silbe zusammenkommt, da wird der ton des grundwortes geschwächt, z. b. bárk und mánn, aber bárkmánn, so auch bárkmäfter. b) in den unter § 141, 3, a, α, b angegebenen verbindungen, siehe die dort gegebenen beispiele.

§ 143. 2) im satze; wenn die einem in erster silbe betonten vollworte präfigierte betonte bildungssilbe oder präposition dem vollworte und seinem objekte nachgesetzt wird, so wird der ton des objekts geschwächt, z. b. in zúdrieken ist die erste silbe stark, die zweite schwach betont, in de âng zúdrieken ist âng stark, zu u. drieken sind schwach betont, aber in driekt net de âng zú ist âng schwach, zu dagegen stark betont.

§ 144. V. verlegung des tons.

Im satze bekommt das sinnwichtigere wort, auch wenn es zu der in § 142 angegebenen art gehört, den starken, das andere den schwachen ton, z. b. púchjünge, púchmædel; aber de púchmædels kring ke examenzald, dos kring mant de púchjünges; seine âng waren net zúgedriekt, nee, ganz zúgeklâbt.

D. von versfüßen.

Im versfuße unterscheiden wir silbenzahl und rhythmus.

§ 145. A. Es giebt einsilbige, zweisilbige u. dreisilbige versfüße; zwei zueinander gehörige versfüße nennt man eine dipodie; aanficht ist ein zweisilbiger, verfechtand ein zweisilbiger, hottenne ein dreisilbiger versfuß (einsilbige siehe § 150), unverfechtännig eine dipodie.

§ 146. B. Was in gewöhnlicher rede betonung genannt wird, nennt man im versfuße hebung, der wechsel von hebung und senkung (in gewöhnlicher rede schwache betonung und tonlosigkeit) wird rhythmus genannt.

§ 147. 1) die hebung ist entweder schlechthinige oder hochhebung, die senkung ist bloße nichthebung, jene schlechthinige hebung nennen wir im folgenden schwache hebung.

In zweisilbigen nur auf einer silbe betonten wörtern ist eine silbe stets hoch gehoben, kommt aber noch eine betonte silbe hinzu, so wird eine der beiden betonten silben nur schwach gehoben. In mäfter ist die erste silbe hoch gehoben, die zweite gesenkt, in bárkmäfter ist die letzte silbe gesenkt, die vorletzte schwach gehoben, die erste hoch gehoben.

§ 148. 2) der rhythmus ist entweder steigend oder fallend, jenes wenn die

senkung, dies wenn die hebung vorangeht, z. b. **versúchech**, steigender rhythm; súchchen, fallender rhythmus. Es giebt also versfüße mit steigendem und andere mit fallendem rhythmus.

C. der versfuß in der rhythmischen reihe (dem verse).

1) Im gemeindeutschen sind dreisilbige versfüße mit steigendem rhythmus (anapästen) ein fremdes, dem ungelehrten unverständliches gewächs. Verse wie die Wolfschen § 119.

„Im gesundheitsglanz wird jeder vielmehr auf der kampfbahn blühend dich schauen,
Nicht schwätzer des markts nach dem heutigen brauch, der ein witzlos fischelgerede
Auf den gegner ersinnt u. s. w.

liest der ungelehrte, wenn er überhaupt etwas damit anzufangen weiß,

Im gesúndheitsglánz wird jéder vielméhr áuf der kámpfbáhn blúhend dich schauen,
Nícht schwätzer des márkts nach (vielleicht gar nách) dem héutigen bráuch, der ein witzlos fischelgerede
Auf den (vielleicht gar auf dém) gégner ersínnt u. s. w.

also richtig falsch.

Da es aber im ohz. zweisilbige wörter ohne allen ton giebt (§ 139, 4), so sind in ihm dreisilbige versfüße mit steigendem rhythmus sehr wohl möglich, und verse wie

enê frâ tritt rein, ênc krin offen haupt, sehpricht reden von tiefer bedeiting

liest auch der ungelehrte Oberharzer ohne anstoß ganz richtig.

2) Im oberharzischen verse kann unter gewissen bedingungen die § 120.
senkung weggelassen werden, so daß dadurch dipodien entstehen, deren erster teil einsilbig ist und also hebung auf hebung folgt, und zwar kann entweder die silbe der ersten hälfte der dipodie, oder die darauf folgende erste silbe der zweiten hälfte hoch gehoben werden, je nach der größeren sinnwichtigkeit der einen oder der andern.

Beispiele:

erster art: un wie síchs regt in hâ'msfréd. W. Lampe.
do muss vor ellen annern dr ewerhárkmâster sein.

zweiter art: drickt net de âng zû.

Die bedingungen sind: a) die zusammenkommenden silben müssten jede für sich den starken ton haben, wie hárk u. mâster. b) die silbe der ersten hälfte der dipodie muß entweder mehrfach gesehoben sein

(wie bark in barkmäßer, korn in kornschreiwer), oder durch zusammenziehung eines zweisilbigen auf erster silbe betonten wortes entstanden, wie z. b. äng.

Derartige verse haben einen würdevollen, fast pathetischen gang, und die fähigkeit, solche zu bilden, ist ein großer vorzug des oberharzischen vor dem gemeindeutschen. Es sind in neuerer zeit von gelehrten dichtern versuche gemacht, solche verse ins gemeindeutsche wieder einzuführen, aber diese sind auch nur sprachgelehrten und germanisten von fach genießbar gewesen. Selbst das prächtige blücherlied von E. M. Arndt liest kein ungelehrter so wie es dessen verfasser gelesen haben will, nämlich:

Was blasen die trompéten? husarèn heraus.

oder der antiken verskunst analog:

Was blasen die trompeten? husaren heraus.

Alle welt liest vielmehr:

Was blasen die trompéten? husaren heraus.

Oder besser bezeichnung:

Was blásen die trompéten? husaren heraus.

Der Oberharzer aber, der jene gemeindeutschen verse auch nicht richtig lesen kann, liest harzische verse wie

un wie sche regt in lämsfued,

oder

dricht net de äng zu

oder

hots doch an reing mäßer sugar an koch gegän

ohne alle anweisung ganz richtig.

Im mhd. und im gncl. älterer periode kommen solche verse in menge vor, z. b. im mhd.: der junefrouwen tügende (Nib. not. nach Lachmann, 3, 4), mit stolzlichen êren (e. d. 9, 2).

Auch Luther wußte wohl, warum er schrieb

der alt hes feind,
mit ernst ers mei'nt,
gros macht und viel list
sein grausam rüstung ist.

verse, welche die verwässerer unserer alten hymnen ohne zweifel mit großer selbstgefälligkeit zu verbessern meinten, als sie schrieben:

der alte boese feind
mit ernste ers jetzt meint.
groß macht und viele list u. s. f

Und das muß man ihnen laßen: sie haben alles ihnen mögliche getan, Luthers prachtverse nach modernem geschmack zu verhunzen, sein mächtiges schlachtschwert zu einem eleganten sourdegen umzuhämmern und seine wuchtigen keulenschläge in die zarten klappse eines weichen patschhändchens mit ballglacéhandschuhen zu verwandeln. Aber leider wuchert das geschlecht noch immer fort, welches Luthers und der Nibelungen verse wie knittelverse nach art der Jobsiade lieſt und sie auch dafür hält. —

Zweiter teil. Wortregister. Vorbemerkungen.

1) Die aufzeichnung solcher wörter, welche der leser selbst aufs gmd. zurückführen kann, wenn er sie nach den im ersten teile gegebenen regeln analysirt, ist meist unterblieben.

2) In diesem wortregister bedient man sich auch für das ohz. einer der gmd. analogen schreibweise, wie im texte, nach welcher die länge in offener silbe unbezeichnet bleibt, sonst aber durch vokalgemination oder durch *e* (nach *i*), oder durch lautloses *h* bezeichnet wird. Doch wird für lang *ä* immer *æ*, für lang *ă* immer *aa* verwandt.

3) Die ordnung betreffend ist zu merken, daß der einfache vokal dem diphthonge, der reine der trübung, die kürze der länge, das *ă* dem *a*, das *e* dem *ë* vorangeht.

a.

achzen, schw. II. ahd. achizôn, ächzen.

adlawang, ft. neutr. frz. eau de lavende, lavendelwasser.

after, ahd. aftar. Was nach aussonderung des metallhaltigen aus dem schliege (erznehl) übrig bleibt (Kerl. Oberharz. 36. 37).

akkefiet, lat. aqua vitae, ft. f. aquavit, sufser gewürzter branntwein.

akfedens, schw. II. neutr. lat. accidens; zufällige nebeneinnahme.

alfanserig (dies älfanserig), ahd. elevenz, v. ali, d. h. anderswo, und vanz, junger schalk, also elevenz. hergelaufener schalk oder schelm, **alfanserig** = von befremdlichem benehmen, daher narrisch, lappisch, unbeständig (vgl. engl. fancy).

all, auch nnd. schon.

allæn, allein.

angest, ft. III. mit umlaut nach § 54. 1, b über das e vgl. § 43, a, c.

angehng, f. § 38; das ă nur scheinbar unregelmäfsig; denn die vorstufe lautete ahd. ant.

ankerz, ft. I. das von brustbeklemmung herrührende stöhnen, vgl. abd. angs = enge; nhd. **ange**. Es ist abgeleitet von ohz. **anken**, wie **fahlerz** von **faheln**.

anne, f. § 134.

annener, f. § 132.

anner, ander (alius).

annerscht, } anders.
annerschter, }

annert, ander, zweit, auf den ersten folgend.

appelat, fem. schw. II. lat. oblata, v. offerre, oblate.

as, als.

ahmacht, fem. schw. II. ahd. âmaht, ohnmacht.

ahn, sn.

ahnerkannung, fem. schw. anerkennung.

ahnfank, masc. ft. II. anfang.

(sich) ahnhusen, schw. II. d. hosen anziehn.

ahnlog, fem. schw. II. modificiert nach § 104. anlage. Technischer ausdruck für unbrauchbar gewordenes gezeuche, dessen trümmer der arbeiter abliefert, um ein neues dafür zu bekommen. Metaph. alt geworden, abgeschwächt, schwach.

ahnschlohk, masc. ft. III. umlautend nach § 54. t, b, modificiert nach § 102, a. anschlag.

ahntasken, schw. II. berühren.

ape, fem. schw. II. affectirte frauensperson, siehe ahpsch.

(sich) apen, schw. II. affectirt sein. vgl. ahpsch.

ahpsch (vgl. mhd. ebech, ebich, ahd. apuh, apah, d. h. verkehrt, was sich apt.

arefieren, schw. II. f. § 38, ereignen.

artlich, ahd. artlih, eig. von guter, edler art, gmd. artig.

awer, masc. ft. VI. etwas besonderes, wichtiger nebenumstand, besondere meinung, aberglaube, vgl. gth. afar, ahd. afar, mhd aber. (oder ist engl awe, furcht, befürchtung, zu vergleichen?).

a.

adjé, frz. adieu, leb wohl.

arbt, fem. schw. II. arbeit.

arger, masc. ft. ärger, verdruss, davon argern, schw. II.

arna, schw. II. ahd. arnôn, ärndten.

arnst, ft. masc. ernst. Eigenname: Ernst.

arwesenfechtiefel, Erbsenstiefel, Stecken, an welchen die Erbsen n die Höhe wachsen.

affen, ft. III. 1. § 61, essen.

a, ah, ahch, ahd. auh, ouh; auch.

ahn, adv. oben.

ahg, gem. II. (neutr.) modif. nach § 104, auge.

ard, fem. schw. II erde.

ä.

ä, ein, § 131.

änka, ahd. kihenkic (d. i confentieus), genau.

änslich (mhd. enzelen), einzeln.

ärscht, erst.

ö.

ö, ein, § 131.

ö, neutr. ft. II. (lat. ovum, gth. ai), ei.

öng, eigen.

öngholz, neutr. eichenholz.

öngklich, eigentlich.

örz, neutr. ft. I. der anlaut ursprünglich in offener silbe, daher dessen länge. ahd. aruzi, arnz, arizi, ariz, êrizi, mhd. erize, eriz; gmd. erz. vgl. gr. *ὀρίτης*.

(sich) ösen, schw. II. sich esen (vom gewilde gebraucht), ahd. ôzen.

au.

aufhehm, ft. VII. § 68.

aufhitzen, schw. II. aufhetzen.

(sich) aufrappeln, schw. II. sich schnell aufrichten, eig. sich aufschnellen, vgl. anr. rapr. d. i. schnell.

auftempeln, schw. II. pyramidenförmig aufhäufen.

aufrichts, aufrecht, das i steht im gth. raihts, d. h. gerade.

auffetzen, schw. II. technischer ausdruck, f. v. als die maschinen in füllstand setzen. aufgefetzt! der ruf, mit welchem der beginn der beschtunde (f. beschtunne) angekündigt wird, so wie auch das aufhören der arbeit. die schicht, wie es der oberharzer nennt.

auftrecken, schw. II. klingt nd., ist aus auftragen verderbt und bedeutet den schliech in einem troge (mulde) hinauftragen, an einen hohen ort bringen.

aufwarten, schw. II. vom hunde gesagt bedeutet es in zuwartender stellung mit erhobenen vorderbeinen auf den hinterbeinen sitzen.

aufen und aufsen, f. § 134.

aufewennig, auswendig.

Aufchtraling, neutr. fl. Australien.

austohm, schw. II. austoben.

auwijah! ausruf des schmerzes, auch der ermattung, bei Luther awe ja (2 Mos. 10. 10), bei Fischart aubein.

b.

ball, balla, bald.

ballig, s. § 46.

banfem, masc. und neutr. fl. formenreich, nämlich nach I. modif. nach § 87, 2 und nach VI. als masc. 1) der grosse magen der wiederkäuer. 2) bauch. 3) als neutr. ungeborenes kind.

bar, bar.

barwes, barfuss.

bart, fem. schw. II., harte, kleine axt; abd. parta.

bark masc. fl. ohne pl. 1) frei stehend = gestein, welches kein erz ist. 2) in zusammensetzungen als bestimmungswort = berg—, z. B. barkschul, bergschule.

barkzikketær, masc. fl. I., auch VI. bergsekretär.

batte, s. baten.

baten, schw. II. 4, § 74, beten.

bachtgald, neutr. fl. II. beichtgeld.

bän, s. § 131.

barr, fem. schw. II. pl. nach § 88, 7. birne, eig. was der baum trägt. mhd. bir, abd. pira, von obz. **beren**, mnd. **beren**, mhd. **bëren**, abd. peran, gth. baran.

ben, neutr. fl. I., d. plur. nach § 87 und 116, bein.

.barre, barm, masc. reiches w. fl. nach I. und VI. über den plur. s. § 87, wenn nach I. s. § 87, 3. eig. bohrer, träger, von obz. beren, mhd. bern u. s. w. (s. z. barr), aber nur in der bedeutung bohrer gebraucht.

becker, masc. fl. reiches w., nämlich nach I. und § 87, 4 und nach VI. backer.

begahn, fl. III. 2, § 64. 30, begeben.

begænn, schw. II. vgl. aber § 25, begegnen.

behohung, schw. II. behagen.

behutfen, behutsam.

bekänna, schw. II. bekennen.

bekæhring, fem. bekehrung.

beleiding, über die endung ing s. § 56, 4.

Bello, Bello, hundename.

beluxen, schw. II. betrügen, überlisten, eig. einsperren, abd. piloshhan, belúkkan, verwandt ist schwd. lukan, engl. lock.

bes, bis.

beffefe, s. § 123—125.

benetist, masc. gem. I. pietist.

beortern, schw. II. anordnen, befehlen; aus dem franz. ordre gebildet.

berehkalm, schw. II. das rehkalb verleiden, entführen.

besalm, masc. fl. I. psalm.

besahn, s. sahn.

befoheh, s. sahn.

befchnuppern, schw. II. beschnobern, beriechen.

befchtewern, schw. II. bestreben, mit schneeflocken bewerfen.

betchtiften, schw. II. erfahren, ertragen.

befchwæren, schw. II. beschweren.

betappeln, verbum, überraschen, gebraucht von unerwarteten, meist unangenehmen ereignissen.

bewagung, fem. schw. II. mit modification nach § 91, c, der äussern form nach also fl. nach I. bewegung.

behng, schw. II. bengen. fl. VII. biegen.

behren, s. birr u. bæra; vgl. mhd. erbæren.

bewern, schw. II. frequentativ v. behn, beben.

beifellig, beifällig.

biffeln, piffeln, frequent. v. puffen, d. h. fuofen, davon metaphorisch grobheiten ausüben.

bihn, fem. schw. II., modif. nach § 91, b. bühne.

bies, böse; **dr Biefe** = der Teufel.

blaa, cf. § 38, mhd. blâ, abd. plâ. blau.

blei und **bleim**, s. § 62. I. 3. bleiben.

blitter = blitzend —.

bliha, oder **blies**, schw. II. blühen.

blufs, blos.

borring, schw. II. borgen.

borsch, burche, unverheirateter mann. for borsch lahm als unverheirateter menſch kostganger ſein das wort iſt ſchw. I.

brawweln, nnd. babbeln, ſchnell und wirr durcheinander reden.

Bramer Heh, Bremer Höhe, eine Hochebene bei Clausthal. de Bramer heh ſcheiern meſſen, ſcherz- und ſpottweiſe von mädchen gesagt, welche unvermählt bleiben. — davon **bramerheher,** adj.

brängen, ſ. § 80, 3. bringen.

(brattese, ſ. § 60, 5; 123. und **(brætten,** ſchw. I, 1, a. breiten.

braune Lillich, braune Lilie, eine grube bei Clausthal.

breiting, ſ. VI. bräutigam.

briefe trahn, eig. briefe tragen; als hohnwort gegen einen, der ſich vergeblich bemühen muss und ſeinen zweck nie erreicht.

brochta, ſ. brangs.

brullerts, masc. ſt. I. gebrüll.

bucht, fem. ſchw. II. als techniſches wort bezeichnets das gebäude über dem ſchacht, auch das zimmerchen, welches dem ſchutzer zum aufenthalt dient.

buckelwesch, fem. ſchw. II. rückenwäſche.

butterhex, fem. ſchw. II. hunter ſchmetterling.

d.

dafter, ſ. § 39, d. mhd. defter, auch bei Luther, z. b. ſolten die übrigen defter bitterer wagen (Heerpred. wider die Turken).

dahl, fem. ſchw. II. hausflur. nl. deel; mhd. dil, dille, anr. þil.

dar, die, das, es, ſ. § 133.

darde, ſ. § 130.

darekleing, dergleichen.

darmofsen, dermaſsen, in der art und weiſe.

darfche, ſ. § 122; 124. 11.

dæng, masc. reiches wort, nemlich gem. nach I, modificirt nach § 92 und ſt. nach VI. degen.

der — (vorfilbe) da —.

derfen (nicht dörfen), durfen. § 79, 2.

dermank, darunter, eig. darunter gemengt.

dernoheher, darnach, nachher.

desenbichfel, neutr. ſt. I würzbüchslein; vgl. nnd. dêfem, for mentum.

dickes, d. i. ſpeise von eiern u. milch.

differ, diffe, dis, mhd. dîfer, dîtze, dîs, ſ. § 128, dieſer u. ſ. f.

docks, fem. ſchw. II. 1) docke. 2) puppe.

do, 1) da, d. i. dort, mhd. dâ. 2) ſodann, da, von der zeit gebraucht, mhd. dô.

doder —, eig. dada = da —, z. B. **doderfier,** dafür.

dodriwer, adv. 1) darüber; 2) während dem (von der zeit gebraucht).

drahn, daran.

drazen, ſ. § 120. dreizehn.

dreilich, masc. § 115, dreier (trimummus).

drim, 1) darum. 2) drüben.

drieftig, dreist.

droht, masc. ſt. III., mit umlaut § 51, 4. b. — draht.

druff, aus dem nnd. entlehnt = drauf.

drunten, da unten.

druſchel (mit ô), fem. II. drotſel (turdus merula), mhd. drôsse, throscela.

dummelskopp, masc. ſt. III., nnd. nach § 51, 3. *dummkopf*.

dunnersch, dem man den tod durch den donner wünscht.

dustern, ſchw. II. düſtern (frz. parler doux).

duhm, masc. ſt. I. dom. lat. domus.

dufs, leiſe, frz. doux.

e.

e, ene, ſ. § 131.

ecket, 1) eckig. 2) übellaunig.

efterſch, oft.

eile, der sing. des neutr. elles, ells, alle, alles.

emöl, ein mal.

eppel, masc. ſt. I., modif. nach § 87, 4. apfel. ahd. epfili; anr. epli; ſchwd. äple; dän. äble.

epper, etwa; iſt aus ahd. ëtawër verderbt (Grimm, gram. III. 58).

es, als.

espern, ſchw. II. quälen, eig. beben machen wie espenlaub.

eblwarken, ſchw. II. gewaltig arbeiten, ſich gewaltig anſtrengen,

vgl. agf. ellenrëorc (d. i. gewaltat), mhd. ellen (kraft); ahd. ellan (kraft), gth. aljan (kraft).

ehr, bevor, gth. nir.

ehrich, bevor ich (f. § 123).

ehr in dr kalkuhl, klingt wie ehr in der kalkkuhle, iß aber aus error in calculo verderbt, = fehler in der rechnung.

ehfehtandskreppel, msc. ft. VI. ehestandskröpfel, kraftloser ehemann, vgl. kropfen, d. h. dem geflügel das futter in den kropf flecken.

ewer — = ober —, z. B.

ewerfehlemmer, msc. ft. VI. oberschlammer; so wird der gehülfe des puchsteigers genannt (Ey Harzbuch, pag. 203. 204).

einbrennen, schw. II. 1) einbrennen, daher 2) linnen- oder baumwollenlappen zu zunder brennen, und brennend in die zunderbuchse werfen.

einrappen, schw. II. einraffen, wohl nicht vom mnd. rapen, d. h. ohz. rafen, vielmehr vgl. nur hrappr, d. h. schnell (so ahz. a rappem mordel), daher ohz. rappen, heftig ergreifen.

Eypothvetter, pathe Ey.

f.

fahl, fehl.

fæg, mutlos, blode.

fakuken, faxen.

federn, schw. II. fördern.

finkeln, schw. II. funkeln.

fipfen, schw. II. heimlich entwenden. Ob der erste fipser wirklich ein schneider namens Philipp, abgekürzt Fips, gewesen sei oder nicht, wurde eine quellenmäßige geschichte der beklendungskunst nachzuweisen haben.

fieln, part. von fallen, § 73.

filebus, msc. ft. I. filibus (frz. fil de bois).

flammet, part. præs. von flamme (§ 60, 7) mit flammenartig abwechselnden hell- und dunkelrothen streifen.

flackel, n. ft. I., modif. nach § 112; dimin. von flack, d. h. fleck, stelle.

flagt, 3. s. und 2 pl præs. v.

flahng, schw. II. pflegen.

von flechsen ghn, statt von flechsne, vom flacharocken, der flachsfaden reißt nicht so leicht wie der hedenfaden; daher von flechsen, d. h. rasch und ununterbrochen.

flenna, schw. II. model, statt greina, weinen; lat. fleo.

fleifst, f. § 65, fliefst.

flicht, f. schw. II. pflicht.

flieng, ft. IV, 1. § 65, fliegen.

flieng, schw. II. pflugen.

fliefsnig, fliefsend.

in flithen, d. pl. v. fluth, § 117, oder were das engl. fleetly zu vergleichen? in flithen bedeutet im ohz. flüchtig, schnell.

floch, msc. ft. flug.

flock, msc. ft. III. pflock.

flucks und fluck, sogleich.

folling, schw. II. folgen.

for, für.

forsch, stark, frz. avec force.

forfehthorfehenal, n. ft. aus forstpersonal verderbt.

frangeln, schw. II. frequentativ von

franga, 1) ringen, 2) mit gewalt hin und her zerren, 3) angestrengt tätig sein, vgl. gth. praggan, ahd. phrenkan; mhd. pfrengen; engl. wrangle.

fransus, msc. II. franzose.

frammefen, schw. II. eig. verrammen, einstopfen.

fra,t schw. vgl jedoch § 117. davon

frahnsbild, n. II. frauensbild, weib.

fræa, schw. II. freuen.

fræd, f. schw. II. freude.

frehng, § 76, gth. fraihnan; ahd. fregin, 2. pl. præs fëget, mhd. freget; part. præt. gefreget.

frehlig, adj. fröhlich.

freijat, fem. II. das freien, heirat.

frehng, f. frehng.

fuchfchwanzmitz, f. schw. II. mütze aus fuchspelz.

fuchta, feucht, ahd. fuhti, fuhte d. h. feuchtigkeit.

futterhemmed, n. ft. II. unterjacke.

fugelbols, msc. gem. II. der fuchtelbolzen, ein züchtigungswerkzeug.

g.

ganga, f. § 80. 1.

gappern, schw. II. frequentativ

vom nnd. gapen, eig. gaffen, aber ohr harren.

garm, mst, f. § 96, 3. gedicht.

garnith, neutr. ft. II. gemuth.

gammer, § 124, 8.

garm, schw. II. 1) gerben 2) schlagen.

gahn, ft. III. 2. a, β, § 84 und § 50. sich gahn = sich darstellen.

garen gerne.

gahtlich, halb erwachsen (Reinwald, hennebg. idiotikon I. 41).

gaten, schw. I. 4, § 40, c. gaten.

gangich, s. gihn und § 123.

gest, mse. ft. II. geist.

gehlith, neutr. ft. 1) blute. 2) blut.

gehliem, s. blei.

gebrauug, schw. II. 1) gebrauchen. 2) brauchen.

gebrocht, s. bringa.

gedank, s. schw. II. gedanke.

gedillig, geduldig; älter auch gnd. gedulbig, das obz ist richtiger gebildet, als das gnd.

geding, neutr. ft. I. gedinge, verdungene arbeit, aufgabe. Das gedinge ist richtig, wenn die verdungene arbeit vollständig und tadellos geliefert ist.

gedrieftig, e. d. w. drieftig.

geduster, neutr. ft. gestalter. s. dustern.

gebabt (das a ist ä), nachdrücklich, nhd. hepic, hebigo.

gebær, neutr. gehor.

gebærig, gehörig.

gekladt, s. § 74, gekleidet.

geklerr, neutr. ft. geklirre.

gelacher, neutr. ft. gelachter.

gelahnghat, f. schw. gelegenheit.

gelacht, neutr. ft. gelechte, leuchtstoff.

gelick, neutr. ft. glück, nhd. gelucke.

gelummer, neutr. ft. s. lummern.

gemanklich, gemeiniglich.

genn, genau.

genndig, gnedig.

genonk, genug.

gerett, s. gerothen.

gerothen, ft. IX. c. § 71, geraten.

ins gescherr gihn, ursprünglich von zugthieren, welche plötzlich und mit aller kraft anziehen; sodann sich in schnelle und kräftige bewegung setzen; endlich laut werden, z. b. von singvögeln.

gesenk, neutr. ft. s. gesenke, d. i. tiefste stelle des schachtes.

geschellschaft, s. schw. II. gesellschaft.

geschnerrlich (das e nicht wie e), neutr. ft. munteres volklein, von schnorren = sich schnell, freudig und larmend bewegen.

gesehprech, neutr. I. gespräch.

geschricht, neutr. I. geschrei.

gesichtannig, geständig; allgemein zugestanden. einer sache gesichtannig sein = eine sache gestehen.

gesichtrieten, s. schreiten.

gesichtuhelu, s. schtahelu.

geschwuner, m. ft. reiches w. nämlich nach I und VI. (berg)geschworner. Jedem grubenbezirke steht ein bergmeister, jedem reviere ein geschworner vor. (Kerl, Oberharz, I. 26.)

gewandlich, neutr. ft. eig. die gesammtheit der gewande; aber doch meist in der bedeutung kleidungsstücke gebraucht, dann sachen; sei gewandlich nammer, seine sachen aufnehmen.

gewahr, neutr. ft. I. das wehr.

gewast, s. sein.

gewechna, schw. II. gewechnen.

gewehr, neutr. ft. I. gewehr.

geworren, s. waren.

gezwongt, s. zwinga.

gezuhng, s. ziehn.

gehngel, s. schw. II. gegend.

ginna, ft. II., 1, a, § 63. gonnen.

gillen, mse. ft. reiches w. nach I. mit modif. § 87, 2 und nach VI, a gulden.

gitt, s. gain.

gihn, s. § 80, 1. gehen.

giken, neutr. ft. I, mit modif. § 87, 2. kuchlein, nnd. kuken; ngf. cicen; engl. chicken; vgl. anr. kyklingr, d. i. junges huhn.

glatt. 1) glatt. 2) dicht an. 3) ganz und gar.

Glafsner, mse. eigenn., Glæfsner.

glitzerig, was glitzt, d. h. schimmert, vgl. nhd. glitzen = schimmern. glitz = glanz.

glihnig, glühend. nhd. gluenig, gluedig.

Gorgel, kleiner Georg.

gorgel, f. fchw. II. gurgel.

gorrn, msc. ft. reiches wort, nämlich nach I, mit modif. nach § 87, 2, und nach VI. gurre, altes, dürres und fteifes pferd.

Gorschler, neutr. eigenn. Goslar.

Gotthalf, Gott helf! begrüssung.

gots, f. fchw. II. gotfe; nnd. gote.

grannig, zornig; vgl. engl. to groan.

grass, ift der ftamm zu graffлich = grasлich.

graffaten, in den gaffen umher, aus dem makkaronifchen gallatim verderbt.

graam, ft. msc. und adj. gram.

grahm, pl. v. grohm, Graben.

gra, grau, mhd. grâ.

grefch, msc. gem. II. grefchen. das w. wird mit kardinalzahlen verbunden die pluralendung ab, alfo z. b. drei grefch, nicht drei grefchen; mit folchen wörtern zufammengefetzt behalts diefelbe, z. b. a dreigrefchenbrud.

greina, fchw. II. weinen, mhd. grînen.

grin, grine, grina, grün.

griffel, msc. ft. VI. das fubft. zu griffeln, fchw. II. grafeln, grauen; ahd. grifen, agf. grifan, engl. agriff.

grohb, neutr. ft. V. 4, b; § 54, 4, b, grab.

grohm, graben. § 54. 4, a.

grufchel, f. unregelm. (§ 117), ins. indeclinabel. = grofsmütterchen.

Gust, msc. eigenn. Auguft.

gufchfchela, fchw. II. hadig kullen, v. gufch, oberd. gofche, gofchel, mund.

gut, neutr. ft. V, 6, a. als grundw. in zufammenfetzungen = menge, z. b. holsgut.

h.

hackemack, neutr. ft. hack und mack. Das e ift überbleibsel von un (und), wie in hinnewider (hin und wieder), hinnewiderla (uhrpendel) u. a.

hall, adj. hell.

hall, f. fchw. II. halde, d. h. durch aufhäufung von fchutt entftandener hügel. mhd. halde; dän. hald; fchwd. hälla; anr. hallr.

haltich, eig. halt ich dafür, mein' ich; doch wohl, mhd. halt; ahd. halto.

halwahk, eig. halbwegs (Reinwahl, Idiot. I. 583. 1) halb. 2) einigermafsen.

handgebahr, neutr. ft. (eig. gebärde der hand). befchaffenheit, benehmen. Sei handgebahr haan, befchaffen fein. vgl. mhd. gebâre, gebærde.

Hangorg, msc. ft. Johann Georg.

hah, neutr. ft. f. § 58, follte eig. hie heifsen (mhd. hîu; ahd. hiuwi). heu.

hahmerfche, f. hahm, und § 125, 14, a; über die auslaffung des n vor msc f. § 121, 5.

hahn, f. § 80, 6, haben.

haar, f. ft. I. modif. nach § 87, 1 das haar.

Haarz, msc. eigenn. eines gebirges, gth. charud, harud, af. hard; ahd hart, d. h. wald. (Grimm, gefchichte der deutfchen fprache II. 449).

hackel, neutr. ft. VI. eigentl. kleine hacke, ift aber nur name des mit dem modell einer hacke als griff verfehenen ftabes, welchen die berg- und hüttenofficianten aller grade als abzeichen tragen (vgl. Kerl, Oberh. 94).

hanflich und **hanneflich**, msc. (reiches wort, nämlich ft. nach I und nach gem. I. modif. nach § 108, vgl. § 115); hanfling. fringilla cannabina.

Hannelore, f. eigenn. Johanne, Eleonore.

Hanning, f. eigenn. Hannchen.

hannu! zufammengefetzt aus ha und nu. je nun! interjection der gleichgültigkeit.

hanfchich, msc. § 39; 108; gem. I. handfchuh.

harwest, msc ft. I. herbst; engl. harvest, mhd. herbist, ahd. herpist.

hager, msc. reiches w. münd. ft. I. und VI., hæher.

har, her; mhd. her und har; ahd. hara.

har, er, f. § 121.

harig, msc. reiches w. § 115, hering. du harig ahnpacken = das puchwerk fchwänzen.

ham, heim, vgl. gth. haims, d. h. haus, altfchwed. hem.

hæl, 1) unverwundet, unversehrt. 2) ganz (totus).

hæren, f. § 76, hæren.

hæû, adj. heiss.

hæfsen, ft. IX. § 71, heifsen.

hauch, msc. ft. ferse, engl. hough.

haueln, schw. II. heulen.

haus! scheuchruf der ruschelnden. Ein frankischer annalist berichtet von dem sterbenden Ludwig dem frommen: dixit bis haz! haz! quod significat fora, fora. Wenn das ein deutscher ausruf sein soll, weifs ich ihn nicht zu erklären, denn der scheuchruf hufch! hufch! richtet sich nur an thiere. Unser hinaus (ha!) kann es kaum sein. Vermutlich ist das altfranzösische hucher (clamare, huis (clamor), neufranzösisch huer, hue zu vergleichungen, und etwa selbst huis. Grimm (gr. III. 279). — Aus hinaus kann das wort nicht entstanden sein; aus hinaus wird im ohz. nur naus. Für aus kann das wort auch nicht stehen; denn die wurzeln aus und haus bleiben grammatisch völlig verschieden (Grimm, gr. II, 31). Dafs der sterbende in seiner angst sich eines französischen wortes mit der bedeutung „fahre" hätte bedient haben, ist unwahrscheinlich, erstlich weil Ludwig der deutschen sprache mächtig war und in solcher noth schwerlich französisch wird gesprochen haben, und sodann weil ein sterbender wohl seufzt und schreit, aber nicht „fahre" ruft, wohl aber, wie die erfahrung lehrt, das verlangen ausdrückt, der angst zu entfliehen, und zwar durch den ausruf hinaus! hinaus! — Dies verlangen wird auch der sterbende Ludwig gehabt und ausgedrückt haben und zwar durch ein wort, welches fora, d. h. hinaus, bedeutet, also durch das wort haz! möglich dafs er haz, möglich dafs er hûs gerufen, der annalist aber nicht für nötig gehalten hat die länge des a zu bezeichnen. ahd. û geht aber in gmd. und ohz. in au über (mûs, maus; hûs, haus), also ahd. (das fränkische war aber ahd.) hûz, hûs! gmd. ohz. haus! Wir haben hier also das beispiel der erhaltung eines uralten wortes in einem noch lebenden dialekte. Mit **haus!** zusammengesetzt ist

hausewahk! und, was dasselbe ist, **hauswahk!** eig. aus dem wege! d. i. ausgewichen! gleichfalls scheuchruf der ruschelnden. Der ausruf haz ist also von hufch! ganz verschieden, wo nicht, so ist haz damals noch nicht scheuchruf blofs für tiere gewesen.

hausen oder **haufsen**, hier ausserhalb.

hecheher, f. § 119, 2.

helfern, holzern.

hedehededede, adj. und adv. mit übertriebenem schnelligkeitsgefühl begabt, aber auch gefallsüchtig und selbstgefällig. Das wort ist ursprünglich wohl eine nd. interjection, wo nicht, überbleibsel einer verhöhnung, bedeutet hochbeine. Es wird nur auf junge mädchen und jugendliche frauen bezogen. Was sich herun bedeutet, s. herzeg. 62.

hemmed, neutr. ft. II. hemde; mhd. hemede; ahd. hemidi.

hemmel, neutr. ft., modif. nach § 112, hendlein.

herrastra, f. pl. nach § 117 frau des herrn, herrin.

heilekrift, msc. wurde nach 1. gen. sein, wenn der pl. nicht fehlte. 1) weihnachtsmann. 2) weihnachtsgabe.

heing, schw. II. hauchen, nl. hijgen.

hindel, dim. hündchen.

hinna, hinnen.

hinrecken, schw. II. hinreichen.

hitt, 3. pers. v. **hiten**; schw. I, 5: hüten.

hitt, subst. hütte; schmelzhütte.

hie, hier; mhd. hie.

hihlwahng, msc. reichen w. nämlich ft. I. mit modif. nach § 87, 2. und ft. nach VI. Technisches w., gmd. hehlwagen genannt, ein vierrädriges gefährte, auf welchem in einem länglichen kasten (den man gmd. hehle zu nennen beliebt) erz u. dgl. gefahren wird. Die gmdsche benennung ist eine irrige. Das ohz. hil ist nicht so viel als hœhle, welches wort ohz. hël lautet, sondern = dem hjul. engl. wheel, d. h. rad. der hilwang ist also der wagen κατ' ἐξοχήν, der (vierräder) wagen.

hochzig, f. schw. II. modif. nach § 108, vermæhlungsfest.

holfer, prät. v. holfen (§. IV, 1. d, helfen), mit fuff. er (§ 123).

holshänga, neutr. ß das holzbenken, hineinhenken des bauholzes in den treibschacht.

holspidel, masc. ß. VI.; schmachwort für den holzwächter, als angeber der holzdiebe.

horn, masc. ß. hornung. Dr grufse h., Januar, dr klene h., Februar.

hot und hott, f. hahn.

ho, e. d.

hop, neutr. ß ein schmachwort, eig. haufe, daher gemeiner haufe, pöbel (vulgus); und. hope; dän. hob, d. i. menge, schar.

huckeln, schw. II. frequentativ von hucken, auch schw. II. hocken.

hucken, masc. reiches w. ß nach I. und VI., haufen; ahd. houc.

huler, hielt er.

hunnig, masc. ß honig; anr. hunáng, agf. hunig; mhd. honec.

hung, prät. v. hanga, § 77, hangen.

hunten, hier unten.

hufcheln (kurzes u), schw. II. frequent. v. hufchen.

huhch, hoch.

huhm, hier oben.

huhm, prät. v. hehm, ß. VII., d. § ca.

hur, siehe huren.

hufs, prät v. hefsen, heissen. f hefsen.

I.

ichcha, icha, f. § 121.

ichzen, statt ichtefen; bei Luther ichtes, ohz. einigermafsen.

imkumme, umkommen, in der grube tödlich beschädigt werden.

immefift, umsonst; mhd. umbsust.

imfchicht, eig. umschicht, alternation.

imfchtand, masc. ß. III. 1. b. umstand.

innerfchter, adj. v. Innerste (flufschen dieses namens) abgeleitet.

innewennig, nach innen (gth. inna) gewendet, inwendig.

inter —, unter —.

inzunner } inzunt } jetzund, jetzt.

is, f. § 80, 7.

iflen = ifs denn.

iwererdfch (nicht erdfch), überirdisch.

iwerfall, masc. ß. III. 1. b. § 54, 1, b. 1) überfall. 2) plötzlich von oben herüber stürzendes wasser.

iwergahfch, sich hochmütig überhebend, vgl. nd gapen. das w. würde also gnd. übergafsch lauten müssen.

iwernanner, über ein ander.

iwerndiwer, über und über.

iwerfchwettern, schw. II. plötzlich über den rand des gefäfses strömen.

iwer un diwer, e. d. w. iwerndiwer.

iwrig, übrig.

iwrings, übrigens.

j.

jachten, schw. II. frequentativ v. jagen, freudig umherspringen.

ja, je (wenn es nicht antwortet).

jammerig, 1) tief betrübt sein. 2) sehr betrübend, ahd jämarac.

jammerlich, 1) jämmerlich. 2) gar sehr.

janner, f. § 128, b. mhd jener.

Jerg, masc. eigenn. 1) Georg. 2) dasselbe, aber verachtung ausdrückendes anredewort.

je! vorwärts!

jcheln, schw. II. johlen, nnd. jelen.

Jchs } Jchses } interj. Jesus.

jicht, fem. gicht.

jog, masc. ß. das jagen.

juchtern, schw. II. 1) juch schreien. 2) e. d. w. jachten, nur mehr den unedle jachten bezeichnend.

jumfer, f. jungfer, jungfrau.

junkefell, masc. gem. I. junggeselle.

just; 1) eben. 2) so eben. engl. just, frz. juste.

ju ja, partikel der bekräftigung, verstärkung. z. b. jaa ju! ja doch! ju net, ja nicht! bei leibe nicht! ich habs ju gefahl, ich habe ja gesagt. ahd. joh, welches freilich etiam bedeutet, aber wahrscheinlich auch wie ohr. ju zur verstärkung gedient hat.

juhngd, f. f. § 56, 5. Jugend.

Jules, masc. ſt. eigenn. Julius.
jux, masc. ſt. ſcherz, lat. jocus?

K.

kapût, entzwei; fz. capot; ſp. capote.

Karel, masc. eigenn. Karl. ahd. charal = ehemann, mann.

karnaring —, kanarien —.

kartenmannel, neutr. ſt. I. modif. nach § 112, kartenmännchen, hampelmann.

karrel, masc. ſt. VI. kerl; ahd. charal.

karz, f. ſchw. II. kerze.

kahm, kaum. mhd. komme.

kahzen, ſchw. II. 1) das wie kah ſchallende geſchrei der tiere nachahmend. 2) vor übermut aus vollem halſe ſchreien. ahd. chahazan.

känna, unregelm. § 79. können.

kanna, ſchw. II. kennen.

kannſta, f. kanna.

kæ, kein.

kelwer, pl. v. kalb, neutr. ſt. V. 1, c.

kimmſte, f. kumma.

klamm, eig. klebend, daher 1) enge. 2) gering, kaum ausreichend.

klantern, ſchw. klettern.

Klasthol, neutr. ſt. die bergſtadt Clausthal, aus Klas und Thol zuſammengeſetzt. Der ton liegt auf tôl, das erſte hat ihn verloren; das ganze iſt worten wie Voigtsluſt, Mariensrûhe u. dgl. analog gebildet. Klas iſt g. irgend eines nomens, welches wegen der haſt, mit welcher die ſprache dem zweiten worte zueilte, ton und lange verloren hat. Das wort heiſt gmd. Klausthâl, nd. Klusdaal — gmd. nu. ohz. â, nd. û oder ou, mnd. û = mhd. ou, oder â, ahd. awa und ao; alſo gmd. klâs, ohz. klâ, nd. klûe, mnd. klû und klouwe = mhd. entweder klou oder klâ, ahd. chlâwa oder klâ. Man hat alſo die qual der wahl zwiſchen ahd klâo, klou (d. h. liſtig) und ahd. chlâwa, mhd. klâ (d. h. klaue). Da jedoch das erſte wort von Clausthal niemals das s einbüſst, wenn ihm der demonſtrative artikel vorangeht, ſo kann daſſelbe kein adjectiv, es muſs alſo ein ſubſtantiv, und zwar ein männliches ſein. Da aber klâ als appellativum ein f. iſt, ſo muſs das wort in der vorliegenden zuſammenſetzung ein eigenname ſein, und Klausthal, ohz. Klasthol, nd. Kluedaal iſt alſo das tal des Klaus, eines mannes namens Klaus. Die deutung vallis Nicolai iſt unſtatthaft, indem Nikolaus im ohz. nicht Klâs, ſondern Klaus lautet; auch die deutung tal der klauſe iſt zu verwerfen, indem gmd. klauſe, nd. klûs, im ohz. nicht klas, ſondern ganz richtig klaus lautet, weshalb auch verirrung des dialects, wie haa ſtatt hu (mhd. hou) nicht anzunehmen iſt. Hohnemann (altertümer des Harzes, I. § 112) hat die klauſe nicht geſehen, und ſeine gewährsmänner ſind, wie man aus ſeiner ausdrucksweiſe ſchlieſsen muſs, ihm ſelbſt verdächtig; auch hatte eine klauſe, in der von ihm bezeichneten gegend zumal, im winter (und welch einem in jener zeit!) einen lebensgefährlichen aufenthalt abgegeben. Südlich von Clausthal iſt das kleine Clausthal (ein thal) belegen. Der ſage nach hat dort einſt auch eine ſtadt gelegen, iſt aber wegen der ruchloſigkeit ihrer bewohner untergegangen, und an ihre ſtelle iſt ein teich, der klein klausthaler teich, getreten*). Wie nun? hat dort auch eine klauſe geſtanden? Die entſtehung der ſage von der entſtehung Clausthals laſst ſich erklären. Leute, welche die ſprache der Franken nicht verſtanden und ſie deshalb verachteten, alſo auch nur gmd ſprachen, mögen die ganze geſchichte erfunden haben. Sie wollten das wort erklären und taten dies ohne das ohz. zu beachten, ſie vermuteten,

*) Der Sage nach iſt die Kirche dieſes Städtchens alle 100 Jahre und zwar in der Nacht vom Gründonnerstag auf den ſtillen Freitag zu ſehen. Auch zeigt ſich ein Reh mit dem Kalbe, beide dürfen aber nicht gejagt werden. In der Nacht vom Grundonnerstag auf den ſtillen Freitag darf ſich überhaupt niemand aus Vorwitz ins kleine Clausthaler Thal begeben. (Vergl. Pröhle's Harzſagen I. S. 96—98.)

dafs die ſtadt wohl von einer klauſe den namen haben könne, und nachdem ihre vermutung einmal geſchichtliche geltung erhalten, konnte dann ſpäter auch von einem bergwerk und von einem forſte zur klaus die rede ſein. Wer aus einem hihlwohng einen hœhlwagen macht, der macht auch aus einem klâ bald eine klauſe. Es verhält ſich mit der Honemannſchen nachricht von der entſtehung Clausthals ebenſo wie mit andern angaben ſeiner gewährsmänner, z. b. über die entſtehung des namens Frankenſcharren. Wo nämlich die Frankenscharrner hütte liegt, ſollen in früherer zeit an 600, nach andern nachrichten 300, nach andern 100 fleiſcher ihr gewerbe betrieben haben (Honemann, altertümer I. § 138). Man fragt mit recht, an wen und wohin dieſe leute ihre ware mögen abgeſetzt haben? Dieſe aus lauter Franken beſtehende fleiſcherkolonie löſt ſich in dunst auf, wenn man die bedeutung des wortes ſcharren, d. i. ſcharfen, graben, erwägt. Alsdann erkennt man in (der) Franken ſcharren die ſtelle, wo die Franken geſcharrt, d. h. nach erz gegraben haben. Ein anderer gewährsmann unſers Honemann will die entſtehung der ſage von der brockenreiſe der hexen am Walpurgisabend daraus erklären dafs die unbekehrten Sachſen in ſolcher nacht ſich auf den Brocken begeben hatten, um dort ihren verpönten kultus zu üben (a. a. o. § 14). Dass dies eine phyſiſche unmœglichkeit war, kann nur der bezweifeln, welcher wähnt, dafs im achten jahrhundert der Brocken ſo zugänglich geweſen ſei, wie jetzt.

klæ, klein.

klæden, ſchw. I. 1. a. § 74. kleiden.

klæderſellern, ſ. § 117. vgl. mhd. gnd. verſellen, engl. to sell.

klitern, ſchw. II., nebenarbeiten, beſonders ſolche, die in das gewerbe des tiſchlers und zimmermanns einſchlagen, verrichten. nd klutern.

klohg, pl klohng, fem klage, § 104.

kluhpſch, tückiſch, von klupen, nd. glupen, d. h. heimtückiſch von unten nach oben ſehen. altfries. glûpa; anr. glûpna (traurig ſein). vgl. nnl. gluipſch; dæn glubsk.

knætern, ſchw. II. knattern.

(ſich ahn-)knauern, ſchw. II. ſich anſchmiegen, engl. to cower.

knehp, ein plurale, ſt. III. 4, b, § 54, 4, b. Der ſing. müsste knohp lauten. Das wære ein nſches wort, vgl. ahd. knuphjan = knoten knüpfen (ſ. Ettmüller Witzlaw, ſ. 88, 45—48).

knippmaſt, neutr. ſt. unregelmäſsig. § 117. ein meſſer, deſſen klinge ins heft eingeſchlagen werden kann, knief; engl. knife.

knitter-, zuſammenziehend, vgl. engl. to knit.

knittern, ſchw. II. ſtark knüſtern.

knohng, ſchw. II. eig. genagen, alſo nagen. anr. ſchwd. gnaga.

knuflohk, neutr. ſt., ohne pl. knoblauch, d. h. ein lauch, deſſen wurzel knopfform hat. Das w. ſcheint alſo anders gebildet zu ſein als das gm. knoblauch. Dem ohg. liegt ahd. knuplan, dem gnd. liegt ahd. chliopan (ſpalten) zum grunde; dies heifst ahd. chlopolouch. Übrigens iſt lohk unregelmäſsig gebildet; es ſollte eig. lak lauten, da es mhd. louch heifst.

koppwehtohk, msc ſt. kopfweh.

kolender, msc. ſt. reiches wort, nämlich nach I. und VI. kalender.

krachersz, msc. ſt. I. gekrach.

krattellieren, ſchw. II gratulieren; lat. gratulari.

krœſch, msc. ſt. I. kreiſs.

krauter, msc. ſt. VI. wunderlicher menſch; im Hennebergiſchen pfuscher (Reinwald II, 76) wære das Dithmarſiſche kraut, (krebs) zu vergleichen? alſo krauter ſoviel als krebſer?

kreppeln, ſchw. II. ſich abmühen; vgl. nd. krupen, afr. kriapa, agſ. creópan, d. h. kriechen.

dn krehauf ſinga, hinſterben.

krehch } ſ. krieng.
krehng }

krehelu } ſchw. II. grœlen, nnd.
krehln } krajœlen.

kreitſchpinn, f. ſchw. II, modif. nach § 91, b, kreuzſpinne.

krimmer, msc. reiches w., nach I, modif. nach § 87, 4 und nach VI.

falke, weihe, raubvogel überhaupt; eig. der zerreiſsende, zerkratzende vogel, von mhd. grimmen, krimmen, d. h. kratzen, reiſsen. vgl. die maget gram und roufte ſich (Hartmann, der arme Heinrich 1287). den ir zwêne arn erkrummen (Nib. nôt 13, 3) und die ohziſche alliteration terkrimme un terkratzen.

krimpel, masc. ft., ohne pl., eig. was gekrimpt, in einander gefilzt iſt, daher verwirrter haufen.

krieng, ft. unregelm. § 77, bekommen. vgl. ahd. kirihhu, præt. kireih; mhd. kriegen, præt. kreic, part. præt. kriegen.

kriefchen, ſchw. II. kreiſchen, mnl. crijſchen, ſchreien.

krunsbær, f. unregelm. § 117, kronsbeere, preuſſelbeere (vaccinium vitis Idæa).

kumma, ft. II, 2. § 63. kommen.

kummedieren, ſchw. II. commandieren.

kunmechdcha, f. f. § 117. frz. comédie.

kunmode, bequem, frz. commode.

kumpelment, neutr. ft. I. frz. compliment, ſp. cumplimiento.

kumpenie, f. ſchw. II, modif. nach § 91, a. frz. compagnie.

kunst, f. ft. III, 5, a (§ 54, 5). 1) kunſt (ars). 2) techniſch eine gewiſſe bergwerksmaſchine. Beſchreibung und abbildung derſelben ſ. Dannenberg: der Harz, ſ. 43—48. Kerl: Oberharz 20. 21. Ey: harzbuch, ſ. 156, 157 und das bild grube hülfe gottes in letzt genanntem buche.

kunstknacht, masc. ft. I. kunſtknecht; er beſorgt die wartung der kunſte (Kerl: a. a. O. ſ. 22).

kunnfte, konntest, konntest du. ſ. kunna, § 79. § 60, 2; 124, 6.

kunnte, ſ. § 79.

kunter, masc. ft. VI. kondor, kernigegeier.

kuntrær, 1) adj. widrig. 2) adv. im gegenteil. lat. contrarius.

kuhm, kaum mhd. küme.

kuhng, masc. ft. reiches w. nach I. und VI. ſ. § 110. kuchen.

l.

lab, vide lahm.

langa, ſchw. II, langen, holen.

lank, lang, mhd. lanc.

lapa, masc. ſchw. I. von lappe, d. h. lappen; alſo ſchwächling. Scherzhafte benennung des neu angelegten puchknaben. vgl. mnd. lapen, d. h. kraftlos ſein. Die ableitung von mnd. lapen, d. h. lecken, welche die bedeutung laffe und leckermaul ergeben würde, iſt ſicherlich abzuweiſen.

lasa, erſchopft an kraften; mhd. laz (træge), engl. lazy.

latſchen, ſchw. II. 1) unfertig, fremdartig, unverſtändlich ſprechen. 2) torricht reden; aus latinizare verdorben. vgl. den ausdruck kramerlatein.

lata, ſpæt. agſ. læt; engl. late; vgl. gth. latjan (verzœgern).

lamdig, lebendig, mhd. lebendec; lendig, lembtig (letzteres ſ. Wolfdietrich 178, 1. 2. in v. d. Hagens heldenbuch).

larna, ſchw. II. lernen.

larna, ſchw. II. lehren.

labb, neutr. ft; ohne pl., laub.

lader, neutr. ft. reiches w. nach I und VI. 1) leder. 2) hinterleder.

lafen, unregelm. § 77, laufen.

lahm, neutr. ft. leben.

lahm, ſchw. II. leben.

lawetohk, lebtag, lebenslang.

lechtfen, adv. leicht.

lankfen, langſam.

led, neutr. unregelm. § 117. leid.

lena, ſchw. II. lehnen.

læna, ſchw. II. leihen; agſ. lænan.

lækeln, ſchw. II. leugnen. alts. lougilôn.

leten, vor-, früher einmal.

lauern, ſchw. II. 1) lauern. 2) harren.

lecken, ſchw. II. feuchten, waſſern, begieſsen. ahd. lêhhan, lecchjan; (feuchten); anr. léka, d. i. tropfeln, ſickern.

leffel, masc. ft VI. 1) loffel. 2) laffe.

de lefiten lafen, eig. den leviticus (das 3 buch Moſis) leſen, d. i. das geſetz einſchärfen; ernſt tadeln.

lefte, lifeft du
lett, lift } f. f. lofen.

leidenfchaft, f. II. leid, ungemach.

leimrutt, f. leimruthe. (geruthe der vogelsteller.)

leiten, fchw. I. 1, b. § 74.

lillich, f. fchw. modif. nach § 108; lilie.

littig, klein. nd. lütje; engl little.

liem, fchw. II. lieben.

lieweskoten = liebeskotten.

lienger, msc. ft. reiches w. nach I. und VI. lügner.

lifa, leife. mhd. life.

liefte, prät. v. liefen, losen.

lifen, fchw. II. lefen; kaufen, vgl. agf. lȳſan (kaufen).

liefchtunna, f. fchw. II. lefeſtunde, erholungsſtunde.

locker, f. fchw. II. locke.

loff, f. lafen.

lork, msc. ft. V, 3. lurch; aber im ohz. ſtets krœte davon

lorkfch

lohng, prät. v. liehg, ft. III, 2, d. § 64.

Loring, neutr. ft. kleine Eleonore.

lofsen, ft. IX. § 71, lafsen. vgl. ſie lozent die untugende in dem grunde der natûre (Tauler).

lott, f. lofsen.

lummern, fchw. II. leife donnern.

lumpet, zerlumpt, in lumpen gehüllt.

lusthaus, 1) gartenhaus. 2) laube.

lusten, msc ft ohne pl, luſt zu einer ſache

luhna, fchw. II. lohnen.

lußer, prät. mit aufligirtem fürwort von lofsen, liess er.

m.

maldte, prät. v mal len, mehlete.

mangelkarn, msc. ft. I. modif. nach § 87, 2. mandelkern.

mank, eig. darunter gemengt, daher zwiſchen, unter. das w. iſt eig. nl.

mannich, manch; mhd. manec; ahd. manac.

mant, nur; nnd. man: partikel der beſchränkung, mahnung; von mhd. mânen; alſo mant ſt mânet, d. h. worann jetzt ganz ausdrücklich erinnert werden ſoll, damit es nicht unterbleibe (vgl. Grimm, gram. I, 931).

mant, adv. einen gegenſatz ausdrückend, alſo ſo v. a. aber, mnd. dœn. men, altdœn. en, an; anr. enn. (Grimm, gr. III, 280).

mark, msc. ft. III. 1, b. § 54, 1. b. markt.

mattlus, matt.

matzhamel, msc. ft. ohne pl. Ein Matthias Hammel mag wohl der erſte geweſen ſein, welcher der matzhammelei (veruntreuung herrſchaftlichen gutes) verdachtig oder uberwieſen wurde.

machtlig, mächtig.

Mahle, Amalie.

mahntig, msc. ft. I. § 83. montag. vgl. mhd. mâne, d. i. mond.

marteln, fchw. II. 1) martern. 2) mühe machen. ahd. martolôn; mhd. marteln.

martler, msc. ft. reiches w. I. und VI. 1) märtyrer. 2) einer der viel mühe und aufreibende arbeit hat. mhd. martelære.

Mazeko, neutr. ft. Mejiko.

mæ, msc. ft. mai.

mæna, fchw. II. meinen.

mæræn, mairegen.

merren, f. fchw. ohne pl. myrthe.

meh, mehr. f. § 119, 2.

mehng, mægen. § 79, 4.

mehrder, ft. msc. VI. mörder.

mehft, f. meh.

mei, mein.

memel, f. fchw. II. hausrat frz. fubſt. meubles.

memel, f. ft. VI. 1) ſchlechte weibsperſon. 2) als ſchmachwort auch von männern. frz. adj. meuble.

mefer, msc. ft. reiches w. nach I. und VI. mörſer.

millich, f. milch. mhd. milich; ahd. miluh; gth. miluks.

minnich, msc. ft. I. monch; ahd. munih; lat. monachus.

minfsen, fchw. II. 1) münzen. 2) of wos minfsen, etwas beabſichtigen.

mied, müde.

mieglich, mœglich, vom mhd. mügen.

molla, f. II. mulde.

mog, f. mehng.

mol, neutr. ft. I. mal.

muchta, f. mehng

mundel, neutr. ſt. VI. 1) mündlein 2) kuſſlein.

munden, msc., altoha. ſchw, aber wegen der endung en indeklinabel. Den alten g. f. munden hört man jetzt nur noch in der verbindung in **ohnamme's munden** = im abnehmen des mondes. Gegenwärtig ſchwankt der gebrauch zwiſchen ſt. VI und gem. f.

mundſchtik, neutr. ſt. II. 1) mundſtück des blasinſtruments. 2) tabackspfeifenrohr.

müſchē und **muſchē**, msc. nur letzteres deklinirt nämlich ſt. VI. frz. monſieur.

muttig, ſchlammig, moderig; nd. muddig, von mudde, ſchlammiges waſſer.

n.

-n, ſuff., nach konſonanten **-en**, aus denn übrig geblieben, verſtärkt die frage, z. b. **hotſen** = hat es denn? **hotten** = hat denn?

nans, nahe, aus ornans verkürzt, und dies aus ordonnance, d. i. wörtlich: befehl, geſetz.

napper, msc. ſt. VI. nachbar. af. nâbur, daraus gebildet iſt

nappern, fem. ſchw. II. nachbarin.

naal, msc. ſt. III. 2, a. § 54, 2. a. nagel.

naant, **nahnt**, nahe; ahd. nâhunt (neulich), mhd. nahent (beinahe). z. b. nu ſtân ich hie nahend gar blôz (Eckenausf. 234, 11).

nahl, f. naal.

na! interj. des einräumens und der erwartungsvollen frage.

namma, ſt. II. 2. a. § 63.

narwet, der pockennarben hat.

naſel, neutr. ſt. I, modif. nach § 91, f, und § 112, naslein.

næ, nein. gth. nê.

næhm. nahme. v. namma.

ne, f. § 131.

nerringſt (nicht ë), nirgends.

net, nicht.

neifaderig, eig. des neuen bedürftig, daher neugierig. vgl. dän. fattig, d. i. arm, dürftig.

nein, f. § 33.

neinfegeln, ſchw. II. 1) hineinſegeln 2) hineinfallen.

niſcht, nichts.

nienzig, einzig. Nicht aus gmd einzig; denn gmd. ei, leiſe und ſteifs ausgenommen, wird niemals ohz. i. ſondern æ, wenn es mhdſchem ei, es bleibt, wenn es mhdſchem i entſpricht, z. b. gmd. **teil**, mhd. **teil**, ohz. tæl; gmd. **kleid**, mhd. **kleit**, ohz. klæd; dagegen gmd. **eiſen**, mhd. iſen, ohz. eiſen; gmd. **bei**, mhd. bî, ohz. **bei** (Harzged. VI, 7). Demgemeſs wird gmd. **ein**, mhd. **ein**, ohz æ, verkürzt ä, noch mehr verkürzt e (vgl. § 131). Aus gmd. **einzig** müſste alſo **enzig** werden, wie **anlich** aus einzeln. Es iſt vielmehr an ahd. **nihein**, **nihcinig**, mhd. **nehein** zu denken. Das z iſt unorganiſches, auf miſsverſtand beruhendes einſchiebſel. Das wort hatte urſprünglich negative bedeutung, hat dieſe jedoch verloren, wie ſchon mhd. **nehein** unter umſtänden ſo viel als **irgend ein** bedeuten kann. Das ei iſt bei der zuſammenziehung verloren gegangen. **nipe**, genau; mnl. nypen, vgl. engl. to nip, kneifen; alſo nipe mit zuſammengekniffenen augen, blinzelnd.

nipe, f. nienzig, ſchluss davon.

niwer, hinüber, vgl. § 33.

nob, hinab. vgl. § 33.

noog, f. nohch und § 134.

nohch, nach, f § 134.

nohng, ſchw. II. nagen.

nuvamber, msc. ſt. november.

nu, nun; ahd. mhd. nû.

nuth, f. ſt. nach II, b; zweifelhaft ob 6, a oder c. Ich erinnere mich, nur den d. pl. **neten** gehört zu haben. Bei Ullrich (es barbrich, ſeite 41, ſtr. 4, 5) findet ſich **mei knuten hot de niten**, mein docht will nicht mehr brennen. Sollte das eig. ſo viel heiſsen als mein docht hat not, ſo wäre das wort unregelmäſsig, nämlich ſchw. mit umlaut i. engl. need iſt wohl aus dem ſpiele zu laſſen.

o.

ob, conj. ob.

obgihn, abgehen, f. gihn

obſchnietſt, abſchnittest. v. obſchneiden, ſt. I, 3, b.

of, auf.

offen, f. § 134.

offezier, masc. f. § 96, 3 und § 97, β.

ofte, oft, mhd. ofte; ahd. ofto.

orndlich, ordentlich.

ortel, neutr. unregelm. § 117. urteil.

oh! halt gebietender fuhrmannsruf.

oder, f. fchw. ader.

oder, 1) oder (aut, five) 2) aber; ahd. atar, agf. odor; af. odar; anr. eda.

ohmd, masc. ft. I. § 83. abend.

ohneform, f. fchw. II. modif. nach § 91, b. uniform.

ohnegefahr, ungefehr. fchriftfäfsig im 17. jahrhundert: da kam ohnegefahr ein ungewonliches liecht umb uns (Schupp I, 772).

oten, othen, odem; masc. ft.

owerfecht, aber.

oweat, neutr. ft. obft; mhd. obez, ahd. opaz.

p.

parat, bereit, lat. paratus.

part, neutr. ft. teil, lat. pars.

pass (fp. paz, d. i friede, ftille) gahn: acht geben

pastôr, masc. ft. II, 6, c. pastor, feelforger fp. pastôr.

paffen, fchw. II. den fchall „paff" von sich geben.

paheh, neutr. ft. pech.

pels, masc. ft. I. pelz. lat. pellis.

pèapè, nach und nach, frz. peu à peu.

pfeng, masc. ft. I. modif. nach § 87, 1 und § 91, c; pfennig, mhd. pfenninc.

pfetel, neutr. ft., modif. nach § 112 und § 91, f. pfoflein.

pfiepen, fchw. II. nicht aus ahd. phipha, mhd. pfife, gnd. pfeife, herzuleiten, fondern blofs den laut pfiep nachahmend.

picheher, masc. ft. reiches w. nach I. modif. nach § 87, 1 und nach VI. puchcher, der dem gefchaft des puchens obliegt.

pidel, masc. ft. VI. 1) buttel. 2) polizeidiener. 3) gerichtsunterbedienter. 4) aufpaffer. 5) angeber. ahd. patil, agf. pydel (ausrufer, herold).

plânna, fchw. II. mit gewalt hinwerfen.

plefier, neutr. ft. I. vergnügen, frz. plaifir, davon

plefirlich.

pless, masc. fchw. I, aber nach § 94, daher in II übergetreten. 1) blaffe, der weifse fleck auf der ftirn der grofstiere. 2) ftirn, jedoch defpectiv.

plohng, fchw. II. plagen.

polfen, fchw. II. urfprüngl. wohl mit bolzen fchiefsen, dann zielen, dann heimlich beobachten (fpeculari). vgl. lat. balifta, ahd. polz; mhd. nhd. bolz, pfeil.

porren, fchw. II. 1) aufrütteln. 2) unfanft anrühren. 3) beleidigen. mnl. porren (bewegen, anreizen), ahd. purran, purjan (fich erheben).

poken, fchw. II. pochen, feft auffchlagen. nnd. poken.

pofeto, gefetzt den fall. lat. pofito.

power, arm (frz. pauvre).

predig, f. fchw. II. modif. nach § 108. predigt. ahd. predigt.

priech, f. fchw. II. modif. nach § 104. priecho, emporkirche.

prost, lat. prosit.

prufton, fchw. II. ahmt den fchall nach, welcher durch ftarkes niefen hervorgebracht wird.

pucherich, neutr. ft. gen. I, modif. nach § 104. puchwerk.

puffen, fchw. II. etwas tun wodurch der fchall puff hervorgebracht wird, daher ftofsen. davon das frequentativ

puffeln, fchw. II. fchwere arbeit verrichten.

puffjack, puffjacke, dienstanzug der bergbeamten.

pungt, masc. ft. I. punkt lat. punctum.

q.

quackellei, f. II. unbeftändigkeit. vgl. ahd. quëh (fich bewegen), agf. cvacjan (beben), anr. qvika, qvakla (einen bebenden laut von fich geben).

quatfch, verwirrt, agf. dvæs; mnl. dwaes, dwas; nnl. dwâs; mhd. twas.

quar, quer.

queeln, queln, quelen, fchw.

II. quælen; mhd. quelen; ahd. quelan

quol, f. schw. II. modif. nach § 90. qual.

r.

racht, recht; subst. recht.

rampet, herumstreichend, vagabondierend, spottschlecht. vgl. engl. to ramble (herumstreifen).

rahchrig, raucherig.

radern, schw. II. rudern.

rahz, masc. st. gewaltige gliederkraft. vgl. gth. raps (paratus), agf. rædan (circumferri); anr. rás (lauf); engl. race; sanskr. rahas, d. i. der kräftige, naml. monat (Grimm: gesch. d. deutschen sprache I, f. 82).

ränklich, reinlich.

en rannel bezahn, einen vorwurf bekommen.

ratt, reitet, v. reiten. st. I. 3, b. dr teifel rätt an = regiert, leitet ihn.

ræn, 1) masc. st. regen. 2) adj. u. adv. rein.

ræs, f. schw. II. reise.

raus, heraus.

rauch, 1) rauh. 2) roh. 3) wüst im moralischen sinne. mhd. ruch.

recken, schw. II. recken.

reeken, schw. II. reichen.

reiner, herein. Trabet hereiner wie ein pferd (Rollenhagen: froschmeuseler, des königs ankunft. 12).

rimmerbar, umher.

ring, gering. Daz lät ich ahten ringe (Nib. nôt 158, 1).

rieo, masc. schw. I. riese.

rob, herab. Und die sonne von oben rab, nunmehr den kürzten schatten gab (Rollenhagen a. a. O. 3. 4).

rofinig, f. schw. II., modif. nach § 108. rosine.

rotollen, schw. II. sich lärmend umherbewegen. lat. rotari.

rôb, f. abweichend vom gud., woselbst das wort ein mascul. ist, rabe.

rod, neutr. st. V, 4, b. § 54, 4, b. rad.

rothen, verb. rathen. f. gerothen.

ruffen, schw. II. rufen.

roll, f. schw. II. rolle.

rummel, masc. st. 1) lärm. 2) aufruhr. vgl. anr. romr: mickill romr (rumor loquentium) varð at meðli hans (vatns dælafaga 12). vgl. Mœbius formfigur 23, 2. 14.

rutt, f. schw. II. rute.

rudern, schw. II. roden.

rus, f. schw. II. rose.

s.

salfett, f. schw. II. tischtuch, frz. serviette.

sark, masc. st. III, 1, b. § 54, 1, b. sarg. mhd. sarc.

saan, schw. II. sagen.

saltsen, seltsam. mhd. seltsæne; ahd. seltsâni.

salwer, selber.

satt, f. sahn.

sahn, st. III. 2. b. § 64. sehen.

sawel, masc. st. VI. sebel.

sammer, f. § 80, 7, und § 123. 124, 3.

sæger, masc. st. reiches w. nach I. und VI. sanduhr. mhd. seigære, von seigen (herabdrücken) und seiger (tröpfelnd).

sæng, masc. st. segen.

sæt, f. schw. II. saite.

seffel, masc. st. VI. säufer. im hennebergischen. soffling (Reinwald II. 117).

seh, se, f. sahn, § 80, 8. Dieser imperat. wird jedoch nur als interj. in der bedeutung ecce gebraucht; auch Hans Sachs hat noch se se! (Grimm, gr. III. 779).

sehch, f. sahn und § 80, 8.

sekeln, schw. II. zögern. nd segeln.

seil, f. schw. II. modif. nach § 90. seule.

sifzen, schw. II, obgleich mhd. sufzen; seufzen.

sift, sonst. f. immesist.

sorring, pl. v. song f. schw. modif. nach § 105. sorgen.

sohch, f. sahn. § 80, 8.

sohz, præt. indic. v. sitzen. st. III. 2, a.

sunnesechtel, masc. st. reiches w. § 115, fächer, sonnenschirm.

su, so.

suhn, masc. st. III. 6, a. § 54, 6, a. sohn. mhd. sûn.

suhl, fem. sohle (techn. ausdruck für boden eines stollens, einer strecke, etc. (schw. II.)

ſch.

ſchandlus, ſchändlich. auch ſchon im 17. jahrhundert: von einem rechtsvergeſſenen ſchandloſen pasquillanten (Schupp. I, 620).

ſchapp, masc. ſt. III. 1. b. ſ. § 54, 1. b. ſchrank. dem. ſkab; ſchwed. ſkåp; engl. shop.

ſcharlaken, neutr. ſt. scharlachrothes tuch. ahd. scarlahhan (eig. geſchorenes tuch).

ſchawuhl, masc. ſt. wüſten toben.

ſchicht, f. schw. II. 1) ſchicht. 2) ſchlöſs der arbeit. 3) arbeit.

ſchitzer, masc. ſt. reiches w. nach I. und VI. ſchützer, welcher die treiberei, d. h. die zum herauswinden der erze dienende maſchine beſorgt (Kerl: oberh. 15. 16).

ſchien, ſchoen. ſ. § 119, 2.

ſchlahn, ſt. V. b. § 72. ſchlagen; mhd. slân.

ſchlämmer, masc. ſt. VI. Was er zu tun hat, ſ. Kerl a. a. O. 34. 75. 101.

ſchlämmerſchgeſell, masc gem. I. unterſchlämmer, pocharbeiter, der noch unter dem ſchlämmer ſteht.

ſchlauna, schw. II. glucken; mhd. sûnen, ſchnell ſein.

ſchlegel, masc. ſt. VI. ſchlägel. **ſchlegel un eiſen**, ſchlägel und eiſen; abgebildet auf dem titelkupfer zu Dannenberg, d. Harz. ſ. auch Kerl a. a. O. 13. 89.

ſchleht, 3 p. sing. præs. v. ſchlahn.

ſchlipp, f. schw. II. ſchoſs. eig. wohl ſchleppe. wo nicht = ſchlupfe.

ſchliepern, ſchleichend, ſchlüpfend, mit liſt, verw. mit ſchlupfen. vgl. auch agſ. sliper (ſchlüpfrig).

ſchlohk, masc. ſt. III. 4. b. § 54, 4. b § 102. ſchlag. mhd. slac.

ſchlufsweiſs, ſchloſsweiſs.

ſchmant u. ſchmatter, dreck u. ſchmutz.

ſchniet, præt. v. ſchneiden. ſt. I, 3, b. § 62.

ſchnucken, schw. II. ſchluchzen. nl. snikken. vgl. anr. snökt (geſchluchzt).

ſchnuſen, schw. II. ſchnaufen.

ſchorren, schw. II. ſchurren, d. i. gleiten; ahd. scorrên, aber mit der bedeutung hervorragen.

ſchoſs, masc. ſt. III. ſchuſs.

ſchoden, schw. I, 3. § 74. ſchaden.

ſchol, f. schw. II. modif. nach § 89 und 90. ſchale.

ſchpannſchtuhl, masc. ſt. III. 5. a. § 54, 6, a. § 89. 90. ſpannenbreiter ſtuhl, forgeſtuhl.

ſchparrn, masc. gem. I. modif. nach § 92. ſparren. an **ſchparrn haan** = nicht recht geſcheit ſein

ſchpaan, masc. ſt. unregelm. § 116, 2. ſpahn.

ſchperſchtief, neutr. ſt. l. perſpectiv. fernrohr.

ſchpierte, præt. v. ſchpieren, spürte. schw. II.

ſchrama, schw. II. ſchrämen, mit ſchlägel und eiſen arbeiten.

ſchrw, masc. ſt. I. ſchrei.

ſchreia, ſt. I. 3. a. § 62. ſchreien.

ſchrupper, masc. ſt. VI. vgl. engl. scrub. nd. schruppen. eig. heidebeſen. ohz. geizhals.

ſchtahtlich, ſtattlich.

ſchtarm, ſt. IV. 1. e. ſterben.

ſchtag, masc. ſt. I. ſteg, modif. nach § 104.

ſchtaheln, ſt. V. § 66. davon

ſchtahlarei, f. ſtehlerei.

ſchtandarla, neutr. ſtandchen.

ſchtarn, ſtern.

ſchtarzen, schw. II. ſtürzen.

ſchterr (nicht ö), f. schw. II. ſtirn.

ſchtet, f. schw. II ſtatte.

ſchteier, masc. ſt. VI. ahd. stiuro; anr. stjóri, d. i. ſteuerer, regierer, vgl. gth. stiurjan, d. i. regieren, lenken, ſteuern. **ſchteier** iſt alſo nicht einer der ſteigt, ſondern der leitet, ſteiger iſt daraus verderbt.

ſchticka, neutr. ſt. II. ſtück. mhd. stucke.

ſchtickel, ſteil; ahd. stëhhal; mhd. stigel.

ſchticken, **ſchwafelſchticken**, ſ. § 117. ſchwefelſticken.

ſchtihn, ſ. § 80, 2. ſtehen.

ſchtiez, masc. ſt. I. ſtoſs.

ſchtollen, **ſchtolln**, masc. schw. I. ahd. stollo, stollen.

ſchtorwer, ſtarb er.

ſchtoheh, præt. v. ſchtachen, ſt. IV. 2. ſtechen.

ſchtraln, strahlen. **ſchtraltna**, strahlt ihm.

ſchtrampulftrig. finſter bli-

chend, verdrieſslich, von ahd. bolgan, polgan, d. i. zürnen.

ſchtræa, ſchw. II. ſtreuen.

ſchtrænig, ſtark überſtrömend. vgl. agſ. ſtreón, d. i. kraft (Ettmüller vorda vealhſtôd XX. § 23).

ſchtreppeln, ſchw. II. ohaiſches frequentativ von dem ungebräuchlichen ſchtrippen, ſtreifen, ſtreicheln.

ſchtreffel, neutr. I, modif. nach § 112 diminutiv von ſchtroff, eig. ſtroſslein, nesteln.

ſchtreing, ſt. I. 1. b. ſtreichen, § 57, a, 4.

ſchtroſ, fem. ſchw. II. ſtrafe.

ſchtrump, masc. III. 5. a. § 54, 5. a. ſtrumpf.

ſchtuffærz, ſtuffærz, d. i. an metallem reiches erz.

ſchtuppen, ſchw. II. anſtoſsen, ſtoſsen.

ſchtuffen, ſtoſsen.

ſchtu, fem. ſchw. II. §§ 22. 30. modif. nach § 101. ſtube.

ſchtukenruderm, stuken ausrocken. (stuken = baumſtumpf.)

ſchuller, fem. II. davon

ſchullerſchtick, neutr. ſt. ſchulterſtück. 1) ein ſtück, das auf der ſchulter getragen werden kann. 2) ein ſtück, das von der ſchulter genommen iſt.

ſchummerig, dämmerig, dunkel.

ſchuttern, ſchw. II. erſchüttert werden.

ſchuhk, masc. unregelm. § 117, ſchuh, nhd. ſeuch.

ſchuhm, præt. v. ſchiem, ſt. VIII. 1. a. § 69. ſchoben.

ſchur, masc. ohne pl. verdruſs, ärger.

ſchwaren, ſchwären. § 68.

ſchwana, ſchw. II. ahnen; nnd. ſwanen.

ſchwæſsen, ſchw. II. ſchweifsen.

ſchwehng, ſchw. II. klagen. nd. ſwægen.

ſchweimel, masc. ſt. ſchwindel. nhd. ſweime.

ſchwol, ſem. ſchw. II. welle, agſ. ſvole. von ahd. ſwillan, anr. ſvella, d. h. ſchwellen.

ſchwulmig, ſchwül, v. ahd. ſuëlan, d. h. glühen, ſchwelen.

t.

tater, im s. nur f. im plur commun. Tatar, zigeuner.

taternſchickſel, neutr. ſt. VI. Tatarweib, zigeunerweib.

tæl, masc. I. teil.

terdämpen, ſchw. II. erdämpfen, erdroſseln. ahd. ertëmfen.

terreing, ſchw. II. § 57. N. 4. erreichen.

teif, f. ſchw. II. teufe, tiefe ahd. tiufi.

thet, § 80, 5. thäte.

thræn, f. II. modif. nach § 91, b. thræne.

thutt, § 80. 5. thut.

tort, masc. ſt. ohne pl. trotz; frz. tort.

tohk, masc. ſt. § 83. tag. nhd. tac.

towrig, towerig, tagewerk, arbeit. unregelmäſsig § 115.

træma, ſchw. II. träumen.

tram, traum.

tramt, 3. prs. f. v. trampen, mit dem fuſs ſtampfen.

trahn, ſt. X. 2. § 72. tragen.

tratem, ſt. III. 2. a. a. § 64. treten.

trecken, ſchw. II. ziehen. nhd. trechen.

treppauf, eig. die treppe hinauf, d. h. zu bette.

trehng, ſchw. II. trocknen.

trehcht, 3. f. prs. v. trohng.

treht, 3. f. prs. v. trahn.

trei, treue; treu.

trumm, neutr. ſt. V. 5. a. § 100. 54. trumm, treibſeil.

truhk, masc. ſt. VII. 6. c. § 100, 54. 6. c. doch hört man auch fehlerhaft trik, trog.

tuffel, masc. gem. I. pantoffel.

tunne, tonne, fördergefäs beim bergbau. ſchw. II. fem.

u.

un, und.

unne, und ihn. § 122.

unverhuttens, adv. unvermutet, unerwarteter weiſe.

Usler, n. pr. masc. ſt. VI. von Uſſar, ſeiner zeit bergſecretær, als gewandter und ſtrenger unterſuchungsrichter von manchen gefürchtet.

ufen, msc. ft. III. 6. c. § 100. 54, 6, c. ofen.
uhm, oben.
uhr, f. fchw. II. uhr.
uhr, neutr. gem. I. uhr.

v.

varfch, msc. ft. I. vers. lat. versus.
värtel, neutr. ft. I. viertel.
verdutzt, betroffen, fchwd. förtjust.
verehrfehte, verehrteft. § 60, 2.
verfehren, fchw. II. erfchrecken, aufser faffung bringen. mhd. erveren; afr. forfëra; fchwd. forfära.
vergönne, fchw. II. vergönnen.
verkæfen, fchw. II. verkaufen.
verkæhrt, verkehrt.
verklahm, part. pret. von einem verloren gegangenen ftarken vollworte, welches gmd. verlieben, ahz. verklim; part. pret. gmd. verkloben lauten mufste. Das verlorene vollwort ist unersetzlich, im gmd. nur durch umschreibung wiederzugeben. Es bezeichnet den zustand, in welchen der animalische körper durch ftarken frost und kalte nässe versetzt wird.
verkniegt, vergnügt.
verlebnifs, neutr. ft. I. verlobnifs, verlobung.
verluren, part. pret. v. verlieren.
vertrahn, siehe trahn.
verwieft, part. pret. v. verwieften, verwüftet.
verzehln, fchw. II. erzählen Über die form vgl. § 57; 56, 1.
vier, vor gmd altener periode für.
vierbehng, fchw. II. f. behng.
vorfchich, vor fich.
vortel, fiehe § 115. vorteil.
voter, msc. ft VI. vater
vurnahm, vornehm
vurroth, msc. ft. ohne pl vorrath.

w.

wannel interjection, bedenklichkeit, beforgnifs ausdruckend, mhd. wanne und wan, entftanden aus waz ne, mit der bedeutung ei was! ei was nicht! (Grimm, gr. III. f. 305. 180. Benecke wörterb zu Iwein, f. 531.)
wans, f. fchw. II. wanze.
warfch, war es.
wahrzæhng, neutr. ft. VI. (Ulrich, barbrig. f. 29). wahrzeichen. Zum verständniss der sage vergleiche „Klasthol".
wafe, f. fchw. II. bafe. abd. wasâ, pasâ.
wack, weg.
wannehr? wann? nl. wannêr? af hvanêr? anr. hve ner?
wahk, msc. ft. I. § 82. über den pl. § 102, b. mhd. wëc. weg
wahng, præp. wegen.
war, wer. § 129.
waren, ft. VI. 2. § 67.
wahrend, nur in wahrender zeit, wehrend.
warth, wert.
wärd, f. waren.
wäff, præf. v. wiffen. § 79, 5.
wätter, f. § 119. 2.
wärneh, ware es. f. waren.
wärfehne, ware es ihm. § 125.
wehtahk, f. obgleich tahk msc., den pl. f. zu tahk. Hat den begriff dies fahren laffen und nur die bedeutung wehe, schmerz, behalten vgl. Grimm, gr. II. f. 190.
wehln, wehlu, fchw. II. wehlen.
welling, wältigen.
werken, fchw. II. wirken.
wilpert, neutr. ft. ohne pl. wildpret.
winnig, windig
windfchupp, msc. den pl. § 117. windftofs.
wiffe, ftark, kräftig. abd. kiwifs, giwiffo, kiwiffo, vom gth. viss, ftatt vift, certus (?).
fich witterwenden, fchw II. fich umdrehen, umkehren.
wier, f. waren.
wierfch, pret. conj. mit fuff. s. f. waren.
Wiefel, nom. prp. neutr. ft. kleine Louife.
wommer, § 124, 4.
worring, fchw. II. über die form f. § 57, ft. 8. würgen. mhd. worgen.
wos, was.
woffer (suffigirt), was er. was ihr.
wulf, msc. ft. III. § 54, 5. b. wolf.
wur, f. waren.
wursch (mit suffix), wurde es.
wus, conjunction mit fuffix; wo es.
wutt, willst. § 79. 7.

E.

zaldat, masc. ſchw. II. § 27.
zaueln, ſchw. II. zaufen, bei den haren zerren.
zahn, zehn.
zænq, f. wahrzæhng.
zænqa, ſchw. II. zeichnen.
zänst, 1) von oben hinunter und an der andern ſeite wieder von unten herauf. 2) ganz unten. Das wort iſt ſeit wohl 30 jahren nicht mehr in gebrauch und, wie ich neuerdings erfahre, ſogar ſchon vergeſſen. In Schleſien ſagt man dafür **zængſtrum**.
zeletzt, zuletzt.
zeſamma, zuſammen.
zeiht, zieht, 3. sing. præs. v. **ziehn**, ſt. VIII. 1. a. § 69.
zierop, masc. ſt. sirup.
zochen, ſchw. II. ziehen (migrare), mhd. zogen. vgl. Si kônen ûf die marke, die knechte zogten dan (Nib. nôt 176, 1).
zor, zu der.
zunner, jetzund } jetzt.
zunt, jetzund }
zug, prat. v. ziehn. ſ. zeiht.
zuhk, masc. ſt. III. 6. a. § 102. n. 54, 6. 1) zug. 2) grubenzug, die reihe der auf einem erzgange betriebenen gruben.
zwarts, zwar.

Teſtemont.

Ich bin mit meiner Zitter
Racht garen ſu for mir.
Doa zieh ich allen Flitter
Un lauten Schwärme vier.
Ich hoech un hiek mich nieder
Zu ihren ſüen Klank,
Do ſchenktſe mir denn Lieder
Un hilftner han Gesank.

Doch denn is ärecht gefunden
For mir de hechchſte Frud,
Wenn milden Schein dr Munden
Hie durch de Zweige fehtræt
Un denn æ Kranz von Bridern
In ſchtiller Ohmdruh,
Wie zunner, horcht man Liedern
Verknieygt un niepe zu.

Un faht gar dar un janner:
„Næ hær, doa noch ä Mol.“
Su klingtner noch wull ſchönner
De Zitter nob ins Thol.
Denn ſingich, bes ich alle
Zufrieden hoh gemacht.
Denn oder fäh ich balle:
„Nu Brider, gute Nacht.“

Sich fu allæn zu frœa
Is klæne Singerluſt;
Har mechte Frieden fehtræn
In jeder Menſchenbruſt.
Do ſunner bei ænanner
Hie unter diſſen Zweing.
Dr Arnst, worim doch kanner
Net aheh — ? doch lott mich ſchweing

Doch doa terwartt uns alle.
Thutts ah dn Harzen weh.
Ich ah, war wäss wie balle! —
Denn ſing ich eich niſcht meh,
Sah net dn Munden fehtræn
Dorchs Lahb fan goldnen Schein.
Kann net mit eich mich frœa;
Zu feſte ſchlief ich ein.

Un mechte doch ſu garen,
Wenn ihr beiſamme seid,
Denn bei eich sein un waren
Noch liewer eich wie heit.
Su nannt denn meine Lieder
(Hoh kæne reichre Gob),
Un halt getrei, wie Brider,
Zeſamme bes ans Grohb.

Schpæter Ahnfank.

Wonde ahnfangſt, zu vullonden,
Bleit dir wull zu lank oa Lahm?
Warfchte net de Kraft verſchwonden
An an unbedachten Traum?
Un wenn doine Lieb net wankt,
Mænſte, dass dirsch wärd gedankt?

Wässes net. Doch loss mich denken,
Dasses noch net fei zu ſchpæt;
Gott dr Herr muss alles lenken.
Drim mit meiner Hoffnungsfræd,
Soll mei End mir nahnt fein,
Schlof ich ohne Sorring ein.

Sollten warth sein, drahn zu wenden,
Wosne nuth thutt, Gartnerfchlleiß,
Wärd wull ah von annern Handen
Grußgezuhng ä schwaches Reis,
Un wenne iwrings nant gerett,
Wærich ah gruß nethig net.

Untern Haubt mit graue Haren
Krieng Gedanken wull Gefchtalt
Die zu huch dr Juhngd waaren;
Denn macht ahch Erfahrng kalt,
Was is gut un fchien un wahr
Sie enthillts du Geft ärfcht klar.

Gah drim net än Plan verluren
Dan dir Gott fu fchpat gitt ein.
Die dr Herr fich hot erkuren
Muss de rachte Zeit wull fein.
Frog net wos ward ausgerichtt.
Thu getreulich deine Flicht.

Schwärmer.

1. Dr Harzer is ä luftig Blut,
Har ärgert fich net lank;
Har fchmeißt mit Schwarmern, korz un gut,
Gleich liewer wos dermank.

2. De Schteigkunst*) is ne fchine Kunst, heßt dos, de Kunst zu fchteing,
De Haubtsach bleit derbei de Kunst, da Fuchsfchwans racht zu fchtreing.

3. Dr gerade Wahk dr befte is gefchwind ans Ziel zu kumma,
Un wenns net of da geraden gibt, hamm' fu fchleichtner da krumma.

4. De Tanne waar gewaltig in ärachten Summer fchtola
Of ihre ruthen Eppel. Was waarfch in Harweft? Hola.

5. Doch liewer gering un Flasch in Napp
Wie vurnahm un ke Brot in Schapp.

6. War fich verkeft als Schtiefelknacht
Wärd mit Fillen getraten, un dos mit Racht.

Doch flagt a mannicher Schtiefelknacht,
Verfchtihter seine Sach nant racht,
San Tramper da Schtiefel zu anezuziehn,
Dass differ dernocher muss barwes gihn.

7. Power un doch gruß gethan,
Barwes un da Sawel ahn.

8. Schporn un net reiten känne,
Dæng un net fachten kanne,
Bicher un net lasen känne,
Wass net, wieich dos soll nenne.

Rufchelverknieng.**)

Schneit denn oder! No is Winter.
Ich vergieß drim kene Thraan.
Manning annern Freind noch findter,
Denn nu gibt es Rufcheln ahn,
Un es Rufcheln is for mir
Alle Jahr ä Haubtpleßer.

Zwarts fewarens wull verbieten,
Akkerat wie vurigs Jahr.
Thutt nifcht! Es gibt doch in Fliten.
Mir ward doch gekrummt ke Haar;
Denn dr Bidel, fichtner ein,
Kann net allerwahng fein.

*) Schteigkunst, bergwerksmaschine, mittelst welcher die bergleute in die grube hinein, bez. wieder heraus befördert werden.

**) Anm. von Schulze's Sohn: Rufcheln, Oberharzer Provinzialismus: auf kleinen Schlitten den Berg hinunter fahren. Provinz Sachsen: Schnuseln (Lützener Gegend) aive Schlickern (Wettin, Halberstadt).

War es Ruscheln will verbieten,
Hot dos ane net bedacht,
Wuderzu de Ruschelschlieten
Waren immer noch gemacht.
Un's Verbieten hilft ah nischt,
Wier ahch ane emol terwischt.

Æ Mol, denktmer, is net immer,
Zwee Mol is net alle Tohk,
Drei Mol, ja, dos macht mant schlimmer
Dan, dar in dr Tinte schtohk.
Korz, es Ruscheln kimmt net ob,
Schtellnae sich ahch offen Kopp.

Doch! su wie de Katz es Naschen
Un de Rob es Pipsen hett
Un an Mohr schneeweiß zu waschen
Epper wie dis dink gerett,
Denn hært ahch es Ruscheln auf,
Setztmer schwere Schtrofen drauf.

Loss du Schnee sich mant ärscht fetzen!
Tritt a tehngter Frost denn ein,
Wie ward sich de Walt ergetzen!
Wos a Juwel wurds denn sein!
Suh ich doch wie Elles kimmt,
Wenn es Schpiel fan Ahnfank nimmt.

Landig wärds denn of dn Gassen
Von dr Jahngd, gruß un klan;
Bei dan Schpiel will kaener passen,
Oder har hot lahme Bän.
Ja, de hoche Pollezei
Is (nu guck ane!) ah derbei.

Guck emol dan Watterjunge!
Wiere arbt of seiner Kusst!
Gihts? ja wull! es is gelunge!
Her ane, wiere hauswahk russt!
Zwarts drei Kas hoch iller mant,
Doch har macht all seine Wand.

Mædelavolk! He! ausgerissen?
Eirer Mutter war ichs saan.
Wos? ne Molle? Wart mant! wissen
Sollaes; morring kummich nahn.
Doch die waar, merwäss ju wull,
Als a Mædel ahm su tull.

Guckt mant, wie dr Eseltreiwer
Flucht, un in dn tiefsten Schnee
Jogt dr Schreck de alten Weiwer
Mit Geschricht vor Angst „Harr Je!"
Un dr Dickkopp schnuft un schreit:
„Nein, das is de Mieglichkeit!"

Dort schpielt aner gar da Simpel,
Fellt hin, wie von ungefahr,
Un denn schtarzt dr ganze Krimpel
Lustig iwernanner har.
Endlich rappelt sich dr Hauf
Mit Gelacher wieder auf.

Un nu gihts denn an a Renne!
Ah de Lung wärd net geschpart.
Racht su! kammer drahn terkanne
Dritsche Jahngd Harzer Art.
Glabts, de Zeit wärd manning lank,
Ehre ah mit kimmt dermank.

Lott mant ärscht da Ohnd kumme!
Denn fa machich ah mich nuss.
Wos a Rummel! Horch dos Summe!
Denn de Grußen kumme russ.
Knitterkelt un Mundenschein —
Do nuss ju geruschelt sein.

Hotmer sich denn eingefunden,
Mannicher Schpaß ward denn gehært.
Denn dr Knowel fest gebunden
Un de Schenn eingeschwært,
Un denn hæßts: „dos lange Schtihn!
Zu! von Flechsen nuffes gihn!

Abgesetzt!" dos is a Zanken!
Ich mog net dr Vodru sein.
Gehe an Tritt, ich kannte wanken,
Schtarzte wull in Schnee gar nein,
Un denn wierich ausgelacht;
Næ, do nimmtmer sich in Acht.

„Fertig?" „Los!" Nu fauftmer nieder,
Dassmer weder hært noch sieht,
Dass an knacken elle Glieder
Un dr Oten an vergiht,
Im du Kopp rim saust dr Schnee,
Dos is ärscht de rachte Heh.

Dort all flattern, obgerissen,
Rockfetzß ahch um, weit von Kopp,
Mitzen, nein in Schnee geschmissen,
Obsetz, Suhln reißen ob.
Doch wenn gar gerissen fän
Flahtschen aus dr Hus, — na denn! — —

Da! de Gote! do hæßts schpringa.
Na! dr Schlieten wards vertrahn.
Kreiz! de Engels hærtmer singa
Un in Maul klappt Zahn of Zahn;
Bæn wack! Hauswahk! Reißaus! He!!
Su æ Schtaucherz hært derzu.

Mannige Schtaucherfehtcht die kännich,
Un es bringtmer wull kan Hass
Von da Rufchelfreinden, nennich
Gleich de Bramerheher Gass.
War sich garen prellen lett:
Gih dohin, 's gereitne net.

Freilich, fän zu fchwach de Schlickern,
Bricht dr Schlieten dan un jan
Ah woll of dr Bahn in Schtickern
Un de Schpatt fchleifft mit Geflenn,
Un 's is doch ne fchlachte Kunst,
Arfcht gekahzt un denn gegrunft.

Imer unten abngekumme,
Danktmer Gott in fan Gemith
Dassmer Schoolen net genumme,
Net verfchtaucht hot a Gehiel.
Æns kimmt denn nong annern ahn
Un dr Gass gihts wieder nahn.

Unterwags, wie ward gebrawwelt!
Jeder fihrt es grufse Wort.
I! an wos dan Teiker krawwelt
Schaltend in dr Windweh dort?
Is dos net ne Weiwerfchtimm?
Un in Krafch tritt ells dran rim.

Oh! har hattfe nufgenumme
Un guts Willens fchmiller im.
Na dar is gut abngekumme!
Die Kumeicha! Wos a Grimm!
Wos for Titels! dass dich doch!
Ah ne Maulfchall! fahlte noch!

Iwrings ifles mant Hans Takel.
Dort kimmt all a Schneeball ahn,
Dauert langer dar Schpetakel,
Kimmts noch sicherlich zum Schlahn.
Doch do dunnerts nahnt: „Haus!"
Un dr Batteltass is aus. —

Abngekumme fetztmer wieder
Fefte offen Kopp de Mitz.

Un denn offen Schlieten nieder
Schtärztmer hastig wie a Blitz,
Un denn fauft de wilde Jagd
Gleich dr Gass nob, dasses kracht.

Ja, es wie a Ungewitter
Dunnert nob dr wilde Schwarm;
Doch es is de arme Zitter
Viel zu fchwach zu fu an Garm.
Denn die Schanne, dos Gefchricht,
Wie befchrieb die a Gedicht!

Denn de Gass ward immer vuller,
Abch Hanfchlieten*); dos is rar!
Un bei jeden Hauswahk tuller
Ward de ausgelofne Schar.
Ach, wan hoppt bei funer Luft
Net es Harz hoch in dr Brust?

Schrein, kriefchen, kahzen, jobeln,
Dos is doch nefcht wahre Fraid,
Un wu kummer kriefchen, krcheln
Wie bei dar Galahngheit?
Salt, wu ward wull noch gejohlt?
Meh gekriefcht, gekahzt, gekrehlt?

Æns is Schad dass net dr Schlieten
Gleich an abngewochfen is,
Un fast wierich unzufrieden
Iwer diffen arring Schniss.
Na! wenns mast zur Winterfchzeit
Wille freilt un tehngt fchneit.

Gih mit dän Grafsatenfahren,
Wunner fchtorrelfchief fich freift
Un da Kopp muss fchtännig wahren
Un an End sich glicklich preift,
Schmiss dr Hengel än net im,
Begter im de Ecken rim.

Un for eier Schrittfchuhfufcheln
Blei ich hewer gans in Haus,
Oder her ich wecke rufcheln,
Zeehts mich bei da Haren naus.
Rufcheln dos giht allen vier.
Rufcheln bleit es Haubtplefier.

Dan klän Geschnerrlich zuzusahn,
Sei luftig Haufewahk zu hæren,
Es kann plefierlicherfch net gahn.
Mog alles driwer fich befchwæren,
Ich kännte zufahn fchtunneslaok;
An liebften machtich mich dermank.

Wos for a Lahm! wos for ne Luft!
Die blanken Gaffen rauf un runter!
Wie kraftig fchallts aus freier Broft!

Die klan Gelieder, fchau, wie manter!
Wie san von Kelt an Iwermuth
De Ahng klar, de Backen ruth.

Un ells frehlich! — Wærfch do fu!
Dort oder fchaut a klæner Junge
Dan frehling Treim traurig zu.
Ach fihlt fich denn kæ Harz gedrunge,
Zu wanneln dan fei kindlich Lad
Of korzer Zeit in Frehlichkæt?

*) Handschlitten.

Ach, ich bin ahch, mir kimmts in Sinn,
A Wæſenkind un arm gewaſen
Gut dasich dos gewaxen bin;
Drim kanoich in ſan Harzen laſen.
Har derf un ſoll net traurig ſein,
Ich ſchlief beit Ohmd net ruhig ein.

„Kumm har, ſetz ahn, un hoſtes ſoht
Heit Ohmd, ſu bring dn Schlieten wieder.
Net Schtimpel? dir gefellt dar Roth.
Laas! ſchlah de Ahng net ſu nieder.
Nu ruschel wiſſe un ſei fruh,
Un ruff ah haufewahk derzu."

Diſen Ohmd wan kännts gefallen
In dr winterhæßen Schtuh?
Haufewahk muss heite ſchallen,
Denk ich, wos mœnſt du derzu?
Bea, zu frih uns, von dr Nacht
Ward dr Luft a End gemacht.

Wos als Mæ bei uns will galten,
Schtermt ju mehſt nuvambergleich,
Un dr korze Summer, falten
Iller uns zo Freden reich.
Schau, do brangt dr Winter mit
Wos dr Summer uns net gitt:

Æne Luft, net zu verachten,
Dan, dar muss, bedeckt von Schwæl,
Mehſt in Schtickluft iwernachten
Un net achten kalt un hæß,
Dar verſchtihn muss zu wohng
Un verlarot hann zu verzohng;

Dieder mit Gefahr zu jachten,
Ja ſogar als hochahfte Luft
Larnt an Schtaucherz zu betrachten
Darder ſchtramt bes in dr Bruſt;
Die, wos kæne Barkſchul ſchafft,
Muth dir gitt un ſchtramme Kraft.

Denk, wie balle is geſchwunden
Ah dr Winter langſter Zeit!
Un wie oft is vull dr Munden
Un dr Himmel rœn wie heit?
Wæste denn, eb morring Nacht
Net dr Wald zuſamme kracht

Un dr Schnee in Wolkenmaſſen.
Dass an, wemmer hinborcht, grauſt,
Dorch de rohmfinstern Gaſſen
Wie mit Dunnerſch Brullen ſauſt?
Denn in winterhæßer Schtoh
Flagſte ſchicklicher dr Ruh.

Oder weil de ſchwache Sunne
Noch net hot dn ſchwæren Sieg
Iwer Schnee un Eis gewonne,
Nob dr Bahn, dr blanken, flieg.
Nimmſte heite dir de Zeit,
Ferchtich, dass es dir gereit.

Schtræt ſan Schnee dr Lahmswinter
Uns arfeht in de ſchparling Haar,
Schwærlich kliker dan wull findter
Dar als Borſch all altklok waar.
Un dar Winter ſei uns nahnt,
Saan de Alten, ehs an ſchwant.

Drim von Ohmd wan kännts gefallen
In dr winterhæßen Schtuh?
Doch ſoll's Haufewahk noch ſchallen,
Ahnſchtalt mach geſchwind derzu,
Eh dr Lahmswinter kimmt.
Darder Rahz un Luften nimmt.

Schlachter Mæ.

Na oder, Muſche Mæ, ſu ſchlacht
Kimmt har net ahm vieln racht.
Har nimmt dn Winter ſchien ofs Korn!
Har treibts ju arger wie dr Horn.

Die arm Bliemla, gans verſchreckt,
Die halten ſich in Gros verſchteckt.
Worim? dos losser ſich mant ſaan:
Har kimmt ju wie dr Wauwau ahn.

Merſollne lohm? Dan Teifel ah!
De Barge weiß, dr Himmel gra,
Ne Kelt, a Watter, laſterlich, —
Is dos ne Ornung? ſchamer ſich!

Ja ſchama! Schalttne, ehrtne aus;
Har macht ſich ahm ſu viel draus.
Har machts net wiemer ſichs beſchtellt;
Mermuſsne namme wiere fellt.

Ewerharzische Zitter.

Harzische Gedichte mit Grammatik und Wörterbuch

von

Georg Schulze.

Mitgetheilt von Heinrich Prohle.

(Schluss.)

Aus dr Matzhamelzeit.

Nammt eire Zung ju recht in Acht,
Sist schprechter wasser hot gedacht;
Wu sich denn lachtfen arefiert
Wos do dan Toffel*) is passiert.
Dar hatte, es waar fu seine Art,
De Knochen immer recht geschpart.
Ban Schtukenrudern**) Gelieder verrenge,
Da schwæren Holskarrn ahnzuhænge,
Dos lusser wull bleim; har waar net dumm;
Merwærd ju all von Schtarzkarrn krumm.
Abch fielne net ein sich Hols zu lisen:
Har kunnte ju immesist geniesen.
„Wos soll'n dos Holsgut offen Zuhk?
Doch net verfaueln?" dachter klukk.
„Wos net gebraucht ward in dr Gruh,
Wos nitzt dos, warmts net ane Schtuh
In Winter? Alfu, ich verbrenns."
Es waar a artlich Akfedens
Har flagte siehs es Nachts zu hueln.
Dr Hutmann***) sahte, ihn wierfch gefchtueln.
„Mir, eich net," sahte dr Interschteier.
„'S kimmt mir zu," sahte dr Ewerschteier.
Nu soll dr Geschwuner schlichten dan Schtreit.
Dar sahte: „Seidse net gescheit?
Net Hutmann, Schiesser, Interschteier,
Net Kunschtknacht, Gruhm- un Ewerschteier
Hot Racht an Schtammklotz, Bauobfall,
Abch Schimmeln, Schwarten, darekleing.
Ich hoh eich allen ahnzuzeing,
Dass dis seit an Jahrhunnert all
Als Akfedens da Geschwuner gehært;
A anner Verheltnis waer verkæ'rt.
Doch gleichaviel. A End zu machen
Dar Schtahlarei fan meine Sachen.
Ich forg derfier. Loss jede sich faun."
Dr Toffel dachte: kannst Briefe trahn.
Holspidel waar in jinner Zeit
(Es waar die gute, alte Zeit)
A Mann, da Toffel wull bekannt,

*) Diminutiv von „Christoph".
**) Schtukenr. = Baumstumpf = Roden (alias: Stubben).
***) Ein in der Nähe der Gruben wohnender Bergmann, dem die Ueberwachung von diversen Materialien obliegt.

A ehrlicher Mann; har hatte mant,
Wos domols annere ab gethan,
Net blut for annere Deeln getrahn
Un dr Toffel waarne behilflich gewafen
Zor Seit zo schaffen Nahl un Rafen.
De Freindschaft drim wur net geringer,
Un wenner da Toffel denn terwifcht,
Gebrauchter de langn derren Finger
Als Schpertetief un merkte nifcht.
Indes dar Mann wur doch zeletzt
Verletzt, wenn ah net obgefetzt.
An annern wur den Schtretfel gegahn,
Dar konnte a hillel heiler fahn
Belouft fich nu zu machen, paffte
Dar ordlich auf na probft! un faffte
Da Toffel mit fan Schulterfchtrick
Na wair gerod zum Ungelick

Dr Uefer (ihr kenntne) Barkzikketær,
Dar nahm die Sachen ziemlich fchwer,
Hannu! zu diffen hincitiert,
Hot dr Toffel diffe Red gefihrt:
„Ach jan, ach jan! Harr Barkzikketær,
Es thottmer ja læd un driekt mich fchwær.
So e Karrel! fich fu terwifchen zu lonen!
Ja doch, 's is fchandlus iwer de Moffen,
Un ich bin zu fchtrofen nobch Gebihr.
Doch weils arfcht amol is gefchahn
(Un ich kann doch, was Gott, nifcht dertiver),
Su warenfe mirfch doch woll vergahn;
Ich will mich a anner Mol beffer verfahn."

Waldruh.

Do hoffe mich, mei liewer Wahl,
Wu von dr lauten Walt gefchieden,
Wull finde a Harz fan Aufenthalt,
Den fuche Vergafienheet un Frieden.

In deiner Mitt, wo wuhnt de Schtill,
De edle Mutter vom Gedanken,
Entklecken Bilder fich dr Hill,
Die draufen trieb un zitternd fchwanken.

No Bitt, vergafft net eire Red,
Ihr Gæster, dufternd in da Fichten:
Kan Gaft lott fnolen diffe Schtet,
Har fchreb an Eurl woll gar mich dichten.

Dr Faga.

Dr Gaft, dr Heinrich, en Jettchen un en Lottchen.

Dr Heinrich:

Nu oder finktfe nieder. Nee guck mant, wos ne Pracht!
Dan Moler will ich lohn, darfch halb fu herrlich macht.
Es is ne getreie Mutter, dricht net de Ahng zu,
Setcht arfcht nobch du Kinnern, denn gittfe fich zor Ruh.

Noch fchickt fe ruthe Schtracln dorchs Hols har hinter dr Heh,
Offen Brocken blitzen de Fanfter. Ich kann dich, Gaft, net meh.
Wos leitern offen Harzen? Hie fammer of dr Wies,
Ke Menfch kann uns behorring. Saas, bifte mir net bies?

Dr Gaft:

Wie kanntich der bies fein, Heinrich. Dir willichs raußer faan:
Es Lottchen, deine Schwaster, dos hotsmer abngethan.

Dr Heinrich:

Es Lottchen? meine Schwaster? dos hotsder abngethan?
Na kunnfte, alter Krauter, dos net all friher faan?

Dr Guft:

Hots doch an reing Malter fugar an Korb gegahn.
Woe wier an arme Barkborfch, wie ich bin, arfcht gefchahn!

Dr Heinrich:

Guft, balle warich der grannig. Gilt Eh net bes zum Tud?
Nong Harzen fregt es Lottchen, freit net nobch Gald un Gut.

Un iffes net immer freindlich fu wiede riwer kimmft?
Un fetzt fichs net gleich beider fu wiede de Zitter fchtimmft?

Dr Guft:

Net noch fu ganz wie fiftem; zumt gihts abch oftmols fort,
Oder fetzt fich allen an Fanfter un fchpricht mit mir kæ Wort.

Dr Heinrich:

Un korz, es mog dich leiden. Mir hots es Jettchen gefchteckt.
Es is an Ohnd emol beina, do hotane fich entdeckt
Es wier ganz ungedillig; es meifte dich arfcht emol fahn;
Du werfcht fu hibfch; es kæmte dir wull a Mandel gahn,

Un hetts de Wohl, follts frein, fu wehltes dich zum Mann. —
Un's Jettchen is a Mædel, das mos gelæn kann.
Kæ rachtlich Mædel oder trcht fich von felwer ahn.
Un hoften lieb un wutten, fu mufiane doch wull fann.

Dr Guft:

Ich binder mant gar zu forchtfen. Her Heinrich, fagsne du.

Dr Heinrich:

Mir iffes ah fo gange. Nu jan, fu hotter doch Ruh.

Dr Guft:

Un wenns nu deine Eltern an End net garen fehng —

Dr Heinrich:

Du machder mant kan Kummer; die haander nifcht dergehng.

Hei du mant meiner Schwaßer fu gut un fu getrei.
Net haslich bifta, heislich, gefchickt un fleißig derbei.
Do fucht wull mannich Mædel dich in fei Netz zu ziehn;
Doch wærfchte, kannich dich angka, of feften Fißen fchtihn

Dr Guft:

Un kam ne Kinigstochter: „ich gahder Harz un Hand,
Sei mein, fu folte beherrfchen als Kinig Leit un Land,"
Su fahtich: „Kinigstochter, du hoft zu lang gewartt,
Nu fucheider an annern Kinig; ich meis Thæls hoh mei Part."

Un fahte de Kaferfchtochter: „zumt befte von deiner Braut,
Sift hofte heite de Sunne zum letzten Mol gefchant."
Su fehchich heite liewer de Sunne zum letzten Mol,
Eh daflich lieg von Lottchen; du wær ne greßre Quol.

Un mænich dirfch net ehrlich, foll mich in tifften Schacht
Net Gott dr Herr behiten, dar iwern Barknann wacht.
De Laft foll mich zormattchen, die iwern Kopp mir hangt,
De Fluth foll mich terfæfen, die aufen Gefenk fich drängt. —

Dos haren de Mædels elles in Garten hinter dr Heck
(Neifadrig fanfe doch elle), do fitzenfe in Verfchteck

Un wiere saht: „un wærfehder un gar än annern gut,
Is Mäneko zu finden," wärd iwerndiwer ruth

Es Lottchen, un es Jettchen greift zu un saht kæ Wort
Un zeihta, wull oder iwel, nane vor dr Gartenpfort.
Un ses zwæ drei, do schtihtsich all mitne vor dn Guft,
Un ses zwæ drei, do leitna es Lottchen an dr Bruft.

I dasade dich doch zierfchta! Na, wenndersch net gefellt,
Su gih doch! Na fu gih doch! War is denn dar dich helt!
Kuntrær! es legt im Guftel fan Nacken arfcht fan Arm
Un lett fich harzen un dricken. Guckt wack, fift wardich warm.

Un dr Guft faht: Saa nant Lottchen, du biftner werklich gut?

Es Lottchen:

Woo kennner es Lakeln halfen? jaa Guft, ich bin dir gut.
Nant fu zurick zu halten is doch von dir net racht.

Dr Guft:

Ach Lottchen, wennde wifta! denk nant von mir net fchlacht.

Es Jettchen:

Na lottner de Kumpelmente! woo verbei is, is verbei.
Mir wiffen, ihr kænntich leichen, un is ä Borfch getrei.
Su iffes dr Guft.

Dr Heinrich:

Doo mænich. Na hohichderfch net gefalt?
No fatt, wie lacht dr Munden! har fret fich in dr That.

Kennnt, lott uns noch zefamme ä wink fchpazieren gihn.
Un denn fchprecht von dr Læwer, fu kænnterich alls gefchtihn.
Is Jahrfchzeit net? Ha Jettchen! do worfchte meine Braut,
Do hot, wie beste, dr Munden ä glicklich Paar gefchaut.

* * *

Ich fahfe mit lankfne Schritten durch blumige Wiesen gihn.
Dr Guft bleit un es Lottchen an mehften fchtille fchtahn.
Dr Munden aus blaue Himmel, dar ells lu gucken mufs,
Nicht wiefe fich imarme un manning fiffes Kuss.

Es bohorchte Lied.

Ich kann ä Platzel, ich wass nu Bam,
Do iffes wull hibsch, do gefellt mer ahm.
Do fetzt fich mei Schatzel vertraulich zu mir,
Do fingichme Liewesleder vier,
Fittiralla, Fittiralla, ja Lieder vier.

Un mænich ich hohone gefunge racht gut,
Su guckich mnn Schatzel wull unter dn Hut.
Do bickt fichs denn wull emol riwer zu mir
Un gitumer ganz frehlich ä Mundel derfier,
Fittiralla, Fittiralla, ja Mundel derfier.

Dar Bam un dos Platzel fan dorten in Wald,
Ahm racht mir; mnn Schatzel mei Liedel nant fchallt.
Doch de Zitter klung laut un ich goh net Paze
Zunt fingen de Kinner all of dr Gass,
Fittiralla, Fittiralla, all of dr Gass.

Wos soll ich nu machen of freier Gass?
Verbieten un schalten? des machtemer Hass.
Mir theten nischt schlechts, ich sung not for Gald
Un for meentwaling tugs denn die ganza Walt.
Fitiralla, Fitiralla, die ganza Walt.

Dr Gank of dr Freit.*)

„Jeses! dos isch a Watter! dos is ju wos gottzuterbarmliches,"
Sahte de Mutter zu uns, „ne horcht, wie krachen de Bamer.
Na, de warenmer wieder von Wandorich horen. Ich rothsder
Gosst, Idei heite dersam; heit nimmersch es Lottchen net iwel."
Doch nei Vater, fürwahr, wast unsre Mesing on sahta:
„Hobich an Barkmannsohn? wast? oder an zipping Schneider?
Dass sich dr Donner terschlieg! wos? warich e Mechel, zum Teifel
Jogt ich dan Korrel ju gleich, den darde mich wollte zor Fra haan
Un sich scheite ze kumme, weils Wind gitt drauten an schtewert.
Sollerder epper derham gar bleim un wattene futtern
Reeder es Frihjahr kimmt? Wos Watter! wos holte for Einfall?"
Wannichder Racht gob, Heinrich, dos brauchsder net zewerzehein.
„Mutter, dr Vater hot Racht," su schprachsch, „wos wierende denken?"
Oder un guckmer de Weibsbilt ahn! Wos sahtmer de Alta?
„Gustel, dos is a Gelack, dasde su schprichst; schprochstemer anerschr,
Hestе an Rasfel befahn un dos an Rasfel nolach Noten.
Kumm gut niwer un gritmer es Lottchen un elle zesamma."
Na, dranf nammach de Fusthandsching un iwer de Uhren
Zogich de Fuchsschwanzmitz un knoppmer du Rock bes an Hals zu
Naus vor dr Hanschir tratsch. Es hullt wie a Donner dr Schtormwind,
Plamtmer an Kopp Schneeschicken un falt abschtuffmerfch du Oten.
Dasde doch! dachtich, un drehte mich im un wahrschelte rickwarts
Immer bes iwer de Knie in Windwehn iwel verfunken.
Oder ich mechte net garen in Schnee mich setzen; denn is ah
Weech un rankisch dr Sitz su bleiter doch immer zu fuchta.
Unseren machts net Seispaß wie a Junge zewalken in Windwehn.
Kohm denn kummich zu Oten, su fahich es Watter von vorn ahn,
Woarfch ah graulich genunk. Su pespe kummich dr Gass nah
Wasse de Blechschmeedseeck? de krelich mich a Kiefel zu packen;
Denn im dr Esch rim brauchtes un nahm mir brochder e Rohm ob.
Su wos hattichmer doch net gedacht. Mich planste dr Wind gleich
Innemer Windwch nein; nischt kunntemer halfen; ich mullte.
Prahg! do schtokich, un hoven un fahn dos waarmer verganga,
Rutschwack waarmer dr Oten. Es hatte de Schnee in dr Nos mir
Feste sich reiner gestammelt; ich kunntene gar aus dr Mund net
Rausser arfcht kriesig. Su schtokich wie lank wull ehrich mich regta.
Un les dasseich mich rauser gewalkt, dos hatsch gechlwarkt.
Iwerundiwer ju waarich gefchtarzt un tifer un tifer
Kamichder immer in Schnee; doch wihtich mich endlich ins Freia.
Un e Gelack nunt isses; ich hettcder lechtfen in Finstern
Schtarzes gekunnt rechtsch inne Grohm; dos hette was abgehn!
Oder un Brehmsstarg, ene Schtonne falt hobich gekreppelt.
Doch do fanchich es Hous. Na, wer waar fruher wie icha?
Un kalm klingelt de Hausthirglock, su leitmer es Mesle!
Abch an dr Brust un horrt mich, an Vater an Mutter, ofmol

*) Anmerkung von Prohle. Denselben Gegenstand behandelt ein bekanntes älteres Gedicht in den von Schulze gesammelten Herzgedichten.

Kummese runter gefchtärzt un hußen mich fraelig willkumma.
Un fu fahte de Mutter: „Ne fatt! dos nennich an Breiting!
Bei fu ferchterling Watter! Na kumm nunt; machderfch kummoda;
Drinne is warm bein Ufen; un leg du befchtewerten Rock ob."
Na war luodig es Lottchen un zugmer gefchefftig du Rock ob,
Un in dr Schtuh zug mich mei Alter un fihrte mich falwer
Nabcher du Ufen du Schpannfchtuhl zu; ich follte de Ehr haan.
Wiemer es Futtarhemmed es Lottchen von Hoken gekrehng hot,
Nnomts mich frehlich in Arm, un wieichsne elles verzehlta,
Wiemerfch geganga waar, do fahtes un gohmer e Mundel,
„Jaa, dos waflich, dehoft mich lieb, un iwer e Jahr (net?)
Hobich dich bei mir, immer; ich willder ah immer fu gut fein."
„Kanntich net dei Gamith," fu fahte de Mutter, „un dasdes
Rachtlich un ehrlich maeft mitten Lottchen, dos kannfteder denken,
Hettichder net mei Madel gegaln." Drauf fahte dr Voter:
„Schau Gult, fchtarmer emol, fu gehert dis elles du Lottchen.
Ihr kriegt elles zefamme, un baar bezohlt is es Heifel;
Halterfchich elles zefamme, net brauchterich Serring zu machen.
Doch dos wullemmer, Gult, dass net dos hoffel Vermehng dich
Hot zum Lottchen gezuhng, fift hettenmerfch hasle net zugahn."
Oder ich hol mei Madel in Arm, dos fchmaechte fich ammer,
Un fu vergang dar Ohmd, wie e Abnblick waare verfchwunden.
Na kmomt oder es belte. Denn wiechder dachte an Hamwahk,
Kam von draufen dr Voter: „es Watter is arger geworren.
Morring do fehrfchte net ahn (gans racht!) fu kannfte ja hie bleim.
Guck! denn gihmer zefamme zor Kerch, die is of dr Nahet;
Unnern Harr Zuppertend dan mufte doch alach emol hoeren.
Un dos kannichder faan, du warfchtich beine terbaus."
„Jaa, du nimmftmer es Wort vos dr Zung wack," fahte de Mutter.
„Bett ja hasmer genunk, un fu bifte ah morring gleich bei uns."
Un mir winkte mei Lottchen un nickte, ich follte doch jaa faan.
Lachtfen gelabbtemer dos, es gefuhl mir iwer de Motten,
Un fu naamich du Vierfchlobk ahn. Dos bittmer net jeden
Denkder! es Madel fugar, dos brochtemer falwer de Tuffeln.
„Langmer e Licht rein, Lottchen, denn weifte dan Gultel de Schlotlchtet."
Sahte de Mutter. Es naus Inne Infahn hattes es Licht all.
Do drauf gohmer de Hand un fihrte mich lankfen de Trepp nahn.
Un vor dr Kammerthir gohmer es Licht un denn noch e Mundel:
„Na gute Nacht, mei Schatzel," un fcheibt mich flink zutter Thir rein.
Oder dos hufich a Schlofen! An Morring, fu wiechder aufwach,
Denkder du Schreck! fchlechts achte. Wos gilte wos hofte zum Bett raus,
Hurrig mich abgehuft un gewofchen un elles un nunter.
Na, e Gelacher dos gohs. „Schlofmitzel!" fu fahte es Lottchen,
„Tratmer de Kicken net tudt," fu foppts mich luftig un lachte.
No, wos fahlte derzu? Ich fabeler, ich wollte, an Sunnohnd
Schtewertes wieder wie do, un fegeltich driwer in Grohm nein.

Dr Ohmd vor dr Bucht.

Dr Munden fcheint fu hall un klar.
Dar wer a rechter Narr,
Dar heite drinne fitzen blie.
Kummt Kinnerfch! Satt, wie fchien is hie!

Ich mach an Vierfchlobk. Hert mer zu!
Mir fitzen hie in Ruh.
Na gitt wull ens ins Zechenhaus*)
Un langt a Flafchel Bier uns raus.

*) Zechenhaus, Wohn- und Wirthschaftsgebaude in der Nahe der Gruben.

Wie warm is disse Summernacht!
Dr Monden guckt so lacht.
Kee Lüftel weht of Barg un Thal
Un sachte klappt an Damm de Schwohl.

Es singt de Kunft ihr schlefftig Lied
Un tief in Tholgrund schtibt
Dr Nawel un in schtillen Wald
Is längst dr Vugelgesank verhallt.

Es rauscht un braucht es Wasserrohl
Nu hasmer Wasser schtt.
Dr lewe Gott is unser Hort;
Har wards verhalten watter fort.

Satt doch! do kimmt dr Kruttoph har
Un bringt uns Bier. Wie rar!
Hie is dr Krukk. Nu schenk arscht ein.
Trinkt, weilmer noch beisamme sein!

Denn lachtsen in da finstern Schacht,
Noch ehmer sehs gelacht,
Wull uns de letzte Schicht verfahrt,
Wenn dar da Ungelück net wahrt.

De Wetschenschtangel fan net schtumm.
Es prasselt forsch es Trumm,
Brangt Bleiglanz uns un Silwererz
Prost! „Dank! Seng Gott!“ — Doch war beschertis?

Hie, Bruder Schitzer, trink emol!
Sei net su schtumm un kohl.
Har gappert drinne in dr Schtub,
Un klappt dr Hammer, greifter zo.

Schitz maut, un guck a bissel aus,
Un derfste ah net raus,
Host du derfier (du fahst doch jan?)
Es Reich allan — bei deiner Fra.

Ausrichter! Alter! Thu Beschbed!
Dir machts wull grusse Fred,
Schperrtmet of dr Tunne schtihn
Un dasse durch da Treibschacht gihn?

Loss Bruder! Jeder setzt sei Lahn,
Un gibt's Holschange alan,
Thutt awer do de Abag net vier
Su gibtsne schlimmer wull wie dir.

De Zitter schtimmt un zum Gesank,
Schpielt auf mit lufting Klank.
Bei Sank un Klank un frischen Muth
Gibt noch emol de Arbt su gut.

Singt lust, dass alles wiederhallt,
Da Tholgrund un de Wald;
De Zitter, hobich oft gedacht,
Is für da Barkmann recht gemacht.

Denn immer noch su matt un müd,
Klingt Zitterklank un Lied,
Es gitt an Kraft un macht an fruh
Merlest wull driwer Schlof un Ruh.

War kimmt denn do zum Fahrloch raus?
Herr Gott! wie falter aus!
Na, ziehtich man arscht annerscht ahn.
Denn sollter ah su trinken hann.

Wischtich da Schwarz arscht von Gesicht.
Na lott! Nu hotter Schicht.
Hot eich dr Bohre gut gelocht?
Un lots an Rummel rein gebrocht?

Na setzt eich har un ruhtich aus.
Mir halten offne Schmaus;
Dr Mann in Monden guckt in Krukk
Un denkt wull: hettich ahch an Schluck.

Do! Suntigshafenbinder! He!
Aus deiner lufting Heh
Wos guckste su verdrieflich roh?
Har muss ja dorschten! Armer Tropp!

Mergelschtock, dasser marode seid.
Na, heit hot ihr ju Zeit.
Drim trinktich wieder frischen Muth.
A kihler Trunk dar thutt an gut.

An Barkmann nohch su saurer Schicht
Zu flehng is Kruttenflecht.
Mir wissens un mir fühlns mit
Wos dar Schacht in de Knochen gitt.

Ich hoh in Tifften ah gearbt.
War do da Bohre garbt,
Dar kann von Schacht un Fahren sahn.
Mir grauts noch immer, denkich drahn.

Merarbt un schwitzt sich trubschenasse,
Un immer mied un lass,
So leichtmer, fehrtmer wieder naus,
Vor Mattigkeit es Licht fast aus.

Un kimmtmer vuller krumm un lamm,
Verdreit an fast es Lahn.
Es klopft es Harz, es steigt de Lung
Un trebch vom Dorschtem is de Zung.

Es is a sauer Schticke Brud.
Doch, lattmer kenne Nuth

Un is gesund un schuldenfrei,
Su immer ab verkniegt derbei.

Mir hann doch jeder noch zu lahm,
Su unsre Nothdorft ahm;
Noch kæner hot ofs Bett geborgt,
Noch kæner hot sich tudt gesorgt.

Doch annre messen ledig schtihn,
Jan traurig bitten gihn,
Die vor dr Zeit es Ungliek behgt,
Dan kæner ihre Thraane trehgt.

Trink aus! Dr Barkmann is e Mann.
Dar wull sich rihme kann.
Wenn annre schwatzen von Gefahr,
Su denkt har mehft: es is net wahr.

Har hot kæ Korn un Wæzenfahl.
Na dolerfter gilt sei Gahld.
Doch Wiesen haamer, wæch un grien,
Wu Kraut un Blume herrlich schtihn.

Un Barge haamer, riesengruß,
Dorch Klippen braufcht dr Fluss.
Es is ne Tracht in Okerthol;
Dr Bauer denkt sichs net emol.

Mir arne wunner net gesicht,
Zu daschen brauchtmer net.

Dr Hittenmann mit Flamm un Glut
Macht wesmer arme wull zu gut.

Wu würd uns Korn un Eppel reif?
Dort, in dr dunkeln Teif,
Wu dorch dr Schtreck dr Dunner rullt,
Dass uns dr Minnich salwer grullt.

Un in dr schwarzen Teif in Schacht,
In schtiller Ardennacht,
Do zeigt dr Schepfer seine Macht
In Æz un Kies mit Glans un Pracht.

Un hotmer Schicht, wie thutts an gut
Wenn aus derhäm sich ruht!
Dr Hoche dar of Seide wacht,
Ich mog net seine schlachte Nacht.

Doch wemmer a gut Gewissen hot
Un Arbt un Nahring soht
Un Friel mit Napperschmann un Fra,
Saht, isner denn net glicklich ah?

Drim Brider, Friel un Einigkæt
Un Trei un Redlichkæt,
Gottsforcht, Gebat — „De Tunne kimmt!“
Dass kæns bein Schtarzen Schoden nimmt!

Dr Wolperschohmd. (Zu ăn Geburtstohk.)

Halb mit Arger hattrich gester dan Schpetakel abgehært
Of dn Wiesen, of dn Gassen. Doch nu warich aufgeklært:
Gester waar, nohch man Kolender, von April dr letzte Tohk,
Æne Fræd for ellen Menschen, doch dn Hexenvolk a Schlohk.
In dr Wolperschnacht, bekanntlich, hot dr Teifel seine Fræd
Of dn Brocken. — Na, ihr wisst ju im dos elle wull Beschaed,
Wosmer von dr Teifelskansel un dan Brunne sich verzehlt,
Dar mit brennetem Pabch un Schwafel schprutteltt un de Teifels qualt.
„Hexikummtan!“ russt dr Satan, un de Hexen, gross un klan,
Alt un junk, gerod un buckelt, machen fluck sich of de Bæn,
Of de Bæn? — De Ufengawel ward mit Theerband aufgezeimt,
Abch a alter Faderfittig an dr Schuller festgeleimt.
San mit Hexensalwe denn de Arm un Fiß un Knie geriem,
Treibtse aufen schwarzen Schorschtæn in dr Luft dr schtarke Schtiem.
Je Fuchs! Un de Kinner merkens un die san denn harzlich fruh
Dass dos Hackemack no endlich lett de Summerwalt in Ruh.
Ells macht drim mit Ufengawel, Kettel un Rahrenlol sich naus
Jehlt un schiegt un schreit un scharwarkt. Kimmt no ene zum Schorschtæn raus
Ferchtse sich dermank zu porzeln, un so gittse dn helfern Gorrn
Hastig gute Wort un Prigel un, wenn dos net hilft, de Schporn.
Isses ene reiche, hotse wull ăn schwarzen Ziengbock
Un dar muss denn wisse renne, dass in Liften schnorrt dr Rock
Sause druhm abgekummne, schtiht dr Teifel all parat
In de Oh neforn un seine Offezierfch in hechschten Schtaat.

Aufen Hexenbrun flackert, dass de Teifelskanfel fchtralt,
Ruth un blau es Hellenfeier un dr Teifel prunkt un prahlt.
Of fei Wort fchtellt fich in Ordnung gleich de kumpete Armee,
Un dr Mafter fabt: „nu hotter eich genunk gekihlt in Schnee.
Hot es Lahm ah manning Menfchen fauer nu genunk gemacht.
Kanne net lakeln, falwer hotmer oft es Harz in Leib gelacht.
Doch nu meflterich wieder warme. Satt mant wie es Feier brennt!"
Un denn lachter, wenn de Schar vor Wuth un Jammer grunft un flennt.
„Preffentiert!" De Ufengweln waren gleich gepreffentiert,
Un denn in da Hexenbrunne kumpenieweis obmarfchiert.
Un zeletzt dr Satan falwer, un denn klappt dr Deckel zu.
Un denn hetten alle Menfchen wull forfch ärfchte Fried un Ruh,
Wæren in Deckel kæne Ritzen. Doch fu fchtiehlt fich manniche raus
Un die fchleicht bei Nacht un Nawel fch ins ärfchte befte Haus,
Hängt fich an da Hals da Leiten, machtne manning bifen Traum,
Machtne allerlei Gedanken un verbittertna es Lahm.
Alten Leiten zum Exempel bleftfe dilfe Gedanken ein:
„Dassmer doch net immer riftig un net immer junk kann fein!
Oder wie de Jahre kumme, falt de Juhngdkraft adje.
Garen mechtemer ju noch nitzen, oder na, es gibt net meh."
Schpracken Fra un Suhn un Tochter: „Voter, denk doch fu wos net.
Mir fan harzlich fruh dass dich dr liewe Gott noch bei uns lett.
Heft for uns in junge Jahren trei gearbt; nu flag dr Ruh;
Loos uns ah for dir un arpen." heltfeme gleich de Uhren zu,
Dassmer ju net vun da Seisting fechehe fetze Reehen hært
Un wu mieglich in da Arger iwer fei Alter fich verzehrt.
Glicklich war vor dilfen Hexen allezen fei Haus verwahrt!
Æne Frog, mei liewer Alter: kanalle dilfe hiefe Art?
Gark, dos fan die Wetterhexen, diemer gemænklich Grillen hæft.
Oder geller, denkich, fan die noheh da Brocken abgereift.
Voter, heit an dan Geburtstohh lussder von mir a Wertel faan.
Gark dich im! Da fehft, mir danken Gott, dass mir dich bei uns haan.
Jaa, dass dar dich uns terhalten, ach, wie harzlich fammer fruh!
Un fu fchlieft vor allen Hexen Kopp un Harzenshifel zu.
Hoft ja doch an fchtarken Riegel, dar dei gut Gewiffen is,
Un de liewe Gott hilft watter, dan vertraulte doch gewis.
An da Brocken mit da Hexen! jaa an Brocken un an Bam!
Schenkder Gott, merwollens hoffen, noch a lank un frehlich Lahm!

Aufewennig.

Arger hin, Arger har!
Satt! kimmt mir wos in de Quar,
Brauchich meine Simpetie
Un befchpracha, ne ringe Mih!
„Schwarze Kunft" Ich hins gefchtannig,
Un mei Wort haft „Aufewennig."

Gehng jeder Leidenfchaft
Hilftmer dos mit feiner Kraft.
Denn wos eich in Harnifch jagt,
Oder gar an Harzen nagt,
Iwerlegta emol verfchtannig,
Iffes mehft net aufewennig?

Pofeto! Ich fetz an Fall
(Na terlabt ja hotmerfich all),
Dass dr Bahre korz un klan
Ward gepokt of Hornfchtan,
Sechehe Schtross is, dos bekannich,
Juft kæ Schpaß, doch aufewennig.

Oder 's Loch dos gibt net ob,
Dassde, wie a Dummelskopp,
Noch a annerfch buhren nuft,
Æne ganz verdammte Luft;
Oder lieg ich epper, nennich
Darekleing aufewennig?

Noch ans! Iwerfall! Hanno!
Is kæ Marwn, gahich zu,
Un fall liewer wie an Grefch
Miftmer fune Buckelwefch.

Doch ah diſſe Weſeh terkännich
Zwarts for ſchlacht, doch aufewennig.

Un meris ju allenfalls
Net aus Zucker oder Sals,
Un ſu kimmts (wos gilt de Wett?)
Wull ofs Fall, doch tiffer net.
Gano natürlich! Zageſchtännig
Kimmts ju mant von aufewennig.

Wos an ärgert iwerall
Is mehſt blut dr Iwerfall
Bei ner Sach; ſie falwer ahm
Gibt an falten gleich aus Lahm
Hobich denn nu Unracht, wennich
Saa: „de Sach is aufewennig?“

Is nu net a Dummerjohn
War ſich gleich lett niederſchlahn,
Oder wie a Zinshahn ſchpringt,
Jaa villeicht da Krehauf ſingt?
Ware net gans unverſchtännig,
Dechter: „I! Is aufewennig!“

Drim, wenn mir wos arefiert,
Denkich, daaes mir net ſchwiert:
Sollts wull aufewennig ſein?
Na, des ſchtimmer balle ein.
Finlichs denn kaufcher innewennig,
Schprachich: „Laas Jerg! aufewennig!“

Un ſu bleiich Ärgerſch frei.
Follts da Ärgergaſt ah bei
Mich zu hanſeln. — „Jaas mant ſein;
Ehr die legſte da net ein.“
Saht dr Teifel, „diſſen kännich,
Mit ſan lorkſchen aufewennig.“

Na, is dos ne Hexerei?
Mant a Awer is derbei:
Wenns ne Lieg is, hilfts eich nifcht.
Hotter a ſchlacht Gewiſſen terwiſcht,
Dos is ſchlimm, ja dos, bekännich,
Dos is — dos is — innewennig.

Barkmanns Lob.

Nu lott uns abch ans ſinga! Fallarallara!
Lott Schtimm un Zitter klinga! Fallarallara!
A frehlich Lied, a Harzer Lied,
Racht wies von Harz zu Harzen giht!
Fallara zu Harzen giht!

Su lank mant Tanne rauſchen, Fallarallara!
Su lank mant Waſſer brauſchen, Fallarallara!
Soll hoch geehrt dr Barkmann ſein,
Glückauf! Glückauf! ſchtimmt alle ein,
Fallara, ſchtimmt alle ein!

Es Vaterland zu ſchützen, Fall,
Muss Flint un Sawel blitzen, Fall.
Un denkt dr Fried wos herrliche ans,
Metall muss ſein, denn wärd wos draus,
Fallara, denn wärd wos draus.

Dos wiſſen mir zu finden. Fall.
In allertiefſten Grimben. Fall.
Wos do de Ard mit Nacht beſteckt,
An Barkmannsahg bleit nifcht verſchteckt,
Fallara, bleit nifcht verſchteckt.

Es Waſſer muss uns diena, Fall.
Es Feier muss uns frihna, Fall.
Un gitts ne Kraft, a Element,
Dr Barkmann kriehts in ſeine Händ,
Fallara in ſeine Hand.

Drim, gitts de Ard net willig, Fall.
Mir ſan net lank gedillig, Fall.
Es Feiftel ſauſt, dr Bahre klingt,
Dr Donner kracht, dr Falken ſchpringt,
Fallara, dr Falken ſchpringt.

Aufchtraling ſoll ſich wunnern, Fall.
Wenns unter ſich hart dunnern. Fall.
Un wenn dr Dorchſchlohk is gemacht
Un Landsleit kumme raus zum Schacht,
Fallara, kumme raus zum Schacht.

Wie mieglich dos zu machen? Fall.
Dos ſan denn unsre Sachen. Fall.
Wos ſchtraleweh! Ihr wiſſt Beſchad,
Dr Barkmann kennt mant Mieglichkæt.
Fallara, mant Mieglichkæt.

Drim, weil mant Tanne rauſchen, Fall.
Drim, weil mant Waſſer brauſchen, Fall.
Glückauf! Glückauf! ſchtimmt alle ein,
Soll hoch geehrt dr Barkmann ſein
Fallara, dr Barkmann ſein.

Dr Ehfchtand,

da Harr Ewerfchulmaſter Sch . . . un dr Junfer M . . . . , ao wie feiner Junfer Braut, an ihren Polterohand viergefchtellt. Klasthal an dreißgſten September à tauſend acht hunnert neinundreißig.

'S Loring, 's Hanning (feine Mutter), un fei Voter is, dr Guſt,
Zum Beſuch bän Schwiegervoter, bei du alten Hehling Juſt.
Seine Fra, es Hannelore, is zwarts lank ah net meh junk,
Doch net wunnerlich un ecket, frehlich noch un friſch genunk.
Jun, es hot à ſchneeweiß Laken iwern eſchne Tiſch gedeckt
Un es allerfchännſte Talchlicht offen Lachter aufgefchteckt.
In du glanſend rünkling Erbkrubk ſchwemmt de Zitteron in Bier;
Su à Trunk dar giht du Juſt for Akkefiet un Schnapfen vier.
Schiene Parrn hots Hannelore ſich bän Baner ausgewehlt.
Offen Taller lieng de ſchanſten aufgetempelt, rar geſchelt.
Un in ruthen Futterbemmel, dosme ſeine Braut gemacht,
Schtiht du Juſt ſei Sohn, dr Karel, dass es Harz du Loring lacht.
Doch dar ſchtoppt forſch zrſcht' de Pfeifen mit du Topp von weißen Zorn
Un du ſchien gedrehten Mundſchtück un prowiertſe, ebb' gihn.
Æne reckt ſan Schwiegervoter drauf es Loring hin, du Juſt:
Es verſorgt dr verfchtännige Karel noch Gebihr du Voter Guſt,
Reckt'ne flink ahch un geſchefftig hin du brennten Tannefchpan.
Æne Barr die hitter hefflich ſeiner Schwiegermutter ahn.
Un es helt du Juſt es Loring of dr Pfeif du Filebus
„Dank, mei Tochterle," ſaht dr Alte, „kumm un gahmer ahch an Kus;
Su a Kus von ſuner Junfer macht es alte Harz ze friſch."
Lachen, Schpaß un ſchiene Rathels wannern frehlich im du Tiſch.
Doch de Zitter derf net fehln bei an rachten Gaſtgelog.
„Sing uns eus," ſo ſaht es Loring, „denn du kannſts an beſten doch."
„Zu dermit! ich hab vor laten alch emol a Lied gemacht.
Singſte mit?" ſo ſchpricht dr Karel. 'S Loring ſaht: „ich hohs gelacht -

Dr Karel ſingt:

Immer munter offen Schtrimpen is à friſcher Junkefell,
Un à alter Ehfchtandskreppel lots dergehng wie in dr Hell.
Immer, immer lus un ledig, immer à willkummner Gaſt,
Dar zu frehlicher Geſchellſchaft, Kinnertef un Hochzig paſſt.

Es Loring ſingt:

Glicklich immer mant als Madel, ledig noch un frank un frei.
Mit da arſchten Tohk in Ehfchtand is de Herrlichkeit vorbei.
Iwerall fan, wu wos lus is Junfern warth un abgenahm;
Wenn die bei an Gelog erſcheina illes gleich à anner Lahm.

Dr Karel ſingt:

Frei es wie dr Fiſch in Waller, wie dr Vogel in dr Luft,
Flieg ich hin wu mich es Elend, folg ich wu de Frud mich rufft
Dar is wull à Narr zu nenna, dar for Zwank de Freiheit hett.
Alles will ich thun un leiden oder freis mog ich net!

Es Loring ſingt:

Ruhig ſchlecht mei Harz in Buſen, lacht in Odern fleißt mei Blut,
Wos ich thu in Haus un Garten is du Eltern immer gut;
Manniche Gob die kannich ſchpenden von Verdienſt mit mibler Hand.
Wierich Fra, wier elles annerſcht. Vivat hoch dr Junfernſchtand!

Dr Karel ſingt:

Mant à nienzig Madel kännich, dosmer lieb vor allen is.
Wenn ich meſte vonne loſen, wierſchmer ſchwar, dos is gewis.

Fabrich, bubrich, ſchieſſich, ſedrich, immer leitmer dos in Sinn.
Wollte dos mich haun, denn gehich meine Freihet willig hin.

Es Loring ſingt:

Mant in nienzing Borſch dan kännich, dan ich gut vor ellen bin.
Nehich, ſchpinnich, ſlansich, gatich, leitmer ſchtannig dar in Sinn.
Sahte dar: „ich mog dich leiden, wutte mich zum Mann? ſchprach jaa.“
Freilich kannichs net verlakeln, ſahtich harzlich garen jaa.

Dr Karel ſingt:

Seine Ahng ſan braun un freindlich, hart von Arpen is de Hand,
In dr Kerch gibts alle Sonntig, ſeine Red is vull Verſchtand.
Un ich bin es wie in Himmel, wenns, es wie inzunner, ſingt.
Wollts ahm hot geſunge, mir in Harzen ewig klingt.

Es Loring ſingt:

Seine Red is kluk un ruhig, hall un liebreich is ſei Blick,
Herrlich iller aufgewochſen, ſeine Hand is vull Geſchick,
Seine Zitter ſchlehter kinſtlich, un es klingt villeicht dos Wort,
Dosser kerzlich hot geſchprochen, mir in Harzen ewig fort.

Dr Karel ſingt:

Madel, hoſte mich verſchtanden? Hoſte wull an mir gedacht?
Hoſtes net, ſo warrich liewer tolt in allertifſten Schacht.
Elbs willich dir erweiſen, was de Lieb erdenken kann.
Salwer ſoltes noch bekanna: Jaa, ich hoh zu braven Mann.

Es Loring ſingt:

Liebſter, Loſte mich verſchtanden? denn verſchtandich dich ah wull,
's gibt da Harzen wie an Ämmer, iwerſchwetterts, ilbs vull,
Un ſo hot ſichs dir verrothen. Ich bin dein mit Seel un Leib.
Salwer ſolte noch bekanna: Jaa, ich hoh a ehrlich Weib.

Nu ſingeſe bæde zeſamma:

Jaa, ich hoh dich wull verſchtanden un verſchtanden hoſte mich.
Halt mich, halt mich feſt inſchlunge, feſt inſchlunge haltich dich;
Denn ich hoh an Schatz gefunden, beſſer wie viel Gut un Gald:
Ene getzrie Lieb zu finden is dr Himmel of dr Walt.

Dr Guſt ſaht:

Artlich! oder vor dr Hochzig hängt dr Himmel mehſt vull Geing.
Noheh dr Hochzig oder heertmer rachtlich oft da Brummbass ſchtreing.
Wie de Geig klingt vor dr Hochzig zeigt uns eier artlich Lied.
Hanning, kumm! Nu ſollter heeren, wie dernoheh dr Brummbass gibt.

Dr Guſt ſingt:

Na kimmt noch nicht shn zu kria? Denkſte denn merkricht kan Darſcht?
Brangmer ju mant net Kartuffeln! Ich will Schlachtewark, will Worſcht.
Sæf har! un an rankling Hantuch! un warm Waſſer brangmer rein.
Kohft? Dan kannſte ſalwer ſaufen. Bier gebrecht un Branntewein!

Es Hanning ſingt:

Denkſte denn, ich ſoll mei Biffel dir mant durch de Gorgel jahng?
Denkſte denn, ich ſoll mant wuhein un an alten Rinden knahng?
Denkſte mant bei Zehren un Saufen of dr fauln Bank zu heng?
Gald ſchaff shn, du alter Seffel, guck, denn kannſte Schmuworſcht krieng

Dr Guſt ſingt:

Wos? es Gald all wieder alle? un kahm is ärcht Mittwoch?
Lork! wu hoſten 's Gald gelaſen? ärcht zu Sunnchand krehchſtes doch!

Es Hanning fingt:

Jaa, von Lohn, do ſchwatztmer immer, doch von Soff un Schpiela net,
Wemmer dummeniert un biffelt, Fra un Kinner hungern lett.

Dr Guft fingt:

Ja forwahr! dos hæßich hungern, wemmer bes an Nohchmittohg
Batfchtunn helt mit Kaffeefchwaltern un a luftig Gastgelog.
Wumer denn do Leit im Haud hot, friszt un feift un kriefcht un lacht,
Un dr Mann in Schacht muss puffeln un fich queeln Tohg un Nacht.

Es Hanning fingt:

Hot a Seffel bei dan Seffel wieder net de Fra verklatfcht?
Jaa a Seffel hært an Seffel garen, wemmer fu wos latfcht.
Dassich dich hoh aufgenumme! jeder Menfch hots mir verdacht.
Hihnfcher Beugel! Kannftes lækeln, dass ich dich zum Mann gemacht?

Dr Guft fingt:

I du unverfchamte Memel! Helftes Maul! 's is dei Gelick!
Schweigfte net, fu fitzt in Ahmblick meine Fauft dir in Geniek!

Es Hanning fingt:

Dos prowier! du fchlachter Karrel! Tick mich mit an Finger ahn!
Nahl die hohich, un es lett fich ah wull mit da Tuffel fchlahn.

Nu fingefe bæde zefamme:

Teifel! bettich vor da Freia die Gefchichten mir gedacht!
Dassich fu mant hoh gehannelt, fu an dumme Schtreech gemacht!
Dassich dos mir faan muss leffen! iffes net ne Schamme warth?
Sune Eh die hul dr Teifel, die de Hell is of dr Ard.

Dr Juft faht:

Dass dich! dos is Rahcherpulver! Watter! dos fan Prifen, Guft.
Dassde fu de Bassgeig fideln kannfte, hohich net gewuft.
Un in manning Ehfchtand freilich gihts wull net viel befler har,
Wenn es Weib mant tehgt zum Zahren un dr Karrel is a Bar.
Doch wu Mann un Fra ananner gut fan un fich racht verfchtihn
Un mant ihre Flicht erfillen, musses doch wull anerfcht gihn.
Gah mol har de Zitter, Karel. Mannicher Alter fingt ju doch,
Un es kann mei Hannelore wull fei liebftes Schtickel noch.

Dr Juft fingt:

Jaa doch, Altes! Ehfchtand Wehfchtand, deine Grufchel hatte Racht,
Un zumol ihr arm Frahnsleit hots, nerfiehts, terbarmtlich fchlacht.
Kinner wahren, Hufen flicken, Jehs was iffes for ne Nuth!
Wahr is wahr; es hots ne alte Jumfer noch emol fu gut.

Es Hannelore fingt:

Befler wie ne alte Jumfer hots a alter Junkefell.
Neilich fohchich fu an Kranter fitzen in dr Hausthirfchwell.
Jefes! wie fchtrampulltrig fohcher zu dan kluhpfchen Ahng raus!
Kinnertæf waar gehngiwer un dar Mann fohch luftig aus.

Dr Juft fingt:

Ahch dar alten Runkunkel driwer luft dr Neid wull kæne Ruh.
Bewern thetfe wie ne Kreitfchpinn. Schnuhptich! flach es Fanfter zu.
Iffes Verzweiflung oder was annerfcht? Gefter thetenfe racht bekannt.
Gleich un gleich gefellt fich garen. Kreiz! mir fchwant fu allerhand.

Es Hannelore ſingt:

Næ! dos wær ä Waltſchpetakel! wäſt wull meh! krauskeppeter Fuchs.
Un oft is wull Arnſt geworren wosmer emol geſaht in Jux.

Dr Juſt ſingt:

Hom! de Bramerbeh zu ſcheiern mog ä ahm Verknieng ſein!

Es Hannelore ſingt:

Un es Waſſer zuzuſchleppen! Ja, dos ſieht ä Gimpel ein.

Dr Juſt ſingt:

Saaich mant! ne alte Jumfer is net immer glicklich drahn.
Frog de reichſten ſalwer. Männer mechtenſe gar zu garen haan.

Es Hannelore ſingt:

Viel wärd net von dan gehalten darde immer ledig bleit;
Freiter noch in ſchpæten Jahren, gilter gar for net geſcheit.

Dr Juſt ſingt:

Mæuſta? na, denn hettenmer bæde unner Beſts ju racht bedacht,
Dasmer noch in junge Jahren unnern Bettſchprunk haan gemacht.
Musmer ah, kammer es Freie net loſſen, freie arſcht wemmer de Raſche verleiſt?
Kammer ner Fra als Wärmflaſch diena, wenn än jammerlich ſalwer freiſt?

Es Hannelore ſingt:

Na forwahr! ne ſchiene Wärmflaſch! mant die net zum Fiſſen leit.

Dr Juſt ſingt:

Næ, in Arme —

Es Hannelore ſingt:

Flauſenmacher! ſchweig! dr Schpaß giht ſift zu weit.

Dr Juſt ſingt:

Na, ich ſchweig ju! Oder fahmer, mechſte wull wieder Mædel ſein?

Es Hannelore ſingt:

Kannſte wieder Barkborſch waren, gängſte diſſen Hannel ein?

Dr Juſt ſingt:

Glæb mant, ſolltenmer von änanner, thets uns allen bæden læd.

Es Hannelore ſingt:

Na, merhaan in unnern Ehſchtand freilich ah ju unnre Fræd.

Dr Juſt ſingt:

Læd kann ju an jeden traffen. Iwrings, wiemerſch treibt ſu gihts.

Es Hannelore ſingt:

War Verdruss will haan, dar findtna, war ſei Glick will fahn, dar ſiehts.

Na ſingeſe bæde zeſamma:

Manniche Fræd ju botmer freilich ismer junk in leding Schtand.
Racht betracht, an End doch iſes nifcht wie Nernbarger Tand.
Un wos hilft von bunten Blume mir dr allerſchannſte Krans,
Dar vertrehcht un ohne Frucht is? Arſcht in Ehſchtand labtmer gans.

* * *

Alſu ſunge diſſe bæden. Labt, dos winſcht aus treier Bruſt
Eich dr Freind, in eiern Ehſchtand wie mit ſeiner Fra dr Juſt.

Marodigkæt.

Bin marode, racht marode
Wie geradert un zerfchlahn.
Waar doch fift net meine Mode,
Kunnte fift doch woa vertrahn.

Dorten bei dn Ringer Hallen*)
Krebchich an gefahrling Wank.
Wennich do wær hin gefallen,
Waar an Aufftehtihn kæ Gedank.

Kann dan Schweimel net bezwinge,
Ells dos dreht fich in dr Schtuh.
Platz! mant Platz vor ellen Dinge!
Na! nu na! — do legich ju.

Ach, woa halfen mir Gebeder,
Diede fan wie Blei fu fchwær?
Oh! un nu din Worring wieder!
Wenna doch mant vorwer wär!

Diflen Morring noch fu munter
Un fu frehlich in Gemith,
Zunt von ellen Kräften runter,
Schtarmskrank un lahmumied.

Känntich — känntich doch mant fcheiden
Von dar unglickfeling Ard:
Denn din Lahm vull Mih un Leiden
Iflea wull än Dreilich warth?

Ach, än jeden willich rothen,
Darmer vor de Ahng kimmt,
Dasser zeitig fich vor Schoden
Hitt un net fich iwernimmt.

Koppwehtohk un annre Sorring
Waren ficher eingerappt,
Wemmer vull un frih an Morring
Nichtern — fich — in Bier bezappt.

An än Tagenifcht.

Se guck! Gihts än wull better
Wie dir of diller Walt?
Bei wan wull findfte gretter
Dn Mangel an vieeln Gald?
Doa macht, du bift kæ Schrupper.
Schtets isder dr Beitel lacht,
Un is dei Gald von Kupper,
Se guck! fu iflea acht.

Se guck! du kannfte borring
Bän ärfchten Sunnefchtral.
Woa wäßte nu von Sorring
Im Zins un Kappetal?
Doch borgt of deine Giter
Kæ Maufchel dir an Pfeng.
Sei fruh! Es bringt dich wieder
Kæ Mahnbrief ins Gedrang.

Se guck! In junge Jahren,
Wus mieglich wær gewaft
An ehrling Grefch zu fchparen,
Do hofte ells verpraßt.
Nu kannfte doch wull lachen.
A keftlich Dink forwahr,
Du brauchft ju net zu wachen
Aus Forcht vor Diebsgefahr.

Se guck! Du wärfcht net führen
Bän Schluck**) de ärfchte Schtimm.
Indes ah aet meh fchpieren
Koppwehtohk. Denn worim?

De Kreide is feit Jahren
Su huch in Preis gefchtieng,
Dass fich ä Wärt muss wahren
Vor jeden Borgverknieng.

Se guck! Es zeigt dir freilich
Dei Schpiegel dei Geficht
Faft zum Verfchrecken greilich
Verwieft. Schwær ins Gewicht
Fellt diller Imfchtand immer
Wenn wus dr Sach nohchfchpiert:
Es wärd ä Frahusbild nimmer
Dorch deiner Schuld verführt.

Se guck! Du kannft net lafen,
Nifcht kannfte iwerall;
Is dos all do gewafen?
Gewiss ä faltner Fall.
Nu brauchfte dich aet zu queeln
For Kerch un Schulgemæn.
Es ward dich kæner wehein;
Dich känntju gruß un klæn.

Se guck! Verfchtand dan hefte:
An dumme bifte reich;
Denn wennde fchprichft, es befte,
Woa issen? quatfches Zeich.
Drim brauchfte ah zu fcheia
Net Galdfchtrof, Zuchthaus, Karrn;
Meracht net of dan Schreia;
Merwiss, du hoft än Schparrn.

*) Ring. Name einer Grube bei Zellerfeld; wegen Hall, siehe Wörterbuch.

**) Provinzialismus für Branntwein.

Se guck! Wur net es greſſte
Gelick dir of dr Ard?
Un wos derbei es beſte:
Du biſts ahch elles warth.

Se guck! drim fei zufrieden
Mit dan, wos du terwifcht;
Dei Dunnern un dei Withen,
Se guck! Woe hilftader? — Nifcht!

Ä Vugelkunzert.

Geklatt, fein, wie ä Schorfchtenfager,
De Rob, fchpricht zu da blaae Hager:
„Dei Gesank is fchien, doch, mit Vergunſt,
Net racht noch iffer nohch dr Kunſt:
Du leſt dan R net ordlich hæren.
Gelingter doe, ich will drauf fchwæren,
Gefellt an jeden dei Gefank."
Dr Hager: „for dar Læhr män Dank;
Doch muſſichder faan, es nimmt mich Wunner.
Is epper fu du Mode zunner?
Ich hoh dan R gerod mit Willen
Ganz wackgeloßen un in Schtillen
Mich oft gewunnert iwer dir,
Dass du dan R brängſt immer vier.
Indes, gitts denn net manning Känner
In Wald? Ä rachter Kinſtler, wenner
Net is gewis in feiner Sach,
Su frehgter än, dar is von Fach.
Wie wærfch, wenn mir dos ah fu machten?"
De Rob: „gut, dassmer das bedachten."

Sie fchteckte fich gleich hintern Schtaar,
Dar weit gereſt un ä Kunſtfreind waar.
Dar lud gefelligſt falwer ein
Wos machte an fingeten Vugeln fein
In Wald, un fahte ah worim:
Es gelt zu beorteln Kunſt un Schtimm.

Mernaam denn ah dan Vierfchlohk ahn
Un wollte denn frei de Mæning faan.
Un bei dan fchine Waldkunzert
Do machte dr Schtaar du gefelling Wart.
Un wie nu ells verſammelt waar
Im an freie Platz an än Waſſer klar,
Do fahte dr Schtaar, wie bekannt, geiebt
In Kumpelmenten: „Nu, weans beliebt" —

Do machte fän Diener dr blaae Hager,
De Rob ahch, fein, wie ä Schorfchtenfager.
Un drauf fung ahn es Gefankkunzert
Zum großen Plefier for Gaſt un Wärt.
Dr blaae Hager dar fung: „Kahz!"
De Rob ful ein mit an kinſtling „Krahz!"
Un gleich drauf noch emol kräftig „Krahz!"
Un denn gängs Infchicht „krahz" un „kahz!"

Nu oder, Kinnerfch, nu hetter ſollt fahn
Wos dos gleich hot for an Schpok gegahn!
Zuarfcht fohchs aus as wolltes fchlaune;
Schtumm waaren elle un fchtarr vor Erfchtaune.
Of æmol oder do gohs e Getater
Un dorten un hie e Gelarm un Gefchnater,

Un hie e Gekicher un dort e Gedufter,
Un e Fligelgefluſter,
Un e Gezwitſcher,
Un e Gequitſcher,
Un e Riſpern un Schwatzen,
Un e Schnawelkratzen,
Un e Dummenieren,
Un e Schormezieren,
Un e Schmatzen un Schmitzen
(Es fuelu ah Schpitzen),
As wenn in alle dorchs Gehær
Dr helliſche Teifel gefahren wær.
Doch e End ah nahms;
Mant ſchlimmer noch kams.

Bän ærſchten Krahz waar de Druſchel vor Schreck
Zurick gefahren in dr Heck,
Un dr Hanneflich ful von Zweig dort rob
Ban ærſchten Kahz un wahrte da Kopp,
Dr Plattnainnich machte ſich himmelahn
Un lachte: „dos mussich dr Nachtigal faan.“
Un die Hedebedode, de Schtiegelitz,
Quinkelierte fa wos von alwerne Witz.
A annere lachte: „dos nennich e Dink!
Is dos e Kunzert! fort wack! flink flink!
Dos gibt ju ins Weita
Mit dr Dummhæt heita!“
Dort hærtmer gar ſchalten da Hager, de Rob
For Lumpenpack un greilich Hop.
Jaa Kahtrieb! Kahtrieb!
Un Schuhdieb! Schuhdieb!
Oblegte gar ener, es thuttmer hel,
Alle Lahmsart un Ehrlarkæt
Un ſchrier (wærſch nethig net, ich vermied's
Hie niederzuſchreim): „purr! lackner da Schtiez!“
Dar fahte in Wackflieng: „wos e Getrætſch!
Schien Dank for diſſen Gefidel! ætſch!“

Dar arme Schtaar! dar arme Gelehrte!
Merſodich wull wiere ſich verfehrte.
Har fahte zu ſeiner Wafe, dr Schnarr:
„Ich fah wull ein, ich waar a Narr.“
Har ſchüttelte ganz bedenklich da Kopp.
Un fahte: „aa hoſten, ich gih ob.“

Nu flochchen denn ah die beden wack
Un hoſten de Singerſch allen offen Flack.

Do driwer waar denn dr Hager hedunnert,
De Rob die fahte gans verwunnert:
„Do ſammer prechtig ahngekumme!
Ja ja! ſuchch Unterricht bei an Dumme!
Nu haanſe ſich alle fortgemacht.“
Dr Hager: „dos hettich doch net gedacht.“
De Rob: „vergablich wemmer gibt
Za fa an darde nifcht verſchtiht,
Un freilich, wos wiſſen die von krahz?“
Dr Hager: „wollte wull faan von kahz?“

Nachtviol.

Wie schtihn die annern Blume alle
Geziert mit Pracht un Herrlichkeit!
Ich arme muss mich schame balle
In dissen unscheinbaren Kleid.
Anool zu dusten wasrich listern
Dn annern gleich, an hallen Tohg.
Wie hertich gleich de Tulpen flistern
Vull Zorn un Schtols die harte Klog:

„Is net genunk, dass mir dos leiden
Dass disse gans gemene Blum
Mank uns derf schtihn un derf sich weiden
An unnersch Adels Glans un Ruhm?
Nu will de Ape vor uns allen,
Weils mit dr Schienheit ihr net glickt,
Durch Duft da Menschen gar gefallen,
Wos net for ihren Schtand sich schickt.

Verbieter dos sich abzumoßen,
Sist wardse gans vull Iwermuth;
Du musster gar de Kron noch loßen."
„Næ doderuit hots kæne Nuth;
Du, klæne, warschtich wull beschæmen
Un mit dan Platz zufrieden sein.
Du bleist doch wonde warscht vor laten.
Denk nobch, su schöftes salwer ein."

Dos sahte mir de Kiniginne,
De Rue. Ich bug mich zure hin:
„Kannt ich mant deine Huld gewinne!"
Sie sahte: „hoh demithing Sinn."
Un wolle mant, ich hohs begrissen.
Wan Schienheit net un Schtand beglickt,
Dar gilt for ahpsch un ungeschlissen,
Zeigt har wos innerlich ihn schmickt.

Su mussich denn for mir behalten
Min Duft, bes in dr dunkeln Nacht
De annern sich zesamme falten
In Schlof. Doch meine Seel erwacht
Un denn su duftich bes zum Morring
Nobch Harzensluft un net betriebt.
Ich blie doch allen net verborring;
A Harz doch wäsich, dos mich liebt.

Mich schtralte ahn dr liewe Munden
(Mit dissen schtihich recht vertraut),
Do hatte mich a Paar gefunden.
Mei Gartner warsch un seine Braut.
Sie, lieblich wie a Blumeengel,
Sie hatter zumer har gefihrt.
Wie theta mer gut in Blohl un Schtangel,
Wie ihre Hand mich hot berihrt.

Sie biekte denn zu mir sich nieder,
Sie sohch in schtiller Freed mich ahn.
„Gefelltse dir?" su sahter wieder.
„An hibschen Kuss, denn sostse haan."

Sie gohne in. Har nahm fich zwaa,
Sie oder dricktene de Hand.
Nu wäßich dassich kann terfraa
A trei Gemüth, doa mich erkannt.

De annern Blume fchlofen alle.
Mir kam dr Ohnd wie gerufft;
Dann diemer gut fan kumme balle.
Su haertich, un an herrling Duft
Kunnt ich de Nachtviol terkänne,
Sie fchtand in zarten Mondenlicht.
Du bist, es rachte Wort zu nenne,
In Harzerfchprooch a gut Gedicht.

De Lerch.

Fihlt de Lerch du Trieb zum Singe,
Schwingtfe fich zum Himmel nahn.
Sieht de Ard von dort fich ahn,
Un fu mußes ihr gelinge;

Oder kimmtse runter wieder,
Schtill un fankluss is fe gleich;
Hie in Groha un in Gefchtreich
Hotfe weder Sank noch Lieder.

Helt de Ard doch, Mensch, gefange,
Bauste dir a Naft villeicht,
Wu dei Lahm in Ruh verfchtreicht.
Aus, dos kannfte net verlange:

Dass dr Gaft dich soll beriihren;
Nee, zum Himmel mußte fchwahm,
Doch de Ard, ihr Treim un Lahm,
Aus du Ahng net verlieren.

An an Unzufriedna.

Es fchtralt' in ungehemmter Gluth
Von Himmel hafs de Sunne roh,
In Odern kochte mir es Blut,
Zum Schpringe brennte mir dr Kopp.
Do war es Lahm mir zor Luft,
Jaa, of mäm Schepfer fcholt ich fast.

Dr hafse Wahk dar fihrte mich,
Beleckt von Schwafs zum kihlen Schacht.
Do herrschte Dunkel fchauerlich.
Ich fobch, mei Zorn war unbedacht.
Un labt aracht nohch dr Schicht nei auf in iser Nacht,
Un hoh net wahng Hitz an Summer meh veracht.

Es kam dr Winter hart un kalt
Un bifste grimmig feine Lust,
In Wolken floch dr Schnee geballt,
Zum Schticken preffter mir de Brust.
Du waarmer wieder gar net racht.
Un fuse Walt die neuntich fchlacht,

Ich fahte faſt á bieſes Wort.
Warm warsch, behoglich net, in Schacht,
Un meh wie ſchwulnog hæſs vor Ort.
Ich ſoheh, mei Zorn war unbedacht,
Un fand ich nohch dr Schicht ah kæne Summernacht,
Hoh ich doch wahng Kelt kan Winter meh verscht.

Ahch Du machſt net mit Klohng Schicht.
Ball is dersch of dr Lahmarmes
Zu kalt, un wenn de Sunne ſchticht
A biſſel, ſchwegſte iwer Schwæß,
Un woader immer mog geſchahn,
Du wuttich net zufrieden gahn.

Nu, armer Junge, hærner zu.
Denk dir emol es Gehngthæl
Von allen, doader nimmt de Ruh.
Wos gilts? dei Harz wärd balle hæl.
Denn is in jeden Glick á Mangel eingelenkt,
Wärd ah mit jeden Læd á Sæng dir geschenkt.

Jahrschwachſel.

„Es gihich wull,“ hot's alte Jahr gesaht,
„Mei Reggement, gottlob, es is vorbei.
„Merwärdſen ſoht, wenn mne die lange Zeit
„Es Hackel fihrt. Ich hoh genunk gehært,
„Genunk gesahn, von lautsten Lustgejuchz
„Bes zu dn Kummer, dar in Schtillen ſifzt.
„Mermartelt ſich, dr Kopp wärd an glatt mihr
„Von ſchwærer Sorg, un Jeder dankt an net.
„Ich hoh de Ruh, ſu denkich, wull verdient.

„In Schædhaus leit es Schtuffærz blank un reich,
„Es Wasserrod dos braufeht nohch Harzenslust,
„Un offen Land do hohich aufgepaſlt
„Un eich zu rachter Zeit wos eire Hand
„Gefeet, geflanſt, mit milden Ræn geleckt.
„Ich hoh de Sunne wacker ſcheine loſsen
„Zu Haa un Grommet un zu jeder Frucht.
„Un hattich falwer meine Fræd net drahn
„Wie Elles labt' un wabte offen Land
„Zur Arnzeit, wies kæ anner Jahr geſchaut?“
Su ſaht es Jahr un fachte macht ſichs fort.
Dr Wachter ſingts mit lauten Lied in Schlof,
Un jede laute, jede ſchtille Fræd,
Un jeder Kummer, dar es Harz gedrickt,
Se fán terlabt. Un wie dr Nachtwind wull
Es Wachterlied bisweieln noch emol
An vor de Uhren treht, bes daſſes matt
Un immer matter in dr Luft verhailt,
Su tritt emol noch, wosner hot terlabt,
An vor dr Seel: nerfræt ſich noch emol
An jeder Luft, die an es Jahr geſchenkt,
Verſchtibt ſich wenn de Fræd unſchillig waar;
Doch bots ån bitter Harzeslæd gebrocht,
Mergreint ſich noch emol racht hartlich aus;
Denn iſes ahch voriwer, Gott ſei Dank!

Denn es verschwimmt, es wie e farnes Liedl,
Vergangner Kummer in Vergaßenheit,
Un mant de Fraed tritt freblich vor da Gaft
Un schanner oft, es wiese werklich waar.
Su hört sich, immer weit dervon, de Zitter
Noch schanner zu; an falschen Ton un wenn
Net ren de Seiten schtimme, merktner net.

Es alte Jahr hot 's Hackel obgelegt
Un hse kimmt es neia. Sahtens net
De Uhr in Therm, es laute Wachterhorn,
Merwißtes net. Es guckt sich rachtlich im,
Neifalerig. Worim? Es is ja nei.
Un wies da Juwel sieht in hallen Saal
Un dalles ward mit lauter Luft begrißt,
Dos machtne Fraed; doch wie sich Fra un Mann
Un Freind un Freind, un Brider sich un Schwaftern
Un Kinner dort un Eltern in de Arm
Un Braut un Breiting an da Busen finken,
Do frat sichs herzlich un es sabt: „ja die,
„Die hammersch ängklich ärscht zu Dank gemacht.
„Mant Schod, dass mannicher abch is dermank,
„Dar halle net su munter tanst un lacht:
„Denn lauter Luftbarkat brang ich net mit,
„Un dar un jänner bleit net immer do.
„Es is net annerscht. Kannich denn derfier?"

Un watter gihts von Hans zu Hans un poll.
Jedoch wie balle wardne walk es Harz!
Denn guck! war sitzt do in dr niedring Schtuh,
De Kinner bei sich, iwern Prodigbuch
Un lift un batt un Thranne fallen drauf,
Helt abn un sabt: „ich kann net watter lasen.
Kumm har, mei Salomel, las ä biflel vier."
Un hillt da Kopp mit Thranne in dr Schärz.
Un kenner lift; un watter hertner nischt
Als wie es greine un wie mas es annre
Zu trosten sucheht un kans doch trosten kann.
Un dorten kniet se nieder bei da Kiwel,
Dos in dr Wieg in zarten Schlummer leit.
Es denkt wull gar: ach gihtner mitten Sorring!
Ich wäs wull an dar former denkt un sorgt.
Sie lehnt sich driwer, greint un batt in Schtillen.
Wos denkt es Jahr? Hanna! Wos soll sichs denken?
Is mieglich denn, su denkts, un wunnert sich,
Dass Luft un Weh su halten Napperschaft?
Wos greinter denn? Vergaßter denn dan Voter.
Dar iwer elles, wonde Kinner hoft
In Himmel un of Arden, Voter is?
Na, dar da Schperling untern Himmel nehrt,
Ward seine Kinner dar verkumme lossen?
Du oder, Mutter, ziehse redlich auf
Zu Fleiß un Gottesforcht un Geschicklichkat;
Du host in Alter, kannst gelsen, an Schatz,
An Trust, dar alle Sorg un Last un Mih
Un wos dich sist noch driekt, vergallen lett,
Un dar dich zwingt, dan ewing Voter dorten
Mit Frudenthranne Preis un Dank zu sann

Un wätter gihts von Haus zu Haus un polst.
Un wu ä Armer sitzt of harten Schtruh,
Dan kænor liebreich wahrt un hebt un behrt
Un dans net besser wärd sei Lawetohk,
„Hær auf zu sitzen," sahts, „kumm, hærmer zu.
„A prächtig Bett dos hohich dir befchtellt,
„Do schtertich kæne Soel in deiner Ruh;
„Wie lank dehost gewacht in Sorg un Graam,
„Einbulstes elles, schlefst ən sißen Schlof.
„In Summer is de Deck ä grienes Laken
„Un Blume droffe, glatt es wiese lahm;
„Es ieder lacht un drunter schwitztich net.
„In Winter isses huch un silwerweiß.
„As wie dr Schnee dar iwern Grewern leit.
„Mei Hackel wettich wenn dich drunter freist.
„Derweile halt gedillig, ruhig aus.
„Betracht es Lahm as wie ne saure Schicht,
„As fihrfchte aus ən tiefen enge Schacht,
„As wennde vor dn glihning Ufen schtändst.
„Kimmt von dr Hitt ä mieder Arbterschmann
„So is dr Schlummer noch emol so sis."

Un watter gihts von Haus zu Haus un polst.
Do guckts wull dar un dar triebsalig ahn:
Wos brangste mir? noch immer Graam un Kummer
Un Nahringsorring, diemer bei dr Wieg
De Mutter net gesonge? oder derf
Ich endlich, endlich mei beschaden Thæl
Himnamme an dr Fræd in korzen Lahm?
Es wær ä Trust, ä Trust ä nienzig Wort.
Do schpricht es Jahr: „wos mænsta? grußen Dank!
„Es Plappern lettmer noch ä bißel fein.
„Wos kumme soll, dos kimmter ohne des.
„As wenn de Mutter, die dn Heilekrist
„Dn Kinnern eingemarkt zu anger Fræd
„Of emol juweln thete: „Frætich Kinner!
„„Wos kriechter elle net zum Heilekrist!
„„An helfern Sawel un an Sagemann,
„„A Schtockpfard, Flint un Trummel, un Gescherr,
„„An Haspel, Docken, Hunnigkuhng un Niss,
„„A Reckel, rauche Hansching un ən Tuch,
„„Un neie Schuh un wos noch elles meh!""
„Dos wær ä Juwel! freilich, jaa wull gresser
„As wenn dr Heilekrist nu salwer kæm.
„Un wennse vultens mitten in dr Fræd
„Dn Kinnern sahte: „„balle musser fort
„„Dr Heilekristbahm! un denn ziehtermer
„„Es neie Reckel aus un eire Schuh
„„Un gihtner barwes, schunter eire Schtrimp;
„„Un nechstens hærtmer dos Getrummel auf
„„Un dos Gepfeif, sist kummich mit dr Gert, —""
„Net wahr? dos wær ä schiener Heilekrist!
„Drim von dr Zukunst schweigich, un du thust
„An kliekften, wennde, wos ich Gutes bräng
„Mit Fræden nimmst un Gott in Harzen dankst
„Ja dass dr Kristbahm net es ganse Jahr
„Vull Hunnigkuhng un goldne Eppeln hangt,

„Dos, denkich, is es Schönſte drahn; ſu iſte
„Dir Mangelkarn un Eppel net zuwider
„Un fraſtich, kimmt a Neier.“ — Hots net Racht?

Obſchied von Haarz.

Ach Haarz, mei Haarz, nu muſſich von dir ſcheiden
Ob ahch mei Mædel traurig ſitzt un greint.
Ach Gott, wos muss a Menſchenharz ærſcht leiden
Eh dasen' emol de liewe Sunne ſcheint.

Mir drehnts in Kopp. Ich wäss mich net zu faſſen,
Die Trennung will un willner net in Sinn.
Es is zu hart. Mei Lahm kænntich haſſen.
Nu fühlich ærſcht wie gut dass ich dir bin.

Du Waſſerſchtreck, wu mir ſu glicklich waaren,
Wu mir geſchpaßt, geſunge un gelacht,
Nu muſſich fremde Schtolln un Schächt befahren,
Un dos ſu hall! Wu hettich dos gedacht!

In weiter Fremd wie wärd mei Lahm verfließen,
Von aller Walt verloßen, kummervull.
Nu Barg un Thol, Wald, Hallen, Teiche, Wieſen,
Un Kammeraden, gihsich ellen wull!

Ihr wardt, dos wässich, eire Lieb mir ſchenken,
Kann ich derfier ah nifcht gahn wie a Lied.
Wos oder nemm ich mit zum Ahngedenken.
Dos zumer ſchpricht un treſtmer mei Gemüth?

Dich, meine liewe Zitter, will ich weheln;
Du larnſtmer viel un meine Seel bewahrts.
Wos waren mir ænanner net verzeheln,
Un wennde klingſt, gleich binich of dn Haarz.

De Tanne.

Willkumme, liewer Landsmann, un tauſend Mol glickauf!
Du weckſtmer Fræd un Schmerzen in tiffſten Harzen auf.
Wos fahlt'r mant? wos ſiehſte ſu dunkel un traurig aus?
Wos ſchauſtemer in dar Gelangd mit gar ſu triem Blicken naus?

„Un wosmer fahlt, dos fregſta? Du? binich denn von hie?
Un ſiehſte net, dassich æmſam un ganz verlo(j)en ſchtih?
Geberg un Thol un Klippen die ſan mei Voterland,
Hie oder muſſich verkumme un kæne Seel is mir verwandt.

Dort ſchtihn meine Schwaſtern, verſchlunge Ast in Ast;
Es ſingt in ihren Zweing wull manniger bunter Gaſt.
Ich ſah zeits meiner Kindhæt kän Herſch, kæ lieblich Reh,
Un muttig is es Waſſer, un weit un bræt net Barg un Heh.

Druhm hot uns zu ſan Tempel dr liewe Gott beſchtimmt,
Dan preilen drinne de Vugels ſu wie de Sunne kimmt,
Dort rauſcht dorch unnere Hallen fei Oten feierlich,
Dort hærich hin. Wie annerſcht, wie frædig dorten treffte mich!“

Ich hoh doch oder dorten ah mauniche lieng ſahn,
Dar hatten ſchwære Schneelaſt un Schtorm dn Rest gegahn.

„Mog fein! an hatter Schneelaft an Schtorm dn Reft gegahn,
Su hotfe fich ihre Schwaftern doch harzlich driwer greene fahn.
Die hieeln mich, fchterwich dorten, in ihren getreie Arm
Un fchprechog, wærich gefunken, mir wull mân Trauergarm,
Denn greinten ihre Zweige viel Thraane iwer mir."
Sei fchtille, Bahm, fei fchtille. Mir gihts net befler es wie dir.

Dr Brautkrana.

Vor dn Kaften kniet de Mutter
Un es Guftchen fchtiht parat,
Reckter Lännewand an Bettzeich
Weiß wie Schnee, es is ä Schtaat.

Un es Guftchen bickt fich nieder,
Guckt in Kasten fu mit nein,
Walke Merren fiehts an Rufen.
Dos muss wos gehæmes fein.

„Mutter, faa, wos fangfte dorten
Mit dar walken Merren ahn
Un dan obgeblihten Rufen?
Ruthe Bander fchimmern drahn!"

„Liewer Gott! mei Brautkranz illes.
Mussne doch emol befahn."
Un fie fafthe zart an fachte
Bei dn ruthen Bandel ahn,

Schtiht verfunken in Gedanken,
Rufft fich mannich Jahr zurick,
Mannich Jahr, verlabt in Ehfchtand
Mitten Gorg in Læd un Glick.

Wie de Jahre doch verfließen!
Sachzen fana, do waarich Braut,
Wieich mit dan Kranz in Haren
Wur dân Voter abgetraut.

Lieblich blickten die Violen
Bei dar Merren, wæch an grien,
Ruth, wie valle Rufen, glihten
Mir de Backen rund an fchien.

Langft is all verwalkt de Merren
Un de Rufen fan verbliht,
Wie de Rufen, wie de Merren
Bliht de Schienhæt an verbliht.

Jeder huß dan Voter glicklich,
Mich pries glicklich jedermann;
Har als Borfch an ich als Mædel
Hatten rachtlich fich betrahn.

Folgfam meiner Mutter waarich
Un mân Voter; akkerat,
Ehrbar hulich mich an ranklich,
Frogte net nohch Prunk an Schtat,

In Gefchellfchaft friedlich, freindlich,
Net allfanferig an ahpfch,
Wosde gut waar, guck, dos wolltich,
Waar net fchnippfch an iwergahfch.

Jedweds Mædel foll fich ehren,
Wenns ah kæne Tholerfch hot,
Dachtich, labfte frumm an zichtig,
Sorgt fer dir dr liewe Gott.

Hattich æ Mol wos verfchprochen,
Dachtich drahn an huls getrei;
Sahtich: „næ, dos kann nifcht waren,"
Blies ah ficherlich derbei;

Denn ich hatte diften Grundfatz:
Bittich æner oder frehgt,
Net fu haftig gleich geantwortt,
Racht de Sach ærfcht iwerlegt.

Un dei Voter larnt mich kanna,
Un dei Voter wurmer gut.
Hibfch wull waara, doch vor ellen
Fleißig an ä ehrlich Blut.

Un har kam an fahte: „Jettchen,
„Wutte waren meine Fra?
„Guck, ich hinder gut." Ich zierte
Mich net lank; ich fahte „jaa."

Quakkellei die kann net nitzen.
Net uhm naus an nerringft ahn.
Is ä Mædel net verfchtannig,
Su verdients kân braven Mann.

Net mit Tholerfch in dn Kaften
Fung fich unner Ehfchtand ahn,
Doch mit Fleiß — Rufft net dr Voter? —
Hærfchta? nanm ä Beifchpiel drah n

Dn Schteier fei Truft.

(An dn Herrn Ewerbarkrath Freiherr Grota.)

Ahm aufzugich de Sat, do vernahm ich wosmer net lieb is:
Wieder dr gruße Tiraan von Harzen es liebfte geriflen

Un mit greilicher Hand dir Wernten in Bacher geschenkt hot.
Gleich hinfuhlmer de Zitter, merbewerten elle Gelieder
Un schtumm waarich un schtarr un Zitter un Lieder verachtich.
Un of dr Bank hinsankich un schtitzte dn Kopp mitten Handen.
Mußte dan Mann, dan Mann! dis Lard, dis schreckliche, traffen?
Jaa, du trauerscht mit Racht un es ismer ju salwer su jammrig.
Doch dos seider ä Trust: net allæn du trauerscht; es klogt ju
Mit mir mannige Seel, un weilde mant Edels gethan hoft,
Trauern de Barkleit elle; su lohnter dr Haarzer de Guthat.
Jaa, ich mechte dich treften, ach, kännticha, wie ich wull mechta!
Oder ä Barkmann binich un net in Worten bewannert.
Un wieich denk su redlich, wie do dar Schteier zum Kristoph.
Dozumol waarich a Junge un schpielte in Garten bän Lusthaus,
Oder ich bohne beborrigt, un wieich hærte, dn Alten,
Drehtich mich nabcher un setzte mich schtille du Schteier zu Fiffen.
Woller zum Kristoph sahte, ich hobs noch treilich behalten,
Un dir willichs verzeheln; denn saft su (nimmste net iwel
Mir dn Vergleich) gihts dir, as wies män Kristoph geganga.

Kristoph, sahte dr Schteier, detrauerscht un harwe Betriebnis
Nogter es Harz, net annerscht es wie dn verlosßenne Hanflich.
Tickscht ju hotne es Garen de Sie garaubt, un de Junge
Schtreckenne schmachtig de Schnawels angehng un schergeln im Nahring.
Hin un wieder nu fleigter un brangt un futtertse forglich.
Flattert ins Nastel nu zerpt un beklogtse, de nacketen Kinner,
Fræt sich an Morring dr Sonne net meh un verschteckt sich in Esten.
Senkt vull Kummer es Keppel un hot sei Liedel vergassen.
Doch nu horchmer e bissel, un wosmer dr Voter gelarnt hot
Willichder wieder vermalden; villeicht wull isses der Labsal.
Siehste wie dorten terglanst an nachtling Himmel e Schtarnel?
Druhm is schänner wie hunten; es wuhne do salige Engels;
Sist sans Menschen gewast un haan sich rachtlich gehalten.
Ward ene sorgliche Mutter von Kind un Voter gerissen,
Fasster ä Engel de Hand: „kumm mitmer un folgmer in Himmel.“
Un dort führterse hin, doreh Duft un Wolken dn Schtarn zu,
Un dort wärdse ä Engel un känn net Kummer un Wehtohg.
Senkt sich runter dr Ohnd un dr Schtarn in freindlicher Klarhet
Polst von Himmel un schimmert, su schaue de Seeeln noheh uns har,
Sie nu gedenkt ans Kind un saht zum himmelschen Wachter:
„Guck, dort unten do hohich gelaht un es schlummert es Kind mir
„Gans allæn in dr Wieg un es härmt sich driwer dr Voter.
„Kuhm mant hohichs geschaut un es hängtmer noch immer es Harz drahn.
„Sollich net nunter emol un Suhnel un Voter terquicken?“
Drauf saht wieder dr Wachter: „worim net? isses doch edel
„Unter de Menschen zu gihn un Frumme zu treften in Triebsal;
„Gih un besahder es Kind, un wuttene himmelsche Nahring.
„Saft aus himmelscher Frucht, mitnamme, su haanersche iwer.“
Un se annere Engel, dar hie als Mædel gestorm is,
Saht: „mir gihn mit ænanner. Wie liebich de Kinner su harzlich!
„Oftmols gihich allæn, inwehse mit himmelschen Oten,
„Lullse in ruhing Schlof, gieß iwersche liebliche Tram aus,
„Tränkse mit himmelschen Trank un fræ mich, sahichse lacheln.“
„Machterscht Verknieng, su gihnmer zesamme, terwiedert de Mutter;
„Weit wull isses dohin, doch watter noch gäng ene Mutter.“ —
Un su kummese ahn un schtelln sich biese an Bett hin.
Schau, wos lachelt es Kind? un regt sich un winkt mitten Handel?
Isses e Wunner? Es siehtse un hascht nong glitzering Fittig.

Drauf hinrecktſe da Saft aus himmelſchen Eppeln gewunne,
Himmelſchen Trank, dan ſchenktſene abeh, har gittne Geſundhat;
Engels die lahm dir ewig dervon. Ich kanne net nenna,
Oder ich wäſſes gewis; ich hohs ärſcht geſter gelaſen.
Mir krienge net zegenießen, mant Kinner, ſu lankſe in Unſchuld
Lahm vor Sinden bewahrt. — Nu nimmtſes in Arm un es ruhter
Fruh an mitterling Harzen un ſchpielt mit dr Bruſt un es frat ſich.
Un ſie gittne e Mundel, un rither nu waren de Lippen,
Un ſie ſchtreichtne de Backen, un rither nu waren de Backla.
„Du, nu wahrner es Kind, män Liebling," ſchprichtſe zum annern,
„Daſlich da Voter emol mich zeig un treſt innen Trambild.
„Lieb ju hatter mich immer, un Harm un Kummer verzehrtna."
Gleich nu lehnt ſich dr Annre zum Kind hin, gucktne ins Abg nein,
Netztne mit himmelſchen Tha denn de Wimper, un lieblıche Lieder
Singterne vier; zwarts hertmerſche net, doch kammerſchne ahnſahn.
Denn wie ſchlummert es Kind ſu ſicher da Engel an Buſen!
Drauf kimmt wieder de Mutter: „nu binich da Voter terſchiene,
„Hohne getreſt un gerothen — es ſollne dr Klene e Truſt ſein.
„Un ich hohne geſaht, ſei Harzbloht willich beſuchchen,
„Dasses gedeiht un wechſt un bliht in meiner Behiting. —
„Graut net wieder dr Morring un herich net wieder de Rahchſchwalb?
„Na, ſu meſſenmer gihn. Adje for heite, mei Goldkind.
„Schlummer in gettling Schutz un ſeider dr Schlummer gedeihlich."
Noch emol nammeſes bade in Arm un harzens un kiſſens,
Un fort ſchwingeſe ſich un komme zufrieden in Schtarn ahn.
Oftmole kummeſe ſu, un es blihe de Backle in Schienhat
Un ruth waren de Lippen da Kind un klar wie dr Schtarn dort
Waren de freindling Abng un greſſer wärds immer un ſchanner.
Drim, ſu verzog net gleich, Kriſtoph: noch immer beſucht dich
Deine verewigte Fra un behitter zu Fraden es Klena.

Guck, ſu fahte dr Schteier zum Kriſtoph. Oder dar greinta,
Drickte da Alten de Hand un bade verlußen es Lufthaus.
Un wahr isses geworren, es Kind is herrlich gerothen.
Drim ſu hohichs behalten un wollte derſch garen zu Truſt faan.
Nu glickauf! un behietich Gott. Un nammerſch net iwel.

Es Reh.

Eno Heh is wu, drauf ſchtiht ene Borg, drauf ſchtiht ene Borg.
Do muſtert' ich Barg un Thol mir dorch,
Do muſtert' ich Barg un Thol mir dorch,
Un jenſeits dan Waſſer dort unter dar Heh,
Do ſohchich, do ſoh mich es niedlichſte Reh, jaa es niedlichſte Reh.

Dos Rehla bleit ſchtihn, guckt immer mich ahn, guckt immer mich ahn,
Wie wenns mir wollte racht vielerlæ ſaan,
Wie wenns mir wollte racht vielerlæ ſaan.
Kumm Rehla, lieb Rehla, kumm riwer zu mir,
An Garten vull Blume dan flans ich dir, jaa dan flans ich dir.

Zu huch is dar Barg, es Waſſer zu braet, es Waſſer zu braet,
Dos is dei Schoden, dos is mei Laed,
Dos is dei Schoden, dos is mei Laed.
Ach beſte an niedrigern Plats dir gewehlt.
Im dir un dei Rehla waerſch beſſer beſchtellt, jaa waerſch beſſer beſchtellt.

Es verloßne Mædel.

Wiemer ſich hatten anander gefunden,
Waar of emol mir es Lahm ſu lieb.
Ach, dass dar Tram of immer geſchwunden,
Machtmer von Thrane de Ahng ſu trieb, ſu trieb, ſu trieb.

Dachtne ſei Lahm zum Himmel zu machen,
Dacht' es wær Schpaß, wiere ſaht: „ich muss fort."
„Lenkt doch dr Hechchſte ahch unnere Sachen,"
Sahtich. Har ſchtand un ſahte kæ Wort, kæ Wort, kæ Wort.

Oder es ſchtandne es Ahg vull Thrane,
Oder es ſchlugne ſei Harz von Weh.
Kunntich merſch denken, kunnte mir ſchwane
Wiere mich kißte un drauf „adje," adje, adje.

Nu, un har hotmer ju nifcht verſchprochen,
Wiere de Lieb mir ins Harz goss ein.
Freilich, dos immer of immer gebrochen,
Doch har is glicklich, ſu ſaanſe, loss ſein, loss ſein, loss ſein!

Ä Värteljahr dernoheher.

Ä Värteljahr dernoheher, do ſchwenkte in luſting Tans
Dr Narweta. Es Harzel is wieder hæl un gans.
Har hot a artlich Schtreßel un ahch ä biſſel Gald.
Es wær a Schtick zum Lachen, gängs net ſu in dr Walt.

Treiharz (Treuherz).

„Ach Mutter, ſaanner. Mutter, war hot mich ahm gerußt?"
„„Is kæner wätter haußen, hot kæner dich gerußt.""
„Ach Mutter, do gängs, es wenn æner ăn tiefen Angkerts thutt
Un of ſeiner Zitter ſchprange de Sæten elle zeſamme kaput."

„„Un ſchprange de Sæten elle of ſeiner Zitter kaput,
Dos is ä Gruß von Treiharz. Dos Zæng is net gut.
Gih, bat ä Voterunſer, har kimmt wull landig hăm.""
Es batt ä Voterunſer, batt angſtvull; doch, har kimmt net hăm.

„Glickauf! Wos macht mei Breiting? un hotter noch net Schicht?"
„„Schien Dank! War is dei Breiting?"" „Dr ſchannſte von Geſicht.
Dr getreiſte von Harzen, Treiharz, ſu nenneſen." „„Tief in Schacht,
Do binich vonne gange, doch rauſſer kimmter wull vor Nacht.""

„Glickauf! un kannſtemer Nohchricht von ſchännſten Barkborſch ſaan?"
„„Es kumme dorten mitna zwæ Kammeraalen ahn.""
„Glickauf! Wan hotter do drinna*)?" „„Dan waarenmer elle ſu gut.
Wos hilft ăn Menſchen Gutluct! Is elles wenerlæ du Tud.""

„Un iſſer ingekumma?" „„Is Schod im ſeiner Braut.""
„Su mog ſich Gott terbarma! Su waarich ſeine Braut."
Rennte hăm, legt in dr Kammer ſich of ſei ſchneeweiß Bett!
„Treiharz, un biſte geſchtorm, hul mich nohch Treiharz, verloß mich net."

*) Wan hotter do drinne, nemlich im Sarge. Die beim Bergbau tödtlich verunglückten Bergleute werden in weißen Särgen, von denen auf den Gruben ſtets einige vorräthig ſind, nach Hauſe getragen.

Schlehts zwelfa, hufcht ä Schatten zor Kammer life rein:
„„Geduld, drei Nächt von heita."" — Merfohchne in Mundenfchein. —
Offen nein Gottesacker ihr Brautbett wur gemacht,
Do fchlofenfe mit ännanner. Es waar gerod de dritte Nacht. —

Dr Polsterteich bei Altenaa.

Bekränft mit Blume, mit Gefchtreich, wie ruhig leit in Thol mei Teich!
Un ich bin wahr dan Vugel gleich, dar fchtännig dort von grine Zweig,
A allwillkummner Frihlingsbut, nobfchaut in feiner hallen Fluth
Un fingt un machtes garen gut. Ach jaa, dan is wie mir zu Muth.

Dar Teich fchaut fchtännig himmelein: „Ach wærich dort, ach wærfchte mein?"
„„Su foſte denn mei Schpiegel fein un wos ich Schienes boh fei dein.""
Un wos dr Himmel, liewesmild, von feiner Schienhæt ihn enthillt,
Do wärd har tief dervon erfüllt un fchtralta denn wieder, Bild of Bild.

Drim nahm dn Barg, dn Tanne fchnar weift ah fei Schpiegel tief un klar
Su wie dn Summer brängt es Jahr, du ganfen Himmel, frei un wahr,
Ne Wolk ah drahn, mir net veracht, de Sunn in ihrer Sængsmacht
Du Munden in dr warm Nacht, wu net, de Schtarn in ihrer Pracht.

Un fiehtmerfch, wärds än in Gemith fu wæch un doch vull Ruh un Fried
Es helt än feft, un wemmer giht, fu denktmer fich ä Ohmdlied.
Ach glichich dir in deiner Ruh! Wie manning Menfchen mach'ich fruh!
Ich wass wull wie ichs mach: wie du. Ich wend mei Abg dn Himmel zu.

Es gihder wull.

Es gihder wull. '8 hot viergewarnt*). Zu fahren
Mahnt mich de Uhr, zu meiner Schtet in Schacht.
Dort kann mei Arm vor Lued dich net bewahren.
Drim gahich dich du Herrn in feiner Macht;
Es gihder wull.

Es gihder wull. Bewahr dich Gott vor Schoden
An Seel un Leib. Dei Baten war erhært,
Dass net mit obgeriffne Lahmsfoden,
Nee, frifch un fruh dei Mann dir wiederkæhrt;
Es gihder wull.

Es gihder wull. Wos mog doch in mir walten?
Zunt denkich an män Hochzigtohk zurick.
Lieb Weib, lieb Weib, du hoftmer Wort gehalten;
Du gohft dich mir un mit dir mir es Glick;
Es gihder wull.

Es gihder wull. Ich derf net meh verweieln.
An Kuss mäin Kind un diffen Ahnblick!
Un foll ä Barkmannstul mich dort tereieln,
Sendt noch mei Harz dir diffen Wunfch zurick:
Es gihder wull.

---

*) vorwarnen, das eigenthümliche Geräufch, welches eine Schlaguhr einige Minuten vor dem Schlagen hören läßt.

Es gihder wull. Ach kumm dir net ä Morring,
Ä Ohmd net vull Gram un bittra Nuth.
Gott gahder Fried, un treie Mutterforring
Die mach emol dar Suhn dir wieder gut;
Es gihder wull.

Es gihder wull. Schleht dich dis Wort fu nieder?
Verfchprachmer æns: Hoh gehng Gott käu Grull.
Es kimmt a Tohk, do finden mir fich wieder,
Wu kæner fabt zum Obfchied trauervull:
Es gihder wull.

Vor dr Frihfchicht.

Do wærich denn! Glick auf! un — nunter!
Doch halt! wos is dos for ä Glans?
In Wald de Vegle waren munter,
De Barg' imgitt ä Schtraelnkraus.
Un nu, wu frædig ella erwacht,
Nu follich nob in tifftter Nacht!

Un doch, wos hilft, es Harz zu queeln
Mit dan wos fich net ännern lett?
War hutfmer denn dis Fach terwehela?
Ich fah doch ah, wie annre net,
Gott, deine Herrlichkæt un Macht
In fchauerfuller, tifftter Nacht.

Drim willich frædig niederfahren.
Nu Herr, ich iwergah mich dir.
Du wærfchtmer Leib un Seel bewahren;
Dei Engel logert fich im mir.
Bift du bei mir in finftern Schacht,
Wärd morringhall de tifftte Nacht.

Vor dr Nachtfchicht.

Nu giht de liewe Sunne unter,
Un wan de Hitz an Tohk gedrickt,
Dar bleit wull noch ne Schtunne munter
Un fchleißt denn, von dr Kihl erquickt,
Zum fißen Schlof de Ahng zu.
For mir mant gitts noch kæne Ruh.

Ich muss noch manning Schlohk vullfihren
Un of dr zwelften*), fchwulmig hæß,
In Luft, da Oten zu verlieren.
Vergießen manning Troppen Schwæß,
Eh dassich mattlus faan derf: nu
Wær Schicht ju wull, naus denn zor Ruh.

Un wassich denn, wos mir da unten
Befchieden is von hechehfter Macht?
Wie mannicher all hot dort gefunden
Wos har fu nahnt fich net gedacht:
Dr Tuel griff unverfahns zu
Un gohne ungewinfchte Ruh.

Hoft du an Barkmann Wullgefallen,
Denn, Herr, mir diffen Wunfch erfill:
Loss mich aus deiner Genad net fallen.
Denn mogmer kumme wos do will.
Un wier de Grub mei Grohb, hannu!
Su gangich ein zur ewing Ruh.

Noheh dr Nachtfchicht.

Wills tohng? is dos von dr Sunne?
Wack fän de Schtarn all iwerall.
Es hot de Lerch ihr Lied begunne,
Dr Wald is laut von Drufchelltchall.
Ich kummer vier in män Gemith
Wie noer dar von Tuel auffchtiht.

War hot män Fuß net loßen wanken?
Mit wan hot ellos wull geglickt?
Gott, dir allæn hoh ichs zu danken
Dass zunt mich Lahmsluft erquickt.
Do kimmtfe rauf! Herr, wosne Pracht!
Gott, du hoft ellos wull gemacht.

*) zwelften, nemlich 12. Strecke, Arbeitsort in der Grube.

Es kimmt emol ne Morringfchtunne,
Dan wärd ne Morringfchtunne fein!
Aufgibt emol ne Morringfunne,
Tief fcheintfe in de Grewer nein.
Ah die in braunelilicher Schacht
Sun denn erlöft aus langer Nacht.

Ach Gott, dän Gaft loss mich erfillen
Un deine Genad bahiet mich hie,
Dass ahch emol, Herr, nohch dän Willen
Ich fælig aus dn Grohb auffchtih.
Denn wan du net geracht gemacht,
For dan blies beffer ewig Nacht.

Sunntigmorring.

Nu woa ne Schtill of Zuhk un Hallen!
Kæ Menfch doch weit un braut zu fahn.
Mant aus dr Ausfluth fahich fallen
De Waffer, Lahm doch zu gahn
Dar Gehagel, die in Summerzch Pracht,
Doch lautlus, mir angehng lacht.

Net lautlus! Wie fich hebt de Sunne,
Schteigt himmelahn de frihe Lerch,
Un halten net in Wald zor Schtunne
Die liem Vegla ihre Kerch
Zur Ehr dan dar dan Schpruch gethan:
Satt de Vegla untern Himmel ahn.

Ich, hohich diffen Duhm betraten,
Bin mitzufinge auffer Schtand:
Mant baten kannich, life baten:
Doch mei Gebat is Gott bekannt.
Un dodarbei bin ich fu fruh
Un mei Gemith vull Fried un Ruh.

Doch diffe Ruh, doch diffen Frieden
Die könnte mir kæ Sunntig gahn,
Wenn Kriftus hette net gelieten,
Wær net woa har gefaht gefchahn
Un wære net durch anger Macht
An dritten Tohk von Tud erwacht.

Wull racht ne Sunntigmorringfchtunne
Waarfch, wie, dr arm Walt zu gut,
Aufgang de wahre Lahmsfunne
Mit Himmelsglans, da Tud fei Tud.
Die hot, wies kæne Seel gedacht,
Dan Tohk zum Sunntig ärlcht gemacht.

Nu kannich Sorg un Angeft fchparen;
Mir is in Schacht as wie an Tohk;
Net fchrecken mich dr Teif Gefahren,
Net bifer Watter Feierfchlohk.
Dr Tud — dr Tud, dar is net wahr,
Dr Sunntig machts ju offenbar.

Beglickter Tohk! Wack Ardenforring,
Wu Licht mir in dr Seel fchtralt ein.
Dar Tohk foll immer, wie fei Morring,
Man Lahmsferfcht geheiligt fein.
Un woa ich thu gefchah in Gott,
Dar mich in jan gefængt hot.

Du kannft mant dan vor Gott bekänne,
Dar vor dr Walt dich hot bekännt.
Un kann fich dar dan Jinger nenne,
Dar fich wie fchamern von dir trennt?
Dar thutt as gangne dar nifcht ahn,
Dar feine Sinden hot getrahn?

Ich will dich mit män Bridern preifen,
Dar former fchtorb, a treier Härt.
Du foft mit Lahmsbrud mich fchpeifen
An arme Gaft a reicher Wart. —
Ward all zum zwæten Mol gelatt?
Zu late kumme mechtich net.

Dr Schpiegel.

Woa hot doch mant mei Schpiegel vier?
Eh ichaue wull vergah?
Schlußweiße Haar die gitter mir
Un molt da Bart mir gra.
Ich fohehne freilich lank net ahn;
Do moger wull fan Arger haan.

Doch icha? — alt? — Schleht net mei Harz
Noch lacht un juhngdwarm?
Gih ich net aufrichts wie ne Karz?
Is net vull Rahz mei Arm?
Thutt annrer Elend mir net leid?
Is annrer Glick net meine Frad?

Wie oder, wenner Wahrhæt fchpreche,
Kammerad, wie deiner dir?
Ja, denn verdientich Schimp un Schleg.
Danktichne net derfier.
Viel liewer doch, wie fchiener Schein,
Muss jeden mene Wahrhæt fein.

De Zeit gibt hin; fie gibt in Floch.
Do gilt kæ Oh nu Halt.
Merlabt fu hin, un ehmerfch noch
Gewaar wur, imer alt.
Ja ja! vergaflen is net fchwær.
Schlimm, wennsmer fu gegange wær.

Zur guten Schtunne warnter mich.
Ich denk, nu kummich har
Un werk zum Guten kräftiglich
Ehrich zor Ahnlog war.
Un dank derbei dan liem Gott,
Dar mir bes zunt geholfen hot.

Än Schpiegel haltmer kæns gering!
Doch fchaut verfchtännig nein.
Un loss ä jeder fei Geding
Rachtzeitig richtig fein.
O wanne wenn zu fchlachter Letzt
Zu frih gerufft wier „aufgefetzt!"

Schlegel un Eisen.

Schlegel un Eisen,
Wos folls beweifen?
Nu, war dos treht, dan is bekannt,
Es lett fich de Ehr von Barkmannsfchtand
In aller Ewigkæt not tronne;
Drim gitter als Barkmann fich frei zu terkanne.

Schlegel un Eisen,
Wos folls beweifen?
Ausdauer thutt dn Barkmann gut
Un ä feftер Will' un ä eiferner Muth,
Un in Lahm foll fich kæner fchame
Mit ehrlicher Mih fich dorchzufchrame.

Schlegel un Eisen,
Wos folls beweifen?
De Schtiele bæde kreizen fich.
Dis Zæng dos erinnert mich,
Ich foll of Kreiz gefafft mich machen
Un als Krift mich zeing in ellen Sachen.

Schlegel un Eisen,
Wos folls beweifen?
Feft in dr Mitt zufamme gefchwæft
Sün, wufe fich kreizen, de Schtiele; dos hæft,
Dass ich mit ellen bin feft verbunden
Die ich als redliche Menfchen erfunden.

Schlegel un Eifen,
Wos folls beweifen
Gehefft ofs Lederfchloss? Ich rift
Zu meiner Arbt mich (dass iherfch wifft),
Mit dar Gedank: ahm in Gefahren
Soll Barkmanns Trei fich offenbaren.

Schlegel un Eifen,
Wos folls beweifen
Zu differ fchwarzen Tracht gefellt?
Parat zu fein, wie's Gott gefellt,
Von Arbt un Lahm zugleich zu fcheiden
Wollich Untuhngd fchtännig un Thorhæt meiden.

Schlegel un Eifen,
Wos folls beweifen?
Worim hie trahichs an grina Hut?
Ich will in Glick, ich will in Nuth
Of Gotts Genad un Sæng hoffen
Bes dass mei Sæger is abgeloffen.

Schlegel un Eifen,
Dis folls beweifen!
Dis will dos Barkmannszæng faan.
Ich wills (half Gott) mit Ehren trahn.
Dis Zæng, in Tud noch willichs preifen:
Män Sark foll zieren mei Schlegel un Eifen.

Erinnerung*).

Wenn ich de Zitter fiften hur
Es Ohmds in fchtillen Thol,
Wie mir fu lächt in Harzen wur,
Junk wurich noch emol.
Ich waar fu fchtille, waar fu fruh.
Wie iflen doch fu annerfcht nu!

Wenn ich de Zitter zunner hær
Es Ohmds in fchtillen Thol,
Mei Harz dos wärd fu eng un fchwær.
Worim? Ich waar emol
Su glicklich ah wie jänne dort;
Doch die mei Glick waar, die is fort.

*) Anm. von Pröhle. Anfang eines eigentlich aus 8 Strophen bestehenden Gedichtes.

De Waffernuth.

Hært zu! Lott eich verzehln wos ich als Kind gehært.
Es kann ju net viel ſchoden, wenn epper æns terfæhrt,
Wie ahch emol dr Schtalßner [1]) ſu racht verloßen waar
Un wosne mußta halfen in iwermachtlicher Gefahr.

Es waar emol dr Harweſt gewaſt an Ræn reich;
Vull waaren Grahm un Teiche, zumol dr Herſchler Teich.
Dr Winter drauf dar mæntes mit Schneie mant zu gut.
Es wur dn alten Reden [2]) net ahm lacherlich zu Muth.

Doch kams ä biſſel ſchlimmer, as wiemer ſichs gedacht;
Denn in April do ræntes ne Woch lank Tohg un Nacht
Un ringſt of ellen Barring of æmol ſchmolß dr Schnee
Un in dn Teing gange de Waſſer machtlich in dr Heh.

Es kam von ellen Enden bedenklicher Bericht.
Dr Schtalßner lohch ſan Reden de Angeſt in Geſicht.
Dar ſahte: „Schtalßner, Schtalßner, nu gatt än guten Roth;
Denn ward net raſch geholfen, ſu gihn uns elle Teiche ſchwot.“

„Ich denkmer, mei Barkhaupmann dar weicht net aus dr Schtadt;
Har ſchickt Zokkorſch, wenn draußen de Leit uns waren matt.
Bän Prinßenteich [3]) an beſten dr Glaßner [4]) kummediert
Un for dn Herſch [5]) do hohich mich ſalwer all gereſſelfiert.“

„„Na, wiere mænt. Ich gäng ju, wäss Gott, ſu garen mit;
Ich ferecht mich ju, dos wiſſter, net lächtſen for än Ritt.
Derbei zu ſein dos war ju vor ellen meine Flicht.
Wos oder ſollich machen? Ihr ſatt ju wie mich quelt de Jicht.““

„Glick auf! Seid ohne Sorring.“ Un balle waar zor Schtet
Dr Glaßner un dr Schtalßner; denn dos waar ſeine Red,
Un nohch dar Red verfuhra: „Schtellt ſich Gefahr wu ein,
Do muss vor allen annern dr Ewerbarkmaſter ſein.“

Un wos von ſu än Ewern denn wärd gekummediert,
Dos ward gewis von ellen ah willig ausgefihrt.
Su thet denn hie ah jeder getreilich ſeine Flicht;
An dan Tohk hette garen racht viel ä jeder ausgerichtt.

Ja, ja! vergablich waaren bän ärſ . Ræn gleich
De Gewahre aufgeriſſen an jeden Grohm un Teich.
Kæne Ausfluth kunnte welling de arge Waſſerfluth,
Un es ſohch wull ein dr Schtalßner dass kumme mußte greßre Nuth.

Drim dass von ellen Männern wur daſter mch gethan,
Su luſſerſch net bän Schprachen; bar ſalwer griff mit ahn.
Doch of dr Läng, bedachter, ward ah dr ſchtärkſte matt,
Drim ſchickter, oder hæmlich, zum alten Reden in dr Schtadt.

„Dos is ä Morring!“ ſchriewer, „es ſieht gefahrlich aus,
Drim ſchicktmer, oder eilig, mant friſche Mannſchaft raus.
Lott ſchterme, Freind, lott ſchterme; ich ferecht os wärd net gut.
Wenn Gott net dorch ä Wunner aufhelt die ungeheire Fluth.“

---

[1]), [2]) u. [4]) Stelzner, Reden, Gläßner, Namen berühmter Oberharzer hoher Bergbeamten.

[3]) u. [5]) Prinzen- u. Hirschler-Teich, zwei grosse Bergwerksteiche bei Clausthal. Vergl. Griebens Harz, 15 Aufl., S. 78. 83. 85.

Von Barkmäſter Glaßner kam abch ä Bot all ahn,
Dr Wohnger, bei du Schmiedsteich, dar luß nifcht beſſerfch faan.
Dr alte Reden hatte ſich elle vorhar gedacht,
Un wie de Buten kame, do klong de Schtormklock all mit Macht.

Drim kunnter Mannſchaft ſchicken Dos theter denn ah gleich.
Drei ſchtarke Scharen rickten ne jede nobch än Teich.
De Fuhrherrn oder mußten ä jeder ungeſeimt
Ne Ahnzohl Pfare ſchicken, un dos geſattelt un gezeimt.

Es hatte dis beortert dr Schtalßner gans expreh,
Im dass dorch Schwant un Schmatter un aufgewæchten Schnee
Daſte raſcher kännten waren Botſchaften von Gewicht
Von än Ort zu du annern gegahn, vernumme, ausgerichtt.

„Nu ſchtrupptich," fahte dr Reden. Har brauchtes net zeſaan;
Dr Eifer un es ſchterme dos triebſe falwer ahn.
Nong Herſchler Teich verßegte ſich gleich de greßte Schar,
Un die fohch denn ah balle wie gruß de Hilf hie nethig waar.

Von lange arpen waaren de Manner alle matt,
Un Muth, ja Muth! dan hatten die elle all gehat.
De wilden Waſſer ſchtanden binah all bes zum Rand
Un of du Damme hatte de Mannſchaft ſchwæren, ſchwæren Schtand.

De friſche wur von Schtalßner an jeden Teich verthælt,
Dass, wier ä ringer Schoden, wu mieglich, gleich gehælt.
„Ihr ſatt wull," fahter, „Kinnerſch, wie hie de Sachen ſchtihn;
Drim an dr Arbt do meßter mit Kraft un unverziglich gihn.

Zu faan is eich net nethig, ihr falwer feid ſu kluhk,
Giht fort dr Herſch, verluren is denn dr ganſe Zuhk."
Un jaa, ſeſohngs falwer, ſearbten in dr Nuth
Net wacker, næ wie roſend; de Angſt verfetzteſa in Wuth.

De Bamer kruchten nieder as wierenſa gemeht,
De Eſt dervon die flochchen wie mant ſu wackgeweht.
Merzugſe mitten Axten wie Zaunpfahl offen Damm
Un inne Imſahn lohngſe verklammert feſte, Schtamm bei Schtamm.

Net ſchlachter wur von Glaßner gearbt an Prinßenteich:
Har waar wull mant dar æne, indes de Gefahr waar gleich;
Denn brocher aus, verluren waar denn de neie Mihl
Un de Innerſchter Puchering waaren dr Fluth denn mant ä Kinnerſchpiel.

Wos huch denn waar gewaſen dos waar of æmol platt
Un es Thol dos hatte Bamer denn mant zu Borg gehat,
Es waar net meh zu halten de Frankenſcharner Hitt
Un in Willamann do riſſes de Heifer aa dr Innerſcht mit.

Es waaren drim de Männer ä jeder of dr Flucht,
Un wos mant halfen kunnte, es blie nifcht unverſuchecht.
Es ſchien ah zu gelinga; es klaarte hall ſich auf
Wull æn, zwæ Glockenſchtumme. Doch goh net viel dr Schtalßner drauf;

Es waar zu raſch dar Wachſel. Un iwern Barring ſchtand,
Ehe æne Seel ſich dachte, ne ſchwarze Wolkenwand;
In Wald do fauſtes faltſen, as wenn in Ahnzuhk wær
A tehngter Schtorm, de Wolken die zuhng länkfen, tief un ſchwær,

Als wolltenſe runter fallen, un da! — do ſchnufte har
Dr Wind un ſchub in Maſſen es Eis gleich nong Gewahr.
De Schwoeln ziſchten, braufchten wie of dr wilden See
Un an Damm ſchlug mit Gepraſſel es Eis un ſchub ſich in dr Heh.

Un dass trotz ellen Arpen ju nifcht wier ausgerichtt,
So trieb dr Wind do Leiten do Ræn ins Geficht,
Un Schnee, in braten Flocken, kam mit den Ræn ahn;
Es waar net menfchenmieglich derbei de Ahng aufzufchlahn.

Bes an dan Zeitpungt hueln de Manner wacker ham,
Doch flochchen nu zuweiela all Schpritzerfch iwern Damm.
Net lank, do waarfch net mieglich zahn Schritt weit hinzufahn,
Un warde hæren wollte ä Wort dar mufste Achting gahn.

Kahm waar zu ruffen mieglich; dr Schnee gebut wull Schweing
Du Schreierfch; Eisgeraffel un Braufchen in du Teing,
In Wald dr Bamer Krachen, die broch dr Schtorm ringftrim,
Dr Aufruhr in dn Liften terfchtickte jede Menfchenfchtimm.

Un von dn Pfohmteing wie hufses in Rapport?
Es is verbei, fu lautte dr Sinn von jeden Wort:
Es riss of ellen Damme dr withig wilde Wind
Du fchtarkften Mann dernieder es wie ä klæ Vierwochenkind;

Wenn æner kæm ins Schorren, fu wærfch im dan gefchahn,
Kæ Schreie helf, merkamte net hæren un net fahn,
Es fei de ganfe Mannfchaft verkluhm von Nass un Kelt;
Es fchiene nu de Sachen allen of Gotts Genad gefchtellt.

Noch hatte net gefchloffen von Pfohmteich dr But,
Do hubm fich de Schwoela in Herfch mit neier Wuth
Un ralkten an dan Schtamme die offen Teichdamm lohng
Un fchprange kihnlich driwer, un Klammern, die net feste fchtohng,

Die mufsten weing, un Bamer die brochtens zor Hilf
Dr Schtorm, dr arge, wilde; har brochfe wie a Schilf
In Harweft, dos fan Kohn hot allzu huch gereckt
Un for fan dumme Huchmuth von Wind in Sump ward neingefchtreckt.

Har fchmiffe in de Waffer, die oder truhngfe fort
Of naffer Riefenfchuller un brochtenfa vor Ort
Als Behre, un die buhrten denn ohne Unterlass.
Dr Schtorm derzu dar brullte vor Mordluft, Wuth un grimming Hass.

Von Hogelrwn un Wolken wurfch finfter wie bei Nacht,
Die wur mant unterweiela von Blitzen hall gemacht,
War fchtihn zu bleim wogte dan druhte dr Teich mit Mord.
Zunt dunnertes. Do fchrieren de Schteierfch elle: „fort hie! fort!“

Dn Schtalfsner zunner falwer dorchzucktes kalt un hafs
Un von dr Schterr do flosne un von Gefieht dr Schwæfs.
Wos follter machen? follter befaheln fchtihn zu bleim?
Dos hiefs de matte Mannfchaft du fichern Tud angehngstreim.

Zum Rickzuhk kummedieren? Jaja, har mufste wull.
Har thets mit fchwæren Harzen un fahte forringvull:
„Kummt, lott zum Herrn uns ruffen; denn unner Thun is aus.“
Har fahtes un verfiegte fich nong Dortheer Zachenhaus.

Do batter denn, un faltte zum Himmel feine Hand:
„Du grufser Gott in Himmel! hot deine Genad a End?“
A Blitz, ä langer Dunner dos waar de Antwort drauf.
Dr Schtalfsner fahte traurig: „nu gahich alle Hoffnung auf“.

„Es fcheint, Gott will de Menfchen heit namme in dr Lehr.
Mir fan zu grufse Sinder; mir finden kæ Gehær.
Noch æne Gedank die kimmtner, wull net von ungefahr.
Rufft aus dr Wefch de Pucherfch, de allerklannften rufftmer har.“

Un wiese kame, fahter: „ach Kinner, seider do?
Su nammt zu Harzen wossich eich hie zu saan hoh.
Es kann ju deitlich merken war dille Schprooch verfehtiht,
Dass Gott dr Herr will fehtrofen, dass har is unnrer Sinden mied."

„Har hots uns merken lossen, mir san gans ausgethan,
Un wenn mir zame fchreia, fu hærter uns net ahn.
Ihr freilich seid ah Menschen un Sinder seid ahch ihr,
Doch illes eich net mieglich gewest zu sinning fu wie mir,"

„Un eire Engels schaue eierfch Voterfch Ahngesicht;
Drim fellt wull eier Baten schwær heine ins Gewicht.
Warfch kann von eich, ihr Kinner, dar bat in Bußbefalm,
Su bot wull mit dn Alten dr Herr Terbarme eiernthalm."

Do schtand a klæner Pucher gans hinten bei dr Thir.
Dr Ewerschlämmer fandne un zugne fachte vier:
„Machs gans wie heite Morring; de annern baten noheh;
Denn dos mog Gott net leiden wenn's baten giht as wie in Jog."

Do kniete hin, do fallte dr Klæne seine Hand.
Warfch foheh, dan hot in Leiwe es Harz sich imgewendt.
Har fung drauf ahn du Lechsten Befalm harzusaan.
Do, Kinnerfch, fung denn oder a Greine un a Schmucken ahn;

Dr allerhärtste Karrel, har greinte wie a Kind.
Doch wiese noch fu greinten, aufhærte Schtorm un Wind,
Un eh dr fechste Varfch racht ausgefchprochen waar,
Do schien de liewe Sunne an blaue Himmel warm un klar.

Næ halt! Ich hette balle zu guter Letzt gelohng.
Noch schtand hoch offen Barring a doppelter Rænbuhng.
Waarfch oder net gekumme offen Schtallsser seiner Red?
Larnt eiern Kinnern baten; es fiodt bei Gott ne gute Schtet.

Es Wahrzæng (siehe Wortregister).

Kannich ah net just winschen, dass ihr mit ellen verschunt bleit,
Wos von schmerzlicher Zucht eich nuth thutt, Kinnersch, gelæbtmersch,
Æns doch bittich von Gott: har bewahr eich, dassesich net giht
Wies jan Jules is gange. Wenn annere Leit in dr Kerch san,
Hotter gefchpott un gelacht, un diewisch, de Flint of dr Schulter,
Läffter ins Hols un jogt, un woller terschpeht un tergattert,
Elles is fein, es Reh mitten Kalb un de Taub un de Æer.
Dos net allæn: imhackter de Bamer, de grienften un schönnsten,
Bluß mant du Ferschter zum Tort. Braucht epper æns Arweschtschiefel,
Frogter noheh Schtangle emol zun Viezabuhne vergablich,
Giht nong Jules. Ne Wett, har hotse zu Schocken in Vurroth.
Gald dos hotsne gebrocht; doch illes ah wieder gestochchen;
Su wos fængt Gott net; do brauchterich net zeverwunnern.
Kaunter du heiligsten Tohk in Jahr? I schamtich! dan Tohk net
Kannter emol, wu unner Harr Jesus Kristus gelieten
Hot for elle an Kreiz? Do feiert doch elles: Die Mibeln
Lossen emol es Geklapper, de Kunst schtiht schtille un pfeift net
Ihra schleffrige Weis, kæ Hihlwohng schallert un nerringst
Haucht a Ballig in Uten an deissing Schmelsser zu halfen
Hitten un Grubm un Pachering schtihn gans wie ene Dorfschaft
Wu Einwuhner un Viech san watter gezocht. Su ruht do
Tuites un Lamdigs, Menschen un Viech. Dos scheintne mant Narrhæt.
Har mit unbarmharziger Loft auflauert dr Herschkuh,

Tudt hinfchreckterfche, wiefene kimmt, un fiehterfche fehtärzen,
Siehter da Schwæß, do lachter derzu, un iſles zu moger.
Letterfch verwafen in Hola. An Waſſer, vor ellen an Fifchteing,
Finftmerne abch, un iſſer allæn, gleich iwer da Waſſer
Schwabtne de Rutt un es lockt de betriegliche Angel de Karpen.
Hotne emol fei Schwoger gewarnt, har follte an dan Tohk
Net inne klän Klasthol mohacken de Bamer un fchießen.
Machterfch zu arg, es kanntene noch mit Schrecken da Reſt gahn —
Oder do kimmterne racht! do meſſte net wiſſen dr Jules,
Dasne do kæmer terwifcht! Denn Jager un Ferfchter un Barkmann,
Wenn fich de Sunne verfchteckt un zu Bett gibt hinter da Barring,
Un mit lifen Geziſchel e Nawel fich iwer da Teich legt,
Wiſſen Befchæd. A Gebat dos fchprichtmer in fchtillen un kæ Menfch
Bleit neifælrig in Thol. Har lacht mant driwer, un elles
Woemer mit Grüßel verzehlt von dr Nacht an fchtillen, an heiling
Freitig in klan Klasthol, har gelæbte net, beſſeene falwer
Kimmt in de Hand. —

Griendunnerfchtig waarfch. Vier Schtunne vergablich
Hatter in klän Klasthol offen Ahnfchtand ruhig gegappert,
Beſſes zu fchummerig wur; do, wiere fich argerlich imdreht,
Trifft fei Uhr e Gefchprehch: „all wieder gelauert vergablich! —
„Immer an Freitige mant un Sunnohmd! — dunnerfches Rehkalb! —
„Næ, do folltemer ju! — Na loss mant kumme da Sunnohmd!“ —
Do drauf knacken de Eſt, un dar fa hatte gefchprochen.
Machte fich fort, gans liſe, doch kunntes vernamme dr Jules.
„Schau doch,“ fahter, „do hettemer wull noch Jagdkameradfchaft!
„Su viel hettemer raus. Na wart! dich willich berehkalm!
„Na nu, Schwoger, was fchprichſte derzu?“ — An annerten Morring
Suchchterne auf, doch trifterne net; denn dr Kaſper, ſei Schwoger,
Wuſſte da heiligſten Tohk, als Kriſt, viel beſſer zu nitzen.
Doch vor dr Kerchthir lauertne auf mit fchmunfern dr Jules.
Wie zutter Kerch raustritt noch gans abndachtig dr Kaſper,
Schtellterne gleich: „Hær Kaſper, dethuſtmer an großen Gefallen.
„Guck, ich hohder in klän Klasthol vier Schtunne vergablich
„Mit net großen Pleßer offen Ahnfchtand geſter gegappert
„Beſſes zu fchummerig wur; do, wie ich mich argerlich imdreh,
„Trifft mei Uhr e Gefchprehch: „all wieder gelauert vergablich! —
„„Immer an Freitige mant un Sunnohmd! — Dunnerfches Rehkalb! —
„„Næ, do folltemer ju! — Na loss mant kumme da Sunnohmd! —““
„Da drauf knacken de Eſt, un dar fa hatte gefchprochen
„Machte fich fort, gans liſe, doch deitlich hohichs vernumma.
„Na, was fahſte derzu? Ich denk, dan wommer berehkalm.
„Wu fich e Rehkalb zeigt, do æſt fich ficher de Alte,
„Un do fändenmer ju än prächting Broten of Uſtern.“
Doch do fchittelt da Kopp fei Kaſper bedenklich, bedachtlich,
Faſſine de Hand treiharzig un faht: „hær, Jules, es hotmer
„All feit längars Zeit dei Lahm net wollen gefallen.
„Ich meis Thæls, dos isder bekannt, hoh iwer e Jahr nu
„Fifchen un fchießen gelofen, un da? was hofte for Vortel?
„Gald, dos hotsder gebrocht, doch iſles ah wieder geflochchen.
„Su was fængt Gott net, do brauchſte dich net zeverwunnern.
„Un nu heite fugar! faa mant, wie iſſesder mieglich!
„Jules, es is ene greiliche Sind, un wenndemer gut biſt,
„Bleiſtemer heite derhäm. Dar Tohk! — war wolltene fchänden!“ —
„Papperlepapp! faht hihnſch un gans unwillig dr Jules,
„Hotter da Kopp dar Karrel verdreht?“ Drauf fahte dr Kaſper:

„Net fu, Jules, gefchprochen! Biſt epper du klieker wie alle,
„Diede an beting Tohk frumm ihren Terlieſer verehren?
„Guck, heit hoſte an Nohchmittohk doch nifcht zeverfima.
„Gih emol ahch in dr Kerch, zu Gott, dän Schepfer zu baten."
Doch wos ſahte dr Jules? woo gohre dn Kaſper zor Antwort?
„Giht net, Kaſperle, hoh e Karnaringheifel zu machen,
„Un dos wardmer bezohlt; kän Haller verfchafftmer es Baten;"
Sahter. Dr Kaſper dergehng dar ſahte verfchtännig un ehrlich:
„Loss doch! e Wort aus heiliger Schrift dos macht dich net dimmer."
„Larntmer villeicht gut Fifchen dervon un's Wilpert zu locken?
„Oder dedenkſt, ich las net derham Æ Ehr in dr Kalkuhl!
„Kliterich net, fu hohich es Buch. Ich hohder ä prächtige,
„Tauſend un æne Nacht. Mant hærich de Biwelgefchichten,
„Jede Mol kimmtmer dr Schlof, inner Kerch unfchicklich gehalten.
„Brauchich Moral, dan kannich in Buch dr vier Kinige finden
„Wiene mant janner Zaldat fan Fritze, dn Alten, gelarnt hot;"
Sahte dr Jules. Dr Kaſper dergehng dar ſahte mit Sifzen:
„Jules, dewaſt, wie du, faſt ahm fu binich gewafen;
„Oder ich dank man Gott, dass ich bin annerfcht geworren.
„Jules, ich mæns dir gut. Mich kannſte doch. War emol annerfcht.
„Kumm in dr Kerch mit mir, do kimmſte of annre Gedanken.
„Glæb, es kimmt ene Zeit, do kanntederfch bitter gereis,
„Dasde of Freindsroth net un guter Vermahning gehært hoſt;"
Sahter. Dr Jules dergehng dar ſahte verachtlich un fchpottweis:
„Schprichſt ju wie e Paſtur! Benetift wull biſte geworren?"
Dodrauf, freilich betriebt, fung ahn un ſahte dr Kaſper:
„Ich net. Doch du fchtihſt in Gefahr Freimaure zewaren,
„Dar fan edelſten Freind, gitt diſſer du Teifel du Obfchied,
„Mit en verdammling Schtich ins Bild nein jammerlich obthutt;
„Darde es Ohmdmohl achtt wie Schmantdrack unter du Fiſſen,
„Gottswort oder un Kerch" — Schpricht jänner: „nu schweigmer von Ohmdmohl.
„Hohich villeicht emol Luſt Appelaten zu aſſen, for än Pfeng
„Gittmer än Hucken dr Becker, ne halwe wull gittmer dr Schwarzrock,
„Drei Greſch nimmter derfier. Wein, wäſſte wull, mogich net garen,
„Un denn ekelich mich, mit annern zu trinken aus än Glohs;
„In dan Thælen do binich fu vornahm, Kaſper, wie æner.
„Endlich funigich net; mit Racht drim fchparich es Bachtgald.
„Gottswort is de Vernunſt, net oder die alten Gefchichten,
„Die de Betrieger gemacht. Un Kerch — do findtſte än Dickkopp
„Alla Jaweljahre emol, un wenoſe ah neingihn.
„Thunſes es Beifchpiels wahng. Bin epper ich dimmer wie diſſa?
„Kerch? wos thuich dermit? De Læfiten mir lafen zeloſſen,
„Hohich net nethig gerod von dan; dar kammer kä Lahn fchreim.
„Wos dar Karrel do fchwatzt, dos kannich; als gabtlicher Borfch all
„Hohichs an Schuhe verriſſen. A jeds war fælig, fu haltichs,
„Wiesne gefellt. Raus iſles! Nu kanns net fchwaren. — In Iwring,
„Wennde net wutt, meintwahng. Glick auf!" — Su trenne fich diſſa.

Doch bän Jules, an Ohmd, do finden ſich wechche zefamma,
Diede aus allerlæ Grund net dorften ananner verrothen;
Diſſen verzehlter mit ringe Behohng, wos for ene Antwort
Ihn heit morring dr Schwoger gegahn, un wiefe bedachtlich
Mæne, es wær fei Roth doch ahch net gans zeverachten,
Un æ jeder verzehlt, wos ihn un annern begæhnt is,
Kimmter in Arger un faht: „Ihr hott bei ellen än Awer.
„Kreiz! dos wær ene Sind, wenn mir uns namme an Sunntig
„Oder an æhnling Tohng, wie zum Exempel dan Freitig,

„Danse zum Sehtillen gemacht, wos mir doch ohne Gefahr net
„Kanne zu annere Zeit uns namme? Un is for dn Dickkopp
„Mant, net oder for uns, Fisch, Vugel un Wilpert geschaffen?
„Oder im-dassmer in alwerner Weis, wos unner is, preisgahn,
„Flunkert es Forfehtborschenal su greiliche Wunnergeschichten.
„Wasche gelæbt, sin Tholer is quiet. Doch wan dr Verfehtand kum,
„Fercht net meh dn Wuwu, næ, macht wull falwer an Wauwau,
„Hotter an Vortel dervon.“ — „Na hær nu, fahte dr Heinrich,
„Wollt' emol sahn, wennde gane allæn im elfe, im zwelfe
„Sosse in klan Klasthol heit Nacht.“ — Drauf hihnter un leftert:
„Denkter ich gleb an dan Zimmergefell, wie annere Schofskepp?
„Himmel un Hell un Teifel un Gott sin lauter Fakuken.
„Dos saht meine Vernunft, dos namliche sahtse an jeden
„Darfche gebraucht. Un dar? Net annerfehter denkter in Harzen.
„Denkter ich wær su dumm? Mit suner geschwinden Bekæhrung,
„Wiefe bei dellen gewalt ihr waart ju falwer verwunnert),
„Is mehst lauter Betruhk, un seherlich illes mit seiner
„Of nitcht annern gemünst. Net soller mich oder bemogeln.
„Kreiz' wos kimmtmer in Sinn. War wase, weimmer die Zeit har
„Nitcht meh kimmt? Wu's wachselt, es Wild, har wælles wie icha.
„Willer villeicht in schlipperner Weis mich falwer beluxen?
„Doch bei Teifel und Hell! Net solls dn Hollunke gelinga!
„Kimmtmer dr Bengel in Worf, sei letzt Brud hotter in Leiwa!“
Do drauf mülter de Schtuh mit gewalting Schritten. De annern
Achten dr Red net gruß; wull, denkense, warter sich austohm.

Halwahk zahne is ohnegefahr. Noch sitzen de annern
Hinter dn Karten vertieft, do lettse a sitzen dr Jules.
Alsu merkense nitcht.

Har, wiere a bissel in Wald is.
Sieht wull mannicherlæ: Es hoscheln su lachte Gesehtalten
Drunten in klan Klasthol, un schauerlich rauschen de Baner.
Iwer dn Teich hin schtreckt sich e Nawel, su schwarz, un drinne
Lossen sich Schtimme vernamme, a wink, denn schtille, denn racht viel,
Lises Gedusser mzunt, denn lauter; doch Werter un Reden
Hotter net kanne verfehtihn. Es is e Gesums, e Gemormel,
Wie wenn viele for sich hinsinge un baten, un oftmols
Schimmern Gesehtalten in Nawel, un luftgleich iwer dn Wahk hin
Huschen Gesehtalten de Meng. Durchlichtige Leiwer die haunse
Wennse dr Munden beschemt, doch sin de Gesichter net deitlich.
Elle in Nawel verschwindense dort, dar dichte von Teich sich
Bes zum Himmel terhebt un schtiht, ene Mauer von Wolken.

Mant dos machtne net err. Dass Nawel wull iwer an Teich schtiht,
Dassmer zuweieln a Blendwark sieht in Hols wenn e Munden
Durch Bangippel sich schtiehlt, dos isne nitcht neies, un hurtig
Gihter un trotzig verbei. Fast unten do machter an Imwahk.
Un gehngiwer dn klan Klasthol do nimmter dn Ahnfehtand.
Richtig a kimmtne es Reh un's Kalb. Do helter de Flint gleich
Sacht an dr Back, un wie ruhig es Alte es sauere Wildgrohs
Obruppt un muthwillig es klæne su juchtert un rimschpringt
Un sichs Grasel beschnuppert un pruft wenns epper de Nos netzt,
Zielter un denkt: æ Broten, ne Jagdtasch un e paar Hansching.
Un zunt krimmter de Hand. Do, unsen Gebischen of amol
Tritt ne Gesehtalt, giht iwer da Platz un schtellt vor dn Wilpert
Girod gehngiwer dn Jager sich hin. War illes? dr Kasper.
Oder dr Jules, in grasslicher Wuth, schreit: „Schorke! Hollunke!“

Lus giht gleich es Gewahr, un dr Munden an Himmel verhillt sich
Blutruth innener Wolk un in Thol nob welst sich dr Kracherz
Zornig von Barg zu Barg weit fort. Drauf hærter ån Sifzer:
„Schwoger, wos hoste gethan?!“ Un gleich is elles verschwunden.
Ahnfangs willer fan Sinne net traue; doch wosler gehært hot,
Hotter gehært, un hall wie an Tohk fast machtes dr Munden.
Oder dr Jules, net langer in Schtand, sich salwer zu lækeln
Wosler gehært un gesahn, wärd nu ärscht schtarr vor Erschtauna.
Schwoger, wos hoste gethan! dos Wort noch klingtne in Uhren.
Schwoger, wos hoste gethan! Do hebtne dr Grissel de Haar auf.
Un wos hotter gesahn! Wos is dos? brummter, un sollts denn
Gæster doch gahn? un en Gott? un Gericht? dan wærich verfallen?
Un es befelltne ne Forcht, un ne Angst, wie gleich zum Terschticken,
Schnirtne zesamme de Brust. Wos, dusterter, wærich geworren?
Un drauf schreiter sich salwer de Antwort: Ha! e Verfluchter!
Un e Verfluchter! verfluchter! verflucht! flucht wieder dr Wald har.
Un hinfelltne de Flint, un rickwarts mechter nu garen,
Oder es is ne Gewalt, die treibtne do niwer in Thol nein.
Nahm sich schter zugleich ne Gestaltt von ferchterling Ahnsahn,
Nahm un hinterne luchts hihnsch, racht wie Hellengelacher.

Wiere in klan Klasthol hinkimmt wu sisten dr Teich is,
Nerringst e Teich zeigt sich; es schtiht ene artliche Kerch do.
Feierlich klingt e Gesank un de machtliche Orgel derzwischen,
Dasles in Thol weit schallt in dr Nacht, wie annener Krisimess,
Un gehngiwer dn Wald, dan trifft æ machtlicher Liehtglans.
Un, als wære gebannt, net rickwarts kanner, net seitwarts,
Un dar namliche Karrel, dar seit viel Jahren e Gottshaus
Net meh hatte betraten, a net zu betraten gedachte,
Kimmt, als wiere geschuhm, dar Kerchthir naheher un naheher.
„Kreiz-Schtarn-Donner!“ dos is sei Gebat, un su in dr Kerch nein
Tritter. Es klingtse Gesank un de Orgel derzwischen, ä alter
Graulicher Gæstergesank; es erkännte dr Jules de Weis net.
Lichter, unzehliche, brenne of Prieng uhm, unten of Schtibeln,
Huch von Gewelb rob hängt æ machtlicher silwerner Lachter,
Un offen Altar brenne, as wollten de Leit zum Nachtmohl.
Hall viel Karzen, doch Kelch un Kanne un Taller die fahlen.
Frahnsleit sanner genunk in Schtibeln, geputzt un in Klædern
Wiele kæ Mensch zunt treht, un wunnerlich elle von Ahnsahn.
Manner beschwæren de Prieng in schrecklicher Meng, altmodig
Elle geklædt un verschossen de Reck, als wennse es Grohb all
Seit Jahrhunnerten hette gehalten in suchter Behausung.
Immer noch kummense ahn un de Kerch wärd vuller un vuller.
Tief in dr Abnghebl hannse de Abng, halb offe; halb offa
Haanse de Lippen, su blass wie dr Tudt, un fohle Gesichter,
Un giht æner verbei, su triffine ä eisiger Windschupp.
Un offen Prieng zunickense sich un winken ananner,
Schtecken zesamme de Kepp un weisen ananner dn Jules.
Doch zunt richtense elle dn Blick dort noheh ener Schtet hin,
Links von Altar dorten, un schweing, wie wennse sich wunnern.
Wiere do abch hinschaut, do siehter, wan siehter, dr Jules?
Ha! do siehter dn Kasper, un hinterne siehter e Wasen,
Gans in Seide geklædt, schneeweiß, mit silwerne Fitting. —

Oder dr Kasper, wie kamer dohin? dos mussich verzehln.
Satt, dar hatte an Nohchmittohk ab wieder zor Kerch sich,
Wie an Morring, begahn (dos is ju kristliche Ornung),
Un do hatter gehært wos viel ihn goh zebedenken.

Denn was saht dr Pastur? „Wenn epper sich ower bekehrt hot,
„Dar mit annern gesinnigt, un sucht net disse zu retten,
„Kanner es ewige Labm lächt ah wie disse verlieren."
Alfu dachter: du Herrn sei Dank, dar mir de Gelahnghart,
Man Mitsinder zu warne, gegahn un's Harz nir gelenkt hot,
Dassich es Miegliche ah net hoh lachtsinnig geloßen.
Su offen Hamwahk hatter gelacht; nu waare zufrieden.
Drauf no sohzer derhäm in Schpannsehtuhl, schtille dr Predig
Noch nohchdenkend. Indeßen es Kind, sei Mahle, es klene,
Kam un legte san Kopp ofs Knie un driektes behuttsen,
Waarend dn Voter de Abng. Dar merkts un schmunsert un winktns
Un of dr Schlipp gleich klantertne do mit Lachen es Klene,
Nimmtne in Arm un gittne an Kuß harzhaftig. Dr Kasper
Harzt sei Klenes verkniegt. „Bist denn mei Madel, mei Mahla?"
Sahter, „un bistemer gut?" „Su gut!" saht wieder es Klene,
Schlingtne im Nacken de Arnle un driektne su feste wie mieglich
Oder es fregt noch watter dr Kasper: „un bitte dr Mutter
„Ah recht gut?" Drauf sahte es Kind ernsthaftig: „I freilich!
„Oder dr Expathvetter, net wahr? dar ieder zuwider?"
Saht' un schpaßte dr Kasper. Es saht drauf wieder es Mahla:
„Ach? Dar lehtmer ja ower Geschichten von unsern Harr Jesus,
„Darde su gut is gewaß." „Net wahr?" saht wieder dr Kasper.
„Jaa," saht watter es Kind ernsthaftiger, „oder dr Jules,
„Voter, dar waar doch schlacht." „Schlacht?" fregt kundforschend dr Kasper,
„Schlacht?" Drauf sahte es Kind: „I denk doch, Voter, har lest ja
„For zehn Gulden verrothen dn Heiland, darde su gut waar."
Nu gang oder dn Kasper e Licht auf. Oder, gefallt gleich,
Wollter zuarscht dos wosser gehert mittarben dn Hanning
Un mit disen allen racht grindlich elles beschpraschen.
Ehre dn Kind Licht geh un alfu sahter for dn Mel:
„Ach! dos mennte! Gewiss! racht schlacht waar disser Verrather.
„Dodrim hotter denn ah sei Recht krehng, siehste? har hot sich
„Salwer gehangt, un wiere su hung, do platzte of emol
„Graselich es Leib, un da! raus schtarzteme elle Kaldaina."
Drauf mit eifriger Red fung ahn un sahte es Klena:
„Dos is recht! dos gimmehne recht! dar hassliche Vetter!
„Bello! frw dich! dr Vetter is todt! en kanner dich net noch
„Traten un raseln un schlahn un net noch schtuppen in Wasser!"
Na arscht schaute dr Kasper dn Schpitz. Dar hattene oftmols
All mit Nasel un Pfetel gefchtupst, doch immer vergablich
Doch nu machter sich heller mit Pfiepen un Schnufen bemerklich.
Passene dr Kasper gewaart. Do sahz aufwartend es Hindel,
Schtarr abgeckend dn Herrn. Dar merkte, es wollte gelobt sein.
Oder es hekte es Mahle dn Schpitz un es winktne dr Kasper.
Oder dr Schpitzel verschtahte, e Schpronk, do isser in Schpannsehtuhl,
Legt han Kasper sich hin un knowert sich ower verkniegliech.
Lechtne de Hand un lett von Mahle sich kloppen un schtreppeln.
Oder es wechselt dn Kinnern dr Sinn un Veranderung hemfa.
„Derfich e wink nong Wiesel?" su frag san Voter es Mahling.
Na, un dr Voter terlaubts. (Nahm aber gleich wuhnte es Wiesel.)
Wie nu oder es Kind wack waar, do wieder in Schpannsehtuhl
Setzter sich hin. I, I! dass sich dos Klene dn Jules
Unter dn Judas denkt, dos machtene schwarre Gedanken.
Denne verschtannige Fra dar schtertne. Es hatte de Nappern
(Krank waar disse) besucherlt un lieblich bittere Krumsbar
(Denn die blein doch immer an Kranken de beste Terquickung)
Ower gebracht, abch Hunnig genunk zum Sitzen in dar Zeit

Sötterner elles mit Hunnig; merkamte net Zucker un Zwrop).
Wieser dernoberher es Rott a gemacht un manniche in Haushalt
Hatte besorgt (es wase noch zu littich da Kapper de Tochter),
Waarsch nu wieder gekumme un sahte, in Herzen zufrieden:
„Bin lank außen geblieen net Alter? Woo wa'schte gelacht haen?
„Oder debüst net hier?“ (un gohne e Mandel un legte
Im sän Nacken de Arm); „es wollte su manniche beschickt sein.“
„Thuft ju wie ene Braut,“ saht freindlich dr glicklche Kasper,
Naam sei Weiwel in Arm, zacht fest, un gaschelten wieder.
„Jaa, saht wieder de Fra, inzunt arscht fühlich mich glicklich,
„Weilde gefolgt mir hest un sötchen un schicken gelaen
„Haamer net Sorg in Haus? saa, illes net besser gewoorren?
„Oder wu illen es Kinder?“ „Nahm aba an gittener zedenken.“
Saht ernsthaftiger drauf sei Mann. Drauf wieder en Hanning:
„Gitter zedenken? Worim?“ „Ja worim?“ saht zunner dr Kasper,
„Sollicheler langer verschweing? Es Kimt gurk, asöbern verzehltener
„Woone dr Expeditetter verzehlt gutmethig vum Judas
„Wiechne watter verzehl wie dides Verrather beschtraft is.
„Klappte in de Hand un saht: um dus aber machtmer Bedenken:
„„Dos is recht! dos gamacher recht! dar hoolche Verra!““
„Un zum Bello: dewaart es helt gar jammerlich graß drauf:
„„Bello! fir dich! dr Vetter is todt! No komer doch net noch
„„Traten un zaweln un schlahn un net mah schnuppen in Wasser.““
„Alla illes gewis, es denkt dich unter da Judas
„Gott! mun Bruder! o Gott! is weit un illes gekummen!“
Saht, in Schrecken es Wuat zuhch aba sich reißend, es Hanning
„Weilne a Madel betrolng, dos Lank sich heilig geschtellt hot
„Un sich hangt asone Schlamassel abgefall (mach iber net Schreuer)
„Umm da Gottlichkeit net beschicht, weil es Vorlebnis
„Net in gesetzlicher Weis un Zeitung war vorsichich gegange.
„Wos ene Winkelverlowne war (Gott walles an beßrel),
„Schilter de Kritten zuarscht for Narren, dernoberher for Heichler,
„Saht, es gelahte de Gottlichkeit net falwer dr Riwel,
„Die durch saht, was neuer gelebt dos faller a halten;
„Watter verschwerter da Ehfichtand gans, un falwer e Hauswart,
„Labter fir Borsch han Letten in Haus! Is dos ene Ordnung?
„Gitt mit rampeten Menschen sich ab un beferrt de Predig,
„Kuchles, rauch, wavel Schnicker un Widdlich! Kasper, ich kenn net
„Langer die Schand abschaun, un abich dich falwer verbleiben!“ —
„Oder ich bin doch moorlehter nu, saht trestend dr Kasper;
„Doch wos kannemer dem? Ich wase kar Mittel zefinden.“
Lank su schwetzte fu un sunne un sanne vergablich.
Oder de Zeit gung hin. Zunt hatten es Vorh zu beforring
(Has aufgehackte dr Kasper); drnoberher da sahte es Hanning:
„Wennde wos thun witt, Kasper, da Schinken dan wasse doch kange;
„Wennde su viel abschniettst wie for uns drei genunk is,
„Un in Schappel in blacherner Becke da leitmer dr Pfaffer,
„Wennemer schtauffte a wink in Mafer, da guten, von Messing.“
„I, wenns watter nischt is,“ saht drauf dr gefellige Kasper.
Un in dr Kich hoch rab von Nahl gleich kreberher da Schinken,
Schniet abch richtig dervon wie viel for dreie genunk waar;
Dreut aus blacherner Becke in Schapp raus nahmer da Pfaffer
Un den schtauffter geschwind in Mafer, da guten, von Messing.
In Tischkasten verwahrt lohng Mafer un schnitzige Gawele,
Leffel zugleich un de blaue Salfett. Dos elles zesamme
Nahm su rauffer dr Fra un befohle un iwer da Klappetisch
Breitete denn de Salfett un legte dr Mafer, de Gawele

Hin han helferne Tallern, da rinkling. Oder dernohcher
Brocktofe Brud in zenerne Napp, dar glänste wie Silwer.
Ließ aus eberne Topp nein lafen da fölenden Hunnig.
Un aus paffender Flafch fchaus Bier nein, fchiewes, aus Gerfchler;
Denn Kaltfchol die machte dr Kafper vor ellen Gerichten,
Un fu wuren de Ber gefchpart; es hammelte kliglich:
Denn es hatte in Willen an Mahntig Dickes zu machen.
Ahn waar elles befchickt, da kam abch reiner es Mahling
Frehlich, un griffte da Voter fufort un griffte de Mutter.
Diefe de Schtihl hinfchub. Nu fetzten fich elle an Tifch hin,
Un drauf hatte dr Mann, un drauf mit zienerne Leffel
Schepptonfe nus ins annre de Schpeifl un offen in Ornung.
Wiefe nu hatten getafelt, da dankte dr Voter gehärrig,
Un abrimte da Tifch (da helfer es Mahle) de Mutter.
Wahrender Zeit wurfch Ohnd. Da fchteckte de Mutter es Licht ahn.
Mied waar oder dr Mann (har hatte ja gefter de Nachtfchicht),
Mied abch wurne es Kind; fu lofer ment fchtille da Ohndfäng.
Nasm offen Arm fei Mahle un fuchte da nethige Nachtruh.
Arfcht noch legter es Klene zurecht, drauf drickter es Licht aus,
Gitt fich felwer zur Ruh un gleich drauf hartmerne fchlofen.
Duch da traumtene gleich, es fchtand grad vorne dr Schwoger,
Vor da Getticht verhaltend da Hand vor Jammer in Harzen,
Un fu Ohter mit Greine (es horte dr Kafper es Schnuchen):
Kafper — in ellen verbet! — dar Warwer —, dr Seelaverkafer —,
Unter da Terken verkauft —. Halt Kafper! — verdienter e Gottslohn!
Drauf wankter zurick, un gleich aufwachte dr Kafper
Wiere da Ahng fich hatte geriem, fu dachter in Harzen
Noch gleich iwer dan Traum un wos wer feine Bedeiting,
Un das waarne gewis: in Gefahr is gunner dr Schwoger,
Un da maflerne halten un rafch, fift ifter verloren.
Hette dr Rife da Hand in Schpiel? fu dachter, un haftig.
Bewerad vor Angeft un Schreck zum Bett raus fchpranger: es Zeich leg
Gleichlicher Wes gleich hie han Bett, net brauchter gefuchten.
Balle drim waare in Zeich un da Kammer verlafter wie fichtig.
Oder fu wiere dr Trepp nob will, da begaatne es Hanning.

Net waar dife von Ohnd treppauf mitten Kafper gegange;
Denn da wollte ju noch gar manniche befchicken in Haushalt.
Alfu bierfe noch auf, un wiefe na ellen befergt hot.
Sahtfe: „fo hettich bewahr noch's nethigfte halle vergaffen!"
Drim aus rahcheriger Kich gleich langtfe es eiferne Kaffel,
Schtarn waar drinne an Schtahl an Schtöchen; es fahlte dr Zanner.
Alfo langtfe es Lachel, un was da drinne verwahrt is,
Sift net noch zegebraung, ah net a Hemmel zu flicken.
Nimmts, hangts iwer a Schteckel von Eifen, un iwer dr Lächtflamm
Heltfes behuttfen. Es fangt gleich haftig es Feier dr Lappen.
Huch auf fluchert da Flamm. Duch rafch ins eiferne Kaffel
Schmeifte es Zeich, un behand han Fluch abnfallend da Deckel.
Darde von Enghals waar, mit Gewalt aufdruckt fene, alfu
Haftig verdampend da Gloth. So machtemer fifen da Zanner.
Oder dr Hund, was hatter duch vier? was hatter es knorren?
Verwerts fchpringter un bellt, un angftvull hinter dr Herrnfra
Zeicht fich es Thierel zurick. Wir dorten, betroffen, es Hanning
Hingruckt, fchtife da Thr weit offe, un binne, dr Schwell nahnt,
Schtieht dr Bruder, dr Jules, gebickt, un wiere fich aufrichtt,
Siehterfche jammerig abe un greint viel bittere Thranne.
Leutlos ringter da Hand, un gefallt, denn fchtarkterliche bittweis

Wieder dr Schwaſter angehng. Die ſchreit: „Harr Jeſes, Harr Kriſtes!
„Jules, wos isder geſchahn?“ — Doch dar, net letterſche kumma;
Lautlus weichter zurick un gleich drauf klingelt de Hausthir.
Wieſene nohchgibt (eilig zurick noch willſene ruffen),
Findtſe de Hausthir zu (ſie hattefe falwer verriegelt).
Alſu langtſe es Licht; denn ebſe ſich epper geteiſcht hot
Willie Gewisbæt haan. Do findtſe verriegelt de Hausthir
Wieder, de Hofthir ah. Do oder befelltſe de Angeſt.
Wieſe nu haſtig dr Trepp nahn will (noach gettlicher Ornung
Fihlt bän Mann ſich ſicher de Fra in jeder Bedränknis),
Kimmter dr Kaſper ſu eilig angehng. „Un, Kaſper! wos isder?
„Fechtſecht doch heite net ahn? wos hoſte? deſiehſt mer verfechtert aus,“
Ruft in Schrecken de Fra. Un drauf antworter dr Kaſper:
„Hanning, ich fahr net ahn. Ich muss wos annerſcht verrichten.
„Oder wos fahlt denn dir? Abch dir ju ſichtmer dn Schreck ahn?“
Do drauf fahte de Fra: „Ach jaa! Denk! wosmer begænt is!
„Arſecht einbrenne noch wollſich; es waar gaus alle dr Zunner.
„Wieich dos hatte gethan, ſu merkich, es ſchtellt ſich dr Bello
„Annerſichter ahn wie ſiſt, har pfiept un winſelt ſu faltſen,
„Vorwarts ſchpringter un halt un angſtvoll hintermer falwer
„Zeicht ich es Thierel zerick un nu (ſu munter) gefichert,
„Hallter dr Schtuhmthir zu, un wieich verſchreckt un betroffen
„Hinguck, ſahich de Thir weit offe, un himme, dr Schwell nahnt,
„Schtiht mei Bruder, dr Jules, gebickt, un wiere ſich aufrichtt,
„Siehter mich jammerig ahn un greint viel bittere Thraane,
„Lautlus ringter de Hænd un gefiht, denn ſchtreckterſche bittweis
„Su mir wieder angehng. Ich feleer: „„Harr Jeſes, Harr Kriſtes!
„„Jules, wos isder geſchahn?““ Doch har, net letter mich kumma;
„Lauthus weichter zurick, un gleich drauf klingelt de Hausthir.
„Wieichne nohchgih (eilig zerick noch willichne ruffen),
„Findich de Hausthir zu (ich hattefe falwer verriegelt).
„Alſu langich es Licht; denn eb ich mich epper geteiſcht hoh
„Willich Gewisbæt haan. Do findich verriegelt de Hausthir
„Wieder, de Hofthir ah. Ach Kaſper, es ſchwantmer wos Schlimmes.“
Do drauf fahte dr Kaſper: „Es is net ohne Bedeiting.
„Mied ju waarich genunk un ſelte wall hattich geſchlofen.
„Oder es botmer getraut — doch nee, zunt hohich de Zeit net.
„Schpæter emol, wills Gott (un raſch nu zuger de Schuh ahn),
„Gammer dn Rock“ (Es thets). „In Gefahr is zunner dr Jules,
„Un do muſſichne retten, un gleich, ſiſt iſſer verluren.
„Bat mant Hanning, ich bitt dich drim, fer mir un dn Bruder.“
Do drauf fahte de Fra: „Ach Gott! wie kænntene halfen?
„Wennder mant falwer net Schlimmes begænt. Doch iſſes Befchtimmung.
„Megder dr Herr beifechtihn. Ich will ju bitten un baten.“
Do drauf nimmtwe in Arm un kiſſtne mit Thraane un drickta
Oder dr Kaſper vertraut of Gott un folgt dr Befchtimmung.

Drim bän Jules in Haus, do ſchpringe im zahne de Thiren
Auf mit raſcher Gewalt. Gleich fallen de Karten dn Schpeicherſch
Unter da Tiſch un verfehrt aufſahrerſe. Oder dr Kaſper
(Denn he annera waarſch ruft): „Jules! wu hotter dn Jules?“
Un do merkenſe nu mit Schreck arecht, daſſer net do is
Doch gleich merkte dr Kaſper wos Natis waar. Ohne zeſchwatzen
Rennter dervoo un verloſ in Haſt de verſchtummte Geſchellſchaft.
Eilig dr Gass nahn trehtne dr Fuß un iwer de Wieſen,
Flichtig, en Schwuchhund gleich, dar nohchjagt eifrig en Wilpert;
Un ſu kimmter in Wald, wu ſchmeicheln roſchen de Bemer.

Oder ihn helt nifcht auf un vorwerts treibtne dr Eifer.
Lächfner dernoheher doch wurne dr Schritt un kerzer dr Oten.
Jammerlich fchtohchne de Mile un de Brust die wolltene fchpringa,
Allerla Lichter un Schatten die tanfelten iwer do Wahk hin,
Diene verwerrten da Blick, un in Kopp do fummtene fchmerzhaft,
Un vorn Uhren (es waar wull en Blut) do härter e Klinga.
Ihn kama annerfchter vier; har horcht' un horchte, un richtig,
Nahcher gekumme da Thol, gans deitlich härter à Leiten.
Doch net bliene do Zeit, dis ella zunt racht zu bedenken;
Denn ene feirige Flamm, die rauschtene glihnig voriwer
Da fchtockfinstere Nacht imhillte de Ahng da Geblendten.
Schtarr na fchtander en Ahmblick do, un ohne zu wollen
Thater en Schritt vorwarts, un rascher as wiere gedachte
Harte de Finsternis auf un hall harfchtralte dr Munden.
Wiere nu oder de Ahng auffchlug, do fahcher of amol,
Dasser in klan Klasthol all waar, net oder in ewern,
Nar, gans unten, an Ausgank gar, un of euer Wahlwies.
Die fich ins Thol nein legt, das links har zwifchen da Barring
Quar vorn klan Klasthol hinlafft. Doch das zu betrachten
Bliene net Zeit. Gehngiwer von Wahl har fchallte a Wathfchrai:
„Schorke, Hollanka!" fu fchrierfch. Es erkannte dr Kafper da Schwoger.
Dar gitt Feier. E Knall, un es fihlte dr Kafper de Kugel.
„Schwoger, was hafte gethan!" fu jammert in Schrecken dr Kafper
Un er verfahtne de Schtimm zu an Gott feiber genadig;
Denn zunt härter e Lachen fu hihnfch wie Hellengelacher,
Finsternis decktne de Ahng un da! da loger in Ahmacht
Doch da fahrtne a Ruck durch elle Gelieder un werktna.
Wiere de Ahng auffchlicht un wiere fich mihfam aufrichtt,
Sichter fich wieder in klan Klasthol, zunt oder in Ewern.
Wunnerlich fcheintne de Sach, doch hotter fich balle befunna;
Denn das hihnfche Gelacher das brochtne of ahnge Gedanken.
„Wer das epper," fu fahter vor fich, „von Bifen e Bienlwark?
„Dar mich zu fchrecken gedenkt? Ja ja! nifcht annerfchter ifes.
„Oder fu wahrmer dr Herr beifchtiht, net follsne gelinga!
„Mir" — — „Gotthalf!" fu faht ene Schtimm, un wiere fich umfieht,
Sichter en Mann; har käantene net. Gut fohzne de Puffjack.
Oder in Arm do hungne ne Bart. Grohmfchteier vermuthlich
Waare in Thol un da Ahnfchein nohch ahch fihrter e Heckel.
Na, dar fahte: „dis fchlaunt ja racht, do kriegich Gefchellfchaft.
„Epper nong Innerfchter Thol? Nachtfchteiergefchefte? Dr Ficher.
„Darde in Furherich wacht, dar ward fich haltich verwunnern,
„Dasne dr Schteier da Schlof net ginnt; indeffen, es Thät hie
„Ferecht net war da Beruf nohchgiht. Mich fihrter gerod au
„Zunner an Teich. Kich fihrter verbei. Schiert! Gihnar zefamma."
Alfu fahte dr Mann. In Verlahnghat fand fich dr Kafper.
Liewer allen zunt ware gebliem. Was oder zemachen?
Sich das merken zu laffen, das machtene falwer verdachtig.
Alfu gohre fich in dr Geduld un fahte verfchtannig:
„Kriftlich Wort macht lichter da Wahk." Doch dachter in Harzen:
Sammer mant arfcht han Teich, denn danktmer fer guter Gefchellfchaft.
Alfu gänge de Manner zefamme un wachfelten Reden
Wie de Gelahnghat goh, doch net von grofer Bedeiting.
Wiefe in klan Klasthol hinkumme, wu fihten dr Teich is:
Nerringft e Teich zeigt fich; es fchtiht ene fchtahtliche Kerch do,
Feierlich klingt e Gefank un de machtliche Orgel derzwifchen.
Hallea in Thol weit fchallt in dr Nacht wie annener Kriftmees.
Un gehngiwer da Wald das trifft e gewaltiger Lichtglans.

Oder dr Kaſper erſchtaunt. „Woo is dos?“ ſahter verwunnert.
„Wunnerter eich?“ ſo ſaht, wie falwer verwunnert, dr annra.
„Æ Jahrhunnert is im; wenn im is wieder e annerſch,
„Kannter dos nanliche ſahn. Na, unner Gehat zu verrichten
„Schickte ſich wull, kummt, trotemmer em.“ Drauf ſahte dr Kaſper:
„Iſes net Vierwitz, wemmer dos thun?“ Drauf wieder dr annra:
„Net Neiſaderigkat jo treibt uns hucke ins Gottshaus;
„War de Gelahnghæt nitzt ſei kriſtlich Werk zeverrichten,
„Treibt kan Vierwitz, wiſſter als Kroß, un de gottliche Allmacht
„Schitzine gewis. Wos ſekelnmer noch?“ Drauf ſahte dr Kaſper:
„Na, walts Gott.“ Autmachter de Thir un lise ins Gottshaus
Tritter un ſieht net weit von ſich gehngiwer da Altar;
Doch ſu wiere dos Singe vernumm un diſſe Gemen ſieht,
Diede of amol ſchweigt un ihn, dos kunntemer merken.
Ahnſieht grawig un jammerlich hies, dass d.ſſer ſich reinwogt
(Mannche ſchitteln da Kopp un hoch aufrichten ſich annra,
Schtecken zeſamme de Kepp un weiſen anannr da Kaſper),
Weichter zurick un denkt, gleich ſchtille de Kerch zeverlaſſen.
Doch nu hinter ſich hacter dan Mann dar mitne gekumme:
„Blei, mei hetter, ſchtun dir niſcht.“ Un wiere ſich niſcht,
Sichter dan Mann net mich, dar hiehar mitne gekumma.
Na, ſchneeweiß in Seide geklaidt, mit ſilwerne Fitting.
Schtiht zunt vorne a Engel un ſaht: „Muth, Kaſper, un wos ſich
„Ells noch watter begitt, ferecht niſcht; trau meiner Beſchitzung.“
Alſu faſſter an Muth un drettiger ſichter de Leit aln.
Oder de Orgel verſchtummt un zunner do ſchreiese elle:
„Niſcht do! — Meiricr an heiligſten Tohk! — Racht! — Niſcht zu bugucken!
„Wuch! — Nana! — Mehrder an heiligſten Tohk! — Mr elle gerecht nu!“
Oder dr Kaſper, verſchrecht, denkt: icha? a Mehrder? a Mehrder?
Un dos ſahtne ſei Herz, do mos war annerſcht gemant ſein.
Wiere da Blick hin wendt wu ſiſten gemaklich dr Thorm ſchtiht,
Sichter ne Jammergeſchtalt. War kannte verkanna, da Jules?
Hinterne ſchtand ene lurhe Geſchtalt; weiß waaren de Fitting,
Sohchmer, vor Zeiten gewalt, doch verhorm nu ſchiene de Faiern,
Wie von Feier verſengt, un ſchlapp rob hungne dr ana.
Waar es Geſicht in frihera Zeit aboh edel gewaſen,
Waarſch doch zunner verſchtert von Hochmuth, Anger un Arglist.
Unter gerunſelter Schtirr ſchoss finſter dr withige Blick har
Un an dr Schterr da hatter e Zang (waarſch eppar e Brandmol?),
Dos ene Schlang vierſchtellt un verachtlich ſchmunſerter oftmols,
Un hoch helter ne Flint. Die muste gehaven da Jules.
„Ach, barmhurziger Gott! ſaht nu in Angſt dr Kaſper.
„Ach ſu hettich vergablich gewent, main Schwoger zu retten?
„Iſes terlaubt, ſu gattmer da Tod; net kannichs dr Schwester,
„Kanns mon Weib net ſann, dass luten un flehe vergablich,
„Elles vergablich gewaſt un dasses verluren da Bruder.
„Im Gottswillen, ich bitt eich, Herr, ſchitzt, ſchitztmer da Schwoger.“
Do drauf ſahte dr Engel: „ich frø mich deiner Gehannng
„Hie blei ſchtihn; es geſchieht dir niſcht. Sei ohne Beſorgnis.“
Do drauf gihter da Gank raſch nauf, net oder da bruten
Elle die Leit die ſchwerne nohch, un wie dr Gezwngte
Sieht, dass zunner dr Engel ſich net ſcheit, nahcher zu komme,
Bewert dr arge vor Wuth, kraſcht ſachte un ſchitelt de Fitting.
Oder dr annere, unter da Kiel zunt zeihter e Schwert vier,
Un ſu tritterne nahet, da Gezwngten, un drohtne, un diſſer
Beicht (hoch ſchwehtne de Bruſt) vor Grimm. Drauf hurtmer an Krachern

Hoch ahm iwern Gewelb. Do fahrenſe alle zuſamme,
Un von Prinz rob fichten de Männer in Angſt ſich runter
Haſtig in wilden Gedrang un dränge ſich unten zuſamma.
Doch ſu wieſe ſich ſchuhm un drängten ananuar un ſchtoppten,
Kaner berührte da Engel, da Jules net, net da Gezeugten.
Un dr Schawuhl hæt auf, un alle, in banger Erwartung,
Schauenſe, ſchtandenſe do. Of emol, iwer da Altar,
Giht mit Knittern un Knastern Gewelb un Dach von ananner,
Un rob ſchwabt ne Geſchtalt, net unter da Menſchen zu finden,
Doch ene Menſchengeſchtalt, mant greßer wie unter da Menſchen.
Dass von Rauſchen de Kerch gleich ſchuttert, en ganſe Gebei bebt,
Ragter zwæ nachtliche Fligels emol, drauf helterſche ſchtills.
Weit aus ananner gebrätt, un ſchwabt ſu unterm Gewelb hin
Wie wenn da Himmel es Nachts dort Schtarn, unzehlige, zieren,
Alſu zieren de Fligels unzehlige Schtarn un dr Grund is
Blau wie e Himmel gewalt un brut imſeuntne dr Gobtrand
Wenn ſich de Sunne hot niedergeſenkt, ſu zeigt ſich an Himmel
Iwer da Barring in Ohnd e Gewelk wall noch un mordenkt fallt
Dasses aus Schtraels von Gold un Roth un Feier gewabt is.
Su fin iwer ſan Nacken de Haar za ſchaue gewaſen
Abog die hotter gehat die glanſen un ſcheine net annerſcht
Als wie wenn von en Waller zurick ſchtralt prächtig de Sunna.
Lank rob, unter dr Brust von en Demantgertel gehalten,
Fellne es faltige Klæd. Kæ Schnee is weißer un blendt meh
Wenne de Sunne beſcheint an Mittdhk un ſich an Himmel
Blau wie Schtahl, kæ Welkel da Ahg zeigt, ſechechtemer lenk ahch.
Un e gewaltig Schwart, zweſchneidig un braet, in dr in Hand
Helter; es blänkert un blitzt as wenns aus Sunne gemacht wær.
Un in da luken do helter an Kelch. Do giht ene Hallois
Aus von dr ganſen Geſchtalt, dass de Kerch ſchtralt iwer un dwer
Un die unzehling Lichter verblaſen. Verblaſen? — Verſchwinden!

Wie mit gettling Glaus of emol ſich die Geſchtalt zeigt,
Auffſpringt alles, as wolltenſe fort, un brechen zuſamma,
Alls das wimmert un dricht es Geſicht tief, tief in da Hanken.
Nu in da Altar hot ſich geſchtellt dr gewaltige Fremde,
Un ſu wiere de Mund aufthutt, net menſchenverſchtandlich
Schprechter, es is e Gelummer zuerſcht, wie wenne Gewitter
Noch aus ziemlicher Farn arſcht anliche Dunner voranſchickt,
(Alls hærtnerſche mant, doch kummenſe nalcher, ſa wachſt abch
Ihre Gewalt un erfüllt mit Angſt un Schrecken de Menſchen).
Do drauf alles gewalt, wie wenn dorch Schlaffen un Thaler
Fagt mit Brauſchen dr Schtorm un zerſchmettert mit Krachen de Baner,
Un dr Gemarn angehog zunt ſchwenkter da Kellich, un wos do
Drinne gewalt, flochch rans, blutruth, un iwer da Leiten
Beatte dr Schtral ſich aus un ſchtarzt, a ormlicher Blutrem,
Drauf, un wiene de Troppen da Recken benetzten, do runge
Dille de Hand un janne die persten ſich granſend vor Wehtohk,
Manniche ballten de Feilt, as wennſe dan Re lover verfluchten.
Dar zunt ſenkte es funkelade Schwert. Wie oder da Boden
Fall alatierhte de Schpitz, do fahr aus diller ne Gluthflamm
Un vorn Altar kenzentus arſcht; rauſt, oder of emol,
Wie wenn epper a Blitz einſchlecht, krachts unter da Boden.
Zunner a grauſicher Schreierz, un gleich fahrt alles zuſamme.
Dichte gehillt in Qualm un Gluth, in ſchauerling Obgrund
Darde ſich gleich drauf ſchleift. No hette gewis dr Gezeugte
Sunter da Jules gewant in Schlund, wie diller ſich aufthot;

Oder es hatte dr Engel (bekannt ju waarne de Obsicht)
Feste da Jules gefallt, un da Feind, dan huler es Schwart vier.
Wie ne oder da Feind fu waar mislunge dr Abnschlobk,
Thoter on Brullerz zurscht. Doch gleich druf lachter verachtlich,
Hihnsch, als dechter, har wer in Recht un meente gewislich
Noch fun Willen zu krieng. Un no nrscht kunnte dr Kasper
Wiere gehladt waar sahn: Von Ruthscharlaken un flammet
Waarne es Kled un dr Gertel von Gold, fu sohchne dr Kasper.
Wies nu schtille geworren, do winkte dr Engel in Altar
Dort dan dreie un frogt, fu schiens, was diese noch wollen.
Zunner zum Altar schtt nu gefuhrt fun Schwoger dr Kasper.
Hie, mit hohnschen Gesicht, mit Trotz in Blicken un Miena.
Nimmt dr Gezeugte es Wort un zeigt zum eftern de Flint auf.
Un wull hartnerne ahn fun Grull in verbitterten Herzen.
Wiere in fertig geworren, fu schpricht mit Eifer dr Weise,
Wink mant schprecht mit leuchtig Arnft dr gewaltige dritta.
Was die oder geschprochen, es is net menschenverschtandlich,
Un ene Schprooch, die iches, die sich net watter beschreim lett;
Schreckhaft iles gewalt che drene de reden zu heren,
Doch su vergleing is nischt; ken Laut so finstmer of Arden.
Mant den ene begreiftner: es hannelt sich immer in Jules,
Dar offen Hauch sich setzt (har konnte net langer sich halten).
Endlich wendtlich dr Weise zum Kasper un winktne zekumma.
Dar tritt nalacher un zittert, duch Muth einschpeichtne dr Engel.
„Frecht nischt, Lahter, es gilt net dr; schpracb wieder zu Sinn is.
„Differ verklagt dan hart; har is ju dr Menschenverklager,
„Wieer de Menschen verklagt." Druf falt zornmithig dr anere:
„Ja, dan hobich betrolen of prachtiger That, un ich will nu,
„Differ wie annere latt. Nu kannste dich vonne befreia.
„Hatter net nolanider geschnallen? Dan Leib net hatter getroffen,
„Oder de Seel dir wollter, es wahre, dir wollter vernichten,
„Denk! das thater an heiligsten Tohk; eich gilter ju heilig"
Druf fung ahn un fahte dr Weise mit tiefer Betriebnis:
„Un dar hattne verfihrt; das thatter, dr Mehrder von Ahnfank.
„Oder bedenk, es wogt net falwer dr hechchilo dr Engel
„Hie a Ortel zu thun, denn Recht net hatter zu richten.
„Dilien verfechcht zeverthaven vergablich dr Lienger von Ahnfank.
„Doch dir iles vergisst, dan Richter, da Herbchilen, zu eliren,
„Un das feider o Zeug, dass Wahrhat unsere Reden:
„Wennde es richtige thatt, fu preist heit differ da Heilant,
„Thatte es richtige net, verfichtecht denn bleiter of ewig."
Druf fung ahn un fahte dr Kasper fu wiese ins Harz wase:
„Ach du armer, was hatte beschrift! wie ilesoler ganga!
„Oder verzog net, Jules; dar deintwahng Engel un Menschen
„Su in Bewagung fetzte, dar wollte dich wieder gewinna.
„Dasselene liewer noch hette un dasselene hetcheter verschichte,
„As wie wenner dich net aus heiliner Gefahren gerilen.
„Alfa hehne nu leb un danke for feiner Erbarmung." —

Oder als hatter getraunt feldig lankfen dr Jules de Ahng auf,
Un falsch balle da Kasper un balle de Engels verwunnert.
As wie wenner noch zweifelte, ahn. Da fahte dr Kasper:
„Hobich net Recht, ihr Herrn?" Beifellig su nickten de Engels,
Un in Gesicht war ruth vor Arger, merkscha, dr Gezeugte.
Doch es Gesicht su bedeckt satten Handen dr Jules un jammert:
„Mehrder an heiligsten Tohk! an dir! du mullt mich verdamma."
„Ich? Was kavich? verdamme? versetzte dr Kasper, verdamma?

„Dich? in den vergewissa dr Herr fin Engel gesendt hot?“
Schei fehleg wieder dr Jules de Ahng auf. Derfer a traua?
Un mit Thraane in Ahng sunt reckt ne dr Kasper de Hand hin:
„Kannste denn gar net traue? Is alls denn, alles vergablich?
„Sollich allen kam kumme us net sich brangt dr Schwaster,
„Die in Gehst sunt ringt deintwahng;“ fakt schmerzlich dr Kasper.
Nu arscht fallter o Harz, un rechter du Kasper de Hand hin,
Endlich letter von Schwoger sich aufbehm, fakt ne an Harzen
Un inklammertne fest. Do fahte dr hechchste dr Engel:
„Heit in Himmel is Frael vor nein un neinzig Gerachten.“
Wies dr Gezwegte vernahm, aufschlager o grimmig Gelacher,
Nasen es Gewahr vorsich Knie un brolche wie o Schpanel in Schticker,
Schpie drauf aus un schmisse zor Kercht hor hinsich un verachtlich,
Trampte denn withig du Boden un sank mit Brullen in Obgrund.
Oder es leutte us aus dar nachtliche Engel de Fitting,
Schwungse mit Macht un flocheh des Wahgs hin dunner gekumma,
Un mit Frael in Gesicht rasch folgte dr annere, dr Weisa.
Un sunt shlte dr Kasper en Ruch, ahch shltne dr Jules.

Oder wos waar denn das? Schien net hall reiner dr Monden?
Wiere de Ahng denn wieder zurichwendt, schraltne es Wasser,
Himmel un Monden angehng un wiere noch watter sich infolch,
Sohcher de Barge, bedeckt mit sacht harrauflaufender Waldung.
Gang net dorten dr Wahk in Thal sauf unter du Banern?
Un offen Teichstamm schtander un kihl abawechtne de Nachtluft.
Oder es warne dr Jules zu schwaer; is musster sich setzen.
Doch fell halerne noch, un nahm den sohcher de Schticker
Von da zerbrochene Gewahr. Dar annere oder besann sich
Lankfen un fahte: „wu bin ich?“ „Bei mir,“ fakt lise dr Kasper.
„Kasper, wos hobich verlabt,“ fakt ganz hinfellig dr Jules.
Oder dr Kasper dergehng: „Jesa gut sein; alles vorwer.“
Oder dr Jules mellitne un fahte mit lisen Gedanker:
„Kasper, ich schtarb; ich geharte da Bosen un waar all verloren.
„Hast mich erlost.“ Doch dar: „net icha; dos dankste an Annern;
„Jules, dasterft net schtarwa; arscht nachtine vor Annern bekanna.“

Noch ene Zeit lank schweife sie, drauf fahte dr Kasper:
„Kannste woll gihn sunt Jules?“ Un aufschtandi sachte dr Jules.
„Kannemer von da Gewahr mitnumma de Schticker, se kannten
Manning os Warning“ fahter. — „Ja woll,“ fakt diller, un sechchte
Ellen zesamme un schtreckt' in dr Fick zwa Schticker; es anare
Schtreckte in Boden dr Jules. Es shrtne bedachtig dr Kasper,
Un so gingese Schritt vor Schritt. Da hareafe Schtimma
„Jules!“ rufte de aene, un „Kaspar!“ rufte de annera,
„Jules!“ rufte ne drate, un „Kaspar!“ rufte ne vierta,
Un da kamese alla. Vor ellen dr arschte dr Heinrich.

Denn wie eilig dr Kasper en Hasa gleich hatte verlofen,
Un noch elle vor Schreck schtarr schauen un ohne Besinnung,
Hatte dr Heinrich gefaht: „heit harrumer sicher a Unglick.
„Wemmer net gleich vierbeing.“ „Wos is da oder zu machen?“
Fahten de annera zugleich, un ball ahch illes im elfa.
„Wemmer net wollt, gut' gihich allen,“ rees plaatte dr Heinrich.
Un fort gingen, allen. Doch wiere de Wieden betraten,
Kamme e Grifel. Allen? — Die Zeit! — es waarne net maglich.
Alfa kamer zurick. „Allen mir illes zu graulich.
„Brider, ihr merft, merft mit, fit kammerliche offen Gewissen.“

Alfu ſchamtenſe ſich un folgtenna, elle zuſamma.
Doch net gängeſe raſch; wie Blei loga ellen in Bänna.
Wieſe an Hols ahnkame, un ſchauerlich rauſchten de Bamer,
Wieder do kamne de Forcht un lank wur wieder geſchrieten.
Doch gäng zunner dr Heinrich vorahn. Do folgten de annern.
Oft doch machtenſe halt; denn zunt hur diſſer un zunt ſohch
Jänner verdachtige Sachen. Doch wieſe ſich immer geteiſcht ſohng,
Faſſtenſe Muth, jaa rufften, un ſchtihn denn bliemſe, un horchten.
Oder es antwortt kæner, un fu denn kameſe watter,
Beſſeſe troſen in Hols. „Gottlob!“ nu ſahte dr Heinrich,
„Mant wos gihter for Gäng? Ratt eich, ihr Borſchen, dr Satan?“
„Schtille, derhäm, zunt halft;“ un zwæe die führen dn Jules:
„Gattner de Hand,“ ſu ſahte nu matt un liſe dr Kaſper.
Na, dos thetenſe denn. Es gäng ſchwærfellig un lankſen,
Un ſu kameſe ham. Gleich legte ſich oder dr Jules.
Drei Tohk hotter gelahng, do hotter gebaten dn Kaſper:
„Langmer dn Harr Generalzuppertend. Es heilige Nachtmohl
„Mechtich noch vor man Tud, un loss ah kumme de annern,
„Daſſe a Beiſchpiel namme.“ Es thetne dn Willen dr Kaſper.
Wieſe nu elle im Bett har ſchtanden, verzehlterne alles,
Un denn hieſſer de Flint ahnſahn in Schticker gebrochen.
Wos har wuſſte verzehlte dr Kaſper, un wiere an End waar,
„Guckenſe, Harr Generalzuppertend (drauf machter de Bruſt frei)
„Sahnſe dan Flack? hie ſihltich, gans deitlich ſihltich de Kugel,“
Sahter. Dr Jules dergehng, dar fahte mit Thraane: „un hoſtmer
„Elles vergahn, jaa hoft mich gerett. Gott mogderſch vergalten.“

* * *

Nein Tohk hotter gelahng, do krecheer es heilige Nachtmohl,
Un drauf iſſer gefchtorm; doch lank noch labte dr Kaſper.
Oftmols hotterſch verzehlt; zeitlahms ah bliene es Wahrzæng.

Frog un Antwort.

Siſten fungſte doch fu garen,
Un du kunnſte, ohne Frog,
Mit dr Zeit a Maſter waren.
Oder, Gorg, wie leſte nohch!
Deine Zitter, die hot Ruh.
Saamer mant, wie gibt dos zu?
Ward ſich dos net halle ännern,
Gans verlarnſte deine Kunſt,
Dieder doch bei vieele Kännern
Lob gebrocht un freie Gunſt.
Dan fu mannich Lied gelunge,
Hoſte dich all angeſunge?

„Frog mich net, warim de Zitter
Unberihrt an Nahl mir hangt,
Dass a Wort net, gallebitter,
Sich mir aufen Harzen drängt.
Wonner aufracht hul män Sinn,
Æne Hoffnung, — dos is hin.

Wenn ßn Vierbank ſchwarzer Sorring
Die de Arbt an Tohk verdrängt,
Freilich, aller Walt verborring,
Im dän Gaſt dr Ohmd hängt,
Wärd dir do ä Lied gelinga?
Wärfchte fifzen oder finga?“

Sift un zunt.

Wemmer ſift emol gedachten
Frihrer Zeiten, ich un Du,
Wemmer ah gerod net lachten,
Unnre Harzen waaren fruh.

Denkich zunt, allen, zurick,
Iffes mir, as hærich finga
Lieder von verlurne Glick —
Un es Harz will mir zerſchpringa.

Ä Trinkſchpruch,

zum fuffzigjahring Juwelfaſt dr kenigling Barkſchul in Klasthol an ſiemten Jannewar ä tauſend achthunnert an un ſachzig.

Auswartſige ſän ah bän Gelog!
Ban Juwelfaſt, 's is kæne Frog!
Un gejuwelt, haltich, is all geſtern;
Dr Barkſchul gilts un ihren Maſtern.
Do gehært ſiehs, dr Alten zu gedenken,
Doch da Jetzing ahch Ehr un Lieb zu ſchenken.
Denn ſan de Alten ah geſchtorm,
De Barkſchul is drim doch net verdorm.

Hei! wie dr Wiſſenſchaft Bære arbt,
Von kratting Händen rohmſch gegarbt!*)
Un weiſt da Wahk zu Ähre un Druſen,
Net zu feng klan, nø, herrling, gruſen.
Su lab denn kinftig, wie heit, wie geſter,
De Klasthaler Barkſchul — Schiler un Maſterl

Ä Schtanderla.

Ärſchtes Lied.

Is elles all ruhig, is ells all zu Bett;
Meine Zitter un icha, mir ſchlofen noch net;
Dorch Garten un Bamer do ſchleichich zu dir
Un ſingder, mei Schatzel, mei Schtanderla vier.

Un de Menſchen ſän ruhig, ſan elle zu Bett.
Abch wærſch an liebſten, ſie hærten mich net.
Doch hærte mich mannicher, wærſchne wull gut;
Vor annern än Barkborſch da Lieb thutt nuth.

*) Da Bære garn = den Bohrer (Gesteinsbohrer) gerben, d. h. tüchtig auf den Bohrer schlagen, fleissig arbeiten (hier bildlich gebraucht).

Un de Vegla fan ruhig, fan eile zu Bett.
Meine Leimmutt (fchloft ruhig) betappelt eich net.
Nehm æner mei Schatzel mir, wærfchmer mei Tud,
Un es is mir mei Schatzel ju falwer fu gut.

Un de Bliemla die fchlummern of grina Bett.
Net feſte mei Liedel eich fchlofen lett.
Un woller gehurt un gefahn in Trahm,
Ihr verzehltane an Morring. Dos woltich ahm.

Doch de Schtarnla die polfen un wolln net zu Bett.
Wærich Schtarn oder Munden, thets falwer wall net;
Durchs Fanſter do polltich die ganfa Nacht.
Doch, jetzt muſſich nein in Wilhalmer Schacht.

Zwætes Lied.

Dreihunnert zahn Lachter in Wilhalmer Schacht,
Do buhrich un fchieß, daſſes dunnert un kracht.
Un bün Fahren un Buhren, do wärd is wull hæß.
Doch mei Schatzel is beimer un trehgtmer dn Schwæß.

Doch mei Schatzel is beimer un trehgtmer dn Schwæß.
Faſt machtichder geſter meine Rua!
Wos rufft mich? Ich horch, kann net von dr Schtet. —
Ene grauſige Laſt vormer niederfchleht.

Ene grauſige Laſt vormer niederfchleht,
Un es wankte de Sul von dan Schlohk dana thet.
Un wenn dei Gebat mich net hette befchitzt,
Su wær mei Gebliet dort unten verfchpritzt.

Su wær mei Gebliet dort untrn verfchpritzt;
Dr Tud hot fan Dolch uns immer gefchpitzt:
Doch fchitzt mich de Lieb un de himmlifche Macht,
Fahr drieſtig ich nein in dn Wilhalmer Schacht.

Drittes Lied.

Ihr Vegla, ihr Bliemla, ihr Schtarnla, hært ahn.
Hot de Lieb un mei Schatzel fu gruſſes gethan,
Su ſagtna, fu blihtna, fu fchtraltna zor Frud,
Un dr Voter in Himmel bewahrmerfch vor Lud.

Nu noch a Neujahrfchwunfch zum Schluß.

1864.

Gut Neijahr, eich druhm in Hærz!
Wos ihr Guts mir hot erwiefen,
Eier liebreich Obfchiedagrießen,
Ach, mei dankbar Harz bewahrts.
Gut Neijahr eich druhm in Hærz!

Gott mit eich, do druhm in Härz
Zu erfahren, wies gekumme,
Dass ich Obschied net genumme,
Bes zum Wiederfahn verschparte.
Gott mit eich, do druhm in Härz!

Bleitmer gut, ihr druhm in Härz
Bes dr Tud mich trifft, dr kalte,
Bin un blei ich eich dr alte;
Manaich Lied ju offenbarte.
Bleit mer gut, ihr druhm in Härz.

Nachschrift.

In dem ersten Artikel ist das Wort schlickern erwähnt. Es bedeutet im Halberstädtischen nicht so viel als „ruscheln", sondern auf dem Eise, auf der „Schlickerbahn" (ohne Schlittschuhe) gleiten.